Allgemeine
Weltgeschichte

von

Georg Weber.

Zweite Auflage
unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidiert und überarbeitet.

Achter Band.
Geschichte des Mittelalters
Vierter Teil.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1885.

Allgemeine Weltgeschichte.

Achter Band.

Allgemeine
Weltgeschichte

von

Georg Weber.

Zweite Auflage.

Unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidiert und überarbeitet.

Achter Band.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1885.

Geschichte

des

Mittelalters.

Vierter Teil.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1885.

Inhaltsverzeichnis.

III. Verfall der Lehnsmonarchie und des Pontifikats und Herausbildung ständischer Verfassungen.

(Zweite Abteilung.)

(Die historische Litteratur, die den folgenden Darstellungen vorzugsweise zu Grunde liegt, ist schon Bd. VII., S. 520 f. aufgeführt. Einzelne Ergänzungen werden gelegentlich Erwähnung finden.)

A. Der Westen Europas während der englisch-französischen Thronfolgekriege. Erste Periode.

I. England, Frankreich und die Niederlande bis zum Tode Karls V. von Frankreich.

1. Der Kampf um die Krone Frankreichs unter Philipp VI. von Valois.

Der englisch-französische Erbfolgekrieg, dessen Ursachen und Veranlassung im vorigen Bande (S. 690) dargelegt worden sind, hat seine welthistorische Bedeutung vorzugsweise darin, daß in ihm alle Prinzipien und Elemente zur Wirksamkeit kamen, welche den Übergang von dem Feudalismus des Mittelalters zu den ständischen Staatsordnungen herbeiführten, indem das freie Bürgertum in das Staatsleben eintrat und als berechtigter Faktor an der Gestaltung der öffentlichen Dinge mitzuwirken begann. Während die beiden Nationen, von denen bisher die Geschicke Europas vorzugsweise bestimmt worden waren, die Deutschen und die Italiener, an den Wunden hinsiechten, welche sie in ihrem Ringen um Herrschaft und Freiheit sich selbst geschlagen, und in ihrer Erschöpfung sich vergebens abmühten, ein würdiges nationales Staatsleben aus eigenen Kräften zu erschaffen, sehen wir an der Nordsee, auf beiden Seiten des Kanals, jenseits der Pyrenäen unter wechselvollen Kämpfen politische Zustände sich entwickeln, welche die Keime gesunder und kräftiger Lebensformen in sich trugen und mit denen nur die gleichzeitigen Schöpfungen in den deutschen Reichsstädten und in der helvetischen Eidgenossenschaft sich vergleichen lassen. Die alten Groß- Bedeutung des Kriegs.

mächte, Kaisertum und Papsttum, hatten auf diese Entwickelung keinen Einfluß mehr; der feudal-hierarchische Lehnsstaat erwies sich als ein morsches Gefäß, das den jungen Most nicht mehr zu fassen vermochte; das aufstrebende nationale Königtum mußte für seine monarchische Staats- und Lebensordnung neue Stützen suchen: damit wurde der Grund gelegt zu einem zukunftsreichen gesellschaftlichen und politischen Neubau. Daß in Verbindung damit auch für das Kriegswesen eine neue Zeit begann, lehrt die Thatsache, daß während dieser Waffengänge zum erstenmal Kriegswerkzeuge, mit Kugeln und Pulver geladen, in Anwendung gekommen sind.

Stellung der Niederlande.

Einen bedeutenden Einfluß auf den Gang des englisch-französischen Kriegs übten Adel und Städte jener niederländischen Provinzen, welche einst als Bestandteile des Herzogtums Lothringen zum Deutschen Reich gehört hatten. Diese Verbindung bestand rechtlich als Begriff noch fort, denn kein Staatsvertrag hatte sie noch gelöst; aber die dadurch begründeten Rechte und Pflichten waren längst außer Übung gekommen; die Grafen von Holland und Flandern, der Herzog von Brabant, die Bischöfe von Lüttich und Utrecht, der Graf von Geldern, den Kaiser Ludwig zum Herzog erhoben, betrachteten sich in ihren Territorien als unabhängige Herren und gedachten ihrer Verbindung mit dem Reiche nur dann, wenn sie in schwierigen Lagen desselben bedurften. Um so mehr war ihre Herrschaft und die des gesamten Adels von dem republikanischen Geist der großen Städte bedroht. Wir haben früher gesehen, welchen Aufschwung die städtischen Gemeinwesen Flanderns und Brabants durch Handel und Industrie im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert genommen. Mit dem Wohlstand hatte sich auch die Freiheit der Kommunen zur Selbstregierung ausgebildet, und die geistige Regsamkeit des Volkes hatte eine Blüte der geistigen Kultur zu Tage gefördert, die mit der der großen Handelsrepubliken Italiens verglichen werden konnte. Während die Bürger in der Feldschlacht mit dem kurzen Schwert und der Armbrust ihre Freiheit verteidigten, fanden sie noch Zeit, die Tuch- und Teppichweberei im größten Maßstab zu betreiben, durch Stiftung der Handelsbörse zu Brügge und durch Einführung der Wechselbriefe den Weltverkehr mächtig zu fördern, durch die Erfindung des Einpökelns der Heringe eine neue Quelle reichen Gewinns zu schaffen; und welchen Aufschwung die schönen Künste, insbesondere die Architektur nahmen, beweisen die herrlichen Kathedralkirchen zu Gent, Brügge, Antwerpen, Mecheln, Brüssel, das Rathaus zu Löwen und viele andere Schöpfungen gotischer Baukunst. Auch Musik und Poesie hatten ihr heiteres Reich in den flandrischen Städten aufgeschlagen. Aber wie in Italien sehen wir auch in den Niederlanden mit der Steigerung des Freiheitssinns und mit der Entfaltung der Kunst und Industrie ein bewegliches Kriegs- und Fehdeleben gleichen Schritt halten.

Holland und Hennegau.

Wir haben im vorigen Bande die bei Ausbruch des französisch-englischen Krieges bestehenden Verhältnisse kennen gelernt: Wilhelm IV. von Holland, ein unruhiger,

wankelmütiger, aber ritterlicher und kriegslustiger Fürst, der durch seine Mutter mit dem englischen und französischen Hof verwandt war, legte kein großes Gewicht in die Wagschale, obwohl er wegen seiner mit Holland vereinigten Stammgrafschaft Hennegau, die abwechselnd von Engländern und Franzosen zu leiden hatte, bald auf dieser, bald auf jener Seite seine Fähnlein ins Feld führte: doch trat er frühe von aller Teilnahme am Kampfe zurück und suchte seinen ruhelosen Geist durch eine Wallfahrt nach Jerusalem und durch einen Feldzug gegen die Litauer an der Ostsee zu befriedigen. Mit ihm erlosch das Hennegausche Dynastengeschlecht und die Parteikämpfe, die über seinem Grabe sich erhoben (VII, 910), gestatteten seinen Nachfolgern keine Einmischung in den fremden Krieg.

Desto tiefer wurden die Fürsten von Brabant und Flandern in den Kampf verflochten. Um alle Rechtsbedenken niederzuschlagen, hatte sich König Eduard III. vom Kaiser Ludwig dem Bayer auf dem glänzenden Hoftag in Koblenz (VII, 902) zum Reichsvikar für die gesamten Niederlande ernennen lassen und sich zugleich den Titel eines Königs von Frankreich beigelegt. So konnten die Flandrer von Lille und Douai, welche dem „französischen König" den Treueid geschworen (VII, 733), ohne wortbrüchig zu erscheinen, sich an Eduard anschließen, und als König Philipp die Stadt Cambrai dem Reiche entriß, erhielten dadurch sowohl Herzog Johann III. von Brabant als die Grafen von Geldern und Jülich und alle die deutschen Fürsten und Großen am Niederrhein, welche von den englischen Hilfsgeldern angelockt wurden, einen Vorwand, zur Wahrung der Reichsrechte unter Eduards III. Fahne zu treten. Nur Graf Ludwig II. von Flandern und Graf Johann von Luxemburg, zugleich König von Böhmen, standen zu Frankreich, jener aus Familieninteresse, dieser als Anhänger der päpstlich-französischen Partei wider den Kaiser. Aber die wichtigste Stütze fand Eduard an den Stadtgemeinden, welche durch Reichtum und Volkszahl zum Bewußtsein ihrer Macht gelangt, mit ihren teuersten Anliegen sich an England gewiesen sahen. Wir wissen, wie sehr die Blüte ihrer Gewerbthätigkeit von der englischen Wolle abhängig war; wenn der König, wie er drohte, die Ausfuhr verbot, so stockte die ganze Industrie und die Arbeiter-Bevölkerung geriet in Not und Aufruhr. In Gent, Löwen, Brügge, Antwerpen, Ypern u. a. O. war aber die Zahl der Tuchwirker und Fabrikarbeiter damals so groß, wie heutzutage in den Manufakturstädten Englands; sie bildeten eine turbulente Menge, welche auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten den größten Einfluß übte und unter einem geschickten Führer eine furchtbare Macht bilden konnte. Einen solchen hatten sie aber gerade damals an Jakob von Artevelde, der gleich einem römischen Volkstribun durch demagogische Talente die beweglichen Gemüter des Arbeiterstandes zu einmütigem Handeln nach gemeinsamen Zielen zu vereinigen verstand. Einem adligen Geschlechte entsprossen hatte er nach einer ereignisvollen Jugend sich der Volkspartei zugewendet und war, in die einflußreiche und angesehene Zunft der Brauer eintretend, bald zu einer so bedeutsamen Stellung emporgestiegen, daß Gent, damals das Haupt unter den niederländischen Städten, ganz unter seiner Leitung stand. Als „Ruwart" von Flandern war er mächtiger als der Graf. Mit Verdruß meldet Froissart, der dem Volksführer nicht hold ist, daß kein Graf, Fürst oder Herzog in irgend einem Lande solche Macht über das Volk besessen habe als der Brauherr von Gent. Er verwaltete die Staatseinkünfte, er führte das Regiment, und wenn er von trotzig prunkenden Trabanten umgeben durch das Gewühl der Straßen schritt, begrüßte ihn jubelnd die Menge und kam seinen Befehlen blindlings nach. Unter seiner Leitung erlangten die Zünfte und die Arbeiterbevölkerung zunächst die Oberhand über die patrizischen Altbürger, und nachdem allerwärts ein demokratisches Stadtregiment mit einer streitbaren Bürgerwehr

Flandern. Artevelde.

aufgerichtet war, trachteten die Kommunen, den Adel aus seiner bevorzugten Stellung zu drängen und auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens mehr Einfluß zu gewinnen. So kam es, daß in Flandern der Adel, der Graf an der Spitze, sich an Frankreich anschloß, wo, wie wir früher dargethan, die Feudalherren das entscheidende Wort führten und die bürgerlichen Elemente samt den Rechtsgelehrten niederzuhalten bemüht waren, die Stadtgemeinden dagegen unter dem Volksführer Artevelde auf England, das Land der Industrie und des parlamentarischen Lebens, ihre Blicke richteten.

Brabant. Anders lagen die Dinge in Brabant. Wenn in Flandern Adel und Bürgertum durch eine weite Kluft getrennt waren, ja selbst öfters mit den Waffen einander gegenüberstanden, so hatte in Brabant der Streit bereits eine Ausgleichung gefunden, so war hier bereits eine Ordnung geschaffen worden, durch welche die bürgerlichen Elemente nicht nur Anteil an dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten, sondern sogar eine überwiegende Stimme erlangt hatten. Nach vielen blutigen Fehden zwischen dem Brabanter Adel und den gewerbfleißigen Städten Mecheln, Löwen, Brüssel u. a. hatte
1312. Herzog Johann II., der Sohn des Siegers von Woringen (VII, 792), kurz vor seinem Tod durch die „Gesetze von Cortenberg" den Grund zu einer ständischen Verfassung gelegt, welche wie die englische Magna Charta die Keime aller der Freiheiten und Rechte enthielt, die in der Folge als „fröhlicher Einzug" (joyeuse entrée) gefeiert, den Stolz und Schild des Brabanter Volks bildeten. Darin waren die Abgaben in genaue Grenzen gewiesen, unparteiisches Gericht zugesichert, den Städten ihre Freiheiten und Privilegien gewährleistet und ein aus drei adligen und zehn bürgerlichen Mitgliedern zusammengesetzter Staatsrat zur Wahrung der Rechte von Fürst und Volk angeordnet; ein späterer Zusatz, die „Brabanter Bulle", fügte noch bei, daß die Brabanter nur vor heimischen Gerichten nach herkömmlichen Volksrechten in Untersuchung genommen werden sollten. Verletzung dieser gesetzlichen Gewährleistungen von seiten der Regierung sollte die Unterthanen von der Pflicht des Gehorsams entbinden. In dem französisch-englischen Krieg stand Herzog Johann III. auf seiten Eduards, hielt sich aber meistens dem Kampfe fern. Mit ihm erlosch 1355 das Löwensche Haus, welches drittehalb Jahrhunderte über Brabant geherrscht hatte, und der Gemahl seiner Tochter Johanna, Wenzel von Luxemburg, Bruder Kaiser Karls IV., vereinigte das Herzogtum mit seinem väterlichen Erbland, nachdem er den Freibrief von Cortenberg bestätigt und mit neuen Freiheiten vermehrt hatte. Wenzel war ein üppiger, geldsüchtiger Fürst, unter dessen Regierung schlimme Zeiten über Brabant hereinbrachen, teils durch Zwietracht zwischen Adel und Städten, teils durch Kriege wider den Grafen von Flandern, dem er Mecheln und Antwerpen abtreten mußte, und gegen die räuberischen Banden der Linfaerts, die unter dem Schutze des Grafen von Jülich das Land unsicher machten. Als Wenzel ohne männliche Erben starb (1383), vermählte seine Witwe ihre Tochter Johanna mit dem zweiten Sohn des Grafen von Flandern und legte dadurch den Grund zur Vereinigung der beiden Staaten in dem burgundischen Herzogtum.

Robert von Artois. Bei den Unterhandlungen mit den niederländischen Fürsten bediente sich Eduard III. eines Mannes, den Froissart als den Hauptanstifter des Krieges bezeichnet — des Grafen Robert von Artois. Im Vertrauen auf seine Verwandtschaft mit dem Hause Valois hatte Robert gegen seine Muhme Mathilde, Gemahlin des Herzogs Otto IV. von Burgund, Ansprüche auf die Grafschaft erhoben und sein Recht durch gefälschte Urkunden und erkaufte Zeugen zu beweisen gesucht. Als er nicht durchzudringen vermochte und wegen gefährlicher Umtriebe von dem Pairsgericht zur Verbannung und zum Güterverlust verurteilt ward, schwur er Rache. Als Kaufmann

verkleidet, flüchtete er sich zu König Eduard und setzte, gereizt durch die Nachricht, daß seine Gemahlin, König Philipps eigene Schwester, nebst ihren Kindern in französischen Festungen unter Aufsicht gestellt worden, alle Hebel in Bewegung, um denselben zu vermögen, seine Ansprüche auf die französische Krone geltend zu machen. Seine Anstrengungen waren lange fruchtlos. Erst als der französische Hof sich immer inniger mit den Schotten verband und denselben in ihren Kämpfen gegen England fortwährend Hilfe und Vorschub leistete, als Angriffe gegen die englischen Besitzungen an der Garonne das Gelüsten der Franzosen nach jenen Territorien verrieten, als eine im Kanal kreuzende französische Flotte die Inseln und die englischen Küsten- und Hafenstädte beschädigte und die Handelsschiffe in ihren friedlichen Geschäften störte, da entbrannte Eduards Zorn und er gab den aufreizenden Worten Roberts Gehör. Wir wissen, wie bereitwillig die englische Nation den König in seinem kriegerischen Vorgehen unterstützte: es handelte sich um die Sicherheit der Schiffahrt und des Handelsverkehrs, um die Herrschaft im Kanal und den angrenzenden Meeren, um die nationale Ehre und Machtstellung Englands, und für solche Güter schien kein Opfer zu groß.

Das erste Kriegsjahr brachte indessen dem englischen König keine Erfolge. Anfang des Krieges.
Die Belagerung von Cambrai war erfolglos; die deutschen Fürsten und Herren Sept. 1339.
griffen zwar begierig nach dem englischen Gold, waren aber säumig in der Waffenhilfe; der Bund mit dem gebannten Kaiser bewirkte, daß der Papst sich zürnend von Eduard wandte und noch eifriger für Frankreich Partei ergriff; und als der englische König an der Spitze des gemischten Heeres unter großen Verwüstungen an die französische Grenze rückte, nahm Philipp die angebotene Okt.
Schlacht nicht an. Philipp VI. erkannte mit richtigem Blick, daß die hohen Ausgaben, die späte Jahreszeit und die geringe Kriegslust der Verbündeten den Gegner bald zum Abzug nötigen würden, und hielt es daher nicht für ratsam, das Schicksal seines Reichs von dem Ausgang einer Schlacht abhängig zu machen. Bei Anbruch des Winters zogen beide Könige ab, Philipp nach Paris, Eduard nach Antwerpen. Der Feldzug hatte keinem Lorbeern eingetragen; aber der größere Schaden war auf seiten der Engländer. Eduard ließ sich jedoch nicht abschrecken. Zu Anfang des nächsten Jahres legte er sich feierlich den Titel 1340.
„König von England und Frankreich" bei, nahm die gekreuzten Wappen beider Reiche, die Lilien mit den Leoparden in sein Staatssiegel auf und verkündigte in einem an die Geistlichkeit, den Adel und den Bürgerstand von Frankreich gerichteten Manifest, daß er das ihm nach Erbrecht zugefallene Königreich an sich genommen habe. Er versprach, die guten Gesetze, wie sie zur Zeit des heil. Ludwig bestanden, herzustellen, alle Mißbräuche in der Münzprägung und Besteuerung zu beseitigen und nur nach Rat und mit Zustimmung der Pairs, der Prälaten, der Großen und Getreuen des Reichs zu regieren. Zugleich erneuerte er die Verträge mit den flandrischen Städten, machte neue Anlehen bei der deutschen Kaufmannsgilde in London und bei den Brüsseler Bürgern und brachte das Parlament in Westminster durch günstige Verheißungen zu weitgehenden Bewilligungen.

Diese Anstrengungen trugen den Engländern gute Früchte. In den ersten

Seeschlacht von Sluys. 1340. Frühlingstagen war ein französisches Landheer an die flandrische Grenze vorgerückt, um die Bundesgenossen Eduards zu züchtigen, während eine französische Flotte, durch gemietete genuesische Galeeren verstärkt, englische Schiffe wegfing, die Küsten verwüstete und ausplünderte und sich dann, um die Landung der Feinde zu verhindern, vor dem Hafen von Sluys in Flandern aufstellte. Hier 24. Juni 1340. ereignete sich im Juni eine Seeschlacht, wie noch keine zuvor in jenen Gewässern geliefert worden war. Lange versuchten die englischen Fahrzeuge die in vier Treffen geordnete und mit Ketten und Tauen aneinander geschlossene französisch-genuesische Flotte zu durchbrechen; erst als die Feinde, durch eine Scheinflucht getäuscht, die Bande lösten und sich zur Verfolgung wandten, erlangten die Engländer, hauptsächlich durch die Gewandtheit und Geschicklichkeit ihrer Armbrustschützen, einen glänzenden Sieg. Nur wenige genuesische und normännische Galeeren retteten sich unter dem Dunkel der Nacht, die übrigen fielen dem Feinde als Beute zu. Der Verlust der Franzosen an Toten und Gefangenen wird auf 30,000 angegeben. Die französische Marine war vernichtet und die Valois vermochten nicht das Übergewicht Englands zur See zu verhindern. Waffenstillstand. 1341. 1342. Groß war der Jubel an der Themse, an der Maas und am Niederrhein über den Sieg bei Sluys, der die Kaufmannsschiffe vor Seeräuberei sicher stellte und Handel und Verkehr in neuen Aufschwung brachte. Aber für den Ausgang des großen Kampfes blieb die glorreiche Kriegsthat ohne wesentliche Bedeutung. Die Unternehmungen zu Lande, zu denen jetzt Eduard schritt, hatten so wenig Fortgang wie im vorhergehenden Jahr; die Belagerung von Tournay zog sich in die Länge; der König von Frankreich ließ sich nicht bewegen, seine durch Sümpfe und Schanzwerke gesicherte Stellung aufzugeben, die deutschen und niederländischen Hilfsmannschaften, verstimmt über die rückständige Löhnung, drangen auf Abzug; wiederum waren die Geldmittel Eduards erschöpft. Daher erregte es allgemeine Freude, als die Gräfin Johanna von Hennegau, die Schwester des französischen und Schwiegermutter des englischen Königs, den 25. Sept. 1341. Waffenstillstand von Esplechin vermittelte, während dessen Dauer, die durch Verlängerung auf Mittsommer 1342 ausgedehnt ward, ein freier und friedlicher Verkehr zwischen allen am Kriege beteiligten Völkerschaften zu Wasser und zu Land bestehen sollte.

Der englische König schien die Lust an dem Eroberungskrieg verloren zu haben. Die schwankende Haltung des Kaisers Ludwig (VII, 905), die Selbstsucht der niederrheinischen Fürsten und Herren, welche Subsidiengelder bezogen, aber die vertragsmäßige Waffenhilfe nicht leisteten, die Rücksicht auf die Lage seines Reichs und auf die Nachteile, welche der Krieg dem Handels- und Verkehrsleben brachte, dämpften seine Kriegslust. Er hatte wohl nie im Ernst gehofft, die französische Krone mit der englischen vereinigt zu tragen; gegen eine billige Ausgleichung mochte er seine Ansprüche aufgeben; schon waren Friedensunterhandlungen eingeleitet. Aber so rasch sollte der begonnene Kampf

nicht zu Ende gehen, sollte die Rivalität der beiden Nationen nicht beschwichtigt werden. Noch vor Ablauf des verlängerten Waffenstillstandes boten die Vorgänge in der Bretagne einen neuen Anlaß zu Streit und Einmischung, die bald weitere Dimensionen annahmen.

In jener entlegenen, von Gebirgen durchzogenen, von Schluchten und Spalten zerrissenen Halbinsel, an deren steilen Felsenküsten die hohen Wogen des sturmgepeitschten Meeres in mächtiger Brandung emporrauschen, wo in den von Gehölz, Brombeergebüschen und Heiden überdeckten Thälern und Ebenen unter einem düsteren Klima ein rauher, ernster Volksstamm in alter Einfachheit und kriegerischer Abhärtung sein einförmiges Leben verbrachte, die alten Volkslieder und nationalen Sagen in seiner phantasievollen Seele treu bewahrend, in jenem „Schottland des Kontinents", war ein Erbfolgestreit ausgebrochen, dessen Entscheidung entweder Frankreichs oder Englands Übergewicht in dem noch fast unabhängigen Lande begründen mußte. Seit der Ermordung Arthurs (VII, 618) und der Vermählung seiner Halbschwester Alice mit Peter Mauclerc, Grafen von Dreux, aus dem Capetingischen Hause, besonders seit Philipp der Schöne den Enkel Mauclercs, Johann II. zum Herzog und Pair von Frankreich erhoben (1298), war der französische Einfluß in der Bretagne gewachsen, wenn schon die Herzöge selbst als Besitzer der Grafschaft Richmond auch zugleich im Lehnsverband des englischen Königs standen und der einheimische Adel vielfach durch normännische Geschlechter gekreuzt war. Bei dem bretonischen Volke dagegen, das in seiner Armut und Abgeschlossenheit jeder Kultur fern geblieben war, mit Seefahrt, Fischfang und Feldbau sich beschäftigend, hatte weder die ritterliche Bildung Frankreichs, noch das Kommunal- und Industrieleben Englands Eingang gefunden. Nun geschah es, daß bei dem kinderlosen Ableben des Herzogs Johann III. über die Erbberechtigung sich ein heftiger Streit erhob zwischen seiner Nichte Johanna, welche an Karl von **Blois**, Philipps VI. Neffen, vermählt war, und seinem Stiefbruder Johann, welcher von seiner Mutter die Grafschaft **Montfort** geerbt hatte. Der französische König und das Pariser Parlament erklärten sich für Johanna und Karl, während König Eduard den andern Bewerber als Herzog anerkannte und mit der Grafschaft Richmond belehnte. So erlebte die Welt das eigentümliche Schauspiel, daß beide Könige in der Bretagne das Erbfolgerecht anerkannten, das sie in ihrer eigenen Streitsache verwarfen, daß Philipp im Widerspruch mit dem salischen Gesetze, auf Grund dessen er die französische Krone trug, sich für die Erbtochter Johanna erklärte, Eduard III. dagegen, der im Namen seiner Mutter die Herrschaft in Frankreich als sein Recht ansprach, dem männlichen Erben den Vorzug gab. Die Berufung auf nationales Herkommen in der Halbinsel hatte eine schwache Rechtsbasis; was bei dem Haupte und Stamme Geltung haben sollte, mußte auch bei den Gliedern und Zweigen in Anwendung kommen.

Parteikrieg in der Bretagne. 1341–1343.

30. April 1341.

Der französische Königssohn Johann, der mit einem ritterlichen Heer an die untere Loire rückte, brachte durch List und Gewalt die Stadt Nantes zur Unterwerfung und führte den Grafen von Montfort als Gefangenen nach Paris; allein seine Gemahlin Johanna von Flandern, eine heldenmütige Frau, verteidigte das Land mit der größten Entschlossenheit, bis Eduard, dessen Beistand sie angerufen, ihr englische Armbrustschützen unter Walter de Manny und Robert von Artois zu Hilfe schickte. Nun entbrannte ein wütender Krieg. Vor Vannes empfing Robert von Artois eine schwere Wunde, die ihn bald nachher zu London ins Grab stürzte; als aber im Herbst Eduard selbst mit Verstärkungen über den Kanal setzte und unterstützt von den Eingeborenen, die größtenteils auf seiten Montforts standen, den Franzosen erfolgreichen

1342.

Jan. 1343. Widerstand leistete, wurde unter Vermittelung des Papstes abermals ein Waffenstillstand auf Grund der bestehenden Verhältnisse geschlossen.

Die heroische Gräfin folgte mit ihren Kindern dem König nach London, ihren Gemahl aber hielt Philipp gegen die Übereinkunft in Haft. Er entkam zwar nach einiger Zeit aus
1345. dem Louvre und leistete dem englischen König persönlich in London die Huldigung, aber noch
26. Sept. in demselben Jahr starb er zu Hennebont, wohin er mit seiner Gemahlin und einigen Rittern zurückgekehrt war. Doch Eduard erklärte, daß er die Ansprüche des Sohnes seines getreuen Lehnsmannes und der heroischen Johanna auf das Herzogtum aufrecht erhalten und beschützen werde.

Lage und Stimmung. Papst Clemens VI. gab sich vergeblich Mühe, den Waffenstillstand in einen Frieden zu verwandeln. Aber bei der Stellung des päpstlichen Stuhles zu Frankreich war für den englischen König wenig Aussicht zu einem unparteiischen Richterspruch, und der Eifer, mit dem beide Monarchen die Jahre der Ruhe zu ausgedehnten Rüstungen und zur Beschaffung neuer Geldmittel verwendeten, bewies deutlich, daß man wenig Vertrauen auf die Ausgleichungsversuche in Avignon setzte. In England wurde die Wollausfuhr so schwunghaft betrieben, daß man am Pariser Hof den englischen König als „Wollhändler“ bezeichnete, und als Philipp dem ganzen Lande eine Salzsteuer, Gabelle, auflegte und den Salzhandel zum königlichen Monopol machte, hörte man in London die witzige Äußerung, nun regiere König Philipp von Valois in Wahrheit nach dem „salischen“ Gesetz. Besonders fühlte sich Eduard beleidigt, als der französische Hof mehrere bretonische Edelleute, unter ihnen Olivier von Clisson, wegen geheimen Einverständnisses mit England, in Gefangenschaft führen und enthaupten ließ. Er erblickte darin einen Bruch des Waffenstillstandes und traf Vorkehrungen zur Erneuerung des Krieges.

In den Jahren 1345 und 1346 herrschte von der Mündung der Schelde bis an die Dordogne Waffengetöse und Kriegslärm; mit ehernem Tritt durchzogen gewaltige Heerscharen die Länder des westlichen Frankreich, Felder zertretend, Burgen zerstörend, Städte verwüstend. Es wurde früher erwähnt (VII, 693 f.), wie eifrig die englische Nation auf des Königs Kriegspläne einging: bereitwillig brachten die Stände die größten Opfer, und vertrauensvoll gewährte die Krone dem Volke politische Rechte und förderte die freiheitliche Entwickelung. Der Thron ruhte auf einer breiten nationalen Unterlage, das englische Volk hatte die dynastischen Interessen der Plantagenets zu den seinigen gemacht; der Krieg gegen Frankreich wurde als Nationalkrieg angesehen: die Geistlichkeit versprach auf drei Jahre den Zehnten; die Kommunen und die Kaufmannsgilden leisteten große Zahlungen, der Adel übernahm freudig den Waffendienst nach dem Auslande; von den Waliser und schottischen Grenzen zogen die abgehärteten Scharen der Armbrustschützen nach der südlichen Küste, um auf den zahlreichen Fahrzeugen, die in Southampton und Portsmouth im Hafen lagen, über den Kanal zu setzen, die Brust gehoben von vaterländischem Hochgefühl. König Eduard III. mochte damals die stolze Hoffnung in sich

tragen, die alten Besitzungen der Plantagenets wieder zu gewinnen und sich dort ein Standlager für weitere Eroberungen zu schaffen. Die Lage der Dinge in Frankreich, wo zu der neuen „Gabelle“ noch eine drückende Steuer auf alle zum Verkaufe gebrachten Waren gefügt ward, wo die Münzfälschungen den Handel störten und das öffentliche Vertrauen erschütterten, wo das Getreide vom Markt zurückgehalten wurde, also daß Teurung und Hungersnot einriß und der Kornhandel bei schweren Strafen und mit Festsetzung eines Maximum des Preises geboten werden mußte, war geeignet, ihn in seinen hochfliegenden Plänen zu bestärken. Bei der Mißstimmung des Südens über die verderblichen Steuer- und Münzordonnanzen konnte ein erfolgreicher Waffengang an der Garonne von den größten Wirkungen sein. In der Bretagne war die englische Partei der Montforts im Vorteil; vor Bergerac an der Dordogne trug Graf Derby, später Herzog von Lancaster, Eduards III. Vetter, einen Sieg davon, der die Eroberung alles Landes zwischen der Garonne und Charente durch die Engländer zur Folge hatte; in Gent arbeitete Jakob von Artevelde ganz im Interesse des Inselkönigs: auf einer persönlichen Zusammenkunft in Sluys wurde der Plan verabredet, den Prinzen von Wales zum Grafen von Flandern zu erheben. Welche Zukunft eröffnete sich damals dem Hause Plantagenet! Glänzender als in den Tagen Heinrichs II. schien die Herrschaft des Hauses auf beiden Seiten des Kanals aufzuleben.

Aber in ihrem ganzen Umfange sollten diese Ziele nicht erreicht werden. Die Erfolge Derbys im Süden wurden durch eine unerwartete Katastrophe im Norden aufgehoben. (Artevelde Ausgang. 1345.) So viele Mühe sich Artevelde gegeben hatte, die Bürgerschaften der flandrischen Städte zu gemeinsamem Handeln fortzureißen, dennoch fanden seine patriotischen Bestrebungen mancherlei Hemmungen durch den engherzigen Sondergeist der Zünfte, und den Neid der kleineren Landstädte auf die überwiegende Macht der großen Fabrikstädte. In Gent hatten die Walker, gereizt, daß die reiche und mächtige Weberzunft ihnen den Lohn zu kürzen und sie in einer untergeordneten Stellung zu halten suchte, einen Aufstand gemacht, waren aber in einem blutigen Straßenkampf überwunden worden. Darüber entstand eine gewaltige Aufregung und Erbitterung, die sich bald über ganz Flandern verbreitete. Artevelde wurde der Bewegung nicht Meister, vielmehr zog er sich durch seine vermittelnde Thätigkeit den Haß der Tuchfabrikanten zu. In ihrer Leidenschaft vergaßen diese, wie viel Artevelde zur Blüte ihres Geschäftes beigetragen, und gaben den aufreizenden Reden seines Gegners Gerhard Denys Gehör. Zugleich wandten sich die kleineren Städte, die dem Volksführer die Bevorzugung der großen Handelsplätze nicht verzeihen konnten, von ihm ab; sein Versuch, das Land dem englischen Königssohn zuzuwenden, wurde als Verrat erklärt; es hieß, er wolle die Schätze Flanderns an König Eduard ausliefern. Bald erhob sich ein mächtiger Sturm gegen ihn; er flüchtete sich nach Gent, wo er bisher eines königlichen Ansehens genossen. Allein er sollte bald die Wandelbarkeit der Volksgunst erfahren. Ein von Denys geführter Haufen umstellte sein Haus und bedrohte sein Leben. Umsonst versuchte er noch einmal durch die Kraft seiner Beredsamkeit, womit er sonst die Menge beherrscht, auf die Gemüter zu wirken: seine Stimme wurde durch das wilde Geschrei des aufgereizten Volkes übertönt. Tod dem Verräter war die Losung der Schrecklichen. Entsetzt suchte Artevelde zu entfliehen, um in einer nahen Kirche ein Asyl zu

19. Juli 1345. suchen; er wurde ergriffen und an der Schwelle seines Hauses von zahllosen Streichen niedergeschlagen. So starb der patriotische Mann, dem die flandrischen Städte ihre Freiheit und ihren Wohlstand vorzugsweise zu danken hatten. Sein Fall war für Eduard ein unersetzlicher Verlust, zumal zwei Monate nachher auch sein Schwager Sept. 1345. Wilhelm IV. von Holland und Hennegau, im Kampf wider die Friesen erlag (VII, 910), und die bayrische Dynastie, welche nunmehr die Herrschaft in den Niederlanden antrat, zu Frankreich neigte.

Eduard an der Seine. 1345. 1346. König Eduard verlor jedoch den Mut nicht. Um die Zeit, da sein Bundesgenosse Artevelde unter den Mörderhänden blutete, setzte er mit einer streitbaren Mannschaft über den Kanal, um die Normandie, das Stammland seiner Ahnen, zurückzuerobern. Beim Landen an der Halbinsel Cotentin strauchelte sein Fuß und er fiel zur Erde. Als seine Begleiter darin eine schlimme Vorbedeutung erkennen wollten, beruhigte er sie mit den Worten: „das Land sehnt sich nach mir!" Er konnte sich jedoch bald überzeugen, daß er zu viel gesagt hatte. Die Normandie war schon zu fest mit dem übrigen Frankreich verwachsen, als daß sich noch englische Sympathien geregt hätten; die Herrschaft der Normannenkönige aus dem Inselreiche gehörte der geschichtlichen Vergangenheit an; das lebende Geschlecht fühlte und dachte französisch. Eduard mußte sich seinen Weg mit dem Schwert bahnen. Ergrimmt über den Widerstand verheerte er das Land und gab die reiche Fabrikstadt Caen der Plünderung preis. Sengend und brennend zogen dann die Engländer bis an das Ufer der Seine bei Pont de l'Arche; da sie aber die Brücken zerstört fanden und auf der andern Seite zur Deckung von Rouen ein großes französisches Heer aufgestellt war, so rückten sie auf dem südlichen Ufer des Flusses auf Paris los. Wohin sie ihren Weg richteten, entflohen die Bewohner nach allen Seiten; bis nach Poissy und St. Germain en Laye wurde alles mit Feuer und Schwert verwüstet; von den Türmen der Hauptstadt sah man die Flammen zum Himmel emporsteigen.

Der Tag von Crecy. Aug. 1346. Nun aber trat eine Wendung ein. König Philipp hatte mittlerweile sein Heer beträchtlich verstärkt. Nicht nur aus Frankreich waren die Kronvasallen mit ihren Fähnlein herbeigezogen, auch König Johann von Böhmen und sein Sohn Karl, von den deutschen Fürsten bereits als römischer König anerkannt, ferner König Jakob II. von Mallorca und viele Verbündete aus Lothringen und vom Niederrhein hatten sich unter die Oriflamme gereiht. Man berechnete das Heer auf 8000 Reiter und 60,000 Mann Fußvolk, darunter 6000 genuesische Bogenschützen. Einer solchen Übermacht gegenüber wurde die Lage der Engländer in einem verwüsteten Lande, fern vom Meer und ohne Zufuhr bedenklich. Eduard beschloß daher schnell nordwärts zu ziehen, um das befreundete Flandern zu erreichen, wo er neue Hilfstruppen erwarten durfte. Nachdem er mit Kühnheit und strategischem Geschick die Seine überschritten, gelangte er über Pontoise und Beauvais an die Somme. Aber das französische Heer folgte ihm auf dem Fuße. Unter steten Kämpfen setzten die Engländer, da alle Brücken abgebrochen waren, unweit Abbeville auf einer Furt über den Fluß

und lagerten sich ermattet im Walde von Crecy. Hier wurden sie von dem überlegenen Feind eingeholt und zur Schlacht gezwungen. Die Franzosen er- 25. Aug. warteten einen zweiten Tag von Bouvines; alle Vorteile waren auf ihrer Seite. Aber durch das Kriegstalent des englischen Königs, dem sein sechzehnjähriger Sohn Eduard als Führer des zweiten Treffens zur Seite stand, und durch die Kühnheit und Tapferkeit der Waliser Armbrustschützen erfochten die Engländer den glänzendsten Sieg. Der Verlust der Franzosen war unermeßlich. Die Zahl der Gefallenen soll sich auf 1600 Barone, 4000 Edelknappen und 20,000 gemeine Krieger belaufen haben. Die genuesischen Bogenschützen, die von den stärkeren Insulanern zurückgeworfen zwischen den Feinden und der französischen Ritterschaft ins Gedränge kamen, wurden gänzlich aufgerieben. Unter den erlauchten Häuptern, welche das Schlachtfeld deckten, befanden sich die Grafen von Alençon, Flandern, Savoyen, Blois, Bar, Auxerre, St. Pol, Sancerre u. a., ferner der Herzog von Lothringen und die Bischöfe von Sens und Nimes. Auch der alte blinde Böhmenkönig schloß, wie früher erwähnt (VII, 913) im Schlachtgetümmel von Crecy sein vielbewegtes, abenteuerliches Leben. Sein Sohn entging dem gleichen Geschick durch schnelle Flucht. Bis tief in die Nacht dauerte das Kämpfen und Morden. Schon stand der Mond hell am Himmel, als König Philipp, der sich durch persönliche Tapferkeit vor allen hervorgethan, fast mit Gewalt von dem Grafen von Hennegau zum Abzug bewogen ward Es war ein Triumph, wie England noch keinen erlebt: auf seinem eigenen Gebiet war der Lehnsherr seinem Vasallen erlegen; die Blüte des französischen Adels, jene schwergerüstete Ritterschaft, samt dem Streitroß in Eisen gekleidet, war unter den Pfeilen und kurzen Schwertern englischer Wehrmänner aus dem Volke, unter den Streichen irischer und walisischer Lanzen- und Keulenträger in den Staub gesunken; es war ein Sieg der Popularen über den Feudalismus, der leichtbewaffneten Kriegsscharen über die geharnischten Reiterheere, vielleicht auch des neuen Geschützes über die schild- und helmbewehrte Ritterschaft.

Der Tag von Crecy stellte die Herrschaft Englands auf dem Kontinente wieder her. Wenngleich Eduard sich nicht stark genug fühlte, seinen Weg von neuem auf die Hauptstadt zu richten, so suchte er doch einen Standpunkt zu gewinnen, der ihm jederzeit einen sichern Einzug nach Frankreich gewähren sollte. Dazu ersah er sich die günstig gelegene Seestadt Calais, dort wo der Kanal am schmalsten ist und von Dover aus in kurzer Fahrt leicht durchschnitten werden kann. Aber es war ein schwieriges Unternehmen. Eduard sah bald ein, daß er die feste, wohlverteidigte Stadt nicht im Sturm erobern könne; er beschloß daher, sie durch Abschneidung jeglicher Zufuhr zu bezwingen, und ordnete eine enge Blokade zu Wasser und zu Land an. Während die Flotte den Hafen belagert hielt, erstand unter den Mauern eine Bretterstadt mit Strohdächern zum Sept. Schutze gegen Unwetter und Kälte. Die erfreulichen Nachrichten aus dem südwestlichen Frankreich, wo Graf Derby die Charente überschritt, St. Jean

Belagerung von Calais. 1346. 1347.

d'Angely und Poitiers erstürmte und mit reicher Beute beladen ungefährdet nach Bordeaux zurückkehrte, und aus Northumberland, wo der schottische König David bei Nevils Croß geschlagen und als Gefangener weggeführt ward (VII, 694), erhöhten seine Zuversicht. Auch in der Bretagne war die Montfortsche Partei im Vorteil; Karl von Blois und dreißig Ritter seines Anhangs gerieten vor der Burg Roche-Derrien in Gefangenschaft und mußten nach England wandern.

Frankreichs schlimme Lage. So lange das Capetingische Haus auf dem Thron von Frankreich saß, war noch keine so schlimme Zeit über das Reich gekommen. Die Blüte der Ritterschaft, auf welche Philipp sein Vertrauen gesetzt, ruhte unter der Scholle; die Städte, hinter dem Adel zurückgesetzt und von Lasten gedrückt, waren unzufrieden, und wenn auch der Febr. 1346. König im vorhergehenden Jahr durch Reichstagsbeschlüsse die schreiendsten Mißbräuche beseitigt, die Aufhebung der Gabelle nach dem Krieg in Aussicht gestellt und durch Verheißungen für die Zukunft eine bessere Stimmung zu erzeugen gesucht hatte, die Not des Landes nach der Schlacht von Crecy machte jede Erleichterung unmöglich und 1347. trieb ihn zu neuen drückenden Maßregeln. Nicht genug, daß er in der Osterwoche auf einer Reichsversammlung zu Paris die Stände zu großen Leistungen an Geld und Mannschaft anhielt und von den kirchlichen Gütern sich den Zehnten zuteilen ließ, er verminderte auch wieder den Gehalt der Münzen und erpreßte von Lombarden und Juden wegen angeblichen unerlaubten Wuchers namhafte Geldsummen. Kriegshilfe von auswärts war nicht in Aussicht. Graf Ludwig von Flandern, nach seinem Geburtsort von Male genannt, Sohn und Nachfolger des bei Crecy gefallenen Grafen gleiches Namens, teilte zwar die französische Gesinnung seines Vaters und entzog sich durch die Flucht nach Paris der verhaßten Vermählung mit Isabella von England, wozu ihn die Stände zwingen wollten, allein dadurch wurde der Bund zwischen König Eduard und den Flandrern um so fester geknüpft, so daß sie ihn bei der Belagerung von Calais kräftig unterstützten. Die Regierung Philipps war ohne Macht und Ansehen; die Beamten veruntreuten die öffentlichen Gelder, die Richter waren käuflich, die Vasallen ohne Dienstbeflissenheit.

Fall von Calais. 1347. Unter diesen Umständen wurde Calais, trotz der heldenmütigen Verteidigung der Besatzung unter Johann von Vienne und der mutigen Haltung der Bürgerschaft nach einer mehr als achtmonatlichen Belagerung zur Ergebung gezwungen. Im Juli schien den Bedrängten noch einmal ein Hoffnungsstrahl zu leuchten, als sie auf den nahen Höhen die französischen Fahnen wehen sahen; aber das Heer, das Philipp zum Entsatz herbeigeführt, war unzureichend. Nach einigen Tagen trat es den Rückzug an. Nun erschienen sechs der edelsten und reichsten Bürger, die nach dem Vorgange von Eustache de St. Pierre sich für die Gesamtheit zu opfern erboten, in demütiger Haltung, den Strick um den 4. Aug. 1347. Hals, im englischen Lager und überreichten die Schlüssel der Stadt. Sie erwarteten den Tod, denn sie wußten, wie sehr Calais den Zorn des Königs gereizt hatte. Und in der That war auch Eduard willens, die Schuldigen am Galgen sterben zu lassen; nur der Fürbitte der Königin verdankten sie ihr Leben. Doch mußten die Bürger die Stadt räumen; von ihrer Habe durften sie bloß so viel mitnehmen, als sie tragen konnten. Nachdem die Unglücklichen unter Thränen

und Wehklagen in langer Reihe ausgewandert waren, hielt Eduard seinen Einzug in die verlassene Stadt und wies die Häuser englischen Ansiedlern, die, durch große Rechte und Freiheiten angelockt, sich daselbst niederließen, zur Wohnung an. Nur solche, denen die heimische Stätte mehr am Herzen lag als das Nationalgefühl und die sich bereit zeigten, dem englischen König Treue und Gehorsam zu geloben und englische Unterthanen zu werden, durften wieder einziehen. In ihrer Zahl war auch Eustache, der in seiner Vaterstadt sterben wollte. So kam Calais unter die Herrschaft Englands; und so fest wurde durch den Wechsel und die Mischung der Bevölkerung diese Herrschaft gegründet, daß sie zwei Jahrhunderte dauerte.

Diese Unfälle brachen die Kampflust und das Selbstvertrauen des französischen Waffenstillstand. Königs und seiner Ritterschaft, und da die Geldmittel erschöpft waren und neue Forderungen unmöglich, so trat das Bedürfnis einer längern Waffenruhe dringend hervor. Schon während der Belagerung von Calais hatten die Legaten des Papstes versucht, einen Ausgleich zu stande zu bringen: aber Eduards Forderungen schienen dem Valois zu hoch. Erst nach dem Falle der Seefeste, da auch in England die Kräfte erschöpft waren, kam ein Waffenstillstand zum Abschluß, in den auch die übri- 28. Sept. 1347. gen am Kriege beteiligten Staaten und Fürsten einbegriffen waren. Zunächst auf ein Jahr geschlossen, wurde er in der Folge noch weiter verlängert. Nur in Guienne und in der Bretagne fanden nach einiger Zeit neue Kämpfe statt, die aber auf den weltgeschichtlichen Gang geringen Einfluß hatten.

Das entsetzliche Elend, das bald darauf durch die große Pest über Europa her- Elend und Pestilenz. 1348. einbrach und eine Auflösung aller gesellschaftlichen Verhältnisse Teurung und Judenverfolgungen und die Wanderzüge der Geißler im Gefolge hatte, machte auf die Gemüter einen überwältigenden Eindruck und lenkte die Blicke der Menschen auf die innern Gebrechen und Notstände. Man zitterte vor den Strafgerichten Gottes und trug Scheu, den schrecklichen Tod, der ganze Zeugungen dahinraffte und Städte und Dörfer verödete, noch durch blutige Waffenthaten in seinem Wüten zu unterstützen.

Die Unfälle, welche König Philipp VI. durch die Engländer erlitt, wurden Erwerbung der Dauphiné. 1349. einigermaßen ausgeglichen durch wichtige Erwerbungen im Süden. Das Grafengeschlecht von Viennois hatte allmählich den größten Teil des Landes zwischen Rhone und Alpen an sich gebracht und sich den Titel „Dauphin" beigelegt. Der mächtigste und reichste Fürst dieses Landes, Humbert II., sollte auch der letzte sein. Durch ein tragisches Geschick hatte er seinen einzigen Sohn in jungen Jahren verloren. Der Knabe war aus den Armen des Vaters zum Schloßfenster heruntergestürzt und auf dem Pflaster zerschmettert. Seitdem suchte der Dauphin bald in Kreuzzügen und phantastischen Kriegsunternehmungen, bald in wilden Ausschweifungen und Verschwendungen Zerstreuung. Um die notwendigen Geldsummen zu erschwingen, verkaufte er allmählich alle Besitzungen, die er in der Normandie und anderwärts besaß, und ließ sich zuletzt durch den Kanzler Wilhelm Flotte, den Sohn des berühmten Peter Flotte, zu einem Vertrag mit dem französischen Königshause bewegen, kraft dessen gegen die Summe von 120,000 florentinischen Goldgulden nach seinem Ableben die Dauphiné an König

Philipps Enkel Karl, den jungen Sohn des Thronfolgers Johann, fallen sollte. Einige Zeit nachher beschloß Humbert, die Ruhe der Seele, die er vergebens in Zerstreuung und Weltlust zu erjagen gestrebt, in einem Dominikanerkloster zu
1349. suchen. Er übertrug daher in einer feierlichen Versammlung zu Lyon dem künftigen französischen Thronerben alle seine Länder unter Gewährleistung der alten Rechte und Freiheiten, überreichte ihm das alte Schwert der Dauphiné, das Georgsbanner und die andern Insignien der Herrschaft und forderte Edle und Volk auf, ihrem neuen Herrn den Treueid zu leisten und zu huldigen. Von der Zeit an führte der Erbe der französischen Krone den Titel Dauphin.

Erwerbung von Montpellier. Um dieselbe Zeit machte das französische Herrscherhaus noch eine andere wichtige Erwerbung. Es wurde früher erwähnt (VII, 540), daß die Balearen, nebst Montpellier, Roussillon und einigen andern Besitzungen zu einem eigenen Königreich unter einer Nebenlinie des aragonischen Fürstengeschlechts vereinigt waren, eine unglückliche Schöpfung, die keine Lebenskraft hatte und in der dritten Generation erlosch. Jener König Jakob, der bei Crecy unter der Oriflamme stritt, geriet bald nachher mit seinem Verwandten, Pedro IV. von Aragonien, in einen Streit. Um die nötigen Geldmittel zu dem Kampfe zu beschaffen verkaufte er dem französischen König Philipp VI. die Stadt Montpellier und andere kleine Lehnsherrschaften in Frankreich. Wir werden später seinen tragischen Ausgang erfahren. Montpellier aber und die Umgegend verblieb den Valois, die kurz zuvor auch wieder in Flandern zu einigem Einfluß gelangt waren. Graf Ludwig von Male, der sich in Paris mit einer Tochter des Herzogs von Brabant vermählt hatte, war wieder zum Besitz seiner Grafschaft gelangt und wußte sich durch Strenge und Gewaltthätigkeit in seiner Stellung zu behaupten. Ein verschwenderischer Fürst, stets umgeben von Gauklern, Sängern und lustigen Gesellen, und zu Turnieren und ritterlichen Festen und Fehden geneigt, geriet Ludwig von Male bald in Krieg mit den Städten, besonders mit Gent, wo die demokratische Gilde der „Weißkappen" stets bereit war, mit Schwert und Armbrust gegen den Adel und den kriegerischen, herrschsüchtigen Grafen ihre republikanische Freiheit zu verteidigen. Eine Bürgerfehde zwischen Gent und Brügge, wodurch die populäre Kraft gebrochen ward, gab der gräflichen Adelspartei große Vorteile in die Hand, so daß die Genter, welche Philipp von Artevelde, den Sohn Jakobs, zum Ruwart einsetzten, viele Jahre lang durch Krieg und Hungersnot schwer zu leiden hatten und an Handel und Wohlstand Schaden nahmen. Ludwigs Tochter Margarete vermählte sich in der Folge mit Philipp von Burgund, eine Verbindung, welche für Flandern und Brabant eine neue Periode der Entwickelung begründete.

Franz. Einfluß in Flandern.

1348.

2. König Johann und der schwarze Prinz.

König Johann von Frankreich. 1350—1364.

Wenn diese Erfolge auf die letzten Regierungsjahre des ersten Valois noch einigen Glanz warfen und insbesondere die Erwerbung der Dauphiné die alte Hauspolitik der Capetinger um einen bedeutenden Schritt weiter führte, so herrschten im Innern des Reichs traurige Zustände, als Philipp VI. am 22. August 1350 aus dem Leben ging und sein Sohn Johann, ein tapferer, ritterlicher Fürst, aber ohne bedeutende Herrschergaben, ohne Sinn für die freiheitliche Entwickelung des Volkes und des Bürgerstandes und von leidenschaft-

licher Heftigkeit und rechthaberischem Starrsinn, den Thron bestieg. Der Tag von Crecy vermochte den Sohn ebensowenig von der verfehlten Politik abzulenken, wie den Vater. Wieder sah man den Adel und die ritterliche Aristokratie um den Thron geschart; wieder erlebte man die Notstände der willkürlichen Münzveränderungen, welche der König sogar als Prärogative seiner Herrschergewalt angesehen wissen wollte; wieder wurden die Landschaften, die Städte, die gewerblichen Innungen mit Auflagen gedrückt. Die Versammlungen der Reichsstände im Norden und Süden und die Landtage der einzelnen Provinzen hatten nur den Zweck, neue Summen zu bewilligen, die Bedürfnisse des Hofes, für welche die willkürlichen Erpressungen nicht hinreichten, durch Umlagen zu befriedigen. Während das Land noch unter den Nachwehen des Kriegs, der Pest und der Teurung blutete, feierte der König glänzende Feste inmitten seiner Edlen, die er freigebig besoldete, ergötzte sich an Ritterspielen, erteilte Edelknaben den Ritterschlag und nahm Städte und Provinzen für den Unterhalt seines Hofes und Gefolges stark in Anspruch. Johann von Böhmen, der königliche Abenteurer, der unter Kämpfen und Ritterfahrten, unter Freudenfesten, Sängerlust und Minnedienst seine Tage verbracht hatte, galt ihm als Ideal eines fürstlichen Mannes. Dabei hatte der französische König Hang zu Willkürhandlungen des Despotismus, war grausam im Zorn und verschwenderisch in Gunstbezeigungen. Mitten unter den Festlichkeiten der Krönung ließ er den Grafen von Eu und Guines, Connetable von Frankreich, der aus der englischen Gefangenschaft zurückgekehrt war, ohne richterliche Untersuchung im Turm von Nesle enthaupten, weil er ihn im Verdacht eines verräterischen Nov. 1350.
Einverständnisses mit König Eduard hatte.

Die Grafschaft Eu verlieh Johann einem der aus der Haft entlassenen Söhne Roberts von Artois, aber Stadt und Burg von Guines lieferten die Vasallen des hingerichteten Grafen den Engländern in Calais aus. Die Würde eines Connetable erteilte der König alsdann seinem Günstling, Karl von Spanien, Enkel des Infanten Ferdinand von la Cerda, einem Ritter, welcher Schönheit und feine Sitte mit Tapferkeit und kühnem Mut verband und dem der König von Jugend auf mit der größten Neigung zugethan war.

Im zweiten Jahr der Regierung Johanns ging der Waffenstillstand zwischen Bandenkrieg. 1351. 1352.
England und Frankreich zu Ende. Sofort ertönte in Guienne und der Bretagne wieder Kriegslärm. Allein diesseits und jenseits des Kanals war die Lage und Stimmung der Völker derart, daß man bald vom Kampfe abstand. Nur einzelne Banden unter kühnen streitbaren Führern setzten den kleinen Krieg fort und maßen ihre Kräfte bald im offenen Felde, bald wider Burgen und Türme. Man focht in kleinen Haufen, Mann gegen Mann, man plünderte und machte Beute, man kämpfte um den Ruhm der Tapferkeit wie im Turnier. Noch lange erzählte sich das französische Volk von dem Heldenkampf der Dreißig um die Feste Ploërmel in der Bretagne, von dem verwundeten Beaumanoir, dem, als er über Durst klagte, sein Waffengefährte Gottfried Dubois, wie Hagen in den Nibelungen laut zurief: „Trinke dein Blut!“, von den eisernen Männern, die an die Roland und Olivier der Heldendichtung erinnerten. Dem französischen König galten ritterliche Phantasien mehr als ernste Kriegs- und Staatshandlungen. Als er vernahm, daß König Eduard III. die alte

Tafelrunde durch Gründung des Hosenbandordens neu belebt (VII, 694), wollte er nicht nachstehen. Er stiftete daher gleichfalls einen neuen Orden, die Bruderschaft
Nov. 1351. „Unserer Frau vom edlen Hause", auch „Sternorden" genannt, eine Schöpfung ohne Wirkung und Dauer. Während der englische Orden ein Sporn zur Tapferkeit, zur Ehrliebe, zur ritterlichen Galanterie war, erlosch die französische Stiftung durch ihre verkehrten Gelübde schon nach einem Menschenalter.

Johann und Karl von Navarra. Alle politischen Pläne des Königs Johann scheiterten an seiner launenhaften Willkür. Es war ein guter Gedanke, sich in Spanien einen Bundesgenossen gegen England zu gewinnen. Zu dem Zwecke vermählte er eine Verwandte des Königshauses, Blanka von Bourbon, mit dem jungen König Peter von Kastilien, „der Grausame" genannt, und seine eigene Tochter Johanna mit
1352. Karl von Navarra, einem Fürsten von lebhaftem beweglichen Geiste, hinreißender Beredsamkeit und gewinnendem Wesen. Mit dem von seiner Mutter ererbten Königreich Navarra vereinigte Karl die Grafschaft Evreux in der Normandie und andere ansehnliche Besitzungen in Frankreich. Ein junger Fürst von so hervorragenden geistigen Anlagen, der als Sohn einer Tochter Ludwigs X. dem ältern Capetingischen Hause entstammt war und nun auch noch durch seine Gemahlin mit den Valois in Verwandtschaft trat, dessen Königreich an die englischen Territorien in Südfrankreich grenzte, konnte für König Johann vom größten Nutzen sein. Anstatt aber denselben an sich zu fesseln, beleidigte er ihn auf alle Weise und erweckte so seinem Hause einen gefährlichen Feind. Denn Karl besaß zugleich einen unermeßlichen Ehrgeiz, zu dessen Befriedigung ihm jedes Mittel willkommen war. Ohne das salische Gesetz war er der nächste Thronerbe; konnte nicht unter den Wirren der Zeit die Krone auf sein Haupt kommen? Und der unbesonnene Valois bewirkte durch seine Handlungen, daß der Schwiegersohn bald alle Rücksichten der Pietät beiseite setzte. Er verkürzte demselben die versprochene Mitgift; er verlieh die Grafschaft Angouleme, welche Karls Mutter kurz vor ihrem Tod (1349) gegen andere Besitzungen ausgetauscht hatte, seinem Günstling Charles d'Espagne, einem persönlichen Feind Karls, und hielt die andern Lehen zurück; und als der Navarrese den verhaßten
8. Jan. 1354. Connetable bei der normännischen Stadt Laigle in der Nacht überfallen und ermorden ließ, zog Johann die Grafschaft Evreux ein und erteilte den Kronvasallen des Südens den Befehl, Navarra mit Krieg zu überziehen. Nun zeigte der Südländer seine dämonische Natur, die ihm nicht mit Unrecht den Beinamen „des Bösen" verschaffte. Er bewog den Grafen von Foix, seinen Schwager, und andere Feudalherren in die Besitzungen seiner Gegner, der Grafen von Cominges und Armagnac, einzufallen und knüpfte zugleich Verbindungen mit Eduard III. an. Zwar gelang es der Verwendung der königlichen Frauen und Verwandten und den Vorstellungen der Räte, König Johann milder zu stimmen und eine Ausgleichung zu vermitteln, aber Johann gab nur mit innerem Widerstreben nach, um bei der bevorstehenden Kriegserneuerung mit England seinen Gegnern nicht einen so wichtigen Bundesgenossen in die Arme zu treiben.

Im Frühjahr 1355 war der öfters verlängerte Waffenstillstand zwischen England und Frankreich abgelaufen und Eduard III. hatte bereits Vorkehrungen zu einer neuen großen Heerfahrt zu Land und zur See getroffen. Konnte er auch nicht hoffen, die französische Krone zu gewinnen, so war es doch möglich, die Erbländer der Plantagenets zurückzuerobern und vor allem die Territorien an der Garonne von der Lehnshoheit Frankreichs zu befreien. Dorthin segelte des Königs Erstgeborener, von seiner Rüstung gewöhnlich „der schwarze Prinz“ genannt, den sein Vater zum Statthalter von Aquitanien eingesetzt, mit einem stattlichen Heer, indes der König selbst und sein dritter Sohn, der Herzog von Lancaster, gewöhnlich Johann von Gent (Gaunt) genannt, eine Flotte in den Kanal führten, um von Calais und Cherbourg aus in das Herz Frankreichs vorzudringen. Die letztere Unternehmung hatte keinen besondern Erfolg: ungünstige Witterung hielt die Schiffe lange an der Insel Wight gefesselt, die Aussöhnung Karls von Navarra mit seinem Schwiegervater betrog die englischen Führer in der Hoffnung, mit dessen Hilfe den Hafen von Cherbourg ohne Kampf besetzen zu können, und der Wiederausbruch des schottischen Kriegs nötigte den König, seine Blicke und einen Teil seiner Streitkräfte gen Norden zu führen (VII, 695). So unterblieb die Schlacht zwischen den beiden Königen, die man in der Gegend von Amiens erwartet hatte. Um so glänzenderen Kriegsruhm erwarb sich der Prinz von Wales. Ohne daß der französische Oberbefehlshaber, der Graf von Armagnac in Toulouse, ihn abzuhalten vermochte, durchzog der ritterliche Mann siegreich das Land bis an den Fuß der Pyrenäen Narbonne und Carcassonne, damals Städte so reich und so groß wie London und York, mußten ihre Thore öffnen; ungehindert tränkten die Engländer ihre Pferde im Mittelmeer; Montpellier zitterte; in Avignon verriegelte sich der heil. Vater, der vergebens einen Frieden zu vermitteln gesucht, hinter den eisernen Thoren seines Palastes. Als beim Herannahen des Winters der Fürst nach Bordeaux zurückkehrte, ließ er an fünfhundert Städte, Burgen und Ortschaften in Trümmern oder als rauchende Aschenhaufen hinter sich. — *Erneuerung des Krieges. 1355.*

Wir haben in der englischen Geschichte gesehen, wie die öffentlichen Notstände zur Freiheit und zur Magna Charta führten. Es hatte jetzt den Anschein, als ob auch Frankreich durch Leiden und Trübsal zu einem freien Staatsleben emporsteigen sollte. Als König Johann im November die Reichsstände der nördlichen Landschaften, Adel, Geistlichkeit und städtische Abgeordnete, nach Paris beschied, um neue Geldmittel zur Fortführung des Krieges zu erlangen, traten ähnliche Erscheinungen zu Tage, wie früher in England. Die Stände erklärten zwar mit gewohnter Loyalität, daß sie bereit seien, mit dem König zu leben und zu sterben und ihm Gut und Blut darzubringen, und bewilligten die Salzsteuer und eine Auflage auf alles, was zum Verkauf gebracht würde, auf ein Jahr, bis zu der Summe von fünf Millionen Livres für die Unterhaltung von 30,000 Gewaffneten. Allein sie knüpften diese Bewilligung an Bedingungen, die das monarchische Regiment den größten Beschränkungen unterwarf. Es wurde festgesetzt, daß diese Abgaben von jedermann, nicht einmal die königliche Familie ausgenommen, entrichtet und nur für den Krieg verwendet werden sollten; — *Die Reichsstände in Paris. 1355. Nov. 1355.*

daß die Erhebung nicht durch königliche Amtleute geschehe, sondern durch eigene Einnehmer, welche die drei Stände in jeder Landschaft zu wählen hätten, und daß sie unter die Oberaufsicht eines ständischen Ausschusses gestellt würden, zu welchem jeder Stand drei Mitglieder zu ernennen haben sollte. Dieser Neunerausschuß sollte auch der Aushebung der Kriegsmannschaft beiwohnen und die Löhnung verteilen, und damit in Zukunft die Münzverwirrung aufhöre, sollte der König die Verwaltung des Münzwesens achtbaren, mit Zustimmung desselben Ausschusses gewählten Personen übertragen und versprechen, nur Geld von bleibender Währung nach einer festen Grundlage zu prägen. Also eine ständische Nebenregierung für alle finanziellen Verhältnisse unter der Kontrolle des Reichstags. Dabei sollten alle andern Auflagen, insonderheit die Erpressungen für die Hofhaltung des Königs und die Forderungen und Übergriffe der Beamten in Zukunft aufhören, ja die davon Bedrohten berechtigt sein, sich mit Gewalt zu widersetzen.

Gährung in Frankreich. 1356. Diese wichtigen Beschlüsse waren der erste Versuch, die absolute Lehnsmonarchie durch eine ständische Verfassung mit regelmäßig wiederkehrenden Reichstagen zu beschränken und dem Staatshaushalt und Steuerwesen eine solidere Grundlage zu schaffen. König Johann ließ sich alles gefallen, um nur schnell zu Geld zu kommen; bei seinem ritterlichen Leichtsinn konnte es ihm nicht schwer fallen, unter andern Verhältnissen sich über die Zusagen wegzusetzen. Zudem wußte er, daß unter den drei Ständen nicht jener Gemeinsinn herrschte, der in England die Verfassungspartei zum Sieg geführt, daß bei dem Adel und der Geistlichkeit bald wieder die Standesinteressen erwachen würden, welche durch die schwierige Zeitlage für den Augenblick zurückgedrängt waren. Und er hatte sich nicht verrechnet. Die Stände hatten gerade die Art der Besteuerung gewählt, welche am schwersten auf dem geringen Mann, auf dem Bürger- und Handelsstand lastete: durch die Salzauflage und Verkaufssteuer hatte sich das Königtum den Haß des Volkes zugezogen und nun wußten die Stände nichts Besseres zu thun, als diese zu erneuern und zu sanktionieren. Bald gab sich in Stadt und Land eine allgemeine Aufregung kund, die sich an manchen Orten, besonders in der Normandie und Pikardie, zum Aufruhr steigerte. Unzufriedene und ränkesüchtige Edelleute schürten die Flamme. In Rouen wurden die Steuererheber verjagt und den königlichen Beamten der Gehorsam versagt; König Karl von Navarra und der Graf von Harcourt standen im Verdacht, das Volk zum Widerstand gereizt zu haben. Unter allgemeiner Gährung traten die Stände im
1356. März von neuem zusammen: sie erkannten die Fehlerhaftigkeit ihrer Beschlüsse und führten statt der Gabelle und der Verkaufsauflage eine allgemeine Einkommensteuer ein, aber mit so ungleicher Verteilung, daß auch dabei die armen und geringen Leute gegen die Vornehmen in Nachteil kamen.

Gewaltmaßregeln des Königs. Dennoch legte sich die Aufregung und König Johann beschloß nun, an seinem feindseligen Eidam Rache zu nehmen. „Ich will keinen Herrn als mich in Frankreich," rief er aus und ergriff seine Maßregeln. Eines Tages, als der Navarrese mit einigen angesehenen Edelleuten sich im Schlosse des Dauphin Karl, den der König zum Herzog der Normandie erhoben hatte, bei einem Gast-

mahle befand, erschien Johann unerwartet mit Bewaffneten und ließ trotz des Widerspruchs seines Sohnes die Gäste verhaften. Darauf wurde Graf Harcourt nebst drei andern Herren in der Nähe des Schlosses enthauptet und ihre Leichen in Ketten an den Galgen gehängt, Karl von Navarra aber mit zwei Gefährten nach Paris in Gefangenschaft geführt. Sie sollten mit England einen hochverräterischen Bund geschlossen haben. Aber ihre Schuld konnte nicht glaubwürdig bewiesen werden, und König Eduard protestierte gegen die Anklage; im Volke glaubte man allgemein, daß der Widerstand gegen die Auflage die wahre Ursache ihrer Verhaftung sei. Die Brüder Karls, der Oheim Harcourts und viele normännische Edle schwuren nun dem König von England den Lehnseid, schickten Herausforderungen an „Johann von Valois" und verbanden sich mit dem Herzog von Lancaster, der mit Kriegsmannschaft aus der Bretagne nach der Normandie gezogen war. Als aber der französische Monarch mit großer Heeresmacht, wobei auch der Schotte Douglas und Graf Heinrich von Trastamara, Bruder des Königs Peter von Kastilien, sich befanden, in die Normandie einrückte, Evreux eroberte und Breteuil belagerte, zogen sich die Gegner Juni. nach Cotentin unter den Schutz der Engländer zurück.

Vor Breteuil erhielt König Johann die Nachricht, daß der Prinz von Die Schlacht von Maupertuis. 1356. Wales mit einem kleinen Heer von 6000 Armbrustschützen, 2000 Schwerbewaffneten und einigem gascognischen Fußvolk bei Bergerac über die Dordogne gesetzt sei und sengend und brennend durch Auvergne, Limousin und Berry auf die Loire losrücke. Da schloß er eilends mit den Bürgern von Breteuil einen Vertrag und zog nach Chartres, um den Feind vom weiteren Vorrücken abzuhalten. Auf die Kunde von dem Anzug des französischen Heeres, bei dem sich der König selbst mit seinen vier Söhnen und seinem Bruder befand, das mehr als zwanzig Herzöge und Grafen ersten Ranges, 140 Bannerherren und außer anderm Kriegsvolk 20,000 Schwerbewaffnete zählte und der englischen Kriegsmannschaft an Stärke fünfmal überlegen war, trat der Prinz von Wales eilig den Rückmarsch auf Bordeaux an. Aber ein dreitägiger Aufenthalt bei der Belagerung von Romorantin verschaffte den Franzosen einen Vorsprung. Die Engländer befanden sich in der schlimmsten Lage. Von Bordeaux abgeschnitten waren sie in Gefahr, von der Übermacht gänzlich aufgerieben oder in Gefangenschaft geführt zu werden. Die französischen Herren träumten schon von glänzenden Triumphen; sie sahen im Geist den stolzen Prinzen von Wales und seine gefürchteten Kriegsmannen gefesselt in Paris einziehen. Eduard verkannte auch keineswegs, in welche Gefahr er geraten. Er erklärte, wie Froissart später vernahm, dem Kardinal Talleyrand von Périgord, den der Papst nebst einem andern Legaten als Friedensvermittler abgeschickt, daß er bereit sei, alle Gefangenen und alle eroberten Burgen herauszugeben und sieben Jahre lang nicht mehr gegen Frankreich zu kämpfen. Dem König genügte jedoch dieses Anerbieten nicht. Seine Schmeichler meinten, jetzt sei die Stunde gekommen, wo er sich für alle Schmach

und Beleidigungen, welche die Engländer seinem Reiche zugefügt, rächen könne. 19. Sept. 1356. Er verlangte, daß sich der Prinz mit hundert seiner Ritter gefangen gebe. Dieser ehrlosen Bedingung zog Eduard die Entscheidung der Waffen vor. Er stellte sein Heer in der Ebene von Maupertuis, zwei französische Meilen von Poitiers auf, in einer Gegend, welche von Hecken und Gesträuch durchschnitten und von Weinbergen bedeckt, die Anwendung einer zahlreichen Reiterei nicht gestattete. Der einzige offen stehende Weg war so schmal, daß nur vier Mann nebeneinander reiten konnten. Die meisten Ritter stiegen daher ab und kämpften zu Fuß. Die Bodenbeschaffenheit und die treffliche Aufstellung der britischen Armbrustschützen hinter den Hecken und vor dem Ausgang des Weges verschaffte den Engländern einen Sieg noch glänzender als bei Crecy. Durch den Pfeilregen, der von allen Seiten auf die Franzosen niederfiel, gerieten die beiden ersten Treffen bald in die größte Verwirrung. Länger hielt sich die dritte Abteilung, wo unter der Oriflamme Johann selbst und viele berühmte Herren und Ritter fochten. Endlich wurde aber auch dieses Treffen durchbrochen; der königliche Bannerträger fiel, der König und sein jüngster Sohn Philipp gerieten in Gefangenschaft; bis vor die Thore von Poitiers herrschte Flucht und Verfolgung. Um die Mittagszeit war die Schlacht entschieden; die Blüte des französischen Adels lag erschlagen oder befand sich in Kriegsgefangenschaft. Gefallen waren außer dem Herzog von Bourbon, dem Connetable von Frankreich, dem kriegerischen Bischof von Chalons noch 16 Barone und 2426 Ritter und Edelknappen, der geringen Leute nicht zu gedenken, und was die Gefangenen betrifft, so war ihre Zahl viel größer als die der Sieger; die Beute an Gold und Silber, an kostbaren Gewändern, Waffen und Schmuck überstieg die kühnsten Wünsche. Und wieviel trugen noch in der Folge die Loskaufssummen ein, welche die auf Ehrenwort entlassenen Gefangenen auf Weihnachten zu entrichten versprachen! Unter den Streitern hatte der Prinz von Wales sich durch Mut und Tapferkeit vor allen hervorgethan; aber noch größeren Ruhm erwarb er sich durch die Bescheidenheit, mit der er seinen erlauchten Gefangenen begegnete. Er bediente sie selbst bei der Tafel, rühmte ihre Tapferkeit und wollte nicht Platz nehmen, wo so hohe Fürsten säßen. Er zog dann mit denselben nach Bordeaux zurück, von wo der König und sein Sohn nach einem in Festlichkeiten und ritterlicher Lust verbrachten Winter im nächsten Frühjahr nach England geführt und im Schloß Windsor als werte Gäste empfangen wurden. Da auch England einer Erholung bedurfte, so wurde ein Waffenstillstand auf zwei Jahre vereinbart.

3. Soziale und politische Kämpfe in Frankreich.

Reformationsversuche im Staatsleben. Die Schlacht von Maupertuis schien in Frankreich eine neue Ära zu begründen. Die Regierung hatte sich unfähig gezeigt, der Adel seinen Waffenruhm und viele seiner Häupter und Führer eingebüßt. Sollte man nicht jetzt, wo der

König in Gefangenschaft lebte und der Dauphin, der neunzehnjährige Karl von der Normandie, im Namen des Vaters als Reichsverweser regierte, durch energisches und einmütiges Handeln ein Staatswesen errichten können, wie es in England bestand? Sollte nicht das Feudalkönigtum mit seinen Erpressungen, seinen despotischen Beamten, seinen ungerechten Richtern, seinem übermütigen Lehns- und Hofadel gebrochen und durch reichsständische Vertretung und feste Rechtsbestimmungen in seiner Machtstellung beschränkt und überwacht werden können? Man hatte ja jenseits des Kanals ähnliche Vorgänge erlebt, die zuletzt zu guten Erfolgen führten. Zwei Männer griffen den Plan mit Kraft und Kühnheit auf: Robert Lecoq, früher Advokat des Pariser Parlaments, dann Bischof von Laon, ein rechtskundiges, beredtes Mitglied der Versammlung der nordfranzösischen Stände, welche während der Wintermonate 1356/57 ihre Beratungen hielten, um die Mittel zur Fortsetzung des Krieges und zur Befreiung des Königs zu beschaffen, und Stephan Marcel, Prevot der Pariser Kaufmannschaft, der durch seine demagogischen Künste und populäre Beredsamkeit im Geiste Arteveldes einen bedeutenden Einfluß auf die Bürgerschaft der Hauptstadt erlangt und schon auf dem früheren Reichstag eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Ihnen stand Johann von Piquigny, der Wortführer des Adels, hilfreich zur Seite. Die Bestrebungen dieser Männer waren zunächst auf eine Reform des Reichs, auf Abstellung der bestehenden Mißbräuche, auf Überwachung und Kontrollierung der Regierung durch ständische Vertretung gerichtet. Bald ging jedoch die Bewegung über diese Ziele hinaus, nahm einen revolutionären Charakter an und scheiterte schließlich an den Ausschreitungen der populären Elemente.

Wenn man vergleicht, wie einst die englische Nationalvertretung durch die „Provisionen von Oxford" der Mißregierung Heinrichs III. zu Leibe ging (VII, 649 f.), so erhält man ein Bild von den Vorgängen in Paris, nur daß hier der Bürgerstand viel bedeutender hervortrat als damals in England. Von den 800 Mitgliedern, welche sich am 17. Oktober im Saale des Parlaments versammelten, bestand die Hälfte aus bürgerlichen Abgeordneten der städtischen Kommunen, unter denen Paris durch Reichtum, Intelligenz und Ansehen weit hervorragte; schon damals war die Hauptstadt das Herz von Frankreich, die Seele der Nation. Eine Körperschaft von solchem Umfang konnte leicht einen schleppenden Gang in die Verhandlung bringen, der bei so drohender Lage, wo der Feind täglich vor den Thoren erscheinen konnte, gefährlich werden mochte; deshalb wählte man einen Ausschuß, der etwa den zehnten Teil zählte. Dieser stellte in einer Reihe von Artikeln die Mißstände zusammen, die beseitigt werden sollten, verlangte die Entfernung einer Anzahl königlicher Räte und Hofbeamten und die Einsetzung einer Aufsichtsbehörde aus Ständemitgliedern. Nur durch eine solche Vertretung des gesamten Volks, die als eine Art von Senat neben oder über der Regierung stehen würde, glaubte man mit Erfolg den bisherigen Mißbräuchen und Übergriffen des königlichen Regiments und dem verderblichen Einfluß der selbstsüchtigen Räte vorbeugen zu können; nur auf diese Weise hoffte man sich der Erpressungen und Bedrückungen zu erwehren, welche das Volk seither durch Steuern und Anleihen, durch Eintreibung von Lebensmitteln und andern Bedürfnissen und vor allem durch die Die Reformordonnanzen.

Münzfälschung, die trotz der früheren Zusage noch immer fortdauerte, zu leiden hatte. Um aber nicht den Verdacht auf sich zu lenken, als wollten die Volksvertreter die zerrütteten Zustände des Vaterlandes nur zur Mehrung ihrer eigenen Macht und Bedeutung ausbeuten, bewilligten sie eine beträchtliche Auflage auf die Güter aller drei Stände, forderten aber zugleich, daß sowohl die Erhebung als die Auszahlung der eingehenden Geldsummen unter die Aufsicht und Kontrolle jenes ständischen Ausschusses gestellt würden. Dadurch sollte die Verwendung zu andern Zwecken und die Verschleuderung der Staatseinkünfte verhütet werden. Ferner verlangten sie das Recht, auf einen bestimmten Tag sich zu versammeln ohne berufen zu sein, Gesetzeskraft für ihre zu fassenden Beschlüsse und die Befugnis, bei den Verhandlungen über Krieg, Waffenstillstand oder Frieden ihre Stimme abgeben zu dürfen.

Haltung des Dauphin. 1357. Die Beredsamkeit des Bischofs Lecoq, der Einfluß des bürgerlichen Vertreters Marcel, die Ohnmacht des gedemütigten und dem Thronerben ohnedies nicht günstig gesinnten Adels bewirkten, daß die Reichsversammlung den Reformordonnanzen der Kommission beitrat. Der Dauphin geriet in Bestürzung. Er hatte den Reichstag einberufen um Geldhilfe zu erlangen, und dieser knüpfte daran die Forderung, er solle die Räte der Krone entlassen, die Regierung mit den Ständen teilen und die Staatseinkünfte unter die Aufsicht eines unabhängigen Rechenschaftshofes stellen! Er suchte Ausflüchte. Eine beabsichtigte Zusammenkunft mit Kaiser Karl IV., seinem Oheim, in Metz diente ihm als Vorwand, die Versammlung zu vertagen. Er hoffte, bei den Ständen der einzelnen Provinzen eher zum Ziel zu kommen. Die Ständeversammlung der Languedoc, die der königliche Gouverneur, Graf Armagnac, nach Toulouse berief, zeigte sich gemäßigter in ihren Ansprüchen, doch knüpfte auch sie an ihre Bewilligungen die Bedingung, daß die Erhebung und Verwendung unter der Teilnahme und Aufsicht einiger aus ihrer Mitte gewählten Bevollmächtigten vor sich gehen und die willkürliche Münzveränderung aufhören sollte, und die Stände der Auvergne adoptierten sämtliche Artikel des Pariser Reichstages. — So war der Zustand, als Karl im Januar von Metz zurückkam. Der Kaiser hatte ihm weder Rat noch Hilfe gewähren können. Noch einmal versuchte er es, durch gebieterisches Auftreten den trotzigen Geist der Stände, besonders der bürgerlichen Abgeordneten zu beugen: als aber auf Marcels Betreiben die Zünfte von Paris ihre Arbeit einstellten und sich bewaffneten und die ganze Bevölkerung der Hauptstadt, die seit der Schlacht von Maupertuis sich gegen feindliche Einfälle in Verteidigungsstand gesetzt hatte, eine drohende Haltung annahm, gab er nach. Er versprach eine Münze von solider Währung prägen zu lassen und die mißliebigen Räte und Beamten zu entfernen, ja bis zur Rückkehr seines Vaters unter Aufsicht zu stellen.

Lecoq und Marcel. Dieser Erfolg steigerte das Ansehen der beiden Volkshäupter Marcel und Lecoq, erfüllte sie aber auch mit größerem Selbstvertrauen und mit einem demagogischen Geist, der an faktiösem Treiben Gefallen fand. Es ist schwer aus den parteiischen Berichten der Chronisten sich ein wahres Bild von dem Charakter der beiden Männer zu machen, zu entscheiden, ob sie bei der großen Volksbewegung, die sie in Szene setzten, von selbstsüchtigen Motiven, von Ehrgeiz und Herrschgier, geleitet wurden oder von Freiheitsgefühl, von Liebe zum Gemeinwohl, von vaterländischen Gedanken. Volksgunst und Macht sind gefährliche Klippen für ehrgeizige Naturen; und dem beweglichen Franzosen fällt es schwerer, seine Individualität der Gesamtheit unterzuordnen, sein Ich in der Nation aufgehen zu lassen, als dem Engländer. Was man übrigens auch von ihrem Charakter und von ihren Beweggründen denken mag, ihr Bestreben, den Willkürlichkeiten und Mißbräuchen in der Verwaltung zu steuern und den Absolutismus zu beschränken, war berechtigt und in den Verhältnissen begründet. Wenn ihre

Bemühungen nicht von so dauerndem Erfolg waren, wie in England, so lag die Schuld hauptsächlich an den geteilten Interessen der Stände, an dem Mißtrauen des Adels gegen die hervortretende Übermacht der bürgerlichen Elemente, an dem faktiösen Gebahren der Volksführer, an dem Mangel nationalen Gemeingefühls in den verschiedenen Landschaften, an dem Herbeiziehen dynastischer Rivalität und Leidenschaftlichkeit.

Als zu Anfang März die Stände wieder in Paris zusammentraten, setzten sie bei dem Dauphin alle ihre Forderungen durch. Er willigte ein, daß eine aus der Mitte der Stände gewählte Kommission von 36 Mitgliedern, die zu jeder Zeit Zutritt in das Schloß haben sollte, über die Reformen des Reichs berate und Beschluß fasse, daß sie Einsicht nehme von allen öffentlichen Angelegenheiten, über den Staatshaushalt wache und die Erhebung und Verwendung der Auflagen für Kriegszwecke und Sold leite und beaufsichtige; er willigte in die Absetzung von zweiundzwanzig höheren Beamten, die durch ihre Habsucht und Nachlässigkeit die nationalen Unfälle hauptsächlich verschuldet haben sollten; er versprach in der Rechtspflege und Münzprägung, in den Requisitionen von Lebensmitteln, Pferden, Wein und andern Bedürfnissen für Hof und Beamten stets in Übereinstimmung mit dem Reformrat zu handeln, ohne Mitwirkung der Stände keinen Waffenstillstand mit England zu schließen u. a. m. Der Dauphin willigt in die Reformen.

König Johann mißbilligte die Nachgiebigkeit seines Sohnes. Aber ohne diese Zugeständnisse war keine Steuerbewilligung zu erlangen, und doch befand sich Frankreich in so verzweifelter Lage, daß die schleunigste Hilfe nötig war. Denn von der Mündung der Seine bis an das Mittelmeer raste ein wilder Parteikampf und Bandenkrieg. In der Normandie war zwar Gottfried von Harcourt im Treffen gefallen, aber der Bruder des gefangenen Königs von Navarra, Philipp von Longueville, setzte den verheerenden Krieg gegen die Valois fort; in der Bretagne standen die Anhänger der Gräfin von Montfort und Karls von Blois, der seine Freiheit gegen Lösegeld wieder erhalten hatte, noch immer einander feindlich gegenüber. Die südlichen Landschaften waren den Raubzügen der aus allen Völkern gemischten Mietlinge ausgesetzt, die sold- und herrenlos sich in Banden vereinigten und Schrecken und Verwüstung bis an die Rhone trugen. Ein französischer Ritter aus Guienne, Arnold von Cervoles, der Erzpriester genannt, zog verheerend und plündernd bis in die Nähe von Avignon, so daß Papst Innocenz VI. mit Geld und Sündenvergebung seinen Abzug erkaufte. Andere verwilderte Kriegsscharen durchstreiften unter der Führung des englischen Ritters Robert Knolles, eines verwegenen Abenteurers, und eines Waliser Feldhauptmanns die reichen Gegenden zwischen Seine und Loire, so daß sich das Landvolk voll Angst und Entsetzen nach der Stadt flüchtete und der aufgeregten Menge neuen Gährungsstoff zuführte. Die Pariser übten sich in den Waffen, befestigten ihre Stadt mit Mauern, Türmen und Gräben und trafen kriegerische Anstalten, um die äußeren Feinde abzuwehren und zugleich im Innern ihre Freiheit zu erfechten. Marcel hatte Ketten anfertigen lassen, um die Straßen abzusperren, die ersten Spuren von Barrikaden! Kriegsnot.

Marcel ruft den König von Navarra nach Paris. 1357. Mehrere Monate führte der Reformausschuß mit Hilfe der Pariser Gewerke das Regiment. Aber je mehr die populären Elemente emporstiegen, desto schärfer trat auch die Opposition hervor. Der Adel fürchtete, aus seiner Stellung gedrängt zu werden, die kleineren Kommunen waren eifersüchtig auf die überwältigende Vorherrschaft der Hauptstadt. Dadurch gewann der Reichsverweser neuen Mut und suchte sich der bevormundenden Autorität des ständischen Regierungsausschusses wieder zu entziehen. Nun nahm die Bewegung in Paris offen einen revolutionären Charakter an. Karl sammelte Bewaffnete unter seine Fahne, um, wie er sagte, die Hauptstadt gegen feindliche Überfälle zu schützen, der Prevot dagegen, in der richtigen Erkenntnis, daß die feudalen Gewalten erfolgreich nur durch einen Kriegsmann von hoher Geburt bekämpft werden könnten, bewirkte, im Einverständnis mit Lecoq, durch den Ritter von Nov. 1357. Piquigny und seine Anhänger die Befreiung des Königs Karl von Navarra aus dem Schlosse Arleux in der Pikardie, seinem Gefängnis. Dieser eilte mit Kriegsscharen, die er schnell um sich gesammelt, nach der Hauptstadt, wo er wie ein Triumphator einzog, brachte durch seine Beredsamkeit, als er in Pré-aux-Clercs eine schöne „Predigt" hielt, die aufgeregte Volksmenge auf seine Seite und gewann bald größeren Einfluß als der Dauphin. Der gewandte, zungenfertige König war eine Zeitlang der Abgott der Pariser Bevölkerung. Eine Aussöhnung der beiden Schwäger, durch die königlichen Frauen vermittelt, gab dem intriganten Navarresen Gelegenheit, seinen Anhang in Paris und in der Normandie zu verstärken und offen nach der Krone von Frankreich zu streben, zu der er ein besseres Recht zu haben vermeinte, als der König von England und die Valois. Robert Lecoq förderte heimlich seine Pläne, um, wenn Karl König geworden wäre, an dessen Seite als Kanzler die Gewalt in die Hand zu nehmen. Er machte den Grundsatz geltend, daß es den Ständen zustehe, die Thronfolge zu ändern. Durch Volksversammlungen und öffentliche Reden wurde die bewegliche Hauptstadt in Atem gehalten.

Aufruhr in Paris. 1358. Während der König von Navarra mit Hilfe des einflußreichen Bischofs die Fäden der Revolution mit geschickten Händen leitete, ohne dem Dauphin offen entgegenzutreten, beschritt der Prevot den gefährlichen Pfad des Aufruhrs. Auf seine Veranstaltung trugen seine Anhänger aus den Zünften und untern Volksklassen blaurote Mützen, um sich einander kenntlich zu machen und durch ihre Menge die Gegner zu schrecken. Bald war die Stadt in ihrer Gewalt; bewaffnete Haufen mit der neuen Kopfbedeckung füllten täglich Markt und Straßen. Die Ständeversammlung wurde nur noch von den bürgerlichen Vertretern besucht, die Edelleute hielten sich fern oder verließen die Stadt, die königlichen Räte wagten sich nicht an die Öffentlichkeit. Dennoch erfuhr Marcel, daß der Dauphin noch fortwährend einige der verhaßtesten um sich versammle und auf ihren Rat höre. Da reifte in ihm der Gedanke, durch einen Gewaltstreich diesem Nebenregiment ein Ende mit Schrecken zu bereiten. Am 22. Febr. sah man den furchtbaren Mann an der Spitze sämtlicher Gewerke durch die Straßen nach dem Palast ziehen. Die Ermordung des Parlamentsadvokaten Regnault von Acy, der noch immer am Hof bedeutenden Einfluß hatte, bildete das Vorspiel zu Szenen, welche an das Jahr 1792 erinnern. Erhitzt durch die Bluthat, drang die Menge bewaffnet in das Schloß und durchbohrte vor den Augen Karls zwei der angesehensten Marschälle; darauf setzte der Volksmann

dem zitternden Gebieter die blaurote Mütze aufs Haupt und trug den ganzen Tag über die goldgestickte des Herrschers. Und dieser war nicht im stande, solche Schmach zu rächen. Als Marcel vom Söller des Stadthauses seine That rechtfertigte und die Ermordeten als arge Verräter schilderte, mußte auch Karl das Geschehene gutheißen. Er stellte sich und sein Haus unter den Schutz des Volkes und gebot seiner Hofdienerschaft und seinen Beamten die blaurote Mütze zu tragen, um sich vor der Wut der aufgeregten Menge sicherzustellen. Wahrscheinlich geschah es auch auf Andringen der Volksführer, daß er um diese Zeit den Titel „Regent“ annahm, um von dem Vater unabhängiger zu sein. Aber der Aufenthalt in Paris wurde ihm unheimlich; er verließ die Stadt und begab sich nach Compiegne; auch Karl von Navarra, dem die Volksbewegung über den Kopf gewachsen, zog nach der Normandie. Nun führten die Zünfte das Regiment, die Vorsteher schickten Boten aus, um die andern Städte zum Anschluß zu bereden. Doch traten nur wenige, darunter Amiens und Laon, in die Bewegung ein.

Um so bedeutender wirkten die Vorgänge der Hauptstadt auf das Landvolk. Die Jacquerie. Ergrimmt über den Adel, der zu den alten Bedrückungen noch neue hinzufügte, um die Loskaufsummen beizutreiben, der des Bauern Speicher, Keller und Stall leerte und mit Übermut auf den verarmten Landmann herabsah, während er doch weder die Felder vor den herumstreifenden feindlichen Kriegsscharen zu schützen, noch das Reich gegen die Engländer zu verteidigen vermochte, dessen Haltung bei Maupertuis die ritterliche und kriegerische Tugend, auf die er bisher gepocht, als gänzlich entschwunden gezeigt hatte, griff nunmehr das Landvolk, der so verächtlich behandelte „Jacques Bonhomme“ zur Selbsthilfe und versuchte, durch eigene Kraft sich von dem unerträglichen Joche des übermütigen Herrenstandes zu befreien. Die Auftritte in Paris führten dem Brennstoff die zündende Fackel zu. Da und dort erhoben sich die Bauern mit Messern, Knitteln und ländlichen Waffen gegen den Landadel. Sie bezeichneten ihre Spur mit wilden Greueln, wie sie stets eintreten, wenn eine lange unterdrückte rohe Volksmasse den Arm zur Rache und Vergeltung erhebt und mit ungestümer Naturgewalt über die Dränger und Peiniger hereinbricht. Die Schlösser wurden zerstört, gefangene Ritter unter Martern getötet, ihre Frauen und Kinder mißhandelt und gemordet. Die Zahl der Empörer wuchs mit jedem Tag; in Isle de France durchstreiften bei Hunderttausend das Land; die Bürger von Meaux und andern Städten schlossen sich der „Jacquerie“ an. Es war ein Bauernkrieg in seiner ganzen Schrecklichkeit. Niedergebrannte Schlösser, verstümmelte Leichen bezeichneten die Spuren der entfesselten Leidenschaften. Endlich ermannte sich der in Leben und Gut bedrohte Adel und vereinigte sich zu gemeinsamem Widerstand. Aus Flandern, Brabant, Hennegau und andern Landschaften kamen Bewaffnete zu Roß und zu Fuß herbei und griffen die ungeordneten Scharen an, die ohne kriegskundige Führung und ohne Plan in zerstreuten Haufen raubend und

zerstörend einherzogen. Den schwergerüsteten waffengeübten Ritterheeren vermochten die schlechtbewehrten Bauern nicht zu widerstehen. Sie ergossen sich in verwirrter Flucht über das Land und wurden zu Tausenden niedergemacht. Brennende Dörfer und zertretene leichenbedeckte Felder bezeichneten den Sieg des Adels.

Revolution in Paris. Marcels Ausgang. 1358. Nun sollte das Strafgericht auch über die aufrührerische Hauptstadt verhängt werden. Der Dauphin hatte sich, wie erwähnt, nach jener Szene des Schreckens in seinen Palast nach Compiegne geflüchtet, wo er die Stände der Provinz um sich versammelte. Die gemeinsame Gefahr knüpfte den gelockerten Bund zwischen dem Königshaus und dem Adel wieder fester. Mit vereinten Kräften beschloß man die empörte Hauptstadt zu züchtigen. Ein ritterliches Kriegsheer lagerte sich an der Seine und Marne und hemmte jede Zufuhr. Da rief der Prevot, der sich seit der Ermordung der Marschälle durch eine unübersteigliche Kluft von den Valois getrennt sah und auf Versöhnung und Gnade nicht mehr rechnen konnte, den König von Navarra aus der Normandie herbei und bewirkte, daß dieser auf dem Rathause zum Befehlshaber (Kapitän) gewählt und mit der Verteidigung der Stadt betraut wurde. Es schien der erste Schritt zu Karls Erhebung auf den Thron von Frankreich zu sein. Er schwur den Bürgern zu, sie gut und gesetzlich zu regieren, sie gegen jedermann zu beschützen und mit ihnen zu leben und zu sterben. Aber der Bund war nicht aufrichtig. Der kluge König verlor bald das Vertrauen auf einen guten Ausgang, als er merkte, daß unter der Pariser Bevölkerung gar manche waren, welche vor dem gewagten Schritt zurückbebten, und daß die übrigen Kommunen dem Aufruf der Hauptstadt nicht Folge leisteten. Er suchte sich daher den Rückweg zu einer Versöhnung mit dem Regenten offen zu halten und trieb ein zweideutiges Spiel. Die Pariser schöpften bald Verdacht gegen den Fürsten, der sich jetzt als Volksmann gebärdete, während er kurz zuvor gegen die Jacquerie zu Feld gezogen war und den Hauptführer, den „Jacqueskönig“ Wilhelm Callet, hatte enthaupten lassen, der sich zu einer und derselben Zeit als Oberhaupt der aufständischen Stadt gebärdete und durch seine Gemahlin mit dem Dauphin und der Adelspartei unterhandeln ließ. Die Kommune entzog ihm daher wieder den Oberbefehl über ihre bewaffnete Macht, und da seine navarresischen und englischen Söldner hier und da Raub und Gewaltthat begingen, so kam es bald zu scharfen Reibungen zwischen ihnen und der Bürgerwehr. Die Stimmung der Pariser Bevölkerung wurde immer feindseliger und gereizter, und da der Prevot auf des Königs Seite stand, so sank auch er immer mehr in der Volksgunst. Sein Versuch, den Navarresen die Stadtthore in die Hände zu spielen, wurde vereitelt, einige Hauptleute entfalteten die Fahne der Valois; es entstand ein nächtliches Handgemenge, in welchem der Prevot Marcel von seinem früheren Genossen Jean 31. Juli. Maillart mit einer Streitaxt erschlagen ward, der erste Tribun der Pariser Volksgemeinde, der seiner Zeit weit vorausgeeilt war. Um das Volk wider

seinen Willen auf der Bahn der Freiheit fortzureißen, hatte er sich an den Triumphwagen eines ehrsüchtigen, ränkevollen Feudalherrn gebunden, eine unhaltbare Stellung voll innerer Widersprüche, die ihm den Untergang bringen mußte. Neben ihm sanken seine treuesten Anhänger und Gefährten unter den Streichen der Mörder. Die Freunde des „Verräters“ wurden aufgesucht und teils getötet, teils gefangen gehalten; viele Leichen trieben unbeerdigt die Seine hinab; selbst der Bischof von Laon stand in Lebensgefahr; er entfloh unter dem Schutze des Königs von Navarra und erhielt von demselben später das Bistum Calahorra. Rasch verschwanden nun die blauroten Mützen und die Wogen verliefen sich. Nach der Schreckensnacht schickten Maillart und seine Genossen Boten an den Dauphin und luden ihn zur Rückkehr in seine getreue Stadt Paris ein. Schon am 3. August hielt Karl an der Spitze seiner Ritterschaft neben Maillart seinen feierlichen Einzug unter dem Jubelruf des wankelmütigen Volkes und schlug dann durch schwere Strafgerichte und die Macht des Schreckens die populäre Bewegung vollends nieder. Noch lange wütete das Richtbeil unter den Straßenhelden; mit den eingezogenen Gütern füllte der Regent seinen leeren Schatz.

Nun fürchtete der König von Navarra, die Reaktion möchte ihre Angriffe Kriegsnot. Friede von Bretigny. 1359. 1360.
auch gegen seine Person richten. Er setzte daher mit seinen Söldnerbanden den Kampf fort, schnitt, gestützt auf einige feste Orte am linken Ufer der Seine, der Hauptstadt die Zufuhr ab und verwüstete das flache Land. Zu gleicher Zeit durchstreiften die englischen Kriegsscharen die westlichen Landschaften und füllten alles mit Raub, Mord und Verwüstung. Elend und Verzweiflung herrschte allenthalben; der französische Staat schien seiner Auflösung entgegenzugehen. Und gerade jetzt lief der Waffenstillstand mit England ab, und Eduard III., Anfang 1359.
ergrimmt daß der Dauphin und die Ständeversammlung die harten Friedens- Mai 1359.
bedingungen verwarfen, zu denen sich der gefangene König Johann in dem Vertrag von London hatte bewegen lassen, traf Anstalten, von Flandern und Guienne aus aufs neue seine Heere in das Herz von Frankreich zu führen. Da erließ der Regent eine Amnestie und schloß mit seinem bösen Schwager, dem 12. Aug.
Verbündeten Englands, einen Vertrag, worin er ihm alles früher Besessene 21. Aug.
zurückgab und eine beträchtliche Geldsumme und Leibrente zu zahlen versprach. So hoffte er doch wenigstens von dem innern Feinde befreit zu bleiben und seine Kräfte ungeteilt gegen den englischen König richten zu können, der, nachdem er im Oktober mit großer Heeresmacht in Calais gelandet war, seine Truppen in ver- 28. Okt.
schiedenen Abteilungen über Artois und durch die Pikardie streifen ließ, die Krönungsstadt Reims in der Champagne bedrängte, Herzog Philipp von Burgund zur Zahlung einer hohen Geldsumme nötigte und um Ostern bis in die Nähe der März 1360.
Hauptstadt vordrang. Mit Schrecken hörten die Pariser die Töne der englischen Zinken und Trompeten und sahen die Feuersäulen der angezündeten Ortschaften, der Klöster und Kirchen, den Himmel röten. Mangel an Lebensmitteln in dem

verwüsteten Lande, wo schon drei Jahre die Felder nicht bestellt werden konnten und Disteln und Dornen die Erde bedeckten, zwang den König jedoch bald, nach der Loire abzuziehen, wo andere englische Truppen ihr wildes Kriegshandwerk trieben. Nun hatte die Not in Frankreich den höchsten Grad erreicht; alles war auf Selbsthilfe gewiesen. Der Bauer griff zur Wehre, um seine Hütte, um sich und die Seinen zu verteidigen. Noch lange erzählte sich das Volk von den Heldenthaten des riesenstarken Grand-Ferré aus dem Dorfe St. Corneille bei Compiegne, welcher mit seiner schweren Axt über vierzig Engländer erschlagen haben sollte. Da aber auch England durch die französischen Kaperschiffe großen
8. Mai 1360. Schaden litt, so gelang es endlich den päpstlichen Legaten, in **Bretigny**, unweit Chartres, einen Frieden zu stande zu bringen. Wie hart auch die Bedingungen desselben für Frankreich waren, das nicht nur Calais und Guines, Gascogne und Guienne, sondern auch die mittleren Landschaften Poitou, Saintonge, Limousin, Rovergue u. a. auf ewige Zeiten als Eigentum an England abtreten und aus dem Lehnsverband ausscheiden und für die Freilassung des Königs Johann drei Millionen Goldstücke gegen namhafte Bürgschaften entrichten mußte, der Regent und die Stände gaben ihre Zustimmung, da das tief zerrüttete und erschöpfte Reich zu seiner Erholung des Friedens nicht länger entbehren konnte. Für solche Vorteile verzichtete König Eduard III. auf die Krone von Frankreich und auf die Normandie und die alten Besitzungen der Plantagenets an der Loire. Auch Karl von Navarra und sein Bruder Philipp wurden in den Frieden aufgenommen und in alle ihre Güter und Rechte wieder eingesetzt.

Die Lage Frankreichs. 1360–1364. So war denn die Errungenschaft jahrhundertelanger Anstrengungen, die Frucht der Menschenalter hindurch gleichmäßig verfolgten Politik der Capetinger zerronnen; Frankreich war um ein Dritteil seines Gebiets kleiner geworden und in solche Geldnot geraten, daß die 600,000 Goldstücke, die von der Loskaufsumme sogleich entrichtet werden mußten, nur dadurch beschafft werden konnten, daß König Johann dem Galeazzo Visconti von Mailand für die Zahlung der Summe eine seiner Töchter in die Ehe und die Grafschaft Vertus in der Champagne zu Lehen gab. Und welche Opfer mußten noch ferner dem verarmten Lande aufgebürdet werden, um die weiteren Verpflichtungen zu lösen! Die Verkaufssteuer, die Salzauflage und andere Abgaben wurden in großer Ausdehnung eingeführt; den Juden erteilte man die Erlaubnis zur Rückkehr in das Reich gegen Kopfsteuer und Jahreszins. Was half es, daß der König bei
Dez. 1360. seiner Ankunft durch ein Manifest die Versicherung gab, die früheren Mißbräuche und Erpressungen nicht mehr eintreten zu lassen, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, gute Münzen zu prägen und die den Handel und Verkehr hemmenden Zölle zu beseitigen; die Notstände hatten eine Höhe erreicht, daß das Volk mutlos und hoffnungsleer in die Zukunft blickte. War doch die Autorität der Regierung so gelähmt, daß große Söldnerbanden, in Genossenschaften oder

„Kompanien“ vereinigt, zuerst die Champagne und Burgund, dann alles Land bis an die Rhone und die Alpen durchzogen, die Einwohner brandschatzten, Städte und Dörfer plünderten und, nachdem sie in der Nähe von Lyon das zu ihrer Bekämpfung anrückende königliche Ritterheer überwunden und dem Feldhauptmann Jakob von Bourbon, Graf von La Marche, die Todeswunde geschlagen, abermals den heil. Vater in Avignon so schreckten, daß er durch Geldsummen und Segenspendungen sich von der drohenden Plünderung loskaufte! Und als ob die Frevel und Greuelthaten der Menschen zum Verderben nicht genügten, fuhr auch der Würgengel der Pest noch einmal über die Erde hin und forderte aufs neue seine Opfer. Man verzweifelte an der Barmherzigkeit des Himmels, der Gedanke eines Kreuzzugs zur Sühnung des göttlichen Zornes faßte Wurzel in den Gemütern der Menschen; selbst der König ging in Avignon mit dem Papste und dem Fürsten von Cypern, Peter von Lusignan, darüber zu Rate und verpflichtete sich mit mehreren Herren und Rittern, durch Annahme des Kreuzes, im Jahr 1365 das abenteuerliche Unternehmen auszuführen. Nichts bezeichnet mehr die politische Unfähigkeit und die ritterliche Grillenhaftigkeit des französischen Monarchen, als ein solches Gelübde in einem Augenblick, wo die Raubscharen der „großen Kompanie“ noch immer Auvergne und Languedoc durchstreiften und selbst die Hauptstadt vor ihnen zitterte.

6. April 1362.

Ostern 1363.

Glücklicherweise zerrann der thörichte Plan vor dem festgesetzten Termin durch den Tod des Königs. Er hatte sich zu Anfang des Jahres 1364 nach London eingeschifft, teils um mit Eduard wegen des beabsichtigten Kreuzzuges sich zu besprechen, teils um die ritterliche Ehre seines jüngeren Sohnes, des Herzogs von Anjou, welcher zur Beitreibung der Loskaufssumme von dem englischen König nach Calais entlassen, diese Vergünstigung zur Flucht mißbraucht hatte, von dem Makel des Wortbruchs zu reinigen, vielleicht auch durch die Bande der Galanterie und der Minne angezogen. Er wurde als königlicher Gast mit Freuden und Festlichkeiten empfangen, starb aber schon am 8. April. Seine Leiche wurde nach Frankreich geführt und in der Kathedrale von St.-Denis beigesetzt. Seit den letzten Karolingern hatte Frankreich keine schlimmern Tage erlebt als unter König Johann. Mit seinen Ideen in einer untergegangenen Ritterwelt weilend, hatte er kein Verständnis für die Aufgabe seiner Zeit. Wenn er trotzdem bei der französischen Nation nicht unbeliebt war, so verdankte er dies seinem geraden gutmütigen Charakter, der ihm sogar den Namen der „Gute“ verschaffte, und seiner echt französischen Natur. Und wie wenn das Schicksal den Königsnamen Johann zum Ausdruck alles nationalen Unglücks ausersehen hätte, sollte auch der einzige Gewinn, welcher dem französischen Königshause unerwartet zufiel, und für die schweren Opfer von Brétigny einigen Ersatz gewährte — der Heimfall des Herzogtums **Burgund**, in künftigen Tagen der Krone zum Unheil gereichen. Als nämlich mit dem kinderlosen Ableben des jugendlichen Herzogs Philipp von Burgund im Nov. 1361

Johanns Ausgang und Charakter.

1364.

Burgund an Philipp von Valois verliehen. 1363.

die Capetingische Linie, welche über drei Jahrhunderte das Land beherrscht hatte, erlosch, vereinigte der König das Herzogtum mit der französischen Krone, ohne sich durch die Einsprache Karls von Navarra irre machen zu lassen. Aber anstatt dasselbe mit seinen Erbstaaten unmittelbar zu verbinden, belehnte er damit seinen Sohn Philipp, der bei Maupertuis an seiner Seite gefochten hatte, und ernannte ihn zugleich zum ersten Pair von Frankreich, eine politische Schöpfung, die schlimme Früchte tragen sollte.

6. Sept. 1363.

4. Nationaler Aufschwung unter Karl V. dem „Weisen".

Karl V. 1364—1380.

Karl V., den die Zeitgenossen „den Weisen" nannten, hatte als Dauphin eine harte Lebensschule durchgemacht und daraus gute Lehren gezogen. Ein Fürst von schwächlichem Körper und zarter Gesundheit, wie die Welt glaubte, infolge eines Vergiftungsversuches des bösen Schwagers von Navarra, war Karl V. nicht geeignet, an der Spitze der waffenfrohen Ritterschaft ins Feld zu ziehen und das Schlachtschwert zu führen. Dagegen besaß er einen nachdenkenden, sinnreichen Geist, der ihn befähigte, die ruhigeren Jahre seiner selbständigen Regierung zur Heilung der tiefen Wunden anzuwenden, welche der lange Krieg und die innere Zerrüttung seinem Reiche geschlagen. Das Schicksal fügte es, daß er die Arbeit der Waffen auf die Schultern eines eben so tapferen als treuen Ritters aus der Bretagne, Bertrand du Guesclin, legen konnte, eines Mannes, der von einem geringen Adelsgeschlecht entsprungen und von den mächtigeren Standesgenossen zurückgesetzt, dem König sein ganzes Glück zu verdanken hatte und mit unwandelbarer Hingebung zugetan blieb. Bertrand war der Arm, der die Pläne zur Ausführung brachte, die Karl mit seinem politischen Verstand und gedankenreichen Geiste entwarf. Beide, der Herr wie der Diener, waren dem anmaßenden, turbulenten Ritteradel, der das Waffenfeld wie einen Turnierplatz ansah, um in ostensiver Weise seine persönliche Tapferkeit und Stärke zu zeigen, der es liebte, unbekümmert um den Schlachtplan in erster Reihe mit dem ebenbürtigen Feind einen ritterlichen Zweikampf auszufechten und auf schmuckem Streitroß in glänzender Rüstung sich umherzutummeln, wenig gewogen: der Krieg hatte eine andere Gestalt gewonnen; für ritterliche Bravourstücke war die Zeit nicht mehr angethan. Nicht die Feudalherren, die mit ihren Fähnlein von Kriegsknechten dem Aufgebot des Lehnsherrn folgend ins Feld rückten und ihre Waffenhilfe wie einen freiwilligen Dienst ansahen, gaben im Treffen dem Ausschlag, sondern die Mietstruppen, die handfesten Berufssoldaten, die aus allen Ländern und Nationen auf dem Kriegsschauplatz zusammenströmend dem Oberbefehl eines resoluten, strategisch gebildeten Feldhauptmanns unterstellt waren und dem Kommando in militärischer Subordination nachkamen. Freilich waren diese Söldnerscharen, die den Krieg als Gewerbe ergriffen, die nicht um vaterländische Interessen, nicht um höhere

Bertrand du Guesclin.

Der Söldnerkrieg.

Güter das Leben einsetzten, sondern aus Lust zum Abenteuern und Vagieren den wechselvollen Waffendienst wählten, denen die Soldatenehre als das höchste und einzige Sittengebot galt und Gewinn und Beute als der gerechte Lohn ihrer Mühen und Gefahren, eine schwere Geißel für die feindlichen wie für die befreundeten Länder. Wir wissen, welche Schläge die verwilderten „Kompanien" dem geschwächten französischen Reiche zufügten; oft war der Friede oder Waffenstillstand für die Städte und das flache Land unheilvoller als der offene Kampf, weil die aus dem Dienst entlassenen herrenlosen Mietlinge selten heimkehrten, sondern in Banden geeinigt unter verwegenen Feldhauptleuten den Krieg auf eigene Hand fortsetzten und die durch rohe Gewaltthat zusammengebrachte Beute unter sich teilten. Da auch nach Abschluß des Friedens zwischen Frankreich und England die Parteikämpfe in der Bretagne, in der Normandie, an der Garonne noch fortdauerten, und viele französische Vasallen der abgetretenen Provinzen sich weigerten, ihr Lehnsverhältnis mit Frankreich zu lösen und dem englischen König zu huldigen, so fanden die streifenden Söldnerbanden immer wieder Gelegenheit ihre Dienste zu verwerten.

Die Krönung Karls V. zu Reims wurde durch die Nachricht verherrlicht, 16. Mai 1364.
daß Bertrand du Guesclin in Verbindung mit dem französischen Marschall Boucicault über das navarresische Kriegsvolk Karls des Bösen bei Cocherel, unweit Evreux, einen Sieg erfochten.

Ergrimmt, daß König Johann das Herzogtum Burgund, auf das er selbst als Vertrag mit Karl von Navarra. 1365.
nächster Verwandter Ansprüche erhoben, seinem „schlachtmutigsten" Sohn Philipp übertragen, hatte der König von Navarra abermals in der Normandie die Kriegsfahne erhoben. Der Sieg bei Cocherel, der den navarresischen Feldherrn, Captal von Buch, in französische Gefangenschaft führte und den Ruhm des Ritters aus der Bretagne über ganz Frankreich trug, vereitelte alle Hoffnungen Karls des Bösen; da aber der französische König sich nach einem dauernden Frieden sehnte und daher dem unruhigen Schwager eine goldene Brücke zum Rückzug baute, so kam eine Übereinkunft 6. März 1365.
zu stande, in welcher Karl seine normännischen Besitzungen gegen die Herrschaft Montpellier mit der Pairie austauschte und über alle andern Streitpunkte eine Ausgleichung einging. Die abgetretene Grafschaft Longueville verlieh der König seinem siegreichen Feldherrn du Guesclin. Nun hörte der Spott der vornehmen Herren über den bretonischen Ritter von häßlichen Gesichtszügen, rauhem Wesen und ungebildetem Geiste auf. Schon bei dieser Gelegenheit war es zu Tage getreten, daß strategische Kunst mehr gelte als persönliche Tapferkeit, planmäßige Anordnung und Kriegslist mehr Einfluß auf den Ausgang einer Schlacht habe als der starke Arm des ritterlichen Streiters.

Bald darauf erreichte auch der lange Parteikampf in der Bretagne sein Ende. Die Vorgänge in der Bretagne. 1365.
Als in der blutigen Schlacht bei Auray das englische Söldnerheer, das der tapfere Johann Chandos aus Guienne den Montforts zugeführt, die gegnerische Partei samt dem französischen Hilfsheer überwunden und dem Grafen Karl von Blois, der noch wie in alter Zeit die Tapferkeit eines Ritters mit der Frömmigkeit und Asketik eines Mönchs verband, den Tod, dem Feldherrn du Guesclin Kriegsgefangenschaft gebracht, kam ein Vertrag zu stande, wonach Johann von Montfort als Herzog von Bretagne anerkannt, die verwitwete Gräfin Johanna mit der Grafschaft Penthièvre und einer 11. April 1365.

Leibrente abgefunden ward. Der Herzog leistete in Paris die Huldigung, doch fühlte er sich stets mehr zu England hingezogen, besonders zu dem Prinzen von Wales, den Eduard III. zum Fürsten von Guienne und Gascogne eingesetzt und dessen Stieftochter Montfort in die Ehe genommen.

Entfernung der Söldnerbanden. Aber was halfen alle Friedensschlüsse, wenn nicht zugleich die Söldnerbanden aus dem Lande geschafft wurden? Schon lange hatten diese sich gewöhnt, Frankreich als ihre Kornkammer anzusehen; es war daher keine leichte Aufgabe, sie zum Abzug zu bewegen. Der Versuch, ihnen einen Weg durch Deutschland gegen die Türken zu bahnen, scheiterte. Als Kaiser Karl IV. der wilden Scharen, die 40,000 Mann stark unter dem „baskischen Erzpriester", Arnold von Cervola, plündernd den Elsaß durchzogen, ansichtig wurde, befahl er den rheinischen Fürsten, sie zurückzuschlagen. Da boten die Verwirrungen in Kastilien, die wir später beleuchten werden, dem König eine Gelegenheit, im Einvernehmen mit dem Papst die zuchtlosen Gäste mit anderm französischen
1366. Kriegsvolk unter du Guesclin über die Pyrenäen zu schicken, wo Engländer und Franzosen bald wieder einander feindlich gegenübertraten, jene als Bundesgenossen Peters von Kastilien, diese als Beschützer seines feindlichen Bruders Heinrich von Trastamara.

Karls Politik. Die Erinnerungen an die Vorgänge während seiner Regentschaft nahmen den französischen König gegen das ständische Wesen so ein, daß er sich lange nicht zur Einberufung eines Reichstags entschließen mochte. Aber er kannte die Mißstände, welche die Quelle der Unzufriedenheit gewesen waren und suchte dieselben aus eigenem Antrieb zu beseitigen. Sparsame Hofhaltung und geordnete Staatswirtschaft machten es ihm möglich, mit den laufenden Einkünften auszureichen; und indem er eine gute, unwandelbare Münze herstellte, die Lasten für den königlichen Haushalt minderte, den Erpressungen der Amtleute wehrte und alle Richter und Beamte zu strenger Pflichterfüllung anhielt, verstummten die Klagen und der aufstrebende Freiheitssinn der Kommunen wurde gedämpft. Klug und gemäßigt in seinem ganzen Thun, verstand es König Karl, die entgegengesetzten Parteien, den Adel wie die Bürgerschaften, an sich zu fesseln und die widerstrebenden Richtungen auszugleichen oder doch niederzuhalten. Beide hatten aus den bittern Erfahrungen der Vergangenheit die Überzeugung geschöpft, daß nur das einträchtige Zusammengehen von Königtum und Nation zum Heile führe, daß jede Überhebung des einen Faktors, jedes Hervortreten mit einseitigen, ungerechtfertigten, in der Vergangenheit, in der nationalen Gesamtentwickelung nicht begründeten Ansprüchen, dem Ganzen zum Schaden gereiche. Man näherte sich daher dem König mit Vertrauen und sammelte neue Kräfte, um aus dem großen Schiffbruch des Reichs noch einige wertvolle Güter zu retten.

Erneuerung des Kriegs. 1368. 1369. Diese Politik sollte bald gute Früchte tragen. Der Friede von Bretigny war noch immer nicht in seinem ganzen Umfang vollzogen, und von beiden

Seiten waren darüber Klagen laut geworden. Nun geschah es, daß der Prinz von Wales, der aus Spanien mit leeren Taschen zurückgekehrt war und infolge einer verschwenderischen Hofhaltung sich fortwährend in Geldverlegenheit befand, den in Niort versammelten Ständen seines aquitanischen Fürstentums eine Steuer für jede Feuerstelle, Fouage genannt, anmutete. Die Barone und städtischen Abgeordneten von Poitou, Limousin, Saintonge, Rovergue und Larochelle genehmigten die Forderung; dagegen erklärten die Grafen von Armagnac, Cominges und Périgord, der Herr von Albret und die Edelleute und Gemeinen der Gascogne, angestiftet von dem Herzog von Anjou, den sein königlicher Bruder zum Statthalter der Languedoc eingesetzt, daß diese Auflage unter französischer Herrschaft nie erhoben worden wäre und daß bei der Huldigung der neue Gebieter ihnen die alten Rechte und Freiheiten zugesichert hätte. Gegen den Rat des edlen Chandos bestand jedoch Eduard auf der Forderung. Da wandten sich die Herren und Stände nach Paris und legten ihre Beschwerden dem König als ihrem legitimen Oberlehnsherrn zur Entscheidung vor. Nun war aber im Frieden von Bretigny der Lehnsverband zwischen der Krone Frankreich und diesen Ländern gelöst worden. Das Eingehen auf diese Bitte kam somit einem Friedensbruch gleich und mußte notwendig die Erneuerung des Krieges mit England zur Folge haben. Der weise Karl zögerte daher mit seinem Ausspruch; er hielt die Herren und Gesandten fast ein ganzes Jahr mit Versprechungen und Geschenken hin, bis er alle Verhältnisse genau geprüft hatte. Erst als Heinrich von Trastamara, Frankreichs Verbündeter, mit Hilfe du Guesclins bei Montiel gesiegt und durch die Ermordung seines grausamen Bruders den Thron von Kastilien bestiegen und Karl durch Kundschafter die Gewißheit erlangt hatte, 1369.
daß in den abgetretenen Provinzen des Südwestens die französischen Sympathien unter der Fremdherrschaft gewachsen seien, daß der Übermut der englischen Edelleute, Offiziere und Beamten in den Eingebornen einen scharfen Nationalhaß geweckt, daß die über die Pyrenäen zurückgekehrten Söldnerscharen, die der verschuldete und von allen Geldmitteln entblößte Fürst weder in Ordnung halten noch ablöhnen konnte, durch ihre Zuchtlosigkeit das ganze Land empört und die lebhafteste Sehnsucht nach Erlösung hervorgerufen hatten, da wagte Karl noch einmal die Entscheidung der Waffen zu suchen. Die Einleitung dazu bildete die Vorladung des Prinzen von Wales vor den Pairshof zu Paris, um sich über die wider ihn erhobenen Klagen zu verantworten. „Er werde kommen," gab der stolze Kriegsheld zur Antwort, „aber mit 60,000 Mann und den Helm auf dem Haupt." Damit war die Losung zum Krieg gegeben, der auch sofort in der Pikardie, an der Garonne und auf dem Kanal eröffnet ward. Nun berief Karl auf den 9. Mai eine Ständeversammlung nach Reichstag in Paris. 1369.
Paris. Er wollte sich vor allem der Zustimmung seines Volkes versichern. Seit vielen Jahren hatte man keinen so stattlichen Reichstag gesehen. Neben dem Adel und der hohen Geistlichkeit war eine große Zahl städtischer Abgeord-

neten erschienen. Einmütig billigte die Versammlung die Erneuerung des Kriegs zur Geltendmachung der Hoheitsrechte der Krone, die in einem französischen Lande nie erlöschen könnten, und bewilligte die nötigen Steuern. Es war das Widerspiel des englischen Parlaments in den ersten Regierungsjahren des dritten Eduard, es war ein Erwachen des nationalen Bewußtseins aus langer Trübung.

Die Lage auf beiden Seiten. So stand man denn wieder auf dem Punkte, wie vor dreißig Jahren. Aber wie sehr hatte sich die Lage der Dinge geändert! Als Eduard III. zum zweitenmal Wappen und Titel eines Königs von Frankreich annahm, war er alt und mehr für ein bequemes Leben als für beschwerliche Kriegszüge geneigt, siechte sein hochherziger Sohn, der schwarze Prinz, an einer unheilbaren Krankheit dahin, so daß er nicht mehr das Streitroß besteigen konnte, sondern sich in einer Sänfte tragen lassen mußte, war im englischen Parlamente das Kriegsfeuer verraucht. Um so zuversichtlicher trat der französische König in den Kampf. Die Bevölkerung der südwestlichen Landschaften brannte vor Verlangen, sich wieder mit dem Gesamtkörper der Nation zu vereinigen und erhob, als Karl V. sie ihres Treueides gegen England entband, die Fahne der Empörung zur Befreiung von der Fremdherrschaft; im Kanal und vor der Mündung der Garonne kreuzte eine französisch-kastilische Flotte, der die englische nicht gewachsen war; und um dieselbe Zeit fügte es sich, daß die vielumworbene Erbtochter des Grafen Ludwig von Flandern dem Bruder des französischen Königs Philipp von Bur-
19. Juni 1369. gund die Hand zur zweiten Vermählung reichte und somit den Nachfolger ihres ersten Gatten auf dem Herzogstuhl auch zu dessen Nachfolger im Ehebett machte, eine Verbindung von der höchsten Wichtigkeit für die künftige Größe des Hauses Valois.

Gang des Krieges. Limoges. 1370. Unter diesen Verhältnissen nahm der Krieg bald eine andere Wendung als die früheren Feldzüge. Sobald die französischen Heere unter dem kriegserfahrenen du Guesclin, den Prinz Eduard kurz zuvor gegen ein geringes Lösegeld aus der Gefangenschaft entlassen hatte, und unter den königlichen Brüdern Anjou und Berry über die Loire setzten und in Limousin und Angoumois einrückten, fanden sie freudige Aufnahme. Umsonst suchte der tapfere ritterliche Chandos ihren Marsch zu hemmen; er verlor sein Leben auf dem Schlachtfelde. Die Städte öffneten den Heranrückenden die Thore, überall griffen die Einwohner zu den Waffen; von den Pyrenäen bis nach Poitou und Larochelle herrschten Abfall und Aufruhr. Um die Söldnerführer zum Kriegsmut anzufeuern, verhieß ihnen Eduard die Städte und Burgen, die sie erobern würden, eine Maßregel, welche die Einwohner zum verzweifelten Widerstand antrieb. Als der schwarze Prinz in Angouleme die Nachricht erhielt, daß die Stadt Limoges von dem Bischof und dem Magistrat den Franzosen übergeben worden, schwur er bei der Seele seines Vaters sich an den Treulosen zu rächen. Und er hielt Wort. Nachdem er die Streitkräfte seines Bruders, des

Herzogs von Lancaster, an sich gezogen, rückte er vor die Stadt und bedrängte sie so heftig, daß sie nach verzweifelter Gegenwehr in seine Hände geriet. Darauf wurde ein großer Teil der Bewohner, an 3000 Männer, Weiber und Kinder, erschlagen, die Stadt selbst in einen Aschenhaufen verwandelt. „Gottes Gnade ihren Seelen," ruft der sonst so ruhige Froissart aus, „denn sie waren wahrlich Märtyrer!" Nur durch die Fürbitte des Papstes entging der Bischof dem Strange.

Mit dieser unrühmlichen That trat der schwarze Prinz vom Schauplatz der Geschichte ab. Den Keim des Todes in der Brust und schwer getroffen durch den Hingang seines sechsjährigen ältesten Sohnes, den er in Angouleme begrub, schiffte er sich mit seiner Gemahlin in Bordeaux ein, um nie wieder den französischen Boden zu betreten. Nach seinem Abzug wurde die Lage der Dinge immer schlimmer, der Stern des englischen Glücks war untergegangen. Die große Stadt Poitiers öffnete ihre Thore dem Connetable du Guesclin. Die mit reichen Schätzen beladene englische Flotte wurde die Beute der Spanier, die mit einer großen Armada auf der Höhe von Larochelle lagen, der Oberbefehlshaber, der junge Graf von Pembroke, geriet in Gefangenschaft, Larochelle selbst unterwarf sich freiwillig der französischen Herrschaft und empfing von Karl V. einen Freibrief. Alles Land nordwärts der Gironde gehörte wieder den Franzosen; auf dem Meere herrschte die spanisch-französische Armada und bedrohte die englischen Küstenstädte und Handelsschiffe; das Parlament erging sich in bittern Klagen über die unzureichenden Verteidigungsmittel des Königs, der im Alter die frühere Energie und Manneskraft eingebüßt. Im Sommer 1374 waren Calais, Bayonne, Bordeaux und einige Burgen an der Dordogne die einzigen Besitzungen der Engländer jenseits des Kanals. Wie schnell war das Trugbild einer englischen Herrschaft über Frankreich zerronnen! Der Waffenstillstand von Brügge, der im nächsten Jahr unter Vermittelung des Papstes auf Grund des Bestehenden zum Abschluß kam, gewährte nur dem Prinzen von Wales und im nächsten Jahr dem König selbst eine ruhige Frist zum Sterben; ein dauernder Friede wurde nicht erzielt. Der Valois wollte die günstige Situation, die ihm die Thronbesteigung eines minderjährigen Königs in England verschaffte, nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Wie er in seiner ganzen Politik in die Bahnen der großen Capetinger eingelenkt hatte, so gedachte er auch im Geiste eines Philipp II. und Philipp IV. dem französischen Königtum wieder die frühere Macht und Autorität zurückzugeben und alle Landschaften und Volksstämme französischer Zunge zu einem nationalen Ganzen zu vereinigen. Zu dem Zweck setzte er den Krieg gegen England fort; aber belehrt durch die Erfahrungen von Crecy und Maupertuis vermied er jede entscheidende Feldschlacht. Mehrmals zogen englische Truppen und Söldnerheere unter Johann von Lancaster und andern Führern von Calais und Bordeaux aus in das Innere von Frankreich; Karl V. begnügte sich, die Mauern und Festungs-

Abzug des schwarzen Prinzen. Frankreich im Vorteil. 1371—1375.

Juni 1372.

15. Aug.

27. Juni 1375.

werke der Städte und Burgen zu bewachen und den Feind von allen Seiten beobachten zu lassen; und er erlebte immer den Triumph, daß die Engländer nach kurzen Streifzügen in geschwächtem Zustande wieder umkehrten.

Die Vorgänge in der Bretagne. Du Guesclins und Karls Ausgang. 1378—1380. Doch ging des Königs Hoffnung, den Engländern alle Besitzungen in Frankreich zu entreißen, nicht ganz in Erfüllung; nicht nur, daß Calais und Bordeaux fortwährend in ihren Händen blieben, auch in der Bretagne erreichte er nicht vollständig seinen Zweck. Als der Herzog Johann von Montfort der englischen ihm nahe verwandten Königsfamilie in Treue ergeben blieb, und in die Stadt Brest
18. Dez. 1378. englische Besatzungstruppen aufnahm, wurde er von Karl in einer Versammlung der Stände zum Reichsfeind erklärt und das Herzogtum Bretagne als heimgefallenes Lehen der französischen Krone zugesprochen. Aber der bretonische Adel, stolz auf seine Abstammung und auf die bisherige Selbständigkeit des Landes, widersetzte sich der Vereinigung mit Frankreich. Barone und Ritter schlossen einen Bund zur Verteidigung ihrer Rechte und Freiheit und machten gemeinsame Sache mit Montfort und seinen englischen Beschützern. Umsonst führte der Herzog von Anjou ein Heer gegen die widerspenstige Halbinsel; er richtete wenig aus. Da erhielt du Guesclin den Oberbefehl. Aber den alten Helden schmerzte es, gegen seine Landsleute und Jugendgenossen das Schwert zu führen; Loyalität und Heimatsgefühl kämpften in seinem Herzen. Dies benutzte La Rivière, einer der einflußreichsten Räte des Königs, den Connetable wegen seiner Treue zu verdächtigen. Er brachte es dahin, daß Karl dem erprobten Feldherrn seine Gnade entzog. Erbittert und betrübt über das Mißtrauen seines Herrn, sandte du Guesclin das Connetableschwert zurück und beschloß, den Rest seiner Tage in Spanien, dem früheren Schauplatz seiner Thaten zu verleben. Umsonst suchte der König, sein Unrecht erkennend, den treuen Diener zu besänftigen; mit dreihundert Gewappneten zog der Feldherr in die Languedoc. Aber die Pyrenäen sollte er nicht mehr überschreiten. Von den Einwohnern der Stadt Puy um Hilfe gegen eine herrenlose Söldnerbande
13. Juli 1380. angegangen, fand er den Tod bei der Belagerung des Schlosses Randon. Karl war tief betrübt. Er ließ die Leiche des Helden in der Königsgruft zu St.-Denis beisetzen, neben der Stelle, welche er für sich selbst bestimmt hatte. Der Kampf in der Bretagne nahm bald größere Dimensionen an, als der Graf von Buckingham, der jüngste Oheim des jungen Königs Richard II., mit Heeresmacht in Calais landete und nach Süden vordrang. Auch der alte Feind des französischen Königs, Karl der Böse von Navarra, welcher stets eine zweideutige Rolle gespielt hatte, wurde wieder in das englische Lager geführt, als zwei seiner Vertrauten, du Tertre und Jacquet, die Träger und Unterhändler seiner ränkevollen Politik, welche man beschuldigte, daß sie im Auftrag ihres Herrn den König von Frankreich hätten vergiften wollen, ins Gefängnis geworfen und enthauptet wurden. Aber während alles in banger Erwartung eines großen Krieges stand, erscholl die Kunde, daß König Karl V. im vierund-

vierzigsten Lebensjahre zu seinen Vätern versammelt worden sei. Sein Hin- 16. Sept. 1380.
gang, der seinen zwölfjährigen Sohn gleiches Namens auf den französischen Thron führte, brachte eine bedeutende Änderung in die Weltlage. An beiden Höfen entstanden durch das ehrsüchtige Treiben der nächsten Verwandten der jungen Könige heftige Parteiungen, welche die Blicke vom Krieg ablenkten. Johann von Montfort söhnte sich mit dem Pariser Hofe aus und wurde unter der Bedingung, daß er dem neuen Könige huldige und den Lehnseid leiste, als Herzog von Bretagne anerkannt. Karl der Böse zog sich in sein Königreich Navarra zurück, wo er, stets auf Verrat und Intrigen sinnend und noch einmal wegen eines Vergiftungsversuches gegen Glieder der königlichen Familie angeklagt, endlich am 1. Januar 1387 eines elenden schmerzvollen Todes durch Verbrennung seiner mit Branntwein getränkten Kleider starb. So erlosch der englisch-französische Erbfolgekrieg ohne Entscheidung der Streitfragen und ohne Friedensschluß. Über den inneren Stürmen, von denen beide Reiche in den achtziger und neunziger Jahren zerrissen wurden, vergaß man der alten Kämpfe um Herrschaft und Nationalität im westlichen Frankreich oder beschränkte sich auf kleinere Fehden, die dann wieder durch verlängerte Waffenstillstände unterbrochen wurden. Doch behielt England Calais und die geringen Reste des aquitanischen Reichs als Operationsbasis für künftige Unternehmungen.

Karls V. Charakter und Regierung.

Vergleicht man die Verhältnisse, unter denen Karl V. die Regierung angetreten, mit der Lage der Dinge bei seinem Tode, so darf man ihm wohl den Beinamen des Weisen, insofern darunter Klugheit, Umsicht und Überlegung verstanden wird, beilegen. Die Jahre seiner Herrschaft waren eine Ruhepause zwischen zwei gewaltigen Sturmperioden, wo man die Trümmer der Schiffbrüche wieder sammelte. Es kam den Zeitgenossen, welche das Königtum noch vorzugsweise als ein Kriegsamt betrachteten, wie ein Wunder und Rätsel vor, daß ein König, der nie den Harnisch anzog oder das Streitroß bestieg, der im Innern seines Palastes eingeschlossen sich mit wissenschaftlichen Studien und Rechtsgelehrsamkeit, mit Astrologie und Architektur zu beschäftigen schien, den beiden Eduarden, den größten Kriegshelden der Zeit, denen unternehmende und erprobte Feldherren wie Chandos, Knowles u. a. zur Seite standen, die eroberten Landschaften, Städte und Burgen entreißen und sie Schritt um Schritt von dem Felde ihres Ruhmes verdrängen konnte. Viele seiner Erfolge verdankte er dem Glück, viele aber auch seiner geistigen Überlegenheit, seinem Scharfblick und seiner verständigen und gemäßigten Politik. Als er aus dem Leben schied, war Frankreich angesehen nach außen und stark im Innern. In Flandern hatte das Haus Valois festen Fuß gefaßt und war bemüht, die französischen Sympathien zu wecken; mit Schottland waren die alten Bande wieder angeknüpft; in Kastilien, wo England als Beschützer des Lasters aufgetreten war, hatte Karl einen Bundesgenossen gewonnen, der nicht nur den feindselig gesinnten zweideutigen König von Navarra im Schach halten, sondern auch

gegen England gute Dienste leisten konnte; der mächtige und reiche Visconti von Mailand und der deutsche Kaiser Karl IV. standen mit dem französischen Königshaus in Verwandtschaft und freundlichen Beziehungen, und der päpstliche Stuhl in Avignon suchte durch den engsten Anschluß an Frankreich eine Stütze gegen die wachsende Opposition in England. Es wurde früher erwähnt, daß Karl V. wieder in die Bahnen der Capetinger einlenkte. Wie diese betrieb er die nationale Einigung, indem er die abgetrennten Glieder wieder mit dem Reichskörper zu verbinden suchte; wie diese wählte er seine Feldherren und Minister weniger aus dem hohen Fürstenstand als aus den geringeren Adelsfamilien und den Legisten; und mit welchem Scharfblick er die rechten Leute zu finden und an die rechte Stelle zu setzen wußte, beweist du Guesclin, beweist sein Kanzler Dormans, beweisen seine Räte und Verwaltungsbeamten. Ein monarchischer Geist durchweht seine ganze Regierung; die Privatfehden der Barone werden aufs strengste untersagt; das Krongut wird durch Widerruf fast aller seit dem Tode Philipps IV. gemachten Schenkungen, durch den Ankauf der Grafschaft Auxerre, durch Einziehung der Grafschaften Angouleme und Saintonge, des Herzogtums und der Stadt Orleans vermehrt und konsolidiert; und wenn er auch die Ständeversammlungen nur selten einberief, so hat er doch den Städten ihre Kommunalrechte bewahrt und durch Beseitigung vieler Mißbräuche den nationalen Wohlstand gehoben. So untersagte er die Wegnahme von Wagen, Lebensmitteln, Pferden und Futter für den König, das königliche Haus und die Beamten; so griff er nicht mehr zu dem verderblichen Mittel willkürlicher Münzveränderungen; so förderte er Gewerbthätigkeit und Handel durch Abschaffung eigenmächtig eingeführter Zölle, durch Sicherung des Verkehrs, durch Begünstigung fremder Niederlassungen in französischen Hafenorten. Wie in England Flandrer und Deutsche wichtige Handelsvorteile und Privilegien besaßen, so erlangten in Frankreich Kaufleute aus Spanien, Portugal, Italien Schutzbriefe und Rechte. Dabei wandte der König große Sorgfalt auf die Hauptstadt. Er legte den Grund zur Bastille, als Schutzwehr gegen feindliche Invasionen; er befestigte Paris und schmückte die Umgegend mit Schlössern und Landhäusern; er baute die „Neue Brücke" über die Seine und beförderte Architektur und andere Künste; er liebte den Umgang von Schriftgelehrten und munterte sie zu wissenschaftlichen Werken auf. In seinem Auftrage verfaßte Jean de Brie, „der gute Schäfer", das goldene Büchlein über die Wartung der Herden und die Arbeiten des Feldes zur Belehrung und Erhebung des gedrückten Landvolks. Die großen Ausgaben für den Krieg zwangen ihn freilich zu Umlagen und Steuern aller Art, und die Languedoc, die den Kriegsstürmen am meisten ausgesetzt war, litt unter der drückenden Hand des Herzogs von Anjou an solchen Belastungen, daß in Montpellier und andern Orten die Verzweiflung zum Aufruhr führte; aber durch strenge Überwachung der Einnehmer und Finanzbeamten und durch sparsamen und geord-

neten Staatshaushalt hielt Karl wenigstens Betrug und Erpressung fern. Die größte Wohlthat aber erwies er dem Lande durch Entfernung der räuberischen Söldnerbanden und durch strenge Handhabung militärischer Zucht und Ordnung bei dem Kriegsvolke. Ebenso war er auf gute und prompte Rechtspflege bedacht und räumte dem Parlamente wieder die frühere Stellung und Bedeutung ein. Auch das von ihm erlassene Gesetz, daß der Thronfolger nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre für volljährig und regierungsfähig anzusehen sei, und die Bestimmungen über Regentschaft und Vormundschaft im Falle der Minderjährigkeit des Kronerben geben Zeugnis von dem monarchischen Geiste des dritten Valois. Und daß zu seiner Zeit der Schriftsteller Jean Froissart lebte, der für alle Ereignisse einen so offenen Sinn hatte und die wichtigen Weltbegebenheiten mit so reizender Anmut und Anschaulichkeit in großen Umrissen und dramatischer Lebendigkeit darzustellen wußte, kann gleichfalls als ein günstiges Geschick der Regierung Karls V. angesehen werden.

II. Innere Unruhen und Parteikämpfe unter Richard II. und Heinrich IV.

1. Johannes Wiclef und die kirchliche Opposition in England.

England führte nicht nur Krieg gegen das französische Königshaus, sondern auch gegen das französisch gesinnte Papsttum in Avignon. Auf jener Zusammenkunft in Brügge, wo unter päpstlicher Vermittelung ein Waffenstillstand zwischen Frankreich und England zum Abschluß kam, war der Königssohn Johann von Gent, Herzog von Lancaster, in dessen Hände die Leitung der öffentlichen Geschäfte mehr und mehr überging, seitdem der Vater von Altersschwäche beschlichen ward und der Erstgeborne sich in Krankheit und Schwermut verzehrte, von dem Oxforder Professor Johannes Wiclef begleitet. Denn es sollten daselbst auch die Beschwerden und Klagen der englischen Nation über kirchliche Mißbräuche zur Sprache kommen. Herzog Johann, der mit den Besitzungen von Lancaster und Leicester auch den Geist der Grafen Simon und Thomas geerbt zu haben schien, galt als Haupt der nationalen Partei, welche das kirchliche Joch, das auf England lastete, zerbrechen und den Verfassungsbau im freiheitlichen Sinne vollenden wollte. Ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten, der gern mit gelehrten und geistreichen Männern umging und auf der Höhe seiner Zeit stand, wußte der Herzog seine eigenen ehrsüchtigen Bestrebungen klug mit der oppositionellen Strömung zu verbinden. Noch immer lebte in England ein Rest kirchlicher Eigenartigkeit, und mit dem Emporkommen des dritten Standes war der Widerwille gegen die Übermacht des Papsttums immer

Johann von Gent und die kirchliche Opposition. 1374—1376.

schärfer hervorgetreten. Wenn der erste und dritte Eduard der Begehrlichkeit der Kurie durch Beschränkung des Peterspfennigs, Zurückhaltung des Lehnszinses, Bekämpfung der simonistischen Mißbräuche bei erledigten Pfründen entgegentraten, so konnten sie dabei auf die Zustimmung des gesamten Volkes, selbst der Geistlichkeit rechnen. Ein Parlamentsbeschluß vom Jahr 1366, wonach die Erhebung des Lehnstributs von 1000 Mark jährlich für alle Zukunft unterbleiben solle, da König Johann kein Recht gehabt habe, ohne Zustimmung der Stände seine Krone in Abhängigkeit zu geben, und die damit verbundene Drohung, daß wenn der Papst die Zahlung irgendwie erzwingen wolle, sie alle, Herzöge, Grafen, Barone und Kommunen, mit gesamter Kraft sich dagegen setzen würden, war der erste kräftige Ausdruck der Entrüstung über das schmachvolle Verhältnis zu Rom. Schon bei dieser Gelegenheit machte sich Johann Wiclef, Professor im Merton-Kollegium zu Oxford, ein in der Scholastik und in beiden Rechten bewanderter Kleriker, der zuerst in der Art des Abtes Joachim von Fiore (VI, 821) mit tiefem sittlichen Ernst von den letzten Zeiten der Kirche geschrieben, dann die Sache der Universität gegen die Bettelmönche geführt hatte und im Geiste seines Lehrers Bradwardina die Gnadenlehre Augustins gegenüber der Werkheiligkeit der Kirche festhielt, durch eine Schrift zur Verteidigung des Parlamentbeschlusses bemerkbar. Diesem Schritte folgten bald andere von ähnlichem Charakter.

Johann Wiclef. 1324–1384.

Die Avignonschen Päpste und die Landeskirchen.

Wir erinnern uns, wie sehr die Kurie ihre oberlehnsherrlichen Rechte zu ihrem Vorteil auszubeuten verstand. Schon damals betrachtete man in Rom das reiche England als das einträglichste Fruchtland. Alle jene Mißbräuche aber hatten sich seit der Verlegung des päpstlichen Sitzes nach Avignon gesteigert. Ein Schwarm von habgierigen Nepoten und Stellenjägern drängte sich an den päpstlichen Hof, um aus dem Füllhorn der Gnade einige Gaben zu erhaschen. Nicht nur die einträglichsten Bistümer und Abteien wurden als Reservationen oder auf andere Rechtstitel durch „Provision" von der Kurie besetzt, wobei man dem König oder den Wahlkorporationen zuweilen nicht einmal einen Schein von Mitwirkung ließ, selbst gewöhnliche Pfarrstellen kamen an begünstigte „Incumbenten". So geschah es, „daß Fremdlinge und feile Kreaturen in die Kirche eindrangen, viele Ämter und Pfründen in sich vereinten und die Einkünfte derselben, oft ohne ihre Gemeinden je gesehen zu haben, am päpstlichen Hofe verschwelgten". Häufig teilte die Kurie die Beute; die Simonie, gegen welche frühere Päpste so gewaltig geeifert hatten, wurde ohne Scheu in Avignon geübt. Nicht nur, daß man sich die Bestätigung (Konfirmation) aller zu den höheren Kirchenämtern gewählten Prälaten vorbehielt und dafür eine dem Jahreseinkommen gleiche Summe (Annaten, first-fruits) zahlen ließ, man erhob die Einkünfte vakanter Pfründen, man verhandelte Stellen und Anwartschaften, die Kirchenämter wurden oft an die Meistbietenden verkauft, ja zuweilen an mehrere zugleich vergeben; Kreuzzüge und Türkenkriege dienten als Vorwand zur Ausschreibung von Zehnten. Habgierige Prokuratoren und Steuer-

erheber, welche mit einer Schar von Schreibern und Unterbeamten die Länder durchzogen, machten dies förmlich organisierte Aussaugesystem zu einer unerträglichen Plage. Die gesamte abendländische Christenheit hatte darunter zu leiden, kein Land jedoch mehr als England. Die Gelderhebungen der Prokuratoren, die Ernennungsbullen der Päpste, verbunden mit dem immer häufiger werdenden Gebrauch, durch Reservationen und Kommenden die Einkünfte einträglicher Stellen der Kurie und ihren Günstlingen zu sichern, nahmen in dem Maße zu, als das päpstliche Ansehen schwand; immer lauter wurden die Klagen über Mehrung der Pfründen in einer Hand, das Fernbleiben vom Orte der Seelsorge (Nonresidences), über Verletzung der Wahl- und Patronatsrechte, über Eingriffe in die einheimische Rechtspflege von seiten der römischen Gerichte. Alle diese Mißbräuche wurden während des französischen Krieges tief empfunden. Die Päpste waren größtenteils aus dem französischen Klerus gewählt und dienten der Politik der Valois; die Kardinäle gehörten vornehmen französischen oder italienischen Familien an, welche ihre Stellung zu eigennützigen Zwecken ausbeuteten; die Bettelorden, die aus allen Völkern und Nationen zusammengesetzt und darum ohne heimatliche und vaterländische Interessen der Kirche und ihrem Oberhaupte blindlings ergeben waren, füllten die Lehrstühle und waren in der Doktrin und im Leben die dienstfertigen Rüstzeuge des päpstlichen Absolutismus. Es war demnach sehr begreiflich, daß zu einer Zeit, wo die ganze Nation ihre Kräfte für den Krieg gegen Frankreich anstrengte und alle Stände die größten Opfer brachten, auch ein heftiger Kampf gegen Papsttum und Hierarchie entbrennen mußte.

Kirchl. Mißbräuche in England.

Besonders erfindungsreich in neuen Finanzkünsten, zum Teil der schamlosesten Art, war seiner Zeit Papst Johann XXII. (VII, 883): während das Recht der Reservation, d. h. die Vergebung einer erledigten kirchlichen Würde und der damit verbundenen Pfründe durch den Papst ehemals nur dann gegolten hatte, wenn der bisherige Inhaber am päpstlichen Hofe selbst gestorben war, hatte schon Bonifacius VIII. dasselbe auf alle die Fälle erweitert, wo ein Prälat auf der Reise nach oder von Rom mit Tod abging. Clemens V. hatte dann das ehemals von ihm selbst bekleidete Erzbistum Bordeaux hinzugefügt, Johann XXII. aber bestimmte, daß das Ernennungsrecht dem Papste vorbehalten sein solle für alle diejenigen Pfründen, welche durch die Beförderung ihres Inhabers in eine höhere Würde vakant würden. Infolgedessen besetzte er ein so frei werdendes Amt nun nicht mehr einfach durch die Berufung eines Geistlichen, sondern ließ in dasselbe den im Range nächstfolgenden einrücken u. s. w., so daß es ein förmliches Avancement durch sämtliche dahinter stehende Stellen gab, die Kurie aber von allen dadurch aufrückenden Prälaten die für den Empfang einer neuen Pfründe zu entrichtenden Abgaben und Gebühren zu fordern hatte, also den großartigsten pekuniären Gewinn zog und diese Geldquelle immer von neuem fließen machen konnte.

Und so sehen wir denn in den fünfziger und sechziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts von Regierung und Parlament eine Reihe von Gesetzen ausgehen, die jenen Mißbräuchen einen Riegel vorschieben und für die englische Kirche das Wahl- und Patronatsrecht bei Pfründenvergebung, sowie die alte Freiheit innerhalb der herkömmlichen Begrenzung herstellen sollten. Das wichtigste darunter war das im Jahr 1365 erlassene Gesetz gegen Provisoren,

Reaktion gegen die Kurie.

gewöhnlich von dem Anfangsworte Statute of Praemunire genannt, welches jeden mit Güterverlust und Freiheitsstrafe bedrohte, welcher einheimische Rechtsfragen vor einen fremden Gerichtshof bringen oder durch Berufung an ein auswärtiges Tribunal den Spruch der königlichen Gerichte umzustoßen versuchen würde. Dabei ging die Priesterschaft mit den übrigen Ständen anfangs Hand in Hand; erst als die Opposition der Gemeinen weitere Ziele anstrebte, als ein
1371. Antrag auf Ausschließung der Kleriker von den höheren Staatsämtern gestellt ward, weil deren Bestrafung bei schlechter Verwaltung wegen ihrer Privilegien schwieriger sei als bei Laien, als Wiclef, der nicht nur die Abschaffung des Lehnszinses gerechtfertigt, sondern in einer heftigen Streitschrift wider die Bettelmönche starke Schläge auch gegen die gesamte Kirche geführt hatte, bei Adel und Volk Schutz und Aufmunterung fand, wurde sie bedenklich. Sie fürchtete, daß die Waffen, die sie vereint mit den Laien gegen die hierarchischen Mißstände
1375. geschwungen, gegen sie selbst gerichtet werden möchten. Der erwähnte Waffenstillstand von Brügge, welcher auch über die obschwebenden Klagepunkte in der englischen Kirche eine vorläufige äußerliche Ausgleichung mit der Kurie herbeiführte, kann als Wirkung dieser besorglichen Stimmung betrachtet werden.

Wiclef und der englische Klerus.

Aber die Geister waren schon zu sehr erregt, als daß der Kampf hätte aufgehalten werden können. Wiclef, der seinen Beschützer Johann von Lancaster nach Brügge begleitet hatte, scheint dort so ungünstige Eindrücke empfangen zu haben, daß seine Angriffe gegen die Gebrechen der Kirche seitdem nur heftiger und einschneidender wurden. War er im Jahr 1370 bei der Bewerbung um das Vorsteheramt in Canterbury-Hall kraft päpstlicher Entscheidung gegen die Bettelmönche unterlegen, so erhielt er jetzt, gleichsam als Belohnung für sein kühnes Vorgehen, durch die Gunst des Hofes und des Adels die einträgliche Pfründe Lutterworth im Sprengel von Lincoln. Und gerade zu dieser Zeit eiferte er in Flugschriften und öffentlichen Vorträgen mit schonungsloser Schärfe gegen die Unterdrückung der Kirche durch den Papst, gegen die Willkür der Bannflüche und der kirchlichen Zensuren, gegen die verweltlichte hoffärtige Hierarchie, gegen die unwissende, träge und heuchlerische Ordensgeistlichkeit, gegen die allgemeine kirchliche Verderbnis und forderte Besserung und Bekehrung in Leben, Lehren und Kultus. Diese reformatorische Polemik, in der Landessprache vorgetragen und von wandernden Schülern dem Volke in Stadt und Land verkündigt, reizte den Klerus zum Zorn. Bischof Wilhelm Courteney von London zog Wiclef zur Verantwortung und die Mönche richteten eine
Febr. 1377. Klageschrift gegen ihn an Gregor XI. Das beabsichtigte Verhör in der Paulskirche jedoch unterblieb, da der Herzog von Lancaster und der Reichsmarschall Lord Percy selbst den Angeklagten in das Gotteshaus geleiteten; und als dann der Papst auf Grund der mönchischen Anklageschrift 19 gegen die Macht des Papsttums und gegen den geistlichen Güterbesitz gerichtete Sätze als Irrlehren verdammte und den Erzbischof von Canterbury mit einer gerichtlichen Unter-

suchung beauftragte, war König Eduard III. bereits gestorben und Herzog Johann, obwohl anfangs heftig angefeindet, hatte mit Zustimmung des Parlaments die Regentschaft für seinen minderjährigen Neffen Richard II. übernommen. Dieser aber ließ sich durch seine neue Stellung in seinem bisherigen Verhältnis zu dem Reformator so wenig wankend machen, daß er beim Zusammentritt des ersten Parlaments von demselben ein Gutachten einholte, ob man die für die Okt. 1377. Kurie bestimmten Geldsummen zurückhalten und für die Bedürfnisse des Landes verwenden dürfte. Wiclef gab, auf Grund der Heil. Schrift, die über jedem weltlichen oder kanonischen Recht stehe, eine bejahende Antwort. Unter diesen Umständen hatten die päpstlichen Bullen geringen Erfolg. Zwar wurde der Rektor von Lutterworth vor ein geistliches Gericht im erzbischöflichen Palast zu Jan. 1378. Lambeth gestellt, aber die mit der Untersuchung beauftragten Delegaten gaben sich infolge hoher Fürsprache und drohender Volksbewegung mit einer Rechtfertigungsschrift zufrieden und standen von jeder weiteren gerichtlichen Verfolgung ab.

Obgleich es nicht gewiß ist, ob die auf uns gekommene Schrift, worin die anstößigen Lehrsätze durch eine mildernde Erläuterung und scholastisch-sophistische Auslegung abgeschwächt sind, die eingereichte Rechtfertigungsschrift ist, haben dennoch katholische Schriftsteller darauf den Vorwurf gegründet, der Rektor von Lutterworth habe sich den Zeitverhältnissen akkommodiert und sei vor der Märtyrerkrone bange zurückgebebt. Wie wenig aber ein solcher Vorwurf in der Wahrheit begründet ist, beweist ein scharfes Schriftstück, worin Wiclef noch in demselben Jahr gegen einen unbekannten Theologen die Lehre von der päpstlichen Suprematie und Unfehlbarkeit bekämpfte.

Reformthätigkeit Wiclefs und der „armen Priester“.

Wenn aber der Delegatenhof die Freilassung Wiclefs an die Bedingung knüpfte, daß er in Zukunft sich der Verbreitung derartiger Lehren enthalte, so wurde dieselbe nicht befolgt. Das nach Gregors XI. Tod eintretende große Schisma, das die Macht der Kirche brach und durch Erregung allgemeinen Ärgernisses den Reformbestrebungen Vorschub leistete, erhöhte den Eifer Wiclefs. Was er früher nur gedacht oder verhüllt angedeutet, sprach er jetzt rücksichtslos in Rede und Schrift aus. Er pries Gott, „daß er das Haupt des Antichrists gespalten und die eine Hälfte der andern feindlich gegenüber gestellt habe“; er forderte die weltlichen Herrscher auf, die leidende Kirche zu erretten und auf den Trümmern der sündhaften Hierarchie eine neue bessere Ordnung zu begründen; und um den nichtigen Predigten der herumziehenden Bettelbrüder entgegen zu wirken, sandte er seine Jünger aus, die als „arme Priester“ dem nach Lebensspeise verlangenden geringen Volke das Evangelium verkünden und Worte der Wahrheit bringen sollten, geschöpft aus der Heil. Schrift, welche Wiclef für den Urquell und die einzige Richtschnur des christlichen Glaubens erklärte und über alle menschliche Autorität stellte. Barfuß und in grobe Kutten gehüllt zogen die neuen Apostel von Ort zu Ort, predigten auf Markt und Straßen von der Entartung der Kirche und des geistlichen Standes und von der

Notwendigkeit durchgreifender Reformen. Jede feste Niederlassung und kirchliche Benefizien verschmähend, fristeten sie ihr Leben von milden Gaben. Wiclef selbst war ein gewaltiger Redner, mochte er auf dem Katheder zu Oxford die tiefen Fragen der Theologie verhandeln oder auf der Kanzel zu Lutterworth die Gemeinde aus der Heil. Schrift belehren, überall erschütterte er die Gemüter der Zuhörer; und sein asketisches Leben, die praktische Bethätigung seiner trüben Weltanschauung von der Nichtigkeit aller irdischen Güter und Genüsse, verschaffte ihm in den Augen der Menge das Ansehen eines Heiligen. Durch diese Wanderprediger und durch die Übersetzung der Bibel aus der Vulgata in die Landessprache drangen die Ansichten Wiclefs unter das Volk und gewannen Anhänger unter allen Ständen. Mit großem Verdruß bemerkten die Papisten den Eindruck, den die übersetzte Heil. Schrift und die „freie und offene" Predigt des göttlichen Wortes im ganzen Lande hervorbrachte, und schalten, „daß man die Perlen vor die Säue geworfen". Um so mutiger schritt nun Wiclef auf der Bahn eines Reformators fort. Hatte er bisher seine Angriffe zunächst gegen das Papsttum und den Klerus gerichtet, das irdische Reich des kirchlichen Oberhaupts vom Kaiser hergeleitet, das Eigentumsrecht des geistlichen Standes an die Kirchengüter verworfen, die Schlüsselgewalt und die Exkommunikationen bekämpft und Priestern, welche Todsünden begangen, alle geistliche Macht abgesprochen, so verdammte er jetzt das ganze scholastisch-hierarchische Kirchensystem der Gegenwart, das ihm als ein „Reich des Antichrists", als eine „Synagoge des Satan" erschien, indem er, die Heil. Schrift als einzigen festen Urgrund der christlichen Wahrheit anerkennend, nach einer Kirche verlangte, wie sie die Apostel erbaut, die Verehrung der Heiligen als zu heidnischer Abgötterei führend verwarf, gegen Fegfeuer, Seelenmessen, Ablaß, Ohrenbeichte und andere Kirchensatzungen eiferte und statt der Selbstgerechtigkeit durch fromme Werke auf die unvermittelte Gnade Gottes und die eigene Besserung nach dem Vorbilde Jesu hinwies, und wagte zuletzt das Fundament der scholastischen Kirchendogmatik, den Grundpfeiler der sacerdotalen Würde und Heiligkeit des Priestertums, die Lehre von der Transsubstantiation anzufechten, durch die Behauptung, Christus sei im Abendmahl nur geistig gegenwärtig, der Gläubige empfange mit und in den Elementen die Gnade und Kraft des Heilandes. Das scholastische, starrgewordene Dogma von der Wandlung erschien ihm als götzendienerischer Greuel.

Wirkung der Opposition. Damit aber hatte Wiclef ein gefährliches Gebiet betreten und seinen Gegnern eine Waffe in die Hand gegeben. Konnte der Parlamentsbeschluß vom Jahre 1380, worin es jedem Engländer bei Strafe untersagt war, ohne Erlaubnis des Königs eine Pfründe für einen Fremden zu verwalten und dafür Geld aus dem Lande zu schicken, noch als eine Wirkung des allgemeinen Reformeifers in geistlichen Dingen angesehen
1381. werden, so trat schon im nächsten Sommer ein Ereignis ein, welches den höheren Ständen Furcht und Schrecken über die Folgen der agitatorischen Thätigkeit Wiclefs

und seiner „armen Priester" einflößte — der Bauernaufstand im südlichen und südöstlichen England.

2. Die Volksbewegungen in England und Wiclefs Ausgang.

Man hat häufig den deutschen Bauernkrieg des sechzehnten Jahrhunderts dem Auftreten Luthers schuld gegeben. Auf gleiche Weise hat man auch in England die Volksaufstände im Sommer 1381 mit den kirchlichen Neuerungen Wiclefs und der Wanderpriester in Verbindung gebracht. Ein innerer Zusammenhang ist freilich insofern vorhanden, als der Mißbrauch lange besessener Vorrechte und der geistige und leibliche Druck beide Bewegungen hervorrief und die Enthüllung der kirchlichen Mißstände den Blick notwendig auch auf die Gebrechen des Staats und der sozialen Zustände lenkte; aber darf man den Urheber einer besonnenen, auf gesunder Grundlage beruhenden Reformation deshalb verdammen, weil unberufene Schwarmgeister seine Lehrsätze mißbrauchen und entstellen und Geistliches und Weltliches vermischen? Es vereinigten sich mehrere Umstände, um dem in harter Leibeigenschaft gehaltenen Landmann seine elende Lage mehr als je fühlbar zu machen. Der meist unglücklich geführte Krieg lastete mit erdrückender Schwere auf dem geringen Manne, der neben den übrigen Abgaben und Leistungen jetzt auch noch mit einer Kopfsteuer belegt ward. Verglich er nun seine Verhältnisse mit denen des Edelmannes und des Geistlichen, so gewahrte er einen unendlichen Abstand. Und doch lehrten Wiclef und seine Jünger, daß alles Eigentum in der Gnade Gottes gegründet sei und daß der von Sünde umfangene Mensch desselben verlustig gehe, wie ein treuloser Vasall seines Lehens. Die aus Frankreich heimgekehrten Söldner füllten die Ohren der Leibeigenen mit wunderbaren Erzählungen von den Kämpfen der Bauern wider ihre Gutsherren. Eine weit verbreitete Dichtung, „Gesichte Peters des Pflügers", führte dem Volke in aufregenden Schilderungen den Kontrast vor die Seele zwischen dem Geistlichen, der im sichern Besitze seiner Güter und Einkünfte in Gemächlichkeit ein behagliches Wohlleben führe, und dem Bauer und Ackerknecht, der im Schweiße seines Angesichts unter Weinen und Klagen, unter Not und Entbehrung sein kümmerliches Dasein friste. Von ähnlichem Inhalte waren die Predigten der „armen Priester". Mit wachsender Begierde lauschte das Volk den Wiclefitischen Wanderpredigern, auf welche die päpstlich Gesinnten den aus den Niederlanden entlehnten Ketzernamen „Lollharden" übertrugen, wenn sie aus der Bibel darlegten, „daß die Natur allgemeine Gleichheit der Menschen wolle", wenn sie den Landleuten von ihren alten Rechten sprachen, „deren Spuren man in den Denkmalen des Eroberers finde, und die ihnen dann entrissen worden seien"; und als unter dem zwiefachen Impuls der häuslichen Not und der Aufreizung von außen die gedrückten Volksklassen zum Schwert griffen, fanden sie

Ursachen des Bauernaufstandes.

in dem Priester John Ball ihren Thomas Münzer. Dieser Mann, der schon früher wegen agitatorischer Reden von den geistlichen Gerichten verfolgt worden war, trat, aus dem erzbischöflichen Gefängnis befreit, auf Straßen und Marktplätzen, Feldern und Kirchhöfen als Revolutionsprediger auf und lehrte, mit Anwendung des bekannten Spruchs: „Als Adam grub und Eva spann, wo war denn da der Edelmann?" und gestützt auf einige Sätze Wiclefs, daß nach Gottes Anordnung alle Christen gleich seien, stellte den Unterschied der Stände und der irdischen Güter als Übervorteilung der Schwächeren durch die Stärkeren dar, verdammte die Reichtümer des Klerus und die Zehnten und drang auf Wiederherstellung der ursprünglichen Gleichheit aller Menschen.

Die Insurgenten in Kent und London. 1381. Balls kommunistische Reden entflammten die aufgeregte Menge. Leibeigene versagten der Gutsherrschaft die schuldigen Dienste und Abgaben; in Essex und Kent sammelte sich das Landvolk um Walter den Ziegelbrenner (Wat Tyler) und um den verlaufenen Priester John Straw, erschlug Steuererheber und Richter und zog, mit Äxten und Ackergerät bewaffnet, verheerend bis in die Nähe von London. In wenigen Wochen wuchs die aufrührerische Volksmasse auf 100,000 Köpfe. Wie die Jacquerie in Frankreich durchzog der wütende Haufen die Grafschaften und vergalt den Druck früherer Tage mit Thaten wilder Rache und roher Zerstörung. Die Besitzungen der Edelleute wurden verwüstet, die Wildgehege, die Fischereien erbrochen, die Urkunden der Baronalhöfe zerstört, Beamte, Richter, Geschworene ermordet. In London erbrach die wütende Volksmasse die Kerker, zerstörte, durch die befreiten Sträflinge verstärkt, den zuvor ausgeplünderten Palast des Herzogs von Lancaster und andere Prachtgebäude, ermordete die reichen Kaufherren in der City und verübte Greuel aller Art. Am andern Tag umstellten die Wütenden den Tower, wo der König mit seiner Mutter, seinen Ministern und Räten und mit einer geringen Besatzung eine Nacht voll Angst und Schrecken verbracht, und forderten mit lauten Drohreden ihre Opfer. Der junge König Richard ritt mit wenigen Begleitern heraus, um ihre Beschwerden anzuhören und eine Verständigung zu versuchen. Aber während er mit der einen Abteilung unterhandelte und sie durch Verheißung persönlicher Freiheit und anderer Rechte zur Niederlegung der Waffen zu bewegen suchte, stürmte die andere unter dem verwegenen Wat Tyler in die Gemächer, schleppte den greisen Erzbischof Simon, des Reiches Kanzler, den Schatzmeister, den königlichen Beichtvater und drei andere hohe Beamte hinaus auf den Hügel und schlug ihnen allen die Köpfe ab. Selbst die verwitwete Prinzessin von Wales, Richards II. Mutter, war ihren Insulten ausgesetzt. Wat Tyler rühmte sich, in kurzem würden die Gesetze Englands aus seinem Munde fließen. Da kehrte der König von der Zusammenkunft mit den andern Insurgenten zurück; auf Smithfield ritt ihm Tyler dreist entgegen und faßte, während er die unverschämtesten Forderungen an ihn stellte, die Zügel seines Pferdes, zugleich mit seinem kurzen Schwert spielend. Empört über solche Frechheit, schritt John Walworth,

[Marginalien: „13. Juni." neben „ronalhöfe zerstört"; „Unterdrückung des Aufstandes." neben „in kurzem würden die Gesetze".]

Mayor von London, plötzlich auf den vermessenen Volksführer zu und stieß ihm den Dolch in die Kehle, daß er entseelt zur Erde stürzte. Bei diesem Anblick geriet die Menge in Wut und in Bestürzung. Aber ehe sie sich sammeln und einen Entschluß fassen konnte, ritt der König mutig an sie heran, und indem er sie mit den Worten anredete: „Was wollt ihr, meine Leute? Er war ein Verräter, ich will euer Hauptmann sein, ich will euch führen,“ erzeugte er eine so plötzliche Verwirrung, daß der Haufen rasch nach allen Seiten auseinander stürmte. Den Fliehenden setzte Robert Knowles mit einigen in der Eile zusammengerafften Kriegsmannen nach, und als sie mit andern Empörern vereinigt sich bei Islington zur Wehre setzten, brachte er ihnen eine blutige Niederlage bei. Dieser Ausgang in der Hauptstadt wirkte entscheidend auf das übrige Land. Die bedrohten Herren faßten Mut und traten den in Kent, Suffolk, Norfolk, Huntingdon umherschweifenden Banden mit den Waffen entgegen. Der kriegerische Bischof von Norwich kämpfte siegreich wider die ungeordneten und schlecht bewehrten Scharen und begleitete dann die Gefangenen zum Schafott, ihnen geistlichen Trost zusprechend. Als die Rädelsführer, wie Straw, Lister, Ball, am Galgen geendet und die kühnsten der Insurgenten dem Schwerte der Ritter und ihrer Kriegsknechte erlegen waren, begann das Werk der Blutrichter. Noch lange erzählte man sich von der grausamen Strenge, womit der königliche Oberrichter Rob. Tresilian in St. Albans alle Schuldigen und Verdächtigen verfolgte. Bei 1500 Menschen wurden zum Henkertod in Ketten verurteilt.

Herzog Johann von Lancaster, gegen den die Volkswut am stärksten gerichtet war, hatte sich vor den wütenden Scharen, die seine Burgen und Besitzungen in Leicester verwüsteten, nach Schottland geflüchtet und bei den Grafen von Douglas und Dunbar eine gastliche Aufnahme gefunden. Nun kehrte er nach London zurück. Von dieser Zeit an wollte man eine Umwandlung in ihm bemerken. Er entsagte seinen ehrgeizigen Plänen und den Sympathien für die Reformation. Auch die Mutter des Königs und andere Großen, welche bisher auf seiten Wiclefs gestanden, änderten ihre Gesinnung. Im Parlament, das nach der Unterdrückung des Aufstandes in Westminster sich versammelte, trat die reaktionäre Stimmung offen hervor. Die Zusagen, welche der König in der Not den Insurgenten gemacht hatte, wurden für ungültig erklärt, die Leibeigenschaft in aller Strenge aufrecht erhalten und den Hörigen untersagt, ihre Kinder Schulen besuchen zu lassen. Die junge Generation sollte nicht befähigt oder ermuntert werden, aus dem unfreien Stande der Eltern sich emporzuarbeiten. Dagegen wurde bei Gelegenheit der Vermählung des Königs mit Anna von Böhmen, Karls IV. Tochter, eine Amnestie erlassen.

Reaktion.

Jan. 1382.

Wenngleich kein unmittelbarer Zusammenhang zwischen den Schwärmereien des Bauernaufstandes und den Lehren Wiclefs nachgewiesen werden konnte, vielmehr schon die Wut der Insurgenten gegen Lancaster, den Gönner und Beschützer des Reformators, jede derartige Beschuldigung niederschlagen

Wiclef angeklagt und seines Amtes entsetzt. 1382.

mußte, so glaubte doch der frühere Londoner Bischof, Wilh. von Courtenay, welcher inzwischen den durch die Ermordung des Erzbischofs Simon erledigten Sitz in Canterbury bestiegen hatte, die reaktionäre Strömung zum Verderben
Mai 1382. seines alten Gegners verwerten zu dürfen. Er berief eine Anzahl Bischöfe und Doktoren zu einer Synode nach London, um den verderblichen Lehren, die unter Adel und Volk verbreitet würden, entgegenzutreten. Ein Erdbeben, durch welches nach Wiclefs Ausspruch der Himmel seinen Zorn über die Ungerechtigkeit der Menschen kund gab, wie einst bei der Kreuzigung des Heilandes, hielt die „Säule der Kirche" nicht ab, von vierundzwanzig Sätzen, welche der Rektor von Lutterworth in Rede und Schrift ausgesprochen und seine Schüler, die Wanderprediger, zum Schaden der Seelen und als verderbliche Aussaat der Zwietracht unter den Ständen allem Volke verkündigt hätten, zehn als Häresien, die übrigen als Irrlehren zu verdammen und zu verordnen, daß durch eine feierliche Prozession der göttliche Beistand zur Ausrottung der Ketzereien dieser Lollharden angefleht und in allen Kirchen die Exkommunikation gegen die Bekenner der verdammten Lehren ausgesprochen werde. Und um dem Verfahren größeren Nachdruck zu verleihen, bewirkte er im Oberhaus, daß der König durch den Reichskanzler allen Sheriffs den Befehl erteilte, die Geistlichkeit in Verfolgung der Häretiker zu unterstützen. Es war freilich kein vollgültiges Gesetz, weil man die Zustimmung der Gemeinen nicht eingeholt; dennoch war es für die streitende Kirche ein wichtiger Machtzuwachs, daß sie auf den Beistand des weltlichen Arms rechnen konnte. Sofort erging an die Universität Oxford die Weisung, die Synodalbeschlüsse bekannt zu machen und Wiclef und seine Anhänger vom Lehramt zu suspendieren. Aber die gelehrte Körperschaft, insbesondere der Kanzler Rigge, ein Verehrer Wiclefs, widersetzte sich einem solchen Eingriff in die Lehrfreiheit und weigerte sich die Professoren Hereford, Ashton, Rapingdon u. a., welche die Ansichten des Rektors von Lutterworth teilten, von ihren Stellen zu entfernen. Als jedoch der Erzbischof über die Schuldigen den Bann aussprach und der König dem englischen Kirchenhaupte
Juli 1382. beistimmte, erlahmte die Opposition. Die Gebannten erkauften durch einen Widerruf die Absolution; aber Wiclef selbst verharrte standhaft bei seinen Lehren, wie die um diese Zeit an König und Parlament gerichtete Schrift „zur Erhaltung des christlichen Glaubens" beweist. Darin sprach er mit aller Bestimmtheit dem Staat die Macht zu, über das Kirchenvermögen zu verfügen, verbrecherischen Priestern den Zehnten zu entziehen, die Kirche zu reformieren und von den Mönchsgelübden zu entbinden. Es sollte jedem, der da wolle, gestattet sein, „herauszugehen aus den düstern Mauern, zu verlassen das von Menschen ersonnene Gebot eines thörichten und unnatürlichen Zwanges, um das heitere Leben wieder zu umarmen". Umsonst versuchte man, durch den Glanz einer
18. Nov. 1382. Synode in Oxford den hartnäckigen Sinn des Reformators zu beugen; ohne Zagen erschien der gebrechliche, gichtbrüchige Mann, dessen Haupt mittlerweile

weiß geworden war, vor der zahlreichen Versammlung, verteidigte seine Ansicht vom Heil. Abendmahl, „daß Brot und Wein auch nach der priesterlichen Konsekration ihre Natur nicht verlieren", und rechtfertigte sich gegen alle wider ihn vorgebrachten Klagepunkte. Selbst die Vorstellungen Lancasters brachten ihn nicht zum Nachgeben. Nach beendigtem Verhör wurde er von der Universität ausgestoßen, doch wagte man keine weiteren Verfolgungen. Als Rektor der Kirche zu Lutterworth hat er bis an sein Lebensende in Predigt und Schrift fortgewirkt. Als er am letzten Tag des Jahres 1384 andächtig der Messe an- 31. Dez. 1384.
wohnte, setzte ein Schlaganfall dem thätigen Leben des bedeutenden Mannes ein Ziel.

Einer Aufforderung Urbans VI., sich in Rom zu verantworten, leistete Wiclef keine Folge; aber wenn das Schreiben, worin er gegen den heil. Vater ebenso bescheiden und ehrerbietig als offen und kräftig seinen Standpunkt darlegt und sein Nichterscheinen entschuldigt, echt ist, so kann es als Zeugnis gelten, daß weder Verfolgung, noch Amtsentsetzung, noch Alter seinen Mut gebrochen oder seine Überzeugung geändert hatten. Da seine Weigerung leicht als Furcht gedeutet werden konnte, so scheint sich sein Schüler Nik. Hereford an des Meisters Statt nach Rom begeben zu haben. Nachdem dieser eine Zeitlang in Gefangenschaft gehalten worden, gelang es ihm, bei Gelegenheit eines Volksaufstandes zu entfliehen und nach England zurückzukehren. In den letzten ruhigeren Lebensjahren zu Lutterworth vollendete Wiclef sein Hauptwerk „Trialogus", worin er drei allegorische Personen sein biblisch-scholastisches augustinisches Lehrsystem und seine reformatorischen Ansichten vortragen läßt. Die Sprache ist schwer und schwülstig, die Behandlung dunkel und verworren. Überhaupt scheint Wiclef mehr in der mündlichen Rede als in der schriftlichen Darstellung seine Meisterschaft besessen zu haben.

Solange die oppositionelle Strömung gegen das Papsttum in England Die Lollharden.
herrschte, zählte der Reformprediger von Oxford unter allen Ständen zahlreiche Anhänger. Es wurde erwähnt, welche hohe Gönner er am Hofe und bei der Aristokratie besaß; auch in der gelehrten Körperschaft zu Oxford hielten viele zu ihm; und daß seine Lehre unter den bürgerlichen Ständen großen Anklang gefunden, erfahren wir von seinem Zeitgenossen Knyghton, der in seiner „Chronik über die Vorgänge Englands" Klage erhebt, daß die Bekenner des Lollhardismus „wie junge Schößlinge aus der Wurzel eines Baumes aufkeimten und das ganze Land erfüllten". In London fanden religiöse Zusammenkünfte von Bürgern und Handwerkern bei Tag und bei Nacht statt, bis die Obrigkeit dagegen einschritt; in Leicester und Lincoln kamen Ausbrüche von Bilderstürmerei vor. Die Wander- 1392.
prediger, die nach dem Beispiel ihres Meisters die Sittlichkeit in asketischer Strenge bethätigten, streiften häufig auf das soziale und politische Gebiet über, indem sie in schwärmerischem Eifer nicht nur gegen die kirchlichen Mißstände auftraten und die Verbindung jurisdiktioneller Befugnisse mit dem geistlichen Amte als unnatürlich, „hermaphroditisch", bezeichneten, sondern auch ihre Angriffe gegen Rang und Besitz richteten.

Es war eine Wirkung des Wiclefitischen Geistes, daß das Parlament in seiner Opposition gegen das Pontifikat beharrte, daß in den neunziger Jahren die gesetzwidrige Verleihung oder Annahme einer Pfründe und die Geldsendungen außer Landes mit Verlust an Gut und Freiheit belegt und die Verbreitung päpstlicher Exkommunikationen wegen Vollziehung dieses Beschlusses mit gleicher Strafe bedroht ward, ein Reichsstatut, das der Papst als „verabscheuungswürdig" bezeichnete; daß die von der Geistlichkeit geforderte Unterdrückung der Wanderprediger an dem Widerstand der Gemeinen scheiterte, daß die Lollharden im Jahr 1395 es wagten, in einer Eingabe an das Parlament alle von ihrem Meister in seinen Schriften ausgesprochenen Ansichten über die Entartung des Klerus, über die unbiblischen Lehrsatzungen und Gebräuche der bestehenden Kirche, über die verderbliche Werkheiligkeit und andere Mißstände zu wiederholen und auf Abstellung derselben und eine eingreifende Reform anzutragen.

Die Geistlichkeit geriet über solche Vermessenheit in Schrecken. Sie be-
1396. wirkte, daß der König die Verhandlungen im Parlamente niederschlug und daß auf einer Synode in London das Anathema über die Wiclefschen Häresien von neuem ausgesprochen wurde. Aber eine durchschlagende Verfolgung vermochte der Klerus unter Richards II. Regierung nicht durchzusetzen. Die Universität Oxford und die Bürgerschaften in den Städten wie ihre Abgeordneten im Hause der Gemeinen widersetzten sich allen Maßregeln der Gewalt. „Die Stunde der Züchtigung war noch nicht gekommen," klagt Knyghton. Erst nach dem Sturze Richards erlangte die englische Geistlichkeit die Macht, den Lollhardismus zu unterdrücken und die orthodoxe Kirchenlehre wieder in die unbestrittene Herrschaft einzuführen.

3. Richards II. Regierung und Ende.

Charakter des Königs.

Die mutige Haltung, welche der jugendliche König in dem entscheidenden Augenblick gegen Wat Tyler gezeigt, verbunden mit dem günstigen Eindruck, den die schöne Erscheinung des blonden, zierlich gebauten Fürsten hervorbrachte, ließen hoffen, daß er sich auf dem Thron als würdigen Sprossen des heldenmütigen Vaters bewähren werde. Diese Erwartung ging jedoch nicht in Erfüllung. Die Eindrücke seiner Jugend hatten eine Neigung zu Argwohn und Eigenwilligkeit in ihm erzeugt, die mit den Jahren wuchs. Er hörte gern auf die Einflüsterungen seiner jungen Genossen, die ihm schmeichelten und seinen Hang zu Üppigkeit und Verschwendung nährten, er war launisch und zu Handlungen der Willkür geneigt; als er daher in dem Streben nach Ausdehnung seiner Königsmacht auf Widerspruch stieß, füllte sich sein Herz mit Mißtrauen gegen den hohen Adel, insbesondere gegen seine Oheime Johann von Lancaster und Thomas von Glocester.

Lage des Reichs.

War auch seit dem Tode Wiclefs infolge der strengen Überwachung der Lollharden der religiöse Zwiespalt scheinbar ausgeglichen und eine gewisse Ruhe eingetreten, so waren doch die Gegenwart trüb und die Zukunft dunkel

über das Reich gelagert. Das gespannte Verhältnis zu Frankreich und Schottland, das weder durch eine entscheidende Waffenthat noch durch einen dauernden Frieden ausgeglichen ward, legte dem Lande fortwährend die größten Opfer auf. Die Opposition gegen die Steuerforderungen wurde immer stärker; der Kredit der Regierung war so gesunken, daß Anleihen bei Wechslern und Kaufleuten nur unter Garantie der Stände erlangt werden konnten; in den Kriegsjahren litten Handel und Schiffahrt Schaden und die Küstenstädte waren öfters von feindlichen Überfällen bedrängt.

Eine Expedition nach Lissabon unter Richards Oheim Edmund, um in Verbindung mit den Portugiesen gegen Kastilien zu kämpfen, blieb durch die Wankelmütigkeit des Königs Fernando ruhm- und erfolglos; Flandern, wo Philipp von Artevelde 1381.
mit Glück in die Bahnen seines Vaters einlenkte, wurde von England nicht genügend unterstützt: daher erlangte dort die französische Adelspartei die Oberhand; der Fall Arteveldes in der Schlacht bei Roosebeke war zugleich eine Niederlage für England. 27. Nov. 1382.
Als im nächsten Jahr Bischof Heinrich Spenser von Norwich mit einer buntgemischten Mannschaft und englischen Kirchengeldern unter der Ägide des Papstes Urban VI. von Calais aus wider Ypern, Dünkirchen u. a. O. ins Feld zog, um die flandrischen Städte von dem Gegenpapst Clemens abzubringen und den englischen Einfluß wieder herzustellen, war es zu spät. Sein Kreuzheer, aus untüchtigem Volk gebildet und von vielen Geistlichen und Mönchen begleitet, erlitt bei einem Angriff auf Brügge durch die von Liliarden und Franzosen unterstützte Bürgerschaft solche Verluste, daß es schleunigst den Rückzug antreten mußte. An der Nordgrenze streiften die Schotten, 1384.
von Frankreich mit Geld und Gewappneten unterstützt, bis in die Nähe von Berwick, ohne bei dem englischen Heer in York, wo Hader und Zwietracht unter den Häuptern die Thatkraft lähmten, auf namhaften Widerstand zu stoßen. Die Waffengänge am Tweed und an den Cheviotbergen, vor den Grenzburgen Berwick und Durham dauerten fort, besonders seitdem Heinrich Percy, genannt Heißsporn, der älteste Sohn des Grafen von Northumberland, das englische Banner gegen den nördlichen Feind trug. In Dichtung und Sage erhielt sich die Erinnerung an den hitzigen Ritterkampf in der Mondnacht, worin der schottische Held Jakob Douglas unter den feindlichen Lanzenstößen blutete, dagegen der Verfolger Heinrich Percy, sein Bruder Ralf und viele englische Edle in schottische Gefangenschaft gerieten, aus der sie 9. Aug. 1388.
sich um hohe Summen lösen mußten, und 600 geharnischte Engländer auf dem Waffenfeld vor Otterburne blieben.

Es war von schlimmer Vorbedeutung, daß gerade der schottische Feldzug, Beginnende Parteiung.
womit Richard II. seine selbständige Regierung einzuweihen gedachte, so ruhm- und erfolglos ausging. Nachdem er seine beiden Oheime Edmund und Thomas zu Herzögen von York und von Glocester erhoben und einige hundert Ritter- 1385.
schläge erteilt hatte, kehrte er nach London zurück, das Herz voll Groll und Argwohn. Die Erhebung seines Lieblings, Robert de Vere, zum Markgrafen von Dublin und Statthalter von Irland und seines Kanzlers Michael de la Pole, eines fähigen, aber habgierigen Mannes von bürgerlicher Herkunft, zum Grafen von Suffolk wurde als Wirkung dieser Gesinnung betrachtet. Richard wollte sich gegen den Ehrgeiz seiner Verwandten mit einer zuverlässigen

Anhängerschaft umgeben, um mit deren Hilfe die Schranken zu durchbrechen, welche die Stände dem Königtum in den Tagen seiner Schwäche gesetzt hatten.

Lancaster in Aquitanien. Aus denselben Gründen begünstigte Richard auch bald darauf die Fahrt des Herzogs von Lancaster nach der Pyrenäischen Halbinsel, wo dieser ehrsüchtige Edelmann in Verbindung mit dem neuen König von Portugal, Johann, und von den Segenswünschen des Papstes begleitet seine Ansprüche auf die Krone von Kastilien durchzufechten gedachte, ein Unternehmen, das nach einigen glücklichen Erfolgen in Galicien, schließlich mit Schaden und Verlust für das Reich, wenn auch mit einem Heiratsvertrag zwischen dem König Juan von Kastilien und der Herzogstochter Katharina endigte.

Dem König ein Reichsrat zur Seite gestellt. 1386. 1387. Während Lancaster in Bordeaux verweilte, nahm das Parlament und der hohe Adel zu dem König und seinen Räten eine Haltung an, welche an die stürmischen Zeiten Heinrichs III. erinnerte. Durch ein verschwenderisches Hofleben, durch den Eigennutz der königlichen Günstlinge, durch die kostspieligen Okt. 1386. und doch fruchtlosen Feldzüge war die Krone in Geldnot geraten. Als nun der Kanzler Michael von Suffolk bei den Ständen neue Steuern beantragte und in barscher Weise auf Bewilligung drang, antworteten Adel und Gemeine, indem sie den Anspruch erhoben, bei der Anstellung der hohen Reichsbeamten mitzuwirken und behaupteten, daß diese ihnen verantwortlich seien, mit einem Gesuch an den König, den Kanzler und die übrigen Minister und Räte in Anklagestand zu versetzen. Richard befand sich mit seinem Vertrauten Robert de Vere, der ihn wie sein Schatten stets begleitete, in Eltham, als der Herzog von Glocester und Thomas Arundel, Bischof von Ely, die Botschaft des Parlaments überbrachten. Er fuhr anfangs heftig auf und drohte Frankreichs Hilfe anzurufen; als die Bevollmächtigten ihm aber ohne Umschweife sagten, „wenn er nicht nach dem Herkommen mit ihrem Rate regieren wolle, so stehe es ihnen zu, ihn mit Beistimmung des Volkes abzusetzen und einen andern aus dem königlichen Hause auf den Thron zu erheben“ und ihn zugleich an das Schicksal Eduards II. erinnerten, wich er zurück und übertrug das Kanzler- und das Schatzmeisteramt an die Bischöfe von Ely und Hereford. Damit war Michael de la Pole der Rache des Parlaments preisgegeben. Er wurde verschiedener schwerer Vergehen in der Finanzverwaltung angeklagt und ins Gefängnis geworfen. Zugleich ordnete das Parlament, wie zur Zeit Simons von Montfort, dem König einen aus elf geistlichen und weltlichen Peers bestehenden ständigen Reichsrat bei zur Untersuchung und Prüfung aller Zweige der öffentlichen und der Hof-Ausgaben mit den ausgedehntesten Vollmachten.

Die Mitglieder, unter welchen der Erzbischof von Canterbury, die zwei Oheime des Königs, York und Glocester, und Graf Richard von Arundel den größten Einfluß hatten, sollten die Mißbräuche in der Verwaltung beseitigen und im Falle eines Widerstandes die Erhebung der Steuern sistieren. Richard legte umsonst Verwahrung gegen diese größtenteils aus seinen Widersachern zusammengesetzte Nebenregierung ein; er mußte es dulden, daß ihm wenigstens ein Jahr lang alle wichtigen Staatsgeschäfte aus den Händen genommen wurden.

Richards Stolz und Eigensinn empörten sich gegen den ihm angethanen Zwang. Er berief seine Getreuen, unter ihnen den von ihm eigenmächtig befreiten de la Pole und den Markgrafen von Dublin, den er zum Herzog von Irland mit fast königlicher Gewalt erhoben, zu einer geheimen Beratung nach Nottingham und faßte den Beschluß, sich durch einen Staatsstreich des verhaßten Regierungsausschusses zu entledigen. Nachdem er durch den Lord Oberrichter Tresilian und einige andere Beamten und Richter von hochmonarchischer Gesinnung eine Denkschrift hatte anfertigen lassen, um darzuthun, daß das Verfahren des Parlaments die königlichen Prärogativen verletze, daß den Ständen weder ein Anklagerecht gegen die Räte der Krone noch eine Kontrolle über die öffentlichen Angelegenheiten zustehe, begab er sich mit seinen Günstlingen nach London, in der Absicht, den Landadel und die Bürger auf seine Seite zu ziehen und mit ihrer Hilfe die in dem Schriftstück aufgestellten Grundsätze zur Geltung zu bringen, um dann die Magnaten, die ihn zur Annahme der Regierungskommission gezwungen und das Statut gegen Eduard II. in Erinnerung gebracht, des Hochverrats anzuklagen. Aber der Plan wurde verraten, so daß die Bedrohten den Staatsstreich, der bei dem Wankelmut der Londoner Bürgerschaft möglicherweise hätte gelingen können, zu vereiteln vermochten. Als der Herzog von Glocester mit den Grafen von Arundel und Warwick, mit Heinrich Bolingbroke von Derby, dem Sohne des Herzogs von Lancaster, und andere Edelleute an der Spitze von Gewappneten sich in der Nähe der Stadt zeigten und gegen das beabsichtigte Vorgehen „appellierten", entsank den Bürgern der Mut und die fünf Häupter des royalistischen Komplotts, nun ihrerseits mit einer Anklage auf Hochverrat bedroht, entflohen verkleidet aus der Hauptstadt. Der Graf von Suffolk rettete sich nach Frankreich; Robert de Vere aber, der als Yeoman mit Pfeil und Bogen auf dem Rücken entkam, sammelte etliche tausend Waliser Bogenschützen und rückte an die obere Themse. In London ließ der Herzog von Glocester bereits die Urkunden über die Absetzung König Eduards II. durchforschen, um in ähnlicher Weise gegen seinen Neffen vorzugehen. Doch stieß er bei den Grafen von Derby und Nottingham auf Widerstand. Diese wollten zwar das Regiment der Günstlinge stürzen, aber Richards Thronrecht nicht anfechten. Zu dem Ende zogen die „Appellanten" dem Herzog Robert von Irland entgegen. An den Furten der Themse kam derselbe bald so sehr ins Gedränge, daß er nach einem tapfern, aber vergeblichen Versuche, die feindlichen Reihen zu durchbrechen, Helm, Schwert und Handschuhe von sich warf und sich schwimmend über den Fluß rettete. Das hereinbrechende Abenddunkel und die Verbreitung des Glaubens, daß er ertrunken sei, begünstigte sein Entkommen, dagegen wurde sein Gefährte Thomas Molineux von Mortimer erschlagen, der übrige Haufen zersprengt oder entwaffnet heimgeschickt. Die Sieger erbeuteten mehrere Wagen mit Schätzen und die Korrespondenz mit dem König. Triumphierend kehrten sie nach London zurück und lagerten sich mit 40,000 Mann bei Clerkenwall. Vom

Der Verfassungskampf. 1387. 1388.

Aug. 1387.

Nov.

20. Dez. 1387.

Bluturteile. Tower aus sah der König die Banner der Edelleute wehen. Bald erschienen die Häupter vor ihm und verlangten drohend die Verurteilung ihrer Gegner. Der Monarch war in ihrer Gewalt; es blieb ihm nichts übrig, als in ihre Forderungen zu willigen und alle seine Anhänger, deren Namen sie ihm vorlegten, vom Hofe zu verweisen und zu gestatten, daß sie an verschiedenen Orten in Haft
Jan. 1388. gebracht und unter Anklage gestellt wurden. Ein auf den 3. Februar einberufenes Parlament sollte die Entscheidung fällen. Die fünf Leiter und Anstifter des Komplotts wurden des Hochverrats schuldig befunden und zum Tode verurteilt. Doch nur an zwei, an dem Mayor von London, Nikolaus Brembre, und an dem Oberrichter Tresilian konnte die Strafe durch den Strang vollzogen werden; Michael von Suffolk starb in Frankreich, am 5. Septbr. 1389; Robert de Vere entkam nach den Niederlanden, wo er auf einer Jagd 1392 den Tod fand; der Erzbischof von York beschloß seine Tage auf einer kleinen Pfründe in Flandern. Auch die richterlichen Beamten, welche das verfassungswidrige Schriftstück in Nottingham entworfen und aufgestellt, wurden des Hochverrats angeklagt. Schon waren zwei der Schuldigsten enthauptet, als der Metropolit von Canterbury an der Spitze seiner Bischöfe im Oberhause erschien und bei den übrigen sechs eine Umwandlung des Urteils erwirkte. Sie wurden
März. ihres Amtes und Vermögens beraubt und mit kleinen Jahrgehalten nach verschiedenen Städten Irlands verbannt. Dieselbe Strafe traf auch den Bischof von Chichester, des Königs Beichtvater. Damit war jedoch die Rache der „Ap-
Mitte April. pellanten" noch nicht gestillt. Auch vier angesehene Ritter, unter ihnen der bejahrte Simon Burley, ein alter bewährter Diener Eduards III. und des schwarzen Prinzen, der den jungen Richard erzogen und die Verhandlungen bei der böhmischen Heirat geführt hatte, wurden wegen Mithilfe bei dem beabsichtigten Verfassungsbruch enthauptet oder mit dem Strange hingerichtet. So wurde das Prinzip der Verantwortlichkeit der Kronräte durch eine blutige, gewaltthätige Aktion in das Verfassungsleben Englands eingeführt. Aber die Urheber waren minder von loyalen Gefühlen für die Rechte der Nation als von Eigennutz und Herrschsucht geleitet; und so wenig war das „unbarmherzige" Parlament von der vollen Gerechtigkeit seiner Entscheidungen überzeugt, daß
3. Juni. es vor seiner Auflösung den Beschluß faßte, es solle bei künftigen Hochverratsklagen kein Richter ermächtigt sein, auf das gegenwärtige Verfahren als Präzedenzfall sich zu berufen. Und als ob mit dem blutigen Trauerspiel eine neue Ära in der Regierung Richards II. begründet werden sollte, wurde in der Westminsterabtei eine zweite Krönung und Huldigung angeordnet. Zugleich ließen Glocester und seine Genossen durch die Sheriffs sich von allen Einwohnern in Stadt und Land den Treueid schwören und führten dann über König und Volk die Herrschaft mit eiserner Hand. Der Herzog war mächtiger als sein königlicher Neffe.

Aber Richard II. war nicht gewillt, in dieser untergeordneten Stellung aus-

zuharren. Er hatte eine hohe Idee von der königlichen Macht und Würde, und an Entschlossenheit und Mut gebrach es ihm keineswegs. Im Mai 1389, als er zweiundzwanzig Jahre alt geworden, erklärte er den erstaunten Räten, daß er nunmehr berechtigt sei, über sein Eigentum ohne Vormünder zu schalten. Er nahm eine Umgestaltung seines Ministeriums vor, indem er das Reichssiegel an Wilhelm von Wykenham und den Oberbefehl über die Flotte seinem Halbbruder, dem Grafen von Huntingdon, übertrug und die Schatzkammer und Richterstellen anderweitig besetzte. Das Parlament beruhigte er durch die Versicherung, daß er nach den Gesetzen regieren werde, und behandelte die appellierenden Lords mit Schonung. Nun kamen für einige Jahre bessere Zeiten über England, welche Richard zur Stärkung seiner Regierung benutzte. Er schloß mit Frankreich und Schottland einen mehrjährigen Waffenstillstand, erhob den alten Johann von Lancaster zum Herzog von Aquitanien und seinen Vetter Eduard, den Sohn Edmunds von York, zum Grafen von Rutland und später zum Herzog von Albemarle, um sich in ihnen eine Stütze gegen Glocester zu verschaffen; er belohnte die Erben seines in der Ferne geschiedenen Günstlings Robert de Vere und vergalt allen, die ihm früher treu zur Seite gestanden, die bewährte Hingebung durch Gnadenbezeugungen. Nie vergaß er die Eindrücke und Erfahrungen der Vergangenheit: als die Leiche des Jugendfreundes in vaterländischer Erde beigesetzt werden sollte, ließ er den prächtigen Sarg aus Cypressenholz öffnen und starrte stumm die geliebten Züge an. Aber auch der heiße Wunsch nach Rache wurzelte fest und tief in der Seele des lebhaften, reizbaren Fürsten. Glocester, ein Mann von kalter, herrschsüchtiger Natur, war für den König stets ein Gegenstand des Hasses und der Furcht. Sein barsches, hochfahrendes Benehmen gegen den Neffen ließ kein Vertrauen, keine aufrichtige Versöhnung aufkommen. Lange ertrug Richard den Trotz des Oheims; ein Feldzug nach Irland, wo nicht nur die alten Stammkönige mit den eingebornen Häuptlingen der englischen Herrschaft widerstrebten, sondern auch die Abkömmlinge der ersten Eroberer, mit den keltischen Urbewohnern durch Verwandtschaft, Sitten und Sprache aufs innigste verwachsen, den neuen Ansiedelungen feindselig entgegentraten, nahm seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Als er aber die Angelegenheiten der Insel in leidlichen Zustand gebracht, die Stammfürsten aufs neue zur Huldigung und zur Anerkennung seiner Oberhoheit genötigt und mit erhöhtem Selbstvertrauen nach England zurückgekehrt war, sann er auf Mittel, sich von der verhaßten Beaufsichtigung zu befreien und die Zügel des Regiments strammer anzuziehen. Seine böhmische Gemahlin Anna, geliebt und hochgeschätzt im ganzen Lande, war ohne Kinder aus der Welt gegangen. Ihr Gemahl betrauerte sie tief und ließ ihr in Westminster ein schönes Grabmal aus Marmor und Erz errichten. Nachdem die Trauerzeit vorüber war, ließ Richard um die Hand der Isabella, der achtjährigen Tochter Karls VI. von Frankreich, werben. Durch diese Verbindung hoffte er dem Reiche dauernden Frieden zu geben

Richard erhöht die Königsmacht 1389–1395.

1394. 1395.

7. Juni 1394.

und zugleich kräftigen Beistand zur Ausführung seines Planes zu erlangen. Seine Bewerbung fand in Paris gute Aufnahme. Auch in dem tiefzerrütteten Frankreich, wo der König in Geistesstörung gefallen war, sehnte man sich nach
7. Jan. 1397. Frieden. Die jugendliche Braut wurde dem englischen König in Calais angetraut, mit reicher Ausstattung nach London geführt und in Westminster gekrönt.

Strafgerichte gegen Glocester u. Genossen. 1397. Glocester war dem Ehebund entgegen: hatte Richard doch einst geäußert, er werde bei Frankreich gegen seine rebellischen Edlen Hilfe suchen. Bald ging die Rede, er habe mit Graf Arundel geheime Verabredungen getroffen, den König vom Throne zu stoßen. Seitdem wuchs der Groll in dem Herzen des argwöhnischen Fürsten. Um seine Partei zu stärken, suchte er seine älteren Oheime an sich zu fesseln. Edmund von York wurde durch seinen Sohn Rutland, Richards Vertrauten, auf des Königs Seite gezogen, und den bejahrten Lancaster überschüttete er mit Gnadenbeweisen. Der Herzog hatte viele Jahre mit Katharina Swynford, der Tochter eines hennegauschen Ritters, vertrauten Umgang gepflogen. Nun erhob der König, da Johanns zweite Gemahlin, Konstanze von Kastilien, im Jahr 1394 gestorben war, die Verbindung zu einer gültigen Ehe und erklärte die Kinder, die den Namen Beaufort trugen, für legitim und erbberechtigt. Durch diese und andere Maßregeln glaubte sich Richard II. hinlänglich stark, um den beabsichtigten Handstreich gegen seine alten Widersacher auszuführen. Nachdem er sich mit den Grafen von Rutland, Kent, Huntingdon, Nottingham, Somerset, Salisbury, Thomas de Spenser und Wilhelm le Scrope
Juli 1397. beraten, ließ er die Grafen Warwick und Arundel und den Herzog von Glocester verhaften und in sichern Gewahrsam bringen, die beiden ersten in Cornwallis und auf der Insel Wight, den letzteren in Calais. Darauf wurden einige der genannten Edelleute veranlaßt, gegen die drei und gegen Thomas Arundel, der dem kürzlich verstorbenen Wilhelm Courtenay auf dem erzbischöflichen Stuhl in Canterbury gefolgt war, eine Klage auf Hochverrat zu stellen. Zugleich gelang es ihm, ein Parlament zusammenzubringen, in welchem seine Anhänger die Oberhand hatten. Von diesem wurde das Statut, worin dem König der Regie-
Sept. 1397. rungsausschuß aufgenötigt worden, widerrufen und die Macht der Krone im Sinne der früheren Nottinghamer Beschlüsse festgestellt. Eine große Hofdienerschaft und eine Leibwache von 2000 Bogenschützen, die den König in Westminster umgab, hielt jeden Widerspruch fern. Darauf wurde auf Grund der Anklage Lancasters Graf Arundel vom Oberhause des Hochverrats schuldig erklärt und zur Enthauptung verurteilt. „Festen Schrittes und heitern Antlitzes ging er durch die Straßen, vom Volke laut bejammert, bis zum Towerhügel,
22. Nov. fühlte noch mit den Fingern die Schneide des Beils und bat den Henker rasch sein Werk zu thun." Noch an demselben Tag ging der Befehl nach Calais ab, den Herzog von Glocester zum Verhör nach Westminster zu schicken. Statt seiner aber traf eine Botschaft von Thomas Mowbray, Grafen von Nottingham, ein,
24. Nov. der erlauchte Gefangene sei in der Haft gestorben. Die näheren Umstände seines

Todes sind nie mit Sicherheit ermittelt worden; aber der Verdacht lag nahe, daß er auf Befehl des Königs, der es nicht wagte, den Oheim persönlich vor das Parlament zu stellen, von Meuchelmördern umgebracht worden sei. Der Getötete wurde nachträglich als Verräter erklärt und sein Vermögen der Krone zugesprochen. Gegen Arundels Bruder, den Erzbischof von Canterbury, lautete das Urteil auf lebenslängliche Verbannung und Verlust der Temporalien. Graf Thomas von Warwick wurde zu ewiger Gefangenschaft nach der Insel Man abgeführt, Mortimer, der nach Irland entflohen, geächtet, der Ritter Cobham nach Jersey verbannt. Und zu allen diesen Gewaltmaßregeln gaben die nächsten Verwandten des Königshauses, gaben die Edelleute, die einst mit Glocester verbunden gewesen, gaben die Prälaten und Gemeinen ihre Zustimmung. Furcht vor Richards Söldnerscharen und die Aussicht auf Lohn und Standeserhöhungen für die Willfährigen führten den König zum Ziel. Die Gesetze über Hochverrat wurden verschärft, die Beschlüsse des gegenwärtigen Parlaments durch schwere Eidschwüre gegen künftige Umsturzversuche sichergestellt; Richard II., von einem in Shrewsbury abgehaltenen Parlament durch ansehnliche Steuerbewilligungen auf Lebenszeit der Notwendigkeit neuer Einberufungen enthoben, konnte sich rühmen, „die Gesetze Englands seien in dem Worte seines Mundes“; das Königtum steuerte dem Absolutismus zu; das Parlament gab in servilem Royalismus die Rechte aus der Hand, welche die Altvordern mit schweren Anstrengungen in langen Kämpfen dem Reich errungen hatten. Ein ständiger Ausschuß von zwölf Baronen und sechs Rittern, aus des Königs Getreuen gewählt, diente als ergebenes Werkzeug der Krone und machte die Reichsversammlung überflüssig. „Mit ihnen erließ König Richard Gesetze, als wären sie sein Parlament.“

Norfolk und Hereford verbannt. 1398.

Es lag eine schwüle Luft auf den Gemütern. So manche waren sich bewußt, daß sie in früheren Jahren gegen den König gewesen, wer bürgte ihnen, daß der zu Willkür und Despotismus geneigte Fürst nicht noch nachträglich Rache an ihnen nehmen würde? Diese Befürchtungen sprach der zum Herzog von Norfolk erhobene Thomas Mowbray, den Richard als Hauptwerkzeug wider Glocester gebraucht, der sich aber wieder den alten Freiheitsideen zugewendet zu haben scheint, in einer vertrauten Unterredung gegen Heinrich Bolingbroke, Herzog von Hereford, aus. Das Gespräch wurde dem König verraten; Hereford beteuerte feierlich seine Treue und Ergebenheit und warf alle Schuld auf Norfolk, dieser nannte den Gegner einen Lügner und Verräter. Ein Zweikampf in Coventry sollte durch ein Gottesurteil die Wahrheit zu Tage bringen. Schon standen die hochgestellten Männer in voller Wehr einander gegenüber, als der König Halt gebot und „den Streit in die eigene Hand nahm“. Nach einer zweistündigen Beratung mit dem Ritterhof erfolgte der Spruch: um dem Reiche Ruhe und Friede zu wahren, solle Heinrich Bolingbroke, Herzog von Hereford, auf zehn Jahre das Land verlassen, Thomas Mowbray, Herzog von Norfolk, dagegen auf Lebenszeit verbannt sein und eine Pilgerfahrt nach Jeru-

16. Sept. 1398.

3. Okt. salem unternehmen. Demgemäß erhielten beide Geleitsbriefe und schifften sich nach dem Festland ein.

Norfolk starb schon im nächsten Jahr auf der Rückreise aus dem Heil. Lande in Venedig gebrochenen Herzens (22. Sept. 1399). Heinrich von Hereford dagegen, ein volksbeliebter Herr, dem die Londoner Bürgerschaft in großer Menge das Geleit gab, wanderte von Calais aus nach Paris, wo er als Verwandter freundliche Aufnahme fand.

Gewaltherrschaft des Königs. 1399. Nun war Richard II. am Ziele. Wer sollte noch für die alten Rechte des Landes die Stimme erheben, da selbst die Glieder des königlichen Hauses vom Despotismus getroffen wurden? Und so überließ sich denn Richard ohne Rückhalt seinem Hang zu Gewaltthätigkeit und Willkür. Er strafte alle, die früher wider ihn gewesen, mit schweren Bußgeldern; er erpreßte große Summen durch Zwangsanlehen; er mißbrauchte die servile Gesinnung der Richter zur Ungerechtigkeit und Verfolgung aller Art; er führte ein üppiges und verschwenderisches Hofleben ein. Seinen Höhepunkt erreichte das despotische Willkürregiment, als der alte Johann von Gent im Kummer über seines Sohnes Verbannung aus
3. Febr. 1399. dem Leben schied; mit ihm verschwand der letzte königliche Sproß, vor dem Richard noch einige Scheu und Furcht empfand. Nun setzte er alle Rücksicht beiseite: er zog das Vermögen des Gestorbenen ein, obwohl er den Verbannten ausdrücklich das Recht eingeräumt hatte, die ihnen während der Landesverweisung zufallenden Erbschaften durch Anwälte vertreten zu lassen. Unter allen Ständen herrschte eine unruhige dumpfe Stimmung. Der Adel lebte in steter Furcht, wegen früherer Handlungen auf Hochverrat angeklagt zu werden; der Klerus, mit dem der König nie auf gutem Fuß gestanden, klagte, daß die Ketzerei der Lollharden immer weiter um sich greife und daß der Primas, „der Turm im schützenden Bollwerk der Kirche", vom Reiche fern gehalten werde; die Gemeinen seufzten unter Steuerdruck und Erpressung.

Richard in Irland. 1399. Da traf die Trauerbotschaft ein, der irische Statthalter Roger Mortimer, Graf von March, der als Thronfolger galt, da Richards Ehe mit der zehnjährigen Königin noch nicht vollzogen werden konnte, sei in einer Fehde mit den O'Brians überfallen und grausam getötet worden. Alsbald unternahm der König, nachdem er seinen Oheim Edmund von York zum Reichsverweser eingesetzt, mit beträchtlichen Streitkräften und gefüllten Geldkisten einen Rache-
Mai u. Juni. zug nach der aufrührerischen Insel, um Arthur Mac Morogh, den mächtigen Häuptling von Leinster, den eigentlichen Anstifter des Aufruhrs, zu züchtigen. Die Iren lockten zurückweichend das englische Heer in Wald und Dickicht, bis es durch Hunger und Elend zu einem verlustvollen Rückzug nach Dublin sich genötigt sah.

Bolingbrokes Rückkehr und Sieg. Diese Abwesenheit des Königs benutzte Heinrich von Hereford zu einer Landung in Ravenspur an der Küste von Yorkshire. Nach einer geheimen
Juli. Unterredung mit dem verbannten Erzbischof, der sich verkleidet zu ihm nach

Paris geschlichen, schiffte er sich mit einem kleinen Fähnlein Gewappneter in der bretonischen Seestadt Vannes ein, begleitet von Thomas, dem Sohne des hingerichteten Grafen von Arundel, und von Cobham, der seiner Haft auf Jersey entflohen. Auf seinem Schloß Pickering entfaltete er seine Fahne; in Pontefract stießen viele nordische Edelleute, voran der Herzog von Northumberland mit seinem tapfern Sohn Percy, der Graf von Westmoreland und Lord Willoughby zu ihm; in kurzem zählte er 30,000 Bewaffnete unter seiner Fahne; aus Leicester und Kenilworth zogen seine Lehnsleute herbei; mit jedem Tag mehrte sich die Zahl seiner Anhänger; Proklamationen flogen durchs Land und forderten zum Abfall von dem Tyrannen auf; in London wirkten seine Anhänger für einen Anschluß. Voll Angst flüchteten die Kronbeamten mit der jugendlichen Königin nach Bristol, während der Herzog von York, der keine große Anhänglichkeit für den königlichen Neffen im Herzen trug, nach einer Unterredung in der Kirche von Berkeley auf Lancasters Seite trat. Ende Juli öffneten auch die Bürger von Bristol dem volksbeliebten Herzog die Thore, worauf die verhaßten Räte Scrope (Graf von Wiltshire), Bussy, Grene durch standrechtliches Urteil zum Tode verdammt und enthauptet wurden. Am 9. August besetzte Heinrich Chester, um Wales im Zaum zu halten und den heimkehrenden König zu empfangen.

Widrige Winde verzögerten Richards Abfahrt von Dublin; mittlerweile verliefen sich die Waliser Kriegsscharen, welche sein Stiefbruder, der Graf von Salisbury, um sich gesammelt. Nicht besser erging es dem Heer, mit welchem um die Mitte August der König selbst in Wales landete. Nach wenigen Tagen waren seine Truppen so zusammengeschwunden, daß er sich im Gewande eines Franziskanermönchs mit einem kleinen Häuflein Getreuer nächtlicherweile nach Conway rettete. Hier traf der Graf von Northumberland mit einer Botschaft von Lancaster ein: der Herzog verlange nur Versöhnung und die Länder und Würden, die sein Vater einst besessen; er trachte nicht nach der Krone; Richard möge zu einer Zusammenkunft mit dem Vetter nach Flint reiten, dann würde er ihm gehorsam nach London folgen. Die Absicht war, den König aus dem festen Conway zu locken; der Graf von Northumberland, sagt ein Zeitgenosse, spielte die Rolle von Judas und Ganelon. Auf dem Wege nach Flint wurde Richard am schmalen Strande festgenommen und nach einer Trauernacht voll Thränen und Wehklagen zu dem Herzog nach Chester geführt, der ihn unter die Obhut des Grafen von Albemarle und der Söhne Glocesters stellte. Von Chester ging der Weg nach London, wohin der König, durch den Herzog gedrängt, auf Ende September ein Parlament ausgeschrieben hatte. In Lichfield machte er einen unglücklichen Versuch, sich aus dem Fenster des Turms in den Garten herabzulassen und zu entfliehen. Seitdem wurde die Bewachung schärfer. In der Hauptstadt wurde Heinrich mit Jubel begrüßt und im Triumphe nach der Paulskirche geleitet, während Richard als Gefangener seinen Aufenthalt

Richards Absetzung. 1399.

19. Aug.

im Tower nehmen mußte. Hatte der Herzog bisher sich den Schein gegeben, als sei er nur aus der Verbannung heimgekehrt, um sein väterliches Erbe zu fordern, so wurde er jetzt durch die Beweise von Ergebenheit, die ihm von allen Seiten und von allen Ständen entgegengebracht wurden, weiter geführt. Er wagte nun, offen die Hand nach der Krone auszustrecken. Der König sollte zur Thronentsagung gezwungen und diese durch das Parlament bestätigt werden. Also
29. Sept. geschah es. Richard unterzeichnete eine Urkunde, in welcher er alle seine Unterthanen ihrer Treue und Pflicht entband und die Königskrone niederlegte, die er ferner nicht würdig sei zu tragen. Zugleich steckte er, wie berichtet wird, dem Herzog seinen Siegelring an den Finger. Als am andern Tag das Abdankungsinstrument in Gegenwart Heinrichs im Parlament verlesen war, gaben die Anwesenden, zuerst jeder für sich, dann alle insgesamt ihre Zustimmung. Darauf wurde von einer Kommission eine Reihe von Artikeln aufgestellt, aus denen hervorgehen sollte, daß Richard den bei der Krönung geleisteten Eid gebrochen und die Krone verwirkt habe. Nach Verlesung dieses Schriftstückes wählte das Haus sechs Prokuratoren, je zwei aus jedem der Stände, welche vor dem leeren mit Goldtuch bedeckten Thron sich niederlassend unter dem Vorsitz des Oberrichters als höchster Gerichtshof der Nation das Absetzungsurteil über den bisherigen König Richard II. aussprachen und durch den Mund eines der geistlichen Bevollmächtigten bekannt machen ließen, ohne auf den Widerspruch des Bischofs von Carlisle zu achten, welcher das Recht der Unterthanen, über ihre gebornen Fürsten zu Gericht zu sitzen, in kräftiger Rede nachdrücklich bestritt. Als die Absetzungsurkunde verlesen war, erhob sich der Herzog und forderte kraft seiner Abstammung und auf Grund des Rechtes, das durch Gottes Gnade mit Hilfe seiner Freunde und Verwandten in seine Hand gelegt worden, Reich und Krone von England, indem er zugleich den königlichen Siegelring vorzeigte. Nachdem die Versammlung ihn laut als König begrüßt, nahm er, geleitet von dem Erzbischof von Canterbury, Platz auf dem Thron und empfing von allen Staatsbeamten und Richtern Huldigung und Treuschwur. Darauf hielt der Metropolit eine salbungsvolle Rede des Inhalts, „daß fortan nicht ein Kind, wie der frühere Fürst gewesen sei, eigenwillig und unvernünftig, sondern ein Mann über sie herrschen werde, in voller Reife der Vernunft, der nicht sowohl seinen als Gottes Willen zu vollziehen entschlossen sei". Am folgenden Tag begaben sich dieselben Bevollmächtigten nach dem Tower, um den König Richard den Beschluß des Parlaments und die Thronbesteigung Heinrichs von Lancaster mitzuteilen. Er hörte den Vortrag gefaßt an und ergab sich in sein Schicksal.

Damit endigte die Regierung eines Fürsten, der schöne Naturanlagen besaß und sich durch Bildung und Kunstliebe auszeichnete. Die englischen Dichter Gower und Chaucer erfreuten sich seiner Huld, und Froissart überreichte ihm ein Exemplar seiner Liebeslieder: aber Eigenwilligkeit, Hang zu Willkürhandlungen und der verderbliche Einfluß von Schmeichlern und Höflingen hatten ihn auf die abschüssige Bahn zum Abgrund geführt.

4. Das Haus Lancaster.

a. Heinrichs IV. Regierung und Kämpfe.

Am 13. Oktober wurde Lancaster als König Heinrich IV. mit dem heil. Öl gesalbt und von beiden Erzbischöfen gekrönt. Ohne auf den siebenjährigen Grafen von March, welcher als Enkel Lionels der nächste Thronerbe war, Rücksicht zu nehmen, ernannte der neue König seinen Erstgebornen, Heinrich, zum Prinzen von Wales; dann wurden die nördlichen Grafen Northumberland und Westmoreland, sowie die übrigen Edelleute, die bei dem Staatsstreich mitgewirkt, mit Gütern und Ehrenämtern belohnt und durch das Parlament eine Reihe von Beschlüssen gefaßt, welche die unter Richard II. vorgekommenen Unregelmäßigkeiten und Willkürhandlungen beseitigen, die Verfassung für die Zukunft gegen ähnliche Eingriffe sicherstellen und die Wirkungen der gefällten Hochverratsurteile aufheben sollten. Heinrich wollte den ganzen Vorgang in solchem Lichte erscheinen lassen, als sei dadurch die gesetzliche Ordnung nicht unterbrochen, sondern alles wieder in den Zustand zurückgeführt worden, wie es unter Eduard III. bestanden. Nicht als revolutionärer Gewaltstreich, sondern als eine zur Notwehr, zur Verteidigung der nationalen Rechte vollführte That der gesetzgebenden Macht, die König Richard selbst einberufen, als ein Akt innerer Entwickelung des Staatslebens sollte der Thronwechsel aufgefaßt werden. Auch über das künftige Schicksal des abgesetzten Königs trat Heinrich mit dem Parlament in Beratung. Durch gemeinsamen Beschluß von König und Oberhaus wurde Richard zu lebenslänglichem geheimen Gefängnis verurteilt und nach Pontefract abgeführt. Als aber zu Anfang des nächsten Jahres von einigen Freunden und Verwandten des entthronten Monarchen, Huntingdon, Kent, Salisbury, Lord Spenser u. a. eine Verschwörung zum Umsturz der neuen Ordnung und zur Rückführung des Gefangenen auf den Thron angelegt ward, war dessen Schicksal schnell entschieden. Kaum war nämlich die Verschwörung in dem Blute ihrer Häupter, welche teils durch das Richtbeil gefällt, teils von den ergrimmten Bürgern einzelner Städte erschlagen wurden, erstickt worden, so erfuhr das englische Volk, daß Richard II. in Pontefract den Hungertod gestorben und daß sein Leichnam in der Paulskirche der Hauptstadt im offenen Sarge und mit entblößtem Angesichte ausgestellt sei. Adel und Volk strömten herbei, um den Verstorbenen zu schauen und dem Hochamt für dessen Seele anzuwohnen. An seinem Tode war nicht länger zu zweifeln; es hieß, er habe sich auf die Kunde von dem tragischen Ausgang seiner Getreuen aller Speise enthalten. Aber schreckliche Gerüchte von gewaltsamer Ermordung liefen im Volke um und fanden Glauben.

Randnotizen: Das neue Regiment und König Richards Tod. 1399. 1400. — Jan. 1400.

Wie geflissentlich auch die Nachricht verbreitet wurde, daß König Richard nicht mehr am Leben sei, immer diente von Zeit zu Zeit sein Name als Losung und Schild

für Verschwörung und Aufruhr: nicht der König, hieß es, sondern ein Teilnehmer des Komplotts, der Priester Maudelin, der ihm an Gestalt und Gesichtszügen auffallend geglichen, sei getötet und in den Sarg gelegt worden; immer tauchte da und dort eine rätselhafte Gestalt auf, die sich als drohendes Gespenst an das Lancastersche Herrschergeschlecht anheftete und es im ruhigen Besitze der Krone zu stören suchte.

Aufstände. 1401. 1402. Darum waren auch die Verschwörungen und Aufstände, die sich während der Regierung Heinrichs IV. immer wiederholten, um so gefahrdrohender, als sie in den Augen der Menge einen legitimen Hintergrund hatten, gegen einen „Usurpator" gerichtet erschienen, und weil sie den Erbfeinden Englands, den Schotten und Franzosen, Gelegenheit boten, die englischen Ansprüche mit Hilfe der inneren Parteiung und nationalen Zwietracht energischer und erfolgreicher Wales. zurückzuweisen. In Wales brach der unter der Asche glimmende Funke altkymrischen Stammesgefühls noch einmal in helle Flammen aus, als der unternehmende kriegskundige Owen Glendower die Fahne der nationalen Unabhängigkeit erhob und, von Frankreich unterstützt, mit einem Haufen streitbarer Gebirgssöhne über die Grenzmarken einbrach, um seinen Kriegern Beute, sich selbst den Rang eines Waliser Fürsten zu erkämpfen. Es gelang ihm, zwei mächtige Herren der Gegend, Reginald de Grey und Sir Edmund Mortimer, 1401. zu überwinden und als Gefangene wegzuführen. Der Volksglaube erblickte in ihm einen Zauberer, der Gewalt habe über die Geister und Dämonen der Berge, die ihm dienen müßten. So oft waren die Waliser Bogenschützen mit den Engländern vereint in die Schlacht gezogen. Jetzt standen sie einander feindlich gegenüber; der alte Rassenkampf drohte die nationale Einheit wieder zu durchbrechen; die Waliser Barden und Sänger wurden als Landstreicher von Eng-Die nordischen Grenzmarken. lands Boden in die heimischen Berge gejagt. Auch in den Gauen des Nordens entbrannte der alte Grenzkrieg von neuem, als die Schotten dem Lancasterschen König Huldigung und Lehnseid verweigerten. Lange feierte man in Sage und 1402. Dichtung den blutigen Kampf am Hügel von Homildon, wo Percy Heißsporn und der Graf von March durch englische Bogenschützen der schottischen Ritterschaft eine empfindliche Niederlage beibrachten. Von fünf Pfeilen durch die Rüstung getroffen, sank der tapfere Führer Archibald Douglas vom Pferde und mußte sich gefangen geben, auch Murdoch von Fife, Sohn und Erbe des ehrsüchtigen, gewaltthätigen Herzogs von Albany, der, während sein Bruder, der geistesschwache König Robert III., an unheilbarer Krankheit einsam auf der Insel Bute dahinsiechte, die Regierung führte, sowie die Grafen von Angus, Moray, Orkney, die Lords Montgomery, Erskine, Graham und an 80 schottische und französische Ritter fielen in die Hände der Sieger; 500 stattliche Krieger ertranken in den Fluten des Tweed, und wie mancher tapfere Rittersmann blieb auf dem Waffenfelde!

Percy Heißsporn besiegt und getötet. 1403. Am Hofe zu Westminster war große Freude über den Sieg. Der König ließ die Gefangenen nach London bringen und behielt die Bedingungen ihres

Loskaufs seiner eigenen Entscheidung vor. Von dieser Zeit an trugen die Percys das Haupt höher; sie sahen sich als die eigentlichen Gründer des Lancasterschen Königtums an und ihre Haltung mochte demgemäß anmaßend und hochfahrend geworden sein. Nach ihrer Meinung wurden ihre Verdienste von dem König nicht nach Gebühr belohnt. Es verdroß sie, daß Heinrich die Entscheidung über die Lösung der Gefangenen in die eigene Hand nahm, daß er den Loskauf des Edmund Mortimer, dessen Schwester an den jüngeren Percy, den Heißsporn, vermählt war, aus der Haft Glendowers nicht gestattete, weil er der Oheim des jungen Grafen von March, des rechtmäßigen Erben der Krone war, während doch sein Mitgefangener, Grey von Ruthven, sich loskaufen durfte; der hochfahrende Ritter war sehr unwillig, daß er bei der Besitznahme von Nordwales nebst der Insel Anglesea, worüber er als Statthalter eingesetzt worden, von dem König nicht nachdrücklich unterstützt wurde, dieser vielmehr das Land seinem Sohn, dem Prinzen von Wales, zuzuwenden gedachte. Aus diesen und andern Gründen entstand eine heftige Feindschaft zwischen den Percys von Northumberland und den Lancasters, die bald in offenen Bürgerkrieg überging. Mortimer, von Owen der Haft entlassen und mit dessen Tochter vermählt, vermittelte einen Bund. Der englische Thron sollte entweder an Richard, falls dieser noch am Leben sei, zurückfallen oder dem jungen Grafen Edmund verliehen, Glendower aber als unabhängiger Fürst von Wales anerkannt werden. Als Heinrich im Sommer 1403 auf einem Feldzug gegen Schottland begriffen war, erhob Percy Sommer 1403.
in seinem Rücken die Fahne der Empörung. Um der Vereinigung mit Glendower näher zu sein, begab er sich mit seinem von ihm befreiten Waffengefährten Archibald Douglas nach Nordwales, wo sich auch sein Oheim, der Graf von Worcester, einfand. Proklamationen, in denen Heinrich von Lancaster, der sich König von England nenne, des Wortbruchs, der Usurpation, der Ungerechtigkeit und Gewaltherrschaft beschuldigt ward, riefen das Volk unter die Waffen. Bald traten die Heere, beide von gleicher Stärke, bei Shrewsbury einander gegenüber. Aber durch die rasche Entschlossenheit des Königs, der sich zwischen die Mannschaften des Grafen von Northumberland und die seines Sohnes warf und dadurch die Vereinigung beider verhinderte, und durch die Tapferkeit des Prinzen von Wales, dessen jugendlichen Mutwillen und Leichtsinn, wie seinen Seelenadel, seine Heldengröße und seinen ritterlichen Sinn der große britische Dichter Shakespeare so meisterhaft gezeichnet, entschied die Schlacht bei Shrews- 21. Juli 1403.
bury für die Lancasters. Percy Heißsporn wurde erschlagen, der Graf von Worcester und die Herren von Kinderton und Vernon starben vor den Thoren der Stadt durch Henkershand, Douglas fiel verwundet in die Hände Heinrichs, der ihn in ritterlicher Haft hielt.

Nun wurde auch der alte Graf Percy, der mit vielen Bewaffneten aus den Der Aufstand im Norden
nördlichen Grafschaften bei Newcastle stand, von dem Volke verlassen und fiel in niedergeworfen.
Kriegsgefangenschaft. Vor dem Parlament angeklagt, kam er mit einer Geldbuße 1404. 1405.

1404. davon, mußte aber mit der gesamten Ritterschaft Northumberlands aufs neue Treue schwören. Die Gährung dauerte indessen fort und wurde von Frankreich aus genährt. Denn der Bruder des kranken Königs Karl VI., Herzog Ludwig von Orleans, ein ehrgeiziger, herrschsüchtiger Fürst, suchte die Unzufriedenheit zu seinem Vorteil auszunutzen. Er unterstützte die Ansprüche der nach Frankreich zurückgesandten Königin Isabella, die er mit seinem Sohne vermählte, gegen den „Usurpator" Heinrich von Lancaster, forderte diesen zum Zweikampf und griff, als er nicht darauf einging, seine festländischen Besitzungen an. Geheime Sendlinge durchzogen die Grafschaften, sprachen von der nahen Wiederkunft Richards, der in Schottland verborgen sei, verteilten sein Wappen und hielten das Volk in Aufregung. Owen Glendower wurde
1405. von Frankreich und von Papst Benedict XIII. als Fürst von Wales anerkannt und schmückte sich mit den altheimischen Herrscherzeichen. Selbst Graf Rutland (von Albemarle) wurde beschuldigt, Intrigen zum Sturze Lancasters gesponnen zu haben. Der ganze Norden füllte sich von neuem mit Mißvergnügten. An ihrer Spitze standen zwei von der Thronumwälzung schwer betroffene Edelleute, Graf Marschall, Sohn des in der Verbannung gestorbenen Herzogs von Norfolk (S. 58), und Richard Scrope, Erzbischof von York, Bruder des in Bristol hingerichteten Grafen von Wiltshire. Auch der begnadigte Percy von Northumberland war abermals in die Erhebung verflochten. Aufrührerische Anschläge an den Kirchentüren von York forderten zur Schilderhebung auf gegen den meineidigen Usurpator, den Mörder des rechtmäßigen Königs; bewaffnete Scharen durchzogen das Land. Aber durch die List und Besonnenheit des Grafen von Westmoreland, den Heinrich zum Marschall und Connetable in den nördlichen Gegenden ernannt, und durch die Energie des Königs und seiner Söhne wurde auch dieser Aufstand unterdrückt. Mowbray und der Erzbischof, durch ein unregelmäßiges Gericht zum Tode verurteilt, starben durch das Henkerbeil. Das Haupt des erstern schaute noch lange vom Turm zu York als warnendes Beispiel auf die zur Strafe in ihren Rechten verkürzte Stadt herab; den Prälaten aber, der in seinem erzbischöflichen Gewande mutig dem Tode entgegen ging, ehrte das Volk als Märtyrer. Der Graf von Northumberland und sein Genosse Bardolf entkamen nach Schottland; aber seine Burgen wurden gebrochen, seine Städte eingenommen, die Führer seiner Truppen hingerichtet.

Die Lancastersche Dynastie im Glück. Das Glück begünstigte das Lancastersche Haus. In Schottland starb der kranke König Robert III. (4. April 1406); sein Sohn und Erbe Jakob, den die Schotten nach Frankreich schicken wollten, um ihn den Nachstellungen seines Oheims Albany zu entziehen (dem man die Ermordung des ältern Prinzen, des Herzogs von Rothsay, zuschrieb), war in die Hände Heinrichs gefallen und saß nebst andern Gefangenen im Tower. In Frankreich blutete Ludwig von
23. Nov. 1407. Orleans in den Straßen von Paris unter den Händen von Meuchelmördern, und der Herzog von Burgund, ein Verbündeter Englands, erlangte am französischen Hof den größten Einfluß; und als Percy von Northumberland und Thomas Bardolf nach vielen Irrfahrten in Schottland und Wales abermals die Fahne des Aufruhrs erhoben, fielen beide in einer Feldschlacht auf der Ebene
19. Febr. 1408. von Bramham. Ihre Häupter wurden auf der Londoner Brücke aufgepflanzt ihre Anhänger getötet oder zersprengt; und wenn sich auch Glendower noch fernerhin in den Felsenschluchten des Snowdon behauptete, was vermochte er, ohne die Hilfe Schottlands, das Heinrich durch seine erlauchten Gefangenen in

seiner Hand hatte, und ohne die Unterstützung Frankreichs, wo sich die burgundische Partei nur durch englische Hilfstruppen gegen die Orleans behauptete, 1410—1412.
wo dieselben Herren, die einst den Herzog von Lancaster Usurpator und Mörder gescholten und auf Leben und Tod herausgefordert hatten, sich jetzt um seine Gunst bewarben und als Preis eines Bündnisses ihm das ganze Herzogtum Guienne anboten? So kam es denn, daß Heinrich IV. während der letzten Regierungsjahre nicht nur in seinem Reiche ruhig und stark herrschte, sondern auch in Schottland gebot, daß in Frankreich die Parteien um seine Gunst buhlten und seinen schiedsrichterlichen Spruch einholten, daß die flandrischen Städte um Erneuerung der Handelsverträge warben, daß in der Pyrenäischen Halbinsel, am Rhein und an den Küsten der Ost- und Nordsee Bündnisse und verwandtschaftliche Beziehungen obwalteten, welche dem Lande zum Vorteil, der Dynastie zur Macht und Ehre gereichten

Heinrichs IV. Politik.

Diese Erfolge erlangte der Lancastersche König einerseits durch seine Klugheit und Energie, anderseits durch seinen Bund mit der Kirche und mit dem Hause der Gemeinen. So scharf er gegen den Erzbischof von York und gegen alle Geistlichen verfuhr, welche, wie die Franziskaner, sich in politische Verschwörungen einließen, so eifrig war er bemüht, das alte Band zwischen Königtum und Hierarchie wieder fester zu knüpfen und die Unregelmäßigkeit seiner Thronbesteigung mit dem Segen der Kirche zu decken. Wir wissen, welchen Anteil Erzbischof Arundel von Canterbury an dem Gelingen des Staatsstreichs hatte; von ähnlicher Gesinnung war, mit geringen Ausnahmen, der gesamte englische Klerus erfüllt. Dieses Entgegenkommen vergalt Heinrich, indem er der Kirche bereitwillig zur Unterdrückung der Wiclefiten den weltlichen Arm lieh, so sehr auch Ketzerverfolgungen gegen die Traditionen seines Hauses gingen. Doch nicht bloß das Gefühl der Erkenntlichkeit trieb ihn zu dem Bunde mit der Geistlichkeit; nur die freigebige Unterstützung derselben konnte ihn in den Stand setzen, seinen zahlreichen und mächtigen Feinden siegreich zu widerstehen. So erklärte er denn gleich nach seiner Thronbesteigung dem Klerus in der ersten Konvokation, daß er die bestehende Kirche erhalten und gegen die Angriffe der Wiclefiten schützen werde, und wiederholte diese Zusage bei Eröffnung des nächsten Parlaments. Die Gemei- 6. Okt. 1399.
nen, unter kirchlichem Einfluß gewählt, dankten dem König für den verheißenen Schutz des Glaubens, und die Geistlichkeit fühlte sich dadurch so ermutigt, daß sie um ein Gesetz gegen die Irrlehrer nachsuchte.

Das Statut de comburendo haeretico.

So kam das bekannte Statut „über Verbrennung von Ketzern" zu stande, ein Statut, wie die englische Geschichte bis dahin noch keines aufzuweisen hatte. Niemand sollte hinfort lehren oder predigen dürfen ohne die Erlaubnis des Bischofs; alle verdächtigen Schriften sollten an die geistlichen Oberen abgeliefert werden. Wer dawider handelt, soll in Haft kommen, bis er der Kirche durch Abschwörung, dem Fiskus durch Entrichtung einer Geldstrafe Genüge gethan. Weigert sich der Schuldige die Abschwörung zu leisten oder wird er eines Rückfalls überführt, so ist das geistliche Gericht ermächtigt, das Todesurteil zu fällen, und der Sheriff angewiesen, denselben auf einer

hohen Stätte vor den Augen des Volkes in den Flammen sterben zu lassen, damit alle Umwohner von Schrecken ergriffen werden. Früher mußte vor der Vollstreckung des geistlichen Urteils die Bestätigung des weltlichen Gerichts eingeholt werden; jetzt war der Schuldige ohne weitere Rückfrage dem Bischof oder seinem Kommissar preisgegeben. Das Parlament gab seine Zustimmung. Wir wissen, daß die Wanderprediger den Verfall der Kirche in erster Linie von dem weltlichen Besitz des Klerus ableiteten und die Einziehung desselben für die Zwecke des Staats forderten. Nun fanden aber die weltlichen Herren bei genauerer Prüfung, daß ihr eigenes Besitzrecht keine bessere Begründung habe als das der Geistlichen, und nahmen sich um so eifriger der Gerechtsame der Kirche an.

Ketzerverfolgungen. Die nächste Folge dieses harten Gesetzes, welches das neue Jahrhundert in England einleitete, war die Hinrichtung Wilhelm Sawtres, eines Geistlichen, der zwei Jahre früher wegen häretischer Ansichten von dem Bischof von Norwich seiner Pfarrstelle in Lynn entsetzt und zur Abschwörung gebracht worden war. Eines Rückfalls

2. März 1401. beschuldigt, erlitt er einen martervollen Tod in den Flammen, das erste Opfer der Religionswut in England. Eine Verordnung des Erzbischofs Arundel schärfte die genaue Befolgung der kirchlichen Lehren und Satzungen ein, verbot alle lollhardischen Schriften, selbst das von Wiclef übersetzte Neue Testament, und erklärte jede Unterlassung kirchlicher Gebräuche für Ketzerei. Von dieser Zeit an entfalteten die geistlichen Gerichtshöfe die größte Thätigkeit, von der englischen Kirche den Flecken der Häresie abzuwaschen. Das bei den Verhören eingehaltene inquisitorische Verfahren machte leicht aus einem Verdächtigen einen Schuldigen, und das äußere Formenwesen des katholischen Kultus, dessen leiseste Vernachlässigung in diesen Zeiten des Argwohns und Auflauerns ein genügender Grund zur Anklage war, gab Gelegenheit genug zu Anschuldigungen, böslichen Verleumdungen und gehässigen Verfolgungen. Der sogenannte Lollhardsturm im erzbischöflichen Palaste Lambeth füllte sich mit schuldigen und unschuldigen Häretikern: manche retteten ihr Leben durch Abschwörung, andere starben als Blutzeugen auf dem Scheiterhaufen, unter ihnen der fromme William Thorpe. Aber trotz aller Verfolgungen zählten die wiclefitischen Lehren noch viele Anhänger. Die Universität Oxford trat öffentlich für ihren ehemaligen Genossen in

1406. die Schranken, und als Heinrich IV. im Jahre 1406 eine hohe Steuer von dem Parlament begehrte, stellte das Unterhaus, von einem andern Geist beseelt, den Antrag: der König möge Hand an das Kirchengut legen und aus diesem die Bedürfnisse des Staats befriedigen. Diesem Antrag setzten die Lords, an deren Spitze der Prinz von Wales genannt wird, das Verlangen entgegen: daß alle, welche wider den Besitz der Kirche predigten, und alle, welche behaupteten, König Richard sei noch am Leben, mit derselben Strafe belegt würden, denn der Zweck sei bei beiden, Aufruhr zu erregen.

Parlamentarische Regierung der Lancasters. Es lag nicht in der Natur des vierten Heinrich, irgend eine Richtung auf die Spitze zu treiben. Seine Herrschaft gründete sich auf die Ausgleichung der Gegensätze. Wenn er die Geistlichkeit in ihrer Orthodoxie und in ihrem Eigentum schützte, so hütete er sich doch wohlweislich, die im Parlamente sich kundgebende Volksstimmung durch Widerstand zu reizen. Die kriegerischen Anstalten zur Bewältigung der inneren Unruhen wie zur Abwehr der äußeren Feinde nötigten ihn zu Ausgaben, denen weder das Hausvermögen noch das Krongut genügten. Er mußte daher häufig den guten Willen der Stände in Anspruch nehmen; dieser aber war nur zu gewinnen durch eine gerechte und parlamentarische Regierung. Daher war er eifrig bemüht, mit den Gemeinen sich in

gutem Einvernehmen zu halten. Nicht nur, daß er bei allen wichtigen Angelegenheiten der Gesetzgebung und Besteuerung ihren Rat und ihre Zustimmung einholte, er willigte auch ein, daß alle Beschlüsse in Gegenwart einer Deputation beider Häuser in die Parlamensurkunden eingetragen werden sollten; er ließ es geschehen, daß die bewilligten Gelder Schatzmeistern anvertraut wurden, die von den Ständen ernannt wurden und diesen Rechenschaft abzulegen hatten; er gestattete, daß das Parlament über den königlichen Haushalt eine Art von Aufsicht führe, ein Verlangen, das frühere Könige stets als eine Beleidigung von sich gewiesen, entfernte aus seiner Nähe mehrere Personen, gegen die das Parlament Mißtrauen geäußert, und veranlaßte die Königin, aus ihrem Hofstaate viele Fremde zu entlassen. Die Beamten wurden durch Eidesleistung verpflichtet, die Gesetze und das gemeine Recht zu beobachten, die Sheriffs angewiesen, sich der Beeinflussung der Parlamentswahlen zu enthalten; den Parlamentsgliedern ward die Initiative in allen Geldsachen, Freiheit der Rede und das Recht gewährt, während der Dauer der Sitzungen nicht verhaftet werden zu dürfen, außer in Kriminalsachen; die Befugnis der Könige, die Strenge der Statuten durch Verordnungen, die dem Sinne derselben entgegenliefen, zu mäßigen, wurde ausdrücklich abgeschafft. Um so standhafter beharrte Heinrich bei den Beschlüssen gegen die Lollharden. Man verglich die drei Stände des Reichs mit der heil. Dreieinigkeit. Beide sollten in ihrer Ehre und Würde ungekränkt bleiben. Durch diese bald nachgiebige, bald stramme politische Haltung sicherte Heinrich IV. seinen Thron. Die Stände fühlten, daß die großen Zugeständnisse, die er ihnen machte, nicht die Wirkung der Schwäche seien, denn er wußte auch seine königlichen Prärogativen gegen jeden ungeeigneten Eingriff zu schützen, und als er einst eine ungebührliche Zumutung scharf zurückwies, flehten sie demütig, er möge sie doch für seine getreuen Unterthanen erklären. Aber so glücklich und glorreich Heinrich das Zepter unter schwierigen Verhältnissen geführt hat, seine Seele war erfüllt von Kummer und banger Sorge und sein Leib von schweren Leiden heimgesucht. Er blickte mit trüben Ahnungen in die Zukunft. Sein Gewissen klagte ihn eines schweren Verbrechens gegen Richard II. an, das ihn wie ein Gespenst Tag und Nacht verfolgte. In seiner Jugend hatte er einst gegen die heidnischen Litauer gekämpft; später soll er sich mit dem Gedanken eines zweiten Kreuzzugs getragen haben, um die verlorne Ruhe zu erjagen. Sein ganzes Trachten war auf die Befestigung seiner Dynastie auf Englands Thron gerichtet. Dieses Ziel konnte nur erreicht werden, wenn der Erstgeborne dieselbe Klugheit, Mäßigung und Energie entfaltete; aber wie ritterlich und tapfer auch der junge Heinrich sich stets bewiesen, seine Lebensweise war doch derart, daß sie dem Vater viel Herzeleid bereiten mußte. Denn das Charakterbild, das der Dichter von dem genialen Prinzen mit unübertrefflicher Meisterschaft entworfen, ist kein bloßes Werk der Phantasie. Noch lebte der junge Graf von March, der ein größeres Recht auf die Krone hatte, und

Heinrichs IV. Ausgang. 1413.

die Versuche, die sogar in des Königs Umgebung zu seiner Befreiung und Entführung gemacht wurden, bewiesen, daß dem Lancasterschen Hause noch mächtige Gegner lebten. Es war daher immerhin ein wichtiger, ereignisvoller Moment, als Heinrich IV. am 20. März 1413 in einem Alter von 47 Jahren zu seinen Vätern versammelt ward und sein Sohn den Thron bestieg.

b. Heinrich V. und die Lollharden.

Heinrichs V. Regierungsantritt. 1413.

Aber dieser fünfte Heinrich machte alle Befürchtungen zu schanden. Er hatte einst dem zagenden Vater gelobt, er werde die Krone gegen jedermann mit dem Schwerte zu wahren wissen, und er hat nicht nur sein Wort gehalten, er hat noch weit mehr gethan. Er hat nach seiner Thronbesteigung einen neuen Menschen angezogen und die Besorgnisse, die seine Verirrungen und Jugendstreiche erregt haben mochten, schnell zerstreut. Seine Krönung ging ohne Störung vorüber und wurde durch eine weitgehende Amnestie ein Tag der Freude für das ganze Land; und so sicher fühlte sich Heinrich im Bewußtsein seiner Kraft und Popularität, daß er dem Grafen Edmund die Freiheit und seine Hausgüter zurückgab, daß er den Sohn Percys des Heißsporn in die Familienlehen und in die Grafschaft Northumberland einsetzte, daß er viele gefangene Schotten in die Heimat entließ; und um den Wahnglauben, als ob König Richard noch am Leben sei, für immer zu zerstreuen, ließ er jene geheimnisvolle Leiche, die bisher in der stillen Gruft zu Langley geruht, in der Westminsterabtei beisetzen, wo ein schönes Denkmal über dem Grab errichtet ward.

Oldcastle und die Wiclefiten.

In der inneren Politik schritt Heinrich V. auf der Bahn des Vaters fort. Wie dieser ehrte er die Rechte des Parlaments und beobachtete die Landesgesetze; wie dieser schützte er die Kirche und die orthodoxe Lehre gegen Häretiker und Sektierer. Sowenig die Lollharden nach der bisherigen Haltung des Königssohnes bei demselben Sympathien für ihre Ansichten erwarten konnten, so scheint doch der Thronwechsel sie mit neuen Hoffnungen erfüllt zu haben. Sie traten aus der Verborgenheit hervor, zu der sie durch die Gefahr bewogen worden. Hatte doch ihr Haupt und Beschützer, der ritterliche John Oldcastle, von dem Erbe seiner Gemahlin Lord Cobham genannt, bisher hoch in Heinrichs Gunst gestanden. Wie ehedem sah man wieder Wanderprediger durch das Land ziehen, und an den Kirchthüren Londons fand man einst Anschläge, in denen es hieß, daß hunderttausend Lollharden bereit seien, das Schwert zum Schutz ihres Glaubens zu ziehen. Der Erzbischof machte dem König Anzeige, daß Cowling Castle in Kent, die Wohnung des Ritters, den Wiclefiten als Sammelplatz diene und daß dort die englische Bibel und ketzerische Schriften gelesen würden. Heinrich versuchte, seinen alten Freund durch Vorstellungen und Drohungen von seinen häretischen Ansichten abzubringen, aber dieser erklärte offen, er werde seinem Herrn in allen weltlichen Dingen treu und gehorsam sein, aber in dem Papst und seiner geistlichen Macht könne er nur die Herrschaft des Antichrists erblicken. Nun

erhielt der Erzbischof Erlaubnis, mit Strenge vorzugehen, worauf Oldcastle in den Tower gebracht und vor ein geistliches Gericht gestellt ward. Als er aber sowohl in einem schriftlichen Glaubensbekenntnis, das er vorlas, wie in dem Verhör in betreff des Abendmahls, der päpstlichen Hierarchie und anderer Satzungen und Bräuche der Kirche Ansichten kundgab, die im wesentlichen mit den Lehren Wiclefs übereinstimmten, und durch keine Ermahnungen zum Nachgeben zu bewegen war, wurde er als Ketzer und Schismatiker aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen und dem Arm der weltlichen Strafgerechtigkeit überantwortet. Man verschob jedoch die Vollstreckung des Urteils, in der Hoffnung, er werde in sich gehen und widerrufen. Diese Frist benutzte Oldcastle zur Flucht. Er hielt sich verborgen und bildete mit seinen Gesinnungsgenossen eine Verschwörung. Wenigstens wurde dem König die Nachricht überbracht, die Lollharden wollten ihn nebst seinen Brüdern und Getreuen am Weihnachtsfest in Eltham überfallen, die Kirchen und Klöster in und um London in Brand setzen und eine Republik unter Cobhams Leitung aufrichten. So unwahrscheinlich auch bei der anerkannt friedfertigen Gesinnung der Wiclefiten solche Beschuldigungen lauteten, so schenkte Heinrich denselben doch Glauben; und da man ihm meldete, daß eine Ebene in der Nähe von St. Giles ihnen zum Versammlungsort diene, so beschloß er, sie dort zu überraschen. Nachdem er Befehl gegeben, die Thore der Hauptstadt zu schließen, um den dortigen Lollharden die Verbindung abzuschneiden, näherte er sich in der Stille der Nacht mit hinreichender Mannschaft dem Platze und traf etwa hundert Wiclefiten, die sich wahrscheinlich zu heimlicher Andachtsübung versammelt und zum Schutze gegen Überfälle mit Waffen versehen hatten. Der König ließ sie sogleich greifen, andere, die sich noch auf dem Wege befanden, wurden gleichfalls verhaftet; auf das Haupt Oldcastles aber, den man vergebens in der Versammlung suchte, wurde ein Preis von tausend Mark gesetzt. Mehrere der Gefangenen wurden, nachdem ein hastiges Gerichtsverfahren auf schuldig erkannt, an den Galgen geknüpft oder den Flammen übergeben.

Verschwörung und Strafe. 1414. — *7. Jan. 1414.* — *21. Jan.*

Drei Jahre später erfüllte sich auch das Schicksal **John Oldcastles**. In Wales, wo er sich verborgen gehalten, entdeckt, wurde er nach tapferster Gegenwehr zum Gefangenen gemacht und als Hochverräter und Ketzer in Ketten aufgehängt und verbrannt. Er starb treu seinem Glauben, von seinen Genossen als Märtyrer verehrt, vom Volke aber noch lange in Liedern verspottet als ein Ritter, der seines Wehrstandes vergessend, ein Prediger geworden und sich gegen König und Kirche erhoben habe. Katholische Schriftsteller suchten sein Andenken durch die Nachrede zu verunglimpfen, Shakespeare habe den Ritter Oldcastle unter dem Namen John Falstaff auf die Bühne gebracht. Die Folge dieser Vorgänge war eine Schärfung des Gesetzes gegen Ketzer, welche den Richtern und Munizipalbehörden die Gewalt einräumte, alle des Lollhardismus Verdächtigen in Haft zu bringen und zugleich bestimmte, daß mit der Bestrafung der Überführten Verlust alles Guts und Vermögens wie beim Hochverrat verbunden sein sollte. Auch wurden die religiösen Bücher und ihre Abschreiber unter die strengste Aufsicht gestellt.

Oldcastles Tod. Schärfung der Ketzergesetze. 1417.

Die Lollharden als Sekte.

Diese Ereignisse waren von verderblicher Wirkung für die Wiclefiten. Der entschiedene Wille des Königs, „die Kirche Gottes gegen die nichtswürdigen Aftergläubigen zu schirmen“, die Neigung der Lollharden, politische und soziale Fragen mit den religiösen zu vermischen, die Strenge der Geistlichkeit, deren Inquisitionswächter über das ganze Land zerstreut waren und alles geistige und religiöse Leben mit Argusaugen beobachteten, verbunden mit dem Verdammungsurteil, das bald nachher das Konstanzer Konzil gegen eine Reihe wiclefitischer Lehrsatzungen aussprach, und mit den gefährlichen Nachwirkungen in Böhmen, schreckten die höheren Stände, unter denen der Wiclefismus anfangs viele Bekenner zählte, von der bedrohten Lehre ab. An der Universität zu Oxford, im Parlament, unter Adel und Klerus trat man öffentlich oder insgeheim von den ketzerischen Ansichten zurück und gab die kirchliche Opposition auf. Der Versuch des Bischofs Pecock von Chichester, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die reformatorischen Grundsätze Wiclefs noch einmal zu beleben und wissenschaftlich zu begründen, hatte für ihn selbst Kirchenbuße, Absetzung und ewige Klosterhaft zur Folge. Damit verschwand der Lollhardismus aus der höheren Gesellschaft. Auf die Kreise des Gewerbstandes beschränkt und ohne nachhaltige religiöse Einwirkung auf die Massen, wurde er daher bald ins Dunkel zurückgedrängt. Mit dem Fluche der Kirche beladen, führten die wenigen Getreuen als gemiedene und verachtete Sekte ein freudeloses Dasein, bald geduldet und übersehen, bald verfolgt und mit entehrenden Strafen belegt. Diejenigen, welche die gebotene Abschwörung leisteten, mußten, in ein Bußgewand gehüllt, ein Reisigbündel nebst einer Fackel an die Kirchenthüren tragen und durch diese öffentliche Schmach ihre Schuld und ihre Reue bekennen; oder es wurde ihnen auf die Wange ein Brandmal gedrückt und auf den Ärmel ein Kennzeichen geheftet, um ihnen den Umgang mit andern Menschen abzuschneiden. Nur wenn sich einer oder der andere beikommen ließ, standhaft bei seinen antikirchlichen Ansichten zu beharren, oder wenn äußere Umstände oder eigene Keckheit die Blicke des Klerus auf diese eiternde Beule der Kirche lenkten, suchte man durch neue Hinrichtungen die Vermessenen zu schrecken und in die frühere Verborgenheit zurückzuscheuchen. Manchen hartnäckigen oder eifrigen Häretiker schloß auch der Lollhardsturm zu Lambeth im Westende von London vom menschlichen Umgang und vom erquickenden Sonnenlichte auf zeitlebens ab und ließ ihm nur den armen Trost, seinen Glauben und seinen Kummer auf die dunkeln Wände seines Kerkers einzugraben.

III. Die Pyrenäische Halbinsel.

1. Gang der geschichtlichen Entwickelung.

Die „heiligen Kriege“ zwischen Christen und Moslems, welche ehedem in der spanischen Geschichte den größten Raum füllten, treten im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert mehr und mehr zurück. Zwar hielt das maurische Königreich, welches in Granada seinen Mittelpunkt hatte, noch die Erinnerung an die religiösen Kämpfe früherer Jahrhunderte wach, aber das hinwelkende, im Innern zerrüttete Reich war nicht länger ein Gegenstand der Furcht; sein Herrscher tritt in der Regel nur dann in die Geschichte ein, wenn er von einem der christlichen Könige zum Waffenbund wider den andern geworben oder mit den Netzen einer ränkevollen tückischen Staatskunst umstrickt wird. Aber die Nachwirkungen der mohammedanischen Herrschaft und der semitischen Kultur gaben sich in Sitten und Lebensgewohnheiten nicht nur im Süden noch lange kund, sondern traten auch in den christlichen Reichen lebhaft hervor, insbesondere in Kastilien und Portugal, wo die feindlichen und freundlichen Berührungen am längsten dauerten. Vor allem übte das Haremleben der mohammedanischen Emire, der üppige und sinnliche Verkehr mit der Frauenwelt und die durch Eifersucht erzeugte und genährte Leidenschaft einen unverkennbaren Einfluß auf die christliche Fürsten- und Ritterwelt der Pyrenäischen Halbinsel. Wie viele von den Thaten der Leidenschaft, welche auf das geschichtliche Leben jener Staaten bestimmend einwirkten, entsprangen aus ungesetzlichen Verhältnissen, welche die fürstlichen Ehen durchkreuzten! Ganze Geschlechter wurden in ihren Strudel gerissen. Die Kirche, statt als Hüterin der Sitte mit geistlichen Strafen einzuschreiten, wagte kaum zu zürnen, und das Papsttum, gegen Schwache und Folgsame von unnachsichtiger Strenge, begnügte sich mit fruchtlosen Bitten und Vorstellungen oder mit leichten Strafen und deckte Sünde und Schmach mit dem Mantel christlicher und väterlicher Liebe. Denn während man jenseits der Pyrenäen das Leben für den Glauben einsetzte, zeigte man sich von jeher wenig gefügig gegen die züchtigende Hand des kirchlichen Oberhirten und gegen geistliche Zensuren. Nachwirkungen der mohammedanischen Herrschaft.

Am wenigsten hatte das Königreich **Aragonien** von inneren Wirren zu leiden, wenngleich auch dort die Krone, entsprechend der Richtung der ganzen Zeit, bestrebt war, die losen Gewalten der Feudalherrschaft unter ein strafferes monarchisches Regiment zu beugen. Wir haben im siebenten Bande dieses Werkes (S. 546 ff.) jene gemischte, auf einer Teilung der Staatsgewalt beruhende Verfassung kennen gelernt, die in allen Reichen der Pyrenäischen Halbinsel ziemlich gleichmäßig ins Leben trat, aber am folgerichtigsten von den kräftigen freiheitliebenden Bewohnern der nordöstlichen und östlichen Landesteile ausge- Aragonien.

bildet ward. Jedes der drei zu einem Staatsganzen vereinigten Reiche Aragonien, Katalonien und Valenzia besaß eigene Cortes, von deren Zustimmung die Gültigkeit der Gesetze abhing, mit deren Beirat der König die öffentlichen Angelegenheiten besorgte und an deren guten Willen er sich für alle Bedürfnisse des Staats gewiesen sah, soweit nicht die unmittelbaren Krongüter und Regalien ausreichten. In diesen Cortes kam der eigentümliche Charakter jedes der drei Reiche zum Ausdruck: während in Saragossa die kriegerische Kraft des hohen Adels und der Ritterschaft, zu denen auch die mächtigen Kirchenmänner zählten, sich oft in schroffer Weise kund gab, führte bei den seefahrenden, handelthätigen Kataloniern die praktisch kluge, wohlhabende Bürgerschaft der gewerbsamen Stadt Barcelona das entscheidende Wort; in Valenzia aber, wo sich christliche Ansiedler mit dem Schwert inmitten einer maurischen Bevölkerung Wohnsitze errungen, trat eine demokratische Beweglichkeit zu Tage, die nicht selten zu revolutionären Volkserhebungen führte. Ein Landvogt stand als oberster königlicher Beamter an der Spitze der Regierung; aber den höchsten Rang nahm der General-Gouverneur ein, wozu der König in der Regel den Thronfolger ernannte, eine treffliche Vorbereitung zur späteren eigenen Regierung. Die Rechtspflege wurde im Namen des Königs nach den Gesetzen und Rechtsgewohnheiten des Landes geübt; allein der Justicia von Aragonien erhielt während der Kämpfe zwischen dem Königtum und den bewaffneten Adels-
Pedro IV. 1336–1387. unionen unter der langen Herrschaft Pedros IV. eine so hohe Autorität, daß er gleichsam als das lebendige Gesetz, als der Hüter und Interpret der Verfassung und des öffentlichen Rechts in voller Unabhängigkeit dastand, eine Stellung, die, wie bei dem Ephorat in Sparta und zeitweise bei dem Tribunat in Rom, leicht zu einer politischen Übermacht hätte ausarten können, wäre nicht der Oberrichter für seine Amtsführung einem Ausschuß der Cortes verantwortlich gewesen. Auch durfte der König denselben nicht aus dem hohen Adel der Ricoshombres wählen, sondern aus den rechtskundigen Männern der mittleren Stände, deren ganzes Streben darauf gerichtet war, Gesetz und Verfassung gegen Eingriffe zu sichern und das Tribunal des Justicia als die höchste öffentliche Gewalt hinzustellen. Zwar fiel der kluge und charakterfeste Cabrera, welcher zur Entwickelung dieses Rechtsinstituts am meisten beigetragen, noch unter Pedro als Opfer einer Hofkabale; aber seine Schöpfung blieb bestehen und wurde von ge-
Johann I. 1387–1395. schickten Händen immer mehr ausgebildet. Als unter Pedros Nachfolger Don Juan durch den Einfluß ausländischer Frauen ein üppiges und verschwenderisches Hofleben mit Jagdfreuden und Ritterspielen einriß und die fröhliche Kunst und Wissenschaft der Provence im Übermaß gepflegt ward, nötigte der Justicia Cerdano mit der Autorität der Landesgesetze den König zu Reformen und zur Abstellung der Mißbräuche. Dieser Achtung vor dem überlieferten Recht hatte es Aragonien zu danken, daß es nach dem Aussterben des Herrscherhauses
Martin. 1395–1410. mit Martin dem Älteren, aus einem zweijährigen Interregnum voll Thron-

kämpfe und Parteiung ohne Schaden für seine freie Verfassung hervorging. — Auch nach außen bewahrte das Königreich Aragonien im vierzehnten Jahrhundert Macht und Ansehen. Die Nebenlinie des Königshauses, die aus den Balearen und einigen festländischen Territorien ein Lehnkönigreich gebildet hatte, wurde überwältigt und ihre Besitzungen wurden mit dem Hauptlande vereinigt; auf Sardinien behauptete sich die aragonisch-katalonische Herrschaft, wenn auch unter vielen Kämpfen mit den Genuesen und den einheimischen Feudalherren; und selbst über Sizilien übten die aragonischen Könige eine Schutzherrschaft, welche nicht nur das barcelonische Königshaus überdauerte, sondern unter der kastilischen Dynastie, die mit König Ferdinand I. auf den aragonischen Thron gelangte, an Einfluß und Ausdehnung zunahm. Das Königreich Navarra, sowohl das obere Land südwärts als das niedere nordwärts der Pyrenäen, stand im vierzehnten Jahrhundert mehr mit Frankreich als mit Spanien in Verbindung. Nachdem Graf Philipp von Evreux, welcher die Ansprüche seiner Gemahlin Johanna auf den navarresischen Thron geltend machte und sich nebst dieser in Pampelona krönen ließ (VII, 748), vor Algesiras gefallen und Johanna sechs Jahre nachher gestorben war, erbte ihr ältester Sohn, jener Karl „der Böse“, dessen Umtriebe wir bei der französischen Geschichte kennen gelernt, den Thron von Navarra, den er achtunddreißig Jahre lang innehatte; doch war er mehr mit den großen kriegerischen Welthändeln als mit der Regierung seines Erblandes beschäftigt. Sein Sohn gleiches Namens, Karl III., war ein friedliebender Fürst, welcher sich lieber mit Künsten und Wissenschaften befaßte als mit den kriegerischen und politischen Angelegenheiten der größeren Nachbarstaaten. Durch die Vermählung seiner Tochter und Erbin Blanka mit dem Infanten Johann von Aragonien wurde die Vereinigung Navarras mit diesem Königreich angebahnt. Doch wurde dieselbe erst nach vielen Kämpfen zwischen Vater (Johann II) und Sohn (Karl von Viana) ermöglicht und war nicht von Dauer. Johanns II. Tochter Leonore brachte das väterliche Erbe ihrem Gemahl, Gaston von Foix und Bearn, als Mitgift in die Ehe.

[Randnotizen: Ferdinand I. 1410–1416. — Navarra. — 1329. — 1343. — 1349. Karl der Böse 1349–1387. — Karl III. 1387–1425. — 1419.]

In Kastilien bewahrte die Staatsverfassung länger als in Aragonien den feudal-monarchischen Charakter, den wir früher kennen gelernt haben (VII, 547). Die Geschlechter des hohen Adels, reich durch steuerfreien Grundbesitz und durch Lehen, und mächtig durch ritterliche Gefolgschaften und Kriegsknechte, dehnten ihre Rechte in ihren Besitzungen fast bis zur Landeshoheit aus. Zu ihnen zählten auch die drei geistlichen Ritterorden von St. Jago, Calatrava und Alcantara, deren Mitglieder in der Regel aus den großen Häusern stammten und die neben eigener Gerichtsbarkeit so ausgedehnte Vorrechte besaßen, daß sie beinahe einen unabhängigen Staat bildeten. In geistlichen Dingen den römischen Stuhl, in zeitlichen den König als oberste Macht anerkennend, waren ihre frei gewählten Großmeister doch durch diese Doppelstellung wenig gebunden. Die Cortes waren lange Zeit nur Versammlungen des Adels und Klerus; erst gegen

[Randnotiz: Kastilien.]

Ende des dreizehnten Jahrhunderts erwarben sich die namhaftesten Stadtgemeinden, indem sie, wie in Deutschland, in ein Bündnis, Hermandad (d. i. Brüderschaft), zusammentraten, die Reichsstandschaft. Aber um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts strebte auch in Kastilien das Königtum nach Erweiterung seiner Macht. Durch die Einführung der Verkaufs- und Verbrauchssteuer, Alcavala (VII, 538), bei welcher besonders die städtischen Mitglieder der Cortes gute Dienste geleistet, hatte die Krone gegenüber dem Adel eine unabhängigere Stel-
1349. lung erlangt. Zum Dank erhielten die Stadtgemeinden auf dem Reichstag zu Alcala de Henares ausgedehntere ständische Rechte, so daß die siebzehn angesehensten derselben je zwei Vertreter regelmäßig zu den Cortes abordneten. Auf diesen Teil der gesetzgebenden Versammlung stützte sich nun vorzugsweise das kastilische Königtum, um gegenüber dem Feudaladel mehr Autorität zu erlangen. Denn da in Kastilien die in Aragonien ausgebildete vermittelnde oberrichterliche Gewalt des Justicia fehlte, so stießen die Ansprüche der Krone und der Feudalaristokratie hier schroffer und unmittelbarer aufeinander. Man wird daher nicht irren, wenn man bei den Greuelthaten und tyrannischen Maßregeln, womit die
Pedro der Grausame. 1350–1369. Regierung des Königs **Pedro des Grausamen** angefüllt ist, neben der bösartigen, von wilden Leidenschaften beherrschten und der Sinnlichkeit ergebenen Natur des Fürsten auch politische Beweggründe voraussetzt. Seine Freundschaft mit Karl dem Bösen von Navarra, seine Strenge gegen die Infanten und gegen einzelne Glieder der Familie Lara, die Einziehung vieler Adelsgüter und Lehen deuten auf politische Berechnung. Waren doch auch hier wie überall die Verwandten des königlichen Hauses die eifrigsten Widersacher der aufstrebenden monarchischen Gewalt. Aber wie sehr man auch dies alles in Anschlag bringen mag, dennoch erscheint dieser König als ein Wüterich und Wüstling, der an Nero und Domitian erinnert. In dem wilden sittenlosen Hofleben der entarteten spanischen Fürsten war man an viele Greuel und Schreckensszenen gewöhnt, aber der Hof von Kastilien unter dem grausamen König übertraf alle andern. Pedro ließ seine Stiefmutter Eleonore Guzmann und seine französische Gemahlin **Blanka** ermorden; er lebte in ungesetzlicher Ehe mit **Maria de Padilla**, überschüttete deren Verwandten mit Ehren und Gnaden und verfolgte mit blutigem Haß seine Halbbrüder und alle Großen, in deren Gesinnung er Mißtrauen setzte. Den Höhepunkt aber erreichte seine Tyrannei, als ein heftiger Krieg mit Aragonien den Argwohn und die Leidenschaft in seinem verwilderten Gemüte noch steigerte. Ein Bund mit dem König von Portugal sollte namentlich die Auslieferung der flüchtigen Widersacher zur Hinrichtung erleichtern. Gern hätte Pedro auch mit Aragonien, wo der Infant **Heinrich von Trastamara**, sein gehaßter und vielverfolgter Halbbruder, mit Hunderten kastilischer Exulanten eine Zufluchtsstätte gefunden, ein ähnliches Bündnis abgeschlossen; aber Nationalhaß und das Mißtrauen der beiden Regenten hinderten eine solche Verbrüderung zum Bösen. Endlich war das Maß des Frevels voll. Heinrich von

Trastamara zog mit französischen Söldnerscharen unter Bertrand du Guesclin in Burgos ein und wurde als König anerkannt; und wenngleich sechs Monate nachher Pedro von dem englischen Thronerben, Eduard von Wales, zurückgeführt und nach dem siegreichen Treffen bei Nareja wieder in die Herrschaft ein- 1367.
gesetzt ward, so gelangte er doch nie mehr zum ruhigen Besitz des kastilischen Thrones. Heinrich von Trastamara, zum zweitenmal von du Guesclin unterstützt, überwand den tyrannischen Bruder bei Montiel und tötete denselben im 1369.
Zelte des französischen Feldherrn mit eigener Hand. Zwar erhob Herzog Johann von Lancaster, welcher die als legitim erklärte Tochter Pedros und der Maria de Padilla, Konstanze, in die Ehe genommen, Ansprüche auf die kastilische Krone und machte in Verbindung mit Portugal mehrere Eroberungsversuche (S. 52), aber Heinrich behauptete sich auf dem Throne, den er nach zehnjähriger Heinrich II. 1369–1379.
Regierung, während welcher er auch das Lehnsfürstentum Biscaya an die Krone brachte, gesichert und fest seinem Sohne Johann hinterließ. Dieser wollte die Johann I. 1379–1390.
Zerrüttung im portugiesischen Königshause zu seiner Erhebung in dem Nachbarreiche benutzen, brachte aber dadurch große Kriegsnot über das eigene Land. Nicht genug, daß die Niederlage bei Aljubarrota seine ehrgeizigen Pläne 1385.
vereitelte, Kastilien kam auch in Gefahr, unter die Herrschaft des englischen Herzogs von Lancaster und seiner kastilischen Gemahlin Konstanze zu geraten. Schließlich traf man durch den Vertrag von Bayonne das Abkommen, daß 1387.
die Krone dem kastilischen Fürsten verbleiben, aber durch die Vermählung des Erbinfanten Heinrich, des „Fürsten von Asturien", mit Konstanzes Tochter Katharina den Ansprüchen des Lancasterschen Hauses Rechnung getragen und eine Versöhnung bewirkt werde. Auch mit Portugal wurde Friede geschlossen. Man war auf beiden Seiten durch bittere Erfahrungen zu der Einsicht gekommen, daß die drei hispanischen Reiche ihr politisches Leben selbständig und getrennt durchführen müßten, daß die nationale Einigung der Halbinsel mit Gewalt nicht zu erzielen sei. Die Minderjährigkeit des Thronfolgers Heinrich brachte neue Verwirrung über Kastilien, indem die hohen Herren, welche die Regentschaft führten, sich auf Kosten der Krone zu bereichern suchten. Als aber der junge König, in Heinrich III. 1390–1406.
dessen schwächlichem Körper ein starker Geist wohnte, das Regiment in die eigne Hand nahm, stellte er im Einvernehmen mit den Cortes die alte Ordnung wieder her und herrschte dann kräftig nach innen und außen. Unter seiner Regierung wurden die ersten erfolgreichen Schritte zur dauernden Besitznahme der Kanarischen Inseln für Kastilien gethan. Bei Heinrichs frühem Tod führte seine Gemahlin Katharina im Verein mit seinem wackern Bruder Ferdinand die Regierung über den unmündigen Prinzen von Asturien, Johann. Aber nach Johann II. 1406–1454.
dem frühen Hingang des Oheims, desselben Infanten Ferdinand, den die Aragonier zu ihrem König wählten, und nach dem Tode der Königin-Mutter Katharina brachen für Kastilien wieder schlimme Tage an, reich an innern und äußern Unfällen.

Besitznahme der Kanarischen Inseln. Die Kanarischen Inseln, jene vulkanischen Eilande, welche schon den Karthagern bekannt waren und wegen ihrer Fruchtbarkeit und ihres herrlichen Klimas von den Alten als die „glückseligen Inseln" bezeichnet wurden, sollen zuerst gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts von Genuesern aufgefunden worden sein. Im Jahr 1344 wurde der spanisch-französische Prinz Louis von Clermont, Sohn des in Frankreich weilenden Alfons de la Cerda und Urenkel Alfons X. von Kastilien, von Papst Clemens VI. kraft des von dem päpstlichen Stuhle behaupteten Eigentumsrechts über alle nicht von Christen bewohnten Länder, in Avignon zum „König" der Kanarischen Inseln gekrönt, hat aber nie sein Königreich eingenommen. Nun scheint die Fahrt längere Zeit unterlassen worden zu sein, so daß es einer neuen Entdeckungsreise bedurfte, um den seit einem halben Jahrhundert verlornen Weg wieder zu finden. Diese wurde unter Heinrich III. um das Jahr 1402 von kastilischen Seefahrern unternommen, welche auf der Insel Lancerote landeten und, nachdem sie ihre Schiffe mit Landesprodukten und einer Anzahl Eingeborner beladen, nach ihrer Heimat zurückfuhren. Ihre glänzende Schilderung von der Fruchtbarkeit und dem herrlichen Klima reizte die Habgier und den Unternehmungsgeist. Jenes normännische Volk, das im ganzen Mittelalter bei allen Wanderzügen und abenteuerlichen Fahrten in erster Linie genannt wird, aus dessen Mitte die Eroberer Englands, Unteritaliens, Siziliens hervorgingen, fühlte sich besonders zu Entdeckungs- und Eroberungszügen angeregt. Der Tod des Königs Heinrich führte jedoch eine längere Unterbrechung herbei. Erst unter seinem Nachfolger erhielt durch die Vermittelung Roberts von Braquemont, Admirals von Frankreich, der seekundige normännische Ritter Johann von Betencourt die Erlaubnis, auf eigene Hand eine Expedition zur Eroberung der Inselgruppe auszurüsten um dieselbe unter kastilischer Oberhoheit zu beherrschen. Es gelang dem unternehmenden Ritter, welcher 1417 die Fahrt antrat, nach schweren Kämpfen mit den Eingebornen sämtliche Inseln bis auf Teneriffa zu unterwerfen und in einen von der kastilischen Krone abhängigen Lehnsstaat umzugestalten. Die alte Bevölkerung, die Guanchen, wurde größtenteils ausgerottet und durch neue Ansiedler aus dem europäischen Festlande verdrängt. Etwa fünfzig Jahre später vereinigte Ferdinand der Katholische die ganze Gruppe mit dem Königreich Spanien, nachdem er den damaligen Dynasten mit einer Geldsumme abgefunden.

Portugal. Auch in Portugal machten die Streitigkeiten in der königlichen Familie und die dadurch bedingten Parteikämpfe der Großen den Hauptinhalt der Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts aus. Die Kampflust des spanischen und portugiesischen Adels, die früher in den Kriegen gegen die Mauren ein weites Thatenfeld gefunden, machte sich jetzt in Fehden Luft, wobei jedoch die Herrscher nicht, wie in Frankreich und Deutschland, Zuschauer und Abwehrer, sondern Mitthäter und Führer waren. Noch die letzten Lebensjahre des thatkräftigen Königs Diniz waren durch innere Bewegungen getrübt. Unter seinem Sohne

Alfons IV. 1325–1357. Alfons IV., einem sonst gerechten und kräftigen Fürsten, führte die Ermordung der Ines de Castro, der schönen Kastilianerin, mit welcher der Erbinfant Pedro heimlich vermählt war, kriegerische Unruhen herbei, die unter der Re-

Pedro I. 1357–1367. gierung Pedros selbst noch ihre blutigen Nachwirkungen hatten. Im übrigen war die zehnjährige Regierung dieses Fürsten rühmlich und segensreich. Recht und Gesetz wurden streng gehandhabt, der Handel blühte und das Land erfreute sich eines seltenen Wohlstandes. Aller dieser Vorteile aber ging die Nation

verlustig unter Don Pedros Sohn Fernando, einem Fürsten von ritterlichem Wesen und glänzenden Eigenschaften, aber von wankelmütigem Charakter und voll eitler Selbstüberschätzung, ohne Treue und Redlichkeit, ohne sittliche Grundsätze und den sinnlichen Genüssen, insbesondere der Frauenliebe ergeben. Leonore Tellez, ebenso schön als leidenschaftlich und ränkevoll, welche ihren bisherigen Gatten verließ, um das königliche Ehebett zu teilen, erfüllte den Hof mit Kabalen und Freveln, und der König selbst fügte durch treulose Politik und durch seinen Bund mit England gegen Kastilien (S. 51, 54) dem Reiche großen Schaden zu. Man verglich sich endlich durch einen Vertrag, kraft dessen Fernandos Tochter Beatrix mit dem König Johann von Kastilien vermählt und dadurch die Vereinigung beider Reiche in dem kastilischen Herrscherhause angebahnt werden sollte; denn mit Fernando erlosch der legitime Mannsstamm des burgundischen Königshauses. Dieser Plan kam jedoch nicht zur Ausführung. Der Nationalhaß der Portugiesen gegen Kastilien und der Widerwille des Volks gegen die sittenlose königliche Witwe Leonore, der die Regentschaft bestimmt war, vereinigte alles unter der Fahne Johanns von Avis, des unechten Halbbruders des verstorbenen Fernando, der durch einen revolutionären Volksakt zur Herrschaft berufen ward. Die ränkevolle Leonore fing sich in ihren eignen Schlingen und endete ihre Tage in einem kastilischen Kloster; und als ihr königlicher Schwiegersohn alle seine Streitkräfte aufbot, um dem von den Cortes zu Coimbra als König anerkannten Gegner die Krone von Portugal zu entreißen, erlitt er durch die todesmutige Kampflust des patriotisch begeisterten Volkes unter der Führung des heldenmütigen Kronfeldherrn Alvares Pereira in der Schlacht bei Aljubarrota eine so vollständige Niederlage, daß er die Hoffnung auf Erwerbung des portugiesischen Thrones aufgeben mußte. Und wenn auch der Kampf noch einige Zeit fortdauerte und unter Juans Nachfolger, Heinrich III., wieder heftiger aufloderte, so zweifelte doch niemand mehr an dem Fortbestand der neuen Dynastie, die mit Johann dem „Unechten" ihren Anfang nahm und sich bald durch glorreiche Unternehmungen der Herrschaft würdig erwies. Die Eroberung der festen Maurenstadt Ceuta an der Nordküste Afrikas, wobei der jüngste Sohn des Königs, Don Henrique, in der Folge „der Seefahrer" genannt, seine ersten Lorbeeren gewann, eröffnete eine neue Periode des Ruhmes und der Größe für Portugal. „Seitdem wurden See-Unternehmen das Losungswort der Portugiesen, und Ceuta war gleichsam das erste Glied der langen Kette, welche portugiesische Seefahrer um Afrikas Küste legten und deren letzter goldener Ring in Indiens Paradies haftete." Um die Zeit, da kastilische und normännische Seefahrer die Kanarischen Inseln in Besitz nahmen, entdeckten die Portugiesen Porto Santo und Madeira. Bereits machte sich das Wehen eines neuen Geistes, der Pulsschlag der neuen Zeit fühlbar.

Fernando. 1367—1383.

Johann I. 1385—1433.

2. Das Königreich Aragonien.

Königin Leonore und Pedros Anfang. 1336–1340. König Alfons IV. hatte seiner zweiten Gemahlin, der herrschsüchtigen und stolzen Leonore von Kastilien, und ihren Söhnen Fernando und Juan so bedeutende Besitzungen verliehen, daß dadurch das Krongut geschmälert ward und selbst die Reichseinheit in Gefahr kam. Darüber grollte nicht nur der Thronerbe Pedro, auch die Abgesandten der Stadt Valenzia, in deren Gebiet die wichtigsten der abgetretenen Burgen und Städte lagen, erhoben in drohenden Worten Widerspruch. Als die Königin darüber erzürnt die Worte fallen ließ, ihr Bruder in Kastilien würde ein solches Auftreten als Hochverrat mit dem Tode bestrafen, erwiderte der König: „Unser Volk ist frei und nicht in der Art unterworfen, wie die Kastilier; denn wie unsere Unterthanen uns ehren als ihren Herrn, so halten wir sie als gute Vasallen und Genossen“ und widerrief einen Teil der Schenkungen, zum großen Verdruß seiner Gemahlin. Von der Zeit an bestand zwischen der Königin und ihrem Stiefsohn, dem Infanten, heftige Feindschaft, so daß, als wenige Jahre nachher Alfons IV. aus dem Leben schied und Pedro IV. die Herrschaft über Aragonien, Katalonien und Valenzia antrat, Leonore sich zu ihrem Bruder Alfons XI. nach Kastilien begab, um mit dessen Hilfe sich in den Besitzungen zu behaupten, die der verstorbene König ihr und ihren Söhnen geschenkt, die aber, wie sie wohl wußte, der auf Erhaltung und Mehrung des ererbten Reichs bedachte neue König nicht anerkennen würde. Denn Pedro hatte schon während der Regierung des Vaters als Generalgouverneur einen so kraftvollen Herrschergeist und eine so rastlose Thätigkeit gezeigt, daß Leonore nicht erwarten durfte, er würde Lehnsherrschaften von solchem Umfange dulden, daß die Besitzer selbständigen Territorialherren gleichkämen. Und in der That erklärte Pedro, als der König von Kastilien die Zurückgabe der Güter an seine Schwester und ihre Söhne verlangte, „er werde jene wie seine Mutter und Brüder behandeln, aber die Schenkungen zu bestätigen verbände ihn kein Gesetz“. Er legte sofort, mit Einwilligung der Stände von Valenzia, Sequester auf alle Besitzungen der Königin und der Infanten und traf Anstalten, gegen den mächtigen Don Pedro de Exerica, der ein großes Gebiet für jene besetzt hielt und als Aragonier auf dem Valenzianischen Landtage zu erscheinen sich weigerte, mit Gewalt vorzugehen. Exerica, ein ritterlicher Edelmann, kämpfte, von Kastilien unterstützt, mit dem Schwerte und mit den Waffen des Rechts gegen das gewaltthätige Vorgehen des Königs; der gesamte aragonische Adel geriet in Unruhe; denn wenn es dem Könige gestattet sein sollte, frühere Schenkungen der Krone rückgängig zu machen oder ausgegebene Benefizien zu widerrufen, wer konnte dann das Ende berechnen? Diese Stimmung und die Kunde von der Landung des Emir Abul Hassan (VII, 538) an der Südküste von Spanien und der Erneuerung des heil. Kriegs, bewogen den König eine Ausgleichung mit Kastilien anzustreben. Er nahm Pedro von Exerica wieder zu Gnaden an und gab ihm seine Besitzungen zurück; der Königin-Mutter wurden alle Einkünfte gelassen und den Infanten einige Plätze zugewiesen, doch sollte die höhere und niedere Gerichtsbarkeit in sämtlichen Orten dem König verbleiben. Nur mit innerem Widerstreben gab der König seine Zustimmung zu dieser Übereinkunft, aber der drohende Kriegszug der Moslems, durch den besonders die von Mohammedanern stark bevölkerte Landschaft Valenzia in Gefahr kam, machte es ratsam, die nationalen Kräfte nicht zu zersplittern. Er zog alle seine Schiffe
1340. zusammen; allein der schnelle Sieg der Kastilianer am Flusse Salado (VII, 533) zerstreute die Gefahr und nötigte den Maurenfürst zur Rückfahrt nach Afrika.

Kaum war Pedro von dieser Furcht befreit, so richtete er seinen Blick nach den

Balearen, die von König Jakob, dem Eroberer, mit Roussillon, Cerdagne und Montpellier zu einem Königreich vereinigt und seinem jüngern Sohne gleiches Namens als eigenes Königreich, jedoch unter aragonischer Lehnsherrschaft, übertragen worden waren. Der zweite König dieser Nebenlinie, Jakob II., trachtete nach einer selbständigen Stellung; er wollte die Bande der Klientelschaft allmählich abstreifen, um als unabhängiger Inselfürst in den kriegerischen und politischen Verwickelungen der benachbarten Seestaaten eine Rolle zu spielen. Daher zögerte er mit der Huldigung, zu der ihn der König entboten, und knüpfte Verbindungen mit Kastilien und Neapel an, die dem Aragonier verdächtig waren. Seitdem lauerte Pedro auf eine Gelegenheit, den verhaßten Verwandten zu verderben. Sein Argwohn stieg noch, als er in Erfahrung brachte, Jakob habe in Perpignan eigenes Geld prägen lassen und statt des katalonischen in Umlauf gesetzt. Die erwünschte Gelegenheit stellte sich bald ein. Der König von Mallorca weigerte sich, die französische Lehnsherrlichkeit über Montpellier anzuerkennen, und als ihn König Philipp VI. mit Waffengewalt dazu zwingen wollte, wandte er sich an den aragonischen Oberlehnsherrn um Hilfe. Pedro beeilte sich jedoch keineswegs, dem bedrängten Vetter, der bisher seiner Vasallenpflicht wenig gedacht hatte, den lehnsherrlichen Schutz zu gewähren. Er ermahnte ihn zur Vorsicht, meinte, der König von Frankreich möchte wohl im Recht sein, und lud ihn zu einer Zusammenkunft nach Barcelona, wo diese und andere Streitfragen entschieden werden sollten. Mittlerweile aber hatte er seine Flotte in guten Stand gesetzt und dazu, als sei die Rüstung gegen die Mauren gerichtet, von der Geistlichkeit Beiträge erhoben. Als nun Jakob nicht zur bestimmten Zeit in Barcelona eintraf, sprach ihm der aragonische König seine Lehen ab, wenn er nicht binnen Jahresfrist persönlich erscheine und sich rechtfertige, legte ihm aber zugleich solche Fallstricke, daß er sich nicht wohl einfinden konnte. Zugleich veranlaßte Pedro den französischen König seinen Vasallen jede Einmischung zu untersagen, denn Fürsten müßten einander gegen ungehorsame Unterthanen Beistand leisten, wies dagegen die Vermittelung päpstlicher Legaten scharf zurück und schloß mit den über die drückende Herrschaft Jakobs unzufriedenen Mallorcanern heimlich ein Bündnis, worin er ihnen als Preis des Abfalls wichtige Rechte und Freiheiten verhieß. Umsonst suchte Jakob die Aragonier am landen zu hindern; seine an der Küste aufgestellte Mannschaft, deren Treue längst untergraben war, ergriff die Flucht, so daß Pedro ungehindert in die Hauptstadt einziehen und die Huldigung der drei Balearischen Inseln empfangen konnte. Nach einiger Zeit griff er auch die Grafschaft Roussillon und Cerdagne an. Vergebens ließ ihn nun Jakob um eine Zusammenkunft ersuchen; Peter weigerte ihm freies Geleit und wies alle Vorschläge zu einem Vergleich zurück; endlich erklärte er, daß die Besitzungen des Königs von Mallorca auf immer dem Reiche Aragonien einverleibt seien, und setzte fest, daß alle seine Nachfolger diese Union beschwören müßten und die Unterthanen zuvor nicht zum Gehorsam verpflichtet sein sollten. Die Eroberung der Besitzungen an den Pyrenäen war leicht, weil die Einwohner von Roussillon, Cerdagne und den übrigen Orten die Vereinigung mit Katalonien wünschten. So blieb denn dem Balearenfürsten nichts übrig, als fußfällig die Gnade seines Lehnsherrn anzuflehen. Aber die Hoffnung, Pedro würde dem gedemütigten Inselkönig verzeihen und in ritterlicher Großmut die Herrschaft zurückgeben, ging nicht in Erfüllung; derselbe ließ die Vereinigung sämtlicher Territorien durch die Cortes bestätigen und setzte dem entthronten Fürsten eine Jahresrente von 10,000 Livres aus. Jakob versuchte deshalb noch einmal das Glück der Waffen; aber nur kurze Zeit vermochte er sich in Cerdagne zu behaupten. Von Pedro und den Kataloniern bedrängt, flüchtete er nach Frankreich, trat das Gebiet von Montpellier gegen Geld an die Valois ab, um eine

Das Königreich Mallorca zur Unterwerfung gebracht. 1342—1344.

Febr. 1343.

29. März 1344.

Jakobs II. Ausgang. 1349.

genuesische Flotte zu einem neuen Angriff auf Mallorca zu mieten, erlitt aber bei dem gewagten Unternehmen eine Niederlage und wurde in der Schlacht tapfer kämpfend
Okt. 1349. niedergestoßen. Sein Sohn gleiches Namens fiel in die Hände des Aragoniers, der ihn mehrere Jahre in Gefangenschaft hielt. Er führte als Jakob III. den Titel eines Königs von Mallorca fort, kam aber nie mehr zum Besitze des väterlichen Erbes. Das balearische Reich bildete forthin einen Teil Aragoniens.

Sardinien. Dagegen gelangte die Herrschaft des aragonischen Königs über die Insel Sardinien zu keiner Festigkeit. Nicht genug, daß eingeborne Große sich in einzelnen Distrikten in trotziger Unabhängigkeit behaupteten, die Genuesen trachteten nach dem Besitze des für ihren Handel so günstig gelegenen Eilandes und lieferten den Kataloniern viele wechselvolle Seetreffen. Während in diesen Kämpfen Genua von Pisa und Mailand unterstützt ward, ja mitunter sogar den Beistand der mohammedanischen Korsarenfürsten nicht verschmähte, fand Don Pedro zeitweise Hilfe und Bundesgenossenschaft bei den auf Genuas Seemacht eifersüchtigen Venetianern.

Königtum und Adelsunion im Kampfe. 1347—1348. Don Pedros Bruder Jakob hatte das Verfahren gegen den verwandten Fürsten von Mallorca, mit dem er befreundet war, offen getadelt. Der König war darüber um so mehr ungehalten, als, da er selbst keinen Sohn, sondern nur eine Tochter, Konstanze, hatte, nach aragonischem Herkommen dem Infanten die Thronfolge zustand, und die aristokratische Opposition, die er auf alle Weise zu brechen gedachte, in den Gliedern und Anverwandten des königlichen Hauses ihre Stützen und ihren Anhalt fand. Noch ehe der mallorcanische Krieg zu Ende war, suchte er daher den Bru-
1347. der aus der hervorragenden Stellung eines Thronerben zu verdrängen, indem er durch seine Rechtsgelehrten in einer Schrift den Grundsatz verteidigen ließ, „daß wie im gemeinen Rechte die Töchter erbten vor den Brüdern, es so auch in der königlichen Familie gehalten werden solle, und daß auf diese Weise seine Tochter Konstanze Thronerbin sei“. Diese Bestimmung, obwohl in Spanien nicht wie in Frankreich weibliche Erbfolge gesetzlich ausgeschlossen war, vielmehr in Navarra und Aragonien sich für dieselbe Beispiele aufweisen ließen, erregte große Unzufriedenheit unter den Ricoshombres und vor allem unter den Infanten. In diesen Kreisen hatte man schon längst mit Mißfallen bemerkt, daß der König den Rechtsgelehrten besondere Gunst erwies und offen auf die Demütigung des hohen Adels ausging, in dem er den natürlichen Feind der Königsmacht erblickte. Es fiel daher dem Infanten nicht schwer, eine Anzahl aragonischer Großer, unter ihnen die beiden Stiefbrüder des Königs, Fernando und Juan, zu einer in Gesetz und Herkommen begründeten „Union“ oder bewaffneten Konföderation zu vereinigen „zur Behauptung und Verteidigung ihrer Rechte und Freiheiten“ (VII, 548). Diesem Bündnis traten viele Edelleute und mehrere Stadtgemeinden bei. Nur der Graf von Exerica, seit seiner Aussöhnung mit dem König ein treuer Anhänger desselben, hielt sich fern und gründete sogar einen Gegenbund. Umsonst versuchte Pedro, sich mit einzelnen zu verständigen und so die Union zu schwächen; er mußte sich schließlich zu Zugeständnissen bequemen. Auf einem Reichstag in Saragossa wurde festgesetzt, daß der König gehalten sein solle, alle Jahre die Cortes einzuberufen und nur Männer in seinen Rat ziehen dürfe, welche den Ständen genehm wären. Da die Infanten für den Fall einer Weigerung mit einer neuen Königswahl drohten, mußte Pedro dem zustimmen und zum Unterpfand den Konföderierten sechzehn Kastelle einräumen und einige Glieder seines Hofes als Geiseln stellen. Damit war die Union als eine selbständige Macht neben dem Königtum anerkannt; einige Räte wurden entfernt und andere an ihre Stelle gesetzt. Die Unionisten führten das gebietende Wort. Was half es, daß der König insgeheim diese Zugeständnisse für erzwungen und ungültig erklärte, solange die Verbündeten

die Übermacht besaßen und die Mehrheit des Volks auf ihrer Seite stand? In dieser Verlegenheit wandte sich Pedro an Bernaldo von Cabrera, der den Vorsitz im Rat der Krone führte, einen Mann von Klugheit und Energie und streng royalistischen Ansichten. Dieser bewies dem König, daß Zusagen, die gegen das monarchische Prinzip und die Grundgesetze des Reichs gingen, keine Gültigkeit hätten, und gab ihm somit einen scheinbaren Rechtsgrund zum Wortbruch an die Hand. Daraufhin erteilte ihm Pedro Vollmacht, alle Mittel anzuwenden, um ihn aus der widerwärtigen Situation zu erlösen. Cabrera benutzte die unter den Edlen in Saragossa bestehende Spaltung, um durch glänzende Versprechungen mehrere angesehene Häupter, darunter Lope de Luna, den mächtigsten aragonischen Baron, auf des Königs Seite zu bringen. Die ausdrückliche Zusage, daß die alten Rechte und Freiheiten der Aragonier in voller Geltung bleiben sollten, beruhigte die Bedenklichen. Nun rieth Cabrera seinem Herrn, sich sofort nach Katalonien zu begeben und die gelockerte und geschwächte Union zu bekriegen; dann hätte er aber die Geiseln in der Gewalt seiner Gegner lassen müssen. Er vermied deshalb diesen äußersten Schritt, zumal da gerade ungünstige Nachrichten aus Sardinien und Mallorca einliefen. Doch wollte er den Unionisten klar machen, daß sich die Sachlage geändert habe. Als in einer Sitzung des Reichstags einige Anträge zur Verhandlung kamen, in denen der König eine neue Beschränkung der Kronrechte erblickte, stand er plötzlich in großer Heftigkeit auf, schalt seinen Bruder einen Aufrührer und Verräter und erregte einen solchen Tumult, daß es zu Kampf und Blutvergießen gekommen wäre, hätte nicht der Infant Ruhe und Besonnenheit bewahrt. Dabei trat es jedoch klar zu Tage, daß die Union gebrochen sei. Denn als der König sich erhob, um die Sitzung zu verlassen, stellten sich viele Barone und Ritter mit entblößten Schwertern ihm zur Seite und gaben ihm das Geleite. Wenn Pedro dennoch nachgab, dem Bruder das hohe Ehrenamt, das er ihm entrissen, zurückstellte, die zu gunsten seiner Tochter getroffene Thronfolgeordnung widerrief und dann in heftiger und zorniger Eile nach Katalonien aufbrach, so geschah das wohl in der Absicht, einen günstigeren Augenblick zu erspähen, um der Adelsmacht die Axt an die Wurzel zu legen. Der Infant Jakob folgte ihm, aber zu seinem Verderben. Denn bald nach seiner Ankunft in Barcelona starb er, und allgemein hieß es, er sei auf Veranstaltung des tückischen Königs, der eine Beleidigung nie vergaß, durch Gift aus der Welt geschafft worden.

Umschwung zu gunsten des Königs.

Von der Zeit an nahm die Bewegung im aragonischen Reiche einen revolutionären Charakter an; Adel und Städte wurden in einen monatelangen Parteikampf hineingerissen, bei dem Prinzipien und persönliche Motive häufig ineinander flossen, Adelsherrschaft und Royalismus im Gewirre ritterlicher Anarchie um den Sieg rangen. In Aragonien, Valenzia und Katalonien standen aristokratische und royalistische Unionen einander bewaffnet gegenüber. Waren die Adels-Konföderationen an Kriegsmannschaft überlegen, so war es der König in den Künsten der Verführung und Intrige. Er wußte den kastilischen Hof von jeder Einmischung abzuhalten, er füllte die Valenzianer mit Mißtrauen und Eifersucht gegen die Aragonier; er erlaubte dem Grafen von Exerica, dem Führer der royalistischen Partei, Mauren in sein Heer aufzunehmen. Umsonst suchte der Justicia von Aragonien, Fernando de Castro, ein friedliebender Mann, zu vermitteln; die Union, stolz auf den Sieg der Valenzianer über das royalistische Heer bei Xativa, rief den Infanten Fernando, den älteren Sohn der Königin Eleonore, aus Kastilien herbei, um ihn an Jakobs Stelle als Generalgouverneur einzusetzen. Dieser rückte mit kastilischem Hilfsvolk in Valenzia ein; bald stießen auch die aragonischen Verbündeten dazu, so daß die vereinigte Union über ein Heer von 3000 Reitern und 60,000 Mann zu Fuß gebot. Dieser Macht

Parteikämpfe u. Fronderie. 1348.

konnte der König, der sich von Barcelona nach Murviedro begeben hatte, nicht mit den Waffen entgegentreten. Er suchte also Zeit zu gewinnen, bis die royalistische Gegenunion, welche Exerica und Luna sammelten, stark genug sein würde, um mit den Gegnern, deren Zahl durch Zwietracht und geteilte Interessen mehr und mehr zusammenschwand, den Kampf aufzunehmen. Darum ging er auf alle Forderungen der Unierten ein: der Infant wurde zum Generalgouverneur und Nachfolger erklärt; die Union beider Reiche wurde bestätigt; Valenzia sollte einen Justicia erhalten wie Aragonien. Große Freude herrschte im adligen Heerlager; aber der Versuch Pedros, heimlich aus Murviedro zu entweichen, um sich mit Exerica und Cabrera zu vereinigen, galt den Gegnern als neuer Beweis seiner Unaufrichtigkeit und Hinterlist. Das Vorhaben wurde verraten und vereitelt. Die Bürgerwehr von Murviedro umstellte den Palast und nötigte den König unter bewaffnetem Geleite nach Valenzia zu ziehen, wo der Infant und die Häupter der Union ihn in Empfang nahmen. Am 1. April zog auch seine Gemahlin, Leonore von Portugal, in Valenzia ein. Sie wurde mit großer Pracht empfangen und die Einwohner veranstalteten ein glänzendes Ballfest zu Ehren der hohen Gäste, die aber dabei wie Gefangene behandelt wurden. Während des Festes entstand ein Volkstumult, der sogar bis in die inneren Räume des Palastes eindrang, und die fröhlichen Tänze durch Szenen plebejischer Ausgelassenheit unterbrach.

Niederlage der Union bei Epila. 1348. Pedro fühlte sich unheimlich in der aufgeregten Stadt, wagte aber nicht, sich zu entfernen, wie sehr auch Cabrera ihn von Barcelona aus bestürmte, der unwürdigen Lage durch die Flucht zu entgehen. Erst als er erfuhr, daß die Katalonier in ihrem alten Groll gegen die Valenzianer zu seiner Unterstützung bereit seien, wuchs ihm der Mut. Der „schwarze Tod", der damals ganz Europa durchzog und auch in Valenzia seine Opfer forderte, gab ihm eine schickliche Veranlassung, die höher gelegene Stadt Teruel in Aragonien zum Aufenthaltsort zu wählen. Von hier trat er offen mit Lope de Luna, dem Haupt der Gegenunion, in Verbindung und erklärte dessen Sache für die seinige. Die Unierten rückten unter dem Oberbefehl des Infanten mit Heeresmacht
Juli 1348. wider den abtrünnigen Standesgenossen ins Feld, erlitten aber in der **Schlacht bei Epila** eine entscheidende Niederlage. Fernando wurde als Gefangener nach Kastilien geflüchtet, Juan Jimenes Urrea, einer der bedeutendsten Führer, blieb auf dem Waffenfeld, die Unionsfahne ward erbeutet und zum Andenken in der Kirche von Epila aufbewahrt.
Sieg des Königtums. Dieser Ausgang war für die innere Entwickelung Aragoniens von der größten Bedeutung: der Sieg der Royalisten bei Epila vernichtete das Adelsprivilegium der bewaffneten Unionen, verlieh der Krone Macht und Ansehen und setzte dem Faustrecht und Fehdewesen die Kraft der Gesetze entgegen. Als der König mit gewaffnetem Gefolge in Saragossa einzog, fand er eine demütige und gehorsame Stadt. Der Justicia Fernando de Castro war unter den erschütternden Eindrücken dieser Ereignisse den Anstrengungen erlegen: sein Nachfolger Galceran von Tarba war ein gefügiges Werkzeug in Don Pedros Händen. Nachdem viele Glieder der ältesten und angesehensten Geschlechter durch das Richtschwert gefällt und ihre Güter eingezogen waren, wurden
Oktober. auf einem Reichstag die bewaffneten Unionen verboten, alle Privilegien, welche solche gestatteten, vernichtet, ihre Siegel zerbrochen; Pedro selbst zerschnitt eines derselben mit eigner Hand; als er sich im Eifer dabei die Hand verwundete, äußerte er scherzend, um ein so kostbares Gut müsse doch Blut fließen.

Der monarchische Rechtsstaat in Aragonien. Mit der Vernichtung des gesetzlich anerkannten Waffenrechts des hohen Adels trat der aragonische Staat in eine neue Entwickelungsperiode. Man mag immerhin zugestehen, „daß die begeisterte kriegerische Kraft und die Nebenbuhlerei der Edlen den aragonischen Staat auf den höchsten Gipfel seiner Macht gebracht hatte, und daß in

ihnen eigentlich der Hauptkern der Nation gelegen war, die einmal nicht fähig schien, anders als von ihren privilegierten Häuptern geleitet, zur Größe zu gelangen", aber die Zeit drängte nach neuen Formen; auf dem monarchischen Prinzip, das eine Steigerung der königlichen Macht erforderte, beruhten die neuen Staatenbildungen, in deren Reihe nun auch das aragonische Königtum eintreten sollte; nicht absolute Machtfülle wollte Pedro der Krone verleihen, sondern eine Staatsordnung aufrichten, worin die verschiedenen Gewalten im Gleichgewicht gehalten werden und in ihren natürlichen Kreisen sich bewegen sollten. Darum erließ er, nachdem das bisher gesetzlich anerkannte Waffenrecht des Adels gebrochen war, nicht nur eine Amnestie, sondern legte auch vor den vereinigten Ständen einen Eid ab, daß er die Gesetze, Freiheiten und Gewohnheiten des Reichs beobachten und gegen niemanden Körperstrafe, Verbannung oder Gefangenschaft ohne richterliche Erkenntnis verhängen wolle, und setzte fest, daß diesen Eid auch seine Nachfolger und sämtliche Beamte zu leisten hätten. Streitige Rechtsfälle sollten vor dem Forum des Justicia entschieden werden. Wir haben früher die Entwickelung und Stellung dieses Oberrichters kennen gelernt (VII, 549), der als der wahre Hort des öffentlichen Rechts, als der Wächter und Verteidiger der Gesetze und der Verfassung angesehen ward. Von dieser Zeit an, rühmt der aragonische Geschichtschreiber Zurita, wurde die Freiheit mehr durch das Gesetz als durch die Waffen geschützt. Der Richterstuhl des Justicia verdrängte die anarchische Selbsthilfe der Unionen. Vom König ernannt, durch einen ständischen Ausschuß (Inquisitoren) überwacht und an die Zustimmung der Beisitzer gebunden, war der Oberrichter in seiner Amtsgewalt von so festen Schranken umgeben, daß das öffentliche Recht hinreichende Garantien hatte.

Während Katalonien freiwillig, Aragonien gezwungen sich in die neue Ordnung fügten, beharrte die Union in Valenzia im Widerstand. Erst nach einem blutigen Siege des Königs unterwarfen sich Adel und Bürgerschaft von Valenzia und baten um Gnade. Pedro selbst erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, daß in seiner zornerfüllten Brust der Gedanke entstanden sei, die unruhige Stadt von Grund aus zu zerstören und Salz auf die Stätte zu streuen; nur die dringende Vorstellung seiner Räte habe ihn davon abgebracht. So wurde Valenzia, „der dritte Edelstein in der Krone", eine der blühendsten und volkreichsten Städte des damaligen Europa, gerettet; aber ein schweres Strafgericht erging über Adel und Bürgerschaft. Obwohl der König nach seinem Einzug in der Kathedrale eine Rede hielt, worin er seiner Milde und Barmherzigkeit gedachte, ließ er dennoch mehr als zwanzig Unionisten eines schimpflichen und schmerzlichen Todes sterben. Vier Ritter wurden enthauptet; einigen der Schuldigsten wurde glühendes Metall in den Mund gegossen, von der Glocke, welche die Glieder der Union zur Versammlung gerufen. Der Schrecken über diese Blutgerichte, die auch in andern Orten nachgeahmt wurden, förderte Don Pedros Politik. Seine Regierung blieb fortan von unruhigen Auftritten verschont. Nicht wenig trug dazu auch der Umstand bei, daß am Ende des nächsten Jahres Frau Leonore einen Sohn gebar, den Infanten Don Juan, wodurch die Ansprüche Fernandos und damit die erste Veranlassung der bewaffneten Erhebung seiner Partei zerrannen. Nun war es still im Reich und Don Pedro konnte „gnädig" werden. Auch strebte er ernstlich den monarchischen Rechtsstaat auszubilden. Er erweiterte die Amtsbefugnisse des Justicia dahin, daß derselbe wie bisher gegen die Feudalaristokratie, so nun auch gegen Übergriffe der Krone mit seinem Veto einschreiten konnte; er sorgte für gute und schnelle Rechtspflege und begünstigte das Rechtsstudium und den Stand der Gesetzeskundigen und Rechtsgelehrten. Soweit ihn nicht die inhibitorische Interzession des Justicia hinderte, beschränkte er die Übergriffe des hohen Adels und mehrte die Rechte der Ritterschaft und

Strafgericht in Valenzia.

Pedros Politik.

des Bürgerstandes. Hatte er, ehe ihm ein Sohn geboren war, die Bestimmung getroffen, daß das Amt eines Generalgouverneurs nicht mehr dem Infanten-Thronerben zugeteilt werden sollte, so hob er dieselbe später, um den eigenen Sohn mit der hohen Würde zu bekleiden, wieder auf. Überall erkennt man die gesteigerte Macht der Krone; doch lag in dem Institut des Justicia, zu dem jetzt selbst die Ricoshombres und die Infanten in Streitfällen ihre Zuflucht nahmen, eine Garantie, daß die herkömmlichen Gesetze und Rechtsgewohnheiten in Ehren und Geltung blieben. Als der König, der sich in späteren Jahren mit Sibylla von Forcia, Tochter eines katalonischen Ritters, vermählte (1380), durch die Intrigen derselben mit seinem Erstgebornen, Don Juan, in Streit geriet und ihm das Amt eines Generalgouverneurs entziehen wollte, erhob der Justicia Einsprache und der König gab nach. Dieser Steigerung der Macht und Autorität der Krone war es zu danken, daß in der sturmvollen Zeit der kastilischen und sardinischen Kriege, die in den folgenden Jahrzehnten über das Königreich hereinbrachen, Aragonien keine Verminderung seines Besitzstandes erfuhr. Wir werden dieser Ereignisse in den folgenden Abschnitten gedenken. Am schlimmsten war die Lage, als

Des Königs Haltung in den kriegerischen Verwickelungen.

1375. Heinrich von Trastamara, nachdem er sich auf dem Throne von Kastilien befestigt, sich mit Portugal und Frankreich gegen Aragonien verband und zugleich Jakob III., der Prätendent des balearischen Inselreichs und Gemahl der Königin von Neapel, von Norden her durch die Pyrenäenpässe vorrückte, um, nachdem er mit Hilfe des Herzogs von Anjou, Oberstatthalters der Languedoc, Roussillon und Cerdagne besetzt, längs des Gallego in das Herz von Aragonien einzudringen. Aber auch dieser Gefahr entging der kluge und thatkräftige König. Indem er den kastilischen Fürsten durch die Rückgabe der Herrschaft Molina und der übrigen von ihm besetzten Grenzorte, sowie durch einen Heiratsvertrag zwischen Heinrichs Tochter Eleonore und dem Erben von Aragonien zufriedenstellte, brachte er den einzigen Mann, der ihm gefährlich werden konnte, auf seine Seite. Der unzuverlässige König von Portugal, der noch gar keine Kriegsanstalten getroffen, stand nun von jedem Angriff ab, und Jakob von Mallorca, dessen Söldnerscharen in den Thälern eingeschlossen, von Hunger und Elend aufgerieben wurden, fand nach einer beschwerdevollen Wanderung eine Zufluchtstätte in Soria, wo er bald nachher in Gram und Kummer sein abenteuerliches Leben beschloß. Graf Ludwig von Anjou, der Gemahl seiner Schwester Isabella, wurde der Erbe seiner Ansprüche auf das balearische Reich, die aber trotz mancher Versuche bei seinem Tode (1384) weder erfüllt noch ausgeglichen waren.

Der König und die Cortes von Monzon u. Pedros IV. Ausgang. 1376—1387.

Diese kriegerischen Anstrengungen hatten die Steuerkräfte des Landes erschöpft; als daher Don Pedro die Cortes von Monzon um neue Bewilligungen anging, um behufs des auswärtigen Krieges ein Söldnerheer in Dienst zu nehmen, erfuhr er eine Zurückweisung. Die Versammlung erklärte, die Aragonier seien gewohnt, den Kriegsdienst in eigner Person zu versehen, nicht aber in einen Geldindienst umzuwandeln; der König solle für seine persönlichen Bedürfnisse bei Juden und Sarazenen Geld aufnehmen, wie seine Vorfahren auch gethan. Pedro mußte daher von dem Versuche abstehen, durch eine Einrichtung wie das englische Scutagium von den Ständen die Mittel zu Mietstruppen für Kriege außer Landes zu erhalten. Die unruhige, vielgeschäftige Natur Don Pedros, der begierig jede Gelegenheit zu neuen Landerwerbungen

1378. ergriff, der bei dem Tode Friedrichs III. Sizilien wieder an sein Haus zu bringen suchte und zu dem Behuf seinen zweiten Sohn Martin mit Schiffen und Mannschaft

1380. unterstützte, der die Herzogtümer Athen und Neopatria unter seine Schutzherrschaft nahm, machte die Stände vorsichtig und behutsam. Jede neue Bewilligung konnte von einem so staatsklugen Monarchen leicht in ein Recht der Krone verwandelt werden. Nachdem Don Pedro im Frühjahr 1386 das fünfzigjährige Jubelfest seiner Regie-

rung mit allem Glanz gefeiert, starb er zu Barcelona und wurde im Kloster Poblete 7. Jan. 1387.
beerdigt. Er war ein ehrgeiziger, verschlagener und mißtrauischer Herr, sagt Ferreras, der wenig Religion hatte und nur auf seinen Nutzen bedacht war. Die Regierung seines Sohnes Johann begann in ähnlicher Weise wie die des Vaters mit Verfolgungen gegen die Stiefmutter Sibylla. Sie wurde wegen Zauberei angeklagt und gegen mehrere ihrer Vertrauten die Tortur angewendet. Doch ließ der König den Prozeß bald fallen, als sich Sibylla bereit zeigte, auf die Schenkungen ihres verstorbenen Gatten Verzicht zu leisten. Im übrigen hatte das neue Regiment wenig Ähnlichkeit mit dem vorhergehenden. Die kriegerische Kraft und Thätigkeit Pedros war Hofleben.
dem Sohne nicht eigen; er strebte weniger nach Waffenruhm als nach den Genüssen eines glänzenden Hoflebens. Das höfische Ritterwesen, das Eduard III. in England in Flor gebracht, der Luxus, der unter Johann in Frankreich einriß, fand auch in Aragonien Eingang. „Den einfachen, frugalen Hofhalt des alten Jakob und Pedro verdrängte auf einmal ein Prunk, der es jedem europäischen Hof zuvorzuthun strebte.“ Der Klang der Laute und des Gesangs, der nur zur Zeit der höchsten Blüte der Kunst der Troubadoure vorübergehend in Aragonien einzudringen vermochte, „ward nun an dem Hofe der barcelonischen Könige überlaut“. In dieser Richtung wurde Johann durch seine prachtliebende Gemahlin Violante, Tochter Herzog Roberts von Bar, und ihre vertraute Freundin, Carroza von Villarayut, bestärkt. Unbekümmert um die Gefahren, von denen Sardinien bedroht war, verbrachte man am aragonischen Hof die Tage und Nächte mit Musik und Gesang, mit Festlichkeiten, Tanz und geselligen Freuden; die „fröhliche Wissenschaft“ der Provence wurde nach dem Süden der Pyrenäen verpflanzt, und Johann ersuchte den französischen König, ihm bei Errichtung einer Gesangschule der Jongleure mit seinem Rat an die Hand zu gehen. Dieses leichtfertige Hofleben, verbunden mit einem leidenschaftlichen Hang zur Jagd, Die Cortes bringen auf
der damals die vornehmen Kreise wie eine Krankheit erfaßt hatte, nahm die ganze Zeit Reformen.
des Königs und seiner Umgebung in Anspruch und hielt jede ernsthafte Beschäftigung fern. Ein solches Regiment aber war dem stolzen und strengen Aragonier ein Ärgernis; daher erhoben die Stände in Monzon laute Beschwerde über die weichliche Lebens- Nov. 1388.
weise, welche die alte Sitte verdrängt habe, und forderten Reform des Hofes und Entfernung gewisser „profaner Personen von schlechter Lebensart“, worunter die Carroza und die Schar schmeichelnder Höflinge gemeint waren. Der König wies die Forderungen unwillig zurück; aber die drohende Haltung mehrerer Barone und Ritter, die sich bewaffnet in Calasanz versammelt hatten, und die energischen Vorstellungen des charakterfesten, staatsklugen und rechtskundigen Justicia Juan Jimenes Cerdano, dessen Vater unter Pedro IV. dasselbe Amt bekleidet hatte, brachten ihn zur Nachgiebigkeit. Er verbot der Carroza und ihren Verwandten und Freundinnen den Hof und be- 1389.
ruhigte dadurch die Gemüter. Die Vorgänge auf Sardinien, wo die Aragonier und Katalonier fast alle Besitzungen verloren, und die Expedition nach Sizilien, das er dem 1391.
mit der sizilianischen Infantin Maria vermählten Grafen Martin von Exerica, dem Sohne seines Bruders, des Herzogs von Montblanc, unterwerfen wollte, ließen es ratsam erscheinen, mit Adel und Bürgerschaft ein gutes Einvernehmen herzustellen. Auch gelang es dem Herzog, die widerstrebenden Barone der Insel größtenteils zur 1393.
Unterwerfung und zur Anerkennung der Königin zu bringen, als ihn die Nachricht, daß Don Juan auf der Jagd durch einen Sturz mit dem Pferde umgekommen sei, 29. Mai 1395.
zur Rückkehr nach Aragonien nötigte. Denn da der König nur Töchter hatte, so fiel nach der letztwilligen Verfügung Don Pedros IV. die Krone von Aragonien an den jüngeren Bruder, den auch sofort die Reichsstände als König anerkannten. Zwar machte Graf Matthäus von Foix im Namen seiner Gemahlin, Don Juans ältester

Tochter, Thronrechte geltend und rückte, unterstützt von dem Grafen von Armagnac und andern französischen Edelleuten, mit 2000 Rittern in Aragonien ein, aber die kräftige Haltung der Herzogin Maria von Montblanc, welche in Abwesenheit ihres Gemahls die Reichsgeschäfte besorgte, und die treue Hingebung des aragonischen Adels vereitelten diesen Versuch.

Als König Martin, nachdem er die sizilianischen Angelegenheiten geordnet, über
1397. Sardinien, Corsica und Avignon zurückkehrte, fand er das Reich in gutem Stand. Er
Okt. 1397. schwur in die Hand des Justicia, die Verfassung und die Rechte der Nation zu achten,
1398. und wenn seine Regierung auch nicht frei blieb von unruhigen Bewegungen im Innern und nach außen, so hat er doch stets bewiesen, daß, wie er kurz vor seiner Krönung
1399. in der ersten Cortesversammlung versichert, er es für einen größeren Ruhm hielt, „ein freies und kräftiges Volk zu leiten, als ein knechtisches und weggeworfenes zu drücken". Die Gerichtsbarkeit des Justicia wurde durch die Energie und Charakterfestigkeit Cerdanos und durch die Rechtsliebe des Königs erweitert, so daß diese Würde „mit dem Zauber eines königlichen und geheiligten Ansehens umkleidet" erschien. Dieser Achtung vor Gesetz und Verfassung war es auch zu verdanken, daß die großen Parteikämpfe, welche die Fehde der mächtigen Geschlechtshäupter Jimenes von Urrea und Antonio von Luna unter der aragonischen Ritterschaft hervorrief und die sich bald auch über Valenzia verbreiteten, nicht eine solche Zerrüttung des ganzen Staatswesens zur Folge hatten wie in früheren Jahren, und daß das aragonische Reich selbst die großen Gefahren überstand, denen es durch das unerwartete Aussterben des barcelonischen Herrscherstammes entgegenging. Martin der Jüngere nämlich, ein Fürst von vielen rühmlichen Eigenschaften, der, von seinem Vater kräftig unterstützt, den Widerstand in Sardinien und Sizilien überwältigt hatte, war von den Cortes als Thronfolger anerkannt worden und gedachte die beiden Inseln mit der aragonischen Krone
24. Juli 1409. zu verbinden, als er auf der Reise in Cagliari plötzlich vom Tode hingerafft wurde, ohne rechtmäßige Kinder zu hinterlassen. Diese Kunde regte die Gemüter in Aragonien
Unsichere Thronfolge. mächtig auf. Die Familienfehden, noch nicht völlig gedämpft, brachen mit neuer Heftigkeit hervor, da nun zu den bisherigen Streitpunkten auch noch die unsichere Thronfolge hinzukam. Denn wie sehr auch der König sich abmühte, dem neunjährigen natürlichen Sohne des dahingegangenen Infanten, Friedrich von Tarsia (nachmals Graf von Luna), das väterliche Erbe zuzuwenden, in Aragonien, wo alsbald fünf Thronbewerber auftraten, war an seine Anerkennung nicht zu denken. Das ganze Land war in Gährung, die alten Waffenbündnisse des Adels lebten wieder auf, die Städte schlossen Verbrüderungen, um sich der Gewaltthätigkeiten der Ritterschaft zu erwehren; Graf Jakob von Urgel, welcher mit einer Tochter Pedros IV. vermählt war und als Urenkel Jakobs II. dem barcelonischen Mannsstamme angehörte, pochte am lautesten auf sein Erbrecht, wurde aber, obwohl vor kurzem zum Generalstatthalter erhoben, zunächst von den Ständen und dem Justicia mit seinen Ansprüchen zurückgewiesen; der Infant Fernando von Kastilien, Sohn von Martins des Älteren Schwester Eleonore, den der König am meisten begünstigte, fand an dem Nationalhaß und der nachbarlichen Eifersucht gegnerische Gewalten. Ludwig von Kalabrien, den Don Juans Tochter Violante dem Herzog Ludwig von Anjou geboren, hatte trotz der Fürsprache des Königs von Frankreich keinen Anhang im Lande. Ein allgemeiner
31. Mai 1410. Bürgerkrieg stand bevor, als König Martin aus dem Leben schied, mit der letztwilligen Bestimmung, daß derjenige das Reich erben solle, dem es dem Rechte nach gebühre. Mit ihm erlosch der Mannsstamm der Grafen von Barcelona, ein Herrschergeschlecht, welches fast drei Jahrhunderte den aragonischen Thron mit Kraft und Ruhm innegehabt. Nur ein Volk, bei dem durch ein freies Verfassungs- und Staatsleben

die politische Einsicht so hoch entwickelt war, konnte aus einer zweijährigen Revolutionsperiode, wie sie jetzt in Aragonien eintrat, ohne Nachteil für seine Freiheit und seine Rechtsordnungen hervorgehen. Denn während des Interregnums schwebte das Reich in der doppelten Gefahr, sich entweder in seine drei Bestandteile aufzulösen oder einer militärischen Gewaltherrschaft zu erliegen. Graf Jakob von Urgel, ein hochfahrender, durchgreifender Edelmann, zählte in Aragonien die Mehrzahl des hohen Adels, insbesondere die Parteigenossen des mächtigen Geschlechts Luna, zu seinen Anhängern und hatte in Katalonien die Cortes auf seiner Seite, und was ihm an Recht abgehen mochte, konnte er mit dem Schwert ersetzen; stand doch das niedere Volk allenthalben in seinem Dienst. Die Ermordung des Erzbischofs von Saragossa durch seinen rohen Gefährten Anton de Luna, eine Gewaltthat, welcher er selbst nicht fremd war, sollte von jedem Widerstand abschrecken. Die Ricoshombres sahen im Geiste schon die Zeit wiederkehren, wo das Recht der gewaffneten Faust über das Gesetz herrschen, die Aristokratie im Bunde mit dem Stadtpöbel über die mittleren Klassen triumphieren, die ritterliche Anarchie der Adelsunionen sich aufs neue über das Land lagern würde. Diese Gefahr erkannten der einsichtsvolle Justicia Cerdano und seine Freunde und Gesinnungsgenossen, unter denen der Gouverneur von Aragonien Gil Ruiz von Lihori und der durch Geist und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Berengar von Bardaxi in erster Linie standen, und ihrer umsichtigen und vaterländischen Thätigkeit ist die Erhaltung der alten Verfassung hauptsächlich zuzuschreiben. Im Bunde mit den Bürgerschaften der Kommunen und dem niederen Adel suchten sie die Entscheidung den Cortes in die Hände zu spielen. Zum Glück für sie war der hohe Adel durch Zwietracht geteilt, indem die Urrea aus Haß gegen die Luna sich zu der Verfassungspartei hielten, deren Reihen bald auch noch durch das Geschlecht Heredia, dem der ermordete Erzbischof angehört hatte, verstärkt wurden. Diese bewirkten, daß der Infant Fernando mit kastilischen Bewaffneten die Grenze besetzte, um einen Gewaltstreich von seiten des Grafen von Urgel zu verhindern. Aber bei der Eifersucht der drei Reichsteile aufeinander war die Gefahr immer noch sehr groß; die Cortes hielten getrennte Beratungen und jede der drei Ständeversammlungen wollte den Ausschlag geben. Da rettete die patriotische Thätigkeit jener Männer das Reich vom drohenden Untergang. Indem sie den einzelnen Versammlungen vorstellten, daß, wenn die Successionsfrage mit den Waffen entschieden werden sollte, der Sieger, wie für ein unterworfenes Volk, ein neues Gesetz mit dem Schwerte vorschreiben werde, schlugen sie ein allgemeines Parlament vor, von dem die Rechtsentscheidung, wie sie König Martin gewollt, ausgehen möchte. Demgemäß sollten die Cortes der drei Reiche Ausschüsse zu gemeinschaftlicher Beratung wählen. Aber die Parteisucht war schon zu tief eingedrungen; die Valenzianer verweigerten ihre Mitwirkung. Da wagten die zwei staatsklugen Männer Cerdano und Bardaxi einen kühnen Griff. Sie bewirkten, daß die aragonischen und katalonischen Cortes ihnen die Vollmacht erteilten, nach eigenem Ermessen eine Kommission von neun Mitgliedern aus den drei Landesteilen zu ernennen, welche in Caspe am Ebro ihre Sitzungen halten und nach gewissenhafter Prüfung der Ansprüche aller Prätendenten die Entscheidung nach dem Rechte treffen sollten. Die Partei der Urgelschen in Valenzia suchte das zu hindern, aber der Sieg der Barone bei Murviedro beseitigte den Widerstand, und die patriotische Umsicht und Gerechtigkeit, welche Cerdano und Bardaxi bei der Wahl der neun Männer an den Tag legten, fand allgemeine Anerkennung und Vertrauen. Während im Lande die Leidenschaften gährten, die Parteien einander bekämpften, Waffen und Bürgerkrieg mit Verbrechen, Frauenraub und Schmach aller Art wüteten, unterzogen sich die neun Männer, welche sowohl durch Kenntnisse und Geschäftserfahrung, als durch Sittenstrenge und tadellosen Wandel

Das Interregnum. 1410–1412.

bei allem Volke in höchstem Ansehen standen und wie Bardaxi, Ferrer, Aranda Valseca zu den ersten Rechtsgelehrten ihrer Zeit gehörten, der mühevollen Prüfung der Rechtsansprüche, welche die Kronbewerber durch Bevollmächtigte ihnen vortragen ließen. Den größten Anhang hatte der Graf von Urgel, und wenn man das männliche Geburtsrecht und die aragonische Abstammung berücksichtigte, mußte man ihm
Neue Königswahl. 1412. den Vorzug geben; aber seine gewaltthätige Natur, die lieber den Weg der Waffen als des Gesetzes wählte, ließ ein Tyrannenregiment fürchten, daher entschied die Mehrheit des Wahlkollegiums für den kastilischen Infanten Fernando, dessen Mutter Eleonore
28. Juni 1412. Pedros IV. Tochter und Heinrichs II. Gemahlin gewesen. Eine bessere Wahl konnte nicht getroffen werden, daher auch der neue König, nachdem er die Rechte und Freiheiten des Landes bestätigt, von den Ständen der drei vereinigten Reiche anerkannt ward. Milde und Gerechtigkeit mit Kraft vereinigend, stellte Fernando Ruhe und Ordnung her und schreckte durch seine Macht die Unzufriedenen in Aragonien wie auf den Inseln. Aber der Graf von Urgel verschmerzte seine Niederlage nicht. Obwohl ihn Fernando mit großer Auszeichnung behandelte, erhob er dennoch, von eignem Ehrgeiz getrieben und von seiner herrschsüchtigen Gemahlin aufgereizt, nach einiger Zeit die Fahne der Empörung. Mit Söldnerscharen, die ihm der Herzog von Clarence in Guienne überlassen, fiel er verheerend in Katalonien ein; aber von Fer-
1413. nando überwunden, büßte er sein ungesetzliches Treiben mit Verlust seines Vermögens
1414. und ewiger Gefangenschaft. Fernando aber verherrlichte im nächsten Jahr seine Thronbesteigung durch eine glänzende Krönungsfeier in Saragossa. Somit trugen Abkömmlinge desselben Herrscherhauses die Kronen von Aragonien und Kastilien, die Einleitung zur künftigen Vereinigung der beiden Reiche unter Fernandos Enkel gleiches Namens.

3. Kastilien und Leon.

Pedros Anfang. 1350. 1351. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, zu derselben Zeit, da der aragonische König die Feudalaristokratie niederwarf, starb Alfons XI. von Kastilien, der Bruder seiner Stiefmutter Leonore, bei der Belagerung von Gibraltar an der Pest. Er hatte zum Nachfolger seinen Sohn Pedro, einen sechzehnjährigen Fürsten von leidenschaftlicher Gemütsart. Es wurde erwähnt (VII, 538), daß der verstorbene König seine Nebenfrau, Eleonore de Guzman, überaus begünstigte und seine Gemahlin, Maria von Portugal, in kränkender Weise zurücksetzte. Mit verschwenderischer Hand verschenkte er an Eleonore und ihre Söhne Grafschaften und Städte. Kaum hatte Alfons die Augen geschlossen, so reizte die Königin ihren Sohn zur Rache wider die verhaßte Nebenbuhlerin und deren Kinder, sieben Söhne und eine Tochter. Die Belagerung von Gibraltar wurde sofort aufgehoben und Eleonore an den Hof nach Sevilla gelockt, wo sie der König festnehmen und bald nachher in Talavera de la
1351. Reyna hinrichten ließ. Diesem Anfang entsprach der Fortgang seiner Regierung. Pedro, von Natur heftig und von seiner leidenschaftlichen Mutter und ihrem Günstling und getreuen Werkzeug, Johann Alfons von Albuquerque, zu Freveln und Blutthaten angeleitet, artete bald zu einem solchen Wüterich aus, daß die Geschichte ihn mit dem Namen des Grausamen belegte. Ein Aufstand in Burgos, wo sich die Einwohner der Erhebung der drückenden Alcavala (VII, 538) widersetzten, gab ihm Gelegenheit, den Garcilasso de la Vega, einen bei der Bürgerschaft in großem Ansehen stehenden Edelmann, der sich arglos in den Palast begeben, niederstoßen und seinen Leichnam von Stieren zertreten zu lassen. Mehrere Anhänger teilten dessen Schicksal. Furcht und Schrecken verbreitete sich unter allen Ständen. Heinrich von

Trastamara, der älteste unter den Söhnen Eleonorens, flüchtete sich nach Portugal, Don Tello, sein Bruder, nach Aragonien.

Es war ein eigenes Verhängnis, daß die beiden Personen, welche den König auf die Bahn des Lasters und Verbrechens leiteten, die Königin-Mutter Maria und der allmächtige Höfling Albuquerque, durch eben die Mittel ihren Einfluß untergruben, durch welche sie denselben auf die Dauer zu befestigen hofften. Albuquerque nämlich vermittelte die Verbindung Pedros mit Maria de Padilla, der schönen Tochter eines kastilischen Edelmannes, in die sich der junge Fürst sterblich verliebt hatte, und die Mutter betrieb gleichzeitig ein Ehebündis mit Blanka, der Tochter des Herzogs von Bourbon, aus dem französischen Herrschergeschlecht, um an Frankreich einen Halt zu finden. Die Cortes unterstützten das Vorhaben der Königin-Mutter, worauf die Braut nach Valladolid gebracht ward. Vergebens erwartete man jedoch den Bräutigam; um der verhaßten Vermählung zu entgehen, trieb er sich monatelang in Andalusien umher, wo sein Halbbruder Heinrich einen Aufstand zu erregen gesucht. Endlich wurde er aus Rücksicht für den französischen Hof bewogen, sich zur Vermählung nach Valladolid zu begeben; aber kaum war das glänzende Hochzeitfest vorüber, als er sich aufs Pferd schwang und zu seiner geliebten Maria, „bei der er sein Herz gelassen", nach Schloß Montalban zurückkehrte. Umsonst suchten die Königin-Mutter und Albuquerque den König zu bewegen, sich mit seiner Gemahlin zu vereinigen; Don Pedro war so sehr in Liebesbanden verstrickt, daß er die französische Fürstentochter auf dem Schloß Arevalo in Haft bringen ließ, wo sie nicht einmal die Königin-Mutter sehen durfte; daß er seine ganze Gunst den Anverwandten seiner Geliebten, insbesondere deren Bruder Diego und Oheim Hinestrosa, zuwandte und alle, die für die französische Gemahlin Fürsprache einlegten, in Ungnade von sich stieß. Seine Abneigung gegen Blanka war so auffallend, daß die Zeitgenossen sie der Wirkung von Zauberkräften zuschrieben. Albuquerque war wütend über seine Zurücksetzung. Er verband sich mit dem Großmeister des Calatrava-Ordens und mit andern unzufriedenen Edelleuten, um den König zu zwingen, die verstoßene Blanka an seine Seite zu rufen und sie ihrem Range gemäß zu behandeln. Das Komplott, vor der Zeit verraten, wurde den Urhebern zum Verderben. Albuquerque und der Großmeister entflohen, jener nach Portugal, dieser nach Aragonien. Aber Pedro fand Mittel sich zu rächen. Er bemächtigte sich der Schlösser und Güter des gefallenen Günstlings und beraubte dessen Freunde aller Ämter und Würden, um die Verwandten der Padilla und ihre Kreaturen damit zu bereichern. Den Großmeister lockte er durch gleisnerische Worte nach Kastilien zurück und setzte ihm so lange zu, bis er seiner hohen Stelle entsagte. Diego Padilla wurde sein Nachfolger, und damit der Wortbruch des Königs und die Mißhandlung des Ordensmeisters nicht zu Tage komme und unruhige Auftritte hervorrufe, ließ man denselben im Gefängnis sterben. Nun führten die Padilla das Regiment; ein unechter Bruder Diegos, Johann Garcias de Villagera, erhielt, obwohl verheiratet, die Großmeisterschaft über den Orden St. Jago, welche dem Infanten Friedrich, einem der Söhne Eleonorens de Guzman, entrissen worden; ihr Oheim Fernando de Hinestrosa war des Königs Arm im Felde. Einen Augenblick schien es, als sollte ein andrer Stern am Hofe aufgehen. Der König faßte eine heftige Liebe zu Johanna de Castro, der jungen schönen Witwe des Diego de Haro, Fürsten von Biscaya. Da sie den Begierden des wollüstigen Monarchen widerstrebte, ließ er ihr die Ehe antragen. Zwei Bischöfe waren feig und niederträchtig genug, die Heirat mit Blanka für ungültig zu erklären, worauf ein Geistlicher die Trauung mit Johanna vollzog. Maria de Padilla, gleichfalls in geheimer Ehe mit Pedro verbunden, wollte sich in ein Kloster zurückziehen. Aber die Macht der wirklichen oder angeblichen Büßerin

Maria de Padilla.

3. Juni 1353.

Macht der Familie Padilla.

Neue Ehe. Haltung des Papstes. 1354.

über das Herz des Königs war stärker als jedes andere Band. Nach wenigen Tagen verstieß Don Pedro auch die zweite Gemahlin und kehrte in die Arme der schönen Sünderin zurück. Wohl zürnte Papst Innocenz VI. und drohte mit Bann und Interdikt, aber der Ehebrecher wußte den heiligen Vater zu beschwichtigen, indem er großen Eifer für die Ausbreitung des Christentums zur Schau trug. Er bewog einen marokkanischen Fürsten zu einem Schreiben an den Papst, in welchem der Wunsch nach Bekehrung ausgesprochen war, und bat dann um Übersendung einer geweihten Fahne und Gewährung kirchlicher Subsidien zu einem heiligen Krieg, den er mit aller Energie zu betreiben sich die Miene gab. Innocenz war erfreut über die fromme Gesinnung des geliebten Sohnes und ermahnte seinen Legaten zur Nachsicht, und obwohl er bald genug die Täuschung gewahr wurde, übte er doch Langmut. Der Botschafter wurde angewiesen, von dem Interdikt den vorsichtigsten Gebrauch zu machen und jede, wenn auch nur äußerliche Kundgebung von Reue und Bußfertigkeit zur Absolution gelten zu lassen. Die Kurie wußte, wie wenig mit kirchlichen Zensuren auf die verwilderten und entarteten Gemüter der Kastilianer zu wirken war.

Adelskoalition. Blanka in Toledo. 1354. Die Verachtung aller göttlichen und menschlichen Rechte, die Don Pedro mit empörender Ruchlosigkeit kund gab, vereinigte alle unzufriedenen, verfolgten oder bedrohten Barone zu einer bewaffneten Koalition in Ciudad Rodrigo. An der Spitze stand Albuquerque; mit ihm verbanden sich die Söhne der ermordeten Eleonore und die aus Aragonien entflohenen Infanten, so wie der Bruder der verstoßenen Johanna, Perez de Castro, einer der angesehensten Herren in Galicien. Sie wollten den König zwingen, seine Gemahlin Blanka zu sich zu nehmen und sich von der Padilla und ihrer Sippschaft zu trennen. Um dieses Zweckes willen billigten der französische König und der Papst das Vorhaben. Bald stand das ganze nördliche Kastilien unter den Waffen. Da die Verbündeten mit dem Plane umgingen, die gefangene Königin Blanka zu befreien, so ließ Don Pedro diese aus der Burg Arevalo nach dem Alcazar in Toledo bringen und unter die Aufsicht Hinestrosas stellen. Hier fand aber die unglückliche Fürstin Schutz und Beistand bei der Bürgerschaft. Toledo gehörte zu den Reichsstädten, die auf den Cortes vertreten waren und soeben den Beschluß gefaßt hatten, der bewaffneten Koalition gegen den tyrannischen König beizutreten. Als nun Blanka die ihr gewährte Vergünstigung, in der Domkirche ihre Andacht verrichten zu dürfen, zur Flucht in eine neben der Kathedrale befindliche Freistätte benutzte, umstellten die Einwohner den heiligen Ort und gestatteten nicht, daß sie weggeführt wurde. Im ersten Anlauf erlangten die Verbündeten die Oberhand: Don Pedro wurde in dem festen Tordesillas am Duero eng eingeschlossen. Wohl gelang es ihm, wie behauptet wird, das Haupt des ganzen Bundes, Albuquerque, durch einen italienischen Arzt mit Gift aus der Welt zu schaffen, aber die Koalition löste sich darum nicht auf; die Verbündeten führten die Leiche Albuquerques mit sich, um durch ihren

Pedro in Toro. Anblick zur Rache aufzustacheln. Die Belagerung wurde fortgesetzt; Hinestrosa geriet in Gefangenschaft und Pedro selbst wurde bald so bedrängt, daß er sich zu einer persönlichen Zusammenkunft mit den Häuptern der Gegenpartei in Toro entschloß. Hier wurde er wie ein Gefangener behandelt und genötigt, alle Forderungen der Verbündeten zu bewilligen. Die beiden Ordensmeister, die durch des Königs Gunst auf ungesetzliche Weise zu ihren Stellen gekommen, wurden hingerichtet, andere Günstlinge entsetzt. Es fiel dem hinterlistigen und heimtückischen Fürsten nicht schwer, den Glauben zu erzeugen, daß er Reue fühle und in sich gehen wolle. Der Papst richtete deshalb ein salbungsvolles Mahn- und Dankschreiben an ihn. Aber Pedros Nachgiebigkeit war nur Verstellung; er wollte die Koalition trennen und Zeit zu Rüstungen gewinnen. Und dieser Plan gelang über alles Erwarten. Beide Teile waren überein-

gekommen, Bevollmächtigte zu einer Tagsatzung nach Burgos zu senden, wo ein friedlicher Ausgleich geschlossen werden sollte. Im Vertrauen auf dieses Abkommen verließen mehrere Bundesglieder, darunter die beiden Infanten Fernando und Juan von Aragonien, das Hoflager in Toro, wo bald nur noch die entschiedensten Gegner des Königs sich befanden, indes die gemäßigteren Bundesglieder sich nach Burgos begaben, der königlich gesinnten und auf Toledo eifersüchtigen Hauptstadt Altkastiliens. Zugleich ließ Pedro durch seinen Schatzmeister, den Juden Samuel Levi, große Summen beitreiben, wodurch er in den Stand gesetzt war, Kriegsknechte in Dienst zu nehmen und seinen Anhang zu mehren. Bald machte sich ein Umschwung in der Volksstimmung bemerkbar; die Versammlung in Burgos bewilligte dem König Geld und Mannschaft. Diesen Umschwung benutzte Pedro zur Flucht aus Toro. Bei Gelegenheit einer Jagd sprengte er mit einigen seiner Begleiter davon und begab sich nach Segovia, wo sich seine Getreuen mit ihren Kriegsscharen und die geworbenen Soldknechte um ihn sammelten. Die Parteihäupter in Toro, an ihrer Spitze die Infanten Heinrich und Friedrich, eilten nach Toledo, um diese alte Maurenstadt zum Bollwerk ihres Widerstandes zu machen. Als aber der König mit seinen Kriegsmannen vor den Thoren erschien, entsank der Bürgerschaft der Mut. Die Häupter der Verbündeten entflohen, die Stadt wurde eingenommen und ein schreckliches Blutgericht über die Bewohner verhängt; zweiundzwanzig edle Bürger starben ohne gerichtliches Urteil durch das Richtschwert; Christen und Juden wurden zu Hunderten hingemordet und die Häuser geplündert. Die Königin wurde ohne Scheu aus ihrer Freistätte gerissen und nach dem Alcazar zurückgeschleppt. Ihr Fürsprecher, der Bischof von Siguenza, mußte in den Kerker wandern. Nachdem der König in Toledo seine Rache gestillt hatte, rückte er vor die Mauern von Toro, wo seine Halbbrüder Heinrich und Friedrich mit dem Rest der Koalition Zuflucht gesucht. Aber die Besatzung, die von dem unbarmherzigen Fürsten die ärgste Strafe zu fürchten hatte, war entschlossen, sich aufs äußerste zu verteidigen. Endlich wurde die Stadt zur Ergebung gezwungen, nachdem es jedoch den angesehensten Parteihäuptern gelungen war, auf fremder Erde Sicherheit zu finden. Heinrich von Trastamara entkam über Galicien nach Larochelle, wo er in französische Dienste trat. Toro aber, welches einst den König in der Erniedrigung gesehen, wurde schwer gezüchtigt. Entsetzt über die Greuelszenen in dem kastilischen Lande, eilte die Königin-Mutter, die den blutdürstigen Sohn erzogen und angeleitet, nach ihrem Geburtslande Portugal, wo sie bald ins Grab sank. Don Pedro aber feierte seinen Sieg durch glänzende Ritterspiele in Tordesillas und begab sich dann nach dem Süden.

Pedros Sieg und Rache. 1355. 1356.

Während der kastilische König in Sevilla sich mit dem Fischfang ergötzte, geschah es, daß der aragonische Flottenführer Franz Perellos mit zehn katalonischen Galeeren durch die Straße von Gibraltar fuhr, um den Franzosen in ihrem Krieg wider England Beistand zu leisten. In Cadiz stieß er auf zwei genuesische Handelsschiffe, und da die Aragonier gerade mit der Republik im Krieg lagen, so nahm er die Fahrzeuge weg. Über diese unter seinen Augen verübte Gewaltthat geriet Don Pedro in heftigen Zorn, und da Perellos die Herausgabe der Beute mit trotzigen Worten verweigerte, befahl er, alle in Sevilla ansässigen katalonischen Kaufleute zu verhaften und ihre Güter in Beschlag zu nehmen, und verlangte von dem Hof von Aragonien die Auslieferung des schuldigen Feldherrn, der auch an der Nordküste von Spanien Gewaltthätigkeiten verübte. Die Versagung jeder Genugthuung von seiten Aragoniens gab Veranlassung zu einem heftigen Krieg zwischen den Nachbarstaaten, welcher, durch feindselige Parteigänger genährt, mehrere Jahre lang zu Land und zu Wasser mit großer Erbitterung und unter vielen Greuelthaten geführt ward. Der aragonische König, mit den Angelegenheiten in Sardinien beschäftigt, suchte sich durch Bündnisse

Ausbruch des aragonischen Krieges. 1356.

mit Navarra und mit dem Herrscher von Fes und Marokko und durch Aufnahme der flüchtigen kastilischen Barone, insbesondere des Grafen von Trastamara, zu stärken; der Kastilianer dagegen fand nachdrückliche Hilfe bei den Genuesen. Zwar gelang es der vermittelnden Thätigkeit des Papstes, der mit Bann und Interdikt drohte und den gottvergessenen König von Kastilien auch wirklich auf einige Zeit durch seinen Legaten mit dem Fluche der Kirche belegen ließ, den Bruderkrieg durch wiederholte Waffenstillstände zu unterbrechen; aber bei der Leidenschaftlichkeit und Gewissenlosigkeit des kastilischen Tyrannen, der Vertrag auf Vertrag, Stillstand nach Stillstand brach, in grausamer Verfolgung immer weiter ging und die Interdikte des Legaten verlachte, war ein dauernder Ausgleich nicht möglich.

Pedros Tyrannei. 1357—1359. Zuerst ließ Pedro in Sevilla seinen Halbbruder Johann de la Cerda ermorden und täuschte dessen schöne Gemahlin, die er durch die gleißende Verheißung einer Auslieferung des Gatten in seine Nähe gelockt, mit teuflischer Bosheit durch die Übergabe des Leichnams. Sie selbst soll sich der Verführung durch Entstellung ihres Angesichts entzogen haben. Eine andere Edeldame dagegen, Alfonsina Coronel, Gattin des Perez de Guzman, die in einem Kloster eine Freistätte gesucht, ließ sich, in der Hoffnung die Padilla zu verdrängen und deren Stelle einzunehmen, zur Untreue verleiten. Aber sie vermochte die Wollust des sinnlichen Fürsten nicht auf die Dauer zu fesseln. Nachdem sie einige Zeit als königliche Buhlerin im Schloß zu Sevilla gelebt, stieß Don Pedro, beleidigt, daß sie Hinestrosa eigenmächtig in Haft gesetzt, die Entehrte von sich und kehrte zur Padilla zurück. Da die nach Aragonien geflüchteten Großen, insbesondere der Graf von Trastamara und der Infant Fernando, während des Krieges dem kastilischen Reiche scharf zusetzten und manches feste Grenzschloß eroberten, so entbrannte die Seele des Tyrannen von tödlichem Haß und Argwohn. Nicht nur, daß er die Entflohenen als Verräter mit der Acht belegte und ihrer Ehrenrechte und Güter beraubte, er wütete gegen alle, die durch Bande des Bluts oder der Freundschaft mit denselben in Verbindung standen oder deren Gesinnung er mißtraute. Er berief seinen Halbbruder Don Friedrich, früher Ordensmeister von St. Jago, in den Palast und ließ ihn und seinen Begleiter Sancho Ruiz de Villegas vor seinen Augen ermorden und mehrere seiner Freunde hinrichten; er lockte den aragonischen Infanten Don Juan, Fernandos Bruder, unter dem Vorgeben, ihn mit dem Fürstentum Biscaya zu belehnen, nach Bilbao, wo er von Keulenträgern niedergeschlagen ward; seine Mutter Eleonore, des Königs eigne Muhme, dessen Gemahlin Isabella von Lara, sowie die Gattin des flüchtigen und geächteten Infanten Don Tello wurden in Haft gebracht, wo die erste schon im folgenden Jahr eines gewaltsamen Todes starb, während die andern nebst der unglücklichen Königin Blanka noch über ein Jahr in leidensvoller Gefangenschaft
1359. schmachten mußten, bis ihnen das gleiche Los bereitet ward. Jeder Unfall im Kriege wurde mit neuen Schlachtopfern gerächt: als seine Flotte durch die tapfere Haltung der Katalonier vor Barcelona großen Schaden nahm und zu gleicher Zeit Hinestrosa gegen Trastamara und seine flüchtigen und geächteten Gefährten Schlacht und Leben verlor, ließ er auch noch die beiden jüngsten seiner Halbbrüder, die schon lange unter Aufsicht gestellt waren, in der Gefangenschaft töten. Fernando de Toledo und zwei andere angesehene Edelleute, die dem König bisher in Treue gedient, wurden auf den bloßen Verdacht eines geheimen Einverständnisses mit den Exulanten enthauptet. Das Richtschwert hing an einem dünnen Haare über allen hervorragenden Häuptern. Der ehrwürdige Erzbischof Vasco von Toledo entging nur durch eilige Flucht dem Schicksale seines Freundes Fernando; ein Priester, der dem König ein gewaltsames Ende durch

Verrat und treulose Politik in der Trastamara verkündigt, wurde lebendig verbrannt. Zu dem Argwohn gesellte sich auch noch die Habsucht als Stachel des Todes. Jenem Samuel Levi, den Pedro früher als

Schatzmeister und Blutsauger verwendet, entriß er unter dem Vorwande der Verun- ganzen Halbinsel.
treuung unermeßliche Summen an Gold und Silber, an Seidenstoffen und Kostbar- 1360. 1361.
keiten aller Art und ließ ihn, um noch verborgene Schätze zu entdecken, so lange foltern, 1360.
bis er den Geist aufgab. In **Granada** hatte Abu Said, gewöhnlich Mohammed
Rotbart genannt, Anführer der Leibgarde, den Thronstreit zwischen den beiden Söhnen
des am Rio Salado besiegten und im Jahre 1354 durch einen Wahnsinnigen ermor-
deten Emir Jussuf Ibn Ismael zu seiner eigenen Erhebung benutzt. Aber durch innere
Aufstände und durch die Angriffe des verjagten rechtmäßigen Fürsten in die Enge ge-
trieben, rief er Don Pedro um Hilfe an, die dieser ihm zusagte. Als er sich aber im
Vertrauen auf den beschwornen Vertrag mit großen Schätzen und zahlreichem Gefolge
an den Hof in Sevilla begab, ließ der König mit Zustimmung seiner Räte ihn und
seine Begleiter gegen Eid und Gastrecht treulos ermorden und beraubte ihn seiner Reich-
tümer. Pedro selbst soll den ersten Lanzenstoß geführt haben. Nun trat Jussufs
Erstgeborner, Mohammed, sein väterliches Erbe an und zeigte sich bereit, die Anerken-
nung seiner Herrschaft von seiten Don Pedros mit Geld und Hilfsmannschaft zu er-
kaufen. — Kurz zuvor war zwischen Kastilien und **Portugal** ein Bündnis zustande-
gekommen, dessen Hauptzweck die gegenseitige Auslieferung der Flüchtlinge war. So
reichten sich die Tyrannen die Hände, um ihre Widersacher sicher zu treffen. Auch der
König von **Navarra** schloß sich an. Hätten die damals eingeleiteten Unterhandlun-
gen auch noch zu einem Vertrag mit **Aragonien** geführt, so wäre die Macht des
Adels in ganz Spanien gebrochen worden. Wer hätte den drei Pedros, die an eiserner
Strenge miteinander wetteiferten, Widerstand leisten können, wenn sie einander unter-
stützten und die Flüchtlinge gegenseitig auslieferten? Der Haß des Kastilianers gegen
Aragonien war jedoch stärker als seine Tyrannenpolitik. Unter päpstlicher Vermittelung 1361.
war in Tudela ein Friede geschlossen worden, wonach die zur Thronfolgerin erklärte
Tochter der Padilla, Beatrix, mit dem Erben von Aragonien vermählt werden sollte.
Allein Pedro zerriß die angeknüpfte Verbindung, welche durch den Ehebund ihrer Kin-
der besiegelt werden sollte, und brach aufs neue mit Heeresmacht in das Nachbarland
ein, gerade als der aragonische König sein Kriegsvolk wider die Genuesen verwendet
hatte und sein Land erschöpft war. Mehrere feste Orte wurden erstürmt und mit ge- Fortgang des aragonischen
wohnter Grausamkeit behandelt, und nur dem hartnäckigen Widerstand der Bürger Kriegs.
von Calatayud war es zu danken, daß nicht ganz Aragonien sofort erobert ward. 1362. 1363.
Als endlich die Mauern der Stadt der Gewalt des kastilischen Geschützes nicht länger
zu widerstehen vermochten, von dem aragonischen König aber kein Entsatz zu erwarten
stand, ergaben sich die Einwohner mit des Monarchen Zustimmung dem Kastilianer
gegen Zusicherung ihres Lebens, ihres Eigentums und ihrer Freiheiten. Aber schon 1363.
im nächsten Frühjahr unternahm der kastilische Fürst einen neuen Feldzug: Magallon,
Borja, Tarazona fielen in seine Gewalt, Cariñena wurde erstürmt und mit Mord
und Plünderung heimgesucht. Selbst Saragossa war bedroht. In dieser Not ent-
faltete der aragonische König eine wunderbare Thätigkeit und einen Kriegsmut, der
auf das ganze Reich belebend einwirkte. Adel und Städte strengten alle Kräfte zur
Verteidigung des Landes an; die Kastilianer und ihre Verbündeten mußten jeden
Schritt vorwärts mit dem Schwert erkämpfen. An der Unterwerfung Aragoniens ver-
zweifelnd, wandte sich Pedro der Grausame plötzlich gegen Valenzia: Segorbe, Mur-
viedro und andre Orte wurden im ersten Anlauf erobert und die Hauptstadt selbst be-
lagert. Da eilte Pedro von Aragonien mit seiner Kriegsmacht, wozu die Katalonier
ihre ganze Jugend und Ritterschaft gestellt hatten, der bedrängten Stadt zu Hilfe.
Schon erwartete man die Entscheidungsschlacht, als es dem Abt von Fécamp, der
früher in Verbindung mit dem päpstlichen Botschafter den Frieden von Tudela zu-

standegebracht, und der vermittelnden Thätigkeit des bereits auf Abfall sinnenden Königs Karl von Navarra gelang, abermals einen Friedensvertrag auf Grund einer Verlobung der königlichen Kinder und Überlassung der eroberten Orte an den kastilischen Monarchen zu erwirken. Verstimmt über diesen Ausgang wollte Don Fernando mit der ganzen kastilischen Ritterschaft, die sich an ihn angeschlossen und ihn als den rechtmäßigen Thronerben in Kastilien ansah, nach Frankreich ziehen. Dadurch wäre der aragonische König seiner Hauptstütze beraubt worden, und da er in die Vertragstreue des kastilischen Gegners ein gerechtes Mißtrauen setzte, beschloß er auf den Rat Cabreras und des auf den Infanten eifersüchtigen Grafen Trastamara einen Gewaltstreich. Er lud den Halbbruder zur Tafel, um ihn gefangen zu nehmen, und gab, als dieser sich verteidigte, Befehl zu seiner Ermordung, eine Frevelthat, welche die ganze Treulosigkeit der spanischen Politik und ihrer Leiter enthüllte; denn die Ermordung war nicht nur im königlichen Rate beschlossen worden, sondern Heinrich von Trastamara befand sich selbst unter den Mördern und sein Stallmeister Carillo führte den ersten Streich.

Ermordung des Infanten Fernando in Aragonien. 1363.

Es zeigte sich bald, daß es dem Kastilianer mit dem Frieden nicht Ernst war; er hatte dadurch nur der Schlacht ausweichen wollen, deren Ausgang ihm bei dem Kriegsmut der Feinde zweifelhaft war. Denn schon nach einigen Monaten erschien er wieder im Feld und bedrohte von neuem Valenzia. Jetzt hätte er wohl mit dem Aragonier einen ähnlichen Bund geschlossen, wie früher mit Portugal, wenn sich König Pedro zur Auslieferung Trastamaras und der kastilischen Ritter verstanden hätte; allein so lästig ihm auch manchmal der hochfahrende, gewaltthätige Infant fallen mochte, er wagte doch nicht, durch einen solchen Verrat sein Schicksal ganz an den treulosen Nachbar zu knüpfen. Auch fürchtete er die kastilischen Ritter, achthundert bis tausend an Zahl, welche seit Fernandos Tod den Grafen Heinrich als legitimen Thronfolger ehrten. Dennoch scheint er mit Karl von Navarra einen Mordanschlag geplant und in dieser Absicht eine persönliche Zusammenkunft auf Schloß Sos veranstaltet zu haben. Aber der Plan kam nicht zur Ausführung. Man scheute sich vor dem zahlreichen Gefolge Trastamaras und vor dem ritterlichen Sinn des Burgherrn Johann Ramirez, der das heilige Gastrecht nicht durch Meuchelmord verletzt sehen wollte. Mißmutig trennten sich die drei Fürsten; aber die Gemeinsamkeit der Interessen führte sie bald wieder einander nahe. Auf einer zweiten Zusammenkunft in Sos, wo sie sich gegenseitig durch Eidschwüre und Geiseln vor Nachstellung zu sichern suchten, schlossen sie einen neuen Bund gegen Kastilien, das sie mit Hilfe der im südlichen Frankreich umherstreifenden Kriegsbanden (Kompanien) gemeinschaftlich erobern und dann teilen wollten. So schmachvoll und ungerecht dieses Bündnis war, die aragonischen Angelegenheiten nahmen seit der Zeit eine bessere Wendung. Die kastilischen Flüchtlinge, die sich unter dem Banner Trastamaras vereinigt hatten, bildeten eine entschlossene Kriegsschar, die dem Tyrannen von Kastilien große Sorge machte; dazu kam noch, daß seine Waffen nicht mehr so glücklich waren als zuvor, daß seine Galeeren durch Stürme Schaden nahmen, daß die Katalonier alle Kräfte anstrengten um den Nationalfeind aus Valenzia zu verdrängen. Freilich erlangte seitdem der Graf von Trastamara noch größeren Einfluß in Aragonien; er führte im Rate des Königs die entscheidende Stimme. Graf Cabrera, der bisher die aragonische Politik hauptsächlich geleitet hatte, fühlte sich zurückgesetzt und arbeitete dem Infanten entgegen. Insbesondere mißbilligte und bekämpfte er den Teilungsvertrag über Kastilien. Dadurch gab er seinen zahlreichen Gegnern, zu denen außer Heinrich und Karl dem Bösen vor allem die Königin und der Graf von Ribagorza gehörten, Waffen in die Hand, um ihn bei dem König als Verräter anzuschwärzen. Das Kom-

Ausgang des aragonisch-kastilischen Kriegs und Cabreras Ende. 1363–1365.

Aug. 1363.

Febr. 1364.

plott gelang. Der Unglückliche wurde durch Gerichtsverfolgungen, Folterqualen und Wortbruch so lange umstrickt und gequält, bis man ihn schuldig fand; dann wurde der ebenso kluge und energische als treue Staatsmann auf dem Markte von Sara- 26. Juli 1364.
gossa enthauptet. Im folgenden Jahr sah sich Pedro der Grausame zum Abzug genötigt; und wenn auch in der nächsten Zeit noch einige Streifzüge unternommen 1365.
wurden, so traten doch bald in Kastilien selbst solche Ereignisse ein, daß Aragonien von dem schlimmen Nachbar nichts mehr zu fürchten hatte. Beim Anrücken der französischen „Kompanien" unter du Guesclin zog Peter der Grausame seine Besatzungen zurück, um sie im eigenen Lande zu verwenden; damit war das aragonische Reich gerettet und in seinem ganzen Umfang wieder hergestellt.

Wir kennen den verzweifelten Zustand Frankreichs bei Karls V. Thronbesteigung, Infant Heinrich von Trastamara ruft Frankreichs Hilfe an. 1365.
als die verwilderten Söldnerscharen (Kompanien) die Landschaften von der Garonne bis zur Rhone mit Schrecken und Verwüstung füllten. Mit Freuden ergriff daher der König die Gelegenheit, als Heinrich von Trastamara und die Könige von Aragonien und Navarra seinen Beistand gegen Kastilien anriefen, um die zuchtlosen Kriegshaufen über die Pyrenäen zu senden. Bertrand du Guesclin, der sich seit der Niederlage durch Chandos in englischer Kriegsgefangenschaft befand, wurde durch ein großes Lösegeld, welches der König von Frankreich, der Papst und Graf Heinrich zusammenbrachten, befreit und an die Spitze des Kriegsvolks gestellt, das in Kastilien einrücken sollte, um Rache zu nehmen an dem grausamen Mörder der unschuldigen Blanka, der edlen Tochter Frankreichs. Deren Vater, Johann von Bourbon, Graf de la Marche, unterstützte den Krieg der Rache, und der Papst, erfreut über den Abzug der Raubscharen, die ihm wiederholt große Geldsummen abgepreßt hatten, drückte dem Unternehmen durch seinen Segen das Gepräge eines Kreuzzugs auf; auch angesehene Ritter des südlichen Frankreich, selbst englische Lehnsträger, schlossen sich der Heerfahrt an, teils aus Lust an Krieg und Abenteuern, teils angelockt durch die Aussicht auf Beute und Lehnsgüter. Ein altes Volkslied feiert die vierhundert Reisigen aus Toulouse, die an dem „heiligen Krieg" Bertrands teilnahmen.

Zu Anfang des Jahres 1366 führte du Guesclin zahlloses Kriegsvolk aller Infant Heinrich als König von Kastilien anerkannt. 1366.
Waffengattungen zu Roß und zu Fuß durch Roussillon und Puycerda nach Barcelona, wo Don Pedro die Hauptleute bewirtete und den Oberfeldherrn mit katalonischen Gütern belehnte. Hatten die wilden Gäste sich schon auf dem Zuge durch befreundetes Land des Raubens und Mordens nicht enthalten, wie werden sie erst gehaust haben, als sie durch Aragonien in Kastilien einrückten! Der Herr von Albret, Freund und Bundesgenosse des kastilischen Königs, hatte diesem geraten, den Hauptleuten der Kompanien größere Summen für den Abzug zu bieten, als ihre Löhnung betrug; aber Pedro war eben so geizig und habgierig als grausam. Er sammelte seine Kriegsmannschaften in Burgos; als aber der Infant mit du Guesclin am Ebro heraufzog, in Calahorra sich zum König ausrufen ließ und dann auf die alte Hauptstadt zog, eilte er mit seinen Getreuen nach Sevilla, das er zum Hauptquartier und zum Bollwerk seiner Herrschaft ausersehen. Ohne auf Widerstand zu stoßen, zog darauf Heinrich von Trastamara in Burgos ein, ließ sich im Kloster las Huelgas krönen und belohnte seinen Schützling du Guesclin, seinen Freund Ribagorza und seine Brüder Don Tello und Don Sancho mit Lehnsgütern, Ehren und Würden. Auch Toledo und die übrigen Städte Neukastiliens huldigten dem Sieger, gestützt auf das altgotische Recht der freien Königswahl, so daß schon im Mai Heinrich (Don Enrico) in Andalusien einziehen konnte, um auch diese Provinz, die neuerworbene Perle der kastilischen Krone, dem Bruder zu entreißen. Da raffte Don Pedro seine Schätze zusammen und entfloh mit einem Teil derselben nach Portugal, einen andern Teil ließ

er auf ein Schiff bringen. Aber sein eigner Admiral, der Genuese Boccanegra, verriet ihn und lieferte Schiff und Schätze dem neuen Herrscher aus, und in Portugal ersuchte ihn der König auf den Rat seiner Großen, sofort das Reich zu verlassen. Begleitet von Fernando de Castro, einem der Brüder der Ines, begab er sich darauf nach Galicien, wo man sich noch nicht für Heinrich erklärt hatte. Auch schienen einige Große bereit, sich seiner anzunehmen; als jedoch Don Pedro, anstatt die Streitkräfte der Provinz um sich zu sammeln, den Erzbischof von St. Jago und seinen Dechanten ermorden ließ um sie ihrer Schätze zu berauben und dann mit denselben nach Bayonne entfloh, um sich die Hilfe der Engländer zu erkaufen, erkannte auch die Mehrheit der galicischen Ritterschaft die Thronumwälzung an und verstärkte mit ihren Mannschaften den neuen König, als er nach der Einnahme der hartnäckig verteidigten Stadt Sevilla nach Norden zog, um auch diese Landschaft, wo Fernando de Castro noch immer Don Pedros Banner aufrecht hielt, zu unterwerfen. Bald erkannte alles Land vom biscayischen Meerbusen bis an die südlichen und südöstlichen Gestade des Mittelmeeres die Herrschaft Heinrichs an, als ein neuer Sturm über das kastilische Reich hereinbrach.

Don Pedro von dem schwarzen Prinzen zurückgeführt. 1366. 1367.

Um dieselbe Zeit nämlich, als der König von Aragonien kraft des früheren Teilungsvertrags die Abtretung von Murcia verlangte und sich, als die Forderung zurückgewiesen ward, mit seinem ehemaligen Schützling entzweite, schloß der kastilische Fürst in Libourne mit dem „schwarzen Prinzen" eine Übereinkunft, nach der englische Hilfstruppen ihn in sein Reich zurückführen sollten, er aber versprach, die Kosten der Unternehmung zu tragen und den Prinzen und die Hauptleute mit Ländereien und Lehnsgütern zu belohnen. Der König von Navarra, Heinrichs Verbündeter, trug kein Bedenken, diesem Vertrage beizutreten, ohne darum dem andern Bündnis zu entsagen. Gegen Geld und die Abtretung einiger Städte und Territorien im baskischen Lande machte er sich verbindlich, den englischen Kriegsmannschaften nicht nur die Gebirgspässe seines Landes zu öffnen, sondern sie auch gegen entsprechende Entschädigung mit 3000 Reitern zu verstärken. Er trieb doppeltes Spiel, um beide Fürsten zu betrügen und zwiefachen Gewinn zu ziehen. Denn zugleich ließ er sich auch von Heinrich eine Geldsumme bezahlen, um den Gegnern die Pässe zu verschließen. Damit der betrügerische Handel nicht an den Tag käme, wußte er es zu veranstalten, daß ihn Bertrands Waffengenosse, Olivier de Manny, im rechten Augenblick gefangen nahm. Als die Traktate geschlossen waren, brach das aus englischen, aquitanischen und bretonischen Reisigen bestehende Heer auf, um in Kastilien einzudringen. Es waren die besten und geübtesten Streiter jener Zeit, die unter der Führung des ruhmgekrönten Prinzen von Wales und seines Bruders Johann von Gent (Lancaster) durch die Thäler von Roncevaux in die Pyrenäische Halbinsel einzogen, und ihre Zahl wuchs in demselben Grade, als Heinrichs Soldknechte abnahmen. Denn alle jene englischen Lehnsträger und Söldnerführer, welche vor sechs Jahren unter der Fahne Bertrands du Guesclin in das spanische Land eingerückt waren, um Don Pedro zu vertreiben, kehrten jetzt auf den Ruf des englischen Königs und seines Erstgebornen zurück, um denselben Don Pedro wieder in seine Herrschaft einzusetzen. Aber erst nach vielen blutigen und wechselvollen Kämpfen gegen den Grafen von Foix und den Herzog von Anjou, Oberstatthalter von Languedoc, die den Durchzug wehren wollten, trafen sie bei dem englischen Heer ein. Im März setzte Eduard von Wales über den Ebro; sein Heer war so zahlreich und waffengeübt, daß Bertrand dem König Heinrich riet, eine Feldschlacht zu meiden; die Schwierigkeiten in dem fremden Lande würden den Feind bald zum Rückzug zwingen. Dagegen sträubte sich aber der ritterliche Sinn des spanischen Fürsten. Nach einem Kriegsmanifest des englischen Thronerben, worin er in höflichen

Ausdrücken dem Gegner ankündigte, daß er als Bundesgenosse Don Pedros ihn angreifen müsse, wenn er nicht freiwillig die Herrschaft über Kastilien aufgebe, und nach Heinrichs Antwort, er sei durch die Wahl des Volkes rechtmäßiger König geworden, Don Pedro um seiner Grausamkeit willen verworfen, wurde bei Nareja oder Nava- 3. April 1367.
retta, südwärts vom Ebro, die Schlacht geliefert, die mit einer vollständigen Niederlage der Kastilier endigte. Mit Mühe und Gefahr rettete sich Heinrich durch die Treue eines Ritters aus seinem Gefolge und entfloh nach Frankreich; sein Bruder Don Sancho und der Graf Ribagorza gerieten in Gefangenschaft, du Guesclin kam wieder in die Gewalt desselben Chandos, aus dessen Händen er im vorigen Jahr losgekauft worden.

Nun war Don Pedro wieder König von Kastilien. Er bezeichnete den Anfang Umschwung und Bürgerkrieg. 1367. 1368.
seiner neuen Herrschaft durch einen Akt blutiger Rache an einem gascognischen Ritter; doch that der Prinz von Wales weiteren Grausamkeiten Einhalt. Aber den Engländern brachte der Sieg bei Nareja keinen Nutzen. Nicht nur daß das Schwert und das ungewohnte Klima zahllose Opfer forderte, daß Eduard selbst den Keim der Krankheit einsog, die sein Leben verkürzte, Don Pedro, der seinen Beschützern unermeßliche Schätze in Aussicht gestellt hatte, konnte seine Versprechungen nicht erfüllen. Das englische Hilfsheer geriet bald in die größte Not; der Prinz mußte, um seine Hauptleute zu befriedigen, alle seine Schätze, selbst sein Silbergerät hingeben und auf seinen Namen Anlehen machen. Erschöpft, leidend und verstimmt, kehrte er mit seinen Kompanien nach Guienne zurück. Dies machte sich Heinrich zu nutze, um neue Banden an sich zu ziehen und, von Frankreich heimlich unterstützt, durch die Gebirgspässe wieder in Kastilien einzufallen. Pedro war im ganzen Lande so verhaßt, daß in Altkastilien schon alles zum Abfall bereit war, als sein Halbbruder am Ebro erschien. Ohne auf Widerstand zu stoßen, zog Heinrich als rechtmäßiger König begrüßt in Calahorra Sept. 1367.
und Burgos ein. Selbst Cordova erklärte sich für ihn. Dagegen nahmen Toledo und Sevilla Partei für Don Pedro, der sich in ihrer Mitte befand, und verteidigten ihre Mauern mit der größten Hartnäckigkeit. Über ein Jahr wütete nun in Neukastilien und Andalusien ein verheerender Bürgerkrieg, den die Nachbarreiche Aragonien, Granada und Navarra zur Erweiterung und Abrundung ihrer Grenzgebiete und Don Tello zu Eroberungen in Biscaya benutzten. Aber im folgenden Frühjahr, als das von Heinrich Pedros Ausgang. 1369.
hart bedrängte Toledo seinem Falle nahe war, entschloß sich Don Pedro zu einem Hauptschlag. Alles Wertvolle in dem festen Carmona bergend, zog er mit seiner ganzen Kriegsmannschaft über die Sierra Morena nach Calatrava und von da nach Montiel. Hier traf auch sein Halbbruder Heinrich ein, dessen Heer der aus der Gefangenschaft befreite du Guesclin mit neuen Söldnerscharen aus der Provence verstärkt hatte. Es ist eine bekannte, für den ritterlichen Geist jener Zeit charakteristische Erzählung, daß der schwarze Prinz den französischen Marschall gegen ein von ihm selbst zu bestimmendes Lösegeld in Freiheit gesetzt, um die prahlerischen Reden der Franzosen, als ob er denselben aus Furcht gefangen halte, Lügen zu strafen. Durch du Guesclins Verstärkungen war Heinrich dem Bruder weit überlegen, daher auch die Schlacht 14. März 1369.
bei Montiel mit dessen vollständiger Niederlage endigte. Don Pedro erreichte mit Fernando de Castro und drei andern Getreuen die in der Nähe des Waffenfeldes gelegene feste Burg; aber von allen Seiten eng eingeschlossen, knüpfte er mit du Guesclin Verbindungen an, um diesen auf seine Seite zu ziehen. Der französische Scharenführer ging auf die Unterhandlungen ein und ließ durch seinen Bruder den gefangenen Fürsten zu einer nächtlichen Zusammenkunft in sein Zelt entbieten. Als Heinrich von der Ankunft Don Pedros Kunde erhielt, drang er plötzlich ein und versetzte dem Gegner einen Dolchstoß; der Verwundete aber warf den Angreifenden zu Boden und

es entstand ein Ringen, bis der wieder aufgerichtete Heinrich dem Bruder die Todes-
23. März wunde beibrachte. So starb Peter der Grausame in einem Alter von 35 Jahren.
1369. Ganz Kastilien atmete bei der Nachricht vom Tode des Tyrannen auf und brachte dem König Heinrich Huldigung und Anerkennung dar. Und dieser war bemüht, durch eine ebenso gerechte und verständige als kräftige Regierung die dunkeln Schatten zu verwischen, welche seine Thronbesteigung entstellten.

Sein Geschlecht. Don Pedros Geschlecht verschwand von der kastilischen Erde. Als Padilla bald nach der Ermordung der unglücklichen Blanka aus der Welt geschieden war, hatte der König alle Mittel angewendet, ihren Kindern die Thronfolge zuzuwenden. Er hatte durch Zeugen eidlich erhärten lassen, daß er in rechtmäßiger Ehe mit Padilla verbunden gewesen, und die Stände bewogen, das Recht der Nachfolge zuerst auf ihren Sohn Alfons, dann im Falle seines kinderlosen Ablebens auf die drei Töchter Beatrix, Kon-
1362. stanze und Isabella nach der Ordnung ihrer Geburt zu übertragen. Aber Alfons starb noch in demselben Jahr, Beatrix bald nach der vereitelten Vermählung mit dem Erben von Aragonien; die beiden jüngsten, die der Vater auf seiner Flucht nach Guienne mit sich geführt, waren als Geiseln bei dem schwarzen Prinzen zurückgeblieben. Dieser ließ sie nach England bringen, wo sie durch ihre Vermählung mit zwei Söhnen Eduards III., Konstanze mit Johann von Lancaster, Isabella mit Edmund von York, ihre kastilischen Erbansprüche auf die englische Dynastie übertrugen.

Heinrich befestigt sich auf dem Thron. 1369. Heinrich trat die Regierung in Kastilien unter schwierigen Verhältnissen an. Als illegitimer Sohn des Königs Alfons XI. stieß er auf starken Widerspruch. Nicht nur, daß unter dem kastilischen Adel manche sein Recht an die Krone bestritten; König Fernando von Portugal, der das Bündnis seines Vaters mit Don Pedro erneuert hatte, suchte nach dessen Ermordung selbst die Krone von Kastilien zu gewinnen, da er als Enkel der kastilischen Königstochter Beatrix der einzige aus legitimer Ehe entsprossene männliche Nachkomme sei. Zu dem Zweck verband er sich mit dem maurischen Fürsten Mohammed von Granada und mit Pedro IV. von Aragonien, nahm die unzufriedenen kastilischen Edelleute, die sich nach Portugal flüchteten, ehrenvoll auf, unbekümmert um das Murren der portugiesischen Großen über die königliche Freigebigkeit gegen die Fremdlinge, und rückte mit Heeresmacht in Galicien ein, während der Aragonier Molina, Almazan, Soria und andere Herrschaften auf der Grenze an
1370. sein Reich zu bringen suchte und die Mauren Algeziras eroberten. Zugleich legte sich der Herzog von Lancaster, Richards II. Oheim, als Gemahl der älteren Tochter Don Pedros den Titel eines Königs von Kastilien bei und wurde von dem englischen Hof als solcher anerkannt. Aber indem Heinrich mit Klugheit und Geschick sich aus der schwierigen Lage im eignen Lande zog und die ungünstigen Verhältnisse der Gegner sich zu nutze machte, überwand er allen Widerstand und behauptete sich, wenn auch von den Feinden als Usurpator angesehen, auf dem kastilischen Thron. Die maurischen Eroberungen beschränkten sich auf Algeziras; der König von Portugal, der sich gleichfalls „König von Kastilien" nannte, führte den Krieg mit so geringem Erfolg, daß der spanische Geschichtschreiber Lopez de Ayala sagt, es wäre ehrenvoller für ihn gewesen, wenn er den ganzen Feldzug unterlassen hätte; die Engländer hatten genug im eigenen Land zu thun, und der Aragonier, ohnedies mit dem Krieg in Sardinien beschäftigt, erhielt durch Heinrichs Klugheit einen unerwarteten Gegner in Jakob III. von Mallorca, dem (S. 84) erwähnten Prätendenten des Inselreichs. Obwohl mit der Königin Johanna von Neapel vermählt, hatte der abenteuernde Infant bei Pedro dem Grausamen Dienste genommen und war bei Montiel in Kriegsgefangenschaft geraten. Diesem gab nun Heinrich gegen ein von der reichen neapolitanischen Königin zu entrichtendes hohes Lösegeld die Freiheit und erreichte dadurch den doppelten Zweck, daß

er dem Gegner einen Rivalen aufstellte und seine Kasse füllte. Da er bereits die reichen Schätze, welche der gestürzte Tyrann in den festen Burggewölben von Sevilla und Carmona aufgehäuft, an sich gebracht und überdies von den Reichsständen in Medina del Campo große Bewilligungen erlangt hatte, so war er in den Stand gesetzt, die fremden Kriegsscharen, die ihm zum Sieg verholfen, nach Darreichung der Löhnung zu verabschieden und sich mit einem disziplinierten Heer zu umgeben. Bertrand du Guesclin und die übrigen Bandenführer wurden noch außerdem mit Städten und Herrschaften beschenkt, die sie dann wieder verkauften.

Die Geschichte Kastiliens während der nächsten Jahre gleicht einem diplomatischen Schachspiel, in dem nicht nur die Fürsten der Halbinsel rangen, sondern auch die Franzosen, die Engländer und der Papst mit eingriffen. Indes der König von Portugal, der durch seine Heirat im eignen Lande großen Anstoß gab, sich mit dem Herzog von Lancaster verband und diesen, um englische Hilfe zu erlangen, als König von Kastilien anerkannte, der römische Stuhl, besorgt über den Bund der christlichen Höfe mit den Mohammedanern in Granada und Marokko, mit Friedensvermittelungen sich abarbeitete, schloß Heinrich einen Vertrag mit Frankreich und rückte mit Heeresmacht in Portugal ein. Viseu wurde besetzt, Lissabon zu Wasser und zu Land eingeschlossen und durch Feuer hart geschädigt, Coimbra belagert und von dem Kastilianer nur aus ritterlicher Galanterie, weil dort gerade Fernandos Gemahlin Leonore ihrer Entbindung harrte, verschont. Viele portugiesische Große, des Königs Bruder an der Spitze, leisteten aus Mißstimmung über Fernandos Vermählung den Kastilianern Vorschub. Endlich vermittelte der päpstliche Legat eine Aussöhnung, die Heinrichs Großmut und Mäßigung wesentlich erleichterte und beschleunigte. Der Portugiese entsagte dem Bündnis mit dem Herzog von Lancaster und England, wies die unzufriedenen Kastilianer, die Heinrich nicht als König anerkennen wollten, aus seinem Lande und trat dem kastilisch-französischen Bunde bei. Mit ähnlichem Erfolg beendigte Heinrich auch den aragonischen Krieg: Don Pedro schloß Frieden und Bündnis und gab die kastilischen Grenzgebiete, die er besetzt, heraus.

Heinrichs Regierung. *März 1373.* *April 1375.*

Auch **Biscaya** wurde nach dem kinderlosen Ableben des Infanten Don Tello, dem es der König zu Lehen gegeben, mit dem kastilischen Reiche vereinigt; doch blieb die Landschaft im Besitze ihrer alten Rechte und Freiheiten. Als die an den Herzog von Alençon vermählte Tochter Fernandos de la Cerda für sich und ihre Kinder Biscaya und das gesamte Erbe der Lara in Anspruch nahm, stellte Heinrich die Bedingung, daß die Söhne ihren Aufenthalt in Spanien nehmen sollten. Diese weigerten sich jedoch, ihre Stellung in Frankreich aufzugeben, weshalb er die Fürstentümer für erledigte Kronlehen erklärte. Nachdem Heinrich auch noch den König von Navarra durch Rückerstattung der auf die Befestigung von Logroño und Vittoria verwendeten Kosten zum Frieden bewogen, war Kastilien in seinem alten Umfang hergestellt und die Herrschaft Heinrichs befestigt und anerkannt. Aber durch die übermäßige Freigebigkeit, womit er die Besitzungen der Krone weggab, um den Adel zufriedenzustellen und an die neue Dynastie zu fesseln, hat er seinen Nachfolgern manche Verlegenheit bereitet.

Biscaya mit Kastilien vereinigt.

Die Regierung von Heinrichs Sohn **Johann** war durch den wechselvollen Erbfolgekrieg mit Portugal, von dem später die Rede sein wird, so sehr in Anspruch genommen, daß die innere Geschichte dieser Jahre nichts Denkwürdiges aufzuweisen hat, als Drangsale und Elend, welche die fremden Kriegsvölker über das Land brachten. Nachdem die Hoffnung, die Krone von Portugal mit der kastilischen zu vereinigen, durch die Schlacht bei Aljubarrota vereitelt worden, sah sich König Johann im eigenen Lande von portugiesischen und englischen Heeren bedroht, welche die Erbansprüche des Herzogs von Lancaster auf Kastilien zur Geltung bringen wollten. Durch den ener-

Johann I. 1379–1390. *1385.*

gischen Widerstand des kastilischen Adels gegen die Herrschaft der im Ausland erzogenen und den heimischen Verhältnissen fremd gewordenen Infantin Konstanze und ihres englischen Gemahls und durch die aus Frankreich herbeigezogenen Söldnertruppen wurde jedoch die Gefahr abgewendet. Nach einigen Gefechten vereinigten sich die streitenden Teile in dem Vertrag von Bayonne dahin, daß der Erbinfant von Kastilien sich mit Katharina, der Tochter Lancasters und Konstantias, vermählen, der englische Herzog den Königstitel aufgeben und seine Ansprüche auf die Tochter übertragen, seine Gemahlin mit einigen Gütern und Herrschaften in ihrem Geburtslande, der Herzog selbst mit einer beträchtlichen Geldsumme für die Kriegskosten entschädigt werden sollte. Mit Portugal dauerte der Krieg noch einige Zeit fort, doch mehr in der Weise von Ritterfehden, wobei die Streiter ihre Tapferkeit und ihren Mut zu zeigen bemüht waren und einzelne Orte und Landschaften durch Verwüstung und Plünderung zu leiden hatten, als in der Art eines Nationalkampfes um Freiheit und Herrschaft. Endlich gab man den verderblichen Kampf auf. Ein Waffenstillstand, von Zeit zu Zeit verlängert, diente als Einleitung zu einem dauernden Frieden, dessen Abschluß indessen Johann I. nicht erlebte. Von Schwermut niedergebeugt, trug er sich mit dem Gedanken, in ein Kloster zu gehen, als ein Sturz vom Pferde seinem Leben ein Ende machte.

(Margin notes: Herbst 1387. — März 1389. — 8. Okt. 1390.)

Heinrich III. 1390—1406. Heinrich, Johanns Erstgeborner, der seit seiner Verlobung von dem zum Fürstentum erhobenen Stammsitz des Reichs den Titel „Prinz von Asturien" führte (1388), ein Titel, der von der Zeit an allen kastilischen Thronisfanten beigelegt ward, erbte die Krone, ein elfjähriger schwächlicher Fürst, während dessen Minderjährigkeit eine vormundschaftliche Regierung eingesetzt werden mußte. Dadurch erwuchs dem kastilischen Reiche großes Unheil. Nach der letztwilligen Verfügung des verstorbenen Königs sollte ein aus den drei Ständen des Reichs zusammengesetzter Regentschaftsrat die Staatsangelegenheiten verwalten. Diese Anordnung wurde jedoch angefochten, weil darin die Rechte der hohen Geschlechtshäupter zu wenig berücksichtigt seien, und mit Hilfe der Reichsstände eine neue Regentschaft geschaffen, in welcher die weltlichen und geistlichen Herren, der Herzog von Benavente, ein natürlicher Sohn Heinrichs II., Graf Pedro von Trastamara, der Markgraf von Villena, die Erzbischöfe von Toledo und von St. Jago di Compostella, der Ordensmeister u. a. die Gewalt unter sich teilten. Auf die bürgerlichen Beisitzer, die zu den Beratungen beigezogen werden sollten, wurde keine Rücksicht genommen. Aber die gebietenden Herren, von denen jeder die günstigen Zeitumstände zu seinem Vorteil benutzen wollte, gerieten bald in Hader; das Reich ging in Parteien auseinander; das Krongut wurde entfremdet; Verwirrung herrschte im ganzen Land. Als man darauf die Einrichtung traf, daß die Regierung von sechs zu sechs Monaten zwischen den Machthabern wechseln sollte, riß noch ärgere Unordnung ein. Das Fehdewesen zersplitterte die Wehrkraft der Nation, so daß, wenn die Portugiesen den Angriff erneuerten, kräftiger Widerstand unmöglich war. Alle Veränderungen aber, die in der Zusammensetzung der Regentschaft versucht wurden, erwiesen sich bei der Selbstsucht der Häupter als fruchtlos. Erst als der König, nachdem er das vierzehnte Jahr vollendet, mit Einwilligung der Stände sich für volljährig erklärte und die Regierung selbst übernahm, trat eine Wendung zum Bessern ein. Denn trotz seiner Jugend und Kränklichkeit besaß Heinrich III. einen klugen Geist und ein sicheres Verständnis für politische Dinge. In der Erkenntnis, daß das Volk sich nach einem straffen Regiment sehnte, um von dem Druck der ritterlichen Anarchie befreit zu werden, schritt er alsbald zu durchgreifenden Maßregeln. Die regierenden Herren hatten namentlich auch von den Krongütern, mit denen schon die früheren Könige verschwenderisch umgegangen waren, vieles an sich gebracht, so

(Margin notes: Die vormundschaftliche Regierung. 1390—1393. — 10. Aug. 1393. — Reduktion der Kronlehen und Unterwerfung der Adelskoalition.)

daß für die Staatsausgaben die nötigen Mittel fehlten. Heinrich verständigte sich daher zunächst mit den Cortes, indem er gegen Bewilligung der Alcavala die Zusicherung gab, daß ohne ihre Zustimmung keine neue Auflage eingeführt werden sollte, und ging dann energisch gegen den Adel vor. Alle Vergabungen, welche während seiner Minderjährigkeit auf Kosten der Domänen vorgenommen worden, wurden zurückgezogen und die Einkünfte der geistlichen und weltlichen Großen auf das Maß beschränkt, das sie bei dem Tode Don Juans gehabt, zugleich wurden alle Verbindlichkeiten, welche die Barone untereinander eingegangen hatten, für aufgehoben erklärt. Dieser kühne Griff des jugendlichen Königs setzte die Feudalherren in Wut; der Herzog von Benavente, der Markgraf von Villena und die beiden Infanten, Alfons, Graf von Gijon, und Don Pedro von Trastamara suchten eine Adelskoalition zu bilden, um die drohende Reduktion ihrer Einkünfte mit Gewalt abzuwenden; aber das energische Vorgehen Heinrichs, der den Gehorsamen und Willigen Verzeihung bot, den Widerstrebenden und Trotzigen mit gewaltsamer Niederwerfung drohte, erstickte die Koalition im Keim. Ohne Rückhalt im Volke und ohne Hilfe von außen vermochten die Führer den bewaffneten Widerstand nicht durchzuführen: einzeln überwunden oder gefangen mußten sie sich den Anordnungen des Königs fügen und dessen Gnade durch das Gelöbnis der Treue und des Gehorsams erkaufen.

Die gleiche Energie und Besonnenheit zeigte Heinrich auch in allen andern Handlungen seiner Regierung. Durch die Vermählung mit Katharina von Lancaster, Schwester der Königin Philippa von Portugal, wurde der Friede mit Portugal befördert. Seitdem konnte Kastilien sein geschwundenes Ansehen im christlichen und mohammedanischen Ausland wieder herstellen. Wenn der König dabei sein Vertrauen auch mehr auf kluge diplomatische Verhandlungen setzte als auf Waffen und Heere, so war dennoch seine Kriegsmacht zu Land und See in solcher Verfassung, daß er nicht nur jeden Angriff kräftig zurückzuweisen vermochte, sondern auch eine schiedsrichterliche Autorität gewann. Auf diese Weise erhielt er seinem Reich den Frieden, setzte dem maurischen Piratenwesen Schranken und breitete seinen Ruhm in fernen Ländern aus. Ein drohender Krieg mit dem Emir Jussuf von Granada, entzündet durch den Fanatismus des Großmeisters des Alcantara-Ordens, welcher die Ungläubigen mit den Waffen zum Christentum bekehren wollte, wurde durch Heinrichs Besonnenheit abgewendet. Er erklärte, daß er mit den Angreifern, die ihre Unbesonnenheit größtenteils mit dem Leben in einer unglücklichen Feldschlacht büßten, nichts gemein gehabt, und brachte den beleidigten Emir dahin, daß er den Frieden erneuerte. Im nächsten Jahr starb Jussuf an einem Gift, das ihm der Fürst von Fes beibringen ließ; sein zweiter herrschsüchtiger Sohn Mohammed bemächtigte sich des Thrones von Granada und hielt seinen ältern Bruder im Kerker. Die Besorgnis, daß unter dem neuen Emir das friedliche Verhältnis keinen Bestand haben würde, diente dem König, die Stände zu größeren Anstrengungen für kriegerische Rüstungen willig zu machen. Die Größe der Forderungen an Geld, Schiffen und gewappneter Mannschaft zu Roß und zu Fuß, welche von den Cortes in Gemeinschaft mit der königlichen Kammer aufgebracht werden sollten, zeugt von der Macht und dem Wohlstand, zu dem Kastilien durch die weise Friedenspolitik des dritten Heinrich emporgestiegen war. Als Beweis, wie weit der Ruf des kastilischen Königs gedrungen, führen die Zeitgenossen den Gesandtschaftsverkehr zwischen ihm und dem großen Mongolenherrscher Timur an. Die Botschaft des christlichen Königs erwiderte der türkische Großfürst mit einer Gegengesandtschaft, die dem kastilischen Monarchen reiche Geschenke, darunter zwei vornehme christliche Gefangene von hoher Schönheit überbrachte. Aber das Leben Heinrichs eilte rasch seinem Ende entgegen. Schon den Reichstag in Toledo, an dem die erwähnten Forde-

[Margin notes: Heinrichs III. Macht und Ansehen. — 1394. — 1406.]

rungen gestellt worden, hatte der kranke Fürst nicht mehr selbst eröffnen können; er mußte die Verhandlungen seinem Bruder Fernando übertragen, demselben Infanten, der einige Jahre nachher den Thron in Aragonien bestieg. Und schon zu Weihnachten
25. Dez. 1406. des nämlichen Jahres starb König Heinrich III. in einem Alter von siebenundzwanzig Jahren, ein einjähriges Kind als Thronerben hinterlassend. Groß war die Trauer in Kastilien um den hochherzigen Fürsten, welcher Kraft mit Milde verband, Frieden und Gerechtigkeit schützte und den von ihm bekannten Grundsatz, daß die Wohlfahrt des Volkes das höchste Gesetz sei, gegen welches kein usurpiertes oder verbrieftes Recht aufkommen dürfe, nie zur Verletzung der Verfassung und der bestehenden Rechtsordnungen mißbrauchte. Die Klage war um so gegründeter, als eine neue Regentschaft in Aussicht stand und ein Krieg mit den Mauren drohte.

Die Regentschaft. Johann II. 1406–1454. Heinrichs III. Bruder Fernando hatte sich durch seine trefflichen Eigenschaften so allgemeine Achtung erworben, daß die kastilischen Großen ihm die Krone anboten. Der hochsinnige Fürst wies jedoch den Antrag zurück, übernahm aber, um die Herrschaft nicht den schwachen Händen eines Kindes und einer Frau zu überlassen, gemeinschaftlich mit der verwitweten Königin Katharina die Reichsverwaltung und entfaltete solche Herrschergaben, daß Kastilien mehrere Jahre lang von allen mit einer minderjährigen Regierung sonst verbundenen Übelständen verschont blieb. Er erwarb sich das Zutrauen der Stände, hielt die Edelleute in Gehorsam und gewann durch einen sieg-
1410. reichen Krieg mit den Mauren von Granada die Festung Anteguera nebst Umgegend.
1412. Auch als er von den Cortes zum König von Aragonien gewählt worden (S. 88), fuhr er fort, in Gemeinschaft mit der Königin-Mutter das Reich seines Neffen zu verwalten; und die Macht, die dadurch in seine Hände gelegt war, setzte ihn in den Stand, nicht bloß in Aragonien die aufrührerischen Großen zu unterwerfen und sich und seinem Hause die Krone zu sichern, sondern auch auf Sardinien und den Balearen alle Versuche zum Abfall zu hindern; selbst in Sizilien führte er die Sprache eines
1416. Gebieters und Schiedsrichters. Zum Unglück starb er schon nach einer vierjährigen
1417. Regierung, und nicht gar lange nachher schied auch die Königin Katharina aus dem Leben, zu früh für den jungen König, der bisher noch wenig geistiges Leben gezeigt und jetzt, im vierzehnten Jahre seines Alters, das Zepter in die eigne Hand nahm, ohne die erforderliche Befähigung, Geschäftserfahrung und Charakterfestigkeit. Damit beginnt für Kastilien eine schwere Zeit, in welcher Aufstände und Bürgerkriege dem Wohlstand und der Macht der Nation schwere Schläge versetzten.

4. Portugal.

Die letzten Regierungsjahre des Königs Diniz. Dem König Diniz, dessen thatkräftige Regierung wir früher kennen gelernt (VII, 544), war es nicht vergönnt, die Früchte derselben bis ans Ende seiner Tage unverkümmert zu genießen. Die hohe Gunst, die er in späteren Jahren seinem natürlichen Sohne Alfons Sanchez, Herzog von Albuquerque, erwies, reizte die Eifersucht des Infanten Thronfolgers Alfons. Es hieß, Diniz wolle dem Liebling die Krone zuwenden. Bei der selbständigen Stellung und der eigenen Hofhaltung, die der Vater seinem Erstgebornen zugewiesen, mußte diese Verstimmung bald zur Parteiteilung führen. Der Hof des Erbprinzen wurde der Sammelplatz aller Unzufriedenen und Friedensstörer, welche durch Zuträgerei und Einflüsterung die Spaltung zwischen Vater und Sohn mehrten, bis es zuletzt zum offenen Krieg kam, der Stadt und Land verheerte und die Gemüter verwilderte. Der Bischof von Evora, welcher, vom Papst ermächtigt, Kirchenstrafen über die Ruhestörer verhängte, wurde von zwei Rittern aus der

Umgebung des Infanten ermordet. Endlich bewirkte die Königin Isabella Frieden 5. März 1321.
und Versöhnung. Der König wies dem Thronerben die Städte Coimbra, Porto und 1322.
Montemor an, vermehrte sein Einkommen und verzieh seinen Anhängern. Alfons Sanchez begab sich in sein Herzogtum Albuquerque; als er aber im nächsten Jahr an den väterlichen Hof zurückkehrte und mit der alten Gunst aufgenommen ward, brach der Krieg von neuem aus. Wiederum standen Vater und Sohn einander gewaffnet 1323.
gegenüber, und nur den Anstrengungen Isabellas und des Bischofs von Lissabon war es zu danken, daß man nicht die Entscheidung durch eine Schlacht suchte. Erst als der bejahrte König in Santarem schwer erkrankte, ging der Sohn in sich und suchte des Dez. 1324.
Vaters Verzeihung. Nach einigen Wochen starb Diniz im Kreise der Seinen, mit erhe- 7. Jan. 1325.
benden Worten den Thronerben, der an sein Krankenlager geeilt war, zur Tugend und Gerechtigkeit ermahnend. Alfons IV., der die Huldigung der Reichsstände in Alfons IV. 1325—1357.
Evora empfing, konnte auch als König das Mißtrauen gegen den Halbbruder nicht Der Bruderzwist beendigt.
verwinden, wie sehr auch dieser ihn von seiner Treue zu überzeugen suchte, und gedachte ihn mit Gewalt seiner Besitzungen zu berauben. Aber der Infant verteidigte sein Eigentum, bis Isabella abermals eine Versöhnung zustandebrachte. Nun endlich ließ der König sein Mißtrauen fahren und arbeitete gemeinschaftlich mit dem Bruder an der Unterdrückung des Fehdewesens, das während der inneren Unruhen verderblich um sich gegriffen hatte. Doch starb Alfons Sanchez schon nach wenigen Jahren. Um den trotzigen Feudalherren kräftig entgegentreten zu können, wünschte König Alfons Ehebündnisse.
eine nähere Verbindung mit Kastilien. Alfons XI. bot bereitwillig die Hand dazu, indem er selbst Alfons' Tochter Maria zur Gattin nahm und die Tochter des Infanten Pedro, Blanka, dem Kronerben von Lissabon vermählte. Aber beide Ehebündnisse trugen keine guten Früchte. Wir haben gesehen (VII, 537), wie sehr der kastilische 1328.
König von dem Geiste und der Schönheit der Leonore de Guzman beherrscht ward; einen noch schlimmeren Ausgang hatte die andere Verbindung. Blankas körperliche Leiden vernichteten jede Hoffnung auf einen Thronfolger. Am Hof von Lissabon wurde daher der Plan entworfen, die Ehe zu trennen und den Thronerben mit Konstanze, der reichen Erbtochter des Herzogs Juan Manuel von Villena, zu vermählen, die einst der kastilische König gefreit, dann aber verlassen hatte. Das Vorhaben kam zur Ausführung, doch führte Alfons XI., über die doppelte Kränkung empört, mit Portugal einen heftigen Krieg, der erst nach mehreren Jahren durch den Papst und Aragonien beigelegt ward. Die unfruchtbare Blanka wurde mit ihrem Brautschatz und allem, was sie später erhalten hatte, nach Burgos zurückgeschickt, und Konstanze reichte dem Infanten Pedro die Hand zum Ehebund, nachdem derselbe geschworen, daß er keine Nebenfrau halten wolle. Sie brachte eine Mitgift von 300,000 Goldstücken nach Lissabon; in ihrem Gefolge befand sich als Hofdame ihre Verwandte, Donna Ines de Castro.

Von der Zeit an lebten die beiden Alfons von Kastilien und Portugal in Frie- Alfons' Regierung.
den und Freundschaft. Sie erfochten zusammen den glänzenden Sieg am Rio Salado, der ihnen hohen Waffenruhm, ihren Reichen Sicherheit und Größe brachte. Die Hilfe, welche der portugiesische Monarch dem Schwiegersohn geleistet, und die Großmut, mit der er demselben die unermeßliche Siegesbeute hingegeben hatte, fanden bei dem Kastilianer volle Anerkennung. Es wurde erwähnt (VII, 538), daß seitdem die portugiesische Königstochter von ihrem kastilischen Gemahl würdiger und freundlicher behandelt ward. Wie sehr man auch Alfons IV. wegen seiner Haltung gegenüber dem Vater und Bruder tadeln mochte, für Reich und Volk war seine Herrschaft ein Segen. Er hielt auf strenge Rechtspflege und schützte mit kräftiger Hand jeden in seinem Eigentum und Recht. Als Lissabon von einem furchtbaren Erdbeben heimge- 1344.

1348. sucht ward und vier Jahre nachher die Pest einen großen Teil der Bevölkerung hinraffte, war er unabläßig bemüht, die Wunden, welche diese Unfälle dem Lande schlugen, zu heilen. Unter ihm wurden die ersten Entdeckungsreisen zur See unternommen; und als der päpstliche Stuhl das Eigentumsrecht über alle nicht von Christen bewohnten Länder und Inseln ansprach und den oben erwähnten Louis de la Cerda zum König über die neuentdeckten, aber noch nicht eroberten **Canarischen Inseln** ernannte, erhob er Einsprache gegen dieses angemaßte Recht des Pontifikats. Aber der Abend seines Lebens sollte durch Ereignisse von noch schlimmerer Art, als die seiner Thronbesteigung vorausgingen, verdüstert werden, Ereignisse, die seinem Namen eine unvertilgbare Schmach, dem Reiche große Verwirrung eintrugen. Noch während der

Ines de Castro. Lebzeiten Konstanzes hatte **Ines de Castro**, die jene aus ihrer kastilischen Heimat als Gesellschafterin mitgebracht, das Herz des Infanten Don Pedro durch ihre Schönheit und Anmut gefesselt. Die Leidenschaft wurde in seiner feurigen Seele um so heftiger, je mehr er sie vor den Blicken der Gemahlin und des Vaters zu verbergen

13. Nov. 1345. strebte; und Konstanzes frühzeitiger Tod bald nach der Geburt des Infanten Fernando wurde dem Gram darüber zugeschrieben. Nun lebte Don Pedro mit seiner geliebten Ines in innigster Gemeinschaft; sie gebar ihm vier Kinder, und das Gerücht ging, beide seien durch einen geheimen Ehebund vereinigt. Der Thronerbe leugnete die Verbindung, aber seine standhafte Weigerung, eine andere ebenbürtige Gemahlin zu wählen, wozu ihn der Vater drängte, schien das Gerücht zu bestätigen. Seine Hingebung für Ines war so groß, daß nicht bloß ihre beiden Brüder, Fernando und Alvaro Perez de Castro, sich bei Hofe des größten Ansehens erfreuten und den einheimischen Adel verdrängten, sondern daß auch viele andere Kastilianer in Portugal freundliche Aufnahme fanden und mit Ehren und Gütern überschüttet wurden. Dort suchten daher, als Pedro der Grausame den Thron in Burgos bestieg, zahllose Mißvergnügte und Verfolgte eine Zufluchtstätte. Der König geriet in Sorge, zumal als die portugiesischen Edelleute, erbittert über den Einfluß der Fremden, ihm vorstellten, welche Gefahren der Dynastie durch die Ehrsucht und Herrschbegierde der kastilischen Parteigänger drohten; die Rechte, ja das Leben des Infanten Fernando könnten Schaden nehmen. Die Sicherheit des Reichs und der Krone verlange den Tod der Ines.

Ihr tragisches Ende. 1355. Dem Infanten war die feindliche Gesinnung, die am Hof und im königlichen Rate gegen Ines herrschte, nicht entgangen. Er hatte sie daher mit ihren Kindern in das Kloster Santa Clara zu Coimbra gebracht. Aber die heilige Freistätte gewährte ihr keine Sicherheit. In Montemor wurde von dem König und seinen Räten, unter denen die ersten Würdenträger des Reichs, Alvaro Gonsalves, Pedro Coelho und Diego Lopez Pacheco, Herr von Ferreira, genannt werden, der Beschluß gefaßt, die Gemahlin des Infanten zu ermorden; und zwar sollte die That vor des Königs Augen vollbracht werden, damit die Mörder vor Pedros Rache sicher wären. Sie erspähten den Augenblick, als der Infant auf die Jagd gegangen war, um in das Kloster einzubrechen. Die Bitten der schönen unglücklichen Fürstin, die sich zitternd zu des Königs Füßen warf und seine Barmherzigkeit anflehte, machte einen erschütternden Eindruck auf Alfons. Er bebte vor der Ausführung des Mordplans zurück. Aber die Räte, die blutige Rache Don Pedros fürchtend, bestürmten den wankenden König, bis er überwältigt ausrief: „Thut, was ihr wollt!“ Unter ihren Streichen verblutete Ines als schuldloses Opfer der Rache. „Dieselben Ritter, die das Todesurteil über sie gesprochen, vollzogen es auch und befleckten ihre Hände als Henker, wie sie ihr Gewissen als Ratgeber befleckt hatten. Zugleich rissen sie den König zu einer Unthat fort, die wie ein schweres, düsteres Gewölk über seiner Regierung schwebt und auf sie einen Schatten wirft, den der Menschenfreund so gern aus ihr vertilgen möchte.“

Ein namenloser Schmerz ergriff den Infanten, als er nach seiner Rückkehr die blutige Leiche der geliebten Ines erblickte. Aber bald gesellte sich zu dem Gefühl des Schmerzes die leidenschaftlichste Rachbegierde. In Verbindung mit den Brüdern und Freunden der Ermordeten fiel er mit bewaffneter Hand in die königlichen Besitzungen ein und ließ die Städte und Unterthanen für die Schuld ihres Fürsten und seiner Räte büßen. Endlich gelang es den Vorstellungen des Erzbischofs von Braga und den rührenden Bitten der Königin den Zürnenden zu besänftigen. Auf einer Zusammenkunft in Canaveses versöhnten sich Vater und Sohn und gelobten einander, das Geschehene zu vergessen und an ihren Parteigenossen gegenseitig keine Rache zu nehmen. Seitdem lebten beide in Eintracht, und Don Pedro erhielt sogar einen Anteil an der Regierung. Aber das Andenken an Ines haftete fest in seiner Seele. Der Vater fürchtete deshalb, daß nach seinem Tode Vergeltung geübt werden möchte, und riet, als er im zweiten Jahre nach dem Versöhnungsakt in Lissabon auf das Sterbelager sank, den Urhebern der blutigen That sich durch Flucht der Rache des Infanten zu entziehen. Die drei Hauptschuldigen Pacheco, Gonsalves und Coelho entwichen nach Kastilien.

Rache und Versöhnung.

5. Aug. 1355.

Bald darauf starb Alfons IV. und Pedro bestieg im siebenunddreißigsten Lebensjahr den portugiesischen Thron, ein Fürst, der während der kurzen Regierungszeit, die ihm vergönnt war, sich einen guten Namen erworben hätte, wäre nicht sein Andenken durch die blutige Rache an den Mördern der Ines entstellt worden. Als infolge des Vertrags, wodurch sich die Könige von Kastilien und Portugal zur gegenseitigen Auslieferung ihrer Feinde verpflichteten, die in Kastilien weilenden Räte Gonsalves, Coelho und Pacheco dem König Pedro ausgeliefert wurden, ließ er die beiden ersten, nachdem das Gericht von Santarem das Todesurteil über die Schuldigen ausgesprochen, auf die grausamste Weise umbringen und ihre Leichen vor seinen Augen auf dem Schloßplatz verbrennen. Pacheco entkam in dem Gewande eines Bettlers nach Frankreich und wurde unter der folgenden Regierung begnadigt. Nachdem die Rache gestillt war, beschloß Don Pedro die Ehre seiner ermordeten Gemahlin in den Augen der Welt herzustellen. Er versammelte die Räte der Krone und viele Große und Ritter des Reichs in seinem Palaste, schwur in ihrer Gegenwart, daß Ines de Castro seine rechtmäßige, ihm kirchlich angetraute Gemahlin gewesen, und ließ, als der Priester, der die Trauung vollzogen und der Zeuge, der ihr angewohnt, die Wahrheit der Aussage eidlich bestätigt, eine Urkunde darüber ausstellen. Darauf wurde eine merkwürdige Totenfeier veranstaltet. Die Leiche wurde aus dem Klostergrab in Coimbra, wo sie bisher geruht, herbeigeholt, in kostbare Gewänder gehüllt und mit einer Krone geschmückt auf einen Thron gesetzt und dann, nachdem die Großen des Reichs vorübergezogen und den Saum ihres Gewandes geküßt, in einen mit goldgestickten Tüchern behangenen Sarg unter glänzendem Geleite zwischen brennenden Fackeln nach dem Kloster Alcobaca gebracht und dort in der königlichen Gruft beigesetzt. Ein prachtvolles Grabmal von weißem Marmor mit ihrem gekrönten Standbild sollte der Mit- und Nachwelt in Erinnerung bringen, daß hier eine Königin ihre letzte Ruhestätte gefunden. Aber trotz aller dieser Zeugnisse gab es in Portugal noch immer eine große Partei, welche die Rechtmäßigkeit der Ehe und die Legitimität der daraus entsprossenen Kinder bezweifelte.

28. Mai 1357.

Pedro I. 1357—1367.

Die Mörder der Ines getötet. 1360.

1360.

Krönungs- und Totenfeier der Ines. 1361.

Dann hielt Pedro eine Cortesversammlung in Elvas „zur Abstellung einiger Beschwerden gegen königliche Beamten". Hier brachten die geistlichen und weltlichen Stände eine Reihe von Anträgen und Gesuchen ein, die der König huldvoll entgegennahm, Abhilfe verheißend. Er bestätigte den Gemeinden ihre Gerechtsame, Freiheiten und Gewohnheiten und besserte Rechtspflege und Staatsverwaltung. Die auf diesem

Die Cortes von Elvas. 1361.

Reichstag gefaßten Beschlüsse „beurkunden Pedros ernsten Willen, die Wünsche und Bedürfnisse seiner Unterthanen zu beherzigen, ihre Wohlfahrt auf jede Weise zu fördern und den Gang der Staatsregierung nach festen Grundsätzen zu regeln". Er war ein scharfer Wächter der Gesetze, der jede Pflichtverletzung, jede Übertretung oder Vernachlässigung festgesetzter Ordnungen mit Strenge, ja mit Härte bestrafte. Ohne Rücksicht auf Rang und Stand rächte er jede Schuld; Geistliche wurden für weltliche Verbrechen oder Vergehen unnachsichtlich vor seinen Richterstuhl geladen und verurteilt. Alles war in Furcht vor dem gestrengen Herrn, der sogar mit eigener Hand die Geißel über den Nacken der Übelthäter schwang und vor allem die höheren Stände, Edelleute, Geistliche und Beamten, die am meisten Gesetze und Menschenrechte aus dem Auge ließen, seine Gerechtigkeitsliebe empfinden ließ. Ein Fürst von lebhafter, exzentrischer Natur überschritt er leicht die Grenzen der Mäßigung und der würdevollen Haltung, die dem Südländer sonst eigen zu sein pflegt. Eifrig und thätig in allen Geschäften der Regierung, gab er sich dann wieder mit ausgelassener Lust den Freuden des Tanzes, der Jagd und andauernder Festlichkeiten hin; und während er durch weisen Staatshaushalt die Schatzkammern von Lissabon, Santarem, Porto und Coimbra füllte, erübrigte er noch reichliche Summen zu freigebigen Spenden an Geringe und zu königlichen Geschenken für geleistete Dienste. Bei dem Volke blieb der strenggerechte, fröhliche und freigebige König Pedro in gutem Andenken. „Solche zehn Jahre hat Portugal niemals gehabt," sprach man an seinem Grabe. Ackerbau, Gewerbe und Handel waren unter den schirmenden Händen der drei letzten Könige fröhlich aufgeblüht; der dritte Stand war eine Macht geworden. Lissabon war angefüllt von Kaufleuten aller Nationen, die eigene Herbergen und Warenhäuser besaßen und sich großer Privilegien erfreuten; in dem Hafen der Stadt zählte man nicht selten 400 bis 500 Kauffahrteischiffe, welche die Landesprodukte, besonders Wein, Öl, Salz ausführten und Gold und Silber in Menge einbrachten. Im Burgturme zu Lissabon lagen 800,000 Goldstücke und 400,000 Silbermarken, denn die Jahreseinkünfte der Krone waren sehr beträchtlich.

Pedros Charakter und Regierung.

Fernando. 1367–1383.

Charakter und Eigenschaften.

Zum Unglück für Portugal wandelte Pedros Sohn und Nachfolger, Fernando, der in einem Alter von 22 Jahren den Thron bestieg, andere Wege als seine Vorgänger. Reich ausgestattet mit geistigen und körperlichen Vorzügen, entbehrte er des festen Charakters, der ruhigen Überlegung und der verständigen Mäßigung, welche in schwierigen Zeitlagen den richtigen Weg finden lassen. Ein schöner Mann von ansehnlicher Gestalt und königlicher Haltung, von einer Stärke des Armes und von einer Gewandtheit in allen körperlichen Übungen, wie deren nur wenige sich rühmen konnten, liebte es Fernando, inmitten seines Adels diese Eigenschaften zu zeigen, in glänzenden Aufzügen auf Jagd und Falknerei hinauszustürmen und das Füllhorn der Gnaden und Schenkungen mit freigebigen Händen auf den Ritter- und Herrenstand auszugießen; von regem, thätigem Geist und von lebhafter Einbildungskraft, war er reich an Plänen und Entwürfen; aber Mangel an sittlichen Grundsätzen, Wankelmut und Unbeständigkeit des Charakters und Selbstüberschätzung verleiteten ihn zu einer trugvollen Staatsklugheit, der jedes Mittel recht und erlaubt schien, welche die beschworenen Verträge treulos zerriß und andere schloß, je nachdem persönliche Interessen oder augenblickliche Vorteile bestimmend einwirkten. Der Frauenliebe und den Reizen der Sinne sich im Übermaß hingebend, betrachtete er Ehebündnisse nur als Mittel der Politik, wobei die Stimme der Humanität und Liebe unberücksichtigt blieb. Seine Tochter Beatrix wurde fünfmal verlobt und dem veränderlichen Sinne des Vaters zum Opfer gebracht. Infolgedessen im Auslande wenig geachtet, war er dagegen im eignen

Lande bei Adel und Volk nicht unbeliebt. Sein ritterliches Wesen, seine Freigebigkeit, seine Milde und Leutseligkeit ließen manche Untugend übersehen.

Von dem Krieg mit Kastilien, den Fernando in den ersten Jahren seiner Regierung zu führen hatte, ist oben (S. 98) die Rede gewesen. Er gereichte dem Königreich zum großen Nachteil. Nicht nur, daß das Land durch die feindlichen Angriffe Schaden nahm; als Fernando, der sich bereits den Titel „König von Kastilien" beigelegt hatte, mit seinem Gegner Frieden schloß, ließ Pedro von Aragonien, ergrimmt, daß sein bisheriger Bundesgenosse treulos abgefallen war, die Geldsummen in Beschlag nehmen, welche dieser als Bürgschaft seiner Bundestreue in Aragonien niedergelegt hatte. In wenigen Jahren war der Staatsschatz erschöpft; der König schritt zu dem bedenklichen Mittel der Münzveränderung, und als dies eine Steigerung der Güterpreise, besonders der Lebensbedürfnisse zur Folge hatte, wurde für das Getreide ein Maximalpreis festgesetzt. Die ersten Regierungsjahre. 1367—1371.

In dem Frieden hatte sich Fernando verpflichtet, Heinrichs Tochter Leonore zur Gemahlin zu nehmen. Aber bald nachher wurde er von einer andern Leonore so bezaubert, daß er das Verhältnis auflöste. Einst kam **Leonore Tellez de Menezes**, die Gattin des Lorenzo da Cunha, eines portugiesischen Edelmannes von vornehmer Herkunft, in das königliche Schloß zum Besuche ihrer Schwester, einer der zahlreichen Hoffrauen der Infantin, Fernandos Schwester. Hier erblickte der König die schöne Frau und wurde alsbald von ihren Reizen gefesselt. Seine Liebe wurde erwidert, und nun ruhte Fernando nicht, bis ihn der kastilische König seines Wortes entband, die Ehe Leonorens mit Lorenzo, angeblich wegen zu naher Verwandtschaft, getrennt ward und er die Geliebte als Gemahlin in die Königsburg einführte. Der verlassene Gatte floh, Schmerz und Grimm in der Brust, nach Kastilien. Adel und Volk waren empört über dieses Vorgehen; als Fernando mit Leonore in Lissabon erschien, entstand vor dem Schlosse ein drohender Volksauflauf, so daß sich beide in der Nacht nach Santarem begaben. Nichtsdestoweniger wurde Leonore als „Königin" behandelt; wer ihr die Huldigung verweigerte, wurde von Fernandos Zorn betroffen. Die Herrin, ebenso klug und geistesgewandt wie schön und anmutig, gab sich alle Mühe, durch Leutseligkeit und Milde gegen das Volk, durch Freigebigkeit und Großmut gegen den Adel und durch einschmeichelnde Freundlichkeit gegen jedermann die ungünstigen Vorurteile zu verscheuchen; aber die Nation mißbilligte die Verbindung und blieb der Königin abgeneigt. Leonore Tellez.

Dies trat gleich im nächsten Jahr zu Tage, als Heinrich von Kastilien, erbittert über Fernandos Treulosigkeit und sein Bündnis mit England, in Portugal eindrang, Lissabon belagerte und teilweise in Asche legte. Viele Große, an ihrer Spitze der Infant Diniz und die Großmeister von Santiago und Calatrava schlossen sich ihm an. So wurde Heinrich Herr der Situation und konnte die Friedensbedingungen vorschreiben, die demütigend genug für Fernando ausfielen. Eine persönliche Zusammenkunft der beiden Könige und des geistlichen Friedensstifters, auf dem Tajo in reich geschmückten Barken, besiegelte das Bündnis. Aber die Hoffnung, mit Heinrichs Hilfe Rache an Aragonien zu nehmen, ging nicht in Erfüllung (S. 93). Die Abneigung des Volkes gegen die Königin Leonore steigerte sich zu bitterem Haß, als sie den Infanten Johann, Fernandos Bruder, der sich mit ihrer Schwester Maria Telles, der Witwe eines vornehmen Edelmannes, vermählt hatte, durch trügerische Vorspiegelungen und boshafte Ränke zur Ermordung seiner edlen, sittsamen und liebenswürdigen Gattin aufstachelte. Neidisch und eifersüchtig auf die vom Volke verehrte Schwester suchte sie den Infanten, der, da sie selbst noch keinen Sohn geboren, als Thronfolger galt, durch ein Netz von Intrigen so zu umgarnen, daß der bethörte Fürst, in der Hoffnung, mit der Königs- Krieg und Hoffabalen. 1372. 19. März 1373. 7. April. 1377. 1378.

tochter Beatrix vermählt zu werden, die treue Ehegenossin in ihrem Schlafgemache zu Coimbra mit empörender Grausamkeit ermordete. Aber die verruchte That brachte dem Mörder schlimme Früchte: von Marias Sohn erster Ehe, dem Großmeister des Christusordens, und ihrem Bruder, dem Grafen Gonzales, aus Blutrache verfolgt, von dem Hofe verlassen, floh er nach Kastilien, wo er längere Zeit im Elend lebte, bis König Heinrich ihn zu sich berief und mit seiner Tochter Konstanze vermählte.

Kriegsbund mit England. Fernandos Ausgang. 1381—1383. Bald darauf starb Heinrich. Sein Sohn und Nachfolger Johann schloß mit Portugal einen Heirats- und Erbvertrag, der aber, obwohl von den Cortes gewährleistet, auf Anstiften der Königin Leonore bald wieder zerrissen ward. Mit der gewohnten Unbeständigkeit trat nunmehr Fernando, unter Vermittelung eines verbannten galicischen Edelmannes, Andeiro, eines Vertrauten der Königin, mit England in Verbindung, vermählte die neunjährige Infantin Beatrix mit dem achtjährigen Sohne des Herzogs Edmund von Cambridge (nachmals York) und bekriegte mit englischer Hilfe den König von Kastilien, um die Unbilden, die Lissabon von dem Vater erlitten, an dem Sohne zu rächen. Nichts konnte für die portugiesische Nation unheilvoller sein als dieser Kriegsbund. Denn nicht genug, daß ihre Seemacht durch den erfahrenen kastilischen Admiral Sanchez de Tobar (17. Juli 1381) eine empfindliche Niederlage erlitt, der Übermut und die Gewaltthätigkeiten der englischen Kriegsleute in Lissabon und andern Städten erzeugten zuletzt eine solche Erbitterung, daß die Volksrache sich gegen sie wendete, und die Königin wurde noch mehr der Gegenstand des Hasses und der Verachtung, als sie einen vornehmen Edelmann, Velasquez de Azevedo, der ihr wegen ihres anstößigen Betragens gegen Andeiro Vorstellungen machte, sowie den natürlichen Bruder Fernandos, den Großmeister des Avisordens, hinterlistig zu verderben trachtete. Schon waren beide in Haft und der Befehl zu ihrer Enthauptung erteilt, als der König, von dem wahren Sachverhalt unterrichtet, ihnen Leben und Freiheit schenkte. Andeiro aber blieb nach wie vor in der Hofgunst. Zum Grafen von Ourem erhoben, vermittelte er (1383) den Frieden mit Kastilien, der den Abzug der verhaßten Engländer aus Portugal bewirkte und einen neuen Ehebund zwischen den Höfen von Burgos und Lissabon stiftete. Die Königstochter Beatrix wurde zuerst mit dem kastilischen Infanten verlobt, dann aber, da die Königin von Kastilien während des Kriegs gestorben war, von dem König selbst als Braut heimgeführt. Mit ihrer Hand hoffte Johann die Krone von Portugal zu gewinnen, da sie Fernandos einziges Kind war. Der Heiratsvertrag setzte fest, daß die Nachkommen der Beatrix, Söhne wie Töchter, den Thron in Portugal erben sollten. Kurz nachher starb König Fernando (22. Okt. 1383), voll Reue und Zerknirschung über sein Leben, das für Reich und Volk sehr unheilvoll gewesen war.

Andeiro im königlichen Palast ermordet. Königin Leonore hatte das Bündnis mit Kastilien hauptsächlich betrieben, um die Brüder des Königs, die Infanten Johann und Diniz, Söhne der Ines de Castro, welche als Flüchtlinge in Kastilien weilten, vom Throne fern zu halten. Denn nach der Übereinkunft sollte ihr selbst die Regentschaft zufallen, bis ein Sohn oder eine Tochter der Beatrix regierungsfähig wäre. Demgemäß bemächtigte sie sich als Reichsverweserin der vollen Königsgewalt in Portugal und traf zugleich Anstalten, die Krone ihrer Tochter zu sichern. Auf ihr Zuthun wurden die beiden Infanten in Kastilien zurückgehalten, der älteste, Johann, Herzog von Viseu, im Alcazar zu Toledo in Sicherheit gebracht. Aber kaum war bei einem feierlichen Umzug Beatrix von Kastilien als Königin von Portugal ausgerufen, so gab das Volk seinen Unwillen über die Vereinigung der beiden Reiche oder vielmehr über eine kastilische Herrschaft in Portugal in so drohender Weise kund, daß die feierliche Proklamation unterbleiben mußte. Vor allem traf der Haß die Königin Leonore und ihren Günstling Andeiro, Grafen von Ourem. Es bildete sich bei Gelegenheit der Beerdigung Fernandos, zu welcher viele bewaffnete

Edelleute herbeiströmten, eine Verschwörung, in deren Folge der Graf im Vorzimmer der Königin von Johann, dem Großmeister des Ordens von Avis, einem Halbbruder Fernandos, ermordet wurde. Mehrere hohe Adlige, sogar Leonorens eigner Bruder, Graf von Barcellos, waren Mitwisser und Teilnehmer des Vorhabens. Auf die Kunde von dem blutigen Ereignis stürmte die aufgeregte Menge unter der Anführung des greisen Alvaro Paës, weiland Kanzler des Königs Pedro, durch die Straßen; ihrer Wut fiel der gelehrte und würdige Bischof Martin, ein Kastilianer von Geburt, zum Opfer; an seiner Leiche ließ der rasende Pöbel seine Wut aus. Die beabsichtigte Beraubung und Verfolgung der Juden, besonders des reichen Schatzmeisters Judas und seines Vertrauten, vermochte der Ordensmeister, den die öffentliche Stimme zur Herrschaft berief, nur mit Mühe abzuwenden. Die Königin selbst verließ den Ort des Schreckens und des Grauens und begab sich, von ihren Anhängern und Räten begleitet, nach dem ihr gehörigen Flecken Alemquor, in der Absicht, die Kastilianer ins Land zu rufen und an der verhaßten Hauptstadt Rache zu nehmen. Um diese Gefahr abzuhalten, rief das tobende Volk den Großmeister zum Defensor und Regenten des Reichs aus, und der Adel stimmte bei. So wurde drei Monate nach dem Hingange Fernandos durch einen revolutionären Volksakt Leonorens Plan vereitelt und Johann, der Sohn Pedros und einer galicischen Edelfrau, Regent von Portugal und bald König. Um die Nationalität zu retten und die verhaßte kastilische Herrschaft abzuwenden, wurden die berechtigten Glieder des Herrscherhauses ausgeschlossen und der jüngere Zweig zur Gründung einer neuen Dynastie berufen. In Beziehung auf Legitimität der Geburt und Reinheit des Blutes standen übrigens beide auf gleicher Linie. Auf beiden lag der Makel zweifelhafter Abstammung.

Aufruhr in Lissabon. Johann zum Reichsverweser erklärt. 1383.

16. Dez. 1383.

Der Reichsverweser verstand es, seinen Anhang zu mehren und sich die Volksgunst zu erwerben. Es heißt, jener greise Alvaro, das Haupt der Bürgerschaft, habe zu ihm gesagt: „Herr, wollt Ihr von mir einen Rat annehmen, der Eure Sache fördern wird? Gebt weg, was nicht Euer ist, versprecht, was Ihr nicht habt, und verzeihet dem, den Ihr nicht strafen könnt.“ Demgemäß entzog er den Anhängern der Königin und den flüchtigen Führern der kastilischen Partei ihre Güter und Ämter und belohnte damit seine Freunde und Genossen; er berief verständige und zuverlässige Männer aus dem Bürgerstand und Klerus in seinen Rat und an die Spitze der Verwaltung, er suchte das Gefühl für Freiheit und Nationalität zu wecken, um in dem drohenden Krieg mit Kastilien von dem Volke kräftig unterstützt zu werden; und indem er den Glauben verbreitete, er verwalte das Reich für den abwesenden Infanten und werde es diesem zurückstellen, sobald derselbe aus seiner kastilischen Gefangenschaft heimkehre, brachte er die Freunde des Rechts und der Legitimität auf seine Seite. Auf diese Weise gewann Johann bei der Nation solches Ansehen und Vertrauen, daß die Einwohner der Hauptstadt, die Geistlichkeit, viele reiche Privatleute große Anstrengungen machten, der erschöpften Staatskasse durch Darlehen, Beiträge oder Verwilligungen aufzuhelfen, daß selbst das verderbliche Mittel der Münzverschlechterung, zu dem er zu schreiten genötigt war, ohne Unwillen hingenommen ward. Größere Zurückhaltung zeigte anfangs der Adel; als aber Leonore alle Hebel in Bewegung setzte, ihrer Tochter, der „Königin Brites“, die Herrschaft zuzuwenden und den kastilischen König, ihren Schwiegersohn, aufforderte, die Krone Portugal zu erobern, da traten auch viele Edelleute und Ritter unter die Fahne des Regenten, die einen aus Abneigung gegen die Fremdherrschaft, die andern aus Furcht vor dem aufgeregten Volke, welches hier und da seinem glühenden Haß in Szenen der Wut gegen die Parteigenossen der Königin und der Kastilianer Luft machte. In Evora wurde die Äbtissin des Benediktinerklosters unter Schmach und Mißhandlungen auf offener Straße ermordet. Den höchsten Grad erreichte die

Haltung des Regenten Johann.

Ausgang der Königin Leonore. 1384. Volkserbitterung, als Johann, begleitet von seiner Gemahlin Beatrix, mit Heeresmacht über die Grenze rückte, in Santarem sein Hoflager aufschlug und, nachdem Leonore „zu gunsten des Königs und der Königin von Kastilien" feierlich auf die Regentschaft Verzicht geleistet, die Wappen der beiden Reiche vereinigte und als rechtmäßiger König und Herr Gebote ausgehen ließ. Das hochfahrende Wesen Johanns, der Übermut und die Gewaltthätigkeiten der kastilischen Kriegsleute, die Einschließung der Hauptstadt durch feindliche Schiffe versetzten die heißblütige Nation in fieberhafte Aufregung und lenkten aller Augen und Herzen auf den Großmeister, der im stillen seine Maßregeln nahm und den Bund mit England erneuerte. Solange jedoch Leonore mit ihrem gewinnenden Wesen und ihren weiblichen Künsten für den Schwiegersohn wirkte, stand noch immer eine große Partei zu seiner Fahne; aber die Einigkeit war nicht von Dauer. Leonore fühlte sich verletzt, daß der König, für den sie so große Opfer gebracht, ihr zu geringen Einfluß gestattete; sie änderte ihre Gesinnung und ihr Betragen und weckte dadurch dessen Mißtrauen. Sie wurde unter kastilische Aufsicht gestellt. Wütend über die unwürdige Behandlung reizte sie die Bürgerschaft von Coimbra, die sie vorher zur Anerkennung Don Juans hatte auffordern lassen, durch ihren Bruder Gonsalo, Befehlshaber der Stadt, zum Widerstand und schmiedete ein Komplott, infolgedessen der Kastilianer ermordet werden und Leonore wieder die Regierung antreten sollte. Graf Pedro, die Seele der Verschwörung, sollte die Hand der königlichen Witwe und die Mitherrschaft empfangen. Allein der Plan wurde verraten und vereitelt. Graf Pedro entfloh, Leonore aber wurde nach Tordesillas geführt und in die Zelle eines Nonnenklosters eingeschlossen, wo sie den Rest ihrer Tage verbrachte. Ihre in Santarem niedergelegten Schätze, durch eine Kammerfrau auf der Folter verraten, wanderten in die Kasse des Kastilianers. So trat Leonore Tellez vom Schauplatz ab, eine Frau von hervorragender Begabung, die durch Schönheit, Anmut und Geist alle bezauberte und fesselte, welche in ihre Nähe kamen, die aber auch durch glühende Leidenschaft und sinnliche Begierden Abgründe des Lasters und Verderbens öffnete, in denen sie zuletzt selbst den Untergang fand, „denn alle Schuld rächt sich auf Erden".

Der Belagerungskrieg von Lissabon. So hatte nun der kastilische König alle Glieder des portugiesischen Herrscherhauses in seiner Gewalt; denn selbst sein Halbbruder Alfons Heinrich, der eine natürliche Tochter Fernandos, Isabella, als Ehegenossin gewählt, mußte nebst seiner Gemahlin in Toledo lange Jahre in Gefangenschaft schmachten. Aber während er auf diese Weise seine Herrscherpläne zu befördern glaubte, arbeitete er im Interesse des Regenten Johann. Der Haß gegen die Kastilianer wurde durch die Gewaltschritte des Königs gesteigert; bei seinen ferneren Kriegsunternehmungen stieß er daher überall auf den hartnäckigsten Widerstand, besonders in Alemtejo, wo der heldenmütige „Herr" Nuño Alvarez Pereira seinen Arm und seinen Kopf der nationalen Sache und dem Dienste des Großmeisters widmete. Da der König aber zur See das Übergewicht hatte und die Hauptstadt eng eingeschlossen hielt, so glaubte er dennoch an den endlichen Sieg; denn wie sollte Lissabon der bereits um sich greifenden Hungersnot widerstehen? Das Schicksal der Hauptstadt aber, so hoffte er, würde entscheidend sein für das ganze Reich. Darum strengten die Kastilianer alle Kräfte an, Lissabon in ihre Gewalt zu bringen. Sie zwangen die Besatzung von Almada zur Übergabe und schnitten dadurch der von der Seeseite eingeschlossenen Stadt auch jede Verbindung mit dem Festlande ab. Trotz
Vom 6. Mai bis 3. Sept. 1384. allen Heldenmuts, mit dem Lissabon fünf Monate lang alle Beschwerden der Belagerung ertrug, schien die Stadt erliegen zu müssen. „O Lissabon, Lissabon! noch werde ich die Pflugschar über dich gehen sehen!" soll der erzürnte König ausgerufen haben. Da brach im kastilischen Lager eine ansteckende Krankheit aus und richtete solche Ver-

heerungen an, daß König Johann, nachdem er noch vergebens den Defensor durch Unterhandlungen zum Aufgeben der Regentschaft zu bewegen gesucht, die Belagerung aufhob und sich nach Sevilla begab. Dennoch stand er noch nicht von seinem Vorhaben ab, und bei der Parteisucht und Wandelbarkeit des Adels hätte er zu jeder Zeit neue Fäden zu Intrigen und Verschwörungen anknüpfen können; aber der Defensor wendete sich an die Nation, von deren Dankbarkeit und vaterländischer Gesinnung er eine hochherzige Hingebung erwarten durfte. Auf einer Cortesversammlung zu Coimbra wurde von Johann das Regras, dem größten Rechtsgelehrten Portugals, so überzeugend dargethan, daß weder Beatrix noch irgend einer der übrigen Prätendenten ein legitimes Erbrecht auf den portugiesischen Thron habe, somit die Nation befugt und berechtigt sei, die erledigte Krone auf das würdigste Haupt zu übertragen, wie auch schon früher geschehen, daß nach heftigen Debatten, wobei Pereira denselben Eifer für den Großmeister kund gab, wie früher im Feld, der Beschluß gefaßt wurde, den bisherigen Regenten und Defensor des Reichs, der sich um das Vaterland so verdient gemacht habe, als König anzuerkennen. Der Großmeister erhob einige Bedenken, die jedoch, wenn sie ernstlich gemeint waren, bald beseitigt wurden, so daß er am 6. April unter dem Jubel des Volkes im ganzen Reich feierlich als König ausgerufen ward. Zum Dank verlieh der neue König Johann I. der Stadt Lissabon, die sich so heldenmütig und so treu erwiesen, große Rechte und Freiheiten, erhob seine Freunde, vor allen den Alvarez Pereira, zu den höchsten Staatsämtern und belebte den Kriegsmut und die Wehrkraft des Volkes, damit es seine selbstgeschaffene Thronfolgeordnung gegen den feindlichen Nachbar zu verteidigen vermöge.

Oktober 1384. — *Der Regent als König ausgerufen. 1385.* — *März 1385.* — *Johann I. 1385—1433.*

Denn es war vorauszusehen, daß Johann von Kastilien die Thronansprüche seiner Gemahlin nicht so leichten Kaufes fahren lassen würde. Auch gab sich der portugiesische König keineswegs dem Glauben hin, daß mit der Corteswahl in Coimbra die letzte Entscheidung gefällt wäre. Wir wissen, daß er mit England in Verbindung getreten war und Johann von Lancaster als König von Kastilien anerkannt hatte. Es war ein kluger Gedanke, denn auf diese Weise schuf er dem Feind Gegner im eignen Land; und wenn auch die schwierige Lage des Inselreichs nicht gestattete, daß die englische Regierung dem portugiesischen Bundesgenossen sofort bewaffnete Hilfe zusandte, so war doch Johann in den Stand gesetzt, in Wales und Cornwallis eine Anzahl jener gefürchteten Armbrustschützen für seinen Dienst anwerben zu lassen. Aber die wichtigste Hilfe fand er in seiner eignen Thatkraft und in der Hingebung des Volkes. Der Adel war noch keineswegs einmütig für die Thronbesteigung eines Mannes, den sie bisher als ihresgleichen angesehen, dem sich manche an Macht und Reichtum überlegen fühlten; und viele feste Orte hielten noch mit ihrer Entscheidung zurück. Aber der leidenschaftliche Haß der beiden Nachbarvölker führte auch diesmal wieder die Nation unter die Fahne Johanns. Der glorreiche Sieg, den einige portugiesische Fähnlein über eine weit zahlreichere kastilische Streitmacht in dem Reitergefecht bei Trancoso davontrugen, war ein bedeutungsvolles Vorspiel der Entscheidungsschlacht, welche einige Wochen nachher zwischen den beiden Königen bei Aljubarrota zwischen Lissabon und Santarem geliefert ward. Johann hatte den ganzen kastilischen Adel unter seine Fahne gerufen und aus Navarra und dem südlichen Frankreich waffenkundige Söldnerscharen, Ritter und Abenteurer in Dienst genommen. Es mochten gegen 40,000 Krieger aller Waffengattungen sein, mit denen der kastilische König über die portugiesische Grenze rückte; die Kriegsgreuel, womit er seinen Namen schändete, gaben Zeugnis von dem tiefen Ingrimm, der in seinem und der Seinigen Busen kochte. Zugleich lief die kastilische Armada in die Mündung des Tajo ein; der im vorigen Jahr vereitelte Schlag auf Lissabon sollte mit viel größerer Gewalt ausgeführt werden.

Der Sieg bei Aljubarrota. 1385. — *Juli 1385.* — *14. Aug.*

Die Portugiesen, die kaum den dritten Teil der Kriegsstärke dem Feinde entgegenzustellen hatten, waren geteilter Meinung, ob es ratsam wäre, eine Feldschlacht zu liefern; selbst der König war unsicher; aber Alvarez Pereira, der Kronfeldherr (Connetable), gab durch seine ungestüme Kampflust den Ausschlag. So ereignete sich jene entscheidende Schlacht, deren Andenken jahrhundertelang im portugiesischen Volke sich erhalten hat. Die Kastilianer wurden besiegt, ihr Banner ging verloren; kaum war ein adliges Geschlecht, das nicht teure Toten auf der Walstatt ließ.

Folgen der Schlacht. Der Tag bei Aljubarrota sicherte dem König Johann, der wie ein Held mit seiner Streitaxt in erster Reihe kämpfte, Thron und Herrschaft, dem portugiesischen Volk Freiheit und Nationalität. Der ehemalige Großmeister von Avis hatte bewiesen, daß er der Ehre würdig sei, Stifter einer Dynastie zu sein. In der Hauptstadt Lissabon, „die den König liebte, wie eine Mutter ihr Kind", betrachtete man den Sieg als ein Gottesgericht. Man hatte in der Angst des Herzens durch feierliche Umzüge den Beistand des Himmels angefleht, allem gottlosen Wesen, allen anstößigen Sitten und Gebräuchen entsagt, einen ehrsamen, frommen Wandel gelobt; und nun galt es als Ehrensache, im Glück zu halten, was man in der Not versprochen. So wirkte die Schlacht veredelnd; Portugal feierte das Fest seiner Wiedergeburt.

Mit wenigen Begleitern entfloh Johann von dem Leichenfelde von Aljubarrota nach Santarem und von da den Tajo hinab, an Lissabon vorbei zu seiner Flotte, wo er eine Galeere bestieg, um nach Sevilla zurückzukehren. Der Rest seiner geschlagenen Armee und die kastilischen Parteigänger in Portugal folgten seinem Beispiel. Drei Tage verharrte der Sieger auf dem Waffenfelde, beschenkte seine Getreuen mit Gütern und Würden und überließ die unermeßliche Beute seinen Kriegsleuten. Und so sehr war den Portugiesen der Mut gestiegen, daß, während König Johann die noch widerstrebenden Städte und Landschaften seines Reiches unterwarf, sein kühner Kronfeldherr Pereira die Feinde im eignen Lande aufsuchte und weit in Estremadura eindrang. Bald darauf wurde Kastilien von einem neuen Feind bedroht. Der Herzog von Lancaster war mit Heeresmacht auf portugiesischen Schiffen in Coruña gelandet, um die Ansprüche seiner Gemahlin auf die kastilische Krone geltend zu machen. Ohne allen Widerstand zog er in St. Jago ein und wurde von der Mehrheit des galicischen Adels als König anerkannt. Bald kam zwischen Johann von Portugal und dem Herzog ein Bündnis zu Schutz und Trutz zu stande, das durch eine Vermählung des Königs mit Philippa, der Tochter Lancasters aus erster Ehe, besiegelt ward. Nachdem in Porto das Beilager gefeiert war, trafen beide Fürsten Anstalten zur Eroberung Kastiliens. Aber der Feldzug hatte geringen Fortgang; der Nationalgeist der Kastilianer widerstand der Fremdherrschaft ebenso fest und einmütig, wie vorher der portugiesische; und da König Johann aus Frankreich frische Kriegsscharen in Sold genommen, die Parteikämpfe am englischen Hof aber dem Herzog nicht gestatteten, seine zusammengeschwundenen Streitkräfte durch neue Hilfstruppen zu verstärken, so wurde der Eroberungsplan aufgegeben und der Streit durch den erwähnten Vertrag von Bayonne beigelegt.

(Johann im Bund mit England. 1386. 1387. — 11. Febr. 1387.)

Neuer Kampf und Frieden. Bald nachher starb König Juan. Die Zerrüttung Kastiliens unter der Regentschaft kam dem portugiesischen König zu statten, so daß er sich immer mehr in der Herrschaft befestigte. Als aber Heinrich III. die Regierung selbst in die Hand nahm und durch seine Vermählung mit Katharina von Lancaster wie durch seine energischen Maßregeln gegen die Gewaltthaten der Feudalherren das Königtum kräftigte und einigte, regten sich wieder die Gegner. Viele unzufriedene Edelleute flüchteten sich in das benachbarte Reich, der Infant Diniz nannte sich König von Portugal und warb Anhänger; Heinrich selbst, erzürnt, daß Johann mehrere Grenzfestungen, wie Badajoz und Tuy, in seine Gewalt gebracht und als Unterpfand für seine Geldforderungen

zurückhielt, erneuerte den Land- und Seekrieg und ließ seine Galeeren nochmals in den Tajo einlaufen. Erst als nach Heinrichs III. Tod seine Witwe Katharina während der 1397. Minderjährigkeit ihres Sohnes Johann II. ihren Einfluß zu einer Ausgleichung mit dem ihr so nahe verwandten Königshaus in Portugal benutzte, kam ein dauernder Friede 1411. mit gegenseitiger Amnestie der Flüchtigen und Verbannten zu stande.

Dieser Friede gab dem König Johann und seinen drei tapfern, ritterlichen Söhnen Eroberung von Ceuta und Portugals Aufschwung. 1415. 1419. Gelegenheit, ihre Waffen über das Meer zu tragen, um nach der Weise der Väter im Kampf mit den Ungläubigen sich den Segen der Kirche zu verdienen und zugleich Ehre und Macht zu erlangen. Nicht das maurische Königreich Granada, das den Kastilianern als Kampfpreis überlassen bleiben sollte, war das Ziel der Eroberung, sondern Ceuta, die schönste und volkreichste Stadt Mauritaniens, in einer fruchtbaren, mit Oliven und Weinreben bepflanzten Gegend. Nachdem man in Porto eine große Armada ausgerüstet und dabei das wahre Ziel der Expedition sorgfältig geheim gehalten, fuhr der König, begleitet von seinen Söhnen, unter denen der jüngste Heinrich, in der Folge „der Seefahrer" genannt, als der eigentliche Führer und die Seele des Unternehmens galt, von dem kühnen Connetable Nuño Alvarez Pereira und von vielen tapfern Kriegsmannen, die die Abenteuerlust der Zeit aus der ganzen Pyrenäischen Halbinsel, ja aus Frankreich und Deutschland unter Portugals Fahne führten, im Juli des Juli 1415. Jahres 1415 über die Meerenge und lagerte sich vor der festen Hauptstadt, welche so lange der Schrecken Spaniens und der christlichen Handelswelt gewesen. Nach tapferer Gegenwehr fiel Ceuta mit all seinen Schätzen und Kostbarkeiten in die Gewalt der Portugiesen; das gefürchtete Bollwerk des Islam wurde nunmehr der Ausgangspunkt zu weiteren Eroberungen auf der afrikanischen Küste; seine Besitznahme erfüllte die christliche Welt mit hoffnungsvoller Freude; man erblickte darin „die Mutter großartiger Entwürfe, kühner Unternehmungen, bewunderungswerter Thaten". Als die mohammedanische Hauptmoschee feierlich zu einer christlichen Kirche geweiht wurde und König Johann dem Infanten Heinrich, dem unsterblichen Seefahrer, den Ritterschlag erteilte, durchdrang das portugiesische Volk die Ahnung, daß eine neue Zeit des Ruhmes und der Ehre für die Nation angebrochen sei, daß sich ihrem Geist und ihrer Thätigkeit ein neues Feld der Macht und Größe geöffnet habe. Die Königin erlebte den glücklichen Ausgang des großen Unternehmens, das sie so eifrig betrieben, nicht mehr. Mitten unter den Zurüstungen war sie aus der Welt geschieden, geliebt und beweint von den Ihrigen, wie von dem ganzen Volke, denn sie gehörte zu den Edelsten ihres Geschlechtes. Die Mauren konnten den Fall ihrer festen Küstenstadt nicht verschmerzen; aber Thronstreitigkeiten im Herrscherhaus von Fes hinderten mehrere Jahre alle Versuche einer Wiedereroberung. Dadurch gewannen die Portugiesen Zeit, sich zu befestigen, so daß sie vier Jahre nachher unter dem tapfern Befehlshaber Pedro de Menezes 1419. den Angriff des Maurenkönigs Sale zu Wasser und zu Land siegreich zurückschlugen und den wichtigen Standort behaupteten. Der Infant Heinrich, zum Großmeister Heinrich der Seefahrer. des Christusordens ernannt, wandte von nun an sein ganzes Sinnen und Trachten auf Seewesen und Entdeckungsreisen. Er erwarb sich mit großem Eifer alle zu größeren nautischen Unternehmungen erforderlichen mathematischen, astronomischen und geographischen Kenntnisse, nahm geschickte und mutige Seeleute aus allen Ländern in Dienst und ließ Entdeckungsfahrten nach Süden und Westen veranstalten, soweit der Aberglaube und die Furcht der Menschen vor unbekannten Gefahren, Wundern und Schrecknissen seinem vorwärts eilenden Forschungstrieb keine Hemmnisse bereiteten. Seinen Wohnsitz in Algarve, nahe am Vorgebirge St. Vincent, wo er, den Blick aufs Meer gerichtet, neuen Entwürfen nachsann, nannten die dankbaren Portugiesen in der Folge Villa do Infante.

B. Das Deutsche Reich und die Kirche.

Litteratur. Zu den oben (VII, 752 ff.) angeführten Werken kommen für die Zeit von Karl IV. bis auf Siegmund noch hinzu: Das Werk von Pelzel, Karl IV., König von Böhmen, 1316—1355. 2 Bde. Prag 1780 ist veraltet durch die neueren Arbeiten von E. Werunsky, Geschichte Kaiser Karls IV. und seiner Zeit. Bd. I, II, 1. Innsbruck 1880, 1882, und die Monographien von Th. Menzel, Die italienische Politik Karls IV. 1355—1368. Halle 1880; St. Stoy, Die politischen Beziehungen zwischen Kaiser und Papst 1360—1364. Leipzig 1881; E. Werunsky, Der erste Römerzug Karls IV. Innsbruck 1878; Friedjung, Kaiser Karl IV. und sein Anteil an dem geistigen Leben seiner Zeit. Wien 1876; für Böhmen insbesondere Palacky, Geschichte von Böhmen. 5 Bde. Prag 1836—1868 — vom national-tschechischen Standpunkte aus. — Über die Goldene Bulle siehe v. Olenschlager, Neue Erläuterung der Goldenen Bulle. Frankf. und Leipzig 1766; Jacoby, Die Goldene Bulle. (Tübinger Zeitschrift f. Staatswissensch. 1857) und Nerger, Die Goldene Bulle nach ihrem Ursprung und reichsrechtlichen Inhalt. Prenzlau 1878; Günther von Schwarzburgs kurzes Königtum behandelten: Hoffmann, Rudolstadt 1819, L. Graf Ütterodt, Leipzig 1862 und K. Janson, Leipzig 1880. — Für die mit König Wenzel beginnende Zeit ist eine neue wichtige Quelle erschlossen in den auf Veranlassung der historischen Kommission bei der Akademie der Wissenschaften zu München von J. Weizsäcker herausgegebenen Reichstagsakten, wovon die bisher erschienenen Bde. 1—3 die Zeit Wenzels, Bd. 4 die Ruprechts von der Pfalz, Bd. 7 u. 8 die Siegmunds behandeln. München 1867 ff. An darstellenden Werken sind namentlich die folgenden zu nennen: Th. Lindner, Geschichte des Deutschen Reichs vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts bis zur Reformation, Bd. I. u. II. König Wenzel. Braunschweig 1876—1880; Höfler, Ruprecht von der Pfalz. Freiburg 1861; Häußer, Geschichte der rheinischen Pfalz. 2 Bde. Heidelberg 1845; Vischer, Geschichte des schwäbischen Städtebundes 1376—1389 in den Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. II u. III; Stälin, Württembergische Geschichte. Bd. IV. und Roth von Schreckenstein, Geschichte der ehemaligen freien Reichsritterschaft. 2 Bde. Tübingen 1859—1871. — Über die Mark Brandenburg bis zum Beginn der Hohenzollern siehe K. F. Klöden, Die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. oder die Quitzows und ihre Zeit. 4 Teile. 2. Aufl. Berlin 1847, und desselben Diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg. 4 Teile. Ebendas. 1844—1845, und die Rezension dieses für die Echtheit des „falschen Waldemar" eintretenden Werks von Riedel in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik. 1845. — Zur Geschichte Österreichs siehe Fr. Krones, Handbuch der Geschichte Österreichs. 5 Bde. Wien 1876—1879; Dudik, Mährens allgemeine Geschichte. 9 Bde. Brünn 1860 ff. und einzelne Aufsätze von A. Huber, O. Lorenz u. a.; für die Geschichte der Schweiz siehe Rilliet, Les origines de la confédération Suisse. 2. Aufl. Genf und Basel 1869, Deutsch von Brunner. Aarau 1873; Joh. Meyer, Geschichte des schweizer Bundesrechts. Bd. I. (bis 1798). Winterthur 1878; Blumner, Geschichte der schweizer Demokration. 2 Bde. St. Gallen 1850—1858; H. v. Liebenau, Arnold Winkelried, seine Zeit und seine That. Aarau 1862; O. Kleissner, Die Quellen der Sempacher Schlacht und die Winkelriedsage. Göttingen 1874.

I. Kaiser Karl IV. und seine Zeit.

1. Die Parteikämpfe im Reich und Karls Regierung in Böhmen.

Karl IV. zählte einunddreißig Jahre, als der Tod Ludwigs des Bayern ihn in den Besitz der deutschen Krone setzte. Seinen Taufnamen Wenzel hatte er bei der Firmung mit Karl vertauscht. Frühzeitig führte der Vater den jungen Fürstensohn, der, mit einer französischen Prinzessin verlobt, von seinem siebenten Jahre ab in Paris erzogen worden war, in die Staatsgeschäfte ein; als er Italien verließ, blieb der fünfzehnjährige Jüngling als sein Generalvikar zurück, und bald hatte er Gelegenheit, in der heißen Schlacht von St. Felice an seinen ligistischen Gegnern seine Tapferkeit und sein Feldherrntalent zu erweisen. Als im folgenden Jahr König Johann die Unmöglichkeit einsah, sich länger in Italien zu behaupten, rief er den Sohn in sein Heimatland und übergab ihm die Markgrafschaft Mähren und daneben die oberste Gewalt in Böhmen. Das Land, durch Johanns beständige Abwesenheit und Sorglosigkeit in arge Zerrüttung geraten, empfand zu seinem Segen die Hand des bedächtigen und klugen Jünglings. „Als ich nach Böhmen kam," sagt Karl in seiner Selbstbiographie, „traf ich das Königreich in solchem Verfall an, daß auch nicht ein königliches Schloß und nicht ein Gut der Krone unverpfändet geblieben war. Die Landesbarone waren zum größten Teil arge Zwingherrn geworden, die keine Furcht vor dem König kannten, nachdem sie dessen Macht und Gut unter sich geteilt hatten." Der junge Markgraf, der sein Heimatland aufrichtig liebte, war nach Kräften bemüht, die Lage desselben zu bessern. Kluge Finanzwirtschaft setzte ihn in den Stand, viele verpfändete Städte und Schlösser einzulösen; er befestigte unter den mächtigen Baronen das Ansehen der Krone durch Beförderung des Feudalwesens, welches die alte Zupanverfassung allmählich untergrub. Trotzige Edelleute, wie Niklas von Potenstein, fühlten seine strafende Hand. Schnell gewann Karl so die Anhänglichkeit und Liebe des Landes, die König Johann nie besessen. Auf den Feldzügen, welche er mit seinem königlichen Vater gegen die heidnischen Preußen und Litauer unternahm, in der Schlacht von Crecy und in andern Kämpfen bewies er sich als tapfern und geschickten Kriegsführer. Dabei gab es unter den Fürsten der Zeit kaum einen, der so vertraut war mit der gelehrten Bildung. Fünf verschiedener Sprachen war er mächtig und in theologischen, juristischen und historischen Werken (worunter vor allen seine Selbstbiographie durch schöne und wahrheitstreue Darstellung sich auszeichnet) hat er seine gelehrten Kenntnisse bewiesen. Künste und Wissenschaften erfreuten sich seiner besondern Pflege; Petrarca, Boccaccio u. a. behandelte er mit großer Auszeichnung; die böhmischen Geschichtschreiber, der Domherr

Karls Jugend geb. 14. Mai 1316.

25. Nov. 1332.

Franziskus von Prag, der Abt Neplach von Opatowitz, Pribik Pulkawa, Benes Krabice von Weitmil verdankten ihm die Anregung zu ihren historischen Werken und die Unterstützung dabei. Sein Erzieher, der nachmalige Papst Clemens VI., blieb dem Schüler zeitlebens mit väterlicher Liebe zugethan; er erwies ihm auch die Gunst, das Bistum Prag von der Mainzer Erzdiözese zu trennen und zum
30. April 1344. Erzbistum zu erheben; der treffliche Arnest von Pardubitz war der erste Erz-
2. Sept. 1347. bischof, und die Krönung, die er an dem neuen König von Böhmen und seiner französischen Gemahlin Blanka von Valois in Prag vollzog, konnte als bedeutsames Zeichen der Unabhängigkeit des böhmischen Reichs von der Mainzer Kirchenprovinz gelten. Diesen rühmlichen Eigenschaften hatte es Karl nicht minder zu danken als der Gunst der Ereignisse, daß er so bald allgemeine Anerkennung fand.

Die Lage nach Ludwig des Bayern Tod. Der Tod Ludwigs entzog der bayrischen Partei ihre kräftigste Stütze, doch war dieselbe nicht gewillt, sich vor dem böhmischen König zu beugen. Während Karl in Bayern, Schwaben und am Rhein sich bei vielen Städten und Herren durch Gnadenbezeigungen und Versprechungen Anerkennung erwarb, traf die bayrische Partei Anstalten, ihm einen andern König entgegenzusetzen. Von den sechs hinterlassenen Söhnen des verstorbenen Kaisers schien freilich keiner dazu geeignet. Die Kurfürsten hatten in den letzten Jahren eine zu entschiedene Abneigung gegen das Wittelsbachsche Haus kundgegeben. Die Bevollmächtigten des im Bann befindlichen, sich aber doch behauptenden Erzbischofs Heinrich von Mainz, des Pfalzgrafen Ruprecht, des Markgrafen Ludwig von Brandenburg und des Herzogs Erich von Sachsen-Lauenburg, welcher die sächsische Kurstimme
7. Jan. 1348. beanspruchte, einigten sich zu Oberlahnstein über die Wahl Eduards III. von England. Wohl mochte der Glanz der deutschen Krone, die in dem französischen Krieg von großem Nutzen sein konnte, den ehrgeizigen Sinn des englischen Königs locken; doch war das Parlament dem Plane entschieden abgeneigt, und Karl verstand es, den gefährlichen Gegner zum Freund zu gewinnen. Durch Markgraf Wilhelm V. von Jülich, der den Wittelsbachern wegen der Einziehung des Erbes seines Schwagers, des Grafen Wilhelm von Holland, zürnte und von König Karl durch die Belehnung mit einem Teil desselben gewonnen war, knüpfte er Unterhandlungen mit Eduard III. an. Dieser ließ sich durch die Aussicht, mit Hilfe Karls seine Ansprüche auf das Erbe seines Schwagers Wilhelm von
April 1348. Holland durchzusetzen, zur Ablehnung der Wahl und zu einem Bündnis mit dem Luxemburger bewegen. Bald darauf schloß dieser auch mit dem Habsburgschen Haus einen Freundschaftsbund. Herzog Albrecht der Lahme huldigte dem König und empfing die Belehnung und Bestätigung der Privilegien von Österreich. Die Verlobung des jungen Herzogs Rudolf von Österreich mit Karls Tochter Katharina sollte den Bund noch enger knüpfen. Die Wittelsbachsche Partei ließ sich jedoch durch das Scheitern ihrer Pläne nicht irre machen. Sie warf ihr Auge auf den Markgrafen Friedrich II. den Ernsthaften von Meißen;

doch auch dieser ließ sich von Karl zum Abschluß eines Bündnisses gewinnen, um Dez. 1348.
dieselbe Zeit, da sich ein gefahrdrohender Sturm gegen das Wittelsbachsche Haus in der Mark Brandenburg erhob.

Die Mark Brandenburg und der falsche Waldemar.

Wir haben oben (VII, 875) gesehen, wie nach dem Tode des Markgrafen Waldemar und dem Erlöschen des anhaltischen Stammes Ludwig der Bayer das erledigte Land seinem Sohne übertrug und diesen mit der Reichserzkämmererwürde, der Mark Brandenburg, der Lausitz und den dazu gehörigen Herrschaften belehnte. Aber die benachbarten Großen, die Ansprüche auf das Erbe zu haben glaubten und bereits bedeutende Stücke an sich gerissen hatten, die Fürsten von Mecklenburg, Pommern, der Erzbischof von Magdeburg, Herzog Rudolf I. von Sachsen-Wittenberg, die anhaltischen Fürsten u. a. waren mit der Verfügung des Kaisers unzufrieden und strebten danach, der bayrischen Herrschaft Feinde und Schwierigkeiten zu bereiten, um sie zur günstigen Zeit zu Fall zu bringen. Im Lande selbst waren die Wittelsbacher nicht beliebt. Obgleich die neue Regierung diese Herren durch umfangreiche Zugeständnisse, die Städte durch Bestätigung und Vermehrung ihrer Rechte zu gewinnen suchte, war man allenthalben unzufrieden mit dem jungen Markgrafen, der die bayrischen Ritter überall bevorzugte, durch sein leichtfertiges Leben und die Mißachtung des Banns Anstoß erregte und das unglückliche Land in jahrelange verheerende Kriege stürzte. Nur mit größter Anstrengung und unter fortdauernden Kämpfen konnte sich der Wittelsbacher in seinem brandenburgischen Reiche behaupten, das die Altmark, die Mark Brandenburg (die Priegnitz, die Mittelmark, die Ukermark), das Land Lebus, das Land Stargard, die Neumark, die Lausitz und die Mark Landsberg umfaßte. Die Geldforderungen des tiefverschuldeten Markgrafen, der Steuerdruck seiner habgierigen bayrischen Beamten, die Verwüstung des Landes durch ewige Kriege, die Verwirrung der Gemüter durch das Interdikt erbitterten die Märker gegen den bayrischen Herrn, der sich trotz seiner Ritterlichkeit und mancher tüchtigen Eigenschaften nie die Liebe des Volks erwerben konnte. Allenthalben sehnte man sich nach Befreiung von der fremden Herrschaft. In dem Entscheidungskampf zwischen dem luxemburgischen und Wittelsbachschen Haus war es das eifrige Bestreben Karls IV., seinen Gegnern die brandenburgischen Länder zu entreißen. Er belehnte zu Nürnberg Herzog Rudolf I. von Sachsen mit der Alt- 7. Nov. 1347.
mark; als derselbe aber im nächsten Frühjahr in das Land einfiel, erlangte er nur geringe Erfolge. Mit vereinzelten Angriffen und Raubzügen war keine Entscheidung herbeizuführen; auch widerstrebte man in den brandenburgischen Ländern einer Zersplitterung, wie sie durch den Sieg der sächsischen, anhaltischen und andrer feindlichen Nachbarn über den Markgrafen Ludwig zu erwarten war. Man mußte, um zum Ziel zu gelangen, die angestammte Anhänglichkeit der Märker an das askanische Haus erwecken, die Erinnerung an die glorreiche und gesegnete Zeit des Markgrafen Waldemar wachrufen, und dazu bediente man sich eines eigentümlichen Trugspiels. Es tauchte plötzlich in den Marken das Gerücht auf, Markgraf Waldemar, den man längst gestorben wähnte, sei nicht tot; ein andrer sei an seiner Stelle im Kloster Chorin begraben worden, er selbst aber sei zum Heiligen Grabe gepilgert und kehre jetzt zurück, um sein unglückliches Land von der Fremdherrschaft zu befreien. Alte Männer, die sich seiner wohl noch erinnerten, sollten ihn erkannt, einige goldene Ringe seine Echtheit bewiesen haben. An den Hof des Erzbischofs Otto von Magdeburg, so wird erzählt, kam eines Tages ein alter Pilger und begehrte den Fürsten zu sprechen. Als die Höflinge den geringen Wallfahrer zurückwiesen, bat er um einen Becher Weins von des Bischofs Tafel und, als man ihm denselben gereicht, ließ er seinen goldenen Siegelring hineinfallen. Staunend erkannte der Erzbischof das Wappen und ließ den Pilger

vor sich führen. Der sagte nun aus, daß er der totgeglaubte Waldemar sei, aus Gewissensunruhe über die Ehe mit seines Vetters Hermann Tochter, die ihm allzu nahe verwandt gewesen, sei er ins Heilige Land gepilgert und habe achtundzwanzig Jahre lang Buße gethan. Er erzählte dem Erzbischof viel aus alten Tagen, so daß dieser nicht an der Wahrheit des seltsamen Vorfalls zweifelte. Der demütige Pilger sagte, er trage kein Verlangen nach der Herrschaft, aber den erbberechtigten Fürsten von Sachsen und Anhalt wolle er sein Reich zuwenden und sein jammerndes Volk von der bayrischen Herrschaft befreien; erst auf des Erzbischofs Zureden entschloß er sich, das Land für sich selbst wieder zu gewinnen. Auch die Fürsten von Sachsen und Anhalt zweifelten nicht an der Echtheit des Mannes, der ihnen von Dingen sprach, die sonst niemand wissen konnte, und verbanden sich mit dem Erzbischof von Magdeburg, um den Markgrafen in sein Land zurückzuführen. In der Mark selbst fand die seltsame Kunde Gläubige und Ungläubige, aber die Unzufriedenheit mit dem bayrischen Regiment führte dem wiedererstandenen Markgrafen viele Anhänger zu.

Echtheit oder Unechtheit. Man hat in alter und neuer Zeit die Echtheit dieses angeblichen Markgrafen Waldemar bald in Zweifel gezogen und geleugnet, bald zu erweisen gesucht. Die Gegner behaupteten, der Betrüger, der dem Markgrafen ähnlich sah, sei ein Müller, namens Jakob Rehbock, der von Herzog Rudolf von Sachsen oder König Karl zu der Rolle angestiftet worden. Das ganze Auftreten des angeblichen Markgrafen, sein Ausgang, als man seiner nicht mehr bedurfte, und manche Andeutungen in den Aktenstücken seiner Anhänger, machen es unzweifelhaft, daß der Vorgang ein Ränkespiel war, angezettelt, um den Wittelsbachern die Mark zu entreißen und ihre Macht zu untergraben. Wir haben ja bei Gelegenheit der falschen Friedriche (VII, 793) und auch anderwärts ähnliche Beispiele kennen gelernt. Freilich war die Möglichkeit der Echtheit nicht zu bestreiten; war doch auch im Jahr 1298 Heinrich von Mecklenburg nach sechsundzwanzigjähriger Abwesenheit aus sarazenischer Kriegsgefangenschaft unvermutet heimgekehrt und hatte die Herrschaft wieder angetreten.

Die Erfolge des falschen Waldemar. Die Gegner Wittelsbachs, ob sie nun an die Echtheit des Prätendenten glaubten oder nicht, wußten das Auftreten des Mannes, das ihnen trefflich zu statten kam, klug zu benutzen; die Waffen der verbündeten Fürsten und die Zugeständnisse und Versprechungen des falschen Waldemar erwarben diesem rasch
2. Okt. 1348. einen starken Anhang. König Karl belehnte ihn mit der Kur und den Marken Brandenburg und Landsberg; nach seinem erblosen Hingang sollte das Land an die Fürsten von Anhalt und die Söhne des Kurfürsten Rudolf von Sachsen fallen; die Niederlausitz aber wurde dem Böhmenkönig abgetreten. Es schien, als sollte das Wittelsbachsche Haus in Brandenburg dem durch die Waffen des Königs und der benachbarten Fürsten unterstützten Prätendenten erliegen; nur wenige Städte hielten noch zu Ludwig.

Die Wahl Günthers v. Schwarzburg. 1349. Um so mehr bemühte sich die Wittelsbachsche Partei, dem Luxemburger einen Gegenkönig aufzustellen. Aber unter den mächtigen Fürsten ließ sich keiner bereit finden, diese Rolle im Interesse der Wittelsbacher zu übernehmen; auch der Hohenzoller Albrecht der Schöne weigerte sich von der kaisertreuen Politik seines Hauses abzugehen. Da fanden sie in dem Grafen Günther von Schwarzburg, Herrn zu Arnstadt, ein taugliches Werkzeug. Der damals fünfundvierzigjährige Graf von Schwarzburg-Blankenburg war ein echter Vertreter des ritterlichen Herrenstandes der Zeit. Als tapferer Haudegen hatte er

sich zeitlebens in wilden Fehden umhergetrieben und noch in den jüngsten Kämpfen in Brandenburg die Stärke seines Arms bewiesen. Er hatte dem verstorbenen Kaiser und seinem Sohne, dem Markgrafen Ludwig, dessen Vormund er gewesen, gute Dienste geleistet und sich den Ruhm eines wackern Kriegsmannes und einsichtigen Ratgebers erworben; allein es war ein abenteuerliches Unterfangen, als der Rittersmann von geringem Besitz nach der Königskrone griff und statt der Fehden mit den benachbarten Herren einen Krieg gegen den vom größten Teil der Nation anerkannten König unternahm. „Allen deuchte es ein Spott, daß ein solcher die Krone annahm," sagt ein Zeitgenosse. Er war von vornherein ein willenloses Werkzeug der Wittelsbachschen Partei, die ihm ihre Unterstützung urkundlich zusicherte und ihn dann zum König wählte; nur solange 30. Jan. 1349.
war er von einiger Bedeutung, als die bayrische Partei es geraten fand, ihn auf dem Throne zu erhalten.

Karl IV. brauchte wegen der Wahl dieses Gegenkönigs keine Besorgnisse Thronstreit und Ausgang Günthers.
zu hegen. Er unterhandelte damals, nachdem wenige Monate früher seine Gemahlin Blanka gestorben war, über eine Vermählung mit der englischen Königstochter Isabella; da aber dieser Eheverbindung Schwierigkeiten, insbesondere von seiten des päpstlichen Stuhles entgegentraten, führte er des Pfalzgrafen Rudolf Tochter Anna heim. Damit ging der Pfalzgraf in das luxemburgische Lager 1. März 1349.
über und es brach eine der Stützen König Günthers. Ein nach Speier entbotener Reichstag sollte eine Ausgleichung zwischen den Gegenkönigen herbeiführen. 22. März.
Günther aber wollte die Hand zur Einigung nicht bieten; er zog an den Rhein, als die Reichsstadt Frankfurt, die ihn bisher unterstützt hatte, den Übertritt zu Karl vorbereitete. Im Rheingau fanden einige Gefechte statt und Günther wurde Mai.
in Eltville belagert. Aber bald sahen auch die Häupter der bayrischen Partei ein, wie wenig sie mit ihrem erwählten König ausrichten konnten, zumal derselbe todkrank daniederlag, und eilten ihren Frieden mit dem mächtigen Gegner zu schließen. Markgraf Ludwig von Brandenburg bot zuerst die Hand zur Versöhnung. Vor Eltville unterhandelten die Gegner und einigten sich bald. Der Schwarzburger entsagte der Krone, er und alle seine Anhänger erkannten 26. Mai 1349.
Karl IV. als alleinigen römischen König an; dafür wurden ihm 20,000 Mark Silber verschrieben, den Herzögen von Bayern ihre Besitzungen gewährleistet und Verwendung für deren Absolution bei Papst Clemens VI. zugesagt. Auch Heinrich von Virneburg, Erzbischof von Mainz erlangte von Karl die Zusicherung seiner Unterstützung gegen den päpstlichen Erzbischof Gerlach von Nassau. Doch nahm es nachher König Karl mit der Erfüllung seines Wortes nicht allzu genau; noch jahrelang dauerte der Kampf um das Erzstift fort, bis Heinrich ins Grab sank (21. Dez. 1353).

Wenige Monate hatte der Graf Günther von Schwarzburg den Namen eines römischen Königs geführt, und wenige Wochen nach seiner Entsagung starb er. Todkrank war er schon aus Frankfurt ausgeritten, und die argwöhnischen 14. Juni 1349.

Zeitgenossen vermuteten, wie so oft bei raschen Todesfällen erlauchter Häupter, eine Vergiftung. Ein Frankfurter Arzt, Freidank, sollte ihm den Todesbecher gereicht haben, von dem er vorher selbst gekostet. Die Erzählung ist jedoch ganz unbegründet, und noch weniger darf auf irgend einen der Fürsten die Schuld an dem angeblichen Verbrechen geworfen werden.

Der Ausgleich über Brandenburg. Mit der Aussöhnung der Luxemburger und Wittelsbacher neigte auch die Herrschaft des falschen Waldemar ihrem Ende zu. Zwar beeilte sich Karl IV. keineswegs, die Markgraf Ludwig gegenüber eingegangenen Verpflichtungen, insbesondere die Belehnung mit seinen Landen und die Unterstützung gegen den Prätendenten, zu erfüllen, und auch jener hielt mit der Huldigung und der Auslieferung der Reichsinsignien zurück. Karl mochte noch immer hoffen, dem Wittelsbachschen Hause die Marken zu entreißen und sie mit den ländergierigen Nachbarn zu teilen. Als jedoch die bayrische Partei, hauptsächlich durch die Unterstützung des Dänenkönigs Waldemar IV., an Macht und Ansehen im Lande wieder zunahm, entschloß man sich endlich zu einem ehrlichen Frieden auf Grund der bestehenden Verhältnisse.

Nachdem die Fürsten von Sachsen, Anhalt, Mecklenburg, Magdeburg mit dem
2. Febr. 1350. Markgrafen Ludwig zu Spremberg einen Vergleich geschlossen, gab auch König Karl seine brandenburgischen Pläne auf. Pfalzgraf Ruprecht sollte als Schiedsrichter den
14. Febr. 1350. Streit schlichten. Er that auf dem Schiedstag zu Bautzen mit Zuziehung von zwölf Schöffen folgenden Ausspruch: Da zwölf Zeugen erklärt haben, daß sie eher schwören würden, der angebliche Waldemar sei Markgraf Konrads Sohn nicht, als daß er es sei, so soll der König den Markgrafen Ludwig und seine Brüder von neuem mit den Landen belehnen, er aber dem König die Huldigung leisten; der Markgraf Waldemar und die Reichsfürsten sollen auf einen Tag nach Nürnberg geladen werden zur Ent-
15. Febr. scheidung, ob er der echte Waldemar sei oder nicht. Den folgenden Tag fand die Belehnung statt, Karl verzichtete auf die Niederlausitz, und auf dem anberaumten Ge-
April. richtstag zu Nürnberg erklärte er den, der sich Markgraf Waldemar nenne, für einen Betrüger. Damit war des Abenteurers Rolle ausgespielt; von allen verlassen, konnte er nicht weiter daran denken, seine angeblichen Ansprüche durchzusetzen. Er lebte noch einige Zeit am anhaltischen Hofe zu Dessau, fürstlich gehalten und ehrenvoll behandelt. Markgraf Ludwig aber gelangte erst allmählich wieder zu dem vollen Besitz des Landes und mußte sich zu mancherlei Abtretungen und Entschädigungen verstehen. König Karl wandte sein Auge nie von den brandenburgischen Landen ab, bis ihm endlich die Erwerbung derselben für sein Haus glückte.

Karls Regierung in Böhmen. Karl IV. wandte von Anbeginn seiner Regierung seinem böhmischen Stammlande eine besondere Sorgfalt zu. Nach seiner Wahl zum römischen König
7. April 1348. bestätigte er auf einem Landtag zu Prag die alten Privilegien und Rechte des Königreichs Böhmen, die Urkunden der Kaiser Friedrich I. und II., Rudolfs, Albrechts I., welche das Verhältnis Böhmens zum Deutschen Reich ordneten. Die inneren Rechtsverhältnisse regelte er durch das als **Majestas Carolina** bekannte Gesetzbuch, das vielleicht unter Mitwirkung des italienischen Rechtsgelehrten Bartolus von Sassoferrato zu stande kam und die Verschleuderung

der böhmischen Krongüter hinderte, dem Fehdewesen Schranken setzte, die Bündnisse der Unterthanen untersagte. — Frühzeitig faßte Karl den Plan, durch Gründung einer Universität in Prag der wissenschaftlichen Bildung eine Stätte in seinem Reich zu bereiten. Nachdem er die Erlaubnis des Papstes erlangt, rief er die neue Schöpfung, ein Nachbild der Pariser Universität, ins 7. April 1348.
Leben. In vier Fakultäten und vier Nationen (die böhmische, bayrische, polnische und sächsische) wurde die hohe Schule geteilt, und Karl, sowie der Kanzler der neuen Universität, Erzbischof Arnest, trugen Sorge, tüchtige Lehrkräfte heranzuziehen. Der König selbst nahm lebhaften Anteil an dem Gedeihen der neuen Anstalt, die eine segensreiche Wirksamkeit entfaltete und in wenigen Jahren zu einer Frequenz von mehreren tausend Studierenden stieg. — Auch die Hauptstadt Prag gewann durch Karls Fürsorge ein verändertes Aussehen. Er zog die Vorstädte und den Wyschehrad durch eine neue Umfassungsmauer in den Bereich der Altstadt. Die steinerne Brücke über die Moldau und der Hradschin verdanken ihm ihre Entstehung. „Das ist mein Werk," pflegte er mit Stolz zu sagen, wenn er den Fürsten von seiner hohen Burg herab die unten liegende Neustadt zeigte. An Kirchen, Palästen und schönen Wohnhäusern konnte sich Prag bald mit andern europäischen Hauptstädten messen. Mit Recht haben die Böhmen Karl IV. als weisen und einsichtsvollen Regenten stets in dankbarer Verehrung gehalten. Die Herbeiziehung deutscher Ansiedler, die Gründung neuer Städte (Karlsbad), die Beförderung von Handel, Industrie und Ackerbau, die Anlegung von Straßen, Brücken und Bergwerken, die Urbarmachung von Heiden und Wäldern erhöhten den Reichtum des Landes; Künstler und Handwerker, Baumeister, Maler und Werkleute zogen aus Italien, Deutschland und Frankreich nach Böhmen und beförderten bei den Slawen den Sinn für Kultur und bürgerliche Einrichtungen.

Als Karl nach Beendigung des Thronstreits in sein böhmisches Reich zurückgekehrt Mähren.
war, ernannte er seinen Bruder Johann Heinrich, der seit der Trennung von seiner Gemahlin Margarete Maultasch und dem Verzicht auf Tirol ohne Herrschaft war und mit seinem königlichen Bruder, ganz im Gegensatz zu der selbstzerfleischenden Zwietracht im Wittelsbachschen Hause, andauernd in herzlicher Beziehung stand, der testamentarischen Bestimmung seines Vaters gemäß zum Markgrafen von Mähren mit erblicher Belehnung, doch unter der Bedingung, daß das Land nach Erlöschen der 26. Dez. 1349.
männlichen Nachkommenschaft wieder an die Krone Böhmen fallen, er und seine Nachkommen, solange Karls Mannsstamm blühe, keinen Anspruch auf die Nachfolge in Böhmen haben und das Bistum Olmütz sowie das Herzogtum Troppau ein unmittelbares Lehen der Krone Böhmen sein sollten. Nach dem Tode seines Großoheims Bal- † 21. Jan. 1354.
duin von Trier erhob Karl die Grafschaft Luxemburg zum Herzogtum und setzte Luxemburg.
seinen jüngsten Bruder Wenzel als ersten Herzog ein. Der junge Fürst vermählte sich mit Johanna, der Tochter des Herzogs Johann III. von Brabant und Limburg, und erwarb dadurch, als sein Schwiegervater ohne Söhne starb, die Herrschaft in diesen Provinzen, welche, nach einem mit Karl IV. abgeschlossenen Vertrag, im Falle seines Dez. 1355.
kinderlosen Ablebens an die Erben des Kaisers gelangen sollte.

Karls bayrische Erwerbungen. Der Kaiser, der die Größe seines Hauses durch neue Erwerbungen zu erhöhen bemüht war, wußte den Hader und die Verlegenheiten des gegnerischen Wittelsbachschen Hauses trefflich zu benutzen. Sept. 1353. Nach dem Tode seines Schwiegervaters, 29. Okt. des Pfalzgrafen Rudolf, trat ihm dessen Bruder, Pfalzgraf Ruprecht der Ältere, als Ersatz für eine schuldige Geldsumme die nördliche Hälfte der Oberpfalz mit Sulzbach ab, so daß die böhmischen Kronländer sich bis nahe an die Mauern Nürnbergs erstreckten. Zwar geriet der Kaiser in der Folge wegen dieser und andrer Grenzfragen mit den niederbayrischen Fürsten in Fehde, erlangte jedoch 1. Jan. 1358. nach entsetzlicher Verheerung der bayrischen Grenzgegenden die Anerkennung jener Erwerbung.

2. Der erste Römerzug und die Zustände Italiens.

Beweggründe. Als Karl IV. die deutsche Königskrone fest auf seinem Haupte fühlte, gedachte er, durch die Erwerbung der Kaiserkrone sein Ansehen zu erhöhen. Seinem nüchternen, kühlen Geiste lag freilich die hohe Idee eines weltherrschenden Kaisertums fern. Die Herrschaft des deutschen Reichsoberhauptes im Sinn der Staufer zur Geltung zu bringen, kam ihm nicht bei; er verstand seine Zeit zu gut und besaß einen zu klaren politischen Blick, um unerreichbaren Zielen nachzujagen. Die Worte des Dichters Petrarca, der, wie einst Dante Heinrich VII., dem König entgegenjubelte und von Herstellung des römischen Kaisertums träumte, machten auf ihn keinen Eindruck. Allein der kaiserliche Titel war noch immer nötig, um als wahres Oberhaupt des Deutschen Reichs anerkannt zu werden; zudem boten die Zustände Italiens eine Handhabe, in weltbewegenden politischen Fragen eine Rolle zu spielen. Wir werden später die Verhältnisse der Apenninischen Halbinsel seit dem Abzug Ludwigs des Bayern im Zusammenhang darstellen, als während der Abwesenheit der Päpste die Zerrissenheit den höchsten Grad erreichte, der nationale Zusammenhang sich gänzlich aufzulösen drohte und Italiens Geschicke nur noch durch einzelne schwache Fäden an das Deutsche Reich geknüpft waren; als mächtige Dynastengeschlechter mit Gewalt und List Herrschaften gründeten, die großen Handelsstädte Venedig, Genua, Florenz zu republikanischen Gemeinwesen sich ausbildeten, in Rom die durch Petrarca geweckte Begeisterung für das Altertum zur ephemeren Wiederbelebung des altrömischen Freistaats unter dem „Tribun" Cola di Rienzo führte und der Tod des Königs Robert von Neapel der Guelfenpartei und dem Papsttum die wichtigste Stütze entzog, den von seinem Oberhaupte verlassenen Kirchenstaat der Auflösung nahe brachte und in Unteritalien ein Regiment des Lasters, der Parteiwut, der Intrigen hervorrief; als fremde Kriegsmannschaften aus allen Ländern Europas unter verwegenen Führern sich in der Halbinsel tummelten, bereit jedem zu folgen, der ihnen Unterhalt gewährte, sich unter jede Fahne zu stellen, die Aussicht auf Beute und Gewinn bot. Unter solchen Umständen

konnte Karl IV. hoffen, mit geringen Hilfsmitteln in dem aufgeregten, von wilden Parteiungen zerrissenen Lande Einfluß zu erlangen. Es bot sich hier eine treffliche Gelegenheit, durch kluge Benutzung der Lage dem Papst gegenüber eine unabhängige, ja gebietende Stellung zu gewinnen; in staatskluger Erfassung der Verhältnisse war Karl IV. Meister.

Unter allen Gewalten in Italien hatte sich keine höher aufgeschwungen als die Herrschaft der Visconti in Mailand. Seit der alte Matteo († 1322) die Größe des Hauses begründet, war es durch Glück, Klugheit und Tapferkeit in andauerndem Wachstum begriffen. Ihm war sein Sohn Galeazzo († 1328) und dann dessen Sohn Azzone († 1339), den Ludwig der Bayer mit der Herrschaft belehnte, nachgefolgt. Der letztere hatte seine Herrschaft über Vercelli, Cremona, Como, Lodi, Piacenza, Brescia u. a. Städte ausgedehnt. Nach Azzones kinderlosem Tod wurden seine beiden Oheime Lucchino († 1349) und Giovanni zu Signoren gewählt; bald erkannten Asti, Bobbio, Pavia, Tortona, Alessandria u. a. die Herrschaft der Visconti an. Die wichtigste Errungenschaft gelang dem Fürst-Erzbischof Giovanni, der nach seines Bruders Tod Alleinherrscher ward. Die Stadt **Bologna** hatte sich vom Kirchenstaat losgesagt und ihren trefflichen Bürger Taddeo dei Pepoli zu ihrem Oberhaupt gesetzt. Er führte die Herrschaft zwar als päpstlicher Administrator gegen einen Jahreszins, in Wahrheit aber in voller Unabhängigkeit, so daß nach des Vaters Tod seine Söhne ohne Genehmigung des Papstes das Regiment ergriffen. Aber von dem päpstlichen Oberbefehlshaber, dem zum Grafen der Romagna ernannten Astorgio da Duraforte, bedrängt, verkaufte Giovanni dei Pepoli Bologna an den Visconti, der mit starken Kriegshaufen heranrückend die Herrschaft über die Stadt alsbald gewann. Papst Clemens VI. erkannte selbst die Erfolglosigkeit weiterer Anstrengungen und ernannte die Visconti gegen eine Geldabgabe zu Vikarien des römischen Stuhles in Bologna auf zwölf Jahre. Im folgenden Jahr bot die Stadt **Genua**, von den Venetianern bedrängt und durch eine Hungersnot schwer heimgesucht, dem Erzbischof Giovanni die Signorie an, und begierig ging dieser auf die neue Erweiterung seiner Macht ein und stellte in der Stadt Genua die Ruhe und den Wohlstand her. Die immer mehr anwachsende Übermacht der Visconti führte die Gegner des Hauses in Oberitalien, die Venetianer, die Herren von Padua, Mantua, Verona, Ferrara, zu einer Liga zusammen, und kurz vor Karls Ankunft standen sich die feindlichen Parteien gewaffnet gegenüber. Mitten in den kriegerischen Vorbereitungen starb der Erzbischof Giovanni, und seine drei Neffen, die Söhne Stefanos Visconti († 1327), folgten in der Herrschaft und teilten das mailändische Gebiet also, daß Matteo II. († 1355) Bologna, Parma, Bobbio, Piacenza, Lodi, Bernabo († 1385) Bergamo, Brescia, Crema, Cremona, Galeazzo II. († 1378) Como, Novara, Vercelli, Asti, Alba, Alessandria, Tortona erhielt; Mailand und Genua blieben den Brüdern gemeinschaftlich.

Mailand und Oberitalien. — *Okt. 1350.* — *April 1352.* — *1353.* — *5. Okt. 1354.*

An Karl IV. waren aus Tuscien und der Lombardei dringende Bitten ergangen, nach Italien zu kommen, um die übermächtige Herrschaft der Visconti einzuschränken; und schon seit Jahren hatte er den Entschluß ausgesprochen, den Zug zur Kaiserkrone anzutreten. Die Ausführung verschob sich indes, hauptsächlich weil der Papst, in der Besorgnis, Karl möchte sich mit den Visconti verbinden, mit seiner Zustimmung zur Kaiserkrönung zurückhielt und dem Römerzug Hindernisse zu bereiten wußte. Erst als der König mit der Liga einen Bund gegen die Visconti geschlossen, erklärte sich Papst Innocenz VI., der

Der Zug zur Kaiserkrone. 1354.

6. Dez. 1352. nach Clemens' VI. Tod den päpstlichen Stuhl bestiegen, mit dem Unternehmen einverstanden. Aber der Luxemburger hatte nicht im Sinn, durch die Zerstörung der Viscontischen Macht dies gegen die päpstliche Herrschsucht so notwendige 1354. Gegengewicht aufzuheben. Als Karl im Oktober nach der Lombardei kam, bewies schon das geringe Heergefolge von dreihundert Reitern, daß er nur als Friedensvermittler und über den Parteien stehendes Oberhaupt gekommen. Als daher in Mantua Gesandte der Brüder Visconti vor ihn traten und ihm gegen Verleihung des Vikariats über die mailändischen Städte Unterwerfung und eine hohe Geldsumme anboten, trug er kein Bedenken, diese lockende Gabe anzunehmen.

Karl in Mailand u. Rom. Als König Karl, der Einladung der Viscontischen Brüder Folge leistend, in den ersten Tagen des neuen Jahres in Mailand einzog, ward er mit könig-6. Jan. 1355. licher Pracht empfangen und mit der Krone der Lombarden geschmückt. Sein erstes Werk war die Vermittelung eines Waffenstillstandes zwischen der lombar-1. Juni 1355. dischen Liga und den Visconti, dem bald ein definitiver Frieden folgte. Daß so der Viscontischen Herrschaft die kaiserliche Anerkennung gewährt und damit größere Festigkeit verliehen wurde, war nicht nach des Papstes Sinn, aber der erschöpfte Zustand der Liga, die Anarchie und der Aufruhr in Rom ließen den Frieden notwendig erscheinen. Karl fand denn auch von keiner Seite Widerstand, als er seinen Zug nach der Kaiserkrone fortsetzte. In Pisa stießen ansehnliche Heerscharen aus deutschen und böhmischen Landen zu ihm, in ihrer Begleitung die Königin Anna, die Erbtochter von Schweidnitz und Jauer, mit welcher Karl nach dem Tod seiner pfälzischen Gemahlin Anna (Febr. 1353) sich vermählt hatte. Am 1. April lagerte das Heer vor den Mauern der ewigen Stadt, während der König in Pilgerkleidern ihre Wunder besichtigte und an den heiligen 5. April. Orten betete. Am Ostersonntag setzten ihm die Kardinäle die Kaiserkrone aufs Haupt; aber noch am Tage der Krönungsfeier verließ er die Stadt, wie er es einst Papst Clemens VI. zugesagt hatte. Die Parteiung in Rom, welche ihn genötigt hätte, entweder für die päpstliche Herrschaft einzutreten, oder sich auf die Seite der Aufrührer zu stellen, machte ihm die Erfüllung seines Versprechens zur willkommenen Pflicht, so sehr ihm auch von Zeitgenossen und Späteren dieser schleunige Abzug zum Vorwurf angerechnet worden.

Der Aufstand in Pisa. Auch Karl sollte jedoch nicht ohne Kampf und Blutvergießen Italien verlassen, sondern von neuem inne werden, welche Gefahren hier lauerten. In Pisa stritten zwei Parteien, die Bergolini und die Raspanti, um die Herrschaft. Als der Kaiser zum erstenmal in Pisa weilte, hatte er einen Ausgleich vermittelt, wonach eine neue Signorie, zu welcher jede Partei sechs Glieder stellte, die Stadt verwalten sollte. Aber beide Parteien grollten dem Friedensstifter, der ihnen nicht zur alleinigen Herrschaft verholfen. Sie verschworen sich zur Empörung, wenn der Kaiser auf der Rückkehr in Pisa weile. Zur Steigerung des Hasses verbreitete man das Gerücht, Karl wolle die unter Pisas Herrschaft stehende Stadt Lucca den Florentinern verkaufen. Nächtlicherweile brach in Mai 1355. dem Palast des Kaisers plötzlich Feuer aus, und zugleich fielen Bewaffnete von beiden Parteien über das kaiserliche Volk her. Aber die deutschen Kriegsleute bewährten in

dem wilden Straßenkampf ihre alte Tapferkeit, und als die Raspanti jetzt gemeine Sache mit den Kaiserlichen machten, gelang die Bewältigung des Aufstandes. Sieben der Empörer, darunter drei Brüder Gambacurta, wurden enthauptet und die Republik um 30,000 Goldgulden gebüßt; Karl aber eilte nach dem unheimlichen Vorgang in seine Heimat zurück.

Seit Jahrhunderten war keine Romfahrt und Kaiserkrönung so friedlich verlaufen. Die Ghibellinen waren freilich unzufrieden, daß sie, die von jeher für Kaiser und Reich gekämpft, den Guelfen nicht vorgezogen worden und den erwarteten Lohn nicht erhalten hatten. Aber Karl hatte durch seine kluge vermittelnde Haltung mehr Erfolge errungen als seine Vorgänger. Allenthalben war er von den italienischen Mächten anerkannt worden und hatte Tribut empfangen; ohne große Anstrengung, ohne Blutvergießen hatte er die Kaiserkrone erworben und die Verhältnisse trefflich benutzt, um die päpstliche Gewalt im Schach zu halten und seinen Zwecken dienstbar zu machen. Er stützte sich weder auf die guelfische noch auf die ghibellinische Partei, weil er wohl einsah, daß beide einer starken deutschen Herrschaft gleich feind waren und das Kaisertum nur als Mittel zu Parteizwecken benutzt ward. Karl bewies in den italienischen Verwickelungen Scharfsinn und Staatsklugheit in ungewöhnlichem Maße, und es verdient keinen Vorwurf, daß er seine Kraft nicht an unerreichbaren Zielen verschwendet. Schwärmerische Gemüter aber, wie Petrarca, ergossen sich in bittern Klagen, daß der Römerzug ein so klägliches Ende genommen. Die kaiserliche Herrschaft in Italien war ein inhaltloser Name geworden; wer mehr erreichen wollte, gegen den erhoben sich alle Gewalten, der unternahm einen hoffnungslosen Kampf. Mehr und mehr verschwanden von nun an die alten Parteinamen der Guelfen und Ghibellinen; dafür stritten jetzt Fürsten und Freistädte um Erweiterung ihrer Gebiete, und statt der Bürgerheere früherer Zeit wurden nunmehr Mietstruppen gebraucht, deren kühne kriegskundige Anführer (Condottieri) nicht selten das Schicksal der Staaten in ihrer Hand hatten und ihre Stellung zur eignen Erhebung benutzten.

Bedeutung der Romfahrt.

3. Karls IV. gesetzgeberische Thätigkeit.

Karls IV. nächstes Anliegen, als er mit der Kaiserkrone geschmückt in die Heimat zurückkehrte, war die Besserung der tiefzerrütteten Rechtsverhältnisse in Böhmen und im Deutschen Reich. Zu Ende September versammelten sich die Stände der böhmischen Länder in Prag; hier wurden über das erwähnte Gesetzbuch, die Majestas Carolina, welches die königliche Gewalt zu befestigen und die altböhmische Gerichtsordnung in manchen Punkten abzuändern bestimmt war, Verhandlungen gepflogen. Die Stände widerstrebten dem Gesetzentwurf des Königs, der an die Stelle des alten Gewohnheitsrechts einen römischen Gesetzkodex setzen wollte, und verweigerten die Annahme. Der König ließ

Aufhebung der Majestas Carolina. 1355.

sich auch bereit finden, die Vorlage zurückzunehmen, und gab die Versicherung, das Königreich solle in alle Zukunft unverkümmert im Genusse seiner alten Rechte und Gesetze erhalten werden. Dadurch erreichte er soviel, daß die Stände mehrere der in dem Gesetzbuch enthaltenen Bestimmungen annahmen und sie in die allgemeine Landtafel eintrugen. Kurz nachher begab sich der Kaiser zu dem nach Nürnberg berufenen Reichstag, wo sich eine zahlreiche Versammlung von geistlichen und weltlichen Herren und Städteboten einfand. Hier und in Metz kam das unter dem Namen der **Goldenen Bulle** bekannte Reichsgrundgesetz zu stande, dessen nächster Zweck war, die Ordnung der Wahl und Krönung des römischen Königs, den Rang und das Wahlrecht der Kurfürsten, sowie ihre Rechte bei der Reichsregierung festzusetzen, um in Zukunft Doppelwahlen und Thronkriegen vorzubeugen.

Die Goldene Bulle. Ende Nov. 1355 bis 10. Jan. 1356. 25. Dez. 1356.

Inhalt des Reichsgesetzes.

Der Gang der Verhandlungen, durch welche die sogenannte **Goldene Bulle** zu stande kam, ist in seinen einzelnen Momenten nicht bekannt; stattgefunden haben solche, wenn auch die Fassung der Publikationsurkunde den Schein erwecken könnte, als ob das Reichsgrundgesetz einem gesetzgeberischen Akte des Reichsoberhauptes allein entsprungen sei. Die entscheidenden Verhandlungen aber wurden allein zwischen Karl IV. und den einzelnen Kurfürsten geführt. Die übrigen Reichsstände wurden nur gutachtlich gehört und hatten im übrigen das in jenem kleinen Kreise Vereinbarte einfach entgegenzunehmen. Auch ist die Goldene Bulle nicht als ein einheitliches Ganzes entstanden. Vielmehr setzt sie sich aus fünf gesonderten, nacheinander beratenen und beschlossenen Konstitutionen zusammen, deren jede schon durch einen besonderen Eingang als eine selbständige Urkunde gekennzeichnet wird. Den Schluß der Nürnberger Verhandlungen machte die definitive Erledigung der Frage nach den Kurstimmen; das dabei beobachtete Verfahren ist charakteristisch für Sinn und Geist der bei dem Gesetzgebungswerke zunächst beteiligten Fürsten, insbesondere die vor allem den Vorteil des Luxemburger Hauses fördernde Politik Karls IV. selbst. Obgleich die böhmische Kurstimme sowenig wie die drei geistlichen je angefochten war, wurde dieselbe dennoch durch Karl als Kaiser und durch kurfürstliche Willebriefe ausdrücklich bestätigt, und obgleich Ruprecht von der Pfalz, Rudolf von Sachsen und Ludwig von Brandenburg während des ganzen Reichstags als Kurfürsten handeln und zeichnen, haben doch auch ihre Kurwürden noch besondere Anerkennung und Bestätigung erfahren. Im Interesse des luxemburgischen Hauses geschah es, wenn die Goldene Bulle die erste unter den vier weltlichen Kurstimmen Böhmen einräumte und die zwischen Sachsen-Lauenburg und Sachsen-Wittenberg streitige Kurstimme der letzteren Linie, obgleich sie die jüngere war, zugesprochen wurde, die Wittelsbacher von Brandenburg aber den letzten Platz in der Rangordnung erhielten. — Nachdem die fünf Konstitutionen am 10. Januar 1356 feierlich verkündigt worden waren, wurden auf dem gegen Ende des Jahres 1356 in Metz gehaltenen zweiten Reichstage einige inzwischen angefochtene Bestimmungen amendiert und auch sonst einige Änderungen und Ergänzungen vorgenommen, namentlich eine Reihe sehr umständlicher und auf spezielle Einzelheiten eingehende Zeremoniellbestimmungen hinzugefügt, welche die in Metz selbst zu haltenden großen Festlichkeiten regeln sollten. — Von den staatsrechtlichen Bestimmungen der Goldenen Bulle, welche ihre Benennung von dem goldenen Siegel führte, das allen wichtigen Urkunden angeheftet zu werden pflegte, waren die folgenden die wichtigsten: Innerhalb Monatsfrist nach Erledigung des Throns soll der Kurfürst von Mainz die andern Kurfürsten zur Wahl binnen drei Monaten nach Frankfurt am Main einladen. Die Versammelten sollen schwören, daß sie nach bestem Wissen und Gewissen ohne Nebenrücksicht die tauglichste Person erwählen wollen, und den Wahlort sollen sie erst verlassen, wenn sich die Mehrheit zu einer Wahl geei-

nigt hat. Die von der Mehrheit vollzogene Wahl hat dieselbe Gültigkeit wie die durch Einstimmigkeit zu stande gekommene. Versäumt der Kurfürst von Mainz seine Pflicht, so sollen sich die Kurfürsten innerhalb der angegebenen Frist unaufgefordert versammeln. Die Wahlstimmen stehen in dieser Reihenfolge: die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln, der König von Böhmen, der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen (Wittenberg), der Markgraf von Brandenburg. Die Kurländer, von denen die Kurstimme unzertrennlich ist und mit denen von alters her die weltlichen Erzämter (Truchseß, Schenk, Marschall, Kämmerer) verbunden sind, sind unteilbar und unveräußerlich und nach dem Rechte der Erstgeburt auf der jetzigen Besitzer männliche Nachkommen weltlichen Standes vererblich; das vollendete achtzehnte Lebensjahr wird für den Regierungsantritt in den Kurländern festgesetzt. Die Kurfürsten besitzen für ihre Lande und Leute eigene Gerichtsbarkeit ohne Berufung an kaiserliche Gerichte (privilegium de non evocando und de non appellando), ausgenommen den Fall verweigerter Rechtspflege; den Kurfürsten werden die erworbenen Regalien bestätigt, insbesondere das Berg- und Salzregal, der Judenschutz, Zoll- und Münzrecht. Alljährlich in den ersten vier Wochen nach Ostern sollen sich die Kurfürsten in einer Reichsstadt zur Ratschlagung über Reichsangelegenheiten versammeln. Bei Erledigung des kaiserlichen Thrones soll der Pfalzgraf in den Gegenden am Rhein und in Schwaben und in den Landen fränkischen Rechts, der Herzog von Sachsen in den Landen sächsischen Rechts als Reichsvikar den Kaiser vertreten; auch wird dem Pfalzgrafen das Recht zuerkannt, nach alter Gewohnheit über den Kaiser zu Gericht zu sitzen.

Die Goldene Bulle ist ihrem wesentlichen Inhalt nach nur eine Anerkennung und Bestätigung längst gültiger Rechtsgrundsätze. Wir haben oben (VII, 903 f.) gesehen, wie der Kurverein zu Rense die Abwehr jedes fremden, insbesondere päpstlichen Einflusses auf die Wahl und die entschiedene Geltendmachung der kurfürstlichen Rechte bezweckte; der kurz danach zu Frankfurt erlassene Reichsschluß Ludwigs des Bayern (Constitutio de jure et excellentia imperii) sprach diese Grundsätze noch deutlicher aus: die kaiserliche Würde stamme von Gott und gehe durch die Wahl der Kurfürsten unmittelbar auf den Erwählten über, ohne daß es einer Bestätigung durch den römischen Stuhl bedürfe. Diesen Standpunkt, wie er sich schon in den Rechtsbüchern findet, nimmt nun auch die Goldene Bulle ein. Die auf nicht fest bestimmten, oft streitigem Herkommen beruhende Rechtsgewohnheit bei den Königswahlen durch anerkannte Rechtsgrundsätze geregelt, die Befugnisse der Kurfürsten festgesetzt, die Ansprüche verschiedener Glieder und Linien der Kurhäuser auf die Kurstimme beseitigt, fremden Einfluß auch während der Thronerledigung abgewehrt, daneben auch über den Landfrieden, über ungerechte Errichtung neuer Zollstätten, über Mißbrauch des Münzrechts u. a. Verordnungen erlassen zu haben, ist ein unbestreitbares Verdienst der Goldenen Bulle. Aber das neue Staatsgrundgesetz schuf und bestätigte auch Mißstände, an denen das Deutsche Reich zu Grunde ging. Die Kurfürsten waren nunmehr in ihren Territorien faktisch unabhängig, und die andern Fürsten erstrebten mit Erfolg dasselbe Ziel. Fortan war es keinem Reichsoberhaupt mehr möglich, das in einzelne Territorien auseinander fallende Reich zusammenzufassen; das Streben nach Territorialhoheit hatte über die Reichsgewalt, das Landesfürstentum über das Kaisertum den Sieg davongetragen. Die Goldene Bulle machte es den Kurfürsten möglich, viele Unterthanen, über die sie vorher eine beschränkte Herrschaft ausgeübt hatten, völlig ihrer Landeshoheit zu unterwerfen. Die Reichsvogtei, die ein Fürst vom Reich besaß, gab ihm weit geringere Rechte, als er über solche seiner Untergebenen innehatte, die zu seinem eignen Besitz gehörten. Die Gerichtsbarkeit über die Personen, welche dem Fürsten als Reichsvogt untergeben waren, stand dem Kaiser zu; sie waren dem Reichsvogt nur zu solchen Abgaben (Reichsbeden) verpflichtet, die im Namen des Reichs gefordert wurden. Die Unterthanen, die früherhin

Staatsrechtliche Bedeutung der goldenen Bulle.

in verschiedenen Verhältnissen zu ihren Fürsten als Reichsvögten, Grafen, Schutzherren und Lehnsherren gestanden, gerieten von da an unter deren vollständige Landeshoheit. „Wenn die Goldene Bulle in ganz unbestimmten Ausdrücken die Unterwürfigkeit unter einen Kurfürsten zu dem Grunde machte, weshalb seine Gerichtsbarkeit sich über eine Person erstreckte, was ebenso gut auf den bloßen Heerbann, Lehndienst und die Vogtei, als auf die wahre Unterwürfigkeit unter die Landeshoheit paßte, so konnte es nicht fehlen, daß allmählich viele, die gar nicht wahre Landesunterthanen (im Territorio gesessen), sondern bloß insofern Landsassen waren, als man Land und Sprengel des Fürstenamtes für gleichbedeutend nahm, in wahre Landesunterthanen verwandelt werden mußten. Denn die Gerichtsbarkeit war ja auf jede Weise das sicherste Zeichen der Landeshoheit, weil sie aus der Grafschaft entstand." Gegen diese gefährliche Ausdehnung der Landeshoheit, die Karl IV. bei den auserwählten Sieben so entschieden begünstigte, verbündeten sich dann die in ihrer reichsunmittelbaren Selbständigkeit bedrohten Städte und der Adel in Einungen und Eidgenossenschaften, denn die übrigen freien Stände des Reichs waren nicht geneigt, sich in die Unterordnung unter die begünstigten Fürsten ohne Widerstreben zu fügen. Wenn es im Eingang der Goldenen Bulle heißt, „ein jeglich Reich, so in ihm selber uneins ist, wird zu Grunde gehen", so hat dieser Ausspruch gerade durch die Folgen des Staatsgrundgesetzes seine Bewährung gefunden. Karl IV., der sich in den Kurfürsten eine ergebene Macht schaffen wollte und zu dem Zwecke die Kurstimme (wie in Pfalz-Bayern und Sachsen-Wittenberg) an ihm befreundete Linien brachte, der das erste weltliche Kurfürstentum besaß und ein anderes, Brandenburg, zu erwerben Aussicht hatte, konnte hoffen, in dem Kollegium der Kurfürsten eine Stütze für seine auf Erhöhung seines Hauses gerichteten Pläne zu haben; aber er täuschte sich in der Macht der gegnerischen Parteien. Der Einfluß der Kurfürsten auf die Reichsregierung und ihre Teilnahme an den Reichsgeschäften wurde durch die Goldene Bulle sanktioniert, und die Kurfürsten waren in der Folge bestrebt, durch Erneuerung des Kurvereins von 1338 diese Bevorzugung festzuhalten und sich in ihren Wahlrechten und Freiheiten zu schützen. Bei Veräußerung von Reichsgütern, bei Verleihung erledigter großer Reichslehen und wichtiger Privilegien hielt man die kurfürstliche Einwilligung für erforderlich. In spätern Zeiten sicherten sich die Kurfürsten ihre alten Rechte und die hergebrachte Verfassung durch eine eigne Wahlkapitulation.

Wirkungen. Natürlich erregte das neue Reichsgrundgesetz bei vielen Mißstimmung. Der Papst zürnte über die Ausschließung seines Einflusses von der Königswahl; denn „nicht mehr die allgemeine Kirche in ihrem monarchischen Repräsentanten, sondern nur die deutsche Kirche in ihren drei vornehmsten Prälaten nahm an der Kur teil". Die weniger begünstigten Fürsten, vor allen die Habsburger, blickten mit Neid und Verdruß auf die bevorzugte Stellung der Kurfürsten; auch die niedere Ritterschaft, die ihr „hergebrachtes gutes Recht, Unrecht zu thun", beeinträchtigt sah, war unzufrieden mit der neuen Ordnung im Reich. Am tiefsten aber wurden dadurch die Städte verletzt. Durch das Verbot des Pfahlbürgertums, wodurch sie die Untergebenen benachbarter Landesherren in ihr Gebiet hereinzogen, sowie durch das aller Einungen, Verstrickungen, Eidgenossenschaften ohne kaiserliche oder landesherrliche Genehmigung wurde ihre Macht schwer getroffen. Der Kaiser beabsichtigte ja nicht die Blüte der städtischen Gemeinwesen zu beeinträchtigen; allein er sah in den Städteverbindungen, welche die republikanische Selbstregierung gegen jeden Angriff sicherstellten, eine Gefahr für die königliche

Gewalt. „Ungleich mehr geschlossenes Gebiet als irgend die fürstlichen Territorien, Politien, wirkliche Staaten mit allen Mitteln und Ansprüchen des sich selbst Genugseins, hemmten und störten sie stärker als die fürstliche und geistliche Aristokratie das, was auf Grund der Reichsverfassung erreicht werden konnte: daß das Reich wieder ein Staat werde." Die Goldene Bulle hat ihren Zweck, die Ordnung im Reich auf neuer Grundlage herzustellen und die Reichsgewalt auf die Übermacht des luxemburgischen Hausbesitzes zu gründen, deshalb nur unvollkommen erreicht, weil die Widerstandskraft der Gegner zu gering angeschlagen war. Das längst bestehende und mit Erfolg durchgeführte Streben der Fürsten nach Landeshoheit sanktionierte Karl IV., in der Meinung, durch das Übergewicht seines mächtigen Staates die verschiedenen Elemente in neuer Form zusammenfassen zu können. Aber das Widerstreben anderer Stände dagegen erzeugte die unheilvollsten Kämpfe, die das Reich in seinen innersten Fugen erschütterten, und Karls Nachfolger besaßen nicht die Kraft, der unaufhaltsamen Auflösung des Reichs entgegenzutreten.

4. Vergrößerung der luxemburgischen Hausmacht.

Karls IV. Hauptbestreben war auf die Vergrößerung der Macht des luxemburgischen Hauses gerichtet, das er über alle andren deutschen Fürstenhäuser zu erheben beflissen war. Darin wurde er ebensowohl durch sein diplomatisches Geschick und die ruhige Beherrschung der Verhältnisse unterstützt, als durch die Zwietracht und Unfähigkeit des Wittelsbachschen Hauses, auf dessen Ruin er seine Größe baute. Nicht nur im Stammlande selbst, wo innerhalb fünf Jahren Ober- und Niederbayern dreimal unter den sechs Söhnen des verstorbenen Kaisers Ludwig geteilt wurden, trat diese vererbte Zwietracht zu Tage, auch in den andern Ländern, in denen das bayrische Haus zur Herrschaft gelangt war, in den Niederlanden (VII, 911 f.), in Tirol, in Brandenburg war der Familienhader die Quelle der meisten Unfälle, welche das Geschlecht von seiner Größe herabstürzten. Dem ebenso staatsklugen als ländergierigen Kaiser entging diese Schwäche des nebenbuhlerischen Hauses nicht und er versäumte keine Gelegenheit, Nutzen daraus zu ziehen. Besonders war sein Auge auf Brandenburg gerichtet, wo sich ihm eine lockende Aussicht eröffnete, in das Erbe der Wittelsbacher einzutreten; doch sollte diese Hoffnung erst am Ende seines Lebens in Erfüllung gehen, weil noch andere Gegner zuvor seine Thätigkeit in Anspruch nahmen.

Karls Bestrebungen.

1349–1353.

Diese Politik des Kaisers und ihre Erfolge erregten den Argwohn der benachbarten und bedrohten Fürsten. Auch der Papst grollte dem Kaiser wegen der Goldenen Bulle und weil er den päpstlichen Gelderpressungen bei der deutschen Geistlichkeit entschieden entgegentrat und dafür auf sittliche Besserung des Klerus drang, und näherte sich dessen Gegnern, ohne jedoch mit

Die Gegner Luxemburgs. Beziehungen zum Papst.

Karl zu brechen. Herzog Rudolf von Österreich vermittelte die Aussöhnung zwischen dem Papste und den Söhnen des gebannten Kaisers Ludwig. Im Laufe des Jahres 1359 kam es zu Besprechungen über eine neue Königswahl; Ludwig der Große von Ungarn war zum Thronkandidaten ausersehen. Der Papst aber, fortwährend in seinen weltlichen Besitzungen bedroht, konnte die Hilfe des Kaisers nicht entbehren und hielt es nicht für geraten, die Spannung auf die Spitze zu treiben.

Stellung des Kaisers zu Habsburg. Als der weise und friedliebende Herzog Albrecht II. von Österreich, der inmitten stürmischer Ereignisse seinem Lande die Segnungen der Ordnung und des
20. Juli 1358. Friedens zu gewähren gesucht, gestorben war, folgte ihm sein Sohn Rudolf IV., der Gatte von Karls IV. schöner Tochter Katharina. Im Gegensatz zu seinem Vater stand der herrschsüchtige, hochfahrende und stolze Jüngling in gespanntem Verhältnis zu seinem Schwiegervater, dessen Übermacht er fürchtete. Nicht nur daß er die alten Ansprüche seines Hauses auf Böhmen erneuerte und sich Pfalzherzog zu Österreich, Herzog zu Schwaben und Elsaß nannte und offen danach strebte, seinem Geschlechte die deutsche Krone wiederum zuzuwenden, er schloß
26. Sept. 1359. auch ein Schutzbündnis mit den dem Kaiser feindlich gesinnten Grafen Eberhard und Ulrich von Württemberg, wobei die Möglichkeit einer auf Österreich oder
1360. Württemberg fallenden Königswahl ins Auge gefaßt war. Im folgenden Jahr zog der Kaiser gegen Württemberg ins Feld, doch kam zu Schorndorf ein Ver-
31. Aug. gleich zu stande, infolgedessen die Grafen allen Bündnissen mit Österreich entsagten und mit einigen Burgen und Städten in Lehnspflicht zur Krone Böhmen traten. Nun machte auch Herzog Rudolf seinen Frieden mit dem Kaiser und verzichtete auf die angemaßten Titel und Ansprüche. Die Versöhnung war aber keine aufrichtige; nach wie vor ließ sich der Herzog zu allen gegen den Kaiser gerichteten Verbindungen gewinnen. Bald bewirkten jedoch die Vorgänge in Tirol eine Umgestaltung dieser Parteiverhältnisse und führten eine feste Vereinigung der Häuser Luxemburg und Habsburg herbei, welche durch die Brünner
1364. Erbverbrüderung besiegelt werden sollte.

Die Tiroler Erbfolge. Margarete Maultasch hatte von ihrem Gemahl Ludwig dem Brandenburger einen einzigen überlebenden Sohn, Meinhard III., der mit Margarete, der Tochter Herzog Albrechts II. von Österreich, vermählt war. Um die ihr verhaßten Brüder ihres Gatten von der Erbschaft auszuschließen, setzte sie die österreichischen Herzöge zu Erben
2. Sept. 1359. ihrer Länder ein, falls sie, ihr Gemahl und ihr Sohn ohne Nachkommen aus der Welt
18. Sept. 1361. gehen sollten. Bald darauf starb Ludwig der Brandenburger, und Herzog Stephan von Niederbayern bemächtigte sich des jungen Meinhard und führte in seinem Namen die Regierung in Oberbayern und Tirol. Der Widerstand des oberbayrischen Adels, der sich an Meinhard und den Sohn Stephans, Friedrich, anschloß, war eben so erfolglos, wie die von Karl IV. der flehenden Margarete Maultasch erteilte Zusicherung seines Beistandes. Der junge Meinhard entzog sich endlich durch die Flucht dem Ge-
13. Jan. 1363. wahrsam, starb aber bald darauf, und Herzog Stephan nahm Oberbayern in Besitz, während Rudolf von Österreich in der Grafschaft Tirol die Regierung ergriff. Margarete Maultasch, der selbständigen Regierung unfähig, überließ ihre Länder den öster-

reichischen Herzögen, wogegen die Wittelsbacher, vom Kaiser unterstützt, Einsprache erhoben. Um mittels der kaiserlichen Bestätigung zum festen Besitz des Landes zu gelangen, fand es Herzog Rudolf nunmehr geraten, mit dem Luxemburger ein Bündnis zu schließen. Es gelang Katharina, zwischen ihrem Vater und Gatten die Versöhnung herzustellen. Auf einer Zusammenkunft in Brünn bestätigte der Kaiser Febr. 1364.
die österreichischen Herzöge im Besitz der Grafschaft Tirol, und beide Häuser schlossen einen Erbfolgevertrag, wonach bei dem kinderlosen Erlöschen des einen Hauses das 10. Febr. 1364.
andre in sämtlichen Ländern succedieren sollte. Die Vermählung des Markgrafen Johann Heinrich von Mähren mit Margarete von Österreich, des verstorbenen Meinhard von Tirol Witwe, und später des Herzogs Albrecht III. mit des Kaisers Tochter Elisabet besiegelten die Aussöhnung der beiden Häuser. Nach dem Brünner Vertrag sahen die bayrischen Herzöge Stephan und Albrecht die Unmöglichkeit ein, ihre Ansprüche auf Tirol mit Erfolg geltend zu machen; sie verzichteten daher gegen eine bedeutende Geld- 29. Sept. 1369.
summe auf das Land, das fortan mit Österreich vereinigt blieb. Margarete Maultasch lebte im Besitz einiger Schlösser und einer jährlichen Rente noch einige Jahre; ihr Name † 1369.
aber wurde beim Volke in Sagen und Märchen noch lange in unseligem Andenken gehalten.

Nicht lange darauf starb der kinderlose Herzog Rudolf und hinterließ die Folgen des Vertrags von Brünn.
Regierung seinen beiden jungen Brüdern Albrecht und Leopold. Die Zukunft † 27. Juli 1365.
des habsburgischen Hauses, die auf diesen schwachen Schultern ruhte, schien nicht allzu gesichert, und Karl IV. mochte sich, wenn er auf die kräftige Blüte seines Geschlechtes blickte, wohl mit dem Gedanken schmeicheln, die Erbverbrüderung würde vielleicht in gar nicht langer Zeit die bedeutendsten Folgen nach sich ziehen und das luxemburgische Haus zu einer Weltmacht erheben. Unter dem Schutze der kaiserlichen Freundschaft gedieh das habsburgische Haus zu neuer Blüte; die Herzöge erweiterten ihr Gebiet wieder (Freiburg im Breisgau, die Grafschaft Feldkirch u. a. kamen um diese Zeit, jenes im Jahr 1368, dieses 1375 unter Habsburg) und Kaiser Karl leistete ihnen dabei Vorschub, in der Hoffnung, dereinst in die reiche Erbschaft einzutreten. Aber die Früchte der Erbverbrüderung waren nicht seinem Hause beschieden.

Kurz vorher war ein andrer Erbvertrag zu stande gekommen, der dem Die Vorgänge in Brandenburg.
Hause Luxemburg die lockende Aussicht auf die Erwerbung der Mark Brandenburg eröffnete. Dem Teilungsvertrag der Wittelsbachschen Brüder von 1349 gemäß, welcher die gesamten Besitzungen des Hauses in zwei Hälften schied, also daß die Fürsten der einen Gruppe eine nähere Erbberechtigung untereinander besaßen und erst beim Erlöschen der einen Linie die Fürsten der andern Hälfte folgen sollten, stand die Herrschaft in Oberbayern den Markgrafen von Brandenburg, Ludwig dem Römer und Otto, zu. Das eigenmächtige widerrechtliche Vorgehen des Herzogs Stephan von Niederbayern erbitterte nun beide aufs äußerste, so daß sie sich vom Kaiser zu einer Erbverbrüderung gewinnen ließen, 18. März 1363.
wonach im Falle ihres söhnelosen Absterbens ihre Lande an die Luxemburger fallen sollten, Karl aber ihnen Beistand gegen ihre Brüder zusagte. Schon wurde des Kaisers Sohn Wenzel, der zwei Jahre zuvor zur Welt gekommen, 26. Febr. 1361.

Markgraf von Brandenburg genannt, die Luxemburger nahmen das brandenburgische Wappen an und der Kaiser vereinigte die Niederlausitz mit seinen
Mai 1365. Landen. Bald nachher starb Ludwig der Römer ohne Kinder zu hinterlassen, worauf sein Bruder Otto, ein übelberatener sittenloser Jüngling, die Mark Brandenburg allein beherrschte, und da um dieselbe Zeit auch Herzog Rudolf von Österreich kinderlos starb, so nahm der Markgraf die Witwe desselben zur Gemahlin und wurde somit des Kaisers Schwiegersohn. Dies war die Einleitung zur Übertragung der Mark Brandenburg von dem wittelsbachischen auf das luxemburgische Haus.

Erwerbung der Mark Brandenburg durch Karl IV. 1370—1374. Das Verfahren Karls IV. in der brandenburgischen Erbfolgefrage ist ein fortgesetztes Spiel der Intrige und Überlistung gegen unfähige, verblendete Fürsten. Treffliche Dienste leistete ihm dabei sein Günstling Dietrich Kagelwit, ein auf dem Schlachtfeld wie in Staatsangelegenheiten erprobter Mann, den die Gunst seines Herrn zum Bischof von Minden, zum Propst von Wyschehrad, zum Kanzler von Böhmen und schließlich zum Erzbischof von Magdeburg erhob. Der Kaiser trat nun immer offener mit seinen Absichten hervor, und von dem leichtsinnigen geldbedürftigen Markgrafen Otto war alles zu erreichen. Er überließ dem Luxemburger die Verwaltung seiner Lande, und da seine Ehe kinderlos blieb, wie der Kaiser wohl vorausgesehen, als er die auch in der früheren Ehe unfruchtbare Katharina dem ausschweifenden Jüngling vermählte, war die Erwerbung der Mark Brandenburg nur noch eine Frage der Zeit. Der Kaiser aber, begierig die lang gehegte Hoffnung verwirklicht zu sehen, übereilte
1370. diese Angelegenheit. Die Forderung der Abtretung der Mark noch bei Lebzeiten des jetzigen Besitzers scheint in dem verblendeten jungen Fürsten doch das schlummernde Gefühl von seiner und seines Hauses Ehre geweckt zu haben, und er trat jetzt, freilich zu spät, mit dem Herzog Stephan wieder in Verbindung, wogegen der Kaiser in Albrecht von Niederbayern, dem Regenten der Niederlande, dessen Tochter Johanna mit dem jungen König Wenzel verlobt ward, ein andres Glied des wittelsbachischen Hauses in sein
1371. Interesse zu ziehen wußte. Herzog Stephans Sohn Friedrich zog in die Mark und erhielt die Zusicherung der Nachfolge. Darüber entbrannte der alte Kampf zwischen Wittelsbach und Luxemburg noch einmal. In den Sommermonaten hausten die wilden böhmischen Scharen, unterstützt von den Fürsten von Mecklenburg und Pommern, aufs entsetzlichste in den tiefzerrütteten brandenburgischen Landen. Eine kräftige Stütze fanden die Wittelsbacher an König Ludwig dem Großen von Ungarn und Polen, welchen die ländergierige Politik des Kaisers mit Besorgnis erfüllte. Diesen gefährlichen Gegner unschädlich zu machen, entfaltete Karl wieder seine oft erprobte diplomatische Gewandtheit. Er wußte die Verhältnisse in Italien, wo König Ludwig mit den Venetianern in Krieg lag, meisterlich zu benutzen, indem er den Reichsvikaren in der Lombardei und Toscana die Unterstützung Venedigs untersagte und ein Bündnis des Ungarnkönigs mit den österreichischen Herzögen vermittelte, was freilich einen glänzenden Sieg der Venetianer (Juli 1373) nicht verhinderte. Um diesen Preis ließ König Ludwig seine Bundesgenossen im Stich, und der Kaiser hatte nunmehr freie Hand. Zugleich knüpfte er die Pommern, die er im Besitz der Ukermark bestätigte, den Herzog Albrecht von Mecklenburg, dem er die Priegnitz zu Lehen gab, den Erzbischof von Magdeburg und andre benachbarte Fürsten fest an seine Sache. Als nun der Waf-
Mai 1373. fenstillstand zu Ende ging, fiel er und seine Bundesgenossen von allen Seiten in die Mark ein. Da sahen sich die Wittelsbacher bald zum Nachgeben genötigt. In dem
15. Aug. 1373. kaiserlichen Lager vor Fürstenwalde wurde der Vertrag abgeschlossen, welcher die

Bayern um den Besitz der brandenburgischen Lande brachte. Markgraf Otto und Herzog Friedrich leisteten für ihr ganzes Haus Verzicht auf die Mark, wogegen der Kaiser ihre leeren Taschen mit 500,000 Goldgulden füllte und dem Markgrafen Otto eine Anzahl von Städten und Schlössern in der Oberpfalz abtrat, unter der Bedingung, dieselben im Fall von Ottos söhnelosem Tod zurückkaufen zu dürfen; den Titel eines Kurfürsten und Erzkämmerers durfte er zeitlebens führen. Markgraf Otto, der durch Schwäche und Verblendung sein Haus um den Besitz eines wichtigen Landes gebracht, lebte fortan auf dem Jagdschlosse Wolfstein bei Landshut und tröstete sich in den Armen einer schönen Müllerin über den Verlust der Herrschaft († Nov. 1379). Karl IV. nahm sofort Besitz von dem Lande, bestätigte den Städten und dem Adel ihre Privilegien und ließ sich huldigen. Auf dem Landtag zu Tangermünde wurde auf den Vorschlag Dietrichs von Schulenburg, Bischofs von Brandenburg, der Kaiser um die Vereinigung der Marken mit der Krone Böhmen gebeten und darauf in der Landesversammlung böhmischer und märkischer Stände zu Guben die Vereinigungsurkunde 21. Mai 1374. vollzogen, und die Luxemburger gelobten, die Marken nie von der Krone Böhmen scheiden zu wollen. Damit traten die Marken in das große slawisch-deutsche Reich der Luxemburger ein; sie hofften dadurch vor weiteren Gebietsschmälerungen von seiten der benachbarten Fürsten und Herren geschützt zu sein und Frieden und Ordnung im Innern zu erhalten. Und solange Karls IV. kräftige Hand waltete, ging diese Hoffnung in Erfüllung. Mit der Rückkehr der Ruhe und Ordnung hob sich der Handel und Verkehr wiederum; der Adel, der vorher ungescheut sein Raub- und Fehdewesen ausgeübt hatte, fürchtete nun die strafende Hand des mächtigen Gebieters. Ein allgemeiner Landfrieden wurde erlassen und mit den Nachbarn Frieden geschlossen; die Fürsten von Pommern und Mecklenburg erkannten Karls Lehnshoheit an; verpfändete und verkaufte Krongüter wurden eingelöst, die verfallenen Festungen wurden hergestellt. Das Landbuch von Brandenburg ist ein Zeugnis, mit welcher Sorgfalt der Kaiser die Zustände seines neuen Landes erforschte, die Lehnsverhältnisse untersuchte und die verschleuderten Einkünfte an die Krone zurückbrachte. Aber unter Karls Nachfolgern brachen neue Stürme über das Land herein.

Mit der Erwerbung von Brandenburg erlangte das luxemburgische Haus einen Besitzstand wie kein andres im Deutschen Reiche. Schon seit Jahren war auch Schlesien mit dem Königreich Böhmen vereinigt worden. Die Teilfürstentümer, in die Schlesien damals zerfiel, hatten meistens schon lange die böhmische Oberherrlichkeit anerkannt, um an dem mächtigen Nachbarstaat eine Stütze gegen die drohende polnische Herrschaft zu erwerben. Durch die Vermählung Karls IV. mit der Nichte des Herzogs Bolko II. von Schweidnitz und Jauer kam das Gebiet des letzten unabhängigen Piastenfürsten nach dessen kinderlosem Tod an die Krone Böhmen. Daneben war Karl stets darauf bedacht, durch die Einverleibung und Unterordnung von kleineren Herrschaften in allen benachbarten Landen den Einfluß seines Hauses zu erhöhen. In der Oberpfalz, in Franken, im Vogtland und Meißen brachte er, durch kluge Benutzung von Geldverlegenheiten und andern Umständen, viele Herren zum Eintritt in das Vasallenverhältnis, zahlreiche Gebiete zur Anerkennung der böhmischen Hoheit. Die sächsischen, die bayrischen, selbst die rheinischen Länder waren von „Böhmischen Inseln“ durchbrochen, die dem Kaiser stets die Gelegenheit boten, in jenen Gegenden

Die Besitzungen des luxemburgischen Hauses.

28. Juli 1368.

direkt Einfluß zu üben und geeignet schienen, mit der Zeit die luxemburgische Herrschaft in allen jenen Landen anzubahnen. Als Kaiser Karl auf der Höhe seiner Macht stand, umfaßte der Besitzstand der Luxemburger Böhmen, Mähren, die Ober- und Niederlausitz, Brandenburg, Schlesien, Teile der Niederlande, ungerechnet die zahlreichen kleinen Herrschaften und Besitzungen. Wenn er zurückdachte, wie vor einem halben Jahrhundert sein Großvater aus der kleinen Grafschaft in den Ardennen ausgezogen war, und jetzt seinen Länderbesitz überblickte, da konnte ihn gerechter Stolz über die Blüte seines Hauses erfüllen, welches Glück und Verdienst zu hoher Macht emporgehoben.

5. Karls IV. zweiter Römerzug.

Die Lage in Italien. Papst Innocenz VI., welcher seit 1352 den Stuhl in Avignon innehatte, wurde hauptsächlich durch die Rücksicht auf die Lage Italiens zu großer Nachgiebigkeit gegen den Kaiser bestimmt. Der Kirchenstaat war durch Anarchie im Innern und die Raubgier der Nachbarn allmählich in einen solchen Zustand der Hinfälligkeit und Zersplitterung geraten, daß das Patrimonium Petri auseinander zu fallen drohte. In Oberitalien hatten sich die Visconti, denen Karl IV. das Reichsvikariat in Mailand übertragen, zu einer Macht aufgeschwungen, welche allen Nachbarn furchtbar zu werden begann. Sie hatten sich in Pavia, Alba, Novara festgesetzt und selbst Bologna längere Zeit in ihre Gewalt gebracht. Nur mit Mühe war es dem Kardinallegaten Ägidius Albornoz gelungen, unter Vermittelung des Kaisers diese „Perle der Romagna" wieder für den Kirchenstaat zu gewinnen. Der kluge Luxemburger wußte die Furcht vor der emporstrebenden Macht des Mailänder Herrscherhauses zur Erhöhung des eignen Ansehens zu benutzen. Der Papst suchte seine Freundschaft; selbst die mächtigen Republiken Florenz, Venedig, Genua leisteten ihm den Treueid und verpflichteten sich zur Reichssteuer.

Karl in Avignon. 1365. Nach dem Tode des sechsten Innocenz (12. Sept. 1362) bestieg Urban V. den päpstlichen Stuhl. Mit diesem hatte Karl eine Zusammenkunft in Avignon, um ihn zu bewegen, daß er seinen Sitz in Rom aufschlage. Er fand eine wohlwollende Aufnahme. Der Papst versprach ihm nicht allein die möglichst baldige Rückkehr nach der Apostelstadt, er erteilte auch dem Erzbischof von Prag die Würde eines Legaten für Böhmen und für die Bistümer Regensburg, Bamberg und Meißen, wodurch Karl einen bedeutenden kirchlichen und politischen Einfluß in jenen Gegenden erlangte. Dafür bot der Kaiser dem Papst seine Unterstützung gegen Barnabo Visconti an, dem Urban durch Entziehung der zahlreichen Mietstruppen die Stütze der Viscontischen Zwingherrschaft zu nehmen gedachte. Die Kriege in Italien wurden nicht mehr durch die waffengeübten Bürgerwehren ausgefochten, sondern durch gemietete Söldner, die sich in großen Banden allerwärts, besonders in dem streiterfüllten Apenninenland um-

hertummelten. Einst von Eduard III. in seinen französischen Kriegen verwandt und vom Volke noch die „Engländer", Malandrinen, Linfarden genannt, hatten sie sich seitdem als eigner Stand erhalten und boten unter verwegenen Führern, von denen in Italien die Namen eines Fra Moriale, eines Werner von Urslingen, eines Grafen von Landau noch lange in bösem Andenken standen, jedwedem ihre starken Arme zum Kriegsdienst, eine arge Geißel für die Länder, wohin die zuchtlosen Scharen den Fuß setzten. Diese aus Italien wegzuziehen, die Visconti ihrer kampfbereiten Söldnerheere zu berauben, sie zu fernen Unternehmungen, zu einem Kreuzzug ins Heilige Land zu verwenden, war der Plan des Papstes, zu dessen Durchführung ihm der Kaiser jetzt seine Hilfe zusagte. Darauf trat Karl den Rückweg an; in Arles ließ er sich die Krone des Königreichs Arelat 18. Juni 1365. aufs Haupt setzen, zum bedeutungslosen Zeichen, daß die Rechte des Reichs über dies faktisch bereits im Besitz der französischen Könige befindliche Land noch nicht erloschen seien. Als er im Elsaß weilte, traf der erwähnte „baskische Erzpriester" Arnold von Cervola, einer jener Bandenführer, in Begleitung seiner ganzen an 40,000 Mann starken Schar, mit ihm zusammen, um eine Vereinbarung zu schließen. Als aber die zuchtlosen Rotten über das Land herfielen, Straßburg belagerten und wilde Greuel begingen, trieb sie der Kaiser mittels aufgebotener Reichstruppen in die burgundischen Lande zurück.

Bald nach seiner Rückkehr legte der Kaiser einem Reichstag zu Frankfurt Sept. 1366. den Plan zu einer neuen Romfahrt vor, da der Papst verlangt hatte, daß Karl zuvor nach Italien ziehe und dem päpstlichen Stuhle in Rom Sicherheit verschaffe, ehe er selbst seine Residenz dahin verlege. Aber er fand unter den deutschen Fürsten, geistlichen wie weltlichen, wenig Entgegenkommen; die meisten waren daheim zu sehr beschäftigt, um an ferne Unternehmungen zu denken; manche, wie die Habsburger und Wittelsbacher, hatte auch Barnabo Visconti, gegen welchen der Zug offenbar gerichtet war, für sich gewonnen. So verfloß noch eine geraume Zeit, bis Karl dem Drängen des Papstes, der mittlerweile wirklich in die alte Weltstadt eingezogen war, Folge gab und zum zweitenmal Okt. 1367. in die Lombardei hinabstieg, seinen Bruder Wenzel als Reichsvikar zurücklassend.

Bald nachdem die Kaiserin Elisabeth ihrem Eheherrn einen Sohn, Sieg- Die Heerfahrt. 14. Febr. 1368. mund, den nachmaligen Kaiser, geboren, verließ Karl IV. Böhmen. Sein Heer, das er nach Italien vorausgeschickt hatte, stieß unter der Führung des Grafen Heinrich von Görz und des Erzbischofs von Salzburg zu der gegen die Visconti vereinigten Liga, die nunmehr eine Heeresmacht von 40,000 Mann ins Feld stellen konnte. Die Feindseligkeiten gegen die Mailänder wurden alsbald eröffnet, hatten aber geringen Fortgang. Der Kaiser hatte offenbar nicht die ernste Absicht, die Visconti zu stürzen und sich damit das unentbehrliche Werkzeug zu entziehen, jederzeit auf den Papst einwirken zu können. Vor Mantua und Verona wurde viel kostbare Zeit verloren, und als die Visconti Friedensanträge

machten, ging Karl sofort darauf ein. Er traf mit ihnen und mit der Liga eine Übereinkunft und zog dann ohne Widerstand nach Rom, wo er zwei Monate verweilte.

27. Aug. 1368. Die Visconti verpflichteten sich dem Kaiser zur Stellung von tausend Mann, so oft er in Italien sei, gelobten, sich mit keinem Vasallen des Kirchenstaats zu verbinden, die Geistlichen in ihren Besitzungen zu schonen und zur Ausrottung der Söldnerbanden die Hand zu bieten, auch dem Papste die alte Schuldforderung wegen der Abtretung von Bologna zu erlassen. Aber auch diesmal hatte der Kaiser auf der
18. Jan. 1369. Rückkehr von Rom noch einen Kampf zu bestehen. In Siena kam es zu einem blutigen Volksaufstand, wobei viele aus dem kaiserlichen Gefolge den Tod fanden, Karl selbst eine Woche lang in seinem Palast belagert wurde. Nachdem der Aufstand gedämpft und durch eine Geldbuße bestraft worden, verfügte sich der Kaiser nach Lucca und
April. befreite die Stadt, um sich an der trotzigen Bürgerschaft von Pisa zu rächen, von dem pisanischen Joche. Mit unermeßlichem Jubel begrüßte die Stadt ihre Reichsunmittelbarkeit und unterstützte den geldbedürftigen Kaiser mit bedeutenden Geldsummen.

Aug. 1369. Zu Anfang des Herbstes verließ Karl das italienische Land wieder. Mit
Folgen des Römerzugs. geringen Kosten und geringen Verlusten hatte er den Römerzug ausgeführt, und wiederum hatte er allenthalben Anerkennung und Unterstützung gefunden; denn er verstand es besser als seine Vorgänger im Reich, wie man sich in den italienischen Verwickelungen zu verhalten und die dortigen Wirren zu eignem Vorteil auszubeuten habe. Freilich hinterließ auch diese Unternehmung keine bleibenden Spuren. Die Gegensätze waren zu tief gewurzelt, die Interessen liefen zu stark widereinander, als daß die Friedensschlüsse von Dauer hätten sein können. Barnabo Visconti begann sofort neue Feindseligkeiten gegen den Papst, um sich Bolognas wieder zu bemächtigen, und die kaiserliche Acht hatte diesmal keine Wirkung; nach wie vor liehen ihm die gemieteten Kriegsbanden ihre waffengeübten Arme, und die Heerscharen des Papstes und der verbündeten Fürsten vermochten dagegen nichts auszurichten. Dadurch sah sich Urban V.
Sept. 1370. 19. Dez. veranlaßt, nach Avignon zurückzukehren, wo er noch in demselben Jahre starb. Erst sein Nachfolger Gregor XI. verlegte die päpstliche Residenz dauernd nach
1377. Rom, zu einer Zeit, wo ohne des Papstes persönliche Anwesenheit der Kirchenstaat seiner Auflösung entgegengegangen wäre.

6. Karls IV. Ausgang.

Wenzels Königswahl. In allen seinen Unternehmungen war Karl IV. in seltener Weise vom Glück begünstigt worden. Auch sein Lieblingswunsch, die deutsche Königskrone seinem Geschlechte zu erhalten und damit den neuerworbenen großartigen Länderbesitz seinem Hause sicherzustellen, sollte noch kurz vor seinem Tode in Erfüllung gehen. Aber er mußte um einen hohen Preis die Verwirklichung des langgehegten Planes erkaufen. Schon seit Jahren hatte der Kaiser die Kurfürsten, welche der Erblichkeit der Krone widerstrebten, zu gewinnen gesucht.

Diese trugen aber Bedenken, der Goldenen Bulle zuwider bei Lebzeiten des Kaisers seinen Nachfolger zu wählen. Der Erzbischof von Trier sprach warnend: „Wie wollt ihr eure Ehre und euren Eid bewahren? Ihr habt geschworen, den besten Mann in deutschen Landen zu wählen, und dies ist ein Kind, an dem nicht Weisheit und Tüchtigkeit ist.“ Der Kaiser ließ jedoch von seinem Plan nicht ab. „Junge Fürsten seien schon vermöge ihrer Erziehung früher reif an Geist als andre Sterbliche,“ äußerte er, und seine fortgesetzten Bemühungen wurden endlich vom Erfolg gekrönt. Im Laufe des Jahres 1374 ließen sich die drei geistlichen Kurfürsten gegen hohe Geldsummen bereit finden, dem Sohn des Kaisers, dem dreizehnjährigen Wenzel, der schon vor einem Jahrzehnt die böhmische Königskrone empfangen, ihre Stimmen zuzusagen; zu Anfang des folgenden Jahres erklärten sich auch Sachsen und die Pfalz bereit, und da die beiden andern Stimmen sich in Karls Händen befanden, so schien Wenzels Wahl gesichert. Doch zögerten die Kurfürsten mit der Ausführung; sie verlangten, der Kaiser solle sich erst der Zustimmung des Papstes versichern, und Karl ließ sich, seinem eignen Reichsgesetze, der Goldenen Bulle, zuwider, herbei, die Einwilligung des apostolischen Stuhles zu erbitten. Gregor XI., durch die demütige Bitte des Kaisers und die Hoffnung, wiederum Einfluß auf die Königswahl zu erlangen, sowie durch ein bedeutendes Darlehen gewonnen, erteilte seine Zustimmung, und die Kurfürsten mußten sich nun, wenngleich voll Unwillen über Karls Schwäche, zu der Königswahl verstehen. Zu Frankfurt wurde Wenzel zum römischen König gewählt und darauf zu Aachen gekrönt, und Karl verging sich so weit gegen sein eignes Gesetz, daß er auch noch die Bestätigung der Wahl bei dem päpstlichen Stuhl einholte.

(Randnotizen: 15. Juni 1363. — 1375 — 10. Juni 1376. — 6. Juli.)

Die Länderteilung. 1377. Nachdem der alte Kaiser seinem Sohn Wenzel die Nachfolge auf dem Kaiserthron gesichert hatte, nahm er eine Teilung der umfangreichen Besitzungen des luxemburgischen Hauses vor. Danach sollte Wenzel Böhmen, Schlesien und den größten Teil der Lausitz nebst den in Bayern und Sachsen erworbenen Besitzungen erhalten und die Vormundschaft über seine minderjährigen Brüder führen; Siegmund erhielt die Mark Brandenburg, Johann den zum Herzogtum Görlitz erhobenen Rest der Lausitzen und Teile des Brandenburgischen (die spätere Neumark). Mähren war nach des Markgrafen Johann Heinrich Tod an dessen Söhne Jost und Procop übergegangen.

(Randnotiz: 12. Nov. 1375.)

Ausgang Karls IV. 1378. Als das Jahr 1377 sich seinem Ende neigte, unternahm Karl IV. eine Reise zu König Karl V. von Frankreich. Teils die Sehnsucht, die Orte, wo er seine Jugend verlebt, wieder zu sehen, teils Verhandlungen mit dem französischen König über die durch Papst Gregors XI. Übersiedelung nach Rom drohende Kirchenspaltung waren die Beweggründe der Reise, die der Kaiser in Begleitung seines Sohnes Wenzel und eines stattlichen Gefolges von böhmischen und deutschen Herren unternahm. Auf der Rückreise kam er mit seinem Bruder Herzog Wenzel überein, daß bei dessen bevorstehendem kinderlosen Tode der König

(Randnotiz: 31. Jan. 1378.)

Wenzel in Luxemburg succedieren solle. Nach Böhmen zurückgekehrt, erließ der Kaiser, um der überhand nehmenden Unordnung im Münzwesen Einhalt zu thun, ein Münzgesetz. Es war die letzte bedeutende Handlung des greisen Herrschers, der noch in demselben Monat auf dem Prager Schlosse durch ein schleichendes Fieber hingerafft wurde. Er hatte noch den Schmerz zu sehen, wie die Kämpfe der Städte mit dem Adel das Reich verwirrten und wie durch die doppelte Papstwahl auch die Kirche gespalten ward.

2. Nov. 1378.

29. Nov. 1378.

Karls IV. Charakter u. Bedeutung seiner Regierung.

Das Regiment Karls IV. und sein Charakter haben die verschiedenste Beurteilung gefunden. Bei dem böhmischen Volk ist in alter und neuer Zeit sein Andenken gesegnet und er selbst als der Begründer der Größe des böhmischen Reichs betrachtet worden; wir haben gesehen, wie er in seinem Stammland Ordnung und Gesetz, Bildung und Wohlstand herstellte; die großartigen Schöpfungen Karls, die Bauten und Bildungsanstalten, die Gesetze und strengen Gerichte gegen Übelthäter, die ganze Fürsorge für sein Land, das er in tiefzerrüttetem und verwirrtem Zustand überkommen hatte und blühend und mächtig seinem Nachfolger hinterließ, sichern ihm die dankbare Verehrung der böhmischen Nation. Er hat das böhmische Reich zuerst zu einem Staat gemacht und eine wirkliche Regierung begründet. Ein weit ungünstigeres Urteil haben von jeher die deutschen Geschichtschreiber über Karl IV. gefällt. Das Wort Kaiser Maximilians I., der ihn Böhmens Vater, des heiligen römischen Reichs Erzstiefvater nannte, ist wohl zutreffend. Das deutsche Volk, das an den ritterlichen Heldengestalten früherer Kaiser stets mit Begeisterung hing, hat sich mit dem kalten, engherzigen „Pfaffenkaiser“ und seiner versteckten Politik nie befreunden können. Wir haben dargethan, wie er in der Goldenen Bulle dem souveränen Landesfürstentum die Weihe der Anerkennung erteilte und die Zerspaltung des Reichs in Landeshoheiten besiegelte. Aber es ist nicht zu verkennen, daß er damit doch nur längst bestehende Zustände gut hieß; er zog es vor, mit vorhandenen Verhältnissen sich zu vertragen, als einen hoffnungslosen Kampf dagegen zu führen. Daß das Oberhaupt des römischen Reichs als solches nur einen Schatten von Macht besaß und lediglich im Besitze einer starken Hausmacht sich Geltung verschaffen konnte, das hatten auch seine Vorgänger auf dem Kaiserthron eingesehen, aber keiner hat so unablässig und so erfolgreich sein ganzes Leben an der Ausbreitung und Konsolidierung seiner Hausmacht gearbeitet wie Karl IV. Nicht den Weg des Kriegs und der Gewalt wählte er, ihn führten Unterhandlungen und Verträge und ein ungewöhnliches diplomatisches Talent sicherer zum Ziel; seine Sparsamkeit und treffliche Finanzwirtschaft setzten ihn in den Stand, stets zu rechter Zeit die Verlegenheiten seiner Nachbarn zu benutzen. „Sein erstes und größtes Staatsgeheimnis war sein Schatz.“ So gelang es ihm, seinen Hausbesitzungen einen Umfang zu geben, wie ihn kein Fürst in deutschen und fremden Landen innehatte. Über der Ausdehnung seiner Hausmacht und der Fürsorge für seine Stammlande aber hat Karl das Deutsche Reich, dessen Krone

er trug, nur zu häufig vernachlässigt; er ließ die süddeutschen Reichsstädte mit den Fürsten kriegen; er ließ die tapfere Bürgerschaft der Hansestädte mit dem mächtigen Dänenkönig Waldemar IV. ihren Streit ausfechten; der Träger der deutschen Krone sah diese Vorgänge aus der Ferne an. Er fühlte und handelte als Böhme, und selbst die Kaiserkrone hatte Wert für ihn nur, wo sie ihm zur Geltendmachung von seinen und seines Hauses Interessen diente. Und wie bald zerfiel das gewaltige Luxemburger Haus, für das Kaiser Karl IV. „sein lebenlang gesonnen und gesponnen".

II. Der Städtekrieg und die Eidgenossenschaft.

1. Städtebund und Städtekrieg (vgl. VII, 247 ff.).

a. Der Schwäbische Städtebund und die Grafen von Württemberg.

Das Städtewesen im vierzehnten Jahrhundert.

Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert erreichten die Städte ihre höchste Macht und Blüte; sie waren die Sitze des Handels und Gewerbfleißes, der Wohlhabenheit und bürgerlichen Ordnung, der Geistesbildung und Kunstthätigkeit. Es konnte nicht fehlen, daß die Städte, deren Blüte, auf fester Ordnung im Reich und auf ihrer selbständigen, fast republikanischen Stellung beruhend, mit dem Machtstreben der Landesfürsten und der Willkür der fehdesüchtigen Ritterschaft unvereinbar war, in den heftigsten Konflikt mit diesen Gewalten gerieten. „Die feudal-hierarchische Ordnung des Reichs und die aus derselben erwachsene Verworrenheit von Rechten, Ansprüchen, Kompetenzen u. s. w. war dem Wesen der Städte zuwider. Sie bedurften scharf und klar ausgeprägter Verhältnisse; rechtliche Unbestimmtheit, Weitläufigkeit oder Unsicherheit in der Handhabung von Recht und Ordnung wirkte in dem gedrängteren Verkehr des städtischen Lebens, in den wirtschaftlichen Verhältnissen des Ganzen wie der Einzelnen durchaus störend." Hatten die Städte bisher vorzugsweise innere Kämpfe durchzufechten gehabt, da in heißem Ringen die Zünfte den bevorrechteten Geschlechtern ihren Vorrang im Regiment zu entreißen suchten, so entbrannte jetzt in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ein gewaltiger Kampf um die städtische Freiheit gegen Fürsten und Adel. Es waren da alte Gegensätze vorhanden, die immer schärfer hervortraten und mit der Zeit aufeinanderstoßen mußten. Die Städte hatten unter der zunehmenden Macht der Landesherren viel zu leiden und stets für ihre Selbständigkeit zu fürchten, dafür entzogen sie auch den Fürsten durch Ausdehnung des „Pfahlbürgertums" (VII, 249) manchen Untergebenen und manche Besitzung. Die Reichsgesetzgebung Karls IV. verschärfte die Gegensätze, anstatt sie auszugleichen. Die Städte wurden darin offenbar gegen die Landesherren beeinträchtigt. Eine starke Reichsgewalt, die

ihnen Schutz gewährt hätte, gab es längst nicht mehr. Vom Reichsoberhaupt, das weder durch Aufrechterhaltung des Landfriedens und der Ordnung einen gesicherten Zustand, die Grundlage bürgerlicher Blüte, herzustellen, noch die reichsunmittelbare Stellung der Städte zu gewährleisten vermochte, vielmehr durch häufige Verpfändungen sie empfindlich schädigte, war kein Schutz zu erwarten, am wenigsten, als Karl IV. aus dem Leben geschieden war. So waren die Städte zur Erhaltung ihrer reichsfreien Stellung, mit der ihre Macht und Blüte zusammenging, auf sich selbst angewiesen, und in heißem Kampf erhob sich bald die geeinte Kraft der Bürger gegen ihre adligen Dränger.

Die schwäbischen Reichsstädte. Die Vorkämpfer in dem großen Kriege, den gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Städte gegen den bevorrechteten Herrenstand ausfochten, waren die schwäbischen Reichsstädte. In Schwaben gab es deren seit der Zeit, da die Hohenstaufen zugleich das Herzogtum und die Königswürde innehatten, eine bedeutende Anzahl, die von Rudolf I. großenteils bestätigt und der Oberaufsicht von Landvögten unterstellt wurden. Hier, wo die Reichsstädte mit Ausnahme weniger, wie Augsburg, Ulm u. a. klein und unbedeutend waren, mußte das Bestreben, sich in Bündnissen wider die Gegner zusammenzuthun, besonders lebhaft hervortreten. Die Städtebündnisse sind eine seit Jahrhunderten wiederkehrende Erscheinung. Wir haben gesehen (VII, 249 ff.), wie in den trüben Zeiten des Zwischenreichs der Rheinische Bund zu hoher Bedeutung gelangte; seit der Zeit hatten die Städte am Rhein, in der Wetterau und anderwärts fortwährend ihre Bündnisse erneuert. Die Städte des südlichen Schwabens traten seit dem Ende des dreizehnten und besonders im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts mehrfach unter sich und mit den ober- und niederrheinischen Städten in eine Verbindung, der sich auch die Landleute der Eidgenossenschaft anschlossen. Es wurde erwähnt, wie Kaiser Ludwig in den Städten seine festeste Stütze erkannte und sie auf alle Weise begünstigte. Auf seine Veranlassung kam
20. Nov. 1331. der große Schwäbische Städtebund zu stande, worin sich zweiundzwanzig Stadtgemeinden, darunter besonders Augsburg, Ulm, Konstanz, St. Gallen, Zürich, Reutlingen, Heilbronn, mit den Söhnen des Kaisers und dem Bischof von Augsburg zu gegenseitigem Beistand gegen widerrechtliche Angriffe vereinigten. Der Kaiser versprach, solange das Bündnis währe, keine der verbündeten Städte zu trennen, noch zu verkümmern; „wenn sie jemand ihrer Rechte berauben will, so ist unser Gebot und Wille, daß sie einander beholfen seien gegen allermänniglich, außer gegen uns allein". Die schon damals zu Tage tretende Feindschaft zwischen den schwäbischen Herren und den Städten suchte der Kaiser
Juni 1340. dadurch auszugleichen, daß er auch die angesehensten der Herren, die Grafen von Württemberg, Öttingen, Hohenberg, Werdenberg u. a. in das Bündnis hereinzog, das nunmehr als Landfrieden bezeichnet ward. Diese Vereinigung aber beruhte auf schwacher Grundlage und war von kurzer Dauer. Nach des Kaisers
22. Okt. 1347. Tod erneuerten die schwäbischen Städte ihr Bündnis zur Aufrechthaltung ihrer

Reichsfreiheit, die namentlich durch kaiserliche Verpfändung gefährdet war, und der Ordnung im Reich. Für die Huldigung mußte ihnen König Karl ihre Rechte und Freiheiten bestätigen, versprechen, sie nie zu verpfänden und ihnen das Recht zuerkennen, einen Eingriff in ihre Freiheiten gemeinsam abzuwehren. Der Kaiser, welcher durch diese Haltung der Städte sein Ansehen gefährdet sah, suchte an die Stelle der unabhängigen Städtebündnisse kaiserliche Landfriedensbündnisse zu setzen und damit das eigenmächtige Auftreten von Reichsständen, welches den Reichsorganismus aufzulösen drohte, in eine unter kaiserlicher Autorität geschlossene Verbindung zum Schutz des Friedens und der Ordnung zu verwandeln. Mehrmals wurden in den folgenden Jahren diese Landfriedensbündnisse erneuert, so im Jahre 1370, wo dreißig Städte den Landfrieden beschworen, der in Graf Ulrich dem Älteren von Helfenstein einen Hauptmann erhielt. 6. Dez. 1370.

Unter dem schwäbischen Herrenstand ragten bereits die Grafen von Württemberg durch Macht und Ansehen hervor. Ein Rückblick auf das Wachstum dieses Geschlechts scheint daher hier am Orte zu sein. Von den Grafen, die auf einem schönen Hügel, eine kleine Meile von Stuttgart, ihre Stammburg besaßen, ist vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts nichts Sicheres zur geschichtlichen Kunde gekommen. Mit jenen beiden Brüdern Ulrich von Württemberg und Hartmann von Gröningen, welche zu Heinrich Raspe übergingen (VII, 213), trat das Grafenhaus zum erstenmal in die Geschichte ein. Der persönliche Vorteil, der damals ihr wenig ehrenhaftes Verhalten bestimmte, blieb fortwährend ein Hauptmotiv der gräflichen Politik. Doch nur die von Ulrich abstammende Linie brachte es zu Reichtum und Ansehen, indes die Familie Hartmanns schon im dritten Geschlecht verarmte und verschwand. Der Untergang der Hohenstaufen war für die Grafen von Württemberg die erste Staffel zur Größe. Jener Ulrich, der von der ungewöhnlichen Größe seines Daumens den Beinamen „mit dem Daumen" erhielt, erwarb sich von dem jungen Konradin das Marschallamt in Schwaben, die Vogtei über die Stadt Ulm und das Landesgericht in der Pürs, einem großen Landstrich auf der Leutkircher Heide, und da er als guter Wirtschafter stets Geld zu seiner Verfügung hatte, so wußte er in der herrenlosen Zeit des Interregnums seine Stammgüter zu mehren. Die Hälfte der Grafschaft Urach brachte er durch Kauf an sich, mit der andern Hälfte ließ er sich von König Richard belehnen. Sparsamkeit, Zusammenhalten des erworbenen und Vergrößerung des Familienguts waren erbliche Eigenschaften im württembergischen Grafenhause. Schenkungen an Kirchen und Klöster lagen nicht in der Tradition des Hauses. „Die Pfalzgrafen von Tübingen sind arm geworden, um ihr naheliegendes Cistercienserkloster Bebenhausen reich zu machen. Die Mönche zu Hirsau zogen manches schöne Stück vom Erbgut der Kalwschen Grafen an sich; aber unter den alten Grafen von Württemberg muß die fromme Freigebigkeit etwas sehr Seltenes gewesen sein, weil man dem, der sie auch nur einigermaßen bewies, einen Zunamen davon gab. Ulrich mit dem Daumen heißt auch „der Stifter", weil er unweit seines Stammschlosses bei der Kirche des Dorfes Beutelsbach, wo seine Voreltern begraben waren, ein Stift von Chorherren entweder neu anlegte oder doch reichlich begabte." Am 25. Februar 1265 ging der alte Ulrich zur ewigen Ruhe ein und seine Söhne Ulrich und Eberhard verwalteten das väterliche Erbe gemeinschaftlich und mehrten es durch die Herrschaften Alt- und Neu-Steußlingen, welche Egolf von Steußlingen den beiden Brüdern zu Lehen gab. Neun Jahre später

Die Grafen von Württemberg.

Ulrich mit dem Daumen. † 1265.

Ulrich II. † 1279. Eberhard der Erlauchte. † 1325.

(18. September 1279) ging Ulrich ohne Nachkommenschaft aus der Welt und Eberhard erhielt das ganze Erbe, zu dem er durch seine Vermählung mit Irmengard, Tochter des Markgrafen Rudolf von Baden, die Feste Reichenberg im Murrthale hinzufügte. Es war dies jener Eberhard I. „der Erlauchte", dessen Kämpfe gegen Rudolf von Habsburg wir früher kennen gelernt (VII, 796). Während des Thronstreits zwischen Adolf und Albrecht stand er auf Österreichs Seite. Dafür erhielt er nach der Schlacht bei Göllheim die Feste Rems und das Städtchen Neu-Waiblingen zurück, welche König Adolf an sich gebracht hatte. Auch bestätigte ihm der Habsburger „alles Recht und Gut, wie es von seinen Vorfahren und seinem Vater hergebracht war", und bestellte ihn zum Landvogt in Schwaben. Diese Landvogtei über die Städte muß sehr einträglich gewesen sein; denn wie würde es sich sonst erklären lassen, „daß Eberhard durch Ankauf der Burg Stöffeln, der Burg, Stadt und Herrschaft Neuffen, eines großen Teiles der Besitzungen der Herzöge von Teck (Marbach, Murr, Kirchberg, Rudolfsberg, Weisingen), mehrerer Ländereien der Pfalzgrafen von Tübingen, der ganzen Grafschaft Asperg und der Hälfte der Grafschaft Kalw, sein Erbteil um die Hälfte vergrößern und doch auch dem König Albrecht 12,000 Pfund Heller vorschießen und ebenso seinen Schwager, den Markgrafen Rudolf von Baden, mit Geld unterstützen konnte". Bald gerieten jedoch die beiden schroffen Herrschernaturen, deren Ländergier und Erwerbslust gleich stark waren und sich kreuzten, miteinander in Streit. Albrecht forderte den Grafen vor Gericht, um Rechenschaft über seine Amtsverwaltung abzulegen, und rückte,
1305. als dieser nicht erschien, mit Kriegsmannschaft ins Land. Doch wurde durch gütliche Vermittelung der Friede bald wieder hergestellt und Eberhard in seinen Rechten belassen. Aber voll Argwohn auf die Vergrößerungssucht des Königs traf er Gegenanstalten, „daß die habsburgische Herrschaft keine weitere Ausdehnung auf dem Nordrande der Schwäbischen Alp bekäme". Bald darauf richtete König Albrecht mit den Grafen und
29. April 1307. Herren des Schwabenlandes und mit 22 Städten zu Speier einen Landfrieden auf. „Hiermit gab der König für Schwaben das erste Beispiel einer engeren Verbindung zwischen Herren und Städten und mittelbar den schwäbischen Städten Anleitung zu den Bündnissen, welche sie später nach dem Muster der Rheinlande ohne die Fürsten, aus eignem Antriebe und zu eignem Schutze unter sich schlossen." Ein Bund Eberhards mit Herzog Heinrich von Kärnten bei seinen Unternehmungen in Böhmen hätte den alten Grafen abermals mit Albrecht in Krieg verwickelt, wäre dieser nicht bald darauf ermordet worden. Die Hilfsgelder, welche Eberhard für die schwäbische Kriegsmannschaft aus dem silberreichen Böhmen zog, setzten ihn in den Stand, seine Hausbesitzungen durch neue Ankäufe zu vergrößern und abzurunden. Aber unter König Heinrich VII. brachen schlimme Tage über den Grafen herein. Die Verdrängung seines Bundesgenossen, des Herzogs Heinrich in Böhmen, mußte den Grafen gegen den Luxemburger reizen. Als dieser den Württemberger zu einem Hoftag nach Speier lud, um sich wegen der gegen ihn vorgebrachten Beschwerden über Bedrückung zu verteidigen, erschien er daselbst an der Spitze von siebenhundert Rossen und verließ, als ihn der König deshalb hart anließ, im Trotz und ohne Abschied die rheinische Stadt (Sept. 1309). Erzürnt über dieses Benehmen entzog Heinrich dem Württemberger die schwäbische Reichslandvogtei und beauftragte die schwäbischen Reichsstädte, namentlich Eßlingen, Ulm, Heilbronn, Wimpfen und Nördlingen, und die Grafen und Herren des Landes, unter denen sich Eberhard wegen seiner Ländersucht viele Feinde gemacht hatte, den mit der Acht belegten Grafen zu bekriegen. Sofort brannte die Kriegsflamme durch das ganze Württemberger Land. Im Mai 1311 zertrümmerten die Bürger von Eßlingen und Gmünd die Burg Württemberg; darauf wurde Marbach zerstört und die Feste Asperg geschleift; im Jahr 1312 fielen Weißenburg auf dem Bopser bei Stutt-

gart und die Burg Rems in feindliche Hände, selbst das Erbbegräbnis in Beutelsbach wurde zertrümmert. Eberhard verbarg sich in den Besigheimer Türmen, welche dem Bruderssohn seiner Gemahlin, Markgraf Rudolf Hesso von Baden, gehörten, indes sein ganzes Land bis auf wenige Burgen sich den Reichstruppen ergab. Die Eßlinger, die sich besonders hervorthaten, und der Reichsfeldhauptmann Konrad von Weinsberg erhielten deshalb von dem in Italien weilenden Kaiser manche Gnadenerweisungen und Rechte. Dagegen zog sich Eberhards Verbündeter, Graf Konrad von Öttingen, in das Kloster Kaisheim zurück, wo er im Jahr 1313 ganz verarmt starb. Mit dem Tode des Königs trat jedoch eine Wendung ein. Eberhard kehrte zurück, und indem er die Zerrüttung und Spaltung Schwabens während des Thronstreits zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich von Österreich klug benutzte, setzte er sich innerhalb drei Jahren (1313—1316) wieder in den Besitz aller verlorenen Burgen und Städte. Nachdem durch die „Eßlinger Sühne" der Friede hergestellt war, verwendete Eberhard die neun Dez. 1316. Jahre, die seinem Leben noch beschieden waren, zum Vorteil seines Hauses. Er machte durch Kauf und Verträge ansehnliche Erwerbungen, schloß mit mehreren Grafen und Herren vorteilhafte Abkommen und wußte sich in dem fortdauernden Parteikampf zwischen den Österreichischen Brüdern und Ludwig dem Bayer so klug zu benehmen, daß alle Wechselfälle ihm zu statten kamen. Als er während einer Fehde mit seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden, im Verdruß über die vergebliche Belagerung der Burg Reichenberg am 5. Juni 1325 ins Grab sank, war sein Land beinahe um die Hälfte größer als bei dem Antritt seiner Regierung. Sein Sohn Ulrich (III.) Ulrich III. † 1344. hatte nicht des Vaters Fehdelust geerbt, wohl aber den Hang, durch Ankauf umliegender Güter seine Besitzungen zu mehren und die verwirrten Verhältnisse des Reichs zu seinem Vorteil auszubeuten. Die Landvogtei in Schwaben, womit er noch vorübergehend die Vogtei im Elsaß verband, setzte ihn in den Stand, bedeutende Erwerbungen zu machen, wobei er sich freilich mancher Bedrückung und Ungerechtigkeit schuldig machte. „Klöster und Reichsstädte, die er im Namen des Kaisers schützen sollte, mußten dem Beschützer so viel bezahlen, als der Räuber genommen haben würde." Um den Grafen auf seine Seite zu ziehen, bestätigte ihm Ludwig „alle Briefe und Handfesten", die er und sein Vater vom Reich erhalten hatten, verpfändete ihm die Stadt Reutlingen mit dem Schloß Achalm und gestattete ihm, „in der oberen und niederen Landvogtei Schwaben sich des Gutes aller Pfaffen zu bemächtigen, welche dem König nicht mit Singen und Beten gehorsam sein wollten". Bei seiner einflußreichen Stellung zu dem König, dessen Hauptstütze er war, fiel es dem Grafen nicht schwer, wichtige Besitzungen durch Kauf, Vertrag oder Unterpfand an sich zu bringen. So erwarb er Burg und Stadt Gröningen (Markgröningen) nebst dem darauf haftenden „Reichssturmfahnlehen", ein Vorrecht, das fortan bis zur Auflösung des Reichs bei dem Hause Württemberg blieb; so erkaufte er im Jahr 1324 von den Herren von Horburg bei Kolmar die Herrschaft Horburg, Burg Beilstein, Stadt Reichenweier, Burg und Stadt Zellenberg u. a. im Elsaß; von Konrad von Weinsberg erwarb er im Jahr 1325 Burg und Stadt Winnenden, von Engelhard von Ebersberg die Stammburg gleiches Namens (1328), in den dreißiger Jahren viele Güter in Schwaben, darunter Aichelberg, Burg und Stadt Grötzingen, Burg und Stadt Vaihingen u. a., im Jahr 1342 Burg und Stadt Tübingen. Daß der Graf im Jahr 1333 auf seiner Rückkehr von einem Turnier in Metz von dem Ritter von Vinstingen bei Benfeld im Elsaß überfallen und gefangen genommen worden und sich um hohes Lösegeld (man spricht von 100,000 Mark Silber) seine Befreiung habe erkaufen müssen, ist eine unsichere Nachricht. Auch die Angabe, daß Ulrich von einem elsässischen Ritter, der ihn bei seiner Ehefrau betroffen, erschlagen worden sei, eine Angabe, die sich nur in der Chronik Heinrichs von

Rebdorf findet, verdient wenig Glauben. Nach dem Ableben des Grafen Ulrich (11. Juli 1344) übernahmen dessen Söhne, die Grafen Eberhard und Ulrich, gemeinschaftlich die Regierung und hielten, wie der Vater, zu Kaiser Ludwig. Daher bestätigte dieser „seinen lieben Landvögten alle die Briefe und Handfesten, die sie oder ihre Vorfahren von seinen Vorgängern am Reich hätten" und gebot den Juden, alle Schuldbriefe des verstorbenen Grafen den Söhnen zurückzugeben. Nach Ludwigs Tod leisteten die Brüder dem Luxemburger Karl IV. die Huldigung, wofür sie nicht nur in der Landvogtei und in allen ihren Rechten und Besitzungen bestätigt wurden, sondern auch die Summe von 70,000 Goldgulden und den Zoll in Göppingen erhielten. Für die Dienste, welche der tapfere Eberhard dem König wider seinen Mitbewerber Günther von Schwarzburg erwies, wurden die Brüder reichlich belohnt, namentlich als die heftige Verfolgung gegen das wuchernde Volk, „welches den Herrn getötet", in den Jahren 1347—1349 große Geldsummen, Pfandbriefe und Schuldscheine in den königlichen Schatz lieferte. So fiel es den Grafen nicht schwer, den Rest der Besitzungen des verschuldeten letzten Pfalzgrafen Götz von Tübingen mit der Vogtei über Bebenhausen, der Stadt Böblingen und der noch übrigen Hälfte der Grafschaft Kalw durch Kauf an sich zu bringen. Nach achtzehnjähriger gemeinschaftlicher Regierung entzweiten sich die beiden Brüder. Ulrich, von seiner Gemahlin aufgestiftet, verlangte einen besonderen Länderteil für sich; aber Eberhard nötigte ihn (1361) gegen ein beträchtliches Jahreseinkommen, auf die Mitregierung zu verzichten. Fünf Jahre nachher (26. Juli 1366) starb Graf Ulrich. So kam Eberhard II., der vielgefeierte „Greiner" oder „Rauschebart", das Ebenbild seines ritterlichen Großvaters gleiches Namens, zum Alleinbesitz der Grafschaft Württemberg, die er bei seinem Tod, am 25. März 1392, vergrößert und verstärkt seinem Enkel Eberhard dem Milden hinterließ. Durch die Vermählung seines Sohnes gleiches Namens mit der Erbgräfin Henriette von Mömpelgard brachte dieser die schöne, ehemals zum burgundischen Königreich gehörige Grafschaft Mömpelgard an Württemberg. Eberhard der Milde starb am 16. Mai 1417 zu Göppingen. Zwei Jahre später folgte ihm sein Sohn ins Grab (2. Juli 1419). Die Gefahr einer Teilung der württembergischen Lande unter des letztern Söhnen Ludwig († 1450) und Ulrich († 1480) war vorübergehend. Durch den Vertrag von Münsingen vom 14. Dez. 1482 wurde festgesetzt, daß Württemberg in ewige Zeiten ungeteilt als ein Wesen und ein Land bleiben und der Senior der Familie allein regieren solle. Diese Senioratserbfolge wurde einige Zeit nachher durch das Erstgeburtsrecht ersetzt. Noch fester begründet wurde die Unteilbarkeit des württembergischen Landes, als unter Eberhard im Bart das Land durch Kaiser Maximilian auf dem Reichstag zu Worms (21. Juli 1495) zum Herzogtum erhoben ward.

Eberhard der Greiner. 1344–1392. Ulrich IV. † 1366. — Eberhard der Milde. † 1417. — Eberhard der Jüngere. † 1419. — Ludwig. † 1450. — Ulrich V. † 1480. — Eberhard im Bart. † 1496.

b. Der Krieg der Städte und des Adels unter Kaiser Karl IV.

Der schwäbische Adel und Graf Eberhard von Württemberg.

Der schwäbische Herrenstand sah mit tiefem Mißtrauen und Haß auf das feste Zusammenstehen der Städte, und Karl IV. mußte in seinen letzten Lebensjahren noch den Schmerz erleben, die feindlichen Parteien in offenem Kampf zu sehen. Der Adel stärkte sich ebenfalls durch Bündnisse. Zu Weißenhorn vereinigten sich viele Edelleute zu gemeinsamem Schutz wider jedermann, ausgenommen den Kaiser, Bayern und Württemberg. An der Spitze des Adels stand der erbitterte Städtefeind, Graf Eberhard von Württemberg, der Rauschebart oder der Greiner, seines zänkischen Wesens halber, zugenannt,

6. Jan. 1372.

in dessen Hand die ihm vom Kaiser Ludwig verpfändete, von Karl IV. bestätigte Landvogtei in Niederschwaben ein für die Städte gefährliches Amt war, das zur Erwerbung mancher Gerechtsame, Zölle u. dgl. in den Städten Gelegenheit bot. Es war ein merkwürdiger Mann, dieser Graf von Württemberg, ein rechter Repräsentant jenes ritterlichen, raub- und erwerbsüchtigen, fehdelustigen Fürstentums, ein allezeit schlagfertiger Kämpfer und sein lebenlang bemüht, durch das Schwert wie durch List und kluge Benutzung der Umstände sein Haus, das durch die umsichtige Waltung der Vorgänger unter den schwäbischen Geschlechtern hoch hervorragte, zu immer größerer Bedeutung zu erheben. Willig schlossen sich die Herren diesem mächtigen Vorkämpfer, obwohl sich derselbe durch sein trotziges, anmaßendes Wesen nirgends Freunde bereiten konnte, zum Kampf gegen die Städte an.

Der Überfall und die Gefangennahme des Grafen von Helfenstein durch einige Edelleute war das Zeichen zum Ausbruch des Kampfes. Allgemein hielt man den Grafen Eberhard für den Anstifter der That, und die Städte griffen zu den Waffen gegen den Friedensbrecher. Der aber sammelte rasch ein Heer und brachte den Gegnern bei Altheim auf der Alp eine empfindliche Niederlage bei. Die entmutigten Städte ließen sich durch die Vermittelung des Kaisers zur Aussöhnung mit dem gewaltthätigen Grafen bewegen, und Karl IV. beutete die Niederlage zur Erpressung großer Geldsummen aus, die er bei Erwerbung der Mark Brandenburg bedurfte und vom Grafen Eberhard eintreiben ließ. *Schlacht bei Altheim.* *7. April 1372.*

Aber aus der Demütigung erhoben sich die Städte bald zu desto größerer Blüte. Das Verhalten des Kaisers, der bald nachher (18. August 1373) vier schwäbische Reichsstädte (Nördlingen, Donauwörth u. a.) an Herzog Otto von Bayern verpfändete, zeigte den Bürgern, was sie vom kaiserlichen Schutz und Landfrieden zu erwarten hatten. Die Wahl Wenzels, die der Kaiser mit großen Zugeständnissen an die Fürsten erkauft hatte, bedrohte sie mit neuen Verpfändungen. Da traten vierzehn schwäbische Städte, Ulm voran, dann Konstanz, Überlingen, Lindau, St. Gallen, Reutlingen, Memmingen u. a., in eine Einigung zusammen, einander beizustehen und zu helfen wider jeden, mit Ausnahme des römischen Reichs, der sie bei ihren Rechten und Freiheiten bekümmern, angreifen oder drängen würde, es wäre mit Schatzung, Verpfändung oder anderem; wenn eine Ermahnung vom Kaiser an sie ergehe, so verpflichteten sie sich, nur gemeinschaftlich zu handeln; bis zum 23. April 1380 sollte der Bund dauern. Dieser Verteidigungsbund zur Abwehr einer drohenden Gefahr sollte bald seine Kraft und Festigkeit bewähren. Als an Graf Eberhard, den kaiserlichen Landvogt in Niederschwaben, für die Anerkennung Wenzels die Stadt Weil und Amts- und Vogteirechte in andern Städten verschrieben wurden, weigerte sich der Bund, dem auch Weil, Kaufbeuren und Kempten beigetreten waren, dem neuen König zu huldigen. Der Kaiser selbst zog aus, diesen *Der Schwäbische Bund im Kampf mit dem Württemberger.* *4. Juli 1376.* *24. Aug. 1376.*

Trotz zu strafen und belagerte Ulm. Nürnberg, das erst später dem Bunde beitrat und, für seinen Handel besorgt, stets eine zurückhaltende, friedliebende Politik verfolgte, stellte damals Truppen zum kaiserlichen Heer. Als aber seine Unternehmungen keinen raschen Fortgang hatten, schloß Kaiser Karl einen Waffenstillstand und überließ die Züchtigung der trotzigen Städte den Fürsten und Herren. Die Städter fielen nun verheerend in das Gebiet des Grafen von Württemberg und des Herzogs Stephan von Bayern ein, während der Bischof von Eichstädt und andere Herren Kaufbeuren vergeblich belagerten. Die Wittelsbacher, die im Besitz der oberschwäbischen Landvogtei waren, zogen sich bald vom Kampf zurück, den nun hauptsächlich Graf Eberhard weiterführte. In Streifzügen und verheerenden Angriffen maßen die Gegner ihre Kraft. Bei
21. Mai 1377. Reutlingen kam es zum blutigen Handgemenge, als Eberhards Sohn, Graf Ulrich, von der Feste Achalm über die Bewohner dieser Stadt herfiel. Während die Ritter vor den Mauern mit ihren Gegnern fochten, fiel ein Teil der Bürger aus einem meist verschlossenen alten Thore den Herren in den Rücken und brachte ihnen eine blutige Niederlage bei. Viele Tote aus edlem Geschlecht lagen auf der Walstatt, ein Graf von Tübingen, von Zollern, von Schwarzburg; das württembergische Banner fiel den Städtern in die Hände. Graf Ulrich selbst entkam schwer verwundet auf die Burg Achalm. Damals soll der ergrimmte Rauschebart zwischen sich und dem Sohne das Tafeltuch entzweigeschnitten haben.

Kaiser Karl erkannte bald die überlegene Macht der Städte und hielt es für geraten, Frieden mit ihnen zu machen, um die Huldigung für seinen Sohn Wenzel, der
Friedensschluß. als Reichsverweser in Süddeutschland waltete, zu erlangen. Zu Rotenburg kam die Sühne zu stande; die achtzehn schwäbischen Städte wurden von der Acht losgesprochen und der kaiserlichen Huld versichert; ihre Freiheiten und Rechte wurden aufs neue bestätigt und ihnen Abwehr jeder Beeinträchtigung mit gewaffneter Hand gestattet; den Städten der oberen Landvogtei Niederschwaben, Eßlingen, Rottweil, Reutlingen und Weil, wurde zugesichert, daß sie nimmermehr unter die Landvogtei von Württemberg kommen sollten.

31. Mai 1377. Damit hörte jedoch der Krieg nicht auf, nur standen die Städter jetzt nicht mehr als Rebellen gegen das Reich da. Graf Eberhard war durch den Verlust der Landvogtei in Niederschwaben und die gebotene Herausgabe der Reichspfandschaften zu sehr erbittert, als daß an eine ernstliche Aussöhnung zu denken gewesen wäre. Aber unter den fortwährenden Kämpfen erstarkte die Macht des Städtebundes immer mehr. Als der Bundesbrief aufs neue beschworen und bis
Ausdehnung des Städtebundes und neuer Kampf. 1377–1379. zum 23. April 1385 verlängert wurde, war die Zahl der Mitglieder auf zweiunddreißig angewachsen. Und auch unter den Fürsten gewann der Bund bald Anhänger, so namentlich in dem österreichischen Hause, das in Schwaben bedeutende Besitzungen hatte. Herzog Leopold, der mit dem Plan einer Erwerbung der schwäbischen Landvogteien umging und auf alle Weise die Vereinigung des Schwäbischen Städtebundes mit der schweizerischen Eidgenossenschaft zu ver-

hindern strebte, schloß mit den Städten ein Bündnis. Mit ihrer Macht wuchs 20. Dez. 1377.
auch der Trotz der Bürger. Im Frühsommer rückten ihre Truppen ins Herz des feindlichen Landes und lagerten sich vor Stuttgart; als aber die Stadt ihren Angriffen widerstand, zogen sie nach greulicher Verwüstung des Landes ab. Das Niederbrennen der Dörfer und Höfe, das Abhauen der Reben und Obstbäume, das Säen von Senf, um die Äcker durch wucherndes Unkraut zu verderben, war 13. Febr. 1378.
Kriegsbrauch in jener wilden Zeit. Endlich gelang es der Vermittelung des Kaisers Karl, zu Nürnberg einen Frieden herzustellen. Graf Eberhard mußte 30. Aug. 1378.
die Landvogtei Niederschwaben endgültig an den Herzog Friedrich von Bayern abtreten, der schon seit 1374 Landvogt in Oberschwaben war. Schiedsgerichte sollten die Streitigkeiten zwischen dem Grafen und einzelnen Städten, namentlich Eßlingen, schlichten. Aus diesem ersten Kriege waren somit die Städte siegreich hervorgegangen; aber die Kämpfe waren noch nicht zu Ende und sollten bald, als die Regierung in Wenzels unfähige Hände übergegangen war, noch größere Ausdehnung gewinnen. Als nämlich Wenzel nach seines Vaters Tod dem Herzog Leopold von Österreich die schwäbischen Landvogteien und die Pflegen in Augsburg und Giengen verpfändete, schlossen sich die dadurch 25. Febr. 1379.
beeinträchtigten bayrischen Herzöge an den gleichfalls bedrohten Städtebund 4. Juli 1379.
an; die Fürsten von der pfälzischen Linie und der Markgraf Bernhard von Baden folgten ihrem Beispiel. Diese Erweiterung des Städtebundes, dem gleich darauf auch Augsburg und später Regensburg beitrat, bewirkte, daß die königliche Verpfändung nicht in Kraft trat und Herzog Friedrich einstweilen im Besitz der Landvogteien blieb.

c. Ritterbündnisse und Städtetage unter König Wenzel.

Mit Besorgnis und Haß blickte der niedere Adel auf die anschwellende Ritterbündnisse.
Macht der Städte, deren er sich nur durch festes Zusammenhalten erwehren konnte. Schon früher hatten sich in Schwaben die „Martinsvögel", die Rittergesellschaften „mit dem Schwert" und „zur Krone", in Hessen die „vom Sterne" u. a. gebildet, die sich jedoch bald wieder auflösten. Größere Bedeutung gewann die Gesellschaft „mit dem Löwen", die sich von der Wetterau rasch 1379.
durch die Rheinlande und Schwaben verbreitete, und die von St. Georg und St. Wilhelm. Der Zweck dieser Bündnisse war, durch enges Zusammenhalten die gefahrdrohende Übermacht der Bürgerschaften und Fürsten zu beschränken, zugleich dem selbstmörderischen Fehdewesen unter dem Ritterstande Maß zu gebieten.

Die Belagerung der Stadt Frankfurt durch die Löwenritter flößte auch den rhei- Der Tag zu Speier.
nischen Städten Furcht ein und hatte zur Folge, daß sich auf einem Tag zu Speier die März 1381.
Städte Mainz, Straßburg, Worms, Speier, Frankfurt u. a. über einen Bund einigten, der nun mit dem Schwäbischen Städtebund eine Vereinigung bis Weihnachten 1384 eingging. Doch waren die Verbindungen, welche der Schwäbische Städtebund mit ent- 17. Juni.

fernteren Städten, am Rhein, in Bayern, Franken, in der Schweiz, anknüpfte, nur lose und haben in der Stunde der Not nur schwache Hilfe geleistet. Jene außerschwäbischen Städte fühlten sich in ihren lokalen Bündnissen stark genug und hatten wenig Neigung, für die dem Schwäbischen Bunde zu Grunde liegenden höheren politischen Anschauungen und Ziele sich in weite Unternehmungen einzulassen.

Die Sühne Herzog Leopolds. Der Spätherbst 1381 ging unter kriegerischen Thaten hin. Die Städte lagen mit den Rittergesellschaften in blutigem Hader; in Franken und Schwaben wurden die Felder verwüstet, die Dörfer niedergebrannt, manche Ritterburg erlag dem schweren Geschütz der Bürger. Herzog Leopold, der seit der Teilung mit Albrecht (25. September 1379) die vorderen Lande allein regierte, war von allen Seiten bedroht. Die neuerworbene Stadt Treviso hatte fortwährend von Angriffen des Franz von Carrara zu leiden; mit den Herzögen von Bayern und den schweizerischen Eidgenossen war die Spannung auf bedenkliche Höhe gestiegen. Einen festen Rückhalt, namentlich für seine schwäbischen Besitzungen, konnte der Herzog nur an den Städten finden. Ihm war daher vor allem daran gelegen, sein gutes Vernehmen mit denselben aufrecht zu halten; darum erneuerte er mit dem Städtebund zu Ehingen seinen Vertrag, in den nun auch
9. April 1382. die Rittergesellschaften, den Grafen Eberhard an der Spitze, aufgenommen wurden.

Der Zweck des Bundes war, den Landfrieden aufrecht zu halten und den Bundesgliedern mit Hilfe der Verbündeten oder austragsweise zu ihrem Recht zu verhelfen; auch gelobte man wechselseitig die Aufnahme höriger Leute und Bürger aus fremden Gebieten zu unterlassen. Dadurch suchten sich die Herren gegen die Maßregel der Städte, Leute, welche der Hörigkeit oder Gerichtsbarkeit eines benachbarten Herrn unterworfen waren, ja ganze Dörfer und Städte in ihr Burgrecht (als Pfahlbürger) aufzunehmen und damit die Macht der Fürsten zu beeinträchtigen, sicherzustellen. Dies Bündnis, welches für beide Teile billige Bedingungen enthielt, hätte leicht zur dauernden Herstellung der Ordnung führen können; aber die Gegensätze waren zu schroff, die Interessen beider Parteien liefen zu sehr widereinander, und das Mißtrauen und die Spannung blieben fortbestehen.

Die Haltung Wenzels. Das Bündnis von Ehingen, worin sich alle Stände einer ganzen Landschaft vereinigten und das zur Reichsverfassung gar keine Beziehung hatte, war für das königliche Ansehen gefahrdrohend. Dies erkannte Wenzel wohl und war daher bemüht, wie einst sein Vater, an die Stelle der eigenmächtigen Bündnisse der Reichsstände einen Landfrieden unter königlicher Autorität zu setzen, der die Fürsten, Herren und Städte umfassen sollte. Auf dem Reichstag zu
11. März 1183. Nürnberg wurde der neue Landfrieden auf zwölf Jahre erlassen; ganz Deutschland wurde in vier Landfriedenskreise geteilt; kein Genosse des Landfriedens, dessen Haupt der König war, sollte anderweitige Bündnisse haben. In diesem Vertrage erkannten die Reichsstädte mit Recht eine Gefahr für ihren Bund; sie hatten schon vorher ihre Vereinigung erneuert und verlängert und hielten sich nun von dem neuen Landfrieden fern. König Wenzel wagte nicht, mit Gewalt

gegen den festen Bund der rheinisch-schwäbischen Städte aufzutreten; es gelang ihm, auf dem Wege der Unterhandlung eine Verbindung zwischen den Genossen des Nürnberger Landfriedens und den Städtebünden herbeizuführen. Die Heidelberger Einigung ließ die besonderen Bündnisse, namentlich die der Städte, 26. Juli 1384.
bestehen, erkannte aber den König als Haupt des Ganzen an.

Diese lose Vereinigung war nicht im stande, die Gegensätze dauernd zu versöh- Herzog Leopold und die Städte.
nen. Der Städtebund wuchs immer gewaltiger an. Auf dem Konstanzer Tag
schlossen die dreizehn rheinischen und schwäbischen Städte (seit Aufnahme von Basel 21. Febr. 1385.
und Nürnberg achtunddreißig an der Zahl) eine Einigung auf neun Jahre mit den Schweizerstädten Zürich, Bern, Solothurn, Luzern und Zug. Die Fürsten fühlten sich immer mehr bedroht, namentlich wurde Herzog Leopold durch die Aufnahme der Stadt Basel, welche bereits nahe daran war, gleich ihrer Schwesterstadt Freiburg im Br., der österreichischen Landeshoheit einverleibt zu werden, und durch den Konstanzer Vertrag, dessen Spitze offenbar gegen Habsburg gerichtet war, nicht wenig erbittert. Zugleich überwarf sich Leopold auch mit Wenzel, der ihm nun die beiden schwäbischen Landvogteien entzog und sie einem niederbayrischen Edelmann, Wilhelm Frauenberger vom Hage, übertrug. Jetzt schien der Augenblick gekommen, um im Einvernehmen mit dem Reichsoberhaupte Herzog Leopold anzugreifen, der durch viele Gewaltthaten gegen die Bundesstädte, besonders Basel, den Zorn der Städter erregt hatte. Noch ehe jedoch in Schwaben der Kampf entbrannte, brach die Feindschaft zwischen Habsburg und der Schweizer Eidgenossenschaft in hellen Flammen aus. Schon hatte der Herzog eine Kriegserklärung und alle benachbarten Fürsten und Herren ihre Absagebriefe an die Schweizer gesandt. Der Städtebund, der von dem gemeinsamen Zusammengehen der Fürsten Gefahr fürchtete, suchte eine Vermittelung herbeizuführen, und wirklich
schenkte Herzog Leopold den Anträgen Gehör, insofern daß er zu Baden im Aargau 15. Mai 1386.
seine Streitigkeiten mit den Reichsstädten auf billige Weise schlichtete. Die Friedensversuche zwischen Österreich und den Schweizer Eidgenossen aber blieben erfolglos, und bald erlag das Ritterheer des Herzogs bei Sempach. Die Haltung des Städtebundes zur Zeit des eidgenössischen Befreiungskampfes war von dem Vorwurf der Schwäche und Unentschlossenheit nicht frei. Herzog Albrecht, der jetzt die sämtlichen habsburgischen Länder regierte, war von friedfertiger Natur, und auch die übrigen Gegner aus dem Adelstande schienen, gewarnt durch die Sempacher Schlacht, einer Ausgleichung mit den Städten weniger abgeneigt als zuvor. Es wurden lange Unterhandlungen geführt, aber von beiden Seiten mit Mißtrauen und Vorsicht; zugleich machten die Städte umfassende Rüstungen, um wider jeden Gegner geschützt zu sein. Es zeigte sich bald, daß an eine ernstliche Aussöhnung nicht mehr zu denken war. Je enger die Fürsten sich miteinander verbanden, um so mehr näherte sich König Wenzel, dem die Übermacht und Anmaßung der Großen Gefahr drohte, den Städten. Er erteilte ihnen
zu Nürnberg einen Freiheitsbrief und gelobte ihnen mündlich, ihren Bund, der jetzt 20. März 1387.
nach dem Beitritt von Schweinfurt in Franken und Mülhausen im Elsaß vierzig Glieder zählte, nimmer abzuthun, wogegen sich die Städte zu kräftiger Hilfe verpflichteten, wenn man ihn vom Reiche verdrängen wolle. So gerüstet erwarteten die Städte den Krieg, der zunächst mit Bayern auszubrechen drohte. Noch einmal gelang es den
Räten König Wenzels, auf kurze Zeit den Sturm zu beschwören, auf der Zusammen- 5. Nov. 1387.
kunft zu Mergentheim das Heidelberger Bündnis bis zum 23. April 1390 zu verlängern; die rheinischen Städte aber weigerten sich, dieser Erneuerung beizutreten, konnte doch niemand mehr zweifeln, daß der Krieg zwischen Fürsten und Städten, der

die Übermacht einer der beiden Parteien im südwestlichen Deutschland entscheiden sollte, unvermeidlich war.

d. Der große Städtekrieg und seine Bedeutung.

Der Entscheidungskampf. Den lange drohenden Krieg brachten die bayrischen Herzöge zum Ausbruch. Als Herzog Stephan mit dem Erzbischof Pilgrim von Salzburg, der mit den Bayern in langjährigem Hader lag und mit den Städten einen Bund geschlossen, eine Zusammenkunft im Kloster Raitenhaslach hatte, brach plötzlich Herzog Friedrich in das Kloster ein und nahm den Prälaten gefangen. Diese That brachte bei den Verbündeten eine gewaltige Aufregung hervor; schon überfielen die bayrischen Herzöge Kaufleute und Warenzüge der Städte, und diese nahmen ebenfalls eine kriegsbereite Haltung an. Die Städteboten versammelten sich zu Ulm, dem Vorort des Bundes; hier wurden über die Rüstungen zum Kriege Beschlüsse gefaßt, Graf Heinrich von Montfort zum Oberbefehlshaber ernannt, eine Mahnung an die rheinischen Städte erlassen und darauf eine Kriegserklärung an die Herzöge Stephan und Friedrich gesandt. Zur festgesetzten Zeit (20. Januar) sammelten sich die Kriegsscharen des Bundes zu Augsburg. „An St. Agnes-Abend und danach vier ganze Tage, da kamen des Reiches Städte gen Augsburg, von Schwaben, von Franken, von Regensburg, von Nürnberg, von Elsaß, von dem Bodensee und gemeinlich von dem Rheinstrome mit dem allergrößten Volk, reitend und gehend, alle gewappnet, und derer waren so viel, daß man vorher nie gehört hatte, daß nach Augsburg je so viel Volk gekommen wäre," sagt die Augsburger Chronik. Sofort fielen die städtischen Truppen, um der Stadt Regensburg Hilfe zu bringen, verwüstend ins bayrische Gebiet ein. Als nun auch König Wenzel einen Feindschaftsbrief an den friedbrüchigen Herzog Friedrich erließ und die Städte ein Bündnis mit Markgraf Bernhard von Baden eingingen, ließen sich die bayrischen Herzöge, um Frist zu gewinnen, nochmals zu Friedensunterhandlungen herbei. Die Schiedssprüche des Pfalzgrafen Ruprecht des Älteren hatten jedoch keinen Erfolg; zwar wurde der gefangene Erzbischof endlich gegen ein Lösegeld freigegeben, aber die Störungen des Verkehrs und die Unsicherheit der Straßen durch Beraubung der Bürger dauerten fort. Pfingsten brach der Krieg wieder aus und nahm infolge des Anschlusses der meisten Fürsten und Herren in jenen Gegenden größere Ausdehnung; König Wenzel aber sah alledem unthätig zu.

(Dez. 1387. — 17. Jan. 1388. — 7. Febr. 1388. — 15. März. 23. April.)

Schlacht bei Döffingen. 1388. In der Gegend von Augsburg und Regensburg entbrannte der Kampf zuerst. Dort lagen sich die Bayern und die Städter gegenüber, das Land verwüstend, Burgen belagernd, doch ohne entscheidenden Erfolg. Auch Graf Eberhard von Württemberg griff wieder zum Schwert. Als er Eßlingen und Reutlingen bedrängte, kamen die städtischen Truppen zur Hilfe herbei. Auf dem Kirchhof zu **Döffingen** hatten sich württembergische Bauern verschanzt. Als die Städter denselben zu erstürmen begannen, kam unerwartet ein stattliches

(24. Aug. 1388.)

Heer von Rittern heran. Graf Eberhard und sein Sohn Ulrich standen an der Spitze, neben ihnen Pfalzgraf Ruprecht der Ältere, Markgraf Rudolf von Baden, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der Bischof von Würzburg, die Grafen von Öttingen und die von Helfenstein u. a. Herren, im ganzen sechshundert Spieße und etwa zweitausend württembergische Bauern. Die um weniges überlegenen Scharen der Städter empfingen die von den Rossen herabgesprungenen Ritter mit scharfen Schlägen. Da fiel Graf Ulrich im heißen Streit, neben ihm ein Graf von Löwenstein, einer von Werdenberg, der Ritter Johann von Rechberg und noch viele tapfre Männer von edlem Geschlecht. Schon begannen die festen Reihen der Ritter sich zu lösen, doch der alte Graf Eberhard hielt mutig Stand, laut rief er: „Niemand acht auf meinen Sohn, daß er erschlagen ist, und fechtet mannlich, seht, schon fliehen die Städter.“ Das Wort zündete im Ritterheere und erschreckte die Gegner; zugleich brachen die elsässischen Herren von Bitsch und Werner von Rosenfeld mit hundert neuen Spießen in die Reihen der Städter. Da wandten diese sich zu wilder Flucht; den Nürnbergern, die zu den schwäbischen Städten in gespanntem Verhältnis standen, gab man schuld, zuerst geflohen zu sein. Gar viele wurden von den nachfolgenden Rittern erschlagen, darunter der Hauptmann Konrad Besserer von Ulm; ein halbes Tausend Städter lag tot auf dem Felde, nicht viel weniger waren gefangen. Bei späteren Chronisten wird als der Ritter, der durch sein plötzliches Erscheinen die Schlacht zu gunsten der Herren entschied, Wolf von Wunnenstein, „der gleißende Wolf“, genannt und manche anziehende Geschichte von dem Städtekrieg und der Döffinger Schlacht erzählt, wie sie Uhland in seinen Romanzen wiedergibt.

Für die Zukunft des Schwäbischen Städtebundes war die Niederlage ent- *Folgen der Schlacht.* scheidend; alle größern gemeinsamen Kriegsunternehmungen hörten von nun an auf. In einzelnen Kämpfen maßen die Städte noch oft ihre Kraft mit den Rittern und errangen auch hier und da Erfolge; die Nürnberger lagen mit dem Burggrafen in Kampf, Eßlingen und Reutlingen mit den Württembergern, Augsburg mit den Bayern, Heilbronn wurde vom Pfalzgrafen Ruprecht dem Ältern und dem Markgrafen von Baden belagert, Windsheim und Schweinfurt vom Bischof von Würzburg, die Regensburger schlugen vor den Mauern ihrer Stadt die Bayern noch einmal blutig aufs Haupt. Zu gleicher Zeit 13. Nov.
kämpften die rheinischen Städte mit den Pfalzgrafen und andern Herren; bei Worms schlug sie Ruprecht der Jüngere, und die Frankfurter erlitten durch den 6. Nov. 1388.
wetterauischen Adel und den Pfalzgrafen eine empfindliche Niederlage, als sie Mai 1389.
gegen die Ritter von Kronenberg ins Feld rückten. So zog sich der Krieg zu gunsten der Herren, doch ohne vollständige Niederlage der Städte, noch bis ins Frühjahr 1389 hin; unsäglich litten die Landschaften, wo er wütete. „Dieweil dieser Krieg währte,“ sagt die Chronik von Königshofen, „wurden die Lande der sechs Bayernherzöge und ihrer Helfer und alles Schwabenland und Franken

und Elsaß und der andern Herren und Städte Lande, die des Krieges waren zu beiden Seiten, so sehr geschädigt mit Raub und mit Brand, daß mehr Leute verdarben und mehr arme Leute gemacht wurden, als vorher in viel hundert Jahren geschehen war. Und sonderlich Schwabenland und der Herren von Württemberg Land wurden so gänzlich verheert und verbrannt, daß an manchen Orten außerhalb der Städte und Festen zehn oder zwölf Meilen weit kein Dorf noch Haus stand." Die allgemeine Erschöpfung machte beide Parteien einem Frieden geneigt.

Der Landfriede von Eger. 1389. König Wenzel hatte während dieses ganzen Streits große Schwäche und völlige Unfähigkeit an den Tag gelegt. Die Stürme im Reich, denen er nicht zu gebieten vermochte, waren ihm so zuwider, daß er an Niederlegung der Krone dachte. Hatte er die Städte früher begünstigt, so that er jetzt, da sie gedemütigt waren, wenig, sie wieder aufzurichten. Doch suchte er den Frieden herzustellen. Aber eine Versammlung zu Mergentheim, wo Fürsten, Städte und königliche
25. Jan. 1389. Abgeordnete tagten, hatte wenig Erfolg; die Friedensunterhandlungen, doch auch
2. Mai. die Kriegsrüstungen dauerten fort. Auf dem Reichstag zu Eger trat der König offen gegen die Städtebündnisse auf, die wider Gott, wider ihn und das heilige Reich und wider das Recht seien. Dagegen versuchte er es nun wieder mit Er-
5. Mai. richtung eines allgemeinen Landfriedens, der auf sechs Jahre erlassen wurde und die Herren und Städte des südwestlichen Deutschlands umfassen sollte. Die Städte gaben das Einigungsrecht und Pfahlbürgertum auf und erlangten dafür einen Anteil an der Handhabung des Landfriedens. Zum Hauptmann in Schwaben wurde Graf Friedrich von Öttingen ernannt.

Damit war der Städtebund, im Kampf unterlegen und nun auch des königlichen Schutzes beraubt, in seinem Bestand erschüttert. Sofort traten einige Städte, wie Regensburg, Nürnberg, dem Landfrieden bei; die rheinischen, elsässischen und wetter-
3. Jan. 1389. auischen einigten sich zu Heidelberg mit den Pfalzgrafen, bald auch die schwäbischen mit den Bayernherzögen. Die Städte mußten sich zur Zahlung von Entschädigung verstehen; andere Streitigkeiten wurden schiedsrichterlich ausgetragen. Nur sieben Städte um den Bodensee, Konstanz, Lindau, St. Gallen u. a. hielten noch an ihrem besonderen Bunde fest.

Fürsten und Städte nach dem Krieg. Die Macht und Bedeutung der Städte war durch den Krieg zwar erschüttert, doch nicht zerstört. Der große Bund freilich war aufgelöst, aber im kleineren Maßstab schlossen sie fort und fort neue Einungen. Manche mächtige Fürsten gingen Sonderbündnisse mit ihnen ein, so die österreichischen Herzöge, Albrecht III. mit dem Zopf und seine Neffen, so Graf Eberhard der Milde von Württemberg, der dem städtefeindlichen „Greiner" nachfolgte und friedfertigere Gesinnung hegte als sein Großvater. Fürsten und Städte waren um so geneigter sich zu vertragen, als sie damals durch eine gemeinsame Gefahr bedroht
Die Schlegler. wurden. Der niedere Adel am Rhein und in Schwaben hatte eine Gesellschaft geschlossen, um der fürstlichen Landeshoheit entgegenzuwirken. Von ihrem

Abzeichen, einem silbernen Schlegel, nannten sie sich die Schlegler; durch Wegelagerung und Straßenraub gefährdeten sie Handel und Verkehr. Die Gefahr schien so drohend, daß sich die mächtigsten Fürsten, Pfalzgraf Ruprecht II., Bernhard von Baden, Herzog Leopold IV. von Österreich, Burggraf Friedrich V. von Nürnberg und mehrere geistliche Fürsten, gegen sie vereinigten. Dieser Übermacht vermochten die Ritter nicht lange zu widerstehen. Zu Heimsheim, wo sie 1395.
sich verschanzt hatten, überwältigte sie Graf Eberhard und nahm drei „Schlegelkönige“ gefangen. Auch König Wenzel erließ ein Verbot gegen die Schlegelgesellschaft, diese ließ sich nun in Unterhandlungen mit den Fürsten ein, unterwarf sich einem schiedsrichterlichen Spruch und löste sich dann auf. 1396.

Bedeutung des Kriegs für die Städte.

Es war eine große Idee, dem Geist jenes Ulmer Bürgermeisters entsprungen, von dem uns die Überlieferung nicht einmal den Namen nennt, die Städte zu gemeinsamer Schutzwehr ihrer gefährdeten Freiheit in einen starken Bund zu vereinigen und dadurch eine Umgestaltung der Verfassung des Reichs in demokratischem Sinne herbeizuführen. Aber mit der wachsenden Ausdehnung hielt die innere Festigung des Bundes nicht gleichen Schritt. Was dem hochstrebenden Sinn der Gründer als eine in sich geschlossene, einheitlich geleitete Macht vorgeschwebt, gestaltete sich in der Wirklichkeit zu einer losen, durch mancherlei kleinliche und selbstsüchtige Zwecke gelockerten Vereinigung. Nur zu oft lagen die Bundesstädte in Hader miteinander, nur zu oft waren die einzelnen in der Stunde der Not verlassen. Aus den Städtechroniken jener Zeit, wie sie zu Augsburg, zu Konstanz, zu Nürnberg (durch den Patrizier Ulman Stromer), zu Straßburg (durch Twinger von Königshofen) und anderswo verfaßt wurden, sehen wir, wie häufig die großen allgemeinen Interessen kleinlichen und eigensüchtigen Rücksichten hintangesetzt wurden. Zudem waren die bunt zusammengewürfelten, eines gemeinsamen Führers entbehrenden Söldnertruppen der Städte den geschlossenen Reihen der Ritterschaft nicht gewachsen. Dennoch hatten es die Fürsten nicht vermocht, die Städte unter ihre Hoheit zu zwingen; nach wie vor erhielten sich dieselben als freie Gemeinwesen. Das wirksamste Mittel, die stete Gefahr der Verpfändung unmöglich zu machen, erkannten sie bald darin, daß sie die hoheitlichen Rechte des Königs oder benachbarter Herren in ihren Mauern an sich brachten. „Sie lösten die Ämter des Reichsvogtes, des Schultheißen an sich, verschafften sich Befreiung von auswärtigen Gerichten, erwarben das Recht, sich selbst besteuern zu dürfen und anderes mehr, wodurch sie nach und nach sich zu unabhängigen Gemeinwesen umwandelten, welche den Fürsten als ebenbürtige Reichsglieder zur Seite standen.“ Trotz mancherlei ungünstiger Verhältnisse, der widerstrebenden Elemente im Bunde und in den Städten selbst, der geschlossenen Kraft der Gegner, der Schwäche und Mißgunst des Reichsoberhauptes, vermochten die Städte so auf dem eingeschlagenen Weg fortzuschreiten und ihre unabhängige Stellung zu wahren. Aber ein Streben nach Zusammenfassung des Reichs, nach Einigung all der widerstrebenden Kräfte, kurz nach Umwand-

lung des gelockerten Reichsverbandes in einen Staat, durfte man auch bei den Städten nicht suchen, die allein ihre Sonderinteressen verfolgten. Solche Ideen waren überhaupt allen Gliedern des Reichs auf lange Zeit abhanden gekommen.

2. Die Schweizer Eidgenossenschaft.

a. Erweiterung des Bundes.

Die Ausdehnung der Eidgenossenschaft. Zu derselben Zeit, da die süddeutschen Städte mit dem Herrenstand in Krieg lagen, focht auch die Schweizer Eidgenossenschaft einen Entscheidungskampf gegen die Ritterschaft und die landesfürstlichen Ansprüche, doch mit größerem Glück. Wir haben schon berichtet (VII, 876 ff.), wie in den Waldstätten die Eidgenossenschaft entstand, wie sie sich eine unabhängige Stellung erwarb und ihre Freiheit im blutigen Kampfe am Morgarten wahrte. Die Erneuerung des 9. Dez. 1315. ewigen Bundes zu Brunnen und bald auch eine weitere Ausdehnung waren die Folgen des Sieges der Eidgenossen. In dem mit den Habsburgern geschlossenen 19. Juli 1318. und mehrmals verlängerten Frieden erscheinen die drei Waldstätte völlig unabhängig von den Herzögen; nirgends ist von hoheitlichen Rechten derselben über 5. Mai 1324. die Lande die Rede. Ludwig der Bayer sprach den Habsburgern auch die grund- und lehnsherrlichen Rechte über Leute und Güter in den drei Thälern ab; selbst die Hofhörigen der Herzöge wurden für freie Leute des Reichs erklärt. In der Belehnungsurkunde, welche der Kaiser den Herzögen erteilte, geschieht der drei Länder keine Erwähnung.

Beitritt von Luzern. Durch den Beitritt von Luzern wurde der Bund zu dem der vier Waldstätte erweitert und zugleich den ländlichen Gliedern das erste städtische Element beigefügt. Als der Abt von Murbach die Rechte des Klosters über die Stadt an den Herzog Albrecht veräußerte (16. April 1291), kam Luzern unter die Hoheit von Österreich, dem auch die Landgrafschaft im Aargau zustand. Die nach Unabhängigkeit strebende Stadt suchte die österreichische Herrschaft 7. Nov. 1332. abzuschütteln und schloß einen Bund mit der Eidgenossenschaft. Wenngleich in dem Bundesbrief die Rechte Österreichs noch anerkannt waren, so war doch die Befreiung von der habsburgischen Hoheit die offenbare Tendenz des Bundes.

Von Zürich. Von noch größerer Bedeutung war der Beitritt der Stadt Zürich, welche, seit die Hoheitsrechte der Äbtissin am Liebfrauenmünster allmählich erloschen, reichsunmittelbar geworden war. Die alleinige Herrschaft der Geschlechter wurde 1336. hier durch den kühnen Patrizier Rudolf Brun gestürzt. Durch die Aufnahme der Handwerker in die Bürgerschaft zerfiel diese nunmehr in zwei Klassen, die „Konstafel“ (Geschlechter) und die dreizehn Zünfte der Handwerker unter ihren Zunftmeistern. Ein Rat von Bürgern aus beiden Klassen stand dem Bürgermeister, dessen Amt sich Brun lebenslänglich vorbehielt, zur Seite. Der Kaiser und die Äbtissin bestätigten die Verfassungsänderung; doch hatte dieselbe noch

heftige Stürme zu bestehen. Viele aus den Geschlechtern waren verbannt worden und führten, unterstützt von benachbarten Herren, wie dem Grafen Johann von Habsburg-Laufenburg, Krieg gegen die Stadt; die Anhänger der alten Verfassung verschworen sich gegen den kraftvollen, harten Bürgermeister, aber in der „Züricher Mordnacht" erlagen sie im Straßenkampf den Bürgern. Die Verschwörer, die nicht im Gefecht erschlagen worden, endeten unter dem Richtbeil. Die Stadt Rapperswyl, die das verräterische Vorhaben unterstützt hatte, wurde zerstört. Um aber für die Folge seine Stadt und die neue demokratische Verfassung sicherzustellen, schloß Brun einen Bund mit der Eidgenossenschaft der vier Waldstätte. Zürich nahm gleich anfangs eine hervorragende Stellung in dem Bunde ein, den sie nachher als Vorort leitete. 23. Febr. 1350. 1. Mai 1351.

Bald schloß sich auch das Land Glarus, wo die grundherrliche Gerichtsbarkeit des Klosters Säckingen und die Reichsvogtei an die Habsburger gekommen war, dem Bunde an, erbittert über das Streben der letztern, ihre herrschaftlichen Rechte zur wirklichen Landeshoheit auszubilden. Als im Herbst 1351 Österreich mit Zürich im Krieg lag, verweigerten die Landleute, in österreichischen Hauskriegen zu dienen. Die Züricher und ihre Verbündeten nahmen sofort das Land in Besitz und vertrieben den österreichischen Vogt, Walter von Stadion. Glarus trat nun der Eidgenossenschaft bei, jedoch nicht in direkter Verbindung mit allen frühern Bundesgliedern und mit geringerer Berechtigung. Wenige Wochen später folgte Amt und Stadt Zug, wo das Haus Österreich ebenfalls Vogteirechte besaß, als vollberechtigtes Glied des Bundes. Glarus und Zug. 4. Juni 1352. 27. Juni.

Besaß die Eidgenossenschaft bisher nur im Zürichgau und Aargau Mitglieder, so sollte sie sich bald auch in den burgundischen Ländern ausbreiten. Die Stadt Bern, von Berthold V. von Zähringen gegründet (1191), war von Kaiser Friedrich II. als Reichsstadt anerkannt worden. Mit den Waldstätten standen die Berner seit alters in Verbindung, die noch enger wurde, als jene der mit dem benachbarten Adel in Krieg begriffenen Stadt Zuzug leisteten. Mit ihrer Hilfe schlugen die Berner unter ihrem Feldhauptmann, dem Ritter Rudolf von Erlach, das Heer des Adels, dem sich auch Freiburg angeschlossen, in der heißen Schlacht bei Laupen. Bei der Belagerung von Zürich im Sommer 1352 stellten die Berner Truppen zum österreichischen Heere. Gleich darauf aber traten sie mit den Waldstätten in einen ewigen Bund, der sich mittelbar auch auf Zürich und Luzern erstreckte. Durch den Beitritt von Bern, das sich jedoch immer eine selbständigere Stellung wahrte, ist die Zahl der acht alten Orte erfüllt. An den Kern der drei Waldstätte schlossen sich die übrigen Eidgenossen an, welche nur mit jenen in unmittelbarer Verbindung standen, die drei Städte Zürich, Bern, Luzern und die Länder Glarus und Zug, letztere allerdings eine Erwerbung von zweifelhafter Gültigkeit. Bern. 22. Juni 1339. 6. März 1353.

Es ist leicht erklärlich, daß die Habsburger mit Besorgnis auf die weitere Habsburg und die Eidgenossenschaft.

Ausdehnung der Eidgenossenschaft blickten, welche ihrer Herrschaft immer mehr Boden entzog und eine große Gefahr für ihr Haus, wie für das ganze süddeutsche Fürstentum in sich schloß. Sie dachten durch Demütigung von Zürich den Bund zu sprengen oder doch zu beschränken. Wiederholt lagen die österreichischen Heere vor den Mauern der Stadt, und auch Karl IV. ließ ein Reichsheer zu den Belagerungstruppen stoßen, aber ihre Anstrengungen waren von geringem Erfolg. Vor allem aber suchten sie Glarus und Zug dem Bunde zu entziehen. Obgleich die Rechte der Herzöge in dem Bundesbriefe vorbehalten
1352. waren und der Frieden von Luzern den Glarnern einschärfte, dem Herzog, ihrem Vogteiherrn, wie von alters her gehorsam zu sein, und obgleich noch im Regens-
1355. burger Frieden die Eidgenossen zugesagt hatten, alles österreichische Besitztum ledig und los lassen zu wollen: thatsächlich blieben auch Glarus und Zug im Bunde. Diese Unsicherheit der rechtlichen Verhältnisse, der Widerspruch, welcher in der Anerkennung der österreichischen Hoheit in Luzern, Glarus, Zug und dem Fortbestehen des Bundes lag, trug den Keim zu heftigem Kampfe in sich. Karl IV. nahm auch hier eine schwankende, den augenblicklichen Verhältnissen angepaßte Stellung ein. Wenige Jahre nachdem er Reichstruppen vor Zürich gesandt,
1362. schloß er mit der Stadt ein lebenslängliches Bündnis und bestätigte die Eidgenossenschaft. Während Karls Lebzeiten wurde denn auch der Friede zwischen
1368. Österreich und den Schweizern aufrecht erhalten, der „Thorbergische“ Frieden wurde mehrmals verlängert; aber die einander schroff entgegengesetzten Interessen und Tendenzen widerstrebten einer friedlichen Einigung.

Der Pfaffenbrief. Um diese Zeit wurden auch Schritte gethan, um die lose Organisation des Bundes zu befestigen und durch Sicherstellung der einheimischen Gerichtsbarkeit fremden Einfluß abzuhalten, insbesondere die geistliche Gerichtsbarkeit zu besei-
1370. tigen. Den ersten Anlaß dazu gab der Überfall des Schultheißen von Luzern, Peter von Gundoldingen, durch die Söhne des (1360) verstorbenen Bürgermeisters Brun von Zürich, welchem Rüdiger Manesse in seiner Würde nachgefolgt war. Über diesen Friedensbruch entstand in Zürich und der Eidgenossenschaft eine gewaltige Aufregung. Bruno Brun, Propst der Chorherren am Großmünster, unterwarf sich der weltlichen Gerichtsbarkeit des Rates nicht und wurde verbannt. Nun schlossen die sechs eidgenössischen Orte (Bern nahm nicht teil und Glarus wurde erst später auf Tagsatzungen zugelassen) die unter dem
7. Okt. 1370. Namen der „Pfaffenbrief“ bekannte Übereinkunft, welche für die Entwickelung der Eidgenossenschaft von großer Bedeutung war.

In dem „Pfaffenbrief“ war gesagt: Wer innerhalb des eidgenössischen Gebietes wohnhaft sein will und den Herzögen von Österreich durch einen Eid gebunden ist, der soll auch Treu und Gehorsam den Eidgenossen schwören, sowohl Geistliche als Weltliche, Edle und Unedle, und kein andrer Eid soll davor schirmen. Auch fremde Geistliche, die in der Eidgenossenschaft wohnen, dürfen keinen, der zur Eidgenossenschaft gehört, vor ein fremdes Gericht ziehen, außer in Ehe- und geistlichen Sachen, die vor das bischöfliche Gericht gehören. Jeder soll vor dem Richter, in dessen Amts-

bezirk er seßhaft ist, belangt werden. Zur Befestigung des Landfriedens wurden Bestimmungen gegen Privatfehden, zum Schutz der Straßen „von der stiebenden Brücke auf dem St. Gotthard bis nach Zürich", gegen unerlaubte Selbsthilfe getroffen. Der Pfaffenbrief „bezweckt die energische Durchführung der eignen Territorialherrschaft, insbesondere durch Entwickelung des Grundsatzes, daß außer um Ehe- und geistliche Sachen jeder im Umkreis der Eidgenossenschaft Wohnende von niemand, sei der Kläger weltlichen oder geistlichen Standes, vor einem andern als dem Richter seines Wohnorts belangt werden darf, sowie durch Feststellung eines bleibenden Landfriedens unter den eidgenössischen Orten".

Später, als bereits die Habsburger bei Sempach erlegen waren, schlossen die Eidgenossen eine andere Übereinkunft, die als „Sempacher Brief" die erste Kriegsordnung der Schweiz enthielt. Die verräterischen Unterhandlungen des Bürgermeisters Rudolf Schön von Zürich mit Österreich gaben die Veranlassung dazu. Bestimmungen über Landfrieden, Bannerordnung, Plünderung und Kriegführung, Schonung der Klöster und Frauen bilden den wesentlichen Inhalt dieses eidgenössischen Kriegsgesetzes, welches von den acht Kantonen und der Stadt Solothurn vereinbart wurde. *Der Sempacher Brief. 10. Juli 1393.*

b. Sempach.

Das Vorspiel zu dem entscheidenden Kampfe zwischen den Schweizern und Österreichern gab eine Fehde der Grafen von Kyburg mit den Eidgenossen. Das durch üble Wirtschaft tief verschuldete Haus Kyburg suchte gewaltsam wieder in den Besitz seiner Macht zu kommen. Graf Rudolf entwarf den Plan, die Reichsstadt Solothurn zu überfallen und die an Bern verpfändeten Besitzungen Thun und Aarberg wieder an sich zu reißen. Die Solothurner aber waren auf der Hut und schlugen den Angriff zurück. Auf Herzog Leopold III. fiel der Verdacht, er habe den Anschlag unterstützt, auch nahm er im weiteren Fortgang des Kampfes zwischen Kyburg und der Eidgenossenschaft eine höchst zweideutige Stellung ein. Die Kyburger behaupteten sich zwar in dem festen Burgdorf mit österreichischer Hilfe gegen die Berner, als aber in Bern die Volkspartei ans Ruder gelangte, setzte diese den Kampf mit solcher Kraft fort, daß die Kyburger Frieden schließen und Burgdorf an Bern gegen eine Kaufsumme abtreten mußten. *Fehde mit den Grafen von Kyburg. Nov. 1382. April 1384.*

Der Ausbruch des Kriegs zwischen der Eidgenossenschaft und Österreich verzögerte sich jedoch. Die Konstanzer Übereinkunft der schweizer Städte mit dem rheinisch-schwäbischen Städtebund (S. 145) war so gefahrdrohend, daß Herzog Leopold sich scheute, den Kampf einzugehen. Aber die Allianz war keine feste; in der Stunde der Not war jeder von beiden Teilen doch auf sich selbst angewiesen; die schweizer Städte fürchteten in allzu fernliegende Händel verwickelt zu werden und verweigerten den schwäbischen Bundesstädten die Hilfe, und als endlich der Krieg zwischen dem Herzog und der Eidgenossenschaft ausbrach, war die Haltung des Schwäbischen Städtebunds eine zweideutige. Wir kennen die Beweggründe der leitenden städtischen Staatsmänner nicht; aber der vielgegliederte Bund war ohne Frage zu verschiedenartigen Einflüssen unterworfen, als daß alle seine Glieder ein hohes Ziel mit Konsequenz hätten verfolgen *Der Schwäbische Städtebund und die Eidgenossen.*

können; auch mag fürstliches Gold die Politik der einflußreichen Bürger hier und da bestimmt haben. Nachdem der Städtebund sich um einen Waffenstillstand zwischen Österreich und den Eidgenossen emsig bemüht hatte und trotzdem der Krieg endlich ausgebrochen war, ließ er die Schweizer ihren Kampf allein ausfechten, ja er hat nicht einmal den Sieg derselben in seinem Interesse zu benutzen gewußt.

Die Schlacht bei Sempach. 1386. Den längst vorbereiteten Schlag gegen die Eidgenossenschaft beschloß Herzog Leopold III. endlich auszuführen, als er vom Städtebund eine neutrale Haltung erwarten konnte und der eifrigen Unterstützung des süddeutschen Adels sicher war. Mit einem gewaltigen Ritterheer, das in freilich ruhmredigen schweizerischen Berichten auf 25,000 Mann angegeben wird, zog er zur Vernichtung des eidgenössischen Bundes aus. Unter all den stattlichen schwergepanzerten Streitgenossen ragte der ritterliche Herzog selbst hervor. Bei **Sempach** auf einer Hügelreihe hatten die Schweizer ihre Scharen aufgestellt. Als hier das Ritterheer vorüberziehen wollte, nötigten sie die schwergewappnete Reiterei auf
9. Juli 1386. dem ungünstigen Boden zum Kampfe. In wildem Sturme stürzten sich die leichtbewehrten, schlechtgerüsteten Eidgenossen auf die Feinde; aber undurchdringlich starrten ihnen die Lanzen der Ritter entgegen. Schon lag mancher Landmann aus den Thälern und mancher Bürger aus den Städten am Boden; aber bald wandte sich die Schlacht zum Nachteil der Ritter, als es den Schweizern gelang, die festgeschlossenen Reihen der Gegner zu durchbrechen. Die Wendung des Kampfes wird in der Überlieferung an die vielgefeierte Heldenthat des Arnold von Winkelried aus Unterwalden geknüpft. Mit dem lauten Rufe: „Eidgenossen, ich will euch eine Gasse machen, sorget für mein Weib und meine Kinder!“ faßte er mit starken Armen einige der entgegenstarrenden Lanzen und riß im Falle in die feste Schlachtreihe eine Lücke. In diese stürzten die Eidgenossen, und mit der Auflösung ihrer geschlossenen Masse war die Kraft der Ritterschaft dahin. In ihren schweren Rüstungen, ermattet von der glühenden Julisonne, erlagen die Ritter scharenweise den Kolbenschlägen der Landleute. Verzweifelnd stürzte sich der Herzog, als er das Banner von Österreich sinken sah, in das Getümmel; unerkannt ward er von einem schweizer Hirten erschlagen. Seinen Leib deckte Martin Malterer von Freiburg im Breisgau mit seinem eignen und ward selbst über dem toten Herrn niedergestreckt. Mehrere hundert aus dem Ritterheere und gar viele von edlen Namen deckten das blutige Feld; auf Jahre waren die fürstlichen Hoflager verödet. Nie war die ritterliche Kriegskunst im Kampf mit Bürgern und Bauern so zu schanden geworden. In Sagen und Liedern lebte die Sempacher Schlacht noch lange im Munde des Volkes fort.

Arnold Winkelried. Die kritische Forschung hat auch die That Winkelrieds in das Reich der Fabeln zu verweisen gesucht. Wie die Geschichte vom Tell und andre Sagen, an denen die alte Geschichte der Eidgenossenschaft besonders reich ist, beruht die That Winkelrieds, von der ohnehin mehrere, in andre Zeit und andre Verhältnisse versetzte Wiederholun-

gen nachzuweisen sind, auf viel späterer Überlieferung und auf Volksliedern; die eidgenössischen Chroniken von Justinger, Ruß und Etterlin schweigen davon, ein Beweis, daß im fünfzehnten Jahrhundert die Sage noch nicht vorhanden oder wenigstens nicht verbreitet war. Erst durch Tschudi und Johannes Müller ist sie in die Geschichte eingeführt worden. Wohl mag ein Glied aus dem Geschlechte der Winkelried, das man mit allen Großthaten der alten Eidgenossenschaft in Verbindung zu bringen liebte, bei Sempach den Heldentod gestorben sein; von einem entscheidenden Einfluß auf den Ausgang der Schlacht kann die That nicht gewesen sein. Das liegt in dem Wesen der Volkssage, daß sie große Ereignisse einem einzelnen Namen zuschreibt und den Ruhm, der vielen gebührt, auf ein einzelnes Haupt häuft.

Den Bemühungen des Schwäbischen Städtebundes gelang gleich nach der Frieden.
Schlacht die Vermittelung eines Waffenstillstandes, der dann bis zum 2. Febr. 1388 verlängert, aber, als „böser Frieden", beiderseits mit Argwohn betrachtet ward. Erst als die österreichischen Heere bei **Näfels** durch die Glarner und geringen Zuzug aus der Eidgenossenschaft nochmals eine schwere Niederlage erlit- 9. April 1388.
ten und der Krieg beide Teile ermüdet hatte, kam ein für die Schweizer sehr günstiger Friede zu stande, worin der Bund anerkannt wurde. Der Erfolg der 1. April 1389.
eidgenössischen Waffen wirkte in den benachbarten Landschaften nach. Zu Anfang Der Appenzeller Krieg.
des fünfzehnten Jahrhunderts erhob sich das Land Appenzell, das sich vorher an den Schwäbischen Städtebund angeschlossen hatte, gegen die harte Zwingherrschaft des Abtes von St. Gallen, der ausgedehnte grundherrliche Rechte im Lande besaß und mit Österreich in Verbindung getreten war. Wider das aufständische Bergvolk vereinigten sich die Städte um den See mit den Fürsten, dem Abt von St. Gallen, dem Grafen Eberhard von Württemberg u. a. In der Schlacht am **Speicher** oder auf Vögelisecƒ erlag der Städtebund den von 15. Mai 1403.
Glarus und Schwyz unterstützten Appenzellern, die von den Höhen herab Felssteine auf die Feinde rollten und sie in Verwirrung brachten, und als sich Herzog Friedrich von Österreich (mit der leeren Tasche) gegen das Hirtenvolk erhob, erlitt er am **Stoß** bei Gais eine blutige Niederlage. An der Spitze der Appenzeller 17. Juni 1405.
stritt Graf Rudolf von Werdenberg, der, von Österreich in seinen Besitzungen bedrängt, seine ritterliche Rüstung mit einem schlichten Hirtenkleide vertauscht hatte. In dem rauhen Gebirgslande erlagen die schweren Ritterheere allenthalben den gewandten, leichtbeweglichen, auf den Bergen aufgewachsenen Hirten und Landleuten. Im Gegensatz zu dem Städtebund um den See stifteten die Appenzeller einen Bund ob dem See. Trotz der Friedensschlüsse mit Herzog Friedrich und dem Abt von St. Gallen dauerte der Krieg mit Adel und Ritterschaft fort. Es erhob sich nochmals ein heftiger Sturm gegen den Bund, als Herzog Fried- Okt. 1407.
rich, Graf Eberhard von Württemberg, Burggraf Friedrich von Nürnberg, die Bischöfe von Augsburg und Konstanz mit der St. Georgenritterschaft und vielen schwäbischen Herren eine Vereinigung schlossen. Abermals wurde um den See und im obern Rheinthal blutig gestritten. Vor Bregenz erlagen die Appenzeller 13. Jan. 1408.
den Rittern vom St. Georgenschild. Endlich nahm sich König Ruprecht des

4. April 1408. Streites an; sein Spruch erklärte den Bund ob dem See als der Verfassung
6. April 1409. des Reichs zuwider für aufgelöst, und ein neuer Spruch entschied die Streitigkeiten mit dem Stift St. Gallen zu gunsten des Abtes. Zwar verloren die Appenzeller nunmehr das Rheinthal an Österreich, aber ihre Unabhängigkeit
24. Nov. 1411. war doch gegründet. Bald wurden sie als Schirmort in die schweizerische Eidgenossenschaft aufgenommen.

III. König Wenzel und Ruprecht von der Pfalz.

1. Wenzels Stellung im Reich und die Vorgänge in Böhmen.

Wenzels Schwächen und Verdienste. Als Kaiser Karl IV. aus dem Leben schied und die deutsche und böhmische Krone seinem Erstgebornen, Wenzeslaus (IV.), überließ, war die politische Lage des Reichs eine so schwierige, daß sie der vollen Thätigkeit eines gereiften, hellblickenden und thatkräftigen Mannes bedurft hätte, nicht des launenhaften Regiments eines unerfahrenen Jünglings. Man hat den Charakter Wenzels häufig allzu ungünstig beurteilt. Wir können ihm, besonders im Anfang seiner Regierung, redliches Streben und guten Willen nicht absprechen; aber den schwierigen Verhältnissen in Staat und Kirche war er nicht gewachsen; den Kämpfen der Städte mit den Fürsten vermochte er nicht Einhalt zu thun, und ebensowenig die große Kirchenspaltung, welche damals die Gemüter verwirrte, auszugleichen. Allzufrüh an Pracht und Herrlichkeit gewöhnt und in die Staatsgeschäfte eingeführt, ward er deren bald überdrüssig, wenn er die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen erkannte. Es fehlte ihm nicht an Einsicht und wohlmeinendem Streben, aber an Thatkraft und Ausdauer, um einen Plan gegen widerstrebende Gewalten mit Entschiedenheit durchzuführen. Zu Selbständigkeit des Wollens und Festigkeit des Handelns hat es, von wechselnden Launen und Leidenschaften beherrscht, Wenzel nie gebracht. In seiner staatsmännischen Thätigkeit, in der er geringe Erfolge erzielte, fand er keine Befriedigung. Dann konnte er sich wohl wochenlang in den Wäldern von Bürglitz und Karlstein der Jagd ergeben, unbekümmert um das Reich. Dem Weidwerk war er leidenschaftlich ergeben; von den großen Jagdhunden, die selbst das Schlafgemach mit ihm teil-
31. Dez. 1386. ten, soll seine erste Gemahlin Johanna des Nachts zerrissen worden sein. Später wich diese Leidenschaft der Neigung zum Trunk. Aber dennoch dürfen wir nicht verkennen, daß Wenzel ein wohlwollender und Gerechtigkeit liebender Fürst war, wenn nicht Jähzorn und Trunkenheit seine gutmütige Natur übermannten. Zu einem grausamen Tyrannen, der ohne Recht und Urteil Hinrichtungen vollziehen ließ, der seine angesehensten Barone dem Henker überlieferte (den blutigen Landtag bei Wilemow freilich hat die unbefangene Forschung aus der Geschichte

gestrichen), hat ihn nur der Haß geistlicher Geschichtschreiber gestempelt. In seiner böhmischen Heimat hat er nie die Liebe des Volkes verloren.

Wir haben bei Darstellung des Städtekriegs gesehen, wie Wenzel bemüht war, die einander bekämpfenden Gegensätze zu versöhnen, Ruhe und Frieden herzustellen und dem unseligen Krieg im Reiche ein Ende zu machen. Aber diese Aufgabe hätte die Kräfte auch eines stärkern Fürsten überstiegen, und Wenzels unsichere, schwankende, nach der augenblicklichen Lage wechselnde Haltung konnte bei einem so tiefliegenden Hader keine Erfolge erzielen. Nicht glücklicher arbeitete er an der Ausgleichung der Kirchenspaltung, die noch sein Vater sterbend hatte aufsteigen sehen. Er erkannte den römischen Papst Urban VI. als rechtmäßigen Oberhirten an, aber obgleich auch der Reichstag von Frankfurt sich für denselben erklärte, so hatte doch im Deutschen Reich der Gegenpapst Clemens VII. manchen mächtigen Anhänger, wie den Herzog Leopold von Österreich, der mit zweideutiger Politik die Kirchenspaltung zu eignem Vorteil zu benutzen suchte.

Wenzels Stellung zu den Zeitverhältnissen.

27. Febr. 1379.

Wie die Kirche im allgemeinen wurden auch manche deutsche Stifter durch den Streit zweier Prätendenten verwirrt; so führten in Mainz zwei Prälaten, Ludwig von Meißen und Adolf von Nassau, um den erzbischöflichen Stuhl einen jahrelangen Kampf, der erst beendigt ward, als Adolf von Clemens VII. abließ und Ludwig auf den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg befördert ward. Zudem geriet Wenzel bald wegen der Besetzung einiger deutscher Bistümer in Spannung mit Urban, und die Neigung zu Frankreich, die er mit dem ganzen Hause Luxemburg teilte, hielt ihn von einem entschiedenen Auftreten gegen den französischen Papst zu Avignon ab. Die Beziehungen zwischen den Höfen von Paris und Prag sollten durch die Vermählung von Wenzels junger Schwester Anna mit Karl VI. von Valois befestigt werden; doch gelang es dem Kardinal Pileus, die gefährliche Verbindung zu hintertreiben; die junge Fürstin reichte ihre Hand König Richard II. von England. Zu einer Liga mit Richard und Urban gegen Frankreich aber ließ sich Wenzel nicht bewegen; er sah die Invasion Ludwigs von Anjou in Italien ruhig an, er versprach wohl auf das Drängen des Papstes und ghibellinischer Patrioten, im folgenden Jahr seinen Römerzug anzutreten, aber die Zustände im Deutschen Reich und eigne Unlust verhinderten den Plan.

April 1381. 1381. 1382. 1383.

Hatte sich König Wenzel im Anfange seiner Regierung mit Eifer, wenn auch geringem Erfolg, der Geschäfte des Reichs angenommen, so wurden ihm dieselben in der Folge immer mehr verleidet. Die alten Räte seines Vaters, welche die Regierung bisher noch in Karls Sinne geführt, der Kardinal Johannes Očko von Wlašim, Erzbischof von Prag, Albert von Sternberg, einst Erzbischof von Magdeburg, vorher und nachher Bischof von Leitomischl, starben bald hinweg, die beiden genannten am nämlichen Tage, und in demselben Jahr Johann von Neumarkt, Bischof von Olmütz, der einstige Reichskanzler. Mit dem Abgang der alten Räte und dem zunehmenden Alter Wenzels geriet die Regierung in neue Bahnen; mehr und mehr spürte man, nicht zum Vorteil des Reichs, das persönliche, eigenwillige und launische Regiment des Königs, und bald traten im luxemburgischen Hause und im böhmischen Reiche Zustände

Charakter seines Regiments.

14. Jan. 1380. 20. Dez.

ein, welche die Aufmerksamkeit des Königs ganz von Deutschland abzogen. Im böhmischen Reiche wirkten Karls IV. treffliche Anordnungen unter seinem Sohne noch mehrere Jahre fort. Frieden und Ordnung ließen Verkehr und Gewerbsamkeit zu hoher Blüte kommen, geregelte Finanzwirtschaft bewahrte das Volk vor Steuerdruck; Mißbräuche in Verwaltung und Rechtspflege erforschte der junge König oft selbst unerkannt und stellte sie ab; die Universität verbreitete weithin Bildung und lockte Tausende von Wißbegierigen an. Lange blieben diese ersten Jahre von Wenzels Regierung in gesegnetem Andenken, zumal da die folgenden Stürme jene Zeit in um so hellerem Lichte erscheinen ließen.

Das luxemburgische Haus und die Erwerbung von Ungarn.

Wir haben oben (S. 137) die Länderverteilung kennen gelernt, womit Kaiser Karl IV., ungewarnt durch gleichartige Vorgänge im Wittelsbachschen und andern Fürstenhäusern, den Keim zu Hader und Zersplitterung im eignen Hause legte. Siegmund, dem die Mark Brandenburg zugefallen, hatte durch die Hand Marias, der Erbtochter des Königs Ludwig von Ungarn und Polen, die Anwartschaft auf beide Kronen erworben. (11. Sept. 1382.) Als der alte König mit Tod abgegangen war, erhob sich in Polen eine nationale Partei, welche Siegmunds Ansprüche erfolgreich zurückwies, und auch in Ungarn hielten ihn die verwitwete Königin Elisabeth und ihr Günstling, der Palatin Nikolaus von Gara, von der Regierung fern. (1384.) Mißmutig verließ der junge Fürst das Land und schickte sich an, mit Waffengewalt seine Ansprüche geltend zu machen. Um sich die nötigen Geldmittel zu verschaffen, verpfändete er seine Länder, die Altmark und die Priegnitz, seinen mährischen Vettern Jost (Jodokus) und Prokop, die Mittelmark seinem Bruder Wenzel. (1385.) Der dadurch erkaufte Beistand und die Ankunft König Karls des Kleinen von Neapel bestimmte die verwitwete Königin und ihren Anhang, sich den Luxemburgern zu nähern; die Vermählung Mariens mit Siegmund wurde jetzt vollzogen. (Okt. 1385.) Als aber Karl der Kleine, der sich zum König von Ungarn hatte krönen lassen, dem von der alten Königin und Nikolaus von Gara gesponnenen Meuchelmord erlegen war, änderten diese ihre Haltung wiederum. (24. Febr. 1386.) Erst die gewaffnete Hilfe König Wenzels verschaffte den Ansprüchen seines Bruders Geltung. Die Königin Elisabeth fügte sich nun dem schiedsrichterlichen Spruche des römischen Königs, der sie auf den Genuß ihres Leibgedinges beschränkte und den Markgrafen Siegmund zum Generalkapitän des Königreichs Ungarn ernannte. (12. Mai 1386.) Durch die Bestimmung, daß Siegmund nur mit Bewilligung Wenzels zum König gekrönt werden solle, suchte dieser den jüngern Bruder auch ferner in Abhängigkeit zu halten. Erst nachdem die Königinnen von der neapolitanischen Partei gefangen genommen und Elisabeth erdrosselt worden, fand Siegmund allgemeine Anerkennung und erhielt zu Stuhlweißenburg die Krone des heil. Stephan. (31. März 1387.) Um dieselbe Zeit gelangte die polnische Krone mit der Hand der andern Tochter König Ludwigs des Großen, der schönen Hedwig, an den litauischen Großfürsten Jagello, der in der Taufe den Namen Wladislaus annahm. (17. Febr. 1387.)

Die Erwerbung von Ungarn hatte Siegmund mit großen Schulden und Verpflichtungen gegen seine Brüder und Vettern belastet. Vor allen war es Jost von Mähren, ein gelehrter, fein berechnender, aber habsüchtiger und eigennütziger Fürst, dessen rastloser Ehrgeiz die Verhältnisse zur Erhöhung seiner Macht ausbeutete. Siegmund mußte, um die an Jost verpfändeten ungarischen Grenzdistrikte zurückzugewinnen, sich dazu verstehen, die gleichfalls früher verpfändete Mark Brandenburg mit der Kurwürde seinem Vetter abzutreten, dem gleichzeitig auch das durch Herzog Wenzels kinderloses Ableben erledigte luxemburgische Herzogtum verschrieben ward. Damals nahmen auch die Vorgänge im Reich eine Wendung, welche dem König die Regierung völlig verleidete und ihn zu dem Gedanken führte, der Krone zu entsagen. Mit lauerndem Ehrgeiz sah Markgraf Jost den Mißmut des Königs und die immer mehr hervortretende Abneigung der Kurfürsten gegen denselben, und gab sich der lockenden Hoffnung hin, sein eignes Haupt mit der deutschen Krone zu schmücken.

Markgraf Jost von Mähren. — 1388. — 7. Dez. 1383.

Die Empörung eines der mächtigsten Barone, des Marquard von Wartenberg, im Jahr 1387 war das Vorspiel zu stürmischen Ereignissen in Böhmen. Eine greuliche Judenverfolgung in Prag schloß sich bald an; gegen dreitausend Juden sollen in den Ostertagen dem fanatischen Pöbel zum Opfer gefallen, verbrannt und erschlagen worden sein. König Wenzel, der den Juden und den untern Schichten des Volks stets eine gewisse Zuneigung bewies, war empört über diese Greuel; aber an ein energisches Einschreiten gegen die Frevler war in jener gesetzlosen Zeit nicht zu denken, und Wenzel selbst beteiligte sich an der Unthat, indem er die in der Judenstadt geraubten Schätze der königlichen Kammer ausliefern ließ. Wenzels Stellung wurde noch schwieriger, als er in immer größere Spannung mit der Geistlichkeit und deren Haupt, dem Prager Erzbischof Johann von Jenstein (Jenzenstein) geriet. Dieser Prälat, ein Mann von feiner Bildung und Sitte, der seine frühere Weltlust und Lebensfreudigkeit plötzlich mit einem strengen Mönchswandel, mit Fasten und Büßen vertauscht hatte, war schon vordem mit dem König in bedenklichen Zwiespalt geraten, da er streng über seine kirchlichen Rechte wachte, die er von Wenzel häufig verletzt glaubte. Des Königs Günstlinge, meist Männer von niederm Adel, wie Georg von Roztok, Hyncik Pluh von Rabstein u. a. verschärften die Spannung durch ihr rücksichtsloses Auftreten gegen die Geistlichkeit. Als der Erzbischof einen derselben, den Landesunterkämmerer Siegmund Huler, bannte, geriet der König in Zorn, der noch gesteigert wurde, als bei dem Tod des Kladrauer Abtes Racek durch eine eilige Wahl ein neuer Abt gesetzt wurde, während Wenzel die Abtei in ein Bistum verwandeln und mit einem seiner geistlichen Günstlinge besetzen wollte. Als der Erzbischof sich mit seinen Räten zur Vermittelung eines Friedens nach Prag begab, schien eine Aussöhnung zustandezukommen. Der jähzornige Fürst aber ergrimmte beim Anblick der geistlichen Herren in furchtbarer Wut. Fluchend und scheltend zerriß er die dargereichte Vertragsurkunde, höhnte

Unruhen in Böhmen. — 1389. — Wenzels Streit mit dem Erzbischof von Prag. — 1393.

den Erzbischof und ließ dessen geistliche Räte, Nikolaus Puchnik, den Generalvikar Johann von Pomuk, den Meißner Propst Wenzel in Haft nehmen; der Erzbischof entzog sich nur durch die Flucht der Rache des zornigen Herrn. Die andern Räte legten, auf die Folter gespannt, demütige Bekenntnisse ab und wurden entlassen; nur der Generalvikar Johann widerstand den Martern. Da ließ

20. März 1393. ihn Wenzel auf die Prager Brücke führen und in die Moldau stürzen. Der Tod des frommen, beliebten und angesehenen Priesters erregte bei Volk und Geistlichkeit lebhaften Unwillen, und ein guter Teil der spätern Mißgeschicke wie des schlimmen Andenkens, das die Geschichte von Wenzel überliefert hat, ist auf Rechnung seines damaligen Auftretens gegen die Geistlichkeit zu setzen. Der König, in welchem heftige Wut und nachgiebige Schwäche unvermittelt nebeneinander wohnten, bereute bald seine Gewaltthätigkeit und erbot sich zur Genugthuung. Aber der Erzbischof machte hochgespannte Ansprüche, und an seiner Weigerung, die Umwandlung der Abtei Kladrau in ein Bistum gutzuheißen und beim Papste zu befürworten, scheiterten die Verhandlungen. Doch wurde weder von Papst Bonifacius IX., noch von seinem eignen Domkapitel die schroffe Haltung des Erzbischofs gebilligt.

Die Legende vom heil. Nepomuk.

Der geschichtliche Generalvikar Johannes von dem Dorfe Pomuk, der in den Streitigkeiten des Erzbischofs Johann von Jenzenstein mit Wenzel Werkzeug und Ratgeber des erstern war und für seine Standhaftigkeit in den Fluten der Moldau büßte, bildet die schwache Unterlage der mit vielen fremdartigen Zuthaten erweiterten und durch die Volkstradition entstellten Legende vom heiligen Nepomuk. Zuerst wurde der heilige Johannes als Märtyrer des Beichtgeheimnisses dargestellt und sein Tod zehn Jahre früher gesetzt, weil die fromme Königin Johanna schon 1386 starb (wie es hieß, von den wilden Hunden ihres Gemahls zerrissen), die nachfolgende Gemahlin Sophie aber, gleich jener eine bayrische Fürstentochter, eine treue Anhängerin und ein Beichtkind von Johannes Huß war. In dieser Gestalt lautet die Legende bei Hajek, einem böhmischen Geschichtschreiber aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, folgendermaßen: „Am Morgen nach St. Siegmundsfest (3. Mai) rief Wenzel nun den Priester Johann von Nepomuk vor sich, einen gottesfürchtigen Mann, der Magister an der Prager Universität, Domherr und Beichtvater der Königin war, und drang mit allem Fleiß in ihn, zu sagen, welche Sünden die Königin gebeichtet. Der Priester gab darauf zur Antwort: „Mein Herr König, ich weiß das nicht mehr, und wenn ich es wüßte, würde es mir doch nicht zukommen, Euch es mitzuteilen, so wenig als es Euch geziemt, mich darum zu fragen.“ Der König, von Zorn entbrannt, ließ ihn in einen unterirdischen Kerker werfen und vom Henker, den er seinen Gevatter nannte, auf die Folter legen; als er ihm auch damit nichts auspressen konnte, befahl er, ihn nachts auf die Prager Brücke zu führen und gebunden ins Wasser zu stürzen. Auf das hin wurden noch in derselben Nacht und in der folgenden viele brennende Lichter über dem Körper des Ertränkten gesehen. Die Prager Prälaten aber zogen den Leichnam bei dem Kloster zum heiligen Kreuz aus dem Wasser und begruben ihn in der St. Veitskirche und deckten einen Stein darauf. Seitdem sind viele und mannigfaltige Wunderzeichen dort geschehen und darum nannten ihn viele einen Märtyrer Gottes und einen Heiligen. Wenn aber jemand seine Heiligkeit anfocht und mutwillig auf das in den Stein gehauene Kreuz trat, der hat an dem Tage Spott und

Schande erfahren, und darum haben die geistlichen Herren das Grab mit einem eisernen Gitter umschließen lassen." Diese Erzählung hat, wie ein neuerer Geschichtsforscher (O. Abel) darthut, ihren Ursprung in der ersten Zeit nach den Hussitenkriegen genommen, als die Geistlichkeit beflissen war, das böhmische Volk mit der katholischen Kirche wieder zu versöhnen, die Ohrenbeichte, gegen welche Johannes Huß gepredigt hatte, in ihrer Heiligkeit herzustellen und zugleich die tschechisch-hussitische Nationalität durch die katholisch-deutsche zu überwinden. Darum wurde vor allem der „Pfaffenfeind" Wenzel, der die tschechische Partei des Huß und Hieronymus begünstigte und die Deutschen haßte, in das schlimmste Licht gestellt und zu dem um vier Jahrhunderte älteren „heiligen" Wenzel in grellen Gegensatz gebracht; mehr aber noch ging man darauf aus, die im Volke lebende Verehrung für den „heiligen Johannes" aus Hussinez auf den „heil. Johannes von Nepomuk" zu übertragen und den tschechisch-häretischen Märtyrer durch einen katholischen zu verdrängen. Deshalb wurde der Todestag auf den 16. Mai verlegt, weil dies der zu Ehren des „Mistr Jan" (Magister Johannes) gefeierte Festtag war, die Hussitenbilder wurden durch Beifügung der fünf Sterne auf dem Haupte, durch Vertauschung der Bibel mit einem Kruzifix und andere Veränderungen in Nepomuksbilder verwandelt und so der „Ketzer" Johannes durch den „Heiligen" Johannes verdrängt, wie in früherer Zeit aus dem Nationalgötzen Swantewit der christliche St. Veit entstanden war. Und nicht die Königin Sophie, bei welcher Huß Beichtvater gewesen, sondern die fromme Königin Johanna, die das Opfer von Wenzels wilden Sitten geworden, mußte die Freundin des Heiligen sein. Der chronologische Widerspruch hat dann die Annahme von zwei Johannes von Nepomuk veranlaßt. Noch eifriger war die Geistlichkeit beflissen, nach Bewältigung der böhmisch-reformierten Opposition wider das österreichisch-katholische Kaiserhaus durch die Schlacht am Weißen Berge (Nov. 1620) die volkstümliche Gestalt des heiligen Johannes von Nepomuk zu einem glorreichen Vertreter ihrer kirchlichen und nationalen Sache zu stempeln. Die Jesuiten sammelten alle Beweisstücke, die sich in Schrift und Rede für den heil. Johannes von Nepomuk auffinden ließen, und bestürmten dann den Papst, die feierliche Heiligsprechung zu vollziehen; achtundsiebzig schriftliche Bittgesuche von geistlichen und weltlichen Fürsten unterstützten die Bitte der Jesuitenväter. Infolge dieser Bemühungen wurde am 19. März 1729 Johannes von Nepomuk in die Reihe der heiligen Männer aufgenommen. „Wir haben die 1200 Jahre (schließt Abel), welche die böhmische Geschichte zählt, ganz ungezwungen nach den mythischen oder wirklichen Gestalten, welchen das Volk seine Verehrung zollte, in vier große Abschnitte einzuteilen vermocht, die auffallend genug mit den Perioden der politischen Geschichte zusammentreffen. Auf die nationalheidnische Urzeit, wo Swantewit herrscht, folgt die Einführung des Christentums und die Verbindung mit Deutschland, es ist die Zeit des heiligen Veit, dem sehr frühe schon der heilige Wenzel beigesellt wird. Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts erhebt sich eine Bewegung zugleich gegen das Deutschtum und die katholische Kirche, es beginnt die Periode der nationalen Unabhängigkeit, an deren Spitze Johannes Huß steht. Nach zwei Jahrhunderten, den bewegtesten der böhmischen Geschichte, werden Huß und seine Verehrer geächtet; mit der habsburgischen Herrschaft siegt Johannes von Nepomuk, er ist seit dem Untergang der politischen und religiösen Freiheit in Böhmen der Schutzpatron des Landes."

Unter solchen Wirren und Stürmen wurde die Unfähigkeit Wenzels immer klarer; immer mehr wurde er ein willenloses Werkzeug der Parteien, und je eigensinniger er seine Selbständigkeit zu wahren glaubte, um so abhängiger *Gründung des Herrenbundes.*

wurde er von fremdem Rat und Einfluß. Das schlaffe Regiment des unfähigen Königs wurde nur hier und da durch Ausbrüche leidenschaftlicher Heftigkeit unterbrochen; statt der Thatkraft, die in den schweren Zeiten so notwendig gewesen wäre, ließ er nur Gewaltthätigkeit blicken. Kein Wunder, daß sich bei vielen eine tiefe Mißstimmung kundgab. Die Geistlichkeit war über die Ereignisse des Jahres 1393 erbittert, die großen Barone über die Bevorzugung der aus dem kleinen Adel und Bürgerstand gewählten Günstlinge und die dadurch gebildete „Kabinettsregierung". Gegen das monarchische Regiment, wie es Karl IV. begründet, regte sich die Reaktion der Feudalherren, welche nach altem Recht Teilnahme an der Regierung beanspruchten. In dieser Stimmung thaten sich die Häupter des böhmischen Adels zusammen, voran Heinrich von Rosenberg, ein feingebildeter Herr von fürstlichem Ansehen und Besitz, dann Heinrich von Neuhaus, Otto von Bergow auf Bilin, Wilhelm von Landstein auf Liegnitz, Boreš von Riesenburg u. a., selbst die Glieder des königlichen Hauses trugen kein Bedenken, sich in die gegen ihr Oberhaupt gerichtete Verbindung einzulassen. Markgraf Jost warf sich alsbald zum Führer des Herrenbundes auf und
18. Dez. 1393. bewog auch König Siegmund zum Beitritt. Zu Znaim schlossen die beiden genannten Fürsten, sowie Herzog Albrecht III. von Österreich und Josts Schwager, Markgraf Wilhelm von Meißen, ein Bündnis, „wider allermänniglich, ausgenommen das heilige römische Reich", dessen Spitze offenbar gegen Wenzel gerichtet war. Nur Herzog Johann von Görlitz widerstand den Lockungen der Landherren, und Markgraf Prokop von Mähren hielt sich aus Haß gegen den Bruder dem Bunde fern. Der Zweck desselben war die Reform der Regierung: Wenzel sollte sich vorzugsweise mit den Geschäften des Deutschen Reichs befassen und nach Beseitigung der ahnenlosen Günstlinge dem hohen Adel die gebührende Stellung im Regiment einräumen. König Siegmund, der bei dem Bruder in Prag weilte, legte bei dieser Gelegenheit Proben einer falschen, doppelzüngigen Politik ab, indem er mit Wenzel ein Bündnis schloß und gleichzeitig mit den Baronen Unterhandlungen anknüpfte. Diese bildeten dann mit Mark-
5. Mai 1394. graf Jost eine Koalition, „damit das allgemeine Wohl gefördert, Unrecht abgeschafft und Recht und Gerechtigkeit im Lande in derselben Weise wieder gehandhabt werde, wie es zu Zeiten ihrer Vorfahren Sitte gewesen".

Gefangenschaft Wenzels. Als König Wenzel auf der Reise von einer seiner Burgen nach Prag begriffen war, traten die Barone und Jost vor ihn. Der Rosenberger nahm das
8. Mai 1394. Wort; er hielt dem König die Folgen der Mißregierung vor und forderte Abstellung der Beschwerden. Wenzel geriet in leidenschaftliche Aufregung; aber von seinem Gefolge verlassen, mußte er sich den Baronen, die nicht von seiner Seite wichen, fügen. Unter dem „Ehrengeleite" ihrer Bewaffneten brachten ihn die Herren in die königliche Burg zu Prag. Zwar nahm die Bürgerschaft Partei für den gefangenen Herrn und schickte sich an, ihn mit gewaffneter
15. Mai. Hand zu befreien. Als aber die Barone dem König einen Erlaß abdrängten,

worin er die Stände zu einem Landtag berief, und die Ernennung des Markgrafen Jost zu einem „Starosta" des Reichs erzwangen, schlossen die Bürger von Prag einen Friedensvertrag mit dem Adel. Dagegen traf Johann von 4. Juni.
Görlitz auf Wenzels Bitten energische Anstalten zur Befreiung des Bruders. Ein Manifest legte die Ungültigkeit der erzwungenen Verfügungen, das unrecht- 7. Juni.
mäßige Vorgehen der Barone dar und berief die Getreuen zu des Königs Dienst. Bald brachte Johann aus den Mannschaften der königlichen Burggrafen und zahlreichen Söldner ein beträchtliches Heer zusammen und rückte vor Prag, das die Thore öffnete. Die Barone auf dem Hradschin gerieten in Besorgnis; sie verließen das Schloß und schleppten den König von Burg zu Burg bis in die österreichische Feste Wildberg unweit Linz. Die stattliche Kriegsmacht Johanns und die Haltung der Reichsfürsten, die auf der Zusammenkunft zu Nürnberg den Pfalzgrafen bei Rhein zum Reichsverweser ernannten und bevollmächtigten, die Befreiung des Königs zu erwirken, flößten den Landherren Besorgnis ein. Sie hielten es für geraten, zum Frieden die Hand zu bieten. Nachdem sich Herzog Johann verbürgt, daß Wenzel den Baronen Straflosigkeit gewähre, wurde der König der Haft entlassen; in einer zu Pisek ausgefertigten Urkunde 1. Aug.
wurde dem Herrenbunde Amnestie und die Vornahme von Reformen nach dem 25. Aug.
Spruch eines Schiedsgerichts zugesichert. Aber es war ein unsicherer Friede; die Fortdauernde Spannung.
Landherren grollten, daß Wenzel mit der Herstellung des alten Herkommens in Verfassung und Gerichtswesen zögerte, und dieser konnte die ihm widerfahrene Schmach nicht vergessen noch verzeihen. Die Barone befestigten ihren Bund, zu dem sie die Herzöge von Österreich hinzuzogen, und auch der König suchte sich durch Rüstungen und nachbarliche Verbindungen gegen ähnliche Auftritte sicherzustellen. Schon zogen die Bundestruppen wieder ins Feld, als sich Wenzel entschloß, seinen Bruder Johann von Görlitz als obersten Hauptmann mit der Aug. 1395.
Schlichtung der Streitigkeiten zu beauftragen. Redlich bemühte sich Johann den Frieden herzustellen; sein Spruch ist uns unbekannt, war aber dem königlichen Bruder so zuwider, daß derselbe ihn in Ungnaden der Hauptmannschaft Jan. 1396.
entsetzte und beide sich in heftigem Streit trennten. Bald darauf starb der junge 1. März 1396.
Fürst eines plötzlichen Todes im Kloster Neuzelle, nicht ohne daß auf die Brüder und den Vetter Jost der Verdacht einer Vergiftung fiel.

Jetzt näherte sich der arglistige Ungarnkönig Siegmund dem Bruder wie- Vermittelung Siegmunds.
derum und wußte dessen Vertrauen zu gewinnen. Nicht nur, daß er zu Wenzels Stellvertreter im römischen Reich ernannt ward, am selben Tag wurde ihm 19. März 1396.
und dem Markgrafen Jost auch die Vollmacht erteilt, die streitigen Punkte durch einen Schiedsspruch zu erledigen, der dann sehr zum Nachteil des Königs 2. April.
ausfiel. Der oberste unabsetzbare Regierungsrat, welcher dem König zur Seite gestellt wurde, bestehend aus den Häuptern der Geistlichkeit und des Herrenstandes, war eine starke Schranke der Königsgewalt. Wenzel war mißmutig über den aufgedrungenen, aus seinen ausgesprochensten Gegnern bestehenden

Rat, doch fügte er sich vorerst und der heftige Streit schien zu gunsten der Barone entschieden zu sein. Aber das Feuer war nur gedämpft, nicht erloschen. Als Siegmund in sein Reich zurückkehrte und bald von den Türken bei Nikopolis aufs Haupt geschlagen ward, traten die Gegensätze wieder scharf hervor. Die obersten Landesbeamten führten das Regiment und der König suchte die verhaßten Fesseln zu sprengen; es herrschte ein doppelter Wille in der Regierung und die Verwirrung in Böhmen ward immer ärger. Seiner bittern Mißstimmung nachgebend, ließ Wenzel den Markgrafen Jost, welchen er als Anstifter des ganzen Widerstandes haßte, und sechs Barone in Karlstein verhaften und erging sich in heftigen Reden über ihre Untreue und Anmaßung. Gleich darauf aber, als sich die Aufwallung gelegt, setzte er sie wieder in Freiheit und entließ sie erbitterter als zuvor. Das Ungewitter entlud sich zunächst auf die Häupter
11. Juni 1397. der königlichen Günstlinge, die nach Karlstein entboten und dort, als Verräter des Königs, meuchlings niedergestoßen wurden. Es waren Burkhard Strnad von Janowitz, der Oberstkämmerer, Stephan von Opočna, Stephan von Martinic und der Malteserprior Markold von Wrutitz. König Wenzel, dem die Verschworenen selbst die That meldeten, indem sie die hochverräterischen Pläne der Ermordeten zu beweisen suchten, war schwach genug, den blutigen Vorgang nicht weiter zu untersuchen. Die Erbitterung der böhmischen Barone hatte damit eine greuelvolle Genugthuung erlangt. Eben damals wurde ihr Hader mit dem König durch ernste Vorgänge im Deutschen Reich, die aller Blicke auf sich lenkten, in den Hintergrund gedrängt.

2. Wenzels Absetzung.

Die Stimmung im Reich. Längst hatte das ohnmächtige Regiment Wenzels in Deutschland allgemeinen Unwillen erregt. Die völlige Teilnahmlosigkeit des Königs gegenüber den Reichsangelegenheiten, die Deutschland thatsächlich zu einem jeder obersten Regierung beraubten Komplex selbständiger Gewalten machte, die dadurch erzeugte Rechtsunsicherheit und anarchische Verwirrung wurde von allen Ständen schwer empfunden. Schon lange trug man in fürstlichen Kreisen sich mit dem Gedanken an die Absetzung des unfähigen Oberhauptes. Um der zunehmenden Verwirrung einigermaßen zu steuern, hatte Wenzel sich endlich bewegen lassen,
1396. seinem Bruder Siegmund die Reichsverweserschaft zu übertragen; allein dieser war durch die Angelegenheiten Ungarns und die Türkenkriege völlig in Anspruch genommen und ebensowenig in der Lage, um das Reich sich zu kümmern. Kein Wunder, daß die im engen Kurfürstenkreise gesponnene Intrige sich bald weiter ausbreitete, daß allmählich der Gedanke Wurzel faßte, nur durch den Wechsel des Oberhauptes könne den trostlosen Zuständen ein Ende gemacht werden. Durften diejenigen, die des Reiches Wohl im Auge hatten, nicht ein besseres Regiment erwarten, wenn das Königtum, das so lange den entfremdeten und vielbe-

schäftigten Händen der Luxemburger anvertraut gewesen, wiederum in das alte eigentliche Reichsgebiet zurückverlegt wurde?

Die Umtriebe im Kreise der Kurfürsten nahmen allmählich eine gefährliche Gestalt an. Am Rhein, wo der Schwerpunkt der kurfürstlichen Macht lag, war auch der Herd der gegen Wenzel gerichteten Anschläge. Als der Mainzer Erzbischof Konrad von Weinsberg starb, machte der Domherr Johann aus dem nassauischen Grafengeschlechte, das seine geringe Macht durch das geistliche Fürstentum zu heben suchte und schon zwei Glieder auf dem erzbischöflichen Stuhl von Mainz gesehen, erfolgreiche Anstrengungen, zu der höchsten geistlichen Würde im Reich zu gelangen. Das Kapitel aber erwählte seinen Nebenbuhler, Graf Gottfried von Leiningen, den sein Oheim Erzbischof Friedrich von Köln, sein Bruder Graf Emicho und König Wenzel unterstützten. Dieser durch offenkundige Bestechung herbeigeführten simonistischen Wahl fügte sich jedoch der Nassauer nicht; er eilte nach Rom und bewirkte dort durch eindringliche Vorstellungen und reiche Geldspenden, daß ihn Papst Bonifacius IX. auf dem Wege der Provision zum Erzbischof ernannte. Als er im August über die Alpen zurückkehrte, siegte die apostolische Provision wiederum über die freie Wahl; der gewählte Erzbischof mußte sein Stift verlassen. Die Erhebung dieses intriganten und ehrgeizigen Mannes zu dem ersten geistlichen Kurfürstentum war von entscheidender Bedeutung für die folgenden Ereignisse. Wenzel erkannte die Gefahr wohl; sein Schreiben an den Papst spricht die Mißstimmung und Besorgnis über die Wahlen unverhohlen aus; aber vergeblich arbeitete er daran, die Ernennung rückgängig zu machen. Erzbischof Johann und die rheinischen Pfalzgrafen, die schon vorher ein Bündnis geschlossen und denen sich bald der an Leib und Geist schwache Erzbischof von Trier, Werner von Königstein, und der Erzbischof Friedrich von Köln anschlossen, waren die Seele der gegen Wenzel gerichteten Pläne.

Die kurfürstlichen Umtriebe. — *Mainz. 19. Okt. 1396.* — *1397.* — *23. Okt. 1396.*

Der König täuschte sich nicht über die drohende Gefahr; er kam jetzt nach langer Zeit wieder ins Reich und nahm sich der Geschäfte an. Den erwählten Erzbischof Gottfried gab er auf, erkannte Johann an und suchte mit ihm in ein besseres Verhältnis zu kommen. Allein die geschäftige Thätigkeit Wenzels, der viele Raubschlösser erstürmte, ungesetzliche Waffenbündnisse aufhob, auf dem Reichstag zu Frankfurt einen Landfrieden auf zehn Jahre gebot, vermochte nicht, die Sünde der frühern Teilnahmlosigkeit wieder gut zu machen. Von Deutschland begab sich Wenzel nach Frankreich, wo er zu Reims mit König Karl VI. eine Unterredung hatte. Vergebens warnte der alte Pfalzgraf Ruprecht II. in einem scharfen Schreiben vor der Zusammenkunft mit dem französischen König, die ohne Nutzen und der Ehre und Wohlfahrt des Reichs zuwider sei; in Reims kamen die beiden Könige zusammen, und der feinen Sitte und strengen Etikette des französischen Hofes gegenüber nahm sich das derbe Wesen Wenzels, das häufig in trunkene Roheit ausartete, unwürdig genug aus. In betreff des

Wenzel kommt ins Reich. 1397. — *6. Jan. 1398.* — *März 1398.*

Kirchenstreits zeigte er sich dem von den Universitäten zu Paris und Prag befürworteten Plane Karls VI., beide Päpste zur Abdankung zu bewegen, geneigt und versprach in seinen Reichen für das Kompromiß zu wirken; aber einen wirklichen Erfolg hatte die Unterredung nicht. Dieser Annäherung des Königs an Frankreich hatte die rheinische Kurfürstenpartei eine innige Verbindung mit England entgegengesetzt. Pfalzgraf Ruprecht der Ältere leistete gegen eine jährliche Summe von tausend Pfund dem englischen König Richard den Vasalleneid, und bald darauf schlossen auch sein Sohn Ruprecht III. und Erzbischof Friedrich von Köln ähnliche Verträge mit England, deren Spitze gegen das drohende Übergewicht des französischen Königs gerichtet war. Eine Zusammenkunft Wenzels mit Ruprecht III. in Koblenz schien einen Augenblick den Zwiespalt beizulegen; der Kurfürst verteidigte sich gegen die Anklagen und versprach, Wenzel als seinem gnädigen Herrn zu dienen. Allein der König hatte sich zu viele Feinde gemacht, als daß der heraufziehende Sturm noch zu beschwören gewesen wäre. Insbesondere erzürnte es die Fürsten, daß er die Ehrsucht und Ländergier der Visconti in Mailand begünstigte.

30. Mai 1397. — 16. Juni. 7. Juli. — 1. Juni 1398.

Wenzel und Galeazzo Visconti.

Entschiedene Gegner fand Wenzel in den Florentinern, die unausgesetzt mit der kurfürstlichen Opposition in Verbindung standen und mit Gold und Überredung die Absetzung des Königs betrieben. Durch die offene Begünstigung der riesenhaft anschwellenden Macht der Visconti, die offen die alleinige Herrschaft in der Lombardei und Toscana erstrebten und der Stadt Florenz die gegründetste Besorgnis einflößten, hatte er sich diese Feindschaft zugezogen. Die Signorie über die durch ewige Kämpfe geschwächten lombardischen Republiken war die Grundlage der Viscontischen Macht, welche die Glieder jener Familie mit meisterhafter Klugheit zusammenhielten. Aus ehemals reichsunmittelbarem Gebiet war die mailändische Herrschaft zusammengesetzt; sie war eine Usurpation auf Kosten des Reichs. Die gewaltsam errungene Herrschaft der Visconti erlangte die gesetzliche Anerkennung des Reichsoberhauptes, als Wenzel gegen eine hohe Geldsumme den Galeazzo Visconti, der seit seines Oheims Barnabo Ermordung (1385) an der Spitze des Staates stand, zum erblichen Herzog von Mailand und zum Reichsfürsten erhob. Die Viscontische Herrschaft breitete sich nun rasch noch weiter aus, im Jahr 1399 sogar über Pisa und Siena, Grund genug für die noch unabhängigen Gemeinwesen, insbesondere Florenz, zu den ärgsten Befürchtungen. Es waren freilich thatsächlich längst verlorne Rechte und Besitzungen, die nunmehr aufgegeben wurden, aber doch durfte der Träger der deutschen Krone die rechtliche Anerkennung eines ungesetzlichen Vorganges nicht um schnödes Geld verkaufen. „Eine der vier Kronen, auf denen einst die Ottonen das Reich gegründet,“ so sagten die Zeitgenossen, „sei dahingegeben; wie Karl IV. Arelat, so habe Wenzel Lombardien verkauft und nach der römischen Krone strecke schon Neapel die Hand aus; nur auf einer Säule noch ruhe das heilige Reich und auch die werde täglich unsicherer.“ Unter den Vorwürfen, welche die Kurfürsten gegen Wenzel schleuderten, war diese Verleihung nicht der geringste und wohl geeignet, ihrem Vorgehen einen ehrbaren Schein zu geben.

11. Mai 1395.

Die kurfürstlichen Bündnisse.

Die Agitationen der Florentiner, Wenzels Annäherung an Frankreich, die letzten Verfügungen in Deutschland und Italien, die Unterstützung, welche der König den fränkischen Städten gegen die drückende Herrschaft des Bischofs

Gerlach von Würzburg gewährte, erbitterten viele unter den Fürsten und ermutigten die rheinische Oppositionspartei, offener mit ihren Plänen hervorzutreten. Das Bündnis, welches die Erzbischöfe von Mainz und Köln und der Pfalz- 11. April 1399.
graf zu Boppard abschlossen, war nur zu deutlich gegen das Oberhaupt gerichtet. Bald darauf trat der Kurfürst Rudolf III. von Sachsen zu Marburg bei 2. Juni.
und zu Mainz der Erzbischof Werner von Trier. Die Teilnehmer verpflich- 15. Sept.
teten sich in Angelegenheiten des Reichs und der Kirche gemeinsam zu handeln, wider jeden, der das Königtum oder Reichsvikariat gegen ihren Willen anstrebe, sich zu vereinigen; wenn König Wenzel das Reich schmälern wolle, sich ihm zu widersetzen, den Mailänder in seiner neuen Würde nicht zu bestätigen. Zugleich traten auch andere Fürsten, Herzog Stephan von Bayern, die Markgrafen von Meißen, der Landgraf Hermann von Hessen, der Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg, dem Bunde bei, der die sämtlichen Kurfürsten mit Ausnahme der luxemburgischen umfaßte. Zu Mainz wurde nun auch offen die Absicht ausgesprochen, einen neuen König zu wählen. Über den Nachfolger aber waren die Stimmen geteilt; es traten da gar zu viele Ansprüche und Erwartungen zu Tage. Als die Kurfürsten und ihre Verbündeten sich zu Frank- 2. Febr. 1400.
furt über den zu Erwählenden berieten, kam man überein, nur die Häuser von Bayern, Sachsen, Meißen, Hessen, das burggräfliche Geschlecht von Nürnberg und das gräfliche von Württemberg zur Bewerbung zuzulassen. Die Luxemburger, die Habsburger und die Welfen wurden von der Wahlliste ausgeschlossen. Auf dem großen Reichstag zu Frankfurt, wo sich die Kurfürsten, die Reichstag zu Frankfurt.
verbündeten Fürsten, Städteboten mit den königlichen und fremden Gesandten 26. Mai 1400.
versammelten, sollte die Angelegenheit zu Ende geführt werden. Aber über die Wahl des Nachfolgers kam es hier zum Streit. Herzog Rudolf von Sachsen schlug seinen Schwager, Herzog Friedrich von Braunschweig aus dem alten welfischen Hause, vor, den man in Norddeutschland für den würdigsten hielt, die Krone zu tragen, während unter den rheinischen Kurfürsten die Wahl des Pfalzgrafen Ruprecht beschlossene Sache war. Der Reichstag löste sich ohne Ergebnis in Mißstimmung auf; eine neue Versammlung ward auf den 11. August nach Oberlahnstein einberufen, wo auch Wenzel zu erscheinen aufgefordert wurde. Unwillig verließ der Kurfürst von Sachsen mit den Herzögen Friedrich und Bernhard von Braunschweig, dem Bischof von Verden und andern Norddeutschen die Stadt; in einem Hohlweg unfern Fritzlar wurden sie plötzlich von 5. Juni.
einer Reiterschar überfallen. Es waren Mainzer Dienstmannen, an ihrer Spitze Graf Heinrich von Waldeck, ein Verwandter des Erzbischofs Johann und Landvogt in mehreren mainzischen Ämtern. Im Gefecht wurde Herzog Friedrich nebst vielen Rittern erschlagen, Bernhard und Kurfürst Rudolf gefangen genommen. Zwar wurde der Überfall als die Folge einer Fehde zwischen dem Grafen von Waldeck und Herzog Friedrich hingestellt, aber den allgemeinen Verdacht, die blutige That angestiftet zu haben, konnte der Erzbischof Johann nicht

entkräften, und sein Benehmen sowohl gegen die Missethäter, die er in seinen Diensten behielt, als gegen die Verwandten des Erschlagenen war nicht geeignet, die öffentliche Meinung zu seinen gunsten umzuwandeln. Es ging ein Ruf des Zorns durch die deutschen Lande gegen Kurfürst Johann, „den andern Pilatus“, und noch lange lagen die Angehörigen des Erschlagenen in blutiger Fehde mit Kurmainz.

König Wenzel und Papst Bonifacius IX. Die längst beschlossene Absetzung des Königs verzögerte sich noch immer, teils durch den Zwiespalt in fürstlichen Kreisen über den zu Erwählenden, teils durch die Scheu der Kurfürsten, den wider Recht und Pflicht verstoßenden Schritt zu thun, ohne sich der päpstlichen Beistimmung versichert zu haben. Bonifacius IX., dessen Haltung in dieser Angelegenheit von dem Vorwurf zweideutiger Unentschiedenheit nicht freizusprechen ist, trug Bedenken, die ihm vorgetragenen kurfürstlichen Pläne gutzuheißen; die Gesandten entließ er mit einer unbestimmten Antwort. Er mochte noch immer hoffen, durch einen Römerzug Wenzels oder Siegmunds werde das Schisma zu gunsten des römischen Papstes entschieden werden. Wenn wir aber auch in Bonifacius nicht die Seele der Absetzung des Königs zu sehen haben, wie ihm wohl vorgeworfen wurde, so that er doch nichts, um kraft seines apostolischen Amtes die Kurfürsten an ihrem Vorhaben zu verhindern; mit beiden Parteien unterhielt er Verbindungen, den Erfolg der Dinge abwartend. Soweit war es gekommen trotz der Goldenen Bulle, daß man von der Anerkennung des apostolischen Stuhles, der selber durch das Schisma schwer bedrängt war, die Entscheidung über den deutschen Thron erwartete. Vielleicht hätte Wenzel noch jetzt durch sein Erscheinen im Reich den Krieg in Böhmen. Sturm beschwören können. Aber in Böhmen waren neuerdings Unruhen ausgebrochen, die seine Anwesenheit erforderten. Die Glieder des Herrenbundes standen abermals dem König und dem Reichsverweser in Böhmen, dem Mark-18. Jan. 1400. grafen Prokop, mit den Waffen gegenüber. Wider letztern errichtete Siegmund zu Iglau einen bewaffneten Bund, dem Markgraf Jost, Bischof Johann von Leitomischl und viele der angesehensten Barone angehörten. Der gegen Prokop geführte Krieg dauerte bis gegen Ende des Jahres 1400 und hinderte den König, die versprochene und für seine eigne Sache so notwendige Reise ins Reich zu bewerkstelligen. Nicht einmal der Ausschluß des luxemburgischen Hauses von der Wahlliste, welcher die Hoffnungen Siegmunds und Josts auf die deutsche Krone vereitelte, war im stande den Hader der Brüder und Vettern zu schlichten.

Die Absetzung Wenzels. So kam endlich der Tag von Lahnstein heran. Natürlich stellte sich der König nicht vor den Fürsten, die sich das Amt von Richtern angemaßt; ebensowenig erschien Markgraf Jost, und auch Rudolf von Sachsen hielt sich fern, so daß nur die vier rheinischen Kurfürsten, des Pfälzers Sohn, der Burggraf Friedrich von Nürnberg und eine Anzahl von Grafen, Herren und Rittern an-20. Aug. 1400. wesend waren. Auf dem Königsstuhl bei Rense sprachen die Fürsten die Absetzung des römischen Königs Wenzel aus. In dem Urteil werden ihm folgende

Vergehen zur Last gelegt: 1) daß er der heiligen Kirche nicht zum Frieden geholfen habe, was ihm als Vogt und Schirmer zugekommen wäre; 2) daß er das heilige Reich entgliedert, insbesondere daß er den von Mailand, der ein Diener und Amtmann des Reichs war, zum Herzog und Grafen von Pavia gemacht und dafür Geld genommen habe; 3) daß er viele Städte und Lande in deutschen und welschen Landen, die dem Reich gehörten, nicht beim Reich behalten; 4) daß er ungeschriebene Briefe mit königlichem Insiegel, so man nennt Membranen (Blanketts) ausgegeben, die dem Reiche Schaden bringen konnten; 5) daß er keine Acht gehabt der Mißhelligkeiten und Kriege, wodurch die deutschen Lande mit Raub, Brand und Mord erfüllt wurden, so daß weder Pfaffen noch Laien, weder Ackermann noch Kaufleute, weder Mann noch Weib Frieden zu Land und zu Wasser hatten und Kirchen, Klöster und Gotteshäuser verbrannt und verwüstet wurden; 6) daß er das Gericht im Reiche säumig verwaltet habe, also daß jedermann seinen Mutwillen mit dem andern getrieben ohne Scheu vor dem heiligen Reich; 7) daß er ehrwürdige Prälaten, Pfaffen und geistliche Leute jämmerlich und unmenschlich getötet wider Recht. Und diese vorgenannten Artikel und viele andere Übelthaten, schloß das Urteil, sind so landkundig und offenbar, daß sie nicht zu beschönigen noch zu bedecken sind. Nachdem die versammelten Fürsten auf Grund dieser Anklagen den König Wenzel seines Amtes unwürdig erklärt und seine Absetzung ausgesprochen hatten, wurde den folgenden Tag der Pfalzgraf Ruprecht III. zum römischen König erwählt und 21. Aug.
einige Monate darauf zu Köln vom Erzbischof Friedrich gekrönt, denn die Stadt 6. Jan. 1401.
Aachen verschloß ihm die Thore. Vorher hatte er den geistlichen Kurfürsten versprochen, ihre Freiheiten zu bestätigen, alle seit dreißig Jahren von Karl IV. und Wenzel aufgerichteten Zölle, mit Ausnahme der kurfürstlichen, abzuschaffen, Mailand und die lombardischen Reichslande für das Reich wieder zu gewinnen und sich der kirchlichen Angelegenheiten anzunehmen.

Die rechtliche Frage der Absetzung.

Es war nicht das erste Mal, daß die deutschen Fürsten ihr erwähltes Oberhaupt vom Throne stießen, aber jedesmal war es das Signal zu einem blutigen Bürgerkrieg gewesen. Daß diesmal der Thronstreit nicht so heftig entbrannte, war der Zwietracht im luxemburgischen Hause und der geringen Macht des neuen Königs zuzuschreiben. Man hat die Rechtmäßigkeit der Absetzung verschieden beurteilt; auch ist es bei der Unsicherheit der staatsrechtlichen Grundsätze jener Zeit nicht leicht ein bestimmtes Urteil zu gewinnen. Daß man im Deutschen Reiche nicht sonderlich verwundert und empört war über den Lahnsteiner Gewaltakt, lehrt der weitere Verlauf. Selbst die Reichsstädte, deren Begünstigung seitens des schwankenden Wenzel bei manchen Fürsten schließlich den Ausschlag gegeben, verließen ihren König großenteils, als von demselben keine Hilfe zu erwarten war und das neue Oberhaupt ihre Rechte bestätigte. Nur einzelne, wie Frankfurt und Aachen, verschlossen Ruprecht die Thore; die schwäbischen Städte hielten lange mit ihrer Anerkennung zurück, aber statt dem gestürzten König Hilfe zu bringen, erwarteten sie von ihm Unterstützung. So glaubten sie ihre Interessen am besten gewahrt. Zu einem gemeinsamen festen Auftreten waren sie seit der letzten Niederlage nicht mehr fähig. Sonderinteressen und engherzige Politik nahmen

mehr und mehr auch in den Städten überhand. — Ein unbefangener Richter wird zugeben müssen, daß ein Urteil, gefällt von wenigen Gliedern des Reichs, denen niemand die Vollmacht erteilt über ihren König zu Gericht zu sitzen, ohne Vernehmung und Verteidigung des Angeklagten, ohne Prüfung der ihm zur Last gelegten Vergehen, ein Prozeß, der mit dem Strafurteil begann, ein wider Recht und Pflicht verstoßender, gewaltthätiger und eigenmächtiger Vorgang war. Und was die Wahrheit der angeführten Beschuldigungen betrifft, so waren bei gar vielen die Richter viel schuldiger als der Verklagte. Daß Wenzel seine Pflicht als Reichsoberhaupt vielfach verletzt, daß er die Geschäfte des Reichs vernachlässigt und dessen Verfall in schmählicher Thatlosigkeit mit angesehen, war nicht zu leugnen. Allein dies war viel mehr Wirkung als Ursache der verwirrten und unerfreulichen Verhältnisse. Die Anarchie und Unsicherheit im Reich aber hatte nicht der König allein verschuldet; bei dem schroffen Gegensatz zwischen den Interessen der Reichsstände, der Fürsten und Bürgerschaften, hätte auch ein thatkräftigeres Oberhaupt schwerlich eine Ausgleichung zustandegebracht. Auch die Vorwürfe, daß er der Kirche nicht zum Frieden geholfen, daß er die Rechte des Reichs in der Lombardei, Brabant und andern Ländern preisgegeben, trafen, waren sie auch nicht unbegründet, doch nicht allein das Haupt des Königs. Wohl dürften wir, wenn anders das Urteil zu Rense in wohlmeinender Absicht beschlossen und zum Wohle des Reichs ausgefallen wäre, die Rechtsfrage nicht allzustark betonen. Allein eigentlich maßgebend waren doch die unlautern und selbstsüchtigen Beweggründe jenes rheinischen Fürstenkreises unter der Leitung des Mainzers. War doch schon gar so viel Schimpfliches über das Reich hereingebrochen, ohne daß der kurfürstliche Unwille entbrannt wäre. Und wenngleich der neue König, ein frommer, gerechter und ehrenwerter Fürst von löblichen Sitten, des Thrones würdiger war als sein Nebenbuhler, so war es doch ein schlechtes Mittel zur Abstellung der Übelstände im Reich eine neue Wahl vorzunehmen, zu dem Hader allerwärts auch noch die Gefahr eines Thronkrieges zu gesellen, einen unthätigen und unfähigen Herrn zu stürzen, einen ohnmächtigen zu erheben.

3. König Ruprecht von der Pfalz.

a. Ruprechts Stellung. Die Pfalzgrafen bei Rhein.

König Ruprechts Lage.

König Ruprecht fand nur im südwestlichen Deutschland und am Rhein, wo der Herd der Opposition gewesen, Anerkennung; der Norden hielt sich teilnahmlos fern, der Osten rüstete zum Kampf. Sich allgemeine Anerkennung zu verschaffen, die Kaiserkrone zu erwerben und die durch die Übermacht des Viscontischen Hauses verwirrten Zustände in Italien zu ordnen, der Kirche die Eintracht und dem Deutschen Reiche Ruhe und Frieden zurückzugeben: das waren die hohen, aber schwierigen, um nicht zu sagen unerreichbaren Aufgaben des neuen Königs. Und von allem dem hat er wenig genug geleistet. Zunächst war sein Bemühen darauf gerichtet, sich Anerkennung und Anhang zu erwerben. Der bayrische Zweig des Wittelsbachschen Hauses zwar schloß sich, gewarnt durch die verhängnisvolle Zwietracht der vergangenen Jahre, dem unerwartet zu so glänzender Würde erhobenen Stammesvetter größtenteils an, aber viele Fürsten und Städte hingen an Wenzel oder hielten mit ihrer Gesinnung zurück. Auch Papst Bonifacius IX. gab ausweichende Antwort; ihm drohte der Verlust der

Obedienz von Böhmen, Ungarn und Polen, wenn er sich allzufrüh für Ruprecht entschied. Die Bekämpfung seines Gegners Wenzel und der Römerzug, um durch die Kaiserkrone sein Königtum zur Anerkennung zu bringen, das waren nunmehr für Ruprecht die nächsten Unternehmungen, beide gefährlich und von unsicherem Ausgang.

Die Pfalzgrafen bei Rhein. Als mit dem Tod (1. Mai 1214) Heinrichs des Jüngern aus dem welfischen Hause die rheinische Pfalzgrafschaft erledigt ward, verlieh sie Friedrich II. seinem getreuen Anhänger Ludwig von Bayern aus dem Hause Ludwig I. 1214—1228.
Wittelsbach. Dieser übertrug sie seinem Sohn Otto I. dem Erlauchten, der mit der Otto I. 1228—1253.
welfischen Fürstentochter Agnes vermählt war, und als er durch Meuchelmord umkam, 1231.
folgte ihm der Sohn auch im Herzogtum Bayern. Da dessen Angelegenheiten Ottos ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, so verweilte er nur selten in dem pfälzischen Lande. An Kaiser Friedrich hatte er treu festgehalten; dafür starb er unter 29. Nov. 1253.
päpstlichem Fluch (VII, 244). Sein Sohn Ludwig II. folgte ihm als Pfalzgraf und Ludwig II. 1253—1294.
Herzog in Oberbayern, Heinrich erhielt Niederbayern; seine Tochter Elisabeth war die Mutter des letzten Hohenstaufen. Pfalzgraf Ludwig den Strengen, den Fürsten von trotzigem Kriegsmut und wilder Leidenschaft, haben wir in den Zeiten des Zwischenreichs und Rudolfs von Habsburg öfter erwähnt (VII, 331. 757). Die Pfalzgrafschaft hat er durch äußere Abrundung und innere Konsolidierung zu Macht und Blüte erhoben. Auf dem alten Bergschlosse zu Heidelberg geboren, hing er stets mit Liebe an seinem Heimatland. Bei des Vaters Tod waren aus seiner Ehe mit der habs- 3. Febr. 1294.
burgischen Mechthilde zwei Söhne, Rudolf und Ludwig, vorhanden. Während der Minderjährigkeit des Bruders führte Rudolf I. die Herrschaft in dem ganzen pfälzisch- Rudolf I. 1294—1319.
bayrischen Erbe. Ein Anhänger König Adolfs, für den er bei Göllheim stritt, stand er auch nachher König Albrecht noch entgegen, während sein Bruder Ludwig in dessen Heer focht. Die Brüder regierten fortan die Lande gemeinschaftlich, aber ein tiefer Haß hatte in ihren Seelen Wurzel gefaßt, und mehrmals erhoben sie die Waffen widereinander. Als Ludwig auf den Königsthron erhoben ward, stand sein Bruder Rudolf König Ludwig IV.
auf des Habsburgers Seite. Hart bedrängt von Ludwig mußte er ihm endlich fast 1319—1329.
das ganze Land einräumen. Unstät und unglücklich endete der streitsüchtige, unruhige Fürst sein Leben in der Fremde. Im Vertrag von Pavia (VII, 906) erhielten seine 1329.
beiden Söhne Rudolf und Ruprecht und ihr Neffe Ruprecht, des verstorbenen Adolf Rudolf II. 1329—1353.
Sohn, die rheinische Pfalz und einen Teil des Nordgaues zu eigner Verwaltung. Als sie nachher das Gebiet teilten, bekam Rudolf II. den größern Teil der Rheinpfalz 1338.
und einige oberpfälzische Besitzungen, die beiden Ruprechte, Oheim und Neffe, das übrige. Das Verhältnis der Pfalzgrafen zu ihrem kaiserlichen Oheim ward von der Zeit an ein freundlicheres. Die pfalzgräfliche Linie des Hauses Wittelsbach sah ruhig zu, wie der Kaiser seine Hausmacht durch die großen Erwerbungen vergrößerte und die niederbayrischen Besitzungen mit den oberbayrischen vereinigte. Die Pfalzgrafen hielten treu an Ludwig bis zu seinem Tod und wirkten der Luxemburgschen Partei entgegen, bis Rudolf II. den König Karl IV. zum Schwiegersohn erkor (S. 119). Dies begründete eine enge Beziehung des pfalzgräflichen Hauses zu dem Luxemburger und tiefe Feindschaft mit den bayrischen Stammvettern. Für die Abtretung jener oberpfälzischen Besitzungen (S. 122), durch welche die luxemburgische Herrschaft sich bis ins Herz von Süddeutschland ausdehnte, zeigte sich der Kaiser erkenntlich, indem er den Streit zwischen Pfalz und Bayern um die Kurwürde zu gunsten der erstern entschied. Bei Rudolfs II. Tod (1353) folgte sein Bruder Kurfürst Ruprecht I. in der Regierung. Sein Neffe Ruprecht erkannte den Oheim als alleinigen Regenten der Ruprecht I. 1353—1390.

pfälzischen Lande an, sich das Recht der Nachfolge ausbedingend, und zog sich in die oberpfälzischen Besitzungen, nach Amberg, zurück. Pfalzgraf Ruprecht I. hielt fortwährend zu Kaiser Karl IV.; dafür ernannte ihn dieser, als er nach Italien zog, zum Reichsverweser und bedachte in der Goldenen Bulle das pfalzgräfliche Haus mit besonderer Gunst. Siebenunddreißig Jahre waltete Ruprecht I. als alleiniger Regent in der Pfalz; in stürmischen Zeiten hat der wohlwollende, weise Fürst sein Land nach innen und außen trefflich regiert. Durch mancherlei Gebietserweiterungen, durch die Wiedererwerbung jener an Böhmen abgetretenen oberpfälzischen Besitzungen wurde das pfalzgräfliche Gebiet ausgedehnt, und in den Reichsangelegenheiten nahm der alte, erfahrene Kurfürst eine hervorragende Stelle ein. Unvergänglichen Ruhm erwarb er sich durch die Gründung der Universität Heidelberg. Nach dem Muster der Pariser Hochschule wurde die neue Anstalt eingerichtet und alle Universitätsverwandte mit reichen Privilegien ausgestattet. Die Stiftungsurkunde ist vom 1. Oktober 1386 datiert, am 18. Oktober fand die feierliche Eröffnung statt; am folgenden Tag begannen Marsilius von Inghen, der früher in Paris als scholastischer Philosoph der nominalistischen Richtung gelehrt, und Heilmann Wunnenberg ihre philosophischen, Reginald von Alva seine theologischen Vorlesungen; die beiden andern Fakultäten waren noch nicht vertreten. Die Jurisdiktion über die Universität, die anfangs der Bischof von Worms besaß, ging schon nach wenigen Jahren auf den Rektor über, der viermal jährlich aus der Artistenfakultät gewählt ward. Als der alte Kurfürst nicht lange nach der Gründung seiner Lieblingsschöpfung gestorben war, folgte ihm sein Neffe Ruprecht II., damals schon ein Greis, der seit lange an der Regierung teilgenommen und den Oheim mit einträchtigem Sinne unterstützt hatte. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Pfalz und Luxemburg aber begannen jetzt sich zu trüben. Doch betrieb der Pfalzgraf als Reichsverweser die Befreiung des gefangenen Königs. Wir haben die Umtriebe kennen gelernt, welche die Absetzung Wenzels herbeiführten, die Krone an das pfälzische Haus brachten und den Schwerpunkt des Reichs in die rheinischen Länder verlegten. Aber die ehrgeizig erstrebte Königswürde brachte dem pfalzgräflichen Hause zwar glänzende Ehre, doch wenig Vorteil. Die Rupertinische Konstitution sollte die fernere Teilung der pfälzischen Besitzungen verhüten und nach dem Rechte der Primogenitur die Einheit des Territoriums erhalten, erlangte aber nie praktische Bedeutung. Von den Söhnen Ruprechts II. überlebte ihn nur Ruprecht III. (geboren 1352), der römische König, der den Beinamen Klem führte, eine Benennung von unsicherer Bedeutung (als der Ernste, der Kleine, der Milde [clemens] gedeutet). Eine reiche Nachkommenschaft von neun Kindern hat die Burggräfin Elisabeth dem König geboren; aber nicht alle überlebten den Vater; die beiden ältesten Prinzen, Ruprecht Pipan, der den Kreuzzug gegen die Türken mitmachte und in der unglücklichen Schlacht von Nikopolis mitfocht, und der Pfalzgraf Friedrich starben frühzeitig. Ludwig III. folgte dem Vater in der kurfürstlichen Würde und in den altpfälzischen Besitzungen (Bacharach, Mannheim, Heidelberg u. a.); Johann erhielt den größten Teil der Oberpfalz, Stephan und Otto regierten in Simmern und Mosbach. Ein kurz vor Ruprechts Tode erlassenes Hausgesetz (1410) hatte die Teilung der pfälzischen Besitzungen angeordnet.

[Randnotizen: Gründung der Universität Heidelberg. 1386. — 16. Febr. 1390. — Ruprecht II. 1390–1398. — 1395. — Ruprecht III. 1398–1410.]

Der Verlust der deutschen Königskrone stellte einen Augenblick die Eintracht im luxemburgischen Hause her. Sowohl Wenzel als Markgraf Jost vermaßen sich hoch und teuer, diese Schmach zu rächen; aber Hader und kleinliche Selbstsucht wurzelten zu tief. Als Wenzel mit Siegmund, Jost und dem Herrenbund über die Bedingungen ihrer Hilfeleistung eine Unterredung hatte, machten diese so maßlose Forderungen, daß jener entrüstet die Versammlung verließ.

[Randnotizen: Die Luxemburger nach der Absetzung. — Okt. 1400.]

Die Willkürmaßregeln Wenzels trieben nun auch solche unter den Großen, die ihm früher angehangen, ins feindliche Lager, wie Wolfram, der seit Johanns Entsagung (1396) auf dem erzbischöflichen Stuhl von Prag saß. König Ruprecht unterließ nichts, um seinem Gegner Verlegenheiten zu bereiten. Bald war er mit dem ganzen Herrenbund unter Jost und mit den benachbarten Fürsten und Bischöfen von Meißen, Nürnberg, Bamberg, Würzburg gegen Wenzel in enger Verbindung. Unterhandlungen führten zu keinem Ziel; das Jahr 1401 sah 1401.
wiederum den Herrenbund, von meißenschem und pfälzischem Kriegsvolk unterstützt, in Waffen gegen den König. Schon wurde Prag belagert. Aber die Bürgerschaft und das Landvolk hielten treu zu ihrem Herrn, eine rühmliche Erscheinung in diesem Gewirre von Verrat, Tücke und unredlicher Selbstsucht. Die Gegner waren nicht im stande, den König ganz zu unterwerfen. Doch mußte sich Wenzel im Frieden einen obersten Regentschaftsrat mit fast unbeschränkter 12. Aug. 1401.
Gewalt gefallen lassen. Dem Markgrafen Jost trat er die Lausitz ab und verschrieb ihm eine bedeutende Geldsumme, ähnliche Zugeständnisse machte er an Prokop. König Siegmund nahm an den letzten Ereignissen nicht mehr teil; ihn hatten die ungarischen Magnaten im Aufstand wegen der Bevorzugung der Fremden gefangen gesetzt. Doch gelang es seinen Anhängern bald, mit Hilfe April 1401.
Wenzels, der die früheren Ränke mit brüderlicher Gesinnung vergalt, ihn in Freiheit zu setzen. Damit war der Frieden im luxemburgischen Hause und mit Sept. 1401.
den Baronen auf einige Zeit hergestellt; das Pfälzer Kriegsvolk und die meißenschen Hilfsscharen mußten das Land verlassen. Der Versuch Ruprechts, mit Waffengewalt die Abdankung Wenzels zu erzwingen und die Einheit des Königtums herzustellen, war gescheitert. Die zweifelhafte Gültigkeit seiner Wahl suchte er jetzt auf einem andern Wege zur Entscheidung zu bringen: durch die Kaiserkrone sollte sein Königtum die legitime Weihe erlangen.

b. Der Römerzug.

Von Anbeginn seiner Regierung hatte Ruprecht den Römerzug ins Auge Vorbereitung zum Zug.
gefaßt und die Vorbereitungen getroffen. Gleich nach seiner Wahl hatte er Herrn Alberich von Tanheim in die Lombardei geschickt, um die Italiener zur Huldigung aufzufordern; bei mehreren Dynasten und Städten, wie dem Markgrafen von Ferrara, Franz von Carrara, bei den Venetianern und insbesondere bei den Florentinern, die durch ihren gewandten Unterhändler Buonacorso Pitti bei dem König wirkten, hatte er Entgegenkommen gefunden. Dann suchte er sich durch auswärtige Verbindungen zu stärken. Die Verhandlungen mit Frankreich hatten wenig Erfolg; aber mit England kam eine Vereinigung und die Verlobung des Kurprinzen Ludwig mit Heinrichs IV. Tochter Blanka zu stande. Papst Bonifacius IX. trat noch immer nicht aus seiner zuwartenden Stellung heraus; er ließ durch seinen Botschafter, den gewandten Antonio de Montecatino, die

Stimmung und Lage im Deutschen Reich erforschen, machte aber einstweilen seine Anerkennung von hohen Bedingungen abhängig. Von großer Wichtigkeit war das Verhältnis zu den österreichischen Herzögen. Ruprechts fortgesetzten Bemühungen gelang es, Herzog Leopold auf seine Seite zu ziehen und von demselben gegen bedeutende Geldsummen das Versprechen der Offenhaltung der Tiroler Pässe und gewaffneten Zuzuges zu erhalten. So entfaltete Ruprecht zwar, ganz im Gegensatz zu seines Vorgängers Schlaffheit, eine rastlose Rührigkeit, und suchte nah und fern Verbindungen anzuknüpfen und Anhänger zu werben, erzielte damit aber nur geringe Erfolge. Seine Herrschaft ruhte auf einer viel zu schwachen Macht und seine Ziele standen nicht im Einklang mit seinen Kräften. Der Pfalzgraf bei Rhein war nicht der Mann, das Kaisertum herzustellen. Bei den Reichsständen fand er geringe Neigung, die Wirren daheim fernen Zielen hintanzusetzen; von einer nationalen Begeisterung für den Römer-
April 1401. zug war längst keine Rede mehr. Ein Anschlag auf das Leben des Königs, welchen der von Johann Galeazzo bestochene Leibarzt Hermann Poll aus Wien ausführte, war ein übles Vorzeichen der Gefahren in Welschland.

Der Aufbruch. Auf Mariä Geburt (8. September) sammelten sich allmählich die Kriegs-
13. Sept. 1401. scharen in Augsburg. Nachdem der König seinen ältesten Sohn, den Pfalzgrafen Ludwig, zum Reichsverweser in Deutschland, Gallien und dem arelatischen Reich eingesetzt und am selben Tage den lange verhandelten Vertrag mit den Florentinern abgeschlossen hatte, wonach diese einen Stadtzins und 200,000 Dukaten zum Unterhalt des Heeres zusagten, der König aber sich verpflichtete, die Freiheit der Gemeinde von Florenz zu erhalten und „den Grafen von Virtu" bis zur Vertilgung zu bekriegen, fand der Aufbruch statt. Das Heer wurde auf 15,000 Gewaffnete geschätzt, allein sofort mußten aus Mangel an Sold 5000 Reiter entlassen werden. Unter den Genossen des Römerzuges werden des Königs Söhne Johann und Otto, Herzog Karl von Lothringen, Ludwig von Bayern, Leopold von Österreich, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, die geistlichen Fürsten von Köln, Würzburg, Straßburg u. a. genannt.
25. Sept. Von Innsbruck aus erließ Ruprecht eine Aufforderung an Johann Galeazzo, Grafen von Virtu, das besetzte Reichsgut herauszugeben, und als der Herzog sich dessen weigerte, seinen königlichen Absagebrief. In Trient stieß Franz von Carrara mit zweitausend Reitern zum Heere, das nun durch das Zusammenströmen von italienischem und deutschem Kriegsvolk auf 32,000 Mann zu Fuß und Pferd geschätzt wurde. Aber die deutschen Truppen waren zuchtlos und an feste Ordnung nicht gewöhnt. Sie waren den durch langes Kriegswesen entwickelten, taktisch geschulten und von trefflichen Condottieri, wie Facino Cane, Taddeo del Verme, Ottobuono Terzo, Karl Malatesta, Alberich da Barbiano u. a. befehligten Heerhaufen des Visconti nicht gewachsen. Der Oberfeldherr Franz von Carrara fand allenthalben Ungehorsam und Abneigung. Die deutsche Tapferkeit, die blind drauf los schlug, war ebenso ohnmächtig der

italienischen Kriegskunst gegenüber, wie der geldbedürftige deutsche König gegen den reichen und staatsklugen Herzog.

Die mailändischen Soldtruppen hatten die festen Plätze, insbesondere Brescia, besetzt. Vor dieser Stadt entschied sich das Schicksal des Römerzugs. Nach mehreren kleinen Gefechten rückte das mailändische Heer wohlgeordnet aus der Stadt. Der königliche Feldherr Franz von Carrara stellte seine Kriegsmacht in vier Haufen auf. Der Burggraf von Nürnberg hatte sich die Ehre des ersten Angriffs erbeten, aber durch den Markgrafen von Montferrat vom Pferde gestoßen, brachte er Verwirrung in seine Scharen; nicht besser erging es dem österreichischen Haufen; Herzog Leopold selber geriet in Gefangenschaft Karls von Malatesta. Nur der junge Jakob von Carrara mit den italienischen Kerntruppen hielt Stand und drängte die Feinde in die Stadt zurück. Herzog Leopold, der schon drei Tage nachher wieder im königlichen Lager erschien, war des verräterischen Einverständnisses mit den Mailändern verdächtig, und seine schnelle Heimkehr war nicht geeignet, seine Treue in besserem Lichte erscheinen zu lassen. Auch Franz von Carrara, besorgt um seine Herrschaft in Padua, trennte sich vom König. Als dieser Ende Oktober wieder in Trient anlangte, war sein Heer nahezu aufgelöst, das Unternehmen war vollständig mißlungen und bei den Italienern hatte er alle Achtung verloren; sie nannten ihn feige und kriegsuntüchtig, weil er nicht selbst in der Schlacht gewesen.

Die Schlacht von Brescia.

21. Okt. 1401.

Kehrte Ruprecht aber als Besiegter nach Deutschland zurück, so war seine Lage höchst mißlich. Darum beschloß er, obwohl von Truppen und Geld entblößt, einen zweiten Versuch, sich in Italien Geltung zu verschaffen. Von einem Angriff auf die mailändische Macht aber war vorerst keine Rede. Die Venetianer rieten, sich friedlich mit Galeazzo zu vergleichen; aber der Vertrag mit den Florentinern und die Rücksicht auf die Ehre des Königs standen dem entgegen. Ruprecht bahnte sich daher durch Friaul und das venetianische Gebiet über die schneebedeckten Berge einen Weg nach Padua, wo ihn Franz von Carrara aufs ehrenvollste empfing. Mehrere Wochen vergingen hier unter erfolglosen Unterhandlungen. Die Florentiner und Venetianer waren unlustig zu neuen Anstrengungen. Erst als der König mit dem Aufbruch nach Deutschland drohte, versprachen sie Unterstützung. Aber während des Winterlagers in Padua gestaltete sich seine Lage vollends trostlos. Bei den Italienern geriet der ohnmächtige König immer mehr in Mißachtung; offen spottete der Visconti seiner; der Papst machte die Kaiserkrönung davon abhängig, daß sich Ruprecht nie um das Schisma kümmere. Die Geldbezüge aus Italien stockten; die Schulden in Deutschland konnten nicht bezahlt werden. Damals bat der römische König den Erzbischof von Salzburg um ein Darlehen zur Einlösung seiner versetzten Kleinodien und Silbergeschirre! Von allen Seiten bedrängt, sah er sich endlich genötigt, den Rückzug anzutreten. So kläglich war noch kein Römerzug ausgegangen. Ohne Heer, ohne Geld, ohne Ruhm kehrte Ruprecht heim; er hatte

Der Zug nach Padua.

Nov. 1401.

April 1402.

nur aller Welt sein Unvermögen dargethan, die Pflichten seines hohen Amtes zu erfüllen. In den deutschen Städten sang man Spottlieder auf den König „mit der leeren Tasche“. Hätte er einen andern Gegner als Wenzel gehabt, sein Königtum wäre jetzt zusammengebrochen.

Siegmunds Herrschaft in Böhmen. Während Ruprecht in Italien weilte, traten im luxemburgischen Hause Ereignisse ein, die auch für das Deutsche Reich von Wichtigkeit waren. Die Niederlage Ruprechts in Italien und die Aufforderung Galeazzos bewirkten, daß man wieder an einen Römerzug Wenzels dachte. Dazu gewann der geistig überlegene und ritterliche Siegmund immer mehr Gewalt über den Bruder. Um seiner Unterstützung bei der Römerfahrt sicher zu sein und der Regentschaft des Herrenbundes sich zu entledigen, übertrug
4. Febr. 1402. ihm jetzt Wenzel die ganze Landesverwaltung in Böhmen neben dem Reichsvikariat, wahrte sich in unbestimmter Fassung nur noch gewisse Rechte und Befugnisse. Schon waren Unterhandlungen wegen des Römerzugs angeknüpft, als erneute Zwietracht im luxemburgischen Hause diese Pläne zerschlug. Wir sind nicht genau unterrichtet, was die Brüder abermals entzweite; vermutlich wurde der wankelmütige Wenzel der Vormundschaft Siegmunds bald überdrüssig und trat dessen Maßregeln in den Weg.
6. März 1402. Genug, Siegmund ließ den Bruder plötzlich verhaften. Abermals standen die alten Glieder des Herrenbundes auf Siegmunds, das Volk und die Städte, die von jenem mit harten Steuern gedrückt wurden, auf Wenzels und Prokops Seite; ein neuer Bürgerkrieg war im Anzug. Die Verwickelungen in Böhmen waren Ruprecht in seiner Bedrängnis willkommen; denn so wurde das luxemburgische Haus verhindert, sein Unglück in Italien zu benutzen; ja vielleicht war durch eine Verbindung mit Siegmunds Gegnern Wenzels Abdankung zu erlangen. Aber listig wußte Siegmund seine Feinde zu entwaffnen. Den Markgrafen Prokop beschied er mit sicherem Geleite zu sich und ließ den Arglosen dann verhaften; beide fürstlichen Gefangenen führte er mit sich nach Österreich. Er gab vor, er führe Wenzel zur Kaiserkrönung; wenn er wirk-
3. Sept. 1402. lich noch jetzt den Plan gehabt, so ward derselbe unausführbar, als Johann Galeazzo starb. Siegmund spielte ein gewagtes Spiel. In Böhmen herrschte eine tiefe Mißstimmung wider ihn und den von ihm eingesetzten Regierungsrat; sein Königreich Ungarn war in Gährung und erhob sich bald infolge der neapolitanischen Invasion in offener Empörung. Schutz gegen diese Gefahren suchte Siegmund in einer engen Verbindung mit dem österreichischen Hause, das damals aus den vier Söhnen des bei Sempach gefallenen Herzogs Leopold III. (Wilhelm, Leopold, Ernst und Friedrich) und ihrem Vetter Albrecht IV. bestand. Als Mittelglied zwischen Böhmen und Ungarn waren die österreichischen Gebiete von besonderer Wichtigkeit für Siegmund. Die Herzöge aber konnten, da das luxemburgische Haus ohne männliche Nachkommen war und nur eine Tochter Johanns von Görlitz lebte, dereinst auf eine reiche Erbschaft hoffen. Siegmund stand besonders mit Herzog Albrecht in innigem Einvernehmen; er setzte ihn zu seinem Stellvertreter ein und sicherte ihm im Falle seines kinderlosen Ablebens die Nachfolge in Ungarn zu, wozu die Stände dieses Landes ihre Einwilligung gaben. In dem erneuerten Erbvertrag mit Albrecht, Wilhelm und Ernst von Öster-
16. Aug. 1402. reich wurde die Erbverbrüderung über Ungarn ausgedehnt; ferner verpflichtete sich Siegmund, die Mark Brandenburg wieder zu gewinnen und die Verwaltung einem der Habsburger zu übergeben; ein gemeinsames Vorgehen in betreff des Schismas und des Reichs wurde verabredet und den Habsburgern die Vermittelung zwischen Wenzel und Ruprecht übertragen. Um den Widerstand in Böhmen, den jetzt auch Markgraf Jost begünstigte, niederzuschlagen, rückte Siegmund mit einem starken unga-
Dez. 1402. rischen Heere in das Land. Mit der Kapitulation von Kuttenberg, wo Wenzels Schatz

lag, fiel der Hauptsitz der Gegner in seine Gewalt; doch dauerte der Krieg noch monatelang. Dann wandte sich Siegmund, der in diesen schwierigen Zeiten eine unermüdliche Thätigkeit entfaltete, nach Ungarn und auch dort war ihm das Glück hold. Bald war König Ladislaus von Neapel genötigt das Land zu verlassen. Eine starke Spannung Okt. 1403.
zwischen Siegmund und Papst Bonifaz IX., welcher den neapolitanischen Zug betrieben, konnte selbstverständlich nicht ausbleiben.

Dem gefangenen König Wenzel glückte es endlich, der Haft der österreichischen Wenzel und Siegmund im Krieg. Nov. 1403.
Herzöge zu entkommen. In seinem der harten Herrschaft Siegmunds überdrüssigen Reiche fand der König jetzt freudige Aufnahme und konnte die Zügel der Regierung wieder ergreifen. Auch hatte er in der Schule des Unglücks an Selbstbeherrschung und Umsicht zugenommen. Eine Neubesetzung der obersten Landesämter war seine nächste Sorge. Siegmund, als er diese Vorgänge erfuhr, rüstete sich alsbald zum Krieg. Mit Sommer 1404.
Herzog Albrecht rückte er gegen Wenzel, mit dem Markgraf Jost, wegen der ungarischen Thronfolgeordnung gegen Siegmund erbittert, nunmehr im Einverständnis war. Vor dem festen Znaim aber brach sich die Macht der Belagerer; eine Seuche, in deren Folge Herzog Albrecht nicht ohne Verdacht der Vergiftung starb, schwächte das Heer. Siegmund mußte die Belagerung aufheben.

Als der Krieg ein so unerwartet schnelles Ende genommen, ging Wenzel daran, Wenzel abermals an der Regierung.
die Ruhe in dem zerrütteten Lande wieder herzustellen. Viele Raubritter, wie Nikolaus Zul von Ostředek, büßten am Galgen ihre Frevelthaten; auch der Landesunterkämmerer, der Genosse der Haft und langjährige Günstling Wenzels, Siegmund Huler, wurde, des Unterschleifs beschuldigt, auf dem Prager Rathaus gerichtet. Durch die Verbin- 23. Juni 1405.
dung mit König Wladislaus von Polen, durch den Vertrag mit Markgraf Jost, dem er die Besitzungen des auf dunkle Weise im Kerker verstorbenen Prokop überließ, durch 24. Sept. 1405.
die Aussöhnung mit den österreichischen Herzögen befestigte sich Wenzel im Besitz seines böhmischen Landes. Der Tod des Herzogs Albrecht, der stets zu Siegmund gestanden, führte die Habsburgschen Brüder zu einer zwiespältigen und schwankenden Haltung. Herzog Wilhelm erneuerte das frühere Schutz- und Trutzbündnis mit Wenzel. Wegen 19. Febr. 1405.
der Vormundschaft über Albrechts gleichnamigen Sohn und der Teilung der Besitzungen 15. Juli 1406.
des kinderlos verstorbenen Herzogs Wilhelm entstanden im Habsburgschen Hause erbitterte Kämpfe, die das Land mit Brand und Verheerung füllten. Auch das Reich und das Kaisertum hatte Wenzel noch nicht aufgegeben, und die bedrängte Lage des Pfälzers lud zu neuen Versuchen ein. Doch hatte Ruprecht an dem neuen Papst Gregor XII. einen festen Rückhalt, woraus eine folgenschwere Bitterkeit zwischen dem Oberhirten und dem Böhmenkönig entstand.

Der unheilvolle Römerzug hatte dem Königtum Ruprechts einen schweren Ruprechts Lage nach dem italienischen Zuge.
Schlag versetzt. Der junge Pfalzgraf war nicht im stande, das Reichsverweseramt kräftig zu führen, und wenn Wenzels Absetzung erfolgt war, um dem Reiche Frieden und Ordnung zu geben, so waren unter seinem Nachfolger die Zustände nur noch trostloser. Da wurde der Reichsverweser selbst durch den Burggrafen Johann von Nürnberg in seinen oberpfälzischen Besitzungen bedrängt, da brachen die alten Zwistigkeiten im Wittelsbachschen Hause mit erneuter Heftigkeit aus, als Herzog Ernst von München wider seinen Stammesvetter Ludwig, der dem König über die Alpen gefolgt war, die Waffen erhob, da stand Markgraf Bernhard von Baden, der unter Wenzel viele ungerechte Zölle an sich gerissen hatte und nun mit dem Herzog von Orleans, Ruprechts größtem Gegner

am französischen Hofe, in Verbindung getreten und dessen Lehnsmann geworden war, in offenem Trotz dem König entgegen. Die Fehde der braunschweigischen Fürsten mit dem Erzbischof von Mainz dauerte noch immer an, und nur den fortgesetzten Bemühungen Ruprechts gelang es endlich, den Erzbischof mit seinen
1405. welfischen, hessischen und thüringischen Gegnern zu vergleichen. Einzelne Reichsstädte, wie Aachen, trotzten jahrelang der Acht und dem Bann; selbst das kleine Rotenburg vermaß sich, dem König den Gehorsam zu weigern. Ruprechts eigner Schwestersohn, der junge Graf Adolf von Jülich, der Bruder und Eltern gefangen gesetzt, kam der Ladung vor das Reichsgericht nicht nach und mußte mit der Acht belegt und mit Waffengewalt bedrängt werden, ehe er sich demütigte und durch Vermittelung des Erzbischofs von Köln einen Teil seines Landes erhielt.
1405. So herrschte allenthalben Unfrieden und Kriegsnot, und das Ansehen des Reichsoberhauptes wurde nirgends geachtet. Ruprecht verkannte die Pflichten seines hohen Amtes nicht: in rastloser Thätigkeit suchte er nicht nur im einzelnen nach Kräften Frieden und Ordnung herzustellen und durch fortgesetzte Unterhandlungen von Wenzel die Anerkennung seines Königtums zu erlangen, auch den Gedanken eines neuen Römerzugs ließ er nicht aus dem Auge. Seine endliche
1. Okt. 1403. Anerkennung seitens des römischen Stuhles und die Bewilligung eines Zehnteils aller geistlichen Einkünfte in Deutschland zur Bestreitung einer neuen Heerfahrt, der rasche Verfall der Viscontischen Macht nach dem Tode des Herzogs Galeazzo eröffneten günstigere Aussichten für eine zweite Unternehmung über die Alpen. Aber die geistlichen Fürsten widersetzten sich der Besteuerung, und die Erwerbung der Kaiserkrone unterblieb. Ruprecht mußte es geschehen lassen, daß sein Reichsvikar Franz von Carrara, der Herrscher in Padua, als er auch Vicenza zu erwerben trachtete, von den Venetianern, die nunmehr auf dem Festlande Italiens
Jan. 1406. Fuß zu fassen strebten, bekämpft, gefangen genommen und mit zweien seiner Söhne hingerichtet ward. Andere Mächte rissen Bestandteile der mailändischen Herrschaft an sich. Pisa, der alte Hort des Kaisertums, fiel in die Hände der Florentiner, Perugia kehrte unter die Herrschaft des päpstlichen Stuhles zurück. Nur Mantua und Mailand hielten sich noch zum Reichsverband. „Einem Riegel gleich lagerte sich sehr bald die Kontinentalmacht Venedigs am Eingange von Deutschland und Italien, deutsches Reichsgut umfassend.“ So wurde zwar die Übermacht der Visconti unter Ruprecht gebrochen, aber das Deutsche Reich gewann nichts dabei.

c. König Ruprechts Reichsregierung und Ausgang.

Der Marbacher Bund. 1405. Das rühmliche Streben des Königs, welcher mittels Errichtung und Erneuerung von Landfrieden die Ruhe herzustellen suchte, widerspenstige Reichsstände möglichst zur Ordnung anhielt, die Gedrückten, insbesondere die Juden, in Schutz nahm, der leichtsinnigen Verschleuderung von Rechten, der Verschenkung von Privilegien und Zöllen, wie sie sein Vorgänger geübt, Einhalt that,

welcher die Pflichten seines Amtes wohl kannte und nach Kräften erfüllte, fand nirgends Anerkennung oder Unterstützung, weder beim Adel, noch bei den Städten, am allerwenigsten aber bei den großen Fürsten und Prälaten. Man murrte über die Strenge Ruprechts, der sich vermaß, das Königsrecht geltend zu machen, das Reichsgut zu schützen, dem Raubwesen zu steuern. Insbesondere war Erzbischof Johann von Mainz, der den König zu leiten gehofft hatte, mit dem selbständigen Auftreten des Pfälzers unzufrieden. Dieser intrigante Prälat, der die Seele der Umtriebe gegen Wenzel gewesen, dem keiner an Ränkesucht, Ehrgeiz und Gewissenlosigkeit gleichkam, suchte jetzt die Herrschaft seines einstigen Schützlings zu untergraben. Als der König sich nun gar erkühnte, gegen die Räubereien mainzischer Vasallen einzuschreiten, einige Raubschlösser brach und für die Wetterau einen Landfrieden errichtete, stieg die Mißstimmung des Erzbischofs auf den Gipfel. Auf sein Betreiben kam zu Marbach am Neckar 14. Sept. 1405. ein Bund zu stande, an welchem neben dem Mainzer Markgraf Bernhard von Baden, Graf Eberhard III. von Württemberg, Straßburg und siebzehn schwäbische Reichsstädte teilnahmen. Die Genossen des Bundes vereinigten sich auf fünf Jahre zur Verteidigung gegen jeden, welcher sie in ihren Rechten, Freiheiten, Landen und Leuten schädigen wollte. Der Bund war offenbar Sein Übergewicht über das Königtum. gegen den König gerichtet, wenngleich die Teilnehmer vorgaben, zu seinem und des Reiches Dienst und zur Aufrechthaltung des Landfriedens sich verbündet zu haben. Vergebens verteidigte sich Ruprecht auf dem Reichstage zu Mainz gegen 6. Jan. 1406. die vorgebrachten Beschwerden, worin der Erzbischof offen genug seine und seiner Genossen ungerechte Ansprüche darlegte; vergebens forderte er die Auflösung des widerrechtlich geschlossenen Bundes und erbot sich, die Streitpunkte einem Schiedsgericht vorzulegen: die Marbacher Genossen verstärkten ihren Bund, einigten sich über die Hilfeleistung und Kriegführung und suchten neue Teilnehmer zu gewinnen. Daß gerade die Städte mit den Fürsten zusammentraten, um eine Stärkung des Königtums zu hindern, ist ein sprechender Beweis, wie auch die Städte, die doch bei der Ordnung im Reich am meisten gewinnen mußten, nur ihre eignen Zwecke, ihre Selbstherrlichkeit und Unabhängigkeit von jeder Gewalt im Auge hatten. Schon sandte der Erzbischof von Mainz dem König seinen Absagebrief; ein einfacher Raubritter in der Wetterau, dem Ruprecht ein Schloß zerstört hatte, durfte sich dasselbe erdreisten. Um den Bund von der Annäherung an Wenzel abzuhalten, sah sich Ruprecht zum Nachgeben genötigt. In dem Vertrag von Umstadt gestand er den Reichsständen das folgenschwere Recht 19. Dez. 1406. zu, „ohne besondere Erlaubnis Bündnisse und Einungen um Friedens willen untereinander zu machen, wie er es selbst vormals gethan hatte". Damit war der Marbacher Bund und das Konföderationsrecht der Reichsglieder anerkannt. Die Bundesgenossen mehrten sich fortwährend; wichtige Reichsstädte, wie Speier, Worms, Augsburg, Rotenburg, wo der einflußreiche Feind des Adels, Heinrich Toppler, das Regiment leitete, traten dem Bunde bei, ebenso Herzog

Ludwig von Bayern-Ingolstadt. Der Leiter des Bundes, Erzbischof Johann von Mainz, nahm eine Stellung über König und Reich ein; die zwischen ihm und
30. Jan. 1407. Ruprecht schwebenden besonderen Streitpunkte wurden dem Schiedsspruch des Erzbischofs Friedrich von Köln unterbreitet, und dieser erklärte sich ganz zu gunsten des Mainzers; ja Ruprecht mußte gegen Erzbischof Johann die Verpflichtung eingehen, sich ohne dessen Erlaubnis nie in Bündnisse mit Fürsten oder Städten einzulassen und nie auf die Seite seiner Feinde zu treten. Die Regententhätigkeit Ruprechts war durch den Marbacher Bund, der eine dem Königtum weit überlegene, unabhängige Macht bildete, lahm gelegt, zumal da jetzt Wenzel wieder Anstalten traf, die günstigen Verhältnisse zur Geltendmachung seiner Rechte im Reich zu benutzen. Eine Vereinigung der Marbacher Bundesgenossen mit Wenzel wäre das Ende von Ruprechts Königtum gewesen.

Wenzels Anhang. Der Anhang König Ruprechts minderte sich von Tag zu Tag. Nicht nur, daß er in Norddeutschland fast nirgends Einfluß und Unterstützung erlangte, daß der Marbacher Bund ihm drohend gegenüberstand, daß die österreichischen Herzöge ihm feindlich waren: viele Reichsstände wandten sich jetzt an das alte Oberhaupt zurück. Herzog Ernst von Bayern-München trat auf dessen Seite; Kurfürst Rudolf von Sachsen erschien persönlich bei Wenzel; damals wurde in
Juli 1407. Prag der Plan zu einer Thronentsetzung Ruprechts besprochen. Allein die Unterhandlungen mit den Markgrafen von Meißen zerschlugen sich, da diese durch die nach Wilhelm des Älteren Tod ausbrechenden Erbstreitigkeiten in Anspruch genommen wurden und in Mißstimmung gerieten, als ihrem Hause die Hand der vielumworbenen luxemburgischen Erbtochter, Elisabeth von Görlitz, entging, und Wenzel war eines thatkräftigen, entschiedenen Auftretens unfähig; seine Thätigkeit glich einer aufflackernden, bald erlöschenden Flamme.

Die Brabanter Angelegenheit. Wie leicht es Wenzel mit den Pflichten eines Reichsoberhauptes nahm, zeigten damals die Ereignisse, welche den Verlust des Herzogtums Luxemburg und der schönsten niederländischen Provinzen für das luxemburgische Haus und das Deutsche Reich herbeiführten. Als Kaiser Karls IV. Bruder, Wenzel von Luxemburg, der sich mit
7. Dez. 1383. der Erbin der Herzogtümer Brabant und Limburg vermählt hatte, kinderlos gestorben war, kam nach dem Testamente des Verblichenen Luxemburg an seinen Neffen, König Wenzel. Dem früheren Erbfolgevertrag gemäß sollte, falls Johanna kinderlos sterbe, auch in Brabant und Limburg das Haus Luxemburg succedieren. Die Herzogin aber, die im erbitterten Streite mit Herzog Wilhelm von Geldern lag und von den Luxemburgern keine Hilfe erwarten konnte, zürnte den Verwandten ihres Gemahls. Sie stieß
28. Sept. 1390. den mit Karl IV. abgeschlossenen Erbfolgevertrag um und setzte ihre Nichte Margarete von Flandern und deren Gemahl, Herzog Philipp den Kühnen von Burgund, zu Erben ihrer Länder ein (S. 4); diese übertrugen die Herzogtümer ihrem zweiten Sohn
1. Dez. 1406. Anton, der, noch bei Johannas Lebzeiten von den Ständen anerkannt, nach deren Tod die Regierung ergriff. Wohl nahm sich König Ruprecht, gemäß einer schon bei seiner Wahl eingegangenen Verpflichtung, dieser Angelegenheit an und suchte seine Rechte auf Brabant und Limburg als erledigte Reichslehen geltend zu machen, aber die Aufforderungen des ohnmächtigen Königs blieben unbeachtet. Wenzel, der in den Burgundern mächtige Verbündete zu gewinnen hoffte, ließ sich herbei, das Geschehene gut-

zuheißen. Anton und sein Bruder, Herzog Johann von Burgund, verpflichteten sich zur Stellung von zweitausend Lanzen, so oft Wenzel deren bedürfte, und dafür entsagte dieser allen Ansprüchen an Brabant und Limburg und ermächtigte Herzog Anton, dem er seine Nichte Elisabeth von Görlitz vermählte, auch Luxemburg mit seinen übrigen Besitzungen zu vereinigen. Nach dem Tode des Markgrafen Jost, dem das Herzogtum verpfändet gewesen, ging auch das Stammland als Pfandschaft an Herzog Anton über. So wurden jene Lande vom Deutschen Reiche losgerissen und mit der burgundischen Ländermasse vereinigt. Juli 1408.

König Ruprecht war in arger Bedrängnis; unverzagt aber bemühte er sich auch ferner nach Kräften inmitten der übermächtigen Parteien sein Königtum geltend zu machen. Damals, als er in Aachen, der alten Krönungsstadt, die ihm endlich die Thore geöffnet, die Krone empfing, mochte er mit bitterm Schmerz auf die Mißgeschicke seiner Herrschaft, auf die mißlungenen Pläne und gescheiterten Unternehmungen blicken. Wo er in weitern Kreisen die Rechte des Reichs geltend machen wollte, trat seine Ohnmacht recht zu Tage. Die kleinen Erfolge aber, welche in engen Grenzen seine rührige Thätigkeit erlangte, konnten seine Stellung im großen nicht bessern. Durch Sonderverträge mit einzelnen Gliedern suchte er die Stellung des Marbacher Bundes zu untergraben. Er verglich sich mit dem Markgrafen von Baden, trat mit den schwäbischen Städten in Verbindung und schloß mit Speier und mit den elsässischen Reichsstädten einen Vertrag auf fünfzehn Jahre. Zwar vermochte er den Bund nicht aufzulösen, aber es gelang ihm, die Bemühungen des Erzbischofs Johann, der die Mitglieder auf einen Tag nach Heidelberg berief, zu vereiteln und die Erneuerung des Marbacher Bundes zu hintertreiben. Ruprecht im Gedränge. 14. Nov. 1407. 5. April 1408. 5. Dez. 1409.

Neben den übermächtigen Parteien im Reich, die Ruprechts Königtum in enge Fesseln schlugen, waren es besonders die unseligen Verhältnisse der Kirche, welche seine Stellung erschwerten. Wir werden an einer andern Stelle den Ursprung und Fortgang des großen Schisma darstellen, welches Kirche und Reich verwirrte. Ruprecht war, da sein Königtum wesentlich auf der Anerkennung seitens des römischen Papstes beruhte, auf Gregor XII. angewiesen, aber statt eine über den Streit erhabene Stellung einzunehmen, wie es dem Oberhaupte des römischen Reichs geziemte, stand Ruprecht damals als Hauptstütze einer der Parteien da; das war die Folge der zwiespältigen, auf schwankender Grundlage ruhenden Königswahl. Auf den zur Beratung über den Kirchenstreit einberufenen Versammlungen zeigte sich deutlich, wie unsicher und unnatürlich auch in dieser Hinsicht die Stellung Ruprechts war. Die Fürstentage zu Bacharach und Nürnberg hatten keinen Erfolg; auf dem Reichstag zu Frankfurt sollte der Streit um das Papsttum und der um das Königtum zugleich entschieden werden. Im Beisein zahlreicher geistlicher und weltlicher Fürsten wurde hier über die Kirchenspaltung beraten. Der König machte geltend, es bedünke ihn nicht, daß die Wege der Kardinäle zu einer lautern redlichen Einigkeit der heil. Kirche führen würden, vielmehr befürchte er, daß durch das Konzil eine Dreifaltigkeit Ruprechts Stellung zum Schisma. 1408. Jan. 1408.

und noch viel größere Schande und Zweiung in der Christenheit entstehen würde. Diese Einwendungen waren nicht ohne Grund; aber er geriet dadurch mit Erzbischof Johann und der Mehrzahl der Fürsten, wie mit der allgemeinen Stimme des Volkes, welche von dem Konzil die Beendigung des Kirchenstreits erwartete, in Widerspruch, während Wenzel die Sache des Konzils befürwortete. Die natürliche Folge davon war, daß die Kirchenversammlung von Pisa sich für diesen erklärte. Mit seiner Partei im Reich unheilbar zerfallen, von Wenzel aufs neue bedroht, von einem als Ketzer und Schismatiker erklärten Papste anerkannt, ohne jede feste Stütze, so stand nunmehr der König da. Die Beschwerden über das Verfahren zu Pisa, die er in einem Rundschreiben an die Reichsstände erhob, fruchteten nichts. Schon erließ Wenzel wieder den Befehl an die Städte ihm die Reichssteuer zu entrichten.

König Ruprecht und Erzbischof Johann. Erzbischof Johann von Mainz, der Stifter des Unfriedens im Reich, der inmitten der allgemeinen Verwirrung seine selbstsüchtigen Pläne verfolgte, hatte die Stellung des Königs, den er selbst erhoben, unheilbar untergraben. Jetzt lagen die Dinge so, daß Ruprecht das Königtum entweder aufgeben oder im entscheidenden Kampfe mit dem Erzbischof zu behaupten suchen mußte. Johann hatte sich mit der ritterlichen Raubgesellschaft „zum Luchs", an deren Spitze die Mörder des Welfen Friedrich (S. 171) standen, verbunden, war von dem neuen Papst, Alexander V., zum Legaten für Deutschland ernannt worden und hatte sich (der erste Kurfürst des Reichs) in Vasallenverhältnis zu Frankreich begeben. Er nahm eine Stellung ein, die für das Oberhaupt des Reichs ebenso beleidigend als gefahrdrohend war. Der greise Ruprecht hatte noch Mut und Kraft genug, einen Kampf einzugehen, um das Joch des treulosen Prälaten abzuschütteln. 4. März 1410. Es gelang ihm in einem zu Marburg geschlossenen Bündnis einige alte Feinde des Erzbischofs, die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, den Landgrafen Hermann von Hessen, für den bevorstehenden Kampf auf seine Seite zu ziehen.

Ruprechts Ende. Es war der letzte Erfolg, welchen der alte König erreichte. Am Tage nach der Marburger Zusammenkunft starb sein Beichtvater und treuer Ratgeber, der Bischof von Worms, Matthäus von Krakau, der, als Legat des Papstes Gregor und von Ruprecht zu verschiedenen Missionen verwandt, eine einflußreiche Rolle gespielt, seinen Namen auch durch kirchenhistorische Werke bekannt gemacht hat. Sein Tod war ein schwerer Schlag für die Sache und das Herz des Königs, der ihm bald ins Grab nachfolgte. Mitten unter Zurüstungen zum Kriege gegen den übermächtigen Prälaten von Mainz brach die Kraft des greisen
18. Mai 1410. Herrn. Auf dem Schlosse Landskron bei Oppenheim ereilte ihn der Tod, und
26. Sept. 1411. im nächsten Jahr folgte ihm seine treue Ehegenossin, die Burggräfin Elisabeth. In der Kirche zum heil. Geist in Heidelberg wurden ihre Gebeine unter einem Stein beigesetzt.

Es war eine Regierung ohne Frucht und ohne Dank gewesen, die jetzt zu

Ende ging. König Ruprecht hatte während der zehn Jahre, die er auf dem Throne saß, redlich gearbeitet, sich in dem Gedränge der Parteien zu erhalten, sein Königtum zur Geltung und Anerkennung zu bringen. Wie er in seinem pfälzischen Lande, das er zu erweitern und zu ordnen bemüht war, als trefflicher Regent in ehrendem Andenken stand, so hat er sich auch nach Kräften des Reichs angenommen. Aber als Herr eines kleinen Landes, von seiner eignen Partei verlassen, von dem Gegenkönig bedrängt, hatte er umsonst gearbeitet. Nirgends, weder unter Fürsten noch bei den Städten, war guter Wille zu finden, für hohe gemeinsame Ziele, für die Herstellung des Reichs Opfer zu bringen. Als Ruprecht ins Grab sank, war die Reichsgewalt gebrochen und verbraucht, denn jedermann hatte „an dem Adler gerupft", der öffentliche Wohlstand krankte, denn die unaufhörlichen Fehden hatten blühende Ortschaften in Brandstätten und fruchtbare Fluren in Wüsteneien verwandelt; Recht und Gerechtigkeit lagen danieder und die Welt entbehrte der Tröstungen der Religion; man schrie laut nach Brot, und die entartete und gespaltene Kirche reichte einen Stein. Die Bedeutung seiner Regierung.

IV. Kaiser Siegmund und die kirchlichen Zustände seiner Zeit.

Litteratur. Zur Geschichte der Konzilien nennen wir folgende Werke:

Die Akten der Konzilien von Pisa und Konstanz sind teilweise enthalten in den bekannten Sammlungen von Mansi, Harduin, Hartzheim u. a., teils in den zugleich als darstellende Quellen dienenden Werken des Theodoricus de Niem (d. i. Nieheim in Westfalen) — der 1378—1410 päpstlicher Geheimschreiber (literarum apostolicarum abbreviator) war, dann zum Bischof von Verden ernannt wurde und 1417 als Bischof von Cambrai starb — De schismate libri 4, Historia et vita Johannis XXIII. pontificis Romani und Nemus unionis, welche nebst verwandten Quellenmaterialien verschiedener Art zuerst von Herm. von der Hardt, Magnum oecumenicum Constantiense concilium, 6 Bde. (Frankf. u. Leipz. 1700—1702) gesammelt sind. Eine neue Sammlung der Quellen für die Geschichte der großen Konzilien veranlaßte die Wiener Akademie der Wissenschaften: Monumenta conciliorum generalium saec. XV. ediderunt Caesar. acad. socii delegati, Scriptorum Tom. I, II, 1. Wien 1857, 1874. Dazu kommt der lehrreiche Bericht des Ulrich von Riechenthal, Chronik des Konstanzer Konzils, herausgegeben von Buck in der Bibliothek des Stuttgarter Litterarischen Vereins, Bd. 158. Tübingen 1882. — Von Darstellungen sind neben den betreffenden Abschnitten der früher angeführten kirchengeschichtlichen Werke von Gieseler, Hase, Planck u. a. und den ältern Monographien von Lenfant, Histoire du concile de Pise. 2 Bde. Amsterdam 1724—1727, und Histoire du concile de Constance. Ebendas. 1727; Bougeois du Chastenet, Nouvelle histoire du concile de Constance. Paris 1718 und Royko, Geschichte der Kirchenversammlung zu Kostnitz. Wien u. Prag 1782 ff., 4 Bde., namentlich noch folgende neuere Arbeiten anzuführen: Wessenberg, Die großen Kirchenversammlungen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, 4 Bde. Konstanz 1840; Fr. von Raumer, Die Kirchenversammlungen zu Pisa, Konstanz u. Basel im Histor. Taschenbuch 1849; Hübler, Die Konstanzer Reforma-

tion und die Konkordate von 1418. Leipzig 1867; Christophe, Histoire de la papauté pendant le 15e siècle. Lyon und Paris 1863 und Hefele, Konziliengeschichte, Bd. 7. Freiburg i. Br. 1874. Endlich gehören hierher die biographischen Arbeiten von G. Voigt, Enea Silvio de Piccolomini und sein Zeitalter, 3 Bde. Berlin 1856—1863; Cl. Brockhaus, Gregor von Heimburg. Leipzig 1861 und J. M. Düx, Der deutsche Kardinal Nikolaus von Cusa und die Kirche seiner Zeit, 2 Bde. Regensburg 1848; Th. Stumpf, Die politischen Ideen des Nikolaus von Cusa. Köln 1865. Vgl. auch W. Pückert, Die kurfürstliche Neutralität während des Baseler Konzils. Leipzig 1858. — Die politische Geschichte behandelte zudem Aschbach, Geschichte Kaiser Siegmunds, 4 Bde. Hamburg 1838 bis 1845. — Über Huß und die Hussiten kommen namentlich folgende Quellen und Hilfsmittel in Betracht: Geschichtschreiber der hussitischen Bewegung in Böhmen, herausgegeben von C. Höfler, 3 Teile. Wien 1856—1866; F. v. Palacky, Documenta magistri Joannis Hus vitam, doctrinam, causam in Constantiense concilii actam etc. illustrantia. Prag 1869; Briefe des Johann Huß, geschrieben zu Konstanz, herausgegeben von B. Mikowec. Leipzig 1849; J. Jordan, Die Vorläufer des Hussitentums in Böhmen. Leipzig 1846; J. A. Helfert, Huß und Hieronymus. Prag 1853; L. Krummel, Geschichte der böhmischen Reformation im fünfzehnten Jahrhundert. Gotha 1866 und Utraquisten u. Taboriten. Ebend. 1871; W. Berger, Huß und König Siegmund. Augsburg 1871 und C. Höfler, Magister Joh. Huß und der Auszug der deutschen Professoren aus Prag. Prag 1864. — Für die Geschichte der Hussitenkriege sind zu nennen des Zacharias Theobald d. J. Hussitenkrieg. Wittenberg 1609, 3. Aufl. Berlin 1750; Lenfant, Histoire de la guerre des Hussites et du concil de Basle. Amsterdam 1731 und F. v. Bezold, Zur Geschichte des Hussitentums. München 1874 und König Siegmund und die Reichskriege gegen die Hussiten. 3. Abt. Ebend. 1872—1877; E. Denis, Huss et la guerre des Hussites. Paris 1878.

1. Siegmunds Königswahl und erste Regierungszeit.

Wahlumtriebe. Nach König Ruprechts Tod standen die deutschen Fürsten in schroffer Parteischeidung einander gegenüber. Die neue Königswahl sollte dem Reich den Frieden, der Kirche die Freiheit zurückgeben, aber in wessen Hände man diese Aufgabe legen sollte, darüber waren die Ansichten geteilt. Gleich nach Ruprechts
3. Juni 1410. Tod lud der Erzbischof von Mainz die Fürsten auf den 1. September zur Königswahl nach Frankfurt ein. Aber die eine Partei der Fürsten, voran König Wenzel, dann Kurfürst Rudolf von Sachsen und Jost von Mähren, hatten Ruprecht nie anerkannt und hielten das Reich daher nicht für erledigt. Sie verfügten, da Jost im Besitz der verpfändeten Markgrafschaft Brandenburg war und die Belehnung mit der Kurwürde und dem Erzkämmereramt erhalten hatte, über drei Kurstimmen. Die rheinischen Kurfürsten aber, die vor zehn Jahren den Böhmenkönig des Reichs entsetzt, widerstrebten der Rückführung Wenzels auf den Thron. Doch gab sich auch unter ihnen eine Spaltung kund.

König Siegmund von Ungarn. Unter den Gliedern des Hauses Luxemburg, das wegen seiner Machtstellung die meisten Ansprüche auf die Krone hatte, ragte vor dem Bruder und Vetter der König Siegmund von Ungarn hervor. Bei den Verwickelungen in seinem eignen Hause hatte er, wenngleich seine Haltung von Falschheit und Arglist

nicht immer frei gewesen war, hohes diplomatisches Talent und Staatsklugheit bewiesen, in den ungarischen Wirren kriegerisches Geschick und Thatkraft. Noch kürzlich hatte er Bosnien zur Unterwerfung gezwungen; Serbien erkannte seine Oberhoheit an; Dalmatien war bis auf Zara wiedergewonnen worden. Im Innern seines Königreichs hatte er durch manche treffliche Einrichtung seine Tüchtigkeit als Regent bewährt. Es war kein Wunder, daß bald Stimmen laut wurden, die diesem mächtigen und einsichtsvollen Luxemburger die deutsche Krone zusprachen. Zudem hatte er im Reich und in der Kirche noch nicht so entschieden Stellung genommen, um nicht, über den Parteien stehend, die Gegensätze ausgleichen, beide reformieren zu können.

Vor allen war es der Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg, der für Siegmunds Erhebung wirkte. Er hatte einst zu den Anhängern Ruprechts gehört, als er aber seine und des Königs Hoffnungen alle scheitern, das Reich in unheilbare Verwirrung geraten sah, hatte er sich von dem ohnmächtigen Pfälzer abgewandt. Der Ritter Ludwig von Eyb erzählt von seinem Herrn, die Fehde mit der Reichsstadt Rotenburg habe ihn in schwere Schulden gestürzt, so daß er die eigne Hofhaltung aufgegeben habe und an seines Bruders Hof nach Kulmbach gezogen sei; da habe ihm der Ritter Ehrenfried von Seckendorf geraten, sich nach Ungarn in die Dienste des Königs Siegmund zu begeben. Der Burggraf folgte dem Rat; mit König Ruprechts Erlaubnis zog er zu Siegmund und gewann bald im Feld und Rat eine einflußreiche Stellung, für beide Teile eine folgenschwere Verbindung. Als Ruprecht aus der Welt schied, war es der Burggraf, der in Siegmunds Seele den Gedanken nährte, das römische Königtum zu erwerben; in seine Hände legte der Luxemburger die Führung seiner Sache bei den herannahenden Wahlhandlungen. Der Burggraf Friedrich von Nürnberg.

Die Partei Siegmunds verfügte nur über zwei Kurstimmen: die des alten Erzbischofs Werner von Trier und die des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz. Dazu kam noch die streitige Brandenburger Stimme, welche Siegmund, der noch immer den markgräflichen Titel führte, dem Burggrafen übertrug. Ihnen standen nicht bloß die Anhänger Wenzels entgegen, sondern auch die Partei der Fürsten, welche zuletzt von Ruprecht abgefallen waren, voran Erzbischof Johann von Mainz, der den Erzbischof von Köln, Herzog Stephan von Bayern, die Markgrafen von Meißen und andere Fürsten für seine Sache gewonnen hatte. Es wird uns berichtet, auch die Erzbischöfe von Mainz und Köln hätten nach Ruprechts Tod mit Siegmund unterhandelt, ihre hohen Forderungen aber seien zurückgewiesen worden. Durch die Ereignisse der letzten Jahre waren die Partei, welche sich unter Johann von Mainz dem Papst des Konzils angeschlossen, und diejenige, welche unter des Pfalzgrafen Ludwig und des Burggrafen Leitung zu Gregor XII. hielt und eine Reform in Kirche und Reich ernstlich erstrebte, unheilbar zerfallen. Vereinigt hatten sie einst Wenzel entthront, aber wie schon in den letzten Jahren Ruprechts standen sie sich jetzt bei der Wahl feindlich gegen- Die Königswahl. 1410.

1. Sept. 1410. über. Am St. Ägidientage waren die rheinischen Kurfürsten zu Frankfurt versammelt; die Anhänger Wenzels hielten sich fern; „es sei nicht nötig zu wählen," sagten sie, „man habe noch einen lebendigen Herrn!" Während der wochenlangen Verhandlungen trat die Spaltung unter den versammelten Kurfürsten klar zu Tage. Erzbischof Johann war bemüht, die Wahl hinauszuschieben, um die andern Kurfürsten zur Mitwahl zu bestimmen. Seine Blicke waren auf den Markgrafen Jost gerichtet; das luxemburgische Haus, das erkannte er wohl, war nicht zu umgehen. Wenzel war einst von ihm selbst abgesetzt worden, Siegmund war der Kandidat seiner Gegner; so blieb nur der Markgraf von Mähren, „der große Lügner", wie ihn der vielgewandte Mainzer Bürgersohn Eberhard Windeck in seiner Geschichte Siegmunds nennt, ein schon hochbejahrter und gänzlich unwürdiger Fürst. Schon rüsteten sich die Erzbischöfe von Mainz und Köln, um die Wahl Siegmunds zu verhindern und Zeit zu gewinnen, zur Abreise. Aber die Gegner gingen nun rasch vor. Sie hatten den Wortlaut der Goldenen Bulle für sich, wonach der von den anwesenden Kurfürsten einstimmig oder mit Stimmenmehrheit Gewählte als rechtmäßiger König gelten solle, als ob er von sämtlichen Kurfürsten gewählt worden sei. Pfalz und Trier kamen überein, am
20. Sept. folgenden Morgen das Wahlgeschäft vorzunehmen, und luden die beiden andern Kurfürsten zur Teilnahme ein. Diese aber blieben aus, und als der Pfalzgraf, der Erzbischof von Trier und der Burggraf vor der St. Bartholomäuskirche erschienen, um mit der Messe die Wahl einzuleiten, fanden sie auf Befehl des Erzbischofs von Mainz die Thore verschlossen. Da traten sie außen am Chor hinter dem Frohnaltar zusammen, erkannten dem Burggrafen die Führung der brandenburgischen Stimme zu und wählten Siegmund von Ungarn zum römischen König, und der Burggraf erklärte, daß sich der Erwählte des heil. Reiches in Gottes Namen annehme.

Die Gegenwahl. Die Anhänger Siegmunds hatten wohlgethan, sich durch die beiden andern Kurfürsten nicht im Vollzug der Wahlhandlung beirren zu lassen; wenige Tage nachher kamen Bevollmächtigte vom Markgrafen Jost, dem Herzog von Sachsen und selbst von Wenzel, der sich bewegen ließ, unter Beibehalt des Titels als „älterer römischer König und künftiger Kaiser" die Hand zu einer Neuwahl zu bieten. Nun traten die Erzbischöfe und die kurfürstlichen
1. Okt. 1410. Bevollmächtigten zusammen, erklärten die einseitige Wahl von Trier und Pfalz für ungültig und erwählten mit fünf Stimmen den Markgrafen Jost zum römischen König. Es war eine Wahl, die formell wider mehrere Bestimmungen der Goldenen Bulle verstieß. Die Termine waren nicht eingehalten, Pfalz und Trier nicht zur Wahl geladen, über die brandenburgische Kurstimme keine Entscheidung gefällt, die Vollmachten der böhmischen und sächsischen Gesandten nicht geprüft worden. Nunmehr besaß die Kirche drei Päpste, das Reich drei Könige; zu einem solchen Zerrbild war die alte heilige Idee von der Einheit in Reich und Kirche entartet. Wieder drohte ein Krieg um die römische

Königskrone auszubrechen, und die Hoffnungen auf Beendigung des Schisma und gründliche Reform des Reichs, welche die Erhebung Siegmunds genährt hatte, schienen wiederum getäuscht.

Die beiden erwählten Könige schickten sich an, in das Reich zu ziehen, um die Krone zu gewinnen; sie rüsteten zum Krieg und suchten ihren Anhang in Deutschland zu verstärken. Da änderte der plötzliche Tod Josts, der ohne Leibeserben zu Brünn starb, die Sachlage. Argwöhnische schrieben den Todesfall, der dem König Siegmund trefflich zu statten kam, einer Vergiftung zu. Die beiden luxemburgischen Brüder teilten den Nachlaß in der Weise, daß Brandenburg an Siegmund, die Niederlausitz und Mähren an Wenzel fielen; fortan blieben Böhmen und Mähren vereinigt. In einem Schreiben an den Erzbischof von Trier erklärte sich nunmehr Siegmund bereit, „dem allmächtigen Gott zu Lob und Ehren, um des allgemeinen, nicht um eignen Nutzens willen" die Wahl anzunehmen. Die Verhandlungen mit Wenzel wegen des Reichs führten bald zu einem günstigen Ergebnis. Auf Betreiben des klugen Stibor, Woiwod von Siebenbürgen, kam gegen Ende Juni in Prag ein Vergleich zu stande, in welchem Wenzel dem Bruder seine Stimme zum römischen Reich zusagte und dafür das Zugeständnis des nähern Rechts an die Kaiserkrone, des Namens eines römischen Königs, der Reichskleinodien, der Hälfte der Reichseinkünfte und Heimfälle, des Schutzes in all seinen Landen erhielt.

Josts Tod. 17. Jan. 1411.

Versöhnung Siegmunds mit Wenzel.

Es galt nun noch die Kurfürsten, welche der Wahl Siegmunds widerstrebt hatten, insbesondere Johann von Mainz, zu gewinnen. Derselbe hatte einen neuen Wahltag auf Fronleichnam nach Frankfurt ausgeschrieben. Aber seit der Aussöhnung Wenzels und Siegmunds war für die Gegner des letzteren fernerer Widerstand nicht ratsam. Darum trat Erzbischof Johann mit Siegmund in Unterhandlung, um seine Stimme möglichst teuer zu verkaufen. Dieser sagte dem klugen Prälaten zu, von keinem andern Papst, als von Johann XXIII. oder seinen rechtmäßigen Nachfolgern die Bestätigung zu empfangen, den Erzbischof in seinen Gerechtsamen, seinen Münz- und Zollrechten, seinen Leuten und Landen zu schützen, keinen Vikar ohne des Erzbischofs Beistimmung einzusetzen, auch die Anhänger des Mainzers, Herzog Stephan von Bayern, die Markgrafen von Meißen, den Bischof von Bamberg in ihren Rechten zu bestätigen, alle zum römischen Reich gehörigen Landschaften, insbesondere Mailand, zum Gehorsam zurückzubringen. Nach diesen Vorgängen fand eine neue Königswahl statt, worin die fünf Kurstimmen auf Siegmund vereinigt wurden; Pfalz und Trier nahmen an der neuen Wahl keinen Anteil. Die Einheit im Reich war damit hergestellt, und bald sollte auch die Kluft des gespaltenen Pontifikats sich schließen, allein die tiefen Schäden auf staatlichem und kirchlichem Gebiet waren damit nicht geheilt, noch stand eine lange Zeit des Ringens und Leidens bevor, und auch Siegmund sollte es erfahren, welch eine drückende Last voll Sorgen und Mühen die Krone des heiligen römischen Reichs war.

Die neue Königswahl Siegmunds.

21. Juli 1411.

Der venetianische Krieg. 1411–1413. Mancherlei Anliegen hielten König Siegmund ab, gleich nach der Wahl sich des Reichs anzunehmen. Nicht nur daß ihn die Friedensvermittelung zwischen Polen und dem Deutschen Orden und die gefährdete Lage seines ungarischen Reichs, die wir an einem andern Orte darstellen werden, in Anspruch nahmen, gerade um diese Zeit ging auch die Spannung mit Venedig in offenen Krieg über. Die Venetianer hatten durch Unterstützung des Königs Ladislaus von Neapel bei seinem ungarischen Kriegszug und durch Lostrennung einiger Gebiete von Siegmunds Reich dessen Erbitterung erregt. Die stolze Republik, an deren Spitze seit kurzem der Doge Michael Steno stand, war damals in mächtiger Ausdehnung begriffen. Schon hatte sie Verona, Vicenza, Feltre, Padua u. a. Städte erworben und breitete ihr Gebiet nach allen Seiten, in Italien, Dalmatien, Friaul, aus. Mit Besorgnis sah Siegmund dieses Anschwellen der venetianischen Macht. Sein Feldherr, der Florentiner Pippo von Nov. 1411. Ozora, führte ein ungarisches Heer ins Feld, trieb die Feinde in Friaul und der Treviser Mark zurück, unterbrach jedoch plötzlich (man sprach von venetianischer Bestechung) seinen Siegeslauf. Auch die vertriebenen Carrara und Scala, welche mit ungarischen Truppen ins Feld rückten, vermochten die Macht der Venetianer nicht zu brechen; abermals konnte der treffliche Feldherr Karl Malatesta von Rimini in Friaul eindringen. Ohne Entscheidung zog sich der Krieg in die Länge, und auch als sich Siegmund selbst an die Spitze seines Heeres stellte, war das Kriegsglück ihm nicht günstiger. Müde des Kriegs, der keinem entscheidenden Erfolg gewährte, einigte man sich endlich April 1413. über einen fünfjährigen Waffenstillstand, der jedem Teil vorerst ließ, was er in den Händen hatte, und Siegmund freien Durchzug durch das venetianische Gebiet gestattete.

Die Lage in Italien und Siegmunds Zug in die Lombardei. Nach dem Waffenstillstand mit Venedig und der Aussöhnung mit den österreichischen Herzögen schritt Siegmund zu einem neuen Versuch, Italien wieder an das Reich zu fesseln. Vergebens suchte er jedoch die Eidgenossen zu gewaffneter Hilfe wider Mailand zu bewegen; sie gestatteten ihm nur „mutwillige Gesellen" in ihrem Land zu werben, und diese liefen bald davon, als der geldbedürftige König mit dem Sold zurückhielt. — Das mächtige Reich der Visconti in Oberitalien und Toscana war Sept. 1402. nach Galeazzos Tod durch die Teilung unter seine drei minderjährigen Söhne, Gian Maria, Filippo Maria und Gabriel, zersplittert und geschwächt worden. Innere und äußere Feinde rüttelten an dem wankenden Bau. Venedig riß mehrere Städte an sich, Bologna und Perugia gerieten wieder unter päpstliche Herrschaft, Siena machte sich frei, Cremona, Como, Bergamo, Lodi, Piacenza, Brescia, Reggio, Parma und viele andre Besitzungen kamen in die Hände von Parteihäuptern. Der junge Gabriel mußte Pisa an die Florentiner verkaufen und starb in der Gefangenschaft zu Genua durch ein Blutgericht. In Mailand war die Parteiwut wieder aufs heftigste entbrannt. Guelfen und Ghibellinen, jene unter den beiden Malatesta Karl von Rimini und Pandolfo von Brescia, diese unter Facino Cane, stritten sich um die Herrschaft. Nachdem Gian Mai 1412. Maria von einem Haufen Verschworener in der Kirche ermordet worden, schwang sich sein Bruder, Filippo Maria, Graf von Pavia, zum Herrn von Mailand auf. Zwei vertriebene Glieder des Viscontischen Geschlechts, Estorre und Gian Carlo, die unter den ghibellinischen Verschworenen gewesen, wandten sich um Hilfe an König Siegmund und gelobten ihm Lehnspflicht und Gehorsam. Aber der Herzog, der sich im Regiment befestigt und durch Bündnisse gestärkt hatte, konnte getrost die Ankunft des Reichs- 1413. oberhauptes erwarten. Siegmund rückte im Spätherbst in die Lombardei ein, war jedoch nicht im stande, mit seiner geringen Truppenmacht den Herzog zu demütigen. Er mußte sich begnügen, in den benachbarten Parteihäuptern, die er in ihrer Würde bestätigte, dem Visconti Feinde zu bereiten. Folgenreich aber war die Zusammenkunft mit Papst Johann XXIII., auf welcher die Berufung einer Kirchenversammlung nach

Konstanz beschlossen ward. Noch bis in den Sommer des folgenden Jahres verweilte 1414.
Siegmund in der Lombardei und Savoyen, mit Unterhandlungen wegen des Konzils beschäftigt und bestrebt, in jenen entfremdeten Reichsländern die Königsrechte wieder geltend zu machen. Mit dem mächtigen Markgrafen Theodor von Montferrat, der vor kurzem aus seiner Dogenwürde in Genua vertrieben worden, trat er in ein Bündnis und verlieh ihm bald darauf das Reichsvikariat in Oberitalien; auch die Fürsten von Savoyen und Piemont ließen sich belehnen. Es war immerhin ein Erfolg, daß Siegmund die meisten Fürsten und Städte in Norditalien zur Anerkennung und Huldigung brachte, aber eine merkliche Machterhöhung erwuchs dem Reiche nicht daraus. Das Beispiel des trotzigen Herzogs von Mailand, dem Siegmund die Belehnung mit allen seinen Besitzungen verweigerte, zeigte, wie wenig der römische König in Wahrheit vermochte.

Die Königskrönung in Aachen. 1414.

In den Julitagen zog Siegmund durch die Schweiz und den Rhein hinab, um sich endlich des Deutschen Reichs anzunehmen. Wenn er einst geschrieben hatte, sein Gemüt sei ohne Unterlaß bekümmert, wie er dem Reich, das in Deutschland, Welschland, Arelat, Savoyen und an allen Enden zerrissen und verfallen sei, wieder aufhelfen möge, so mochte er sich der eitlen Hoffnung hingeben, den einen Teil seiner Aufgabe, die Herstellung der kaiserlichen Rechte in jenen südlichen Ländern, gelöst zu haben, dem andern, der Aufrichtung der Reichsgewalt in deutschen Landen, mit guten Aussichten entgegegen zu gehen. Festlich empfingen die Bürger in Bern, Straßburg und anderwärts den König; aber die Fürsten hielten sich größtenteils fern. In Speier wartete er umsonst auf die geladenen Reichsstände, auch in Koblenz erschienen nur wenige getreue Fürsten. In tiefem Unwillen wandte sich Siegmund von den rheinischen Gegenden ab; er war im Begriff, dem Reich den Rücken zu kehren und nach Ungarn zu ziehen. Es war das Verdienst des reichstreuen Hohenzollern, diesen bedrohlichen Entschluß zu hintertreiben. Schon sammelten sich auch die Städteboten, Fürsten und Herren in größerer Anzahl am königlichen Hoflager, selbst Erzbischof Johann von Mainz stellte sich jetzt ein. Den weitern Zug gen Aachen suchte Herzog Anton von Brabant, vielleicht im Einverständnis mit König Wenzel oder dem Mainzer Erzbischof, mit Waffengewalt zu hindern; er wurde jedoch zurückgeschlagen. In Aachen angelangt, empfing Siegmund aus den Händen des Erzbischofs von Köln, Dietrich von Mörs, der mit Bischof Wilhelm von Paderborn um das Erzstift stritt, die römische Königskrone; mit ihm die 8. Nov. 1414.
Königin Barbara. In großer Anzahl drängten sich hier die Reichsfürsten um ihn, ihm zu huldigen und ihre Lehen zu empfangen. Die es mit dem Reiche wohl meinten, durften hoffen, es sei der Anfang einer bessern Zeit. Schon war das Konzil in Konstanz versammelt, als sich jetzt in den letzten Wochen des Jahres der König dahin auf den Weg begab, um das große Werk der Reform in Kirche und Reich zu einem gedeihlichen Ende zu führen.

2. Die Kirchenspaltung und das Konzil von Konstanz.

a. Die entartete Kirche und ihre Gegensätze.

Die Entartung der Kirche.

Wie das Kaisertum, das Feudalwesen und Rittertum und alle die weltlichen Schöpfungen des mittelalterlichen Geistes längst in Verfall geraten und entartet waren, so zeigten sich auch in dem geistlichen System, in Papsttum und Hierarchie, seit lange tiefliegende unheilbare Schäden. Auch der gewaltige Bau der mittelalterlichen Kirche war morsch geworden, und der Kindheit entwachsen rang der Menschengeist, sich den drückenden Fesseln hierarchischen Zwanges zu entwinden. Schon frühe waren schwere und gegründete Vorwürfe gegen die Mißbräuche in der Kirche laut geworden, die sich noch mehr steigerten, seit die Päpste nach Avignon gezogen waren und der leidenschaftliche Kampf mit Ludwig dem Bayern Kaisertum und Papsttum vollends zerrüttet hatte. Es war vor allem die schnöde Erpressung und Habsucht der Kurie, welche lauten Unwillen erregte. Die steigende Üppigkeit am päpstlichen Hofe und die Aufwendungen zur Behauptung der weltlichen Herrschaft erforderten unermeßliche Summen, die aus dem Beutel des armen gläubigen Volkes und den Erträgen der kirchlichen Ämter bestritten wurden. Fort und fort wußte der geschäftige Erfindungsgeist der Päpste diese Einkünfte zu steigern. Das Reservations- und Provisionsrecht, welches die Kurie bei erledigten kirchlichen Stellen beanspruchte, wurde immer weiter ausgedehnt. Die Konfirmationsgebühren bei Besetzung von Kirchenämtern, das von Johann XXII. ausgebildete Institut der Annaten, einer der Jahreseinnahme gleichkommenden Abgabe bei Verleihung kirchlicher Benefizien, die Ansprüche auf die »fructus medii temporis«, wonach die Einkünfte einer vakanten oder, was während der Kirchenspaltung nur allzu häufig vorkam, von einem Schismatiker besetzten Stelle in die päpstliche Kammer fließen sollten, das Spolienrecht, d. h. der Anspruch auf die Hinterlassenschaft verstorbener Geistlichen, die Kommenden, wodurch man Laien, oft Kindern und unfähigen Personen, gegen eine hohe Kaufsumme eine Pfründe „empfahl", d. h. ihnen die Einkünfte derselben überließ, ohne daß sie das geistliche Amt verwalteten, die Unionen und Inkorporationen, wodurch mehrere Pfründen in einer Hand vereinigt wurden, die Exemtionen und Dispensationen, die Indulgenzen und Abläße, die Kreuzzugssteuern und Jubeljahre, und wie alle jene finanziellen Erfindungen der Päpste hießen, sie waren ebenso unwürdig, mißbräuchlich und verderblich als ergiebig für die unergründlichen Schatzkammern zu Rom und Avignon. Mit scharfem Blick spähten jene Päpste des vierzehnten Jahrhunderts umher, um neue Einnahmen zu ersinnen, alte Gebräuche, in ihrem Ursprung oft wohlgemeint, gewinnbringend auszunutzen, ob auch darüber die Zucht der Kirche und die Sitte des Volks zerfielen und die Ehrfurcht vor dem Heiligen schwand. Das hierarchische System ging durch selbstverschuldete Entartung seinem Unter-

gang entgegen. Denn das Beispiel, welches die päpstlichen Höfe gaben, wurde von den Bischöfen und Prälaten getreulich befolgt. Die Würden, die sie meist mit Geld gekauft, hatten für diese kein anderes Interesse und keinen Wert, als eine Quelle des Geldverdienstes und der Erpressung zu sein. Und mit diesem Mißbrauch der kirchlichen Ämter zu schnödem Gewinn und Entwürdigung der Religion zu schamlosem Eigennutz hielt die sittliche Verwilderung der Geistlichkeit gleichen Schritt. Wenn wir die Schriften eines Nikolaus von Clemangis, Heinrich von Langenstein, Matthäus von Krakau, Theodorich von Niem lesen, so schaudern wir vor dem Abgrund von Unsittlichkeit und tiefer Verderbnis, der sich uns eröffnet. „Avignon und Rom hieß ein neues Sodom und Babylon, es ging die Rede, daß dort das Christentum als eine nützliche Fabel gelte."

An Weltlust und Üppigkeit, an Prachtliebe und Hoffart thaten es die geistlichen Fürsten nicht selten den weltlichen zuvor. In Gold und Seide gekleidet, den Falken auf der Faust, mit Sporen am Fuß, zogen die Prälaten jener Zeit zur Jagd und zu Turnieren oder mit Schwert und Panzer in die Fehde, aber um das Seelenheil der ihm anvertrauten Herde kümmerte sich keiner. Wie die hohen Kirchenwürden und die Stellen in den Kapiteln als fette Pfründen für die jüngeren Söhne des Adels betrachtet wurden, so waren die Klöster und Mönchsorden der Tummelplatz der Unwissenheit und Ausgelassenheit. Wenn einer träge und arbeitsscheu ist, sagt ein Zeitgenosse, und in üppigem Müßiggang leben will, so geht er zur Kirche. Da sitzen sie in den Schenken, zechen und würfeln und prassen den ganzen Tag, streiten und schreien im Weinrausch, lästern Gott und alle Heiligen und kommen dann aus den Armen ihrer Dirnen zum Altar Gottes! Die Leichtigkeit, mit der man die geistliche Weihe gegen eine Geldabgabe erlangte, und das genußreiche Leben lockten Scharen von Untauglichen, Unwissenden und Trägen in den geistlichen Stand. Die Klöster, einst die Sitze der Bildung und Wissenschaft, die Zufluchtsstätten frommer Andacht und ruhebedürftiger Gemüter, wie waren sie in Roheit und Wüstheit entartet! Da konnte gesagt werden, es sei heutzutage einerlei, ob man seine Tochter mit dem Schleier der Nonnen bekleide oder sie öffentlicher Lust preisgebe! „Von der ursprünglichen Regel war oft kaum der Schein geblieben, ja man gelobte sich, sie nicht mehr zu halten; Klöster galten als Sitze der Schamlosigkeit, ihre Mauern bargen Verbrechen wider die Natur." Das kirchliche Eheverbot bestand zum Ärgernis und Spott der ganzen Christenheit, allein gegen eine Abgabe gestattete man den Geistlichen, sich öffentlich Beischläferinnen zu halten, ja oft verlangten Gemeinden das geistliche Konkubinat zu ihrer eignen Sicherheit. Gleich ihren Trägern war auch die Religion selber entartet. Der Gottesdienst bestand in unverständlichen Formen, in wüstem Aberglauben, in abgöttischer Marien- und Heiligenverehrung, in maßlosem Wunderglauben, Reliquien- und Bilderdienst. Es konnte nicht fehlen, daß sich allenthalben bei Einsichtigen und Wohlmeinenden, wie in dem mißbrauchten und irregeleiteten Volke ein tiefer Unwillen über

dies ganze System der Priesterherrschaft regte. Und wie mußten erst jetzt, da der gewaltige Bau der katholischen Kirche in sich selbst gespalten war, auch dem Gläubigsten und Ehrfurchtsvollsten die Augen aufgehen über den Abgrund, vor dem die Kirche Christi stand. Der laute Schmerzensschrei des Volkes verlangte eine Reformation derselben an Haupt und Gliedern.

Die kirchliche Opposition.

Wie einst in den Tagen des dritten Innocenz, als die Kirche und das Pontifikat den Gipfel der Macht und des Glanzes erstiegen und das apostolische Hirtenamt zu einer Weltherrschaft voll irdischer Pracht und Herrlichkeit geworden war, die Herzen vieler Gläubigen eine tiefe Angst um das Heil der Seele erfaßte und jene Kämpfe und Institute hervorrief, die wir im vorigen Bande kennen gelernt, so trat auch im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ein ernstes Ringen gegen die Verweltlichung der entarteten Papstkirche zu Tage, das sich bald in der Entstehung neuer frommer Genossenschaften und Sekten, bald in schwärmerisch-sinnlichen Andachtsübungen und Büßungen, bald in mystischer Vertiefung und Gemütserschütterung offenbarte. Jene großartige Opposition, die sich einst im südlichen Frankreich so drohend erhoben, war durch die blutige Energie der hierarchischen Kirche, „die keinen Jammer und kein geknicktes Gefühl scheute", und durch den Schergendienst der eigennützigen weltlichen Macht niedergeschlagen worden, und die zerstreuten und verachteten Reste einiger Sektengemeinden, die der Verfolgung entgangen in der Verborgenheit fortbestanden, vermochten nicht, dem Klerus Furcht oder Sorge zu erregen. Aber die Quelle, aus welcher jener Widerstand geflossen, war in der Menschenbrust noch nicht versiegt, und wie sehr immer Inquisition und geistlicher Fanatismus sich abmühten, das Geistes- und Gemütsleben durch die starre Gewalt des Dogmatismus und die eiserne Strenge der Kirchengesetze niederzuhalten und vor jeder häretischen Abweichung und Sonderung zu bewahren, dennoch wurde der heilige Schatz nie ganz erschöpft, sondern regte sich immer von neuem der Trieb, die entartete Kirche auf das apostolische Vorbild zurückzuführen und das entstellte Zerrbild nach der in den heiligen Schriften aufgestellten Urform zu reinigen und zu verbessern. Wie verschieden immer diese kirchliche Opposition sich in ihren Richtungen und Grundsätzen zeigen mochte, in der Verwerfung der Hierarchie mit dem Pontifikat, dem Festhalten an der apostolischen Armut gegenüber dem genußsüchtigen, verweltlichten Klerus und in der Hervorhebung der inneren Erweckung und Glaubensinnigkeit im Gegensatz zu dem Dogmatismus der herrschenden Kirche trafen alle diese neuen religiösen Anschauungen und Lehrsysteme zusammen; in der negativen und polemischen Haltung gegen die hierarchische Tyrannei und die sittliche Versunkenheit waren alle Gattungen der kirchlichen Opposition einig. Wenn aber trotz alledem die Papstkirche schließlich über alle ihre Gegner obsiegte, so lag die Ursache davon nicht bloß in der Ohnmacht des Schaffens dieser oppositionellen Gewalten und in ihrem Unvermögen, eine neue christliche Lebensgemeinschaft zu schaffen und ein positives Lehrgebäude auf

gesunden Grundlagen aufzurichten, als in dem festen Organismus des römischen Kirchentums, welcher die Menschheit mit tausend Banden umschlang und gefesselt hielt.

1. Geistliche Brüderschaften.

Klug und scharfsichtig erkannte die katholische Kirche rasch alle geistigen Regungen in ihrem wahren Wesen, und das Gleichartige und Verwandte von dem Feindlichen unterscheidend, war sie beflissen jenes sich anzueignen und in ihrem weiten Schoß zu bergen und nützlich zu verwerten, während sie das letztere, auch wenn es unter befreundetem Gewande auftrat, gewaltthätig zu vernichten strebte. Wir wissen, welchen Gewinn das Pontifikat aus dem Prinzip der Armut in den Bettelorden für seine Machtstellung zu ziehen wußte; als aber Gerhard Segarelli aus Parma nach dem Vorbilde und mit der Tracht und äußeren Erscheinung der Franziskaner die Gesellschaft der „Apostelbrüder“ gründete, die ohne durch Gelübde gebunden zu sein, bußpredigend und den bevorstehenden Anbruch des Reiches Gottes verkündend, umherzogen, wurde der neue Bettelorden, welcher den nahen Untergang des Papsttums nach den Bildern der Apokalypse erwartete, verboten und der Stifter in seiner Vaterstadt verbrannt. Allein in seinem Jünger Dolcino aus Novara, einem Manne von lebhaftem Geist und gewinnendem Wesen, erhielt die „apostolische Gesellschaft“ der Brüder und Schwestern, die in freiem Gehorsam ohne Gelübde und äußern Zwang die geistige Erneuung der Welt erstrebten, ein bedeutenderes thatkräftiges Haupt. In prophetischen Sendschreiben verkündigte Dolcino, daß die Zeit gekommen sei, wo durch die Rückkehr zur apostolischen Armut die Kirche aus ihrer Versunkenheit erlöst und der Herrschaft des Antichrists ein Ende bereitet werden sollte. Bis auf Papst Silvester sei die Kirche in Reinheit und Vollkommenheit bestanden; „Jungfräulichkeit und Keuschheit sei besser gewesen als Ehe, Armut besser als Reichtum, nichts Eignes zu haben besser als Güter zu besitzen“. Von der Zeit an aber sei in allen Ständen der Hierarchie die Liebe durch Hingebung ans Irdische erkaltet; und wenn auch der allmähliche Übergang der Kirche zu Macht und Reichtum als geschichtliche Notwendigkeit anerkannt werden möge, so habe doch jetzt die Verderbnis eine solche Höhe erreicht, daß die päpstliche Kirche nicht länger als die Kirche Gottes gelten könne, sondern „als die verworfene, fruchtlose, abgefallene, die Hure der Apokalypse“. Ausgenommen von dem allgemeinen Verdammungsurteil wird nur Cölestin V. (VII, 362), jener Eremitenpapst Peter von Murrone, den Bonifacius VIII. im Kerker sterben ließ. Die ganze geistliche Gewalt, welche Christus der Kirche und dem Apostel Petrus verliehen, gehe, wenn die bevorstehenden Strafgerichte Gottes den Papst und die lasterhafte Hierarchie vernichtet haben würden, auf die von Gott gesandte und erwählte geistliche Gemeinschaft und ihr heiliges Oberhaupt über. „Der Verweltlichung der Kirche stellte Dolcino entgegen eine gänzliche Entweltlichung durch eine auf freie Weise vermöge eines bloß innerlichen Bandes ohne Zwang und Gesetz mit Aufhebung alles Eigentums und aller Ungleichheit alle vereinigende Gemeinschaft der Liebe.“ An die Stelle der Ehe setzte er eine rein geistige Gemeinschaft zwischen Mann und Frau, wie er denn selbst mit seiner Schwester Margarete in solcher geistigen Gemeinschaft zusammenlebte. Die Apostoliker verschmähten Klöster und Gelübde und legten auf geweihte Kirchen keinen Wert. Wie viel Schwärmerisches und Ungesundes in Dolcinos Lehren enthalten war, dennoch folgten ihm Tausende von gläubigen Anhängern. Vor den Verfolgungen der Inquisition rettete er sich lange durch Verleugnung der Wahrheit; endlich als er mit einer Schar, die sich auf etliche Tausend belief, in der Gebirgsgegend von Novara und Vercelli seinen Aufenthalt nahm und im Vertrauen auf einen mit der Wiederkehr des

Die Apostelbrüder.

1300.

deutschen Kaisertums nahenden Umschwung der Dinge einen offenen Krieg gegen die herrschende Kirche begann und von dem Berge Zabello aus sich durch Raubzüge die nötigen Lebensbedürfnisse verschaffte, wurde von dem Bischof von Vercelli ein Kreuzzug wider die Schwärmer gepredigt. Zwei Jahre lang verteidigten sich die Apostelbrüder mit der größten Tapferkeit, bis sie von Hunger und Übermacht erdrückt teils umkamen, teils in Gefangenschaft gerieten. Unter den letztern war Dolcino; er ertrug mit wun-
1307. derbarer Standhaftigkeit den martervollen Tod, zu dem ihn die Rachsucht und der Fanatismus seiner Feinde verdammte. In seiner Wanderung durch die Hölle erfuhr Dante von Mohammed, daß Fra Dolcino wohl bald in die Region herabsteigen werde, wo die Verbrecher sich befanden, „die im Leben Zwietracht säeten und Spaltung“. Mit dem Untergang der Apostelbrüder erlosch in Italien die große Opposition, die ein Jahrhundert lang Papsttum und Hierarchie zu erschüttern gesucht. Wie berechtigt auch ihre Angriffe gegen die entartete und verweltlichte Kirche waren und wie manche echt evangelische Wahrheit von ihnen geltend gemacht wurde, dennoch mußten sie zu Grunde gehen, nicht allein durch die gegnerische Übermacht und die Waffen der Inquisition, sondern auch durch ihre eigne Maßlosigkeit und phantastische Extravaganzen. Beweise von Mut, Seelenstärke und Standhaftigkeit bis zum Märtyrertod haben die Apostelbrüder, wie einst die Albigenser und Waldenser, in den schweren Zeiten der Verfolgung gegeben, aber die Grenzlinie zwischen Vernunft und Schwärmerei haben sie nicht einzuhalten gewußt; indem sie die erhabenen Ideen des Christentums zu Zerrbildern verunstalteten, gruben sie sich ihr eignes Grab. Die von ihnen verkündigte Katastrophe der geistigen Wiedergeburt war für sie selbst der Wendepunkt zu Tod und Verderben.

Wiclef und die Lollharden. Die romanische Menschheit hatte sich unfähig erwiesen, die Kirche zu reformieren und auf den Urgrund des Evangeliums zurückzuführen. Diese große Aufgabe war dem germanischen Stamme vorbehalten. Wenn auch die von Wiclef und seinen Jüngern versuchte Reformation, deren Schicksale wir früher kennen gelernt (S. 43 f.), nicht vermögend war, die Macht der Hierarchie zu brechen und das kunstvoll zusammengefügte Lehrgebäude der römisch-katholischen Kirche zu Fall zu bringen, so hatte doch das ganze Auftreten der Lollharden einen solideren Boden, das ganze Werk einen gesunderen Charakter und eine praktischere Tendenz. Die Zeit war freilich noch nicht erfüllt, die Bildung noch nicht so weit gereift, daß eine Reformation der Kirche auf echt christlicher apostolischer Basis hätte durchgeführt werden können; aber die ausgestreute Saat ist nicht überall auf steinigen und dornigen Boden gefallen.

Die Spiritualen. Selbst aus den Bettelorden, die wir als die Hauptstützen des Papsttums, als die eigentliche Miliz desselben kennen gelernt, erstanden der Kurie Widersacher. Wir wissen, daß in dem Franziskanerorden die eifrigen Minoriten oder Spiritualen mit den gemäßigten Gliedern „den Brüdern der Gemeinschaft“ (Konventualen) über den Güterbesitz frühe in Streit geraten waren (VII, 82). Die Päpste erklärten sich für den Grundsatz und die Praxis der Konventualen und zogen sich dadurch den leidenschaftlichen Haß der Gegenpartei zu, welche, gestützt auf die prophetischen Aussprüche des Joachim von Floris (VII, 84), ein neues Zeitalter des Heil. Geistes gegenüber der am irdischen Besitz hängenden Kirche der Gegenwart erharrte. Johann XXII., jener habgierige und prachtliebende Papst in Avignon, mußte in der Lehre, daß Christus und die Apostel ohne jegliches Eigentum gewesen und somit die Minoriten der strengen Regel die wahren Nachfolger jener seien, eine Verdammung seiner selbst erblicken; er erklärte daher die Behauptung für häretisch, verwarf den von seinen Vorgängern erfundenen Ausweg, durch eine Scheinbesitznahme für die Kirche bedenkliche Gewissen zu beruhigen, indem er den Franziskanergütern feierlich entsagte, und überantwortete

die Widerstrebenden der Inquisition. „Und viele sind auf dem Scheiterhaufen freudig dafür gestorben, daß sie auf Erden nichts besitzen wollten.“ Aber weder Bann noch Inquisition vermochten die Spiritualen von ihrer Ansicht abzuschrecken; es wurde erwähnt (VII, 888), mit welchem Eifer Michael von Cesena und andre Minoritenbrüder die Sache Ludwigs des Bayern wider das Papsttum führten: ausgezeichnet durch Talente und Gelehrsamkeit, ehrwürdig durch ihren Wandel, durch ihre Armut kräftig und kühn wie die Apostel, bildeten sie eine starke Macht gegen das dem „Schlamm der Welt“ verfallene Papsttum, das meistens unreinen Händen anvertraut war. Nach des Kaisers Tod schweiften die Spiritualen als Flüchtlinge umher und gründeten einige Niederlassungen, „oft überwältigt, aber unbesiegt durch Gewalt“, bis sie durch Zugeständnisse zum großen Teil versöhnt als „Minoritenbrüder der strengen Observanz“ neben den Konventualen Anerkennung erlangten und in Selbständigkeit unter eignen Oberen fortbestehen durften (VII, 82).

Begharden u. Beguinen.

Der Kampf der Bettelmönche gegen das Papsttum war ein Bürgerkrieg innerhalb der Kirche, der bei der Gleichheit der Interessen und Ziele schließlich einen friedlichen Abschluß finden mußte; je mehr aber die Opposition in Kreise eindrang, welche entweder dem Laienstand angehörten oder eine Mittelstellung zwischen diesem und dem Mönchtum einnahmen, desto hartnäckiger behauptete sie sich in ihrem Gegensatz zu dem herrschenden Kirchentum. Wir wissen, daß die Bettelorden, um ein möglichst weites Feld der Wirksamkeit zu erobern, auch solche Mitglieder in ihre Gemeinschaft zuließen, welche, ohne durch Gelübde sich zu verpflichten und der Welt zu entsagen, in einen freien Verband zu dem Orden traten (VII, 81). So bildeten sich Vereine, welche die Tracht und die Äußerlichkeiten des Klosterlebens annahmen, aber nicht von der Welt abgeschieden waren. Von der Art waren die Schwester- und Brüderschaften der Beguinen und Begharden, freie Vereine von Frauen und Männern zur Krankenpflege und Totenbestattung, welche, in eignen Beguinenhöfen in den Niederlanden lebend, „den vermittelnden Übergang vom Zwange des Mönchs- und Klosterlebens zur Freiheit des Laienlebens bildeten“. In dem Streite der Minoriten gegen das Papsttum hielten sie zu der strengen Partei der unbedingten Armut und teilten daher auch mit dieser den Makel der Ketzerei. Von ihrem leisen Totengesang Lollharden („Rollbrüder“) genannt, wurden sie durch die Schmachreden des Klerus bald der Gegenstand des Hasses und der Verachtung, also daß man in England die Anhänger Wiclefs mit dem Brandmale ihres Namens bezeichnete. Lange beunruhigt und verfolgt, wurden endlich diejenigen, welche bloß für Werke der Mildthätigkeit lebten, vor der Inquisition geschützt.

Die Brüder des gemeinsamen Lebens.

In derselben „Heimat des rein praktischen Sinnes“ bildete sich auch unter der mächtigen Einwirkung Gerhard Groots von Deventer in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts der Verein der „Brüder des gemeinsamen Lebens“. Ohne durch ein Mönchsgelübde gebunden zu sein, heißt es bei Baur, lebten sie in ihren Brüderhäusern zusammen und suchten durch Erbauungsstunden (Kollatien), an welchen jeder, der wollte, teilnehmen konnte, durch Volks- und Jugendunterricht und verschiedene nützliche Beschäftigungen (z. B. Bücherabschreiben) ein christlich-religiöses Leben bei sich und bei andern zu befördern. Gestützt auf das Kloster regulierter Chorherren zu Windesheim, ihren geistigen Mittelpunkt, gewann die Brüderschaft, die auch Laien heranzog und Schwesterhäuser gründete, sowohl in den Niederlanden als im nördlichen Deutschland eine weite Verbreitung und entfaltete eine ausgedehnte wohlthätige Wirksamkeit, die bald die Eifersucht der Bettelmönche erregte. Die Brüder des gemeinsamen Lebens ließen sich jedoch durch Angriffe und Verdächtigungen nicht irre machen, und der Zeitgeist war auf ihrer Seite. Man hatte sich bereits davon ent-

wöhnt, das Ideal christlicher Vollkommenheit in den Bettelorden zu suchen. Ihr Leben teilend zwischen religiösen Übungen, Handarbeit und Studien, „doch diese nur soweit sie zur Besserung dienen“, wirkte die Brüderschaft auf christlich wissenschaftliche Jugendbildung und auf das Lesen der Schrift in der Volkssprache; aber „das eigentliche Ziel war des eignen Herzens Friede“.

2. Geißler und Mystiker.

Allen diesen Erscheinungen lag das Bestreben zu Grunde, die christliche Idee der Weltüberwindung und Weltentsagung mit kräftigern Mitteln, als die Kirche sie bot, zu verwirklichen, das Reich Gottes mit neuen Waffen und geistigen Anstrengungen zu erobern. Das Gefühl, daß die Papstkirche mit all ihren Gnadenmitteln nicht vermöge, der Seele zum ewigen Heil zu verhelfen, daß die Bettelorden nicht mehr als Abbild des reinen apostolischen Lebens gelten könnten, daß ein ernsteres, schmerzhafteres Ankämpfen gegen die sündige Welt und das Gelüsten des Fleisches not thue, war die treibende Kraft aller dieser Versuche, einen neuen Weg des Heils unabhängig von der Kirche zu finden. Diese Seelenangst, dieser Drang nach dem Reiche Gottes bildete auch den tiefen Urgrund der Geißlergenossenschaften und der Gottesfreunde oder Mystiker, welche beide die Idee der Weltüberwindung, der versöhnten Hingebung an Gott und des innern Seelenfriedens in das irdische Menschenleben einzuführen trachteten, jene durch Abtötung des Fleisches und Selbstpeinigung, diese durch innerliche Zerknirschung und kontemplatives Gemüts- und Geistesleben. Obgleich in ihrem Entstehen nicht kirchenfeindlich, gingen sie doch auch nicht von der Kirche aus, sondern nahmen zu dem herrschenden Kirchenwesen eine solche Stellung, daß ein tiefes Mißtrauen in die Wirksamkeit der Gnadenmittel und der scholastischen Religionswissenschaft nicht zu verkennen war und deutlich zu Tage trat, wie der Sündenerlaß der Geistlichkeit und die leichte Buße ihrem Gewissen nicht Genüge thaten, ihres Herzens Angst und Sehnsucht nicht zu stillen vermochten.

Die große Geißlerfahrt und die Not der Zeit. Schon im dreizehnten Jahrhundert, als unter den wilden Parteikämpfen der Guelfen und Ghibellinen die Laster und Verbrechen sich häuften, wurden die Städte Italiens durch Scharen der Flagellanten erschreckt, welche von Perugia aus unter Bußgesängen einherzogen und sich den entblößten Rücken bis aufs Blut geißelten, um eine Sühnung mit Gott zu erzielen (VII, 295). Wie damals in Italien, so wurden gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Länder und Städte diesseits der Alpen, insbesondere die Gegenden am Rhein, von ähnlichen Erscheinungen heimgesucht, als die Schrecknisse der englisch-französischen Kriege und die Verheerungen des „schwarzen Todes“, welche der angsterfüllten Menschheit als göttliche Strafe für die herrschende Sündhaftigkeit galten, zur Reue und Bußfertigkeit anregten. Es bildeten sich Geißlervereine von Kreuzbrüdern, welche unter Bußgesängen von Ort zu Ort zogen, den Leib mit Geißeln blutig rissen und Christum anriefen, „um im Gedächtnis seines Leidens durch ihre blutige Buße das große Sterben abzuwenden“. Sie standen unter selbstgewählten Meistern, die in der Regel nicht dem Klerus angehörten und auf Grund der Marterbuße die Absolution erteilten. Einen neuen Impuls erhielt die Geißlerschwärmerei gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts, als die Gewissen der Menschen durch das große Schisma beunruhigt wurden. In dieser dritten Periode waren wieder die romanischen Länder und die britischen Inseln der Schauplatz der Geißlerzüge. Während der Dominikaner Vinzenz Ferrer aus Valenzia, eine Zeitlang Beichtvater der Königin Jolante von Aragonien, an der Spitze wandernder Geißlergemeinden die Städte Spaniens, Frankreichs und Britanniens durchzog und durch feurige Bußpredigten und Bußlieder die Gemüter der Menschen erschütterte, richtete die „Brüder-

schaft der Weißen“ ihren Zug gegen Rom. Anfangs waren die Päpste der Bewegung günstig; sie erblickten in den Flagellanten der ersten Periode eine heilsame Anregung für die Partei der Kirche gegen die Ghibellinen. Aber bald nahmen sie Anstoß an dem eigenmächtigen Auftreten der Büßergesellschaften, welche in schwärmerischem Enthusiasmus alle kirchlichen Bußen und Heilmittel gegen die Bluttaufe der Geißel herabsetzten und ohne Vermittelung des Klerus Gnade und Absolution suchten. „Hinweg über alles, was die Kirche mit ihrer unkräftigen priesterlichen Vermittelung zwischen den Sünder und Erlöser stellt, wollten sie, um unmittelbar aus der allein wahren Heilsquelle den Trost der Vergebung der Sünden zu schöpfen, sich ganz in das Leiden Christi selbst versenken. Sein Bild stand mit allen Wundenmalen seines Leidens vor ihrer Seele. Allem was sie thaten und an sich trugen, war die Gestalt eines Kreuzes aufgedrückt, durch die Geißelschläge, mit welchen sie sich blutig schlugen, wollten sie seinen bis zum Tode gemarterten Leib und in der Zahl der dreiunddreißig Tage, die sie zur Vollbringung ihrer Geißelbuße umherzogen, sein ganzes den Sündern geopfertes irdisches Leben sich darstellen.“ Schon im Jahr 1349 verdammte Clemens VI. in einem Sendschreiben an die deutschen Erzbischöfe das alle kirchliche und weltliche Ordnung bedrohende Bußverfahren der Geißler; im Jahr 1399 ließ Bonifacius IX. das Haupt der „Brüderschaft der Weißen“ hinrichten. Diese feindselige Haltung der Hierarchie entflammte die Geißelbrüder zum bittersten Haß. „Ein Geißlerverein, dem in Thüringen die Inquisition Scheiterhaufen errichtete (seit 1414), erklärte den Klerus für den Antichrist, verwarf allen Kreuz-, Bilder- und Heiligendienst und setzte die Bluttaufe der Geißel an die Stelle aller kirchlichen Sakramente.“ Dagegen gab Vinzenz Ferrer, welcher dem Avignoner Papsttum als Heiliger zur Seite gestanden, wie die heilige Katharina von Siena dem römischen, den Abmahnungen der in Konstanz versammelten Väter Gehör. Die bei den Bußaufzügen in Deutschland gesungenen Lieder bezeichneten auch dadurch ihren Gegensatz zur Kirche, daß sie in der deutschen Landessprache verfaßt waren. „Was so unmittelbar aus der innersten Herzensempfindung kam, konnte in keinem andern als dem natürlichsten Medium ausgesprochen werden.“ Das vom Schmerz der Sünde zerknirschte Gemüt konnte seinen Gefühlen nur in echt nationalen Lauten und Tönen ohne alle fremdartige Vermittelung Ausdruck geben.

Auch jene Erscheinung krankhafter Religionsschwärmerei, welche sich in den Jahren 1374 und 1418 in einigen Städten am Rhein und in Südfrankreich in den phantastischen Aufzügen der Tänzer kund gab, hatte ihre Quelle in derselben geistigen Grundanschauung, daß die kirchlichen Mittel unzulänglich seien, daß nur durch einen gewaltsamen Durchbruch Sünde und Elend überwunden werden könnten. Es war dieselbe „sinnliche Andacht in Krämpfen von Wollust und Schmerz“, welche gleich dem Geißlerwahn die Menschen wie eine Epidemie erfaßte und den Zeitgenossen als ein dämonisches Besessensein erschien, welches man durch Anrufung des heil. Veit zu beschwören suchte. Die Veitstänzer.

Die Chroniken der Zeit, insbesondere „die Limburger Chronik“ des Tileman Elhem von Wolfhagen (bis 1398), die „Straßburger Chronik“ des Fritsch Closener († 1384) bis 1360 und die „Elsässische und Straßburgsche Chronik“ des Jakob Twinger von Königshoven († 1420), vgl. Höniger, Der schwarze Tod in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte des vierzehnten Jahrh. Berlin 1882 ergehen sich in ausführlichen Beschreibungen der „großen Geißelfahrt“, aus denen wir einzelne Züge, dem einen oder andern entlehnt, beifügen wollen: „Anno 1349 da kam ein großes Sterben in Teutschland. Das ist genannt das große Sterben und das erste. Und sturben an den Drüsen (bösen Geschwüren). Und wen das anging, der starb am dritten Tag. Und in der Maßen sturben die Leut in den Die Berichte der Chroniken.

großen Städten, zu Cölln, zu Maynz u. s. w. meistlich hundert Menschen am Tag. Das währete in jeglicher Stadt und Land mehr denn ein viertel Jar.“ (Es ist von diesem großen Sterben, das alle Länder Europas durchzog und als der „schwarze Tod“, in England als der „faule Tod“ bezeichnet ward, in den obigen Blättern schon mehrfach Erwähnung geschehen. Die Verheerungen waren so furchtbar, daß die Erinnerung daran noch lange im Gedächtnis der Menschen fortlebte. Manche Orte starben ganz aus; volkreiche Städte wurden auf die Hälfte oder zwei Drittel ihrer Bevölkerung gebracht. Diesseits und jenseits des Meeres in allen christlichen und heidnischen Ländern wütete die Seuche. Kaum der dritte Teil der Menschen blieb am Leben; in Deutschland war das Sterben nicht am stärksten, doch wurden zu Straßburg über 16,000 Menschen begraben. Im ganzen starben mehr Arme als Reiche, vorzüglich in den Städten, welche noch sehr eng und unreinlich gebaut waren. Das Volk warf die Schuld auf die Wucherjuden. Es ist erwiesen, daß genuesische Kaufleute das Übel aus der Levante mitgebracht, und insofern mögen denn auch die Juden zur Verbreitung mitgewirkt haben. Aber das Volk sprach, sie hätten die Brunnen vergiftet. An einigen Orten wurden sie auf der Folter zum Geständnisse gebracht. Schon früher geschahen aus ähnlichen Veranlassungen Judenverfolgungen. Diesmal erhob sich wie auf Verabredung das Volk fast zu gleicher Zeit in den meisten Städten, trieb die Juden zusammen und verbrannte sie in ihren Häusern. Wer wollte wehren, wo kein oberster Richter anerkannt war und die Stände gegeneinander selbst alle Arten von Bedrückungen verübten?) „Da das Volk den großen Jammer sahe vom Sterben, das auf dem Erdreich war, da fielen die Leut gemeinlich in große Reue ihrer Sünden und suchten Pönitentien, und thäten das mit eignem Willen, und nahmen den Papst und die heilige Kirch nicht zu Hülf und zu Rath, was große Thorheit war und große Unvorsichtigkeit und Versäumniß und Verstopfung ihrer Seelen. Und verhafften (verbanden) sich die Mannen in den Städten und im Land, und gingen mit den Geißeln, hundert, zwei oder dreihundert oder in der Maß. Und war ihr Leben also, daß etlich Partey gingen 30 Tage mit den Geißeln von einer Stadt zu der andern, und führeten Creutz und Fahnen als in den Kirchen, und mit Kerzen und mit der Procession. Und wo sie kamen vor eine Stadt, da gingen sie mit einer Procession zwei bei einander bis in die Kirchen, und hatten Hüte auf, daran stund vornen ein roth Creutz, und jeglicher trug seine Geißel vor ihn und sungen ihre Leichen also:

Nu ist die Betefahrt also here,
Christ fuhr selber gen Jerusalem;
Er führte ein Creutz in seiner Hand,
Nu helfe uns der Heiland!

Nu ist die Betefahrt also gut,
Hilf uns, Herre, durch dein heilig Blut,
Das Du an dem Creutze vergossen hast,
Und uns in dem Elend gelossen hast.

Nu ist die Straße also bereit,
Die uns zu unser Frauen treit,
In unser lieben Frauen Land
Nu helfe uns der Heiland.

Wir sollen die Buße an uns nehmen,
Daß wir Gott desto baß gezemen
Alldort in seines Vaters Reich.
Des bitten wir Dich alle gleich.
So bitten wir den heilgen Christ
Der aller Welt gewaltig ist.

Wenn sie in die Kirchen kamen, so knieten sie nieder und sangen:

Jesus ward gelabet mit Gallen:
Deß sollen wir an ein Creutze fallen!

Bei diesen Worten fielen alle kreuzweis auf die Erde, daß es klapperte, und so sie eine Weile also gelegen, hub ihr Vorsinger an und sang:

Nu hebet auf eure Hände,
Daß Gott dies große Sterben wende.
Nu hebet auf euere Arme,
Daß sich Gott über uns erbarme.

Dann stunden sie auf; und so thaten sie drei Stund. Wann sie zum letzten Mal aufgestanden, dann traten Leute aus der Stadt heran und luden die Geiseler heim, einer vier, sechs oder sieben und thäten ihnen gütlich über Nacht. Am Morgen gingen sie wieder hinweg in einer Procession mit Creutzen in eine andere Stadt.

Und dies war ihre Regel: Wer in die Bruderschaft wollte und an die Buße treten, der mußte 33 Tage darinne sein und bleiben, und mußte darum so viele Pfennige haben, daß ihm alle Tage vier Pfennige zu Gebote standen; und darum durften sie von Niemanden etwas heischen oder fordern und in kein Haus kommen, man lüde sie denn ein und führete sie ohne ihr Heischen hinein. Auch durften sie zu keiner Frau reden; wer aber das brach, der kniete vor seinem Meister und beichtete es ihm, und dieser setzte ihm eine Buße und schlug ihn mit der Geißel auf den Rücken und sprach:

Steh auf durch der reinen Marter Ehre
Und hüte dich vor der Sünden mehre.

Sie hatten auch ein Gesetz, daß sie Pfaffen möchten unter sich haben, aber keiner sollte Meister unter ihnen sein noch an ihren Heimlichkeiten Rath geben. Wann sie nun wollten büßen (also nannten sie das Geißeln), das war am Tage zweimal, frühe und spät, so zogen sie zu Felde aus; da läutete man die Glocken und es gingen je zween und zween und sungen ihren Leich also wie vorher gesagt; und wann sie kamen an die Geißelstatt, so zogen sie sich aus nackend und barfuß bis an die Hüfte und zogen Kittel oder weiße Linnen an und die gingen ihnen von dem Nabel bis auf die Füße und legten sich nieder in einen weiten Kreis; und wie jeglicher gesündet hätte, darnach legte er sich. War er ein meineidiger Bösewicht, so legte er sich auf eine Seite und streckte seine drei Finger auf; war er ein Ehebrecher, so legte er sich auf den Bauch; so legten sie sich mancherweis nach mancherlei Sünde; dabei erkannte man wohl, was für Sünde jeglicher gethan hatte. Nachdem sie sich so gelegt hatten, so fing ihr Meister an, wo er wollte, und schrie über einen und rührte ihn mit seiner Geißel und sprach:

Steh auf durch der reinen Marter Ehre
Und hüte dich vor der Sünden mehre.

So schreit er über sie alle, und über welchen er schreit, der steht auf und schreit dem Meister nach über die vor ihm liegen, bis sie alle aufgestanden, und sangen dann und geißelten sich mit Riemen, die hatten vorne Knoten. Und wann sie sich also gegeißelt und gesungen, so las einer unter ihnen einen Brief und sie sprachen, der Engel hätte ihn vom Himmel herab gebracht, und in dem Brief stand, wie daß Gott erzürnt wäre über der Welt Sünde und wollte sie haben untergehen lassen; da wurde er gebeten von seiner Mutter und von seinen Engeln daß er sich sollte erbarmen über die Welt; und viele andere Dinge standen in demselben Briefe geschrieben; und wenn der Brief gelesen war, so zogen sie wieder in die Stadt singend je zween und gingen ihren Fahnen und Kerzen nach.

Auch wann sie sich geißelten, so war gar groß Zulaufen und das Volk wähnte und glaubte, daß der Brief von dem Himmel herabgekommen wäre, und alles, was sie sagten, das sei wahr. Und wenn die Pfaffen sprachen, wodurch man erkennen sollte, daß die Geißelfahrt

gerecht wäre und wer den Brief besiegelt hätte, da antworteten sie und sprachen, wer die Evangelien besiegelt hätte. So brachten sie die Leute dazu, daß man den Geißlern mehr glaubte als den Priestern, und wo sie in die Städte kamen, da kam gar viel Volkes in ihre Brüderschaft, die auch Geißler wurden. Zu Straßburg kamen mehr denn tausend Männer in ihre Gesellschaft, und sie theilten sich so, daß ein Theil aufwärts, der andere abwärts ging. Und es kam so viel Volkes in ihre Brüderschaft, daß es verdroß den Papst und den Kaiser und die Pfaffheit. Und der Kaiser schrieb dem Papst, daß er etwas dagegen thäte, sonst verkehreten die Geißeler alle Welt; denn sie maßten sich großer Heiligkeit an und sprachen, daß große Zeichen durch sie geschähen. — Darnach machten sich auch Frauen und Kinder auf und gingen in die Lande und geißelten sich. Zuletzt verbot der Papst ihre Fahrt und gebot allen Bischöfen, daß sie in ihren Bisthümern sollten die Geißeler abthun und verbieten. Wer sich geißeln wollte, der sollte sich heimlich in seinem Hause geißeln, so viel er wollte. So nahm die Geißelfahrt nach einem halben Jahr ein Ende."

Gottesfreunde und Mystiker in Deutschland und Niederland.

Der Verfall der Kirche und des Klerus, der mit Krieg und Pestilenz zusammentraf, führte viele von Zerknirschung und Erlösungsbedürftigkeit erfüllte Seelen dem Mystizismus in die Arme, der in dieser zweiten Periode seine beredtesten und thätigsten Verkündiger in Deutschland und in den Niederlanden fand. „Es gehörte immer zu dem eigentümlichen Wesen des deutschen Volkes," bemerkt Neander, „daß die Macht des religiösen Elements aus der Tiefe der Gemüter sich geltend machte, daß die Menschen von den Zerwürfnissen der Außenwelt und unfruchtbaren Menschensatzungen hingetrieben wurden, in den Tiefen ihres Innern Gott zu suchen und zu finden, daß ein verborgenes Leben in Gott hervorbrach im Gegensatz mit dürrer Begriffsrichtung, welche das Herz kalt und tot ließ, und gegen einen die Religion veräußerlichenden Mechanismus." Unwillig über die Sündhaftigkeit der Welt und die Entartung des Priesterstandes flüchteten sich religiöse Naturen und „Gottesfreunde" in ihr Inneres, um sich in mächtig gesteigertem Gefühle unmittelbar mit der Gottheit zu vereinigen. Sie setzten den Lastern der Welt die Ertötung der Sinnlichkeit und Kasteiung des Fleisches, der Genußsucht und Verweltlichung des Priesterstandes die Nachahmung des armen Lebens Christi entgegen und bekämpften die trockene Scholastik und ihre Spitzfindigkeiten und Grübeleien durch Gefühlswärme, Beschaulichkeit und Vertiefung in die göttliche Liebe und Weisheit und durch Erforschung der innersten Regungen und Empfindungen der Seele. Abgewendet von der hierarchischen Kirche suchten sie in gänzlicher Verleugnung des Menschen und der Welt die Seligkeit in dem vollkommenen Untergehen in Gott. Der Mystizismus hat mächtig auf Litteratur und Leben eingewirkt; und wenngleich die Lehre von der Demut und Selbsterniedrigung die Thatkraft lähmte, das Gemüts- und Gefühlsleben hier und da Schwärmerei erzeugte, so war doch der Einfluß auf die versunkene Menschheit von wohlthätigen Wirkungen. Der Mystizismus erschütterte die abergläubische Werkheiligkeit durch Tiefe und Innigkeit des Glaubens, setzte an die Stelle des ganz äußerlichen Kultus, des Marien- und Heiligendienstes, eine Religion des Herzens und die unmittelbare Verehrung des dreieinigen Gottes und wies auf die durch Legenden und Heiligengeschichten fast ganz verdrängte Bibel als Quelle des Glaubens hin. Dadurch veranlaßten die Mystiker deutsche Bibelübersetzungen, deren Zahl sich bereits auf fünfzehn belief, als die Luthersche erschien und durch ihre Vortrefflichkeit die übrigen in Vergessenheit brachte. So ähnlich indessen das Ziel ihrer Bestrebungen war, so verschieden waren die Wege der Mystiker. Die einen (wie der Dominikaner Meister Heinr. Eckart, † 1329, „der mit seinem Gefühle der Gottesnähe und mit seiner heiligen Liebesglut gleichsam schwindelnd auf einer Höhe steht, auf welcher der Unterschied zwischen Gott und Mensch, zwischen Christus und Christ, zwischen Gut und Böse verschwindet") vertieften sich in

philosophische Spekulationen und kamen auf pantheistische Grundsätze, die von der Kirche als häretisch verdammt wurden; andere pflegten eine mystisch-allegorische Art von Poesie (wie das Buch der sieben Grade, das Buch der Maide u. a.), worin sie das Streben der Seele nach einer Vermählung mit Gott sinnbildlich darstellten; die bedeutendsten aber, wie der geist- und gemütvolle Kanzelredner Joh. Tauler (Dominikanermönch in Straßburg, † 1361), der durch „geistige Armut und Demut ein Herzenserschütterer wurde und mit neuen Zungen zur geistlichen Armut als der rechten Gottgleichheit und zur Wollust des Todes in Gott reizte", und der von göttlicher Liebeswärme durchglühte Heinrich der Seuße (Suso, † 1365), der abwechselnd in Konstanz, Köln, Ulm u. a. Städten lebte und von Jugend auf „ein minnereiches Herz" besaß, das sich um aller Kreatur Trauer kümmerte", wirkten durch Predigten und Erbauungsschriften und bildeten die deutsche Prosasprache aus, die vor ihnen bloß in einigen Gesetzbüchern (VII, 317 ff.) angewendet worden war und bald nach ihnen auch in einigen Chroniken gebraucht ward. Taulers „Nachfolge des armen Lebens Christi" und Susos „Büchlein von der ewigen Weisheit" in Gesprächsform standen bei ihren Jüngern und Anhängern, die eine eigene Brüderschaft (die Jünger der ewigen Weisheit) bildeten, in hohem Ansehen. Auch Joh. Rusbrock († 1381), „der nach langem Kirchendienst ein Stillleben im Augustinerkloster Grünthal bei Brüssel suchte", stellte in seinen einfachen und doch schwungvollen Schriften das in Gott und die göttliche Liebe versenkte Leben als den „Zustand des höchsten Seins" der Veräußerlichung des religiösen Elements entgegen. Wenngleich die Kirche Bann und Verfolgung über die Mystiker und ihre Lehre verhängte, so dauerten sie doch fort und nahmen von Zeit zu Zeit einen neuen Aufschwung. So besonders im fünfzehnten Jahrhundert in den Niederlanden durch die oben erwähnte Brüderschaft des gemeinsamen Lebens. Unter den Mitgliedern und Jüngern dieser Brüderschaft verdienen eine besondere Auszeichnung Thomas von Kempen (d. i. der Augustiner Chorherr Thomas Hemmerken von Kempen im Kloster der heil. Agnes bei Zwolle, † 1471) und Johann Wessel aus Gröningen († 1489). Jener, der „durch seine Schriften voll freundlicher, oft spielender Bilder, wie durch seine Ratschläge aus der römischen Kirche in die Kirche des Herzens, in den stillen Umgang mit Gott und Jesu einführte", galt lange Zeit für den Verfasser des weitverbreiteten, in alle Sprachen übersetzten lateinischen Andachtsbuches von der Nachfolge Christi, worin gelehrt wird, daß die wahre innere Nachfolge Jesu im Ertöten der Selbstsucht und in unbedingt sich hingebender Gottesliebe bestehe; der letztere, ein ebenso frommer als geistvoller und mit glänzender humanistischer Wissenschaft ausgerüsteter Mann, kann in vielem als Vorgänger Luthers gelten. Er unterschied streng das innere Christentum von dem äußern Kirchentum und stellte auf mystischer Grundlage den christlichen Glauben „als etwas rein Innerliches" dar, das zwischen dem Herzen und Gott allein abgemacht werde".

Das Buch von der Nachfolge Christi, das bisher von den meisten Kirchenschriftstellern dem Thomas von Kempen zugeschrieben wurde, soll nach neueren Forschungen aus Italien stammen und schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts verfaßt sein, und zwar wahrscheinlich von einem Benediktinerabt Giovanni Gerson in Vercelli.

3. Die Reformpartei.

Wenn die geistlichen Brüderschaften und die Mystiker der herrschenden Kirche und ihren äußerlichen Gnadenmitteln ein tieferes Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit, eine ernstere Buße, eine innigere Gottesgemeinschaft entgegensetzten,

so bekämpfte eine Anzahl gelehrter Theologen, deren Häupter zu den Zierden der Pariser Universität gehörten, das herrschende Kirchensystem und das Pontifikat mit den Waffen der Wissenschaft, die sie weniger aus der Rüstkammer der Scholastik als aus der Heil. Schrift, dem Kirchenrecht und der Vernunft entlehnten, und drang auf eine durchgreifende Reform des theologischen Studiums und des geistlichen Lebens. Mehrere derselben, wie Peter d'Ailly, Kanzler der Universität Paris, und sein Schüler und Nachfolger in dieser Würde, Johannes Gerson, fanden bald auf den Konzilien von Pisa und Konstanz einen bedeutenden Wirkungskreis und ihre Stimme war oft von entscheidender Kraft. In gleichem Sinne lehrte und schrieb Nikolaus von Clemangis. Die Scholastik, die sich in ihrer Überhebung vermessen konnte, „von ihrer Gunst und Dialektik hänge Sein oder Nichtsein des Christentums ab", war längst von ihrem Ansehen herabgesunken und zu den Anforderungen des Lebens in Gegensatz getreten. Man warf ihr vor, daß „über ihren Wortstreitigkeiten das göttliche Wort vergessen, über ihren Spitzfindigkeiten der Ernst des Lebens verflüchtigt, von ihrer kalten Gelehrsamkeit der Geist vertrieben werde und die Theologen den andern Gelehrten als Phantasten gälten". Die Zeitbildung und das Bedürfnis des Herzens verlangten nach gesunderer Nahrung, ein Verlangen, dem jene Männer und ihre Gesinnungsgenossen zu entsprechen suchten. Standen sie in ihren Anschauungen auch noch mitten in der Kirche und blieben sie auch getreue Anhänger der kirchlichen Lehren und Institute, so haben sie doch durch ihre Schriften wie durch ihre praktische Wirksamkeit in den großen Zeitfragen so manche neue Anregung gegeben, daß auch sie den Männern der Opposition beigezählt werden dürfen, von der die anmaßende Hierarchie und das verrottete Kirchensystem empfindlich erschüttert wurde. Mehr auf irenisch-rationellem als auf polemischem Wege suchte der gelehrte Arzt und Theologe Raimund von Sabunde, in Spanien geboren, in Toulouse angestellt, die Harmonie zwischen Natur und Bibel darzuthun und aus beiden eine Vernunft und Glauben zugleich befriedigende christliche Kirche auf Grund der bestehenden zu konstruieren.

Peter d'Ailly. 1350—1425. D'Ailly aus Compiègne, der von unbemittelten Eltern abstammend zu den höchsten Würden an der Universität und in der Kirche aufstieg, erklärte die Selbsterkenntnis als den Anfang aller Weisheit, suchte der Philosophie und der weltlichen Wissenschaft, insbesondere der Mathematik und Kosmographie, eine selbständige Stellung neben der Kirchenlehre zu erringen und sprach die Ansicht aus, „die Bibel allein sei der ewig bleibende Fels, auf dem die Kirche ruhe"; und wenn er auch seine Lehrmeinungen mit so großer Vorsicht und Mäßigung vortrug, daß Papst Johann XXIII. den hochgeachteten Mann zum Kardinal ernannte, so hat er doch stets die allgemeine Kirche Christi von der römischen unterschieden und in Schrift und Rede die Ansicht verfochten, daß das Konzil über dem Papste stehe und Macht habe, denselben zu richten und zu entsetzen. — Mit noch größerer Entschiedenheit und geistiger Überlegenheit trat Johann Charlier, von seinem Geburtsort in der Diözese Reims Gerson

Gerson. 1363—1429.

genannt, den Anmaßungen der Scholastik und der Hierarchie entgegen. Im dreißigsten Jahre Kanzler der Pariser Universität und Kirche eröffnete er einen lebhaften Kampf zugleich gegen die lascive romantische Poesie und gegen das „subtile Spinngewebe" der scholastischen Weisheit und suchte, vom Nominalismus ausgehend, die Mystik in ein wissenschaftliches System zu kleiden und dadurch eine Vermittelung zwischen Wissen und Leben, zwischen Verstand und Gemüt, zwischen Denken und Fühlen zu gewinnen. Die Reformation des geistlichen Standes und der Theologie, deren Notwendigkeit er in einem Sendschreiben an d'Ailly dargethan, suchte er zunächst dadurch zu begründen, daß er den Mystizismus von der Höhe der Ekstase und Gefühlsschwärmerei, auf welche er durch die deutsche Theologie geraten war, in das Bereich wissenschaftlicher Beobachtung herabzog und nach einer philosophischen Untersuchung und Darlegung der Kräfte und Fähigkeiten der Seele die Mittel und Wege bezeichnete, durch einen psychologischen Prozeß zur Kontemplation, zum Leben in Gott aufzusteigen. Während er aber die mystische Theologie an der Hand psychologischer Untersuchungen und Distinktionen theoretisch zu begründen und als Grund und Inbegriff eines sittlich-religiösen Lebens aufzustellen bemüht war, hielt er sich fern von allem Ausschweifen in pantheistische Spekulationen und ekstatische Phantasien und Visionen. „Er suchte sich weder durch kühnes Aufsteigen der Intelligenz mit dem absoluten Geiste zu identifizieren, noch schwelgte er in schwärmerischen Gefühlen oder phantastischen Bildern." Aus seiner religiösen und philosophischen Kontemplation wurde Gerson in rauher Weise gestört und herausgerissen durch das große kirchliche Schisma, für dessen Ausgleichung er aufs eifrigste beflissen war. Er verfaßte Traktate, er hielt Gesandtschaftsreden, er gab Unterweisung, wie sich der wahre Christ in dem Konflikte zu verhalten habe, er erschütterte die Herzen der Zuhörer durch feurige Predigten, er schärfte den Geistlichen das Gewissen. Von seiner Thätigkeit auf den Konzilien zu Pisa und zu Konstanz, wo er in dem berühmten Traktat „über die kirchliche Einheit" (de unitate ecclesiae) und in andern Schriften (namentlich de auferibilitate papae) und Reden die Ansicht verfocht, daß die Kirchenversammlung über dem Papste stehe, wird später die Rede sein. Er unterschied zwischen einer allgemeinen geistigen Kirche, der alle wahren Christen angehören und deren einziges Haupt Christus ist, und der sichtbaren, der römischen oder apostolischen, mit dem Papst an der Spitze; dieser sei ein Mensch wie jeder andre, der Sünde und dem Irrtum unterworfen, und könne, wenn er sich seines hohen Amtes unwürdig oder unfähig erwiesen, von der Kirchenversammlung abgesetzt werden. Übrigens war Gerson stets ein fester Kirchenmann: jedes schwärmerische und sektiererische Treiben war in seinen Augen ein Verbrechen; Wiclefs Auftreten war nicht nach seinem Sinne; die Begharden und die freien Vereine wurden vielfach von ihm angegriffen; Johann Huß fand in ihm einen seiner heftigsten Widersacher auf dem Konzil zu Konstanz. Übrigens verdammte Gerson den Reformator nicht bloß wegen seiner häretischen Ansichten, sondern auch weil er als Nominalist gegen die böhmischen Realisten Feindschaft hegte. Niedergeschlagen über den geringen Erfolg seiner Bemühungen für die Reform der Kirche, verließ Gerson Konstanz. Da er wegen seiner Haltung gegen den Herzog von Burgund und dessen Schmeichler und Lobredner Jean Petit, den Apologeten des „Tyrannenmords", nicht nach Paris zurückzukehren wagte, so nahm er seinen Aufenthalt zuerst in Tirol, dann in Bayern. In dieser Zurückgezogenheit suchte er Trost und Kraft in theologischen Studien, deren Früchte er in mehreren Werken niederlegte, die, wie das Buch „Vom Trost der Theologie" zu seinen besten Arbeiten gehören. Auch in lateinischen Gedichten und Klageliedern sprach er seine Gefühle aus. Nach der Ermordung des Herzogs von Burgund kehrte er in sein Vaterland zurück. Doch nahm er seinen Aufenthalt nicht in dem verödeten Paris, sondern in Lyon, wo er als „schiff-

brüchiger Pilger" die letzten zehn Jahre seines Lebens verbrachte, fortwährend mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, welche Zeugnis ablegen von der Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, wie von der Klarheit seines Verstandes und von der Frömmigkeit seines Gemütes. Ein strenger Eiferer gegen Aberglauben und gegen religiöse und sittliche Mißbräuche aller Art war er zugleich ein standhafter Verfechter der kirchlichen Freiheit. Mitten unter der Aufregung, welche das Auftreten der Jungfrau von Orleans hervorrief, schied er aus dem Leben (12. Juli 1429). So mißtrauisch er sich sonst gegen alle Schwärmerei gezeigt, so teilte er doch den Glauben und die Hoffnungen des Volkes in die wunderbare Erscheinung. — In gleichem Sinne wie d'Ailly und Gerson

Nik. Clemangis. 1360 bis nach 1425. wirkte beider Schüler Nikolaus, nach seinem Geburtsort in der Champagne von Clemangis genannt. Ein Mann von großer Beredsamkeit und begeistert für das klassische Altertum, soweit man es damals kannte, nahm auch er als Rektor der Pariser Universität an den Bemühungen dieser Körperschaft für die Beilegung des Schisma thätigen Anteil und verfaßte zu dem Zweck eine Reihe von Denkschriften und Sendschreiben. Als Geheimschreiber des Papstes Benedikt XIII. geriet er bei dem Streite des Pontifikats mit der französischen Regierung in Konflikt mit seinen Landsleuten. Der Abfassung der päpstlichen Bannbulle gegen König und Land verdächtig, verbarg er sich in einem Kartäuserkloster. Hier überzeugte er sich durch eifriges Studium der Bibel, daß die Kirche in vielen Mißbräuchen und Irrtümern befangen sei, und sprach seine Überzeugungen in einer Reihe trefflicher Schriften über inneres Christentum und äußeres Kirchenwesen aus. „Nicht minder fromm und demütig als gelehrt, war er zwar seiner Kirche unterworfen, suchte aber seinen Frieden statt in den von ihr vorgeschriebenen Formen und Gebräuchen nur in dem Glauben an den Erlöser, wie er ihn in dem Evangelium fand." Alle Außenwerke der Kirche sind für ihn ohne Wert, nur die innere Gemeinschaft mit Christus gilt ihm als der Weg des Heils. Über Kirchenverfassung und Kirchenregiment teilte er die Ansichten seiner Lehrer und richtete, da er dem Konzil von Konstanz nicht selbst beiwohnte, an die dort versammelten Väter ein Schreiben, worin er ihnen die Notwendigkeit einträchtigen Zusammenwirkens zu nützlichen Reformen ans Herz legt. Auch er stellt das allgemeine Konzil über die Päpste, aber noch höher steht ihm die Autorität der Bibel; ja er spricht den Zweifel aus, ob allen bisherigen ökumenischen Synoden wirklich der heilige Geist beigewohnt habe, und wagt den Ausspruch, jede dauernde Kirchenreform müsse die nur auf die Autorität der Bibel gestützte „unsichtbare Kirche" zum Ausgangsprinzip und zur Richtschnur nehmen, Ansichten, die seine Rechtgläubigkeit in Verdacht brachten. Lange hat man ihm auch die scharfe Schrift „über den Ruin der Kirche" zugeschrieben, die jedoch von einem andern französischen Verfasser herrührt. Mit blutendem Herzen blickte Clemangis auf die politischen und kriegerischen Zeitereignisse seines unglücklichen Vaterlandes und entfaltete eine große konziliatorische Thätigkeit, um die Parteihäupter zur Eintracht und zur Versöhnung zu bewegen. — Verschieden in der Methode, aber in den Zielen vielfach mit diesen französischen Gottesgelehrten übereinstimmend, strebte auch Raimund von Sabunde in dem berühmten Werk: „Buch der Natur oder der Geschöpfe" (Liber creaturarum seu theologiae naturalis), das er im Jahr 1436 in Toulouse vollendet haben soll, nach einer gereinigten christlichen Gotteserkenntnis und Kirchenlehre, indem er die Verknüpfung der natürlichen Erfahrung mit der Offenbarung der Bibel systematisch zu entwickeln versucht, und nachdem er die Wahrheit der letzteren durch die erstere begründet, die Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit des positiven Christentums und der kirchlichen Heilslehren und Gnadenmittel darzuthun bemüht ist. In einer Art „natürlicher Theologie" entwickelt Raimund ein System, worin die Gegensätze von Wissen und Glauben, Natur und Religion eine Ausgleichung finden sollten.

Raimund v. Sabunde. c. 1430.

Nach ihm „hat Gott dem Menschen das Buch der Natur gegeben, in welchem jedes Geschöpf ein von Gott geschriebener Buchstabe ist; dieses göttliche Buch und die Heilige Schrift können einander nicht widersprechen; von jenem, welches allen gemein, jedem am nächsten, den Laien lesbar und von Ketzern unfälschbar ist, muß die Erkenntnis anheben; aber die höchste Erkenntnis ist die Liebe Gottes, als das einzige, was der Mensch aus seinem Eigenen der Gottheit geben kann". Nachdem Raimund aus den bloßen Mitteln rationeller Naturbetrachtung das Dasein eines unendlichen, allgütigen, dreieinigen Gottes und die Verpflichtung des Menschen, durch kindliche Hingebung die Ehre dieses Gottes allerwege zu födern, nachzuweisen gesucht, geht er im zweiten Teil dazu über, die gewonnenen Resultate auf das positive Christentum und auf die Lehren und Symbole der Kirche anzuwenden. Wenn Raimund in diesem Bestreben schließlich zu einer Rechtfertigung der bestehenden Kirche und ihrer Heilsordnung gelangt, so ist doch das Werk ein bedeutender Fortschritt in der theologischen Wissenschaft und Bildung, als „der erste heldenmütige Versuch, unter thatsächlicher Hervorhebung der Bibel als Quelle der christlichen Wahrheit, die Vernunft zu einem nicht bloß wünschenswerten, sondern von dem Wesen der Sache selbst als notwendig geforderten Dienste in Sachen der Religion herbeizuziehen".

b. Das große Schisma und die kirchliche Bewegung in Böhmen.

Die argen Mißstände, die auch dem Frommgläubigsten nicht entgehen konnten, mußten das Ansehen der Kirche und Geistlichkeit in den Augen der Menschen tief untergraben, aber noch mehr ward der ganze hierarchische Bau erschüttert, noch tiefer sank die Ehrfurcht vor den Nachfolgern Petri, als das große Schisma die Einheit der Kirche zu vernichten schien, als der Hader der Oberhirten Spaltung in der ganzen Christenheit hervorbrachte und zugleich die Mißstände ins Unermeßliche steigerte. Papst Urban V. hatte endlich dem Drängen der Römer nachgegeben und trotz des Widerstands der Höflinge und französischen Kardinäle seinen Sitz wieder nach Rom verlegt. Allein bald war ihm der Aufenthalt in dem unruhigen, zerrissenen Patrimonium Petri verleidet, und das Drängen der Hofleute wie die eigne Neigung zog ihn zurück nach dem französischen Boden. Die Bitten der Römer und die prophetischen Worte der **Brigitta**, jener nordischen Seherin, die von frommem Drang an die heiligen Stätten Roms geführt dem Papst den Tod verkündete, wenn er nach Avignon zurückkehre, hatten keine Wirkung. Aber das Wort der Heiligen sollte sich bald erfüllen. Wenige Wochen nach seiner Abreise starb Urban, ein sittenreiner, wohlmeinender Kirchenfürst. Sein Nachfolger war Pier Roger, Graf von Beaufort, als Papst Gregor XI., der den Versuch seines Vorgängers erneute. Drohte doch die Gefahr, daß der Kirchenstaat bei längerer Abwesenheit des heil. Vaters völliger Auflösung verfiel. Als sich Gregor zu Marseille einschiffte, blieb ein Teil der Kardinäle in der öden Papstburg von Avignon zurück, ein drohendes Anzeichen der bevorstehenden Kirchenspaltung. Gregor sah sich in der Hoffnung, die päpstliche Herrschaft und das Ansehen der Kirche in Italien herzustellen, bitter getäuscht. Verdüstert und voll banger Ahnungen sank er ins Grab, ein Mann von ehrenwerter Gesinnung, aber unentschlossen und schwach an Geist

Entstehung des Schisma.

Urban V. 1362–1370.

19. Dez. 1370.

Gregor XI. 1371–1378.

27. März 1378.

und Leib. Das römische Volk sah nunmehr in furchtbarer Aufregung der neuen Papstwahl entgegen; drohend forderte es die Erhebung eines Italieners auf den 8. April 1378. Stuhl Petri. Unter Tumult und Waffengeklirr trat das Konklave zusammen. Die Stimmen fielen auf den Neapolitaner Bartholomäus de Prignano, Erz- Urban VI. 1378—1389. bischof von Bari, welcher den Namen Urban VI. annahm. Ein Rundschreiben der Kardinäle legte die kanonische Rechtmäßigkeit der Wahl dar und das Volk war zufrieden, als es einen Italiener mit der Tiara geschmückt sah. Allein dem neuen Oberhirten fehlte die versöhnliche Milde, welche die aufgeregten Leidenschaften hätte beschwichtigen können. Der strenge Priester, den die erhabene Würde mit unverständigem Hochmut erfüllte, der die Kirchenreform mit kleinlichen rücksichtslosen Maßregeln begann, der im heiligen Kollegium das Übergewicht der Franzosen zu brechen strebte, verletzte die Kardinäle dermaßen, daß sie in Anagni die Wahl, weil sie von der tobenden Volksmenge erzwungen 20. Sept. 1378. worden sei, für ungültig erklärten und den Kardinal Robert von Genf, Bischof Clemens VII. 1378—1394. von Cambrai, als Clemens VII. als Gegenpapst aufstellten. In Italien verfochten beide Kirchenhäupter in blutigem Kampf mit Söldnerscharen die Rechtmäßigkeit ihrer Wahl. Clemens entwich darauf nach Avignon, und die Christenheit hatte zwei oberste Hirten, die in Erpressungen und Mißbräuchen wetteiferten und einander mit Flüchen und Bannstrahlen verfolgten. In Italien, Deutschland, den nördlichen und östlichen Ländern fand der römische Papst meist Anerkennung, in Frankreich, Spanien und Neapel der zu Avignon. Vier Jahrzehnte sah die Christenheit das verwirrende Schauspiel der gespaltenen obersten Kirchenwürde. Beide Päpste beteten zu Gott um Herstellung der Einheit, aber keiner war zur Entsagung geneigt. Die Kardinäle erhoben neue Päpste nach Ableben der alten. In Rom folgten auf den gewaltthätigen Urban Boni- Bonifacius IX. facius IX., der die Erpressungskünste aufs höchste trieb, Innocenz VII. und 1389—1404. Innocenz VII. endlich Gregor XII. Vergeblich trug die Pariser Universität auf ein allgemeines 1404—1406. Gregor XII. Konzil an, vergebens erhob der beredte Nikolaus von Clemangis seine warnende † 1417. Stimme. Nach Clemens VII. Tod erkannte der französische Hof den Kardinal Benedikt XIII. † 1423. Peter von Luna als Papst Benedikt XIII. an. Seine Versicherung, entsagen zu wollen, falls es zu gunsten der Kircheneinheit nötig sei, war eine leere Zusage. Weder von ihm noch von Gregor XII. war ein Opfer zu erwarten. Die Erpressungen Benedikts und die Mahnungen der Pariser Universität unter ihrem Kanzler Gerson brachten endlich Parlament und Krone zu einer entschlossenen Haltung. Die Neutralität und Selbstverwaltung der französischen Kirche wurde ausgesprochen, und als Benedikt mit Bann und Interdikt antwortete, ward die Bulle verbrannt, der Papst selbst zur Flucht nach Perpignan genötigt. Erst als die meisten Kardinäle, besorgt über die zunehmende Zerrüttung der Kirche und die Gefahren des Schisma, sich von ihren Päpsten lossagten und auf den Mai 1409 ein Konzil nach Pisa beriefen, wo beide Päpste zu erscheinen hätten, da schien sich Hoffnung auf Beilegung des unseligen Zwiespalts zu erschließen.

Während Gregor und Benedikt ohnmächtige Bannflüche gegen die Kardinäle und die ungehorsamen Geistlichen schleuderten und selbständige Konzilien abhielten, waren die Blicke der Christenheit auf die in Pisa eröffnete Kirchenversammlung gerichtet. Neben den Kardinälen beider Obedienzen erschienen die Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte aus allen Ländern persönlich oder durch Bevollmächtigte vertreten, Doktoren und Abgesandte der Universitäten, wie der Könige und Fürsten, eine glänzende Versammlung, die wohl als Vertretung der ganzen Christenheit gelten konnte. Die Stimme Gersons, der in zwei Schriften den Satz verteidigte, daß die Kirche kraft der Einsetzung Christi selbständig sei auch ohne Papst, und daß ein Papst von der Kirche abgesetzt werden könne, war von großem Gewicht in der Versammlung; die Grundsätze der Pariser Universität und ihres beredten Wortführers fanden immer mehr Anerkennung. Die beiden Päpste, welche keinen Verteidiger ihrer Sache gesandt, wurden für Ketzer erklärt, ihrer Würde entsetzt und allen wurde untersagt, ihnen ferner zu gehorchen. Nachdem sich hierauf sämtliche Kardinäle eidlich verpflichtet, daß keiner, wenn er zum Papst erhoben würde, das Konzil vor einer gründlichen Reform auflösen wolle, wurde die neue Wahl vorgenommen. Sie fiel einstimmig auf den Kardinal Peter Philargi, Erzbischof von Mailand, einen alten, gutmütigen Prälaten, der einst als bettelnder Waisenknabe in ein Franziskanerkloster aufgenommen worden war. Er nannte sich Alexander V. Die Reform der Kirche aber, das wichtigste Anliegen des Konzils und die Hoffnung der Wohlgesinnten, wurde aufgeschoben. Der neue Papst bestätigte zwar die Beschlüsse der Versammlung und verzichtete auf den Nachlaß der Prälaten und die Einkünfte aus den erledigten Pfründen, vertagte jedoch, als er die Versammlung schloß, die Reform auf ein nach drei Jahren einzuberufendes Konzil, binnen welcher Frist durch Provinzialsynoden und Kapitelversammlungen die Mißbräuche abgestellt werden sollten.

[Marginalien: Das Konzil zu Pisa. 1409. — 25. März 1409. — 26. Juni. — Alexander V. 1409—1410. — 7. Aug.]

So endete die Kirchenversammlung von Pisa ohne die gehofften Ergebnisse. Denn die beiden andern Päpste hatten auch jetzt noch ihre Anhänger, Benedikt in Spanien und Schottland, Gregor in einem Teil Deutschlands und Italiens und an König Ruprecht von der Pfalz. Die „päpstliche Dreifaltigkeit“ steigerte das Ärgernis und alle Mißbräuche. Der schwache Alexander, der sich ganz von dem ränkevollen Kardinal Balthasar Cossa leiten ließ, war den Schwierigkeiten nicht gewachsen und starb schon im nächsten Jahr, worauf Cossa selbst, der Kardinallegat von Bologna, als Johann XXIII. den Stuhl Petri bestieg. Seit Jahrhunderten war die höchste Würde der Christenheit nicht so geschändet worden als jetzt, da ein Mann mit der Tiara geschmückt ward, der an Sitten- und Gewissenlosigkeit, an Frevel und Trug selbst in dieser entarteten Zeit nicht seinesgleichen hatte. Aus vornehmem neapolitanischen Geschlecht entstammt, hatte er eine wilde Jugend hinter sich. Einst als Seeräuber durch Leidenschaft und Kühnheit verrufen, hatte er sich dann der Rechtswissenschaft und Gottesgelehrtheit ergeben, sich die Gunst des

[Marginalien: Drei Päpste. — 3. Mai 1410. — Joh. XXIII. † 1419.]

Papstes Bonifacius IX. erworben, als Kardinallegat von Bologna, welches er den Visconti entrissen, sich durch maßlose Herrschsucht und Erpressung hervorgethan und sich überall ebenso gewandt in simonistischen und andern finanziellen Künsten und kriegserfahren, als arglistig, sittenlos und habsüchtig bewiesen. Daß unter einem solchen Papst, den das Gerücht der Vergiftung seines Vorgängers und namenloser Ausschweifungen beschuldigte, an eine Kirchenreform nicht zu denken war, konnte sich niemand verhehlen, und doch fand der unwürdige Oberhirte Anerkennung. Er wurde in Rom aufgenommen und suchte die Pariser Universität durch Gunstbezeigungen und Privilegien für sich zu gewinnen. Ein Konzil, welches er, dem dringenden Ruf nach Reform der Kirche zum Schein Folge leistend, im Lateran abhielt, war nicht viel mehr als eine Posse. Erst als Johann, durch König Ladislaus von Neapel zur Flucht aus Rom genötigt, in große Bedrängnis geriet und nur im Einverständnis mit dem Kaiser sich zu behaupten hoffen konnte, stiegen die Aussichten auf den Zusammentritt eines Konzils von neuem. Auf Siegmund, der entschlossen schien, an die tiefzerrütteten Zustände im Reich und in der Kirche die bessernde Hand zu legen, waren jetzt die Blicke aller Wohlgesinnten gerichtet; von ihm allein war Rettung zu erwarten. Er drängte den Legaten die Zustimmung zu einem Konzil außerhalb Italiens ab, und Papst Johann mußte mit widerstrebendem Herzen auf den königlichen Antrag eines freien Konzils in deutschen Landen eingehen. Die Reichsstadt Konstanz auf der Grenzmark von Deutschland in lieblicher Gegend gelegen, inmitten der christlichen Länder, schien der geeignetste Ort zu einer allgemeinen Kirchenversammlung zu sein. Freilich war dem Papst die ferne Stadt ungelegen genug, allein im Vertrauen auf die zahlreichen italienischen Prälaten, auf seine Schätze und seine diplomatischen Künste, entschloß er sich, dem Drängen des Kaisers und der ganzen Christenheit Folge zu leisten. Nach allen Richtungen ergingen Schreiben und Botschaften des Papstes und des römischen Königs, die zu dem großen Konzil einluden. Neben der Kirchenspaltung drängten besonders die religiösen Wirren in Böhmen, welche die gleichzeitige Bewegung der Wiclefiten in England weit überboten, zur endgültigen Entscheidung.

Die kirchliche Bewegung in Böhmen.

Wir haben gesehen, wie sich an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten Widerstand gegen die Lehre und Verfassung der katholischen Kirche kund gab. Nirgends aber hatte er eine so gewaltige Kraft und so weite Ausdehnung gewonnen, als es jetzt in Böhmen der Fall sein sollte. Jemehr die Geistlichkeit von dem apostolischen Leben sich entfernte und in Herrschsucht, Habgier und Sittenlosigkeit ausartete, um so mehr gab sich der Reformeifer kund, um so mehr gewannen die Sittenprediger Beifall beim Volk. Die Prager Hochschule, die erste im Deutschen Reich, trug das Ihre dazu bei, einen freiern Geist gegen die Kirche zu nähren und das Licht der Aufklärung und Bildung dem Volke anzuzünden. Schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts
† 1369. eiferte ein Augustinerbruder, Konrad Waldhauser (oft aus Verwechselung mit einem andern Prediger von Stiekna genannt), welchen Karl IV. aus Österreich nach Prag berufen, gegen die schlechten Sitten der üppigen Bürgerschaft, wie gegen die Habsucht und Entartung der Geistlichen und Bettelmönche. Ihm folgte der Prager

Domherr Milic von Kremsier nach, der eine hohe kirchliche Stellung aufgab, um † 1374.
als Sittenprediger zu wirken. Von wunderbarem Erfolg war die kühne Predigt des begeisterten Mannes, der, von Kaiser Karl IV. geschützt, schonungslos gegen alle Laster bei Volk und Geistlichkeit zu Felde zog, trotz der Angriffe der erbitterten Mönche. Was jene beiden mit dem lebendigen Wort und der Glut der Begeisterung geleistet, führte des letztern Schüler Matthias von Janow, der „Pariser Magister", Dom- † 1394.
herr zu Prag, vom Beichtstuhl und der stillen Studierzelle aus weiter. Seine Abhandlungen („Von den Gesetzen des Alten und des Neuen Testaments"), worin er die ursprünglichen Lehren und das Beispiel Christi in die Kirche und das Leben zurückzuführen suchte, waren von mächtiger Wirkung und für die Ausbildung der utraquistischen Lehre von großer Bedeutung. Auch in weitern Kreisen die theologische und philosophische Schulgelehrsamkeit verbreitet zu haben, war das Verdienst des Thomas von Stitny, † um 1400.
der in mehreren umfassenden Werken seine gelehrten Kenntnisse in klarer und kräftiger Sprache niederlegte. Ein neuer Geist kam in die theologische Gelehrsamkeit und bald auch in die religiöse Gesinnung und Überzeugung des Volks, als die kühnen Lehrsätze des englischen Reformators Johann Wiclef Eingang und Verbreitung fanden. Die Verpflichtung der Bakkalauren an der Prager Hochschule, ihren Vorträgen Kollegienhefte der Professoren von Paris, Prag oder Oxford zu Grunde zu legen, war der Ausbreitung der Schriften des berühmten englischen Lehrers höchst förderlich. Viele Gegner fanden seine kühnen Grundsätze, aber auch viele Bewunderer. Über alle seine Anhänger ragten die Magister Johannes Huß und Hieronymus von Prag hervor.

Hus und Hieronymus.

Johannes Huß, im Marktflecken Husinetz im Prachatitzer Kreise im Jahr 1369 geboren, gab sich in Prag den philosophischen und theologischen Wissenschaften hin und erlangte in rascher Folge die akademischen Würden eines Bakkalaureus, Magisters, Dekans der philosophischen Fakultät und Rektors der Universität. Frühzeitig wurde er mit den Schriften Wiclefs bekannt; dessen und des Matthias von Janow Grundsätze übten einen tiefen Einfluß auf das Gemüt des Jünglings. Seine tiefe Gelehrsamkeit, seine aufrichtige Frömmigkeit, seinen sittenreinen Wandel wagten selbst seine Feinde nicht anzutasten. Am Hofe König Wenzels, bei dessen Gemahlin Sophie er das Amt des Beichtvaters versah, war er gern gesehen. Besonders aber hing das Volk mit Verehrung an dem gewaltigen Prediger in der Bethlehemskapelle, dessen wahrhafte Menschenliebe und feuriger Eifer ihn recht zum Vorkämpfer gegen Mißbräuche und Entartung machten, der, aus Bauernstande entsprossen, ein Herz für das gedrückte Volk hatte. Seinen freien Geist bewies er, als er gegen die trügerischen und mißbräuchlichen Wunderheilungen auftrat (das Wunder des Bluts Christi zu Wilsnack). In inniger Freundschaft war ihm von Jugend an zugethan der um einige Jahre jüngere Hieronymus von Prag (aus Verwechselung mit dem Magister Nikolaus von Faulfisch Hieronymus von Faulfisch genannt), aus niederm Adel, von gleicher Beredsamkeit und Überzeugungstreue wie Huß, aber von lebhafterem Geist und unstätem Leben. Ihn trieb der Wissensdurst in die Ferne; zu Oxford, an den deutschen Universitäten Köln und Heidelberg, zu Paris lag er den Studien ob, dann zog er als Pilgrim nach Jerusalem. Um diese beiden Vorkämpfer der Befreiung des Denkens und Glaubens von der kirchlichen Überlieferung und dem hierarchischen Zwang scharten sich andre jüngere Magister, wie Jakobellus von Mies, Johann von Jesenic, Prokop von Pilsen u. a.

Verdammung Wicleffscher Lehrsätze in Prag.

Die Verbreitung der Wicleffschen Lehrsätze führte schon frühe zu ernsten Zerwürfnissen. Auf Verlangen des Prager Domkapitels wurden in einer allgemeinen Versammlung der Universität fünfundvierzig Sätze des englischen Reformators verdammt 28. Mai 1403.

und verboten, sie zu lehren oder zu verbreiten. Die Einwendung der Gegner, jene Lehrsätze seien Wiclef fälschlich untergeschoben, wurde nicht beachtet. Aber die Reformlehren des Oxforder Professors hatten schon zu feste Wurzel in den Gemütern gefaßt, sie berührten eine zu tiefe Wunde in dem kirchlichen und religiösen Leben, als daß der Zwang katholischer Rechtgläubigkeit sie hätte unterdrücken können. Weder die Verbote, die von der Universität ausgingen, noch das Einschreiten des Erzbischofs Sbynek Zajik von Hasenburg waren von nachhaltiger Wirkung. Wie tiefgehend die Spaltung war und wie sie weit über die dogmatischen Streitfragen hadernder Theologen hinaus die wichtigsten kirchlichen Fragen berührte, trat zu Tage, als sich König Wenzel entschloß, von der Obedienz Gregors XII. sich loszusagen und bis zur Entscheidung des Konzils Neutralität zu beobachten. Bei dem Klerus, wie bei dem größern Teil der Universität stieß er auf entschiedenen Widerstand, nur die böhmische Nation der Prager Hochschule unter Huß stimmte ihm bei.

Streit um die drei Stimmen an der Universität und Abzug der Deutschen. Die Streitigkeiten in Prag hatten von vornherein neben der kirchlichen eine ausgeprägte nationale Färbung angenommen. Wir haben erwähnt (S. 121), daß die Universität bei der Gründung in vier Nationen geteilt ward. Da auch die polnische größtenteils aus Deutschen, Schlesiern, Thüringern, Preußen bestand, so hatten die Fremden ein großes Übergewicht über die Tschechen, das sie zur Besetzung der wichtigsten akademischen Würden, zum Genusse der reichen Pfründen und Dotationen benutzten. Da die Universität nach freier Wahl und Stimmenmehrheit geleitet ward, waren die Deutschen im Besitz der Herrschaft und der Vorteile, ein Verhältnis, das die Tschechen mit um so größerer Erbitterung erfüllen mußte, als seit der Stiftung andrer Hochschulen gegen Ende des Jahrhunderts die Deutschen die frühere numerische Übermacht verloren. Diese Verhältnisse, die schon lange den Böhmen ein Stachel des Neides gewesen, führten jetzt zu einem für die Universität verhängnisvollen Ereignis. Durch ihren Widerstand gegen seine Neutralitätspolitik war Wenzel gegen die Deutschen erbittert. So gelang es Huß und seinen Freunden am Hof, namentlich dem Nikolaus
18. Jan. 1409. von Lobkowitz, Wenzel zu einem Dekret zu bewegen, wonach fortan bei Abstimmungen die böhmische Nation drei Stimmen, die Fremden nur eine haben sollten. Die deutschen Nationen gerieten in heftige Bewegung; sie verpflichteten sich eidlich, lieber Prag zu verlassen, als in eine Änderung des bisherigen Stimmenverhältnisses zu willigen. Als Wenzel nicht nachgab und eigenmächtig in die Besetzung der akademischen Würden
Mai. eingriff, verließen die deutschen Magister und Studenten scharenweise die Stadt. Die Zahl der Abziehenden soll nach einer gleichzeitigen Aufzeichnung zwanzigtausend überschritten haben. Deutsche Universitäten, namentlich Erfurt, nahmen die Flüchtlinge
Dez. 1409. auf; in Leipzig entstand noch in demselben Jahre eine neue Hochschule. Das deutsche Wesen in Böhmen erlitt dadurch einen schweren Schlag, der Gegensatz der beiden Nationen wurde schärfer. Wenn einst, als Karl IV. die Krone trug, Prag als die Hauptstadt von Deutschland gelten konnte, hatte jetzt das tschechische Element das Übergewicht, nicht zum Vorteil der in den letzten Jahrzehnten schön entfalteten Blüte des böhmischen Landes und der wissenschaftlichen Bedeutung der weltberühmten Prager Universität. Zugleich wurde durch jenes Ereignis der Damm zerstört, der die reformatorischen Ideen bisher in ihrem Geleise gehalten; bald fluteten sie furchtbar über.

Huß im Bann. Um der überhand nehmenden Ausbreitung der ketzerischen Grundsätze entgegenzutreten, erwirkte Erzbischof Zbynek, der sich eben erst von Papst Gregor XII. losgesagt,
20. Dez. 1409. von Alexander V. eine Bulle, die ihn bevollmächtigte, in seiner Diözese alle Ketzereien und Irrtümer, insbesondere die Wiclefschen Lehrsätze, auszurotten. Darauf befahl er unter Androhung des Kirchenbanns die Auslieferung aller Bücher Wiclefs und ließ sie, trotz des Protestes der Universität, öffentlich verbrennen. Zwei Tage darauf sprach

er den Kirchenbann über Huß aus. Der kühne Reformprediger aber ließ sich in seinem Eifer gegen die Mißbräuche nicht beirren. Die Stadt Prag war in heftiger Gährung. Huß hatte an den Papst appelliert, aber auch der Erzbischof schickte eine Gesandtschaft nach Bologna, um Johann XXIII. Bericht zu erstatten. Dieser hieß das Verfahren des Erzbischofs gut und lud den Reformeiferer vor seinen Stuhl. Vergebens waren die Bemühungen des Königs Wenzel, den Prozeß gegen Huß aufzuheben; alle Klagen über Ketzerei in Böhmen seien unbegründet, machte er geltend. Doch war der Bann, welchen der Erzbischof über den volksbeliebten Prediger und das Interdikt, das er über die Stadt verhängte, von geringer Wirkung. Bald darauf wurde der Zwiespalt noch heftiger. Als Papst Johann XXIII. gegen König Ladislaus von Neapel das Kreuz predigen ließ, eiferten Huß und Hieronymus gewaltig von Kanzel und Katheder gegen die unchristliche Kreuzbulle und den trügerischen Ablaß, welchen in Böhmen der Magister Wenzel Tiem in der schamlosesten Weise feilbot. In höhnendem Aufzug wurden die Bullen unter den Pranger getragen und verbrannt. Huß lenkte immer mehr in eine Bahn ein, die ihn von der katholischen Kirche völlig scheiden mußte. Die Gegner warfen ihm vor, er rege das Volk gegen die Geistlichkeit, die Böhmen gegen die Deutschen auf, nenne Rom den Sitz des Antichrists, predige Mißachtung der Kirche und ihrer Strafgewalt, erkläre jeden Geistlichen, der für die Spendung eines Sakraments Bezahlung fordere, für einen Ketzer und habe öffentlich den Wunsch ausgesprochen, seine Seele möge eben dahin kommen, wo die Seele Wiclefs sei. Anfangs nur ein Eiferer gegen Mißbräuche, fern von dem Gedanken, eine neue Kirche zu stiften, ward Huß im Verlauf der Ereignisse dahin gebracht, dem ganzen System der römischen Kirche entgegenzutreten. Indem er die Forderung unbedingten Gehorsams gegen die geistlichen Vorgesetzten, insbesondere den Papst, bekämpfte und allen nicht aus der Heiligen Schrift erweislichen Einrichtungen der Kirche die Gültigkeit absprach, rüttelte er an deren Grundlage. Zugleich zeigten auch die stürmischen Auftritte in Prag, welch gefährliche Macht über das Volk der Reformeiferer besaß. Die katholischen Priester wandten sich wiederum an Papst Johann, um den ruhenden Prozeß gegen den „ruchlosen Ketzer" zu betreiben. Nun sprach der Papst den Kirchenbann in seiner fürchterlichsten Gestalt über Huß aus und verhängte aufs neue das Interdikt über Prag. Auf den Wunsch des Königs, dem die wachsende Aufregung und die Einstellung aller kirchlichen Handlungen Besorgnis einflößte, verließ Huß die Stadt. Auf einer Feste bei Austie brachte er die Zeit seiner Verbannung zu, mit Abfassung von gelehrten und polemischen Schriften beschäftigt. Dem Prager Erzbischof Albicus von Unicow wurden die Schwierigkeiten seines Amtes so drückend, daß er zu gunsten Konrads von Vechta, des Bischofs von Olmütz, entsagte. Aber eine Synode im erzbischöflichen Palast zu Prag vermochte nicht den Frieden herzustellen. Die von beiden Parteien eingereichten Erklärungen dienten nur dazu, die tiefe Kluft zwischen den beiderseitigen Ansichten darzuthun.

18. Juli 1310.

Juni 1412.

6. Febr. 1413.

c. Das Konzil zu Konstanz.

1. Papst Johann XXIII. und der Feuertod von Huß und Hieronymus.

Bedeutung des Konzils.

Die mittelalterliche Verfassung des Reichs und der Kirche war im Laufe der Zeiten hinfällig geworden. Es war dies häufig zu Tage getreten, nie aber mit so furchtbarer Klarheit, als jetzt, wo durch die gleichzeitige Spaltung des Kaisertums und des Papsttums jene längst unterwühlten Fundamente des heil. Reichs sich in ihrer ganzen Haltlosigkeit offenbarten. Es sollte noch einmal eine

Form gesucht werden, die den wankenden Bau zusammenhalten könnte. Dazu waren nicht bloß einzelne Reformen erforderlich, so dringend auch viele Mißbräuche auf kirchlichem und weltlichem Gebiet nach Abhilfe verlangten, es galt vielmehr, die beiden höchsten Gewalten der Christenheit von Grund aus zu regenerieren. Das Konzil war zugleich eine Kirchen- und Reichsversammlung, das höchste Tribunal, von dem alle Reiche und alle Stände der Christenheit die Entscheidung ihrer Streitigkeiten und die Abstellung alter Mißstände zu erwarten berechtigt waren. Treffend hat man die Konstanzer Versammlung ein erstes, außerordentliches, konstituierendes Parlament des heil. Reichs der gesamten Christenheit genannt. Was die abendländische Welt an kirchlicher Würde, an fürstlicher Hoheit, an wissenschaftlicher Geisteskraft besaß, das vereinigte sich, und die Mehrzahl mit redlichem Ernst, nicht um einen neuen Bau aufzuführen, sondern um den alten zerfallenden zu festigen, noch einmal sicher und wohnlich zu machen. Es war eine wichtige Epoche in der deutschen Geschichte, sowie in der Geschichte der gesamten Menschheit. Wir werden sehen, wie die Versammlung ihre hohe Aufgabe erfaßte und ob das Ziel noch zu erreichen war.

Die Besucher des Konzils. Das ganze Mittelalter hat keine glänzendere Versammlung gesehen als das Konzil von Konstanz. Neben den Kardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen, neben den Doktoren des Rechts und der Gottesgelehrtheit, fanden sich die deutschen Kur- und Reichsfürsten ein, zahllose Grafen, Herren- und Städteboten, Gesandte aller christlichen Fürsten, um mit König Siegmund und Papst Johann über Reich und Kirche Rats zu pflegen. Man zählte drei Patriarchen, 29 Kardinäle, 33 Erzbischöfe, gegen 150 Bischöfe, 100 Äbte und nahezu 300 Doktoren, welche sich abwechselnd zu Konstanz aufhielten. Unter den Kirchenlehrern, die sich dort einfanden, ragten hervor die Franzosen d'Ailly, Erzbischof von Cambrai und Kardinal, Charlier von Gerson, der Kanzler der Universität Paris, unter den italienischen Prälaten Franz von Zabarella, Erzbischof von Florenz, und der Kardinal Johann von Brogni, ferner der Bischof von Salisbury, Robert Hallam, die Zierden der neu erstehenden klassischen Bildung, Poggio, Leonardo Aretino, der Grieche Chrysoloras. Als Geheimschreiber Johanns XXIII. hatte der Westfale Dietrich von Niem Gelegenheit, tiefe Einblicke in die Mißbräuche und Entartung der Kirche zu thun, die er uns in seinen Schriften mit scharfen Worten schildert. — Alsbald wimmelte auch die Stadt von Glücksrittern und Abenteurern, Spielleuten, Dirnen und fahrendem Volk aller Art. Der Kanonikus Ulrich Riechenthal, der eine Liste der Fremden führte, zählt über fünfzig Tausend, die sich alltäglich in Konstanz aufhielten; die Zahl aller Besucher mag wohl die dreifache gewesen sein. Alle fürstliche Pracht, aller Glanz höfischen Ritterlebens entfaltete sich auf jener großartigen Versammlung; in Gepränge und pomphaftem Aufzug wetteiferten geistliche und weltliche Fürsten.

Mit trüben Ahnungen zog Papst Johann von Bologna aus zu dem Konzil.

Papst Johann XXIII. nach Konstanz. Okt. 1414.

Trotz der Versicherung Siegmunds und der Stadt Konstanz, ihn als den wahren Oberhirten anzuerkennen, fürchtete er, die Versammlung werde sich unabhängig machen und über den Papst stellen. Er vermochte jedoch dem Drängen der Kardinäle nicht zu widerstehen. Um sich gegen jede Gefahr sicherzustellen, zog der ränkevolle Priester einflußreiche Fürsten in sein Interesse. Herzog Friedrich IV. von Österreich, der als Herr der vordern Lande das Gebiet um Konstanz beherrschte, ging mit ihm ein enges Bündnis ein, ließ sich zum geheimen Rat und Gonfaloniere der päpstlichen Truppen ernennen und sicherte Johann sein Geleite und seine Beihilfe zu,. wenn er aus Konstanz sich zu entfernen verlangen würde. Neben Geld und Ehrenstellen waren es die Streitigkeiten mit den Bischöfen von Trient, Chur und Brixen, welche dem Herzog ein enges Bündnis mit dem Papste vorteilhaft erscheinen ließen. Auch Herzog Johann von Burgund, Markgraf Bernhard von Baden, Erzbischof Johann von Mainz, der alte Ränkeschmied, der mit solchem Pomp und Waffengepränge in Konstanz einritt, „daß es allen Herren unziemlich bedäuchte", standen dieser Partei nahe, deren Bestreben bald offen genug dahin ging, der Reform in Kirche und Reich die Spitze abzubrechen. So suchte sich der Papst gegen den aufziehenden Sturm zu decken; doch aber ahnte er im Geist die künftigen Ereignisse. Es wird uns berichtet, er habe, als er von der Höhe auf den See herabschaute, in das tiefe Thal und die hohen Berge, bange ausgerufen: Das ist die Falle, wo man die Füchse fängt.

Gegensätze auf dem Konzil. 5. Nov. 1414.

Nachdem Papst Johann mit stattlichem Gefolge in Konstanz angelangt war, eröffnete er die Versammlung unter großen kirchlichen Feierlichkeiten. Es waren anfangs hauptsächlich italienische Bischöfe und Prälaten anwesend und der Papst schien in vollem Einverständnis mit dem Konzil. Als aber bald aus allen Ländern die Geistlichen herbeiströmten und in Versammlungen und Besprechungen, in Schriften und Predigten ihre Ansichten aussprachen, da traten scharfe Gegensätze zu Tage. Drei Aufgaben von schwerwiegender Bedeutung lagen dem Konzil ob: die Verteidigung des katholischen Glaubens gegen die Irrlehren (causa fidei), die Herstellung der kirchlichen Einheit durch Beseitigung des Schisma (causa unionis) und die Kirchenverbesserung an Haupt und Gliedern (causa reformationis). Eine Spaltung unter den versammelten Vätern gab sich zunächst über die Frage kund, wie das Konstanzer Konzil zum Pisaner sich verhalte. Während Papst Johann und die italienischen Prälaten einen Zusammenhang beider annahmen, so daß die zwei Gegenpäpste als abgesetzt zu betrachten seien und Johann als rechtmäßig gewählt, waren viele deutsche und französische Kirchenvorsteher, namentlich Peter d'Ailly, anderer Meinung und verfochten die Selbständigkeit des Konstanzer Konzils. Papst Johann suchte nun die Reform der Kirche und die Beilegung des Schisma, welche seinem Pontifikat Gefahr drohte, hintanzusetzen und die dogmatischen Fragen in den Vordergrund zu stellen. Mit der Ausrottung der Ketzerei und Abstellung der ärgsten Mißbräuche hoffte er das dringende Verlangen nach

Reform zu befriedigen. Durch die überlegene Anzahl der italienischen Prälaten wußte er so stark auf das Konzil einzuwirken, daß die Partei, welche mit der Kirchenreform und Union beginnen wollte und der die meisten französischen, englischen und deutschen Bischöfe angehörten, nicht durchzudringen vermochte. Es schien, als sollte der Papst das Konzil nach seinem Willen lenken Unter den dogmatischen Angelegenheiten, die Johann in den Vordergrund schob, war keine von größerer Bedeutung als die des Johann Huß.

Huß in Konstanz verhaftet. Als König Siegmund mit Papst Johann über die Abhaltung eines Konzils übereingekommen war, hatte er sich an Huß gewandt und ihm seine Unterstützung und freies Geleit angeboten, wenn er sich in Konstanz stellen wolle. Der entschlossene, überzeugungsfeste Mann ging sogleich auf den Antrag ein Unter dem Geleite dreier böhmischen Barone begab er sich auf die Reise. In einem Abschiedsschreiben an die Böhmen sprach er seinen Entschluß aus, an der Wahrheit festzuhalten und um ihretwillen auch den Tod nicht zu scheuen. Allenthalben strömte das Volk zusammen, um den berühmten Mann zu sehen. 3. Nov. 1414. Erst als er in Konstanz unter großem Volksgedränge angelangt war, brachte Herr Wenzel von Duba den Geleitsbrief Siegmunds. Der Papst war milde gegen den Reformprediger, versprach ihm kein Unrecht zuzufügen und suspendierte den Kirchenbann. Aber Hussens Gegner, unter denen Michael von Deutsch-Brod (de Causis genannt) und Stephan von Palec hervorragten, wirkten unermüdlich gegen den Häretiker. Der Papst und die Kardinäle gerieten in Besorgnis, die Lehre desselben möchte unter den Versammelten und dem Volke 28. Nov. 1414. Beifall und Ausbreitung finden. Sie sandten zu dem Magister, um ihm freies Gehör anzutragen. Entschlossen, aber mit trüben Ahnungen folgte Huß der Aufforderung, obwohl er lieber vor dem gesamten Konzil seine Sache verteidigt hätte. Seine Befürchtungen waren nur zu gerechtfertigt Er wurde in der Versammlung zurückgehalten, von Bewaffneten bewacht und darauf im Dominikanerkloster am Bodensee in einen finstern Kerker geworfen. Mit schweren Ketten belastet und von leiblicher Krankheit bedrängt, bereitete er sich vor, seinen ketzerischen Glauben vor der Kirchenversammlung zu verteidigen. Die Bemühungen seines Beschützers Johann von Chlum, der sich auf das königliche Geleit berief und eine Protestation an den Kirchenthüren anschlug, waren unwirksam. Der Papst spielte dabei ein höchst zweideutiges Spiel, indem er sich den Anschein gab, als sei er wider seinen Willen zur Verhaftung Hussens gezwungen worden. Er hatte dadurch die gefahrdrohende Frage der Union und Reform hinter die Glaubenssachen zurückgedrängt und zugleich den Keim des Zwiespalts zwischen dem König und den versammelten Vätern gelegt.

Siegmunds Ankunft zu Konstanz. 1414. In der Christnacht kam Siegmund von seiner Krönung in Aachen mit seiner Gemahlin Barbara von Cilly und vielen geistlichen und weltlichen Fürsten des Reichs zu Konstanz an. Er zürnte heftig über die versammelten Väter, daß durch Hussens Gefangennahme sein Geleitsbrief gebrochen worden.

Es kam zu heftigen Auftritten. Der König drohte Konstanz zu verlassen, und ließ sich mit Mühe von einer Deputation des Konzils begütigen und den Prozeß gegen Huß seinen weitern Lauf nehmen. Damit war die Fortdauer der Versammlung gesichert und die Absicht des hinterlistigen Papstes vereitelt, aber das kaiserliche Wort preisgegeben. Um das hohe Ziel der Kirchenreform opferte Siegmund den *einen* Mann auf.

Die Verhandlungen nahmen bald eine für Papst Johann ungünstige Wendung. Die Ansicht des Kardinals Peter d'Ailly, daß zuvörderst die Einheit der Kirche hergestellt werden solle, fand immer mehr Anhänger. Die Legaten der beiden Gegenpäpste wurden beim Konzil zugelassen. Allgemein ward die Stimme laut, zur Herstellung des Friedens sei die Absetzung der drei Päpste erforderlich. Ein weiterer bedeutsamer Schritt, das Konzil von der Leitung Johanns zu befreien, war der Beschluß, daß die Abstimmung nicht nach Personen, sondern nach Nationen zu erfolgen habe. Dadurch ward das Übergewicht der italienischen Prälaten, die durch ihre Anzahl die Verhandlungen zu gunsten Johanns entschieden hätten, aufgehoben. Die vier Nationen der Italiener und Deutschen (worunter auch die Ungarn, Polen, Dänen, Schweden und Norweger begriffen waren), der Franzosen und Engländer, wozu später die Spanier als fünfte traten, standen nun mit gleichen Rechten und gleichem Einfluß nebeneinander. Damit war endlich die zu einer ernsten Inangriffnahme nötige Organisation des Konzils vollendet: während die Kardinäle ein besonderes Kollegium, doch ohne jedes besondere Recht, bildeten, hielten die Deputierten der Nationen, unter denen natürlich die Prälaten die eigentlich entscheidende Stimme führten, doch auch die rechtskundigen Doktoren und die Gesandten der Fürsten von Einfluß waren, in Sonderversammlungen ihre Beratungen und faßten nach Stimmenmehrheit Nationsbeschlüsse. Wofür sich alsdann in den allgemeinen Kongregationen der Deputierten aller Nationen die Mehrheit der Nationalstimmen entschied, das wurde in den allgemeinen Sitzungen, deren verhältnismäßig nur wenige stattfanden und die eigentlich nur eine formale Bedeutung hatten, als Konzilbeschluß proklamiert. Denn zugleich wurde geltend gemacht, daß den Doktoren der Gottesgelehrtheit und beider Rechte, den niedern Geistlichen, welche Predigt und Seelsorge versähen, über Glaubenssachen zu verhandeln mehr zukomme als der Menge von Titular-Bischöfen und Äbten, jenen „gekrönten Eseln", wie sie ein Kardinal höchst unehrerbietig nannte. Dem kirchlichen Ansehen müsse die Gelehrsamkeit zur Seite stehen. Auch die Fürsten und Gesandten dürften vom Stimmrecht über das Schisma und den Kirchenfrieden nicht ausgeschlossen werden. Es war ein empfindlicher Schlag für die Sache des Papstes, daß diese demokratischen Grundsätze die Billigung und Bestätigung der Versammlung fanden; die Opposition gegen die pontifikale Macht wurde dadurch ungemein gestärkt.

Die Nationen auf dem Konzil.

7. Febr. 1415.

Johann sah sein Pontifikat den heftigsten Angriffen von der überwiegenden

Papst Johann zur Zession gezwungen. Mehrzahl der Versammelten ausgesetzt. Zugleich mit einer Untersuchung seines unwürdigen, lasterhaften Wandels bedroht, sah er in Nachgiebigkeit und Demut die letzte Hoffnung. Die Väter des Konzils selbst scheuten sich, durch Aufdeckung der Schandthaten des Oberhirten der ganzen Christenheit ein Ärgernis zu geben und das Ansehen der Kirche noch mehr zu schmälern. Sie begnügten sich daher, den geängstigten Papst zur Abdankung zu bewegen, und dieser verstand sich wirklich dazu, freiwilligen Rücktritt zu geloben, wenn auch die beiden andern Päpste ihrer angemaßten Würde entsagten. 1. März 1415. In feierlicher Versammlung ließ er sich vor dem Altar nieder und las die Formel seiner Abdankung vor. Glockengeläute und Lobgesänge verkündigten das frohe Ereignis. Allein es war dem arglistigen Oberhirten nicht Ernst mit seiner Zusage; er wollte nur Zeit gewinnen und war rastlos bemüht, seinen Anhang zu mehren und die Gegner zu schrecken. 11. März. Als wenige Tage darauf Siegmund die Wahl eines neuen Papstes vorschlug, wurden die Pläne Johanns XXIII. und seiner Anhänger offenbar. Erzbischof Johann von Mainz erklärte zornig, keinem andern als Papst Johann wolle er gehorsam sein. Die Gegner eiferten hinwiederum über dessen Lasterhaftigkeit, die ihn des höchsten Kirchenamtes unwürdig mache.

Flucht des Papstes. Nach diesen Auftritten konnte es Johann nicht zweifelhaft sein, was das Konzil und der römische König gegen ihn im Schilde führten. Er beschloß, sich durch die Flucht dem lästigen Zwang zu entziehen, vielleicht dadurch das Konzil zu zerreißen. Er hatte dieses letzte Mittel schon lange im Auge gehabt und sich Gehilfen dazu geworben. Vor allem konnte er auf Herzog Friedrich IV. von Österreich rechnen. Bei Gelegenheit eines glänzenden Turniers, das dieser ver- 20. März. anstaltete, entfloh der Papst in der Kleidung eines Stallknechtes in elendem Aufzuge aus der Stadt und entkam nach dem österreichischen Schaffhausen, ihm nach der Herzog Friedrich. Gewaltige Aufregung verbreitete sich, als man die Flucht des Papstes gewahr wurde. Viele italienische Kardinäle und Prälaten folgten alsbald nach, auch der Erzbischof von Mainz ging ins Bad, wie er vorgab.

Das Dekret Sacrosancta. 1415. Es bedurfte der ganzen Festigkeit einsichtsvoller Männer, um das Ansehen des Konzils, das sich auflösen zu wollen schien, zusammenzuhalten und den widerstrebenden Kardinälen mit Erfolg entgegenzutreten. Es folgten erregte Versammlungen, Gesandtschaften und Verhandlungen mit dem entwichenen Papste. Die Kardinäle suchten alle wider Johann gerichteten Schritte zu hintertreiben. Kardinal Zabarella wagte es, bei Verlesung der von den Nationen gefaßten Beschlüsse wesentliche Punkte wegzulassen. Aber die Reform- und Unionspartei setzte ihre Meinung dennoch durch. In einer öffentlichen Sitzung 6. April 1415. wurden von dem Bischof Andreas von Posen die Beschlüsse verlesen, daß das Konzil rechtmäßig im Heiligen Geiste versammelt, ein allgemeines Konzil bildend und die streitende Kirche darstellend seine Gewalt unmittelbar von Christo habe und daß jedermann, auch den Papst nicht ausgenommen, in allem, was den

Glauben, die Aufhebung der Kirchenspaltung und die Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern betreffe, demselben zum Gehorsam verpflichtet sei. Über jedweden, der den Beschlüssen der Kirchenversammlung den Gehorsam verweigere, solle die gebührende Strafe verhängt werden. Die Beamten des Papstes sollten ihre Verrichtungen auf dem Konzil mit voller Freiheit ohne Rücksicht auf Johanns Drohungen und Bannbullen fortführen und nicht abgerufen werden dürfen, alle Prozesse, Urteilssprüche und Amtshandlungen, die der Papst zum Abbruch des Konzils vornehmen würde, sollten nichtig sein. Das Dekret Sacrosancta sprach einen Grundsatz von gewaltiger Bedeutung aus: daß der Wille der versammelten Kirchengemeinde über dem des Papstes stehe, daß dem Konzil die höchste Autorität der Christenheit innewohne. Es war der kühne Geist des Kanzlers der Pariser Universität, Johann Gerson, welcher diese Grundsätze entwickelt hatte. Die Seele des Konzils ward er mit Recht genannt. König Siegmund bewies in dieser schwierigen Zeit Besonnenheit und Thatkraft. Die Flucht des Papstes und die Beihilfe des Habsburgers dabei war ein zugleich gegen das Konzil und die Reichsgewalt gerichteter Schlag. Sollte nicht die Reform der Kirche, wie die des Reichs wiederum scheitern, so mußte gegen die beiden eingeschritten werden.

„So hatte jetzt — bemerkt Hefele, den strengen Standpunkt des alten Kirchenrechts wahrend — die Konstanzer Synode den berühmten Satz von der Superiorität des allgemeinen Konzils über den Papst feierlich ausgesprochen und damit Veranlassung zu einer Kontroverse gegeben, welche noch jetzt nicht erloschen ist. Die charakteristische Not jener Zeit drängte zu einem solchen Dekret, als dem einzigen Heilmittel für den schrecklichen Mißstand, daß drei Prätendenten um die Tiara stritten. Für einen solchen Fall mochte man keinen andern Ausweg wissen. Aber die Konstanzer gingen weiter als die Not der Zeit erforderte und wollten eine für alle Zeiten und Verhältnisse geltende, ganz allgemeine These aufstellen und sie mit dogmatischem Nimbus umkleiden. Als die Konstanzer Versammlung dies erklärte, hielt sie sich allerdings selbst für ein ökumenisches Konzil, allein die Nachwelt kann ihr diesen erhabenen Charakter nur in den letzten Sitzungen zuerkennen, für jene Zeit, wo Konzil und Papst in Einigkeit handelten."

Als Herzog Friedrich, auf Friedensbruch und Hochverrat an Kirche und Reich verklagt, der Ladung nicht Folge leistete, verhängte der König die Acht, das Konzil den Bann über ihn. Es ward verboten, ihn zu hausen, zu hofen, ihm Kost, Futter, Hilfe oder Anschläge zu geben, bei ihm zu verweilen oder Frieden mit ihm zu halten. Alle Eide oder Bündnisse mit ihm sollten ungültig sein. Zugleich ward des Reiches Hilfe aufgeboten, um den geächteten Herzog von Land und Leuten zu vertreiben; Burggraf Friedrich wurde zum Feldhauptmann bestellt. Die Herren und Reichsstädte in Schwaben und Elsaß, die oberbayrischen Herzöge, die Bischöfe von Augsburg, Chur, Salzburg u. a. wurden gegen den Habsburger unter die Waffen gerufen. In wenigen Tagen sollen vierhundert Herren und Städte dem Herzog Fehde angesagt haben. Von allen Seiten brachen sie in die österreichischen Besitzungen ein und eroberten Städte

Demütigung Friedrichs von Österreich.

7. April 1415.

und Burgen. Auch die Eidgenossen ließen sich trotz des fünfzigjährigen Friedens mit Österreich (28. Mai 1412) durch das Versprechen Siegmunds, daß ihnen alle dem Herzog entrissenen Besitzungen als Eigentum verbleiben sollten, zum Krieg gegen den Habsburger verlocken. So rasch und überwältigend brach das Mißgeschick über Friedrich herein, daß er auf Unterstützung von seinen Bundesgenossen, seinem Bruder Ernst, dem Markgrafen von Baden, dem Herzog von Burgund, dem Erzbischof von Mainz nicht hoffen durfte und sein verwegener Mut bald gebrochen war; er rief die Vermittelung Ludwigs von Bayern-Ingol-
5. Mai 1415. stadt an und flehte um die Gnade des Königs. In feierlicher Versammlung kniete der Gedemütigte vor Siegmund nieder und stellte eine Urkunde aus, daß er alle seine Länder von Tirol bis zum Elsaß dem König übergeben habe, daß er Papst Johann nach Konstanz zurückbringen und selbst als Geisel dort bleiben wolle, bis das Versprochene erfüllt sei. „Seht, was ein König der Deutschen vermag," sprach Siegmund, sich zu den italienischen Gesandten wendend. Allenthalben in den Ländern Friedrichs ließ sich der König huldigen. Die Eidgenossen, die sich des ganzen Aargaus bemächtigt hatten und jetzt vor Baden lagen, setzten den Krieg noch weiter fort. Die Feste Stein, wo die Urkunden des Hauses Habsburg verwahrt lagen, wurde erstürmt und zerstört. Auch die Stammburg des Hauses liegt seit jener Zeit in Trümmern. Alle vorderösterreichischen Landschaften waren dem Habsburger entrissen, Schaffhausen, Diessenhofen, Radolfzell, Freiburg wurden für Reichsstädte erklärt, nur Tirol hielt treu zu dem Herzog. Er selbst blieb in Konstanz als Gefangener, seiner Macht und Habe beraubt. Friedrich „mit der leeren Tasche" nannten ihn seitdem die Spötter.

Die Frage der Reichsreform. 1415. Es war ein lange nicht erlebtes Schauspiel in deutschen Landen, daß ein unbotmäßiger Fürst von dem strafenden Arm des Reichsoberhauptes niedergeschlagen worden, und die fürstliche Opposition ward mit Schrecken inne, mit welchem Ernst die Reichspartei an Herstellung der obersten Gewalt arbeitete. Obenein gewann durch die in jenen Tagen vollzogene Übertragung der Kurwürde Brandenburg an den Hohenzollern der König eine zuverlässige Stütze gegen den ränkesüchtigen Erzbischof von Mainz in des Reiches innerstem Rat. Wie seit langen Jahren nicht, sehen wir zu Konstanz die widerstrebenden, eigenwilligen Stände und Glieder des Reichs versammelt und sich über den Landfrieden und die zu dessen Durchführung zu errichtenden Landfriedenskreise und Gerichte beraten. Es galt den letzten Versuch, die selbstherrliche Zersplitterung unter dem Schirm der wiederbelebten Reichsgewalt in nationaler Einheit zusammenzufassen. Wenn in den vier Landfriedenskreisen je ein kaiserlicher Hauptmann und über diesen ein allgemeiner oberster Reichshauptmann über Frieden und Gericht walteten, wenn es insbesondere gelang, durch Sicherung von Handel und Wandel die Städte wieder in das Interesse des Reichs zu ziehen und ihre demselben entfremdete Macht für das erstarkte Königtum zu gewinnen, so war den nach Selbstherrlichkeit strebenden Einzelgewalten ein Damm gesetzt, das

Reich konnte wieder ein Staat werden. „Man mußte die Elemente, die so lange gegeneinander gerungen, in dem höheren Interesse des Reichs einigen; man bedurfte einer Organisation, mit der die Reichsgewalt die Befugnis, welche ihr dem Recht und ihrem Wesen nach zustand, auch thatsächlich erfassen und üben konnte.“ Die Landfriedensordnung bot dazu den geeignetsten Anhalt. Das waren die Gesichtspunkte, welche sich aus den einleitenden Verhandlungen über eine Reichsreform im Frühjahr 1416 ergaben. Daß aber wiederum keine durchgreifende Reform zustandekam, lag teils an dem unüberwindlichen Mißtrauen der Reichsglieder gegen alle von der Reichsgewalt gehandhabte Ordnung und ihrem Trotz auf eigne Stärke, teils an der Unstätigkeit Siegmunds und den stürmischen Ereignissen der nächstfolgenden Zeit, welche neue Fragen und neue Interessen in den Vordergrund drängten.

Hatte die Reichsgewalt den trotzigen Herzog von Österreich überwältigt, so sollte nun auch Papst Johann fühlen, was es hieß, sich dem Willen des Konzils und der ganzen Christenheit zu widersetzen. Während der Bedrängnis seines fürstlichen Beschützers war er flüchtig umhergeirrt; er hatte die Absicht, mit Hilfe des Herzogs von Burgund nach Avignon zu entkommen. Als er auf die Forderung des Konzils auf unbedingte Entsagung zweideutige und ausweichende Antworten gab, erging eine förmliche Vorladung an ihn, sich in Konstanz gegen die Anklage der Ketzerei, der Simonie und anderer Verbrechen zu rechtfertigen. Als die Frist verstrichen war, wurde die Suspension vom Amte über ihn ausgesprochen. Der Papst, welchen der Markgraf von Brandenburg halb mit Überredung, halb mit Zwang, in das nahe Radolfzell geführt, widersetzte sich den Beschlüssen des Konzils nicht länger. Seine Sache war verloren und sein schmähliches Treiben zu Ende. Auf Grund von 54 Klageartikeln wurde, nachdem einige der schändlichsten Anklagen der Würde des apostolischen Stuhles zu Liebe getilgt worden, das Urteil über den ruchlosen Oberpriester gefällt. In feierlicher Sitzung wurde derselbe seines Amtes entsetzt, sein Siegel und Wappen zerbrochen; ohne Beistimmung des Konzils sollte kein neuer Papst erwählt werden, Balthasar Cossa und die beiden Gegenpäpste auf immer ausgeschlossen sein. Johann schwur, sich dem Urteil zu fügen, allein man hatte Grund, seinen Versicherungen zu mißtrauen. Er wurde auf dem Schlosse Gottlieben bei Konstanz, wo auch Huß gefangen saß, in Gewahrsam gehalten, dann vom Pfalzgrafen Ludwig auf das Schloß zu Heidelberg geführt, wo er Muße hatte, in lateinischen Versen sein Unglück zu beklagen.

Randbemerkungen: Das Gericht gegen Papst Johann. — 14. Mai 1415. — 29. Mai.

Gregor XII. zeigte sich willfähriger, dem Konzil Folge zu leisten. Pfalzgraf Ludwig und Erzbischof Werner von Trier, die sich zu seiner Obedienz hielten, bewogen den nahezu neunzigjährigen Greis zur Abdankung; er lebte noch zwei Jahre als Kardinalbischof von Porto und Legat der Mark Ankona († 18. Okt. 1417).

Randbemerkung: 4. Juli 1415.

Mit Widerstreben hatte Siegmund sein verpfändetes Wort daran gegeben und dem Gerichtsverfahren gegen Huß seinen Lauf gelassen. Er war auch

Randbemerkung: Das Gerichtsverfahren gegen Huß.

während des Prozesses bemüht, das Urteil hinauszuschieben oder einen Vergleich herbeizuführen, so daß er sich selbst den Vorwurf der Begünstigung eines Ketzers zuzog. Allein die Grundsätze des böhmischen Reformators drohten dem ganzen hierarchischen und dogmatischen Gebäude der Kirche Gefahr, und der glaubensstarke Mann beharrte mit Festigkeit bei seiner Überzeugung. Die mit der Führung des Prozesses beauftragten Kommissare legten dem Gefangenen 44 Lehrsätze, meist aus seiner Schrift „von der Kirche" entnommen, zur Verantwortung vor. Ein neues Moment gewann sein System, als Jakob von Mies (Magister Jacobellus genannt), die utraquistische Kommunion verfocht und den Laien das Abendmahl unter beiden Gestalten des Brotes und Weines reichte. Schon Janow hatte den vollständigen Abendmahlsgenuß für den Laien verlangt, wie es im Gesetz Christi enthalten sei. Huß hatte bisher diese Frage nicht in Betracht gezogen, als sich aber jetzt eine Spaltung darüber unter seinen Anhängern kund gab, erließ der Meister von seinem Kerker aus eine Schrift, die den neuen Ritus empfahl. Auch Hussens getreuer Schildträger Magister Hieronymus
Mai 1415. geriet in die Gewalt des Konzils. Seinem Freund Beistand zu bringen und seine Überzeugung zu bekennen, war er nach Konstanz geeilt. Als er die feindseligen Absichten der Versammlung gewahr wurde, wollte er sich in die Heimat flüchten, aber unfern der böhmischen Grenze ward er ergriffen und in Ketten gen Konstanz geführt. Die Verwendung böhmischer, mährischer und polnischer Herren für die gefangenen Lehrer wurde von dem Konzil zurückgewiesen. Unterdessen nahm die Untersuchung gegen den Ketzer ihren Fortgang. Die Verdam-
4. Mai. mung der Wicleffschen Lehrsätze war ein Vorgang von schlimmer Vorbedeutung.
5. Juni. In dem ersten öffentlichen Verhör vor dem Konzil, das im Franziskanerkloster zu Konstanz stattfand, erbot sich Huß zum Widerruf, wenn man ihn aus der Heil. Schrift und den ältesten Kirchenvätern des Irrtums überführe. Als er seine Sätze verteidigen wollte, ward er stürmisch unterbrochen. Ruhiger verlief
7. Juni. das zweite Verhör. Huß bekannte sich zu mehreren der verdammten Sätze Wiclefs. Über die Frage der Transsubstantiation trat der nominalistische Kardinal Peter d'Ailly dem realistischen böhmischen Reformator heftig gegenüber. Auch Siegmund ergriff das Wort, verteidigte sein Benehmen gegen den Angeklagten und riet ihm Nachgiebigkeit an. Allein seine Rede vermochte die Schmach kaiserlichen
8. Juni 1415. Wortbruchs nicht zu tilgen. In dem letzten Verhör wurden die anstößigen Lehrsätze aus Hussens Schriften verlesen. Sie betrafen die Verfassung und Autorität des hierarchischen Systems. Es wurde ihm vorgeworfen, er halte den Papst und die Kardinäle nicht für notwendig zum Regiment der Kirche, nenne die päpstliche Macht ein kaiserliches Geschenk, bezweifle die Rechtsgültigkeit vieler Kirchenstrafen und des Verfahrens gegen Ketzer, behaupte, ein mit einer Todsünde belasteter Priester sei kein Priester u. a. m. Eine zusammenhängende Verteidigung seiner Lehre, die entstellt und verdreht worden, ward ihm nicht gestattet. Das Konzil forderte Eingeständnis des Irrtums und öffentlichen

Widerruf. Siegmund selbst riet, der Ketzerei bald ein Ende zu machen, mit dem Meister und den Schülern nach dem Gesetz zu verfahren und Huß, selbst wenn er widerrufe, nicht zu trauen. Diese Worte erregten den lautesten Unwillen in Böhmen und trugen für den König schlimme Früchte. In einer folgenden Sitzung wurde ein Verbot gegen die Kommunion unter beiderlei Gestalt erlassen. 15. Juni.

Als alle Bemühungen Wohlgesinnter, Huß zum Widerruf zu bewegen, an der felsenfesten Überzeugung des Mannes scheiterten, schritt das Konzil zum Urteil über den Ketzer. Huß zum Feuertod verdammt. Unter dem Vorsitz des Kardinals Johann von Brogni, in Siegmunds Anwesenheit wurden in der Kathedralkirche die ketzerischen Lehrsätze, die Zeugenaussagen und der ganze Verlauf des Prozesses vorgetragen, 6. Juli 1415. Hussens Bücher zur Verbrennung verurteilt, er selbst aber als „offenbarer unverbesserlicher Ketzer" gebrandmarkt, welcher der Priesterweihe zu berauben und dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit zu übergeben sei. Unter furchtbaren Verwünschungen wurden ihm die Priestergewänder entrissen, eine hohe Papiermütze mit drei gemalten Teufeln und der Inschrift: „das ist ein Erzketzer" auf das Haupt gesetzt. Als man seine Seele der Hölle übergab, sprach er: „Und ich befehle sie meinem Herrn Jesu Christo." Darauf überlieferte ihn Pfalzgraf Ludwig dem städtischen Magistrat mit den Worten: „Nehmet hin den Johann Huß, der nach des Königs Urteil und unserm eignen Befehl als Ketzer verbrannt werden soll." Noch denselben Tag wurde der Spruch vollzogen. Der Pfalzgraf geleitete Huß zum Richtplatz. Lächelnd sah Huß die Verbrennung seiner Bücher, singend und betend ging er in würdiger Fassung durch das wogende Volksgedränge dem Tod entgegen. An den Pfahl gebunden, wurde er nochmals vom Reichsmarschall Pappenheim im Namen des Königs zum Widerruf aufgefordert. Aber Huß erklärte sich bereit, für seine Lehre zu sterben. Da ward der Holzstoß angezündet, der Sterbende befahl seine Seele in Gottes Hand und ward bald von den auflodernden Flammen erstickt. Das umstehende Volk aber war der Meinung, mehr denn Huß hätte Papst Johann wegen seiner schändlichen Thaten verdient verbrannt zu werden. Die Asche des „fluchwürdigen Ketzers" wurde in die Fluten des Rheins gestreut, damit die Böhmen sie nicht als Reliquie verehrten; diese aber brachten die Erde, wo ihr Märtyrer den Tod erlitten, als heiliges Andenken in die Heimat. — In Jahresfrist folgte auch Hieronymus seinem großen Meister im Tode nach. Durch Kerkerhaft und Krankheit gebrochen, hatte er sich öffentlich von Wiclefs und Hussens Lehren losgesagt und dem Konzil unterworfen. In späteren Verhören aber gewann er seine Festigkeit wieder. Er widersprach den Anklagen, weigerte sich, seine Irrtümer zu bekennen und erklärte es für seine größte Sünde, seinen Meister je verleugnet zu haben. So ward auch er als rückfälliger Ketzer den Flammen übergeben. 30. Mai 1416. „Kein Weltweiser," schrieb Äneas Sylvius, „hat so viel Mut auf dem Sterbebette bewiesen, als sie auf dem Scheiterhaufen." — Mit der Absetzung Johanns XXIII. und dem Todesurteil

an Huß hatte das Konzil ein gewaltiges Zeugnis abgelegt, daß die versammelte Kirchengemeinde das höchste Tribunal der Christenheit sein solle, erhaben über die Autorität des apostolischen Stuhles sowohl, als den vermessenen Geist des Einzelnen, der dem Willen der Gesamtheit kühn entgegezutreten wagte. Die Ketzer hatten die Väter des Konzils verbrannt, aber ihr Geist und ihre Lehre lebten fort und erzeugten Aufruhr und Sturm von so furchtbarer Gewalt, wie keiner der Richter zu Konstanz vorhergesehen.

Eine spätere Volkssage läßt Huß bei seinem letzten Gang, auf die Bedeutung seines Namens anspielend, die Ahnung aussprechen: In hundert Jahren werde ein schneeweißer Schwan kommen, den man nicht, wie jetzt die Gans, verbrennen werde. Es mag eine später erdichtete Geschichte sein, allein sie ist ein bezeichnender Ausdruck dessen, wie nachmals das Volk in dem böhmischen Ketzer, dem unerschrockenen Kämpfer gegen päpstliche Allgewalt und hierarchischen Mißbrauch, den würdigen Vorläufer Luthers erblickte.

2. König Siegmunds Friedensbemühungen.

Siegmunds Stellung und das Konkordat von Narbonne. Nunmehr stand der Wiederherstellung der Kircheneinheit nur noch Benedikt XIII. entgegen. Siegmund glaubte durch eine persönliche Zusammenkunft mit demselben und seinem Beschützer König Ferdinand von Aragonien sein Ziel am sichersten zu erreichen. Damals stand er auf dem Gipfel seines Ansehens. Auf sein Haupt fiel der Ruhm, als rechter Schirmvogt der Kirche deren Einigung ins Werk gesetzt, deren Besserung und Erhebung angebahnt zu haben. Er war der eigentliche Mittelpunkt des Konzils und fühlte selbstgefällig die Größe dieses Ruhms. Es war ein bedeutsames Anerkenntnis seiner leitenden Stellung, als die Väter beschlossen, während seiner Abwesenheit wichtige Geschäfte ruhen zu lassen. (18. Juli 1415.) Unter dem besondern Schutz und Segen des Konzils zog er aus, als Protektor der Versammlung den Pfalzgrafen zurücklassend. Nicht bloß um der Kirche den Frieden wiederzugeben, sprach er, sondern um den Frieden zu gründen zwischen allen Reichen und Fürsten der Christenheit, nicht um irdischen Ruhmes willen, sondern zur Ehre Gottes unternehme er die Reise. Als Friedebringer, wie es Recht und Pflicht der kaiserlichen Würde ist, zog er durch die christlichen Länder. Es lebte in dem schwungvollen Gemüt Siegmunds ein Gefühl dessen, wozu er als weltliches Oberhaupt der Christenheit nach alter tiefsittlicher Auffassung berufen sei; die Größe seiner Aufgabe und die bisherigen Erfolge hatten seinen Geist gehoben. Zu Aarberg auf der welschen Grenze trennte er sich von seinen Gefährten, dem Pfalzgrafen und dem Hohenzollern, (Sept. 1415.) unter dem Schutze des Grafen von Savoyen weiter ziehend. Zu Perpignan traf er mit dem aragonischen König und Benedikt zusammen. Aber an dem Starrsinn des greisen Priesters scheiterten alle Verhandlungen. Mißmutig verließ der König die Pyrenäenstadt. Als Benedikt, dem die spanischen Fürsten mit Aufsagung ihrer Obedienz drohten, sich nicht mehr sicher glaubte, flüchtete

er sich auf die Bergfeste Peniscola unweit Valenzia. Da gaben die spanischen Fürsten und die schottischen Bevollmächtigten den starrsinnigen Priester auf. Zu Narbonne, wo Siegmund mit den Abgeordneten des Konzils weilte, wurde ein Vertrag geschlossen, kraft dessen die Fürsten und Prälaten von der Obedienz 13. Dez. 1415. Benedikts sich zu einem allgemeinen Konzil mit den zu Konstanz Versammelten einigten und die Absetzung des Widerstrebenden auf rechtlichem Wege vor sich gehen sollte. Damit war das Konzil von der ganzen abendländischen Christenheit anerkannt, und die Bannflüche, die Benedikt von seiner Felsenburg herabschleuderte, blieben ohne Wirkung.

Siegmund setzte, durch diesen Erfolg zu größeren Plänen ermutigt, seine Siegmunds Reise nach Paris und London. Reise fort. Er hielt sich für berufen, in dem großen englisch-französischen Krieg Frieden zu stiften, ein weitführender unfruchtbarer Entschluß, welcher das hohe Ziel des Konzils nicht förderte. Nachdem er in Chambery Amadeus VIII. von 19. Febr. 1416. Savoyen zum Herzog erhoben und ihm die Reichslehen erteilt hatte, eilte er nach Paris. An dem Glanz der französischen Hauptstadt ergötzte er sein prachtliebendes Herz, allein in dem wirren Getriebe der Parteien fand er mit seinen Friedensanträgen kein Gehör. Er zog weiter an den englischen Hof. Als er landen wollte, ritt der Herzog von Glocester, des Königs Bruder, mit entblößtem Schwert in die Fluten und fragte, ob der römische Kaiser in Britannien Oberhoheit in Anspruch nehme. Es waren dieselben Befürchtungen, die schon in Frankreich zu Tage getreten, Siegmund trage sich mit der alten Idee eines weltherrschenden Kaisertums. Auch in England, wo seit der Schlacht von Azincourt das nationale Selbstgefühl sich gewaltig gehoben, hatte die Friedensvermittelung keinen Erfolg. Der Glanz der kaiserlichen Würde vermochte nicht den Kampf der beiden Nationen aufzuhalten. Der geldbedürftige Siegmund geriet sogar selbst in arge Verlegenheit, als er mit dem wittelsbachischen Wilhelm von Holland (VII, 911) zerfiel und nun auf englische Schiffe zur Überfahrt angewiesen war. Er mußte sich zu einem Bündnis mit Heinrich V. gegen Frankreich verstehen, ehe ihn dieser reichbeschenkt über das Meer setzte. Die empfangenen Aug. 1416. Kleinodien aber wurden alsbald in den niederländischen Städten verpfändet, um die Kosten der weiteren Reise zu bestreiten. Fast wie ein Flüchtling gelangte der König an den Rhein. Zu Anfang des neuen Jahres traf er wieder in Konstanz Jan. 1417. ein, festlich begrüßt von den versammelten Vätern. Die kostspielige und nutzlose Reise an den französischen und englischen Hof war ein arger Mißgriff. Die Friedensvermittelung war gescheitert, das Bündnis mit England trug Siegmund den Ruf von Zweideutigkeit und Verrat ein; wenn er die Absicht gehabt hatte, in den westlichen Ländern, namentlich in Burgund, die Hoheit des Reichs wieder geltend zu machen, so hatte er sich jetzt wohl selbst von der Erfolglosigkeit derartiger Bemühungen überzeugt; vor allem aber empfand das Konzil, das in so gutem Fortschritt begriffen gewesen, schwer die Abwesenheit des leitenden Oberhauptes.

Das Konzil während Siegmunds Abwesenheit und Benedikts Absetzung. Siegmund hatte während seiner anderthalbjährigen Abwesenheit durch Briefe und Gesandtschaften auf Verschiebung aller wichtigen Angelegenheiten hingewirkt, und man war seinen Weisungen auch nachgekommen. Während die Prälaten, insbesondere die burgundischen und französischen, über die Lehren des Johann Parvus (Jean Petit) von der Verdienstlichkeit des Tyrannenmordes in Schrift und Rede heftig stritten, wozu die Ermordung des Herzogs von Orleans durch Johann von Burgund angeregt hatte, während über einzelne kirchliche Mißbräuche und deren Besserungen beraten ward: rückten die großen Fragen der Einheit und der Reform der Kirche nur langsam fort. Zwar wurde unmittelbar nach Siegmunds Abreise, in den letzten Tagen des Juli, der erste Reformausschuß niedergesetzt, bestehend aus 35 Mitgliedern, acht Deputirten jeder Nation und drei Kardinälen; allein wie eifrig auch diese Kommission an ihre Arbeit ging, man kam über die Vorverhandlungen nicht hinaus und über die
8. Okt. 1416. wichtigsten Fragen schien eine Einigung kaum zu erzielen. Nach einjähriger Arbeit geriet das Reformwerk ins Stocken, und die erste Geschäftsperiode der Reformkommission schloß ohne ein entschiedenes Resultat. Auch in Sachen der Herstellung der Union ging die Versammlung langsam vor.

Okt. 1416. Erst als sich die bisherigen Anhänger Benedikts, die Aragonier, die Schotten,
Juni 1417. die Navarresen und endlich auch die Kastilier, mit dem Konzil vereinigt hatten, als die Rangstreitigkeiten, die sich unter den Nationen, den Franzosen, Engländern, Spaniern erhoben, beigelegt waren und die Versammlung mit der Rückkehr Siegmunds wieder ein leitendes Oberhaupt besaß: nahm das Werk der Union seinen Fortgang. Die Vorladungen Benedikts hatten bei dem Starrsinn des spanischen Priesters keinen
26. Juli 1417. Erfolg. Da sprach das Konzil die Absetzung des „meineidigen verstockten Schismatikers und Ketzers" aus. Noch einmal aber fand in spätern Jahren Benedikt Anerkennung in einem Teile Spaniens und Italiens, als der König von Aragonien mit Papst
Mai 1423. Martin V. zerfiel, und nach seinem Tod wählten vier Kardinäle einen aragonischen Priester zum neuen Papst (Clemens VIII.), der erst nach einigen Jahren vom aragonischen König aufgegeben, seiner Würde entsagte.

Flucht und Urteil Friedrichs von Österreich. Während Siegmunds langer Abwesenheit hatte die Opposition deutscher Fürsten wiederum ihr Haupt erhoben. Herzog Friedrich, der wie ein Gefangener zu Konstanz gehalten ward, war voll inneren Grimmes über die Härte des Königs und die Ungerechtigkeit des Konzils. Sein Bruder Ernst, der Eiserne genannt, hatte sich in Tirol, das dem König die Huldigung nicht geleistet, festgesetzt und hoffte das Land für sich zu behalten. Die Beschwerden des gedemütigten Habsburgers fanden vor dem Konzil kein Gehör. Da entfloh
30. März 1416. er gegen seinen Eid heimlich aus Konstanz. Jubelnd nahmen ihn die treuen Bürger und Bauern in Tirol auf. Zugleich spann Erzbischof Johann von Mainz wiederum die alten Ränke und unterhielt Verbindungen mit den Gegnern des Konzils und des Königs, indes er beide fortwährend seiner Ergebenheit versicherte.

Selbst der gefangene Papst Johann schöpfte neue Hoffnung; er unternahm einen Fluchtversuch, der jedoch mißlang. Erst später entließ Pfalzgraf Ludwig, als er sich mit dem König überworfen hatte, den Gefangenen gegen eine Loskaufsumme. Johann verständigte sich darauf mit dem neuen Papst Martin V., wurde zum Kardinalbischof von Tusculum ernannt, starb jedoch schon zu Ende des Jahres 1419.

Als Siegmund zurückgekehrt war, galt es vor allem, den widersetzlichen Habsburger aufs neue zu demütigen, den trotzigen Fürsten, der den gekränkten Bischöfen in seinem Gebiet die Genugthuung verweigerte, der den Trienter gefangen hielt, der sich heimlicher Flucht und Wortbruchs schuldig gemacht. In feierlicher Sitzung ward er mit Kind und Kindeskind der Fürstenrechte losge- 3. März 1417. sprochen, mit dem Bann belegt und der König aufgefordert, gegen ihn und seine Helfer nach Recht zu verfahren; vier Wochen später traf ihn des Reiches Acht 3. April. und Aberacht. Der König vergab die Städte und Schlösser in den vordern Landen als Lehen und Pfand. Aber die benachbarten Herren und Städte waren säumig im Zugreifen. Man traute der Wirksamkeit der Reichsacht nicht, und Herzog Friedrich, der sich mit seinem Bruder ausgesöhnt, mit dem Erzbischof von Salzburg verbündet hatte, zu dem alle Gegner der Reichsreform hielten, war jetzt mächtiger als zuvor.

Siegmund bildete wieder den Mittelpunkt des Konzils und des Reichs. Deutsche Reichsangelegenheiten zu Konstanz. 1417. In den Frühlingsmonaten strömten Fürsten und Grafen nach Konstanz, um die Belehnung zu empfangen; wiederum saß der König mit den Fürsten und Städteboten zu Rat über die Errichtung des Landfriedens. Der alte Entwurf ward wieder vorgelegt (S. 222), stieß jedoch auf heftigen Widerstand. Um so mehr war Siegmund bemüht, durch sein Hofgericht, unter dem Vorsitz des Grafen Günther von Schwarzburg, die Streitigkeiten zwischen Fürsten, Herren und Städten zu schlichten und die gegenseitigen Beschwerden nach Billigkeit abzustellen. Mancherlei wohlthätige Maßregeln wurden im einzelnen getroffen: so erging ein Verbot gegen neue Zölle und gegen Befestigungen im Gebiet der Städte. Aber der Versuch, die Reichsgewalt auf festerer Grundlage zu erneuern, war endgültig gescheitert. In all dem Glanz und geschäftigen Gedränge, das sich damals zu Konstanz entfaltete, konnte ein scharfer Blick die Anzeichen eines wachsenden Zwiespaltes wahrnehmen. Friedrich von Österreich und mit ihm die fürstliche Opposition hatte sich aus der Demütigung erhoben, zu ihm stand Herzog Ludwig von Bayern-Ingolstadt, der es nicht verwinden konnte, daß die Mark Brandenburg seinem Hause entrissen war. Auch der Markgraf von Meißen, Friedrich der Streitbare, dem der König die Belehnung mit einigen böhmischen Schlössern verweigerte, ritt damals voll Ingrimm aus Konstanz weg. 2. Aug. 1417. Die Einigung der rheinischen Kurfürsten, zu welcher der Mainzer Erzbischof auch den Pfalzgrafen gewonnen, war ein Zeichen von dem erstarkten Widerstand der Fürsten.

Siegmund war jetzt nicht mehr stark genug, den trotzigen Habsburger mit Siegmunds Ausgleich mit Friedrich von Österreich. Waffengewalt zu demütigen. Die fürstliche Opposition war der königlichen Gewalt wieder über den Kopf gewachsen. Zwar bestand Siegmund auf der Forderung, daß sich der Geächtete ohne Vorbehalt zu unterwerfen habe, und ein Fürstengericht unter dem Vorsitz des Markgrafen Friedrich bestätigte das strenge Urteil. Febr. 1418. Aber die Macht des Herzogs, dem alle Feinde des Königs sich anschlossen, ließ

es Siegmund doch ratsam erscheinen, den Streit nicht auf die Spitze zu treiben. Als Herzog Ernst mit einem Heere an den Bodensee rückte, Unterhandlung anbot und in Konstanz bitter über die Verfolgung des Hauses Habsburg klagte, als Siegmund den geringen Eifer der Reichsstände gewahrte und eine Verbindung der Habsburger mit Venedig und Mailand befürchten mußte, als der Papst
Mai. auf eine Aussöhnung drang, da zeigte sich der König nachgiebiger. Der Herzog ward, soweit es noch geschehen konnte, in seine früheren Rechte und Länder eingesetzt und leistete aufs neue den Treueid. Kirchenbann und Reichsacht wurden aufgehoben. Die ans Reich gekommenen und verpfändeten Besitzungen im Elsaß, im Sundgau und Breisgau durfte der Habsburger einlösen; der Aargau aber blieb dem Hause Österreich entzogen und die gefreiten Städte Radolfzell, Schaffhausen, Rheinfelden und Diessenhofen, behaupteten ihre Reichsunmittelbarkeit.

Zwiespalt im Konzil. Nach der Absetzung Benedikts war eine neue Reformkommission aus den fünf Nationen eingesetzt worden, welche ihren Beratungen die Arbeiten des früheren Ausschusses zu Grunde legte, seine Beschlüsse nochmals prüfte. Allein auch diemal kam das Werk nicht zum Abschluß. Die Reformation am Haupt und der römischen Kurie drohte in der wichtigsten Angelegenheit, der Kollation der Benefizien, dem Besetzungsrecht der geistlichen Stellen durch den Papst, eine gefährliche Wendung zu nehmen. Daher wurde abermals die Frage in den Vordergrund gedrängt, ob zuerst die Reform oder die Papstwahl vorzunehmen sei.

Wie mit der ernsteren Erörterung der Reformfrage der Parteikampf an Heftigkeit zunahm, so vollzog sich im Laufe derselben auch eine neue und schärfere Scheidung der Parteien. Ohne Rücksicht auf die Nationensonderung standen auf der einen Seite nun die Liberalen, d. h. die Gegner der bisher bestehenden absolut monarchischen Verfassung der Kirche, welche durch eine aristokratisch-konstitutionelle Ordnung ersetzt werden sollte, indem der Papst in Gemeinschaft mit einem Generalkonzil der Bischöfe die höchste Autorität erhalten sollte. Aber gleich über die Einzelheiten in der Ausführung dieses Programms gingen die Ansichten weit auseinander. So war die künftige Stellung des Kardinalkollegiums kontrovers, denn die einen verlangten die Reform, die andern die gänzliche Beseitigung desselben. Besondere Schwierigkeiten aber machte die Frage nach der künftigen Kollation der Benefizien: während die einen dieselbe für die einzelnen Diözesen den Bischöfen übertragen wollten, wollten die andern sie dem Papste lassen, weil namentlich die von den Universitäten Graduierten bei den Bischöfen wenig beliebt waren und kaum hoffen durften, bei der Vergebung der Benefizien, wie bisher von den Päpsten, welche die Universitäten zu gewinnen trachteten, von den Bischöfen berücksichtigt zu werden. Auf der andern Seite standen die Konservativen, welche im allgemeinen für die unveränderte Erhaltung des Bestehenden eintraten und jede Änderung des mittelalterlichen Kirchentums zu hintertreiben bestrebt waren. Dahin gehörten die meisten Kardinäle und die große Masse der italienischen und spanischen Prälaten, während die Deutschen, Franzosen und Engländer teils der liberalen, teils der dazwischen stehenden Mittelpartei zuzuzählen waren. Aber keine von diesen Parteien war fest in sich geschlossen, sondern bei einer Einheit in gewissen allgemeinen Fragen gingen die Meinungen ihrer Glieder bei jeder besondern Angelegenheit oft weit auseinander.

Während der König und mit ihm die Deutschen und Engländer der erstern Ansicht huldigten, waren die Kardinäle und die drei romanischen Nationen der Meinung, ohne Oberhaupt könne die Kirche nicht reformiert werden, und wollten den Einfluß des römischen Königs vom geistlichen Gebiete ausschließen. Wenn die Deutschen und Engländer mit Recht fürchteten, „sobald die Wahl geschehen, würde jedermann heimreiten, und also geschehe die Reformation nimmer", hoben die Gegner in Schrift und Wort die Gefahren einer längeren Verzögerung der Papstwahl hervor. War doch auch in der That die Besorgnis gegründet, das kaum unterdrückte Schisma möchte sich erneuen, wenn die Kirche nicht bald ein einiges Haupt gewänne. Die französische Nation wurde hauptsächlich durch den Einfluß ihrer Universitätshäupter ins kuriale Lager gezogen, denn für die Parteistellung dieser war der Vorzug entscheidend, den die Graduirten bei der bisherigen Benefizienverleihung genossen. Der Streit wurde bald erbittert, die Gemüter erhitzten sich, immer hartnäckiger wurde auf beiden Seiten der Entschluß, fest zu bleiben. Man klagte laut, daß der römische König sich unbefugt in kirchliche Dinge menge und die Freiheit des Konzils verletze. In Schmähschriften wurde Siegmund und seine Partei hussitischer Grundsätze beschuldigt. In öffentlicher Sitzung protestierten die Kardinäle gegen das Ver- 9. Sept. 1417.
fahren des Königs und die Verzögerung der Papstwahl. Unwillig verließ Siegmund mit einigen Prälaten die Versammlung. „Laßt die Ketzer gehen," tönte es ihnen nach. Der König dachte die Kardinäle zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Er ließ das Münster und den bischöflichen Palast schließen; aber auf den Stufen verhandelten die Kardinäle und forderten sicheres Geleit, um an einem freien Orte die Papstwahl vorzunehmen. Schon reisten die kastilischen Prälaten ab und mußten zur Rückkehr erst gezwungen werden. Das Konzil war nahe daran, sich in bitterer Feindschaft aufzulösen. Als darauf die Kardinäle in der Kongregation der Nationen eine zweite schärfere Protestation verlasen, wollte 11. Sept.
der König die Schuldigsten verhaften lassen. Doch gelang es einigen besonnenen Ratgebern, worunter der Markgraf von Brandenburg, diesen äußersten Schritt zu hintertreiben. Von Tag zu Tag aber minderten sich die Anhänger des Königs und der Reform vor der Papstwahl. Als in diesen Tagen der Bischof Robert Hallam von Salisbury starb, der Führer der englischen Prälaten, der die Reform vor der Papstwahl eifrig verfochten, trat auch die englische Nation zu den Kardinälen über. So stand Siegmund mit der deutschen Nation allein; in einem entschiedenen Manifest sprachen sie ihre Überzeugung aus von der Not- 14. Sept.
wendigkeit einer vorherigen Reformation, auf die der Neugewählte verpflichtet werden könne. Die deutsche Nation, hieß es, habe sich durch die zu Pisa gemachten Erfahrungen belehren lassen. Man habe gesehen, wie die Erwartung einer Reformation der Kirche, die durch feierliche Verheißungen und Beteuerungen erregt worden, getäuscht worden sei, wie nach der Wahl zweier Päpste das Übel immer ärger geworden, Laster und Sittenverderbnis immer mehr um sich

gegriffen habe. Zuerst müsse dieses Verderbnis aus dem Hause Gottes weggeräumt werden, ehe der Papst als ein reiner und heiliger durch Reine und Heilige gewählt werde. Diese Protestation der Deutschen, ein würdiges Schriftstück von hohem Ernst, durchatmet von dem Geist, der nachmals die große Reformation vollzog, wies in scharfen Worten den Gegnern die Schuld zu, wenn die Hoffnungen der Christenheit wiederum getäuscht würden. Doch der ehrenwerte Widerstand war umsonst. Auch in ihren Reihen riß der Abfall ein; der Erzbischof von Riga, Johann von Wallenrod, und der Bischof von Chur ließen sich durch Zusicherung besserer Pfründen gewinnen. Da gab die deutsche Nation und auch der König den ungleichen Kampf auf. Sie waren bereit, sich dem Willen der Gegner zu fügen, nur wollten sie eine Gewähr dafür haben, daß nach der Papstwahl das Reformwerk ernstlich vorgenommen werde. Darauf gaben die Kardinäle die schroffe Antwort, den Papst könne man zum voraus nicht verpflichten. Bei der Erregung der Gemüter und dem Streit entgegengesetzter Ansichten war das Schlimmste zu befürchten. Da vernahm man, der greise Bischof Heinrich von Winchester, ein hochangesehener Prälat aus königlichem Geschlecht, sei auf einer Pilgerreise nach Ulm gekommen. Man kam überein, seinem Schiedsspruch die Sache anheimzugeben und einigte sich danach zu einem Kompromiß, wonach die Papstwahl zuerst vorgenommen, das Reformwerk aber durch ein Synodaldekret sichergestellt werden sollte. Infolge dieses Kompromisses wurden zunächst diejenigen Artikel, über welche die Nationen früher übereingekommen waren, in Gestalt von fünf „konziliarischen General-
9. Okt. 1417. reformdekreten“ in der 39. allgemeinen Sitzung publiziert.

Die konzil. General-reformdekrete. Es waren folgende Artikel: 1. (De conciliis generalibus.) Das nächste Konzil soll sich nach fünf, das folgende nach sieben, endlich je von zehn zu zehn Jahren ein weiteres an einem von der letztvorangegangenen Synode bestimmten Ort einfinden. Das hochwichtige Dekret „Frequens“, wonach ein periodisch wiederkehrendes Konzil als ein neues Institut in den Organismus der Kirche eingefügt ward, wäre wohl geeignet gewesen, dem päpstlichen Absolutismus eine Schranke aufzurichten, allein eben darum wußte sich das pontifikale System bald der lästigen Verpflichtung zu entledigen. 2. (Provisio adversus futura schismata praecavenda.) Bei Ausbruch eines Schismas tritt die Synode im nächsten Jahr an dem vorausbestimmten Ort zusammen. Jeder Gegenpapst ist zu ihrer Berufung und zum persönlichen Erscheinen verpflichtet, bleibt aber vom Präsidium ausgeschlossen und wird mit Eröffnung der Versammlung vom Amt suspendiert. Eine durch Zwang beeinflußte Papstwahl ist unheilbar nichtig; die Entscheidung darüber steht dem Konzil zu. 3. (De professione facienda per Papam.) Jeder Papst hat vor Publikation seiner Wahl ein Glaubensbekenntnis abzulegen. 4. (Ne praelati transferantur inviti.) Der höhere Klerus darf nur bei erheblichem Grunde nach erfolgtem Gehör und mit schriftlicher Einwilligung der Kardinäle abgesetzt oder versetzt werden; ein Dekret, welches das päpstliche Translationsrecht des besonders durch Bonifacius IX. eingeführten schnöden Mißbrauchs zu finanziellen Zwecken zu entkleiden suchte. 5. (De spoliis et procurationibus.) Auch dies Dekret, wonach Visitationsgefälle und Nachlaßmassen verstorbener Kleriker fernerhin nicht mehr vom Papst zum Nachteil der eigentlich Berechtigten eingezogen werden sollten, war bestimmt, einen zu Ungunsten der Prälaten eingerissenen Mißbrauch der Kurie abzustellen.

Noch waren jenem Kompromiß zufolge der Elektionsmodus bei der demnächst vorzunehmenden Papstwahl und die Bestellung einer Garantie für das Reformwerk (cautio de fienda reformatione) zu vereinbaren. Es wurde festgesetzt, daß die Kardinäle im Verein mit je sechs Deputierten der Nationen das Konklave bilden sollten. Sobann wurde die Reformgarantie als Synodaldekret in der 40. öffentlichen Sitzung publiziert. Danach wurde die Reform auf das Haupt und die römische Kurie beschränkt und achtzehn Punkte festgesetzt, die von dem künftigen Papst mit dem gegenwärtigen Konzil oder einem aus Deputierten der Nationen bestehenden Ausschuß reformiert werden sollten. Diese Punkte betrafen die Zahl, Eigenschaften und Nation der Kardinäle, die Reservationen, die Annaten, Appellationen und Rechtssachen vor dem römischen Stuhl, Exemtionen und Inkorporationen während des Schismas, Einkünfte erledigter Pfründen, Dispensationen, Indulgenzen, Zehnten, Simonie, Ablaß u. a., ferner warum und wie ein Papst zurechtgewiesen oder abgesetzt werden könne. Das Kautionsdekret. 30. Okt. 1417.

Es war nur ein Teil der anfangs erhobenen berechtigten Forderungen, der hier in Betracht gezogen war, und es gab sich schon in dieser Beschränkung deutlich kund, wie die Reformpartei an Macht und an Energie verloren hatte. „Die ursprüngliche Spannkraft des Konzils hatte sich in den wesenlosen Inzidenzstreitigkeiten der Jahre 1415 bis 1417 erschöpft; die hohen Erwartungen, die man an das energische Vorgehen der Synode gegen Johann XXIII. geknüpft, waren nach wiederholten Enttäuschungen einer trüben Mutlosigkeit gewichen; die großen Gesichtspunkte, die schöpferischen Ideen, der reformatorische Eifer, der frische Zug einer neuen Zeit, wie er lebendig durch die erste Sitzungsperiode weht: am Schlusse des Jahres 1417 schien alles verloren, erloschen, still geworden.“ Schwäche der Reformpartei.

3. Papst Martin V. und die Konkordate.

Sehr zur Unzeit ritt damals der König wiederum von Konstanz weg. Er wollte die versammelten Väter nicht mehr klagen hören, daß er sich in ihre Geschäfte menge. Er begab sich zu den Eidgenossen, um sie zu thätiger Hilfe gegen den geächteten Habsburger zu bewegen, fand aber wenig Bereitwilligkeit. Die Nachricht, daß die Kardinäle zur Vornahme der Papstwahl seiner harrten, und das Zureden des Markgrafen Friedrich bewogen ihn dann, wieder nach Konstanz zurückzukehren. Er fand eine hochgestiegene Aufregung und Parteiung in der Versammlung. Während die Wähler im Konklave versammelt waren und jede Nation die Stimmen für einen der Ihrigen zu gewinnen suchte, lag draußen das Volk auf den Knieen, um des Himmels Beistand in dieser hochwichtigen Sache zu erflehen. Am dritten Tag vereinigten sich „vom Heiligen Geist ergriffen“ die Versammelten zur Wahl des Kardinals Otto von Colonna, eines Mannes aus edlem römischen Geschlecht, der einst ein eifriger Anhänger Johanns XXIII. gewesen war und nunmehr den Namen Martin V. annahm. Die ganze Christenheit jubelte laut, daß die Spaltung und Schmach der Kirche ihr Ende erreicht habe: „Das sei die eiserne Säule, auf der, nach dem Worte des Propheten, der Friede der Christenheit ruhen werde“, sprach man. Es war ein ergreifendes Die neue Papstwahl. 6. Nov. 1417. 11. Nov.

Schauspiel, als der Papst nach der Krönung den feierlichen Umzug durch die Stadt hielt, zur Rechten der römische König, zur Linken der Markgraf von Brandenburg, den weißen Zelter führend. Jetzt hatte die zerrissene Kirche wieder ein einiges Oberhaupt.

Der Papst und die Reform. Der Kaiser und die deutsche Nation waren sich wohl bewußt, was sie thaten, als sie die Erledigung des Reformwerks vor der neuen Papstwahl verlangten. Es zeigte sich bald, wie das pontifikale System nun neugestärkt seine Allgewalt in der alten Weise geltend zu machen entschlossen war. Die erste Regierungshandlung Martins, die Aufstellung der päpstlichen Kanzleiregeln, hieß die meisten Übergriffe Roms in die ordentlichen Jurisdiktionsverhältnisse gut, trotz des Kautionsdekrets. Zwar trat alsbald eine neue Reformkommission zusammen, allein ihre Arbeiten hatten geringen Fortgang. Es ist darin keine absichtliche Verschleppung und Vertagung anzunehmen, sondern es trat immer klarer zu Tage, daß die Interessen und Ziele der Parteien gar verschiedenartig waren. Über die Kollations- und Annatenfrage war eine Einheit nicht zu erzielen. „Unverändert standen die deutschen und französischen Prälaten für das alte Recht der Ordinarien ein, die Italiener und Spanier und mit ihnen die französischen Universitäten stimmten für die Provisionsrechte des Papstes, die Engländer endlich, die in ihrer altrömischen Benefizialpraxis seit länger als einem halben Jahrhundert durch die politische Gesetzgebung gedeckt worden, hielten gar die Fortdauer des Status quo für das wünschenswerteste Ziel." Es blieb danach kein andrer Ausweg, als auf eine gemeinsame Besserung der kirchlichen Verfassung zu verzichten, den Standpunkt einer einheitlichen Reform aufzugeben und je nach den verschiedenen Interessen
Jan. 1418. und Anschauungen der einzelnen Nationen eine Übereinkunft mit der Kurie zu schließen. Die Deutschen machten den Anfang und stellten ihre Forderungen in einer Denkschrift zusammen (Advisamenta Nationis Germanicae); ihnen folgten die andern Nationen. Mißmutig sprach der Kaiser zu den Franzosen, als sie seine Vermittelung anriefen: „Jetzt hätten sie einen Papst, an ihn sollten sie sich wenden." Martin V. mußte nunmehr aus seiner zuwartenden, unentschiedenen Stellung heraustreten. Er legte seiner-
20. Jan. seits einen Reformentwurf vor, der zum letztenmal die Einheit des Reformwerks gegenüber den Forderungen der Nationen festhielt. Die päpstliche „Reformakte" stieß jedoch auf mannigfachen Widerspruch. In diesem ermüdenden und unfruchtbaren Verhandeln, Vorschlagen und Beraten schwebte die Sache und allerseits begehrte man dringend, aus dem Gewirre zu einem Ziele zu kommen. Unter solchen Umständen gab es nur eine Lösung der Frage, stand nur der eine Weg offen, den man jetzt, im Drang nach einer Entscheidung einschlug. Man teilte das Reformwerk in ein allgemeines und ein partikulares, indem man die gemeinsam vereinbarten Reformartikel als Synodaldekrete publizierte, die übrigen Punkte, über die man sich nicht geeinigt hatte, Spezialverträgen zwischen dem Papst und den Nationen überließ. Jener allgemeine
21. März 1418. Teil des Reformwerks wurde in der 43. öffentlichen Session verlesen und enthielt sieben Punkte: Widerruf der während des Schisma erteilten Exemtionen; Anordnung einer Untersuchung über die während dieser Zeit stattgehabten Unionen und Inkorporationen; Verzicht auf die Einkünfte vakanter Kirchenämter und Pfründen; Ausschluß aller simonistisch zu geistlichen Ämtern Gelangten; Ausschluß der päpstlichen Dispensgewalt bei Pfründen, mit denen die Seelsorge verbunden und wozu die Priesterweihe erforderlich ist; Erhebung allgemeiner Zehnten von der Geistlichkeit nur in dringenden Fällen und mit Zustimmung der Kardinäle und Prälaten; Verordnung an die Geistlichen, sich eines ehrbaren Wandels zu befleißigen und priesterliche Kleidung zu tragen. Der andre, partikulare Teil des Reformwerks wurde alsdann in den Einzelverträgen

erledigt, in den drei Konkordaten, welche die Kurie mit der deutschen, der englischen und den verbündeten drei romanischen Nationen abschloß.

In der Grundfrage des Reformwerks, dem Annaten- und Kollationswesen, waren die Spanier, Italiener und vor allen die Engländer in einer weit günstigeren Lage als die Deutschen und Franzosen. Daß die letzteren dennoch mit den Italienern und Spaniern ein gemeinsames Konkordat mit der Kurie eingingen, erklärt sich aus der Parteistellung, die sich infolge des Prioritätsstreits zwischen Papstwahl und Reform gebildet hatte und auch jetzt noch andauerte. „Nun brauchte man nur die gallikanischen Mehrforderungen (bezüglich der Annaten und Kollationen) als Präzipua zu behandeln, so konnte, indem den gemeinsamen Bestimmungen Separatartikel für die meist begünstigte Nation angeschlossen wurden, innerhalb eines engeren Kreises ein Gesamtabkommen getroffen werden." In der 43. Sitzung standen neben der Publikation jener gemeinsam vereinbarten Generalreformartikel die Approbation der Konkordate und die Purifikation des Kautionsdekrets vom 30. Oktober 1417 (S. 233) auf der Tagesordnung. Die Vorlage der Konkordate gehörte nur insofern in die Plenarversammlung, als eben in ihnen und in den Generalartikeln die päpstliche Erfüllung des Kautionsdekrets der 40. Generalsession bestand. Die Konkordate waren damals noch nicht zum definitiven Abschluß gekommen, allein dies war die Sache einer speziellen Übereinkunft der Kurie mit den einzelnen Nationen, nicht des Konzils in seiner Gesamtheit. In den wesentlichsten Punkten hatten die Separatverhandlungen bereits so weit zum Ziele geführt, daß die Gesamtheit der Nationen deren definitive Erledigung nicht glaubte abwarten zu müssen, zumal man allerseits auf den endlichen Abschluß des Werks drängte. So wurde in der 43. Sitzung durch Publikation der Generalartikel und durch die Approbation der Konkordate, soweit damals vereinbarte Stipulationen vorlagen, das Reformwerk (die causa reformationis) geschlossen und durch Purifikation des Reformdekrets der Papst seiner auferlegten Reformverpflichtung ledig erklärt. Das deutsche und das romanische Konkordat wurden wenige Wochen nachher, das englische im Juli in die apostolischen Kanzleibücher eingetragen.

Die Konkordate. — 21. März 1418. — 15. April. 12. Juli 1418.

Die Übereinkunft, die nach jahrelangem Beraten und Verhandeln in den Konkordaten niedergelegt wurde, war nicht geeignet, das Verlangen nach Reform völlig und dauernd zu befriedigen. Wohl waren wichtige Punkte darin zur Sprache gebracht, aber die päpstlichen Zugeständnisse waren unvollständig und dehnbar, halbe Maßregeln, um die ungestümen Dränger fürs erste zu beschwichtigen. Zudem bezeichnete der Schlußsatz, der die Gültigkeitsdauer auf fünf Jahre beschränkte, das ganze Werk, mit Ausnahme des englischen, wo eine Zeitgrenze für die Dauer nicht angegeben war, als ein provisorisches. Zwar enthielten die Konkordate die Zusicherung einer Reorganisation des Kardinalkollegiums, der Beschränkung der päpstlichen Provisionen, der Annaten, der vor der Kurie zu verhandelnden Rechtssachen, der Kommenden, der kurialen Dispensationen und Indulgenzen, allein anstatt die Mißbräuche von Grund aus abzustellen, gewährte die Kurie eine Erleichterung ohne Dauer und redlichen Ernst, eine Abfindung, mit der sich die ermüdeten Väter des Konzils und die in ihren Hoffnungen getäuschte Christenheit zufrieden geben mußten. Von einer wohlthätigen Wirksamkeit der Konstanzer Reform ist daher wenig zu merken. Das französische Konkordat blieb bedeutend hinter den alten „Freiheiten der gallikanischen Kirche" in Betreff des römischen Kollations- und Steuerwesens zurück und stand mit den gerade vorher publizierten königlichen Edikten in starkem Widerspruch. So wies denn auch das französische Parlament den Antrag zurück, die Bulle in seine Register einzutragen. Erst als veränderte politische Verhältnisse ein gutes Einvernehmen mit der Kurie wünschenswert erscheinen ließen, gelangte das französische Konkordat zur Geltung. Für Nord-Frank-

Inhalt und Bedeutung der Konkordate. — März. April 1418.

9. Sept. 1418. reich wußte der Herzog von Burgund dem geisteskranken König ein Revokationsedikt jener Staatsgesetzgebung vom März zu entlocken, wodurch das hauptsächlichste Hindernis, das dem Konkordat im Weg gestanden, beseitigt wurde, und als die Gültigkeits-
1. April 1425. frist der Konstanzer Reform abgelaufen war, kam ein Vertrag zu stande, der dem Papste fast alle vor dem Schisma bestehenden Rechte zurückgab und die Freiheiten der gallikanischen Kirche zu gunsten der Kurie und der Regierung beschränkte und beschnitt. Auch im mittleren Frankreich sah sich der Dauphin Karl VII. bald genötigt, um die päpstliche Anerkennung zu erlangen, die Freiheiten seiner Landeskirche preiszugeben; die Ordonnanz vom 10. Februar 1425 sicherte dem Papst die Ausübung der bis zum Jahr 1398 besessenen Benefizial- und Jurisdiktionsrechte zu. Die Schicksale des romanischen Konkordats in Spanien und Italien sind nicht mit Sicherheit zu verfolgen. — Das deutsche Konkordat wurde zwar von keinem Reichstag bestätigt, denn noch waren damals in Deutschland die Verhältnisse nicht derart, daß das Reich als solches mit der Kurie über kirchliche Angelegenheiten einen Vertrag abschloß. „Nicht Kaiser und Reich bildete den Gegenpaciszenten, sondern ein engerer Verband der Konstanzer Abgeordneten, eine wesentlich kirchliche Körperschaft, eine Verbindung, an welcher das politische Element als solches keinen Teil hatte." Erst zur Zeit des Baseler Konzils nahm im Deutschen Reich die weltliche Macht die Kirchenreform als Staatsangelegenheit in die Hand. Gleich den anderen ist auch das englische Konkordat zwischen zwei kirchlichen Paciszenten, nicht zwischen Staat und Kirche abgeschlossen. Es enthält, und zwar ohne Zeitbeschränkung, „lediglich rein kirchliche Angelegenheiten, die Reorganisation der Kurialbehörden, die Pontifikaltracht, das Ablaß- und Dispenswesen, und läßt alle gemischten Fragen, wie das Provisions- und Steuerrecht absichtlich außer Ansatz". Wir sind zwar über die Rezeption des englischen Konkordats nicht näher unterrichtet, da aber die behandelten Materien lediglich Zugeständnisse des Papstes sind und nur geringe staatliche Bedeutung besitzen, so dürfen wir wohl annehmen, daß von der Staatsregierung gegen das englische Konkordat kein Einspruch erhoben wurde.

Schluß des Konzils. So waren die Geschäfte der Kirchenversammlung, welche zuletzt die allgemeine Ungeduld und Ermüdung gewaltsam beschleunigt hatte, zu einem Abschluß geführt worden, freilich anders, als die meisten gehofft und gewünscht, und die Versammelten schickten sich an, die Stätte ihrer langen Wirksamkeit zu verlassen. Nachdem das nächste Konzil nach Pavia entboten worden, fand die
22. April 1418. letzte Sitzung statt. Die Aufforderung Siegmunds, den Wohnsitz in einer deutschen Stadt zu nehmen, wies Martin von sich; in Rom sei der Papst am
16. Mai. Platze, wie der Steuermann am Steuerruder. Am Pfingstmontag zog er in Glanz und Herrlichkeit davon. Aber erst zu Ende des folgenden Jahres gelangte er wieder in den Besitz des Kirchenstaats und der Hauptstadt, die von den Neapolitanern besetzt war. So verlief die denkwürdige Versammlung, nachdem sie ins vierte Jahr getagt hatte. Die Beendigung des Schismas war ihr einziges Ergebnis von entschiedener Verdienstlichkeit und die ausgesprochene Superiorität der regelmäßigen Konzilien über das Papsttum ihre wichtigste Satzung. Wenn aber einzelne Wohlgesinnte eine völlige Reform in Kirche und Reich, eine wirkliche Beseitigung all der Schäden und Übelstände, die beide zerrütteten, gehofft hatten, so waren sie bitter getäuscht. Was das

Konzil bot, seit es wieder unter der päpstlichen Gewalt stand, war eine notdürftige Beschwichtigung des allgemeinen lauten Rufs nach einer Kirchenreform, ohne Ernst, ohne Aufrichtigkeit und ohne Dauer. „Das Konzil ist zergangen, und keine Reformation wie der Kaiser begehret und gewollt hat, gemacht worden, welche Reformation bis heutigen Tag die Geistlichen und auch Weltliche scheuen," heißt es in einer Beschreibung der großen Pracht des Kostnitzschen Konzils. Kräftiger und selbstbewußter erhob sich die pontifikale Macht aus dem Drängen der Kirchenversammlung, und die Erneuerung aller hierarchischen Mißbräuche und Ansprüche konnte die getäuschte Christenheit belehren, was sie von einer päpstlichen Reform der Kirche zu hoffen habe. Und als Siegmund von Konstanz durch die südwestlichen Lande und die Donau hinab in sein vernachlässigtes Königreich Ungarn zog, mochte er recht die Erfolglosigkeit der Konstanzer Reichsreform einsehen. Allenthalben Mißtrauen oder offener Trotz und gewaltthätiger Widerstand. Es war der letzte Versuch, den Reichstreuen eine Stütze zu geben, als der König den Markgrafen von Brandenburg 2. Okt. 1418. zum Reichsverweser ernannte. Treulich nahm sich der wackere Fürst des verwaisten Reiches an, suchte allenthalben die Gegensätze auszugleichen, die gefahrdrohenden Bündnisse in friedliche Geleise zu lenken, gesetzliche Ordnung aufrecht zu halten, suchte zu retten, was noch im Reich zu retten war. Aber an dem Trotz der widerstrebenden Gewalten und den furchtbaren Stürmen, die jetzt über Deutschland hereinbrachen, zerschellte die Kraft des Markgrafen, und König Siegmund lenkte bald in andere Bahnen ein, als er sich von den unendlichen Schwierigkeiten der Herstellung der Reichsgewalt überzeugt hatte und als der drohende Verlust seines böhmischen Erbreiches den römischen König mit gebieterischer Mahnung an seine landesherrliche Stellung erinnerte.

3. Die Hussitenkriege und das Reichsregiment.

a. Die Anfänge der böhmischen Bewegung und Wenzels Tod.

Der Feuertod Hussens gab das Signal zu einem Aufstand, in welchem Gährung in Böhmen. nationaler und religiöser Fanatismus in fürchterlicher Weise aufloderten. Auf die Kunde von dem Konstanzer Urteil entstanden in Prag und andern Städten unruhige Bewegungen. Schon vergriff man sich an Geistlichen und Mönchen; der Erzbischof von Prag floh erschreckt vor der Wut des Volkes. Und nicht bloß unter den geringern Ständen herrschte eine tiefe Gährung, auch in den Kreisen des Hofes und der Landesregierung war man empört über das treubrüchige Verfahren zu Konstanz. Auf dem Landtage zu Prag versammelten sich die böhmi- Sept. 1415. schen und mährischen Stände, der oberste Burggraf Čenek von Wartenberg, der Landeshauptmann in Mähren Lacek von Krawař, die angesehensten Männer des böhmischen Adels, und erließen ein drohendes, vorwurfsvolles Schreiben an

die versammelten Väter in Konstanz, worin sie über „die ewige Kränkung und Schmach“ klagten, die ihnen durch Hussens Tod zugefügt worden, und sich gegen den Vorwurf der Ketzerei verwahrten. Darauf traten sie in einen Bund zusammen und verpflichteten sich zu gemeinsamem Handeln und zur Erhaltung der freien Predigt in ihren Gebieten; die Aussprüche der Prager Universität sollten in kirchlichen Fragen maßgebend sein. Der katholische Teil des Adels, an Zahl weit geringer, einigte sich ebenfalls zu einem Bund, ihrem König, der römischen Kirche und dem Konzil stets treu zu bleiben. Auch hier fehlte es nicht an angesehenen Namen, voran Johann der Jüngere von Neuhaus, der Obersthofmeister, Ales Skopek von Duba u. a. König Wenzel, der nebst seiner Gemahlin Sophie laut seinen Unmut über das Konstanzer Urteil kundgegeben, nahm auch in dieser Frage die schwankende Stellung ein, die ihm überall Mißerfolge entstehen ließ. Das Interdikt, welches das Prager Domkapitel über die Stadt verhängte, hatte nicht mehr die alte Wirkung; schon waren die meisten Prager Pfarrstellen von hussitischen Priestern besetzt.

Der hussitische und der kathol. Bund. 5. Sept. 1415. — 1. Okt. — 1. Nov. 1415.

Das Konzil gegen die Hussiten. — Febr. 1416. — 12. Sept. 1416.

Die Väter des Konzils dachten die drohende Bewegung in Böhmen mit Ernst und Strenge niederhalten zu können. Sie luden jene Barone, die den Drohbrief erlassen, 452 an der Zahl, vor, um sich von dem Verdacht der Ketzerei zu reinigen. Selbst gegen den Prager Erzbischof, Konrad von Vechta, und den Bischof Wenzel von Olmütz wollten sie einschreiten, weil sie gegen die hussitische Ketzerei zu nachsichtig gewesen, und als Bischof Wenzel, der vertraute Ratgeber Wenzels, starb, hoben sie die Besetzung des erledigten Stuhles durch den König auf und übertrugen das Bistum dem eifrigsten Gegner Hussens auf dem Konzil, Johann von Leitomischl, der Eiserne genannt, der somit zwei Bischofsstühle innehaben sollte. Daß das Konzil nicht auch gegen Wenzel und seine Gemahlin wegen Begünstigung der Ketzerei einschritt, war nur der Verwendung Siegmunds zuzuschreiben. Der König aber hielt an seinem Bischof fest und verwehrte Johann von Leitomischl den Eintritt ins Land.

Prager und Taboriten.

Unter den mannigfach auseinander gehenden Ansichten und Grundsätzen der Hussiten lassen sich schon frühe zwei vorherrschende Richtungen erkennen, die in der Folge als Kalixtiner (Kelchner) und Taboriten unterschieden wurden. Die erstere Richtung, die ihren Mittelpunkt an der Universität Prag hatte, war gemäßigt aristokratisch. Sie ließ neben den Worten der Heiligen Schrift auch den Kirchengebrauch gelten, erkannte die Lehre vom Fegfeuer, die Seelenmessen, die Beichte und letzte Ölung, die Heiligenverehrung, Bilder, Fasten und andre Einrichtungen der katholischen Kirche an. Die radikale und demokratische Partei, die in der Folge nach der Hussitenfeste Tabor genannt wurde und in dem Städtchen Austie ihren Hauptsitz hatte, schritt immer maßloßer in kirchlichen und staatlichen Neuerungen fort. Der Zwiespalt beider Parteien erweiterte sich oft zu einer tiefen Kluft. Doch hielt sie der Grundsatz, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu reichen (Utraquismus) wiederum zusammen; der Kelch war die Fahne, um die sich alle hussitischen Parteien scharten. Das Konzil erwiderte die Beschlüsse der Prager Universität, indem es alle Handlungen, Wahlen,

Privilegien derselben für so lange anullierte, als sie unter der Leitung von Irrgläubigen stehe.

Endlich bewogen die eindringlichen Mahnungen des Papstes und Siegmunds den wankelmütigen König Wenzel, dem Hussitentum entgegenzutreten. Er befahl, die von ihren Pfarrämtern vertriebenen katholischen Priester wieder einzusetzen, eine Maßregel, welche die Aufregung des Volks zu Aufläufen und Straßentumult steigerte. Laut klagte man über die Strenge der zurückgekehrten Priester und die Begünstigung, die ihnen zu teil ward. Hussitische Geistliche schlugen ihre Zelte auf einem unweit Austie an der Luznitz gelegenen Hügel auf, den sie in ihrer biblischen Sprache den Berg Tabor nannten. Massenhaft strömte das Landvolk dahin. Schon wurde hier eine von vielen Tausenden besuchte Volksversammlung abgehalten, wo die „Brüder" und „Schwestern" unter Gottesdienst und frommen Gesprächen am Kelche festzuhalten gelobten. In Ordnung und Eintracht verlief das Volksfest, aber Weiterblickende erkannten in dem Zusammenströmen der Massen eine Gefahr von furchtbarer Bedeutung.

Aufregung des Volkes. Febr. 1419. 22. Juli 1419.

Bald machte sich die gährende Aufregung in einer Szene wilden Aufruhrs Luft. Ein Eiferer, Johann, einst Mönch zu Selau, der in der Prager Neustadt predigte, erhitzte durch feurige, phantastische Reden die Gemüter des Volks. Als sie einst in feierlicher Prozession am Neustädter Rathaus vorüberzogen, wurden sie von hussitenfeindlichen Ratsherren aufgehalten und verhöhnt. Die wütende Menge erstürmte alsbald das Rathaus, fiel über die Gegner her und stürzte sieben Ratsherren zu den Fenstern hinab. In der Stadt wurde Sturm geläutet, die Bürger eilten zu den Waffen. Schon gab es keine Obrigkeit mehr, um den Widerstand niederzuhalten und den blutigen Frevel zu strafen. Wenzel geriet bei der Kunde von dem Vorgefallenen in furchtbare Wut und schwur den Hussiten Rache und Verderben. Allein ein plötzlicher Blutschlag lähmte seine Glieder und machte wenige Tage später seinem Leben ein Ende. Eine lange Reihe von Mißgeschicken bezeichnete die Herrschaft Wenzels IV.; das Schicksal überhob ihn des Kummers, die ganze furchtbare Bewegung in seinem Stammland, welcher auch er nicht Einhalt zu thun vermocht hätte, mit anzusehen, aber noch sterbend mußte der vielgeprüfte Fürst erblicken, wie der Aufruhr sein drohendes Haupt erhob.

Wenzels Ausgang. 30. Juli. 16. Aug. 1419.

Der Tod Wenzels brachte die lange bestehende Gährung zum offenen Ausbruch. Jetzt war keine Gewalt mehr im Königreich vorhanden, welche die Ordnung aufrecht erhalten und der wilden Bewegung Einhalt gebieten konnte. Sofort wandte sich die Wut des hussitischen Volkes gegen die Katholiken, ihre Kirchen und Klöster. Schmucksachen und heilige Gegenstände wurden zerschlagen und entweiht; angstvoll flüchteten sich die Mönche und Geistlichen. Das Kartäuserkloster in der Altstadt ging in Flammen auf. Zwar gelang es den Behörden, die Ruhe äußerlich herzustellen, schon aber breitete sich die Gährung im

Ausbruch der Bewegung. Aug. 1419.

ganzen Lande aus. In Pisek, Pilsen, Königgrätz folgte man dem Beispiel der Hauptstadt und brannte die Klöster nieder.

Haltung der Regierung. Siegmund, der rechtmäßige Thronerbe, verweilte eben in seinem ungarischen Königreich, mit Rüstungen zum Türkenkrieg beschäftigt. Wohl wurden jetzt in seinem Rate Stimmen laut, welche meinten, man müsse sich vor allem Böhmens versichern. Der König mochte sich über den Umfang und die Kraft der Bewegung täuschen. Er erklärte die verwitwete Königin Sophie zur Regentin und stellte ihr einen Regierungsrat zur Seite, an dessen Spitze der oberste Burggraf Čenek von Wartenberg stand. Diese den Hussiten günstig gestimmte Regentschaft sollte das Land bis zu seiner Ankunft in Ruhe halten. Auf des Burggrafen Berufung versammelten sich die böhmischen Stände zu einem Landtag und erließen an den neuen König eine Reihe von Artikeln, welche die Forderungen des gemäßigten Teils der Hussiten enthielten: Es sollte ihnen Religionsfreiheit zugesichert, in allen Kirchen die Kommunion unter beiderlei Gestalt freigegeben werden; der König sollte sich beim Papste um die Gewährung des Kelches für jedermann verwenden, den Geistlichen kein weltliches Amt und keine weltliche Herrschaft zugestehen, das Verketzern und Schmähen der Magister Huß und Hieronymus und ihrer Anhänger verbieten u. a. Bezüglich der Landesverwaltung sollten die alten Rechte und Privilegien bestätigt, Ausländer nicht zu Ämtern im Lande erhoben, insbesondere den böhmischen Städten keine deutschen Magistrate vorgesetzt und die Gerichte in der Volkssprache gehalten werden. Die Antwort des Königs lautete ausweichend und war keineswegs geeignet die Ruhe herzustellen.

Die Parteistellung. Doch konnte man kaum zweifeln, daß Siegmund in der kirchlichen Frage sich auf die Seite des Papstes und des Konzils stellen, gegen die Ketzerei mit Gewalt einschreiten werde. Wußte man doch, daß er es gewesen, welcher seinen Bruder zu Maßregeln gegen die Hussiten gedrängt, welcher durch schnöden Wortbruch den Helden des Volks in Konstanz den Flammen überliefert hatte. So verband sich bei den Heftigeren die religiöse Aufregung mit einem tiefen Haß gegen den Urheber jener Schmach, und der Aufruhr richtete sich nicht nur gegen die katholische Kirche, sondern auch gegen ihren Schirmherrn, den verhaßten König Siegmund. Zu der königlichen und katholischen Partei im Lande aber gehörten nur die Landesprälaten mit der ihnen ergebenen Geistlichkeit, die deutsche Bevölkerung und eine Anzahl von Baronen, Wenzel von Duba, der Landesunterkämmerer, die Herren von Hasenburg u. a. Ihnen gegenüber stand die überwältigende Mehrheit der Herren, Bürger und Bauern, die eine Reform der Kirche und Genugthuung an ihrer gekränkten nationalen Ehre verlangten. Während aber die gemäßigte kalixtinische Partei, von der Universität geleitet, in den städtischen Magistraten, im hohen Adel, in der Regentschaft vertreten, mit dem König und einer reformierten Kirche ein Verständnis zu erzielen hoffte, verwarf die äußerste Partei alle kirchliche Überlieferung und schloß grundsätzlich einen Vergleich mit dem König und der Kirche aus. In zahlreiche

Sekten gespalten, je nach den Lehren ihrer bedeutendsten Geistlichen, des Nikolaus von Pelhřimow, des Johann von Selau, Wenzel Koranda, des Pfarrers Ambros, Martin Hanska genannt Loquis u. a., erstrebten sie in kirchlicher Hinsicht die Anerkennung der individuellen Überzeugung auf Grund der Heil. Schrift, in politischer eine republikanische Verfassung mit Aufhebung des Unterschieds der Stände. Dieser Richtung waren vom hohen Adel wenige, aber die Mehrzahl der Ritterschaft, und vor allem die Bürgerschaften und die Masse des Landvolks zugethan, die unteren Schichten der Bevölkerung, deren gewaltige Kraft jetzt erwachte und sich in wildem Aufruhr bethätigte. Die beiden Männer, welche jetzt die bedeutendsten Vorkämpfer des Hussitentums wurden, Nikolaus von Pistna, königlicher Burggraf auf Huß, und Johann Ziska von Trocnow hatten einst an Wenzels Hof in Gunst gestanden, sich dann aber mit glühendem Eifer der Sache des Volks angeschlossen. Der umsichtige, geistesklare Nikolaus wurde der politische Leiter der Bewegung, während Ziska, aus niederm Adel stammend und im Waffenhandwerk ergraut, die kriegerische Überlegenheit der Hussiten begründete. Wiederholt strömten die Scharen des hussitischen Volks zusammen, auf dem Berge Tabor, dem Hügel Horeb bei Hohenbruck und andern Orten, um Predigt zu hören und Gottesdienst zu halten nach ihrer Art. Zu der Zusammenkunft am Kreuzhügel südlich von Prag strömten Bürger und Bauern aus allen Gegenden des Landes herbei und lauschten den Ermahnungen zur Ausdauer im Glauben und zu gegenseitiger Unterstützung. Noch ging es friedlich her; aber schon sprach Wenzel Koranda, man solle anstatt des Wanderstabes das Schwert zur Hand nehmen; schon geleiteten die versammelten Wallfahrer die Prager unter Fackelschein und Glockengeläute nach Hause und ließen wiederum ihren Haß an Kirchen und heiligen Gegenständen aus. Der wachsenden Bewegung Einhalt zu thun, schlossen der Prager Magistrat und die Regentin mit einigen Prälaten, Baronen und Städten einen bewaffneten Bund „zum Schutz der Freiheit des Wortes Gottes, sowie des Landes und Volkes von Böhmen, und zur Abwehr der ihm fälschlich aufgebürdeten Schmach der Ketzerei“.

Die Volksversammlungen. *29. Sept. 1419.* *6. Okt. 1419.*

Aufruhr in Prag. Die drohenden Anzeichen des nahen Sturmes und das Drängen Siegmunds bestimmten die Regentin, im Vertrauen auf den Waffenbund mit den Baronen, eine kriegerische Haltung anzunehmen. Sie ließ Söldner werben und die festen Punkte in der Hauptstadt besetzen und gebot den königlichen Beamten die Volksversammlungen zu hindern. Als nun das Landvolk zu der auf den 10. November nach Prag anberaumten Versammlung herbeiströmte, kam es zu blutigem Zusammenstoß mit den königlichen Truppen unter ihrem Führer Peter von Sternberg. Das erste Blut war geflossen. Die Hauptstadt geriet bei der Kunde von dem Überfall der Wallfahrer in heftige Bewegung. Unter Sturmläuten sammelten sich bewaffnete Haufen und rückten unter Nikolaus von Huß und Ziska gegen die besetzten festen Punkte. In blutigem nächtlichen Straßen-

Nov. 1419.

kampfe wurden die königlichen Truppen geworfen und zur Räumung der ganzen Kleinseite gezwungen. Selbst die königliche Burg wurde bedrängt, und angstvoll
13. Nov. flüchtete sich die Regentin. Mehrere Tage lang wurde in und um Prag gefochten, bis endlich ein Waffenstillstand zum Abschluß kam, worin sich die Königin und die Barone zum Schutz der Religionsfreiheit verpflichteten, die Bürger sich nicht ferner an den Kirchen und Klöstern zu vergreifen versprachen. Aber der Friede war nicht hergestellt; die Erbitterung wuchs von Tag zu Tag. Die Greuel in Kuttenberg, wo die deutschen Bergleute die gefangenen Hussiten zu Hunderten mordeten oder in die Schachte stürzten, waren ein entsetzlicher Beweis, wie sehr der Haß die Gemüter bereits verwildert hatte.

b. Siegmunds vereitelte Friedensversuche.

Der Landtag in Brünn. Dez. 1419. So lagen die Dinge, als König Siegmund, nachdem er den Türkenkrieg durch einen fünfjährigen Waffenstillstand beendet, in Böhmen eintraf. Seine Ankunft erfüllte die Gemäßigten mit der Hoffnung, die wachsende Aufregung könne noch eingedämmt werden. Siegmund berief alsbald die böhmischen Stände auf Weihnachten zu einem Landtag nach Brünn. Es traten mannigfache Einwirkungen an den König heran. Die päpstlichen Legaten, voran Bischof Ferdinand von Lucca, drängten ihn zu gewaltsamer Niederwerfung der Ketzerei, wozu er ohnehin schon geneigt war. Dagegen empfahl der Reichsverweser, Markgraf Friedrich von Brandenburg, der die fürchterliche Kraft des auflodernden religiösen und nationalen Fanatismus im Tschechentum ahnte, den Weg der Milde und warnte vor dem Rat der Pfaffen. Aber Siegmund schritt auf der eingeschlagenen Bahn fort. In Brünn fanden sich die Regentin, die königlichen Burggrafen, viele Bischöfe, Herren, Ritter und Städteboten ein; alle Stände, auch die utraquistischen, huldigten dem König, der die Frage wegen des Kelches ferneren Unterhandlungen vorbehielt. Als er aber die Abgeordneten von Prag, die kniefällig um Verzeihung des Geschehenen baten, mit bittern Vorwürfen empfing und ihnen die sofortige Beseitigung aller Verteidigungswerke befahl, als er die Burggrafen und Beamten, die sich zu den Hussiten hingeneigt, durch eifrige Katholiken ersetzte und die Ratsherren von Brünn, die aus dem Kelch getrunken, ihres Amtes entsetzte, als der gemessene Befehl erging, von der Ketzerei abzulassen und sich der römischen Kirche zu fügen: da zeigte sich, daß der König nicht mit versöhnlichen Gesinnungen ins Land gekommen. Doch fanden die Befehle überall Folgsamkeit. Die vertriebenen Geistlichen und Bürger kehrten nach Prag zurück. Lachend und in die Hände klatschend, sagt der Chronist jener Zeit, Lorenz von Březowa, zogen die Deutschen ein und frohlockten: jetzt wird die Ketzerei bald ein Ende haben.

Der Reichstag von Breslau. Jan. 1420. Siegmund eilte von Brünn nach Breslau, wohin er einen Reichstag berufen. Zahlreiche Fürsten sammelten sich dort um den König. Drei neue Kurfürsten harrten der Belehnung: Erzbischof Konrad von Mainz, der Nachfolger des

ränkesüchtigen Johann von Nassau († 23. Sept. 1419), Otto Graf von Ziegenhain, der nach dem altersschwachen Werner († 4. Okt. 1418) auf den Trierer Erzstuhl erhoben worden, und Kurfürst Albrecht von Sachsen, der Bruder des verstorbenen Rudolf; auch Friedrich von Meißen, Pfalzgraf Ludwig, der Markgraf von Baden, der Kurfürst von Brandenburg u. a. fanden sich ein. Neben dem Schiedsspruch des Königs in dem Streit zwischen Polen und dem Deutschen Orden, welcher zu gunsten des letzteren ausfiel und König Wladislaus heftig erbitterte, waren es besonders die gegen Böhmen zu ergreifenden Maßregeln, die auf dem denkwürdigen Breslauer Reichstag verhandelt wurden. Siegmund erbat vom Papste die Verkündigung eines allgemeinen Kreuzzugs gegen die Hussiten, und Martin V. willfahrte diesem Verlangen durch eine Kreuzbulle, 1. März. welche der Legat Ferdinand in Breslau vortrug. Zugleich forderte der König alle Stände des Reichs zur Niederwerfung der Ketzerei auf. Unwillig und in Spannung mit seinem Herrn verließ der Markgraf von Brandenburg, der vergeblich Siegmund auf andere Bahnen zu lenken gesucht, den Reichstag.

Dies Auftreten des Königs steigerte die Aufregung des Volks und den Kriegerische Haltung der entschlossenen Mut der hussitischen Führer. Während fromme Schwärmer ihre Hussiten. chiliastischen Ansichten vom Untergang der Welt, der hereinbrechenden Vergel- 1420. tung und der Gründung eines neuen Gottesreichs auf Erden ausspannen, phantastische Träumereien, die aber neue Scharen von Bauern und Bürgern in die Berge trieben und den Glaubensmut erhöhten: rüsteten sich die Männer der That, vor allen der Held des Volkes, Ziska, zu entschlossenem Widerstand. Nach dem Prager Waffenstillstand war er mit seiner Kriegsmacht nach Pilsen gezogen, hatte die Stadt befestigt und seine Scharen in den Waffen geübt. Wieder lagen hier die Taboriten mit den königlichen Truppen unter Bohuslaw von Schwamberg in blutigem Kampf. Ziska fand jedoch bald für gut, die Stadt Pilsen zu räumen und wandte sich gen Austie. Unterwegs ward er von königlichen Truppen März. unter **Peter von Sternberg**, die soeben die Stadt Pisek, einen festen Stützpunkt der Hussiten, erobert hatten, eingeholt. Aber Ziska hielt bei Sudoměř mit seiner kleinen Schar dem weit überlegenen schwer gepanzerten Reiterheer erfolgreich Stand. Die kleine Wagenburg der Hussiten trotzte allen Angriffen. Unbehindert konnte Ziska seinen Weg nach Austie fortsetzen. In der Nähe dieser Die Stadt Tabor. Stadt, an der Stelle des alten zerfallenen Hradist, dessen günstige Lage auf einer Anhöhe Ziskas scharfer Blick wohl erkannte, entstand alsbald das feste Bollwerk der Hussiten, die Stadt **Tabor**. Hier wurde eine förmliche Regierung unter Nikolaus von Huß, Ziska und zwei andern Führern eingesetzt. Um die neue Stadt zu bevölkern, wurde Austie zerstört und die Einwohner übergesiedelt. Streifzüge und Überfälle in die Nachbarschaft brachten reiche Beute, wovon dem Feldherrn die Pferde und Rüstungen zur Bildung einer Reiterei besonders wertvoll waren.

Die Vorgänge in Breslau waren nicht geeignet, die aufgeregten Gemüter

Verbreitung des Aufstands. 1420. zu beschwichtigen. Viele böhmische Barone verließen unwillig den königlichen Hof. In Prag war die Empörung bald in vollem Gang, geschürt durch die aufreizenden Reden Johanns von Selau, der vor Siegmund dem „siebengekrönten 3. April. Drachen" warnte. Die Prager Gemeinde schloß einen Bund gegen alle Feinde der Utraquisten, insbesondere gegen die Kreuzfahrer, und ernannte je vier Oberhauptleute für die Alt- und Neustadt. Ein maßlos heftiges Manifest forderte zum Haß und Kampf auf gegen die römische Kirche, die Stiefmutter, die das Kreuz, das Friedenszeichen, zum Mord erhoben und die Deutschen zum Vertilgungskrieg reize. Das ganze Volk fühlte sich in seiner nationalen Ehre tief gekränkt. Auch der Adel sagte sich jetzt völlig vom König los, voran Čenek von Wartenberg, der sich durch ergebene Truppen der Burg versicherte und mit 17. April. der Stadt ein Bündnis zu gegenseitiger Verteidigung schloß. Schon erging von seiten der vornehmsten Barone eine Anfrage an König Wladislaus von Polen, ob er die böhmische Krone annehmen wolle. Mit planmäßiger Zerstörungswut fiel das haßerfüllte Volk aufs neue über die Kirchen und ihren reichen Schmuck her; die heiligen Geräte und Bilder wurden als Gegenstand des Götzendienstes geschändet und zerschlagen. Die Gemäßigten und Besseren unter den Hussiten wurden durch solche Greuel des Fanatismus abgestoßen. Auch Čenek von Wartenberg bereute bald seinen Abfall vom König und erschrak vor Mai. der entfesselten Wut des Volkes. Er unterhandelte mit den königlichen Bevollmächtigten und ließ ihre Truppen in die Prager Burg ein. Als das über den Verrat erbitterte Volk die Burg zu erstürmen unternahm, wurde es blutig zurückgeschlagen. Allenthalben wütete ein furchtbarer Straßenkampf. Noch einmal waren die Prager zu Unterhandlungen geneigt und schickten ihre Gesandten zu Siegmund nach Kuttenberg. Aber der verblendete König empfing sie mit derselben übermütigen Härte wie zuvor. Da war der Weg des Friedens abgeschnitten, den Waffen die Entscheidung anheimgegeben, und die Erbitterung steigerte sich zu todesmutiger Entschlossenheit.

Die unwiderstehliche Gewalt der in Böhmen ausbrechenden Bewegung zu erklären, genügen aber die religiöse Begeisterung und der nationale Eifer, welche die Hussiten erfüllten, allein noch nicht: die Entfesselung der so lange gebundenen Kräfte des tschechischen Volkstums wurde dadurch vollendet und die Leistungsfähigkeit desselben aufs höchste gesteigert, daß die Hussiten zugleich Träger neuer sozialer Ideen und ihre entschlossensten Vorkämpfer die Bahnbrecher einer radikalen sozialen Revolution waren. Wie die Idee der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen im Mittelalter immer eng verbunden erscheint mit der Vorstellung von den ersten Christengemeinden, und namentlich die Gütergemeinschaft als ein wesentlicher Zug des erstrebten idealen christlichen Zustandes galt, so haben die vorgeschritteneren unter den Lehrern der Hussiten von den kirchlich reformatorischen Bestrebungen aus bald auch das Programm für eine soziale Neugestaltung entworfen und dasselbe mit der Predigt nicht bloß, sondern auch mit Waffengewalt durchzuführen gestrebt. Gerade diese Seite des fortgeschritteneren Hussitismus war es, welche auf den in der elendesten Lage befindlichen böhmischen Bauern unwiderstehlich einwirkte: mit der Aufrichtung der Herrschaft des Evangeliums zugleich meinte derselbe für sich selbst ein menschenwürdigeres Dasein zu erstreiten und eine seine Rechte

anerkennende und seine Wünsche befriedigende gesellschaftliche Ordnung begründet zu sehen. Von hieraus erklärt es sich auch, wie gerade die Bauernschaft Böhmens die Hauptträgerin der hussitischen Bewegung in ihrer leidenschaftlichen militärischen Bethätigung geworden ist. Dieselbe gewinnt von hieraus eine neue und höhere Bedeutung und bezeichnet den Höhepunkt der großen populären Bewegungen, welche wir als charakteristische Erscheinungen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts kennen gelernt haben. Die sozialpolitischen Ideen aber, welche die Hussiten verfochten, lassen sie von dem Streben erfüllt erscheinen, das gesamte menschliche Dasein durch eine Revolution im großen Stil gewaltsam umzugestalten. Es wurden dabei Forderungen und Wünsche laut, welche das Gesellschafts- und Staatsleben des Mittelalters durchaus verneinten. „Wir finden den Gedanken der Gleichheit auf die verschiedensten Verhältnisse angewendet, auf den materiellen Besitz wie auf die höchsten Güter der Menschheit: Aufhebung aller Standesunterschiede, zwischen Priestern und Laien wie zwischen Herren und Volk, Beseitigung aller Vorrechte der Geburt, der Bildung, des Vermögens, unklare Vorstellungen einer Volksherrschaft, Emanzipation der Frauen, Abschaffung aller rechtlichen, aller sittlichen Überlieferungen und Schranken. Und es durchdrang die Massen das Gefühl, daß „der Tag der Rache und das Jahr der Vergeltung“ gekommen seien für alle Sünder an Gott und seinem auserwählten Volke und daß das irdische Paradies nur nach einer gründlichen „Reinigung“ der Welt durch Blutströme und Flammen gewonnen werden könne, ein Gefühl, wie es sich beim Ausbruche jeder sozialen Revolution unter verschiedener Form gleichbleibend äußert.“

c. Das Reichsheer vor Prag und die religiöse Parteispaltung der Böhmen.

Die päpstliche Kreuzbulle, die reichen Ablaß verhieß, und das Eifern der katholischen Geistlichkeit zündeten mächtig. Von nah und fern strömten Kreuzfahrer herbei, um die Ketzerei niederzuwerfen. Die drohende Kriegsgefahr machte in Böhmen vielfach Eindruck. Als Siegmund, dem sich sammelnden Kreuzheer vorausziehend, mit seinen ungarischen und mährischen Scharen in Böhmen einrückte, unterwarfen sich viele Städte und ein großer Teil des Adels. Aber der Kern des Volkes war zum äußersten Widerstand entschlossen. Unter den Städten waren neben Prag besonders Tabor, Saaz, Pisek, Klattau u. a. die Bollwerke der nationalen Erhebung. Es galt vor allem die Hauptstadt gegen die feindlichen Heere zu halten; hier mußten sich die kampfmutigsten Hussiten zusammenscharen. Ziska ließ daher seine Stadt Tabor unter dem Schutze einer starken Besatzung und bahnte sich mit neuntausend kriegstüchtigen Männern einen Weg durch die königlichen Truppen nach Prag. Auch aus Saaz und der Umgegend kamen ansehnliche Scharen herbei, nachdem sie das Benediktinerstift Postelberg niedergebrannt hatten. Siegmund wagte keinen Angriff auf die wohlverteidigte Stadt. Er zog in der Umgegend umher und erwartete die Ankunft des Kreuzheeres. Die Hussitenstädte Schlan und Laun gerieten durch List in seine Gewalt. Ulrich von Rosenberg belagerte auf des Königs Geheiß Tabor, erlitt aber von Nikolaus von Huß, der nächtlicherweile aus Prag ausrückte, eine schimpfliche Niederlage, zur selben Zeit, als auch Königgrätz den Hussiten in die Hände fiel.

Der erste Kreuzzug. 1420. *Mai.* *Juni.*

Inzwischen geriet die königliche Besatzung des Prager Schlosses, von den Utraquisten eng umlagert, in arge Bedrängnis. Endlich aber strömte vor der Stadt das gewaltige Kreuzheer aus Völkern der verschiedensten Sitte und

Das Kreuzheer vor Prag.

Sprache zusammen. Eine solche Streitmacht hatte die Christenheit lange nicht zusammengebracht. Auf über hunderttausend wurde das Kreuzheer geschätzt; die Markgrafen von Meißen allein zogen mit dreißigtausend Bewaffneten herbei, neben ihnen die ersten Fürsten des Reichs, zahllose Grafen und Ritter aller Länder. Aber zwei Wochen lag das Heer vor der Stadt, ohne einen ernsten Angriff zu unternehmen. Erst um die Mitte Juli kam es zu blutigen Gefechten vor den Mauern. Auf den 14. Juli ward ein allgemeiner Sturm in Verbindung mit der Besatzung des Schlosses und des Wyschehrads verabredet. Auf dem Witkowberge, wo Ziska zwei feste Bollwerke hatte errichten lassen, kam es
14. Juli. zum furchtbaren Handgemenge. Die Stürmenden wurden blutig zurückgeworfen und der Berg ward seitdem dem Helden zu Ehren der Ziskaberg genannt.

Die vier Prager Artikel. Durch diese bittern Erfahrungen belehrt, wählte Siegmund auf die Mahnung der böhmischen Herren noch einmal den Weg der Unterhandlung. Die Hussiten aller Parteien hatten um diese Zeit ihre Forderungen in den vier Prager Artikeln niedergelegt, der Grundlage der utraquistischen Lehre und Überzeugung. Es ward darin gefordert: freie Predigt des Gottesworts, Spendung des Sakraments in beiderlei Gestalt, Aufhebung der ordnungswidrigen weltlichen Herrschaft und Herstellung eines christlichen Wandels bei der Priesterschaft, endlich Bestrafung und Einstellung aller Todsünden und dem göttlichen Gesetz zuwiderlaufenden Unordnungen von jenen, deren Amt es ist. „Jedem schlimmen Gegner und jedem, der uns vom Guten wegzwingen und wegtreiben wollte, müssen wir Gottes Gesetz und seiner Wahrheit gemäß Widerstand leisten.“ Nach der Schlacht auf dem Ziskaberg wurde den Pragern im Namen des Königs von dem Legaten und vierundzwanzig böhmischen Herren Gehör angeboten. Auf der Kleinseite von Prag kam eine Besprechung zwischen katholischen Geistlichen, deutschen und böhmischen Herren einerseits und den Ältesten und Priestern der Prager und Taboriten anderseits zu stande. Man näherte sich in manchen Punkten, aber eine Einigung wurde nicht erzielt. Über die Frage, ob die Autorität der Kirche höher zu halten sei oder das Wort der Heil. Schrift war kein Verständnis möglich.

Abzug des Kriegsheeres. 1420. Das Kreuzheer war der längeren Belagerung überdrüssig; es argwohnte in den Mißerfolgen Verrat der böhmischen Herren, „die auch aus dem Kelch getrunken“, und der König selbst verzweifelte für diesmal an einem glücklichen
28. Juli. Ausgang des Kampfes. Nachdem ihm in der Domkirche des Prager Schlosses der Erzbischof Konrad die böhmische Königskrone aufgesetzt, zogen die Kreuzscharen heim. Alle Kleinodien, die Siegmund auf den Schlössern zusammengerafft hatte, auch der Schmuck der Altäre und Kirchen und die Verpfändung der königlichen und der kirchlichen Einkünfte und Güter reichten nicht aus, die Forderungen der böhmischen Barone für Kriegsdienste und Kriegsentschädigung zu befriedigen; die deutschen Kreuzfahrer aber verließen voll Unwillen das Land. Der erste Kreuzzug, der mit so viel Glanz und Macht unternommen worden, war vollständig gescheitert.

Die Kriegsweise der Hussiten. Es war eine ganz neue Kriegsweise, welche die Hussiten im Felde so furchtbar machte. Ziska hat sich das Verdienst erworben, jene ungeübten und schlecht bewaffneten Bürger- und Bauernhaufen, die nichts mitbrachten als glühende

Begeisterung und todesmutigen Grimm, zu einer Streitmacht von unüberwindlicher Kriegstüchtigkeit umzubilden, vor der die waffenkundigen, schwergepanzerten Ritterheere zerstoben und zersplitterten. „Dort fragte man weder nach Ritterart und Wappenbild, noch nach Turnierkünsten und Kourtoisie; die Scharen der Brüder, Handwerker und Bauern, Gesellen, Knechte, Tagelöhner, jeder bereit, für den Kelch zu siegen und zu sterben, ihren Führern zu strengstem Gehorsam, zu jedem Dienst, zu jedem Gewaltmarsch, jeder Entbehrung, jedem Äußersten bereit — sie waren eine gar andere Streitkraft als die herkömmliche feudale, die weder zu gehorchen noch zu entbehren verstand und Ehre, Gunst und Beute suchte, während jene für ihren Glauben, für ihr Vaterland, für die Freiheit, für Ideen kämpften.“ Diese Massen wußte der geniale Feldherr zu einer beweglichen, nach bestimmter Ordnung gegliederten und einheitlich geleiteten Kriegsmacht zu bilden. Dem Ungestüm der schweren Reiterheere wurde die Gewandtheit des Fußvolks mit seinen leichten Bewegungen und Schwenkungen entgegengestellt. Dabei kam kaum ein anderer Feldherr dem Hussitenführer gleich, in jedem Augenblicke die Vorteile der Lage wahrzunehmen, die Beschaffenheit des Bodens, die Schwächen des Gegners, die wirksamsten Mittel des Angriffs zu erspähen, zweckmäßige Kriegswerkzeuge zu erfinden und anzuwenden. Den Bauern gab er die gewohnten Dreschflegel, mit Eisen beschlagen, in die Hand, und ihre wuchtigen Schläge verfehlten selten das Ziel. Ein Kriegsmittel, welches in den Hussitenkämpfen zuerst Bedeutung gewann und sich trefflich bewährte, waren die Wagenburgen. Die Kriegswagen, in Reihen aufgestellt, mit Ketten untereinander verbunden, durch Bretter und Sturmdächer geschützt, wandelten das Lager jeden Augenblick in eine Festung um. Hier stand das Fußvolk, der Troß, Weiber und Kinder, von hier aus richteten sie ihre Geschosse auf den Gegner, der nicht im stande war durchzudringen oder in den künstlich nach Figuren und Buchstaben zusammengestellten Wagen sich wie in einem Netze fing und in Verwirrung geriet. Dabei hatten diese Wagenburgen Öffnungen, um zur günstigen Zeit einen Ausfall zu ermöglichen.

Der Geschichtschreiber Äneas Sylvius (nachmals Papst Pius II.) schildert uns diese Kriegsweise folgendermaßen: „Wenn sie zur Schlacht zogen, bildeten sie aus den Wagen zwei Reihen und schlossen innerhalb die Fußgänger ein, die Reiter stellten sie außen vor die Wagen. Sollte nun der Kampf beginnen, so umfuhren die Wagenlenker auf ein von dem Hauptmann gegebenes Zeichen schnell einen Teil des feindlichen Heeres und stießen mit den Wagen wieder zusammen. So mußten die Feinde, eingeengt und eingesperrt zwischen den Wagen, ohne von den andern Hilfe und Schutz erhalten zu können, entweder durch das Schwert der Fußgänger oder die Geschosse und Spieße der Männer und Weiber auf den Wagen erliegen. Die Reiter kämpften vor den Wagen; drangen die Feinde mächtig auf sie ein, so zogen sie sich allmählich hinter ihre Wagen zurück und wehrten sich von dort aus wie aus einer befestigten Stadt, und auf diese Art gewannen sie viele Schlachten. Denn die benachbarten Völker kannten diese Kriegsweise nicht, und das Böhmerland mit seinen weiten und ebenen Feldern bietet reiche Gelegenheit, Karren und Wagen zu reihen, sich mit ihnen auseinander zu

breiten und sie wieder zu vereinigen.“ Mancherlei neue Waffen, als lange Stangen mit Eisenhaken, eigentümliche Panzerschilde, erhöhten die Kriegstüchtigkeit der Hussiten. Mit solchen Mitteln und solchen Scharen, die Ziska wunderbar zu beherrschen und zu leiten verstand, fesselte der große Feldherr in dem gewaltigen Kampfe mit der abendländischen Christenheit den Sieg an seine Fahnen.

Die Hussiten nach Abzug des Kreuzheeres. Als die gemeinsame Gefahr von außen vorüber war, traten die alten Spaltungen wieder zu Tage. Die gemäßigten Kalixtiner nahmen Anstoß an den Ausschreitungen der fanatischen Taboriten, die allen Glanz und Luxus, woran die Prager ihre Freude hatten, für verwerflich hielten, die in ihrem zügellosen Haß eine immer rohere Zerstörungswut an Kirchen und Kunstschätzen zeigten. Daher verließ die taboritische Partei unter Ziska die Stadt und wandte sich in die südlichen Gegenden. Die gemäßigten Kalixtiner und die Prager Gemeinde waren es auch, die, um die Ordnung im Lande herzustellen, die Erhebung eines Königs befürworteten und aufs neue dem König Wladislaus gegen Anerkennung der Prager Artikel die Krone anboten; die Gesandten brachten jedoch eine ausweichende unbestimmte Antwort mit nach Hause.

Die Kämpfe um den Wyschehrad. 1420. Während Siegmund in Kuttenberg weilte und auf den Rat der böhmischen Barone sich bemühte, einen Waffenstillstand mit den Pragern zu erlangen, kämpften die Hussiten weiter. Sie trauten nicht den Worten des Königs, der seine Gesinnung früher so klar an den Tag gelegt hatte. Um sich
15. Sept. der königlichen Besatzung zu entledigen, schlossen die Prager und andre Brüder den Wyschehrad ein; Herr Hynek Kruschina von Lichtenburg war der Führer des Belagerungsheeres. Die bedrängte und fast ausgehungerte Besatzung wandte sich mit dringenden Bitten an Siegmund, der im Lande umherzog, Dörfer niederbrannte und Proviant und Truppen zusammentrieb. Als er end-
1. Nov. lich die Prager vor dem Wyschehrad angriff, wurden seine Truppen blutig zurückgeschlagen. Die Blüte des böhmischen und mährischen Adels deckte das Schlachtfeld. Auch Heinrich von Blumenau, der Hauptmann von Mähren, büßte seinen tollkühnen Kriegsmut mit dem Leben; die angesehensten Geschlechter hatten um gefallene Angehörige zu trauern. Selbst den Pragern ging der Tod so vieler edler Landsleute zu Herzen; „denn wer,“ sagt ein Augenzeuge, „außer er wäre wilder denn ein Heide, könnte über die Felder und durch die Weingärten schreitend, die eisenstarken Körper sehen, ohne zu klagen? Welcher Böhme könnte so tapfere Streiter sehen, so jung, lockig und schön, ohne von Herzen zu seufzen?“ Alsbald wurde den Pragern der Wyschehrad übergeben. Das Volk strömte in die Burg, zerstörte die Mauern und Kirchen; das königliche Schloß, der Stolz Karls IV., ward zur Ruine. — Inzwischen zog Ziska mit seinen Scharen im Süden umher, nahm Wodňan, Prachatitz und andere Städte ein, eroberte die festen Schlösser Ulrichs von Rosenberg und andrer Hussitenfeinde und verheerte ihre Besitzungen. Nach der Erstürmung von Prachatitz wurde fast die gesamte männliche Bevölkerung auf Geheiß des harten Feldherrn niedergeschlagen oder verbrannt.

Die Bürgerschaft von Prag hatte das meiste in dem erfolgreichen Kampfe gethan; ihr fiel auch das Regiment, die oberste Gewalt zu Da es keinen anerkannten König im Lande gab, so nahm „die Mutter und das Haupt der böhmischen Städte" naturgemäß die erste Stelle ein. Die „große Gemeinde", welche den Bürgermeister und die Ratsherren wählte, besaß das höchste Ansehen. Die Alt- und Neustadt hatten zwar getrennte Verwaltung, aber in den wichtigsten Punkten herrschte Solidarität der beiden Städte; beide waren an die Aussprüche der großen Gemeinde gebunden. Jede Stadt war in Viertel unter einem Viertelhauptmann geteilt; die ganze Waffenmacht stand im Krieg unter einem obersten Stadthauptmann. Bei der gewaltigen religiösen Aufregung und den innigen Wechselbeziehungen, die zwischen den Fragen der Politik und des Glaubens herrschten, darf es nicht Wunder nehmen, daß die hussitischen Priester einen großen Einfluß auf den Gang der Ereignisse übten. Keiner aber genoß damals größeres Ansehen, als der Priester Johann von Selau, der zwischen den radikalen Ansichten der Taboriten und den gemäßigtern der Prager Magister die Mitte hielt und, an einem Verständnisse der beiden Parteien festhaltend, in dieser Hinsicht die thätigste Wirksamkeit entfaltete. Stellung der Stadt Prag.

Die längst bestehende Spaltung zwischen den Pragern und Taboriten trat immer klarer zu Tage. Die Prager führten eine Zensur ein, um die Neuerungssucht der Taboritenpriester zu beschränken und setzten an die Stelle ihrer taboritisch gesinnten Ratsherren gemäßigte Kalixtiner, zum nicht geringen Unwillen der strengen Taboriten. Auf Veranstalten einiger wohlgesinnten böhmischen Herren sollte in einer Disputation die Differenz ausgeglichen werden. Die Prager Magister hatten in 76 Artikeln die den Taboriten vorgeworfenen Irrtümer zusammengestellt, die sich hauptsächlich auf die Lehre vom tausendjährigen Reich (Chiliasmus), von einer Republik mit Aufhebung aller Ständeunterschiede und mit Gütergemeinschaft bezogen. Es wurde den Taboriten vorgeworfen, sie lehrten: Wie in der Stadt Tabor kein Mein und Dein, sondern alles gemeinschaftlich ist, so soll immer alles gemeinschaftlich sein, und wer ein Sondereigentum hat, begeht eine Todsünde; ferner lehrten sie: es zieme sich nicht, einen König zu haben, dem Volke solle die Regierung gegeben, alle Herren und Edle vertilgt werden, Steuern und Abgaben mit der weltlichen Herrschaft aufhören, alle Landes- und Stadtrechte aufgehoben werden und das Gesetz Gottes an ihre Stelle treten. In Betreff der dogmatischen Fragen wurden als Irrtümer angeführt: daß außer der Bibel keine Schrift heiliger Doktoren, Magister und Weltweisen gelesen und gelehrt werden dürfe, daß die Magisterschaft in den sieben Künsten eine Todsünde sei, daß Ornat und alle Zeremonien beim Gottesdienst als Menschensatzung und Gebote des Antichrists abgeschafft, die Messe in der Volkssprache und wie Christus selbst sie gesprochen gehalten, alle Kapellen und Altäre zu Ehren eines Heiligen zerstört, alle Seelenmessen, Heiligen- und Bilderverehrung, Fasten abgeschafft werden sollten; daß sie ihren Bischof selbst wählten und ihre Priester Laien weihten u. a. Die Taboritenpriester bekannten sich zu diesen Sätzen und beide Parteien stritten mit Gründen der Heil. Schrift. Die Versammlung löste sich endlich ohne Ergebnis auf, nachdem beide Teile aufgefordert worden, binnen Monatsfrist ihre Streitpunkte schriftlich bei dem Altstädter Bürgermeister einzureichen. Wenige Tage darauf starb Nikolaus von Huß. Die hussitische Sache verlor in ihm einen bewährten Vorkämpfer, aber für die Einigkeit der Parteien war der Tod des strengen Taboriten ein Glück; denn Ziska, der jetzt an ihre Spitze trat, war den Pragern günstiger gesinnt. Zwiespalt zwischen den Pragern und Taboriten. 10. Dez. 1420. 24. Dez. 1420.

Unterdessen nahm der Krieg seinen verheerenden Fortgang. Es wäre ermüdend, die einzelnen Wechselfälle desselben zu verfolgen. Die Eroberung von Siegreiche Ausbreitung der Hussiten. 1421.

Städten, die Erstürmung von Burgen, die Zerstörung von Klöstern, die Verbrennung oder Niedermetzelung Gefangener und Wehrloser, die Verwüstung des Landes nahmen in grauenvoller Weise überhand. Die Königlichen erlagen allenthalben den Pragern und den taboritischen Scharen Ziskas, so daß Siegmund das Land verlassen mußte. Das vereinigte böhmische Heer schloß Pilsen
Febr. 1421. ein, und die Pilsener mußten den Waffenstillstand mit Zulassung der Prager
März. Artikel in ihrem Gebiete erkaufen. Die Stadt Komotau wurde erstürmt, in Brand gesteckt und die deutsche Bevölkerung, viele Hunderte, niedergemacht.
April. Ähnliche Greuel fielen bei der Erstürmung von Beraun und Böhmisch-Brod vor. Entsetzt öffneten viele Burgen und Städte die Thore und erkannten die Hegemonie von Prag und die vier Artikel an. Auch die Kuttenberger, in deren Schachte so viele Hunderte gefangener Hussiten hinabgestürzt worden, flehten reu- und demütig die Gnade der Sieger an. Angstvoll flüchtete sich der Bischof von Leitomischl und überließ die Stadt den Hussiten. Jaromiř mußte sich nach
Mai 1421. tapferem Widerstand ergeben; nur das nackte Leben gestand man den abziehenden deutschen Bürgern zu. Dort war auch Herr Čenek von Wartenberg im böhmischen Heere und erkaufte durch demütige Abbitte die Verzeihung der Sieger. Ja selbst Erzbischof Konrad von Prag trat den Utraquisten bei und erklärte sich für die Artikel, „zum Erstaunen und Entsetzen der ganzen Christenheit“. Die Einnahme des Prager Schlosses und der Stadt Leitmeritz, die sich ohne Schwertstreich ergaben, war der Schluß des großen hussitischen Siegeszuges. In ganz Böhmen waren die Prager Artikel anerkannt, und auch in Mähren fand der Kelch allenthalben Aufnahme, wie sehr auch der Bischof Johann von Olmütz für die katholische Sache eiferte.

Der Landtag in Tschaslau. Juni 1421. Zur Herstellung der Ruhe und Ordnung im Lande beriefen endlich die Prager einen großen Landtag nach Tschaslau, wo sich nicht nur die Hussiten aus Böhmen und Mähren, sondern auch die Anhänger der katholischen Kirche und des Königs, der jetzt eine demütigere Sprache führte, einfanden. Der Beschluß des Landtags lautete, daß die Stände sich an die Prager Artikel halten, Siegmund, „den Lästerer der Wahrheit und den Todfeind der böhmischen Nation“, nicht als König anerkennen wollten; daß eine aus dem Herren- und Ritterstande, aus den Städten, der Prager und der Taboritengemeinde gewählte Regentschaft von zwanzig Männern die Ruhe und das Gesetz in Böhmen schirmen sollte; die kirchliche Ordnung im Königreich sollte einer geistlichen Versammlung vorbehalten bleiben. Aber unter den böhmischen Ständen herrschten allzu verschiedene Ansichten und Interessen, als daß jene Beschlüsse eine feste Ordnung der politischen und kirchlichen Verhältnisse hätten begründen können.

Pikarden und Adamiten. Die Abneigung gegen die Ausschreitungen des Hussitentums nahm immer mehr überhand, selbst unter den Taboriten, deren Haupt, Ziska, eine mittlere, den Pragern geneigte Richtung verfolge. Es war hauptsächlich das „Pikardentum“, das in dem Priester Martin Hanska, genannt Loquis, einen eifrigen Verkündiger hatte, was den Zorn und die Verfolgung der rechtgläubigen Kalixtiner hervorrief. Die pikardische Glaubenslehre verwarf die Transsubstantiation, Brot und Wein galten ihr als bloße Zeichen des Leibes und Blutes Christi. Das Pikardentum wurde für ketzerisch erklärt, seine Anhänger aus Tabor vertrieben, viele, die den Widerruf weigerten, verbrannt.

Die Kirchenversammlung von Prag zeigte, daß die gemäßigte Richtung die herrschende geworden war: die vier Prager Artikel sollten allein die Grundlage der rechtgläubigen Hussitenlehre sein; alle darüber hinausgehenden Ansichten fanden keine Billigung. Auch Martin büßte für seine ketzerischen Neuerungen. Als er in sein Heimatland Mähren zurückkehren wollte, wurde er ergriffen und, als alle Ermahnungen und Prüfungen nur seinen ketzerischen Starrsinn bewiesen, zum Feuertod verdammt. Eine noch weiter gehende Ausschreitung gab sich zur selben Zeit bei den vertriebenen Taboriten kund. Schwärmerei und Zügellosigkeit vereinigten sich in der Sekte, die nach ihrem Verkündiger, dem Bauern Niklas, der bei ihnen den Namen Moses führte, Nikolaiten oder Adamiten genannt wurden. In fortschreitendem religiösen Wahnsinn sagten sie sich vom Christentum und jedem äußern Gottesdienst los; Gottes Gesetz, wie es in ihrem eignen Herzen geschrieben stehe, galt ihnen für die einzige Richtschnur. Damit verbanden sie die kommunistischen Ideen in höchster Steigerung. Alles Eigentum, auch die Weiber, waren gemeinschaftlich; die Eifrigsten wandelten in paradiesischer Unschuld ohne Kleider einher. Sie hatten sich an einem festen Platze verschanzt und machten verheerende Raubzüge, bis Ziska eine Schar gegen die zügellosen Schwärmer ausschickte und sie mit Feuer und Schwert ausrottete.

Juli 1421. 21. Aug. Okt. 1421.

d. Fortgang des böhmischen Krieges und Ziskas Ausgang.

In der ganzen Christenheit sah man mit Unwillen und Erbitterung auf die zunehmende Ausdehnung der hussitischen Ketzerei. Siegmund selbst war durch die Unfälle des vorigen Jahres tief gedemütigt und durch die Angelegenheiten seines von Venetianern und Türken bedrängten Reiches so sehr in Anspruch genommen, daß er in Böhmen nicht einschreiten konnte. Dagegen regten sich die deutschen Reichsfürsten, von Papst Martin V. und seinem eifrigen Legaten Kardinal Branda angetrieben. Auf dem Nürnberger Reichstag schlossen die rheinischen Kurfürsten einen Bund zur Ausrottung der böhmischen Ketzerei, dem bald auch andere Glieder, Fürsten und Reichsstädte beitraten. Auf dem Fürstentag von Wesel beschloß man eine große Heerfahrt nach Böhmen zu unternehmen; zugleich sollte Siegmund von Mähren aus angreifen. Der König war es wohl zufrieden, daß die deutschen Reichsstände ihm so ihre Kräfte zur Eroberung seines Erbreichs boten. Ein verheerender Einfall der schlesischen Fürsten und Städte war das Vorspiel des erneuten Krieges. Die Prager eroberten die Stadt Bilin und rückten dann vor das feste Schloß bei Brüx, „Landeswart“ genannt. Hier aber erlitten sie durch Friedrich den Streitbaren von Meißen eine blutige Niederlage. Inzwischen hatte sich wieder ein zahlreiches Kreuzheer gesammelt aus allen Gegenden des Reichs. Fünf Kurfürsten und Grafen und Herren in großer Zahl waren persönlich zugegen. Das Zögern Siegmunds, der mit Herzog Albrecht von Österreich von Süden aus angreifen sollte, aber immer wieder durch die bedrohte Lage Ungarns zurückgehalten wurde, ließ die beste Zeit verstreichen. Endlich überschritt das Kreuzheer die Grenze und rückte vor die Stadt Saaz. Aber an den festen Mauern derselben prallten alle Stürme ab; dafür rächten sich die Deutschen durch grausenhafte Verheerung des Landes und Ermordung des unglücklichen Landvolks. Schon herrschte Hader und Zwietracht in dem

Der zweite Kreuzzug. April 1421. Mai. 5. Aug. Mitte Sept.

Kreuzheer. Der Mangel eines obersten Feldherrn lähmte alle Unternehmungen; jeder Fürst und Herr, jedes städtische Fähnlein handelte auf eigne Hand. Als sie nun das Heranrücken des böhmischen Heeres unter Ziska vernahmen, wandten sie sich in wilder Unordnung zur Flucht, von den Böhmen verfolgt und haufenweise niedergeschlagen. So wirkte der Name des Ziska und seiner todesmutigen Scharen, und dieser gefürchtete Held hatte vor wenigen Wochen sein Augenlicht völlig eingebüßt, als ihm beim Sturm ein Pfeil ins Auge drang. Das Kreuzheer, das auf 200,000 Bewaffnete geschätzt wurde, löste sich schmählich auf, die Führer beschuldigten den König, daß er sein Wort nicht gehalten und sie ohne Hilfe gelassen habe.

Aristokratische und demokratische Partei der Hussiten. Es fehlte den Böhmen an einer allgemein anerkannten obersten Regierung, und im Laufe der Zeit gaben sich neben den kirchlichen Differenzen auch politische kund. Die demagogische Macht, die der Priester Johann von Selau in der Hauptstadt übte, war den böhmischen Herren, die sich großenteils nur dem Zwang der Umstände gefügt hatten, zuwider, und die Prager Gemeinde sprach laut ihre Zweifel gegen die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit der Barone aus. Der Priester Johann beschuldigte dieselben offen der Untreue und riet, sich von ihnen loszusagen. Auf seinen Antrag wurde der Edelmann Johann Hwezda von Wicemilitz, genannt Vzdiňka, zum obersten Hauptmann in Prag gewählt, zugleich wurde die gemäßigte Partei aus dem Rate gedrängt. Schon war die Leidenschaft so hoch gestiegen, daß einer von der aristokratischen Partei, Johann Sadlo von Smilkow, der in die Stadt gekommen, um sich gegen die Anklage der Verrats zu verteidigen, ohne Urteil enthauptet ward. Empört über den zunehmenden Terrorismus des städtischen Pöbels und im Vertrauen auf die großen Rüstungen Siegmunds trennten sich daher die angesehensten Barone, Čenek von Wartenberg, Ulrich von Rosenberg, die im Herzen nie den Hussiten zugethan gewesen, öffentlich von der utraquistischen Sache.

Der Kriegszug Siegmunds 1421. Siegmund hatte inzwischen durch diplomatische Verhandlungen seine Stellung zu befestigen gesucht. Insbesondere war ihm daran gelegen, König Wladislaus von Polen, der immer noch die böhmische Krone nicht entschieden zurückgewiesen hatte, für sich zu gewinnen. Er bot demselben die Hand der verwitweten Königin Sophie und ganz Schlesien als Mitgift an, und mit dieser lockenden Aussicht, die sich freilich, als Sophie den Hussiten in die Hände fiel, nicht verwirklichte, gewann er den Polenkönig. Noch wichtiger war das Bündnis Siegmunds mit Herzog Albrecht von Österreich. Der König vermählte diesem seine junge Tochter Elisabeth, verpfändete ihm fünf Städte und verschrieb ihm alles, was er den Hussiten entreißen würde, als böhmisches Lehen, (28. Sept. 1421.) wogegen sich Albrecht zur Unterstützung mit seiner gesamten Macht und einem Gelddarlehen verpflichtete. Nach solchen Vorbereitungen rückte Siegmund mit einem starken ungarischen Heere, von den Österreichern unterstützt, in Mähren ein, wo er nur geringen Widerstand fand. Ja auf dem Landtage zu Brünn (Nov.) schwuren die mährischen Stände die Prager Artikel ab und verbanden sich mit dem König gegen die Hussiten. Den Böhmen drohte eine neue Gefahr, größer als zuvor; denn das feindliche Heer war zahlreich und kampfgeübt und stand

unter einem vielgepriesenen Feldherrn, dem Florentiner Pipo von Ozora. Aber unverzagt sahen die Hussiten der Gefahr ins Auge und sammelten die kriegstüchtigen Scharen. Des blinden Ziska Feldherrntalent und unermüdliche Thätigkeit trat nie glänzender hervor als in jenen Tagen. Um Kuttenberg zog sich der entscheidende Kampf zusammen. Während sich Ziska vor der Stadt in seiner Wagenburg verschanzte, wurde den Königlichen durch verräterische Bürger ein Thor geöffnet und unter maßlosen Greueln die Stadt in Besitz genommen. Siegmund konnte den Hussiten hinter ihren beweglichen Wagenburgen wenig anhaben, aber dem dreifach überlegenen königlichen Heere war Ziska nicht gewachsen. Nachdem er sich durch die Königlichen einen Weg gebahnt, verließ er die Gegend von Kuttenberg, um größere Streitkräfte an sich zu ziehen. Dez.

In den ersten Tagen des neuen Jahres, als Siegmund ruhig in Kuttenberg weilte, fiel Ziska mit verstärkter Macht plötzlich über die zerstreuten und ungeordneten Ungarn her, die sich alsbald mit dem König zur eiligen Flucht wandten. Bei Deutsch-Brod stellten sich die verwirrten Scharen in Schlachtordnung auf, aber Ziska machte ohne Säumen einen Angriff und richtete ein furchtbares Blutbad an. Die Stadt mit reicher Beute fiel in die Hände der Hussiten. Das Heer Siegmunds war vernichtet, in wilder Flucht suchte sich jeder zu retten. „Die böhmischen Ketzer thaten also großen Jammer und Leides am deutschen christlichen Volk, daß nicht Wunder wäre, wenn das Volk an Gott verzagt hätte und daß man keinem böhmischer und mährischer Zunge je hold werden sollte," klagt Eberhard Windeck. Siegmunds Niederlage bei Deutsch-Brod. Jan. 1422.

In Zeiten der Gefahr standen die hussitischen Parteien fest zusammen; sobald sich aber der Sturm von außen gelegt, traten die alten Spaltungen wieder ein. Die gemäßigten Kalixtiner, die eine Aussöhnung mit der römischen Kirche auf Grund der Prager Artikel erstrebten, vor allem der Adel und die Magister, nahmen schon lange an der demagogischen Macht des Priesters Johann Anstoß. Es kam zu Unruhen und stürmischen Auftritten zwischen der Adelspartei und den Demokraten, infolge deren alle Ratsherren und Beamten in der Alt- und Neustadt entlassen und neue Behörden eingesetzt wurden. Die Adelspartei hielt ihre Herrschaft nicht für gesichert, solange der Priester Johann seine Macht auf das Volk ausübte; sie beschlossen daher, durch eine schmachvolle Gewaltthat sich seiner zu entledigen. Als er in der Ratsversammlung auf dem Altstädter Rathaus erschien, wurde er verräterischer Weise gebunden und mit mehreren seiner Anhänger enthauptet. Mit Schmerz und Wut vernahm das städtische Volk den Tod des verehrten Mannes und ließ im wilden Straßentumult seinen Zorn an den schuldigen Ratsherren aus. Sturz des Priesters Johann. 9. März 1422.

Der Tod des Priesters Johann, der eine vermittelnde Stellung zwischen den Parteien eingenommen hatte, verschärfte den Gegensatz der verschiedenen Richtungen. Die Prager Gemeinde verlor mehr und mehr die Alleinherrschaft, die an Ziska und die Taboriten überging. Ziska konnte jedoch in bezug auf die Glaubenslehre nicht als das Haupt der Taboriten gelten.

Seine Partei, die sich nach des Führers Tod „die Waisen" nannte, hielt an der Transsubstantiation, den Fasten, dem Ornat beim Gottesdienst fest und stand zwischen den strengen Taboriten und den Pragern in der Mitte. In politischen Grundsätzen, in der demokratischen Anschauung von der Gleichstellung der Stände, stimmte er mit den Taboriten überein, so daß, auch als er sich von ihnen lossagte, keine offene Feindschaft eintrat.

Siegmund Korybut Landesverweser.

Da die Unterhandlungen mit dem Polenkönig Wladislaus keinen Erfolg hatten, richteten die Böhmen ihre Blicke auf den Großfürsten von Litauen, Alexander Witold, der die dargebotene Krone auch annahm. Als „postulierter König von Böhmen" schickte er seinen Neffen Siegmund, Korybuts Sohn, als Verweser in das Land. Mit einer starken Schar polnischen und litauischen

Febr. 1422. Kriegsvolkes zog der junge Fürst zunächst nach Mähren. Doch Olmütz verschloß ihm die Thore, Mährisch-Neustadt mußte erstürmt werden. Durch Ausschreiben machte er seine Ankunft mit der Vollmacht eines Landesverwesers bekannt, forderte die Parteien zum Frieden auf und berief die Stände zu einem Landtag nach Tschaslau. Als er sich hier auf die Prager Artikel verpflichtet hatte, wurde er

28. Mai. von den Versammelten als Landesverweser anerkannt. Im Namen der „großen Gemeinde" machte Korybut alsbald einen Erlaß bekannt: Alle seit dem Tod des Priesters Johann ausgebrochenen Streitigkeiten unter den Brüdern sollten aufhören, alle deshalb Geflohenen zurückkehren; aufrührerische Zusammenrottungen wurden bei Todesstrafe verboten; eine Synode sollte die Glaubensfragen regeln; alles Raufen, Würfelspielen und andere Ungebührlichkeiten wurden streng verboten. Das kluge, besonnene und thatkräftige Vorgehen Korybuts gewann ihm bald einen starken Anhang. Auch Ziska erkannte den Fürsten als obersten Landesverweser an und trat ihm zur Seite. Nur die eifrigen Taboriten, an ihrer Spitze Bohuslaw von Schwamberg und Johann von Wicemilitz, genannt Bzdinka, waren unzufrieden mit der Anerkennung, die der Landesverweser gefunden.

Stimmung in Deutschland.

Im Deutschen Reich hoffte man immer wieder, des böhmischen Aufstandes mit Waffengewalt Meister zu werden. Die gewaltige Kraft des Volkes, die sich bei jener Erhebung der unteren Massen kund gab, war ein zu gefährliches Beispiel, als daß nicht alle Bevorrechteten, deren Macht und Herrschaft auf dem bestehenden Rechtszustand ruhte, sich hätten vereinigen sollen, die Ketzerei in Böhmen, die zugleich ein Ankämpfen des gedrückten Volkes gegen feudale Rechte und hergebrachte Ordnungen war, auszurotten. Dazu kam die Beute, die in dem reichen Ketzerland lockte, die Indulgenzen, die der freigebige Papst den Kreuzfahrern reichlich verhieß, um den Glaubenseifer im Deutschen Reich anzufachen. Es wird uns berichtet, die Kurie habe sich damals mit dem Plane getragen, die nationale Kraft des häretischen Landes dadurch zu brechen, daß man das Königreich in eine Anzahl reichsunmittelbarer Gebiete teile. Auch die Aussicht, hierbei Herzogtümer und Grafschaften in Böhmen zu erlangen, mochte die Fürsten zu neuen Anstrengungen bewegen. Aber sowie sich die Gefahr von außen mehrte, sahen auch die böhmischen Parteien die Notwendigkeit festen

Zusammenhaltens ein. Die gemäßigten, einsichtsvollen und patriotischen Hussiten scharten sich dichter um den jungen Fürsten, von dem sie Wiederherstellung gesetzlicher Ordnung und Gewährung ihrer berechtigten Forderungen erwarteten.

Auf Betreiben des Erzbischofs Dietrich von Köln sagte der König einen Reichstag auf Pfingsten nach Regensburg an und verkündete zugleich, daß jeder, was er den Ketzern entreiße, für sich behalten solle. Aber erst im Juli brach er aus Ungarn auf und kam, obgleich unmutig darüber, daß die Kurfürsten den Tag eigenmächtig verlegt hatten und ihrem König zumuteten, ihnen nachzuziehen, mit den zahlreich versammelten Reichsständen zu Nürnberg zusammen. Aber Wochen dauerte es, bis sich der König mit den Fürsten, insbesondere mit dem Pfalzgrafen Ludwig und dem Markgrafen von Brandenburg, verglichen hatte. Die alte Reichspartei, mit der Siegmund einst Hand in Hand gegangen, aber längst zerfallen war, voran Friedrich von Brandenburg, machte sich auf dem denkwürdigen Reichstag von Nürnberg noch einmal geltend. Die Nachrichten aus Böhmen, wo die Prager und Korybuts Polen das feste Schloß Karlstein, den wichtigsten Punkt, in dem sich die Königlichen noch behaupteten, hart bedrängten, beschleunigten den Gang der Verhandlungen. Die Reichsheere hatten sich in ihrer schwerfälligen Unbeweglichkeit, ihrer bunten Mischung, ihrem losen Zusammenhalt den raschen, planmäßig geleiteten und nach neuer Taktik geordneten Hussiten gegenüber als unfähig bewiesen. Da wurde auf dem Nürnberger Reichstag ein Reformplan vorgelegt. Es sollte eine Heeresmacht unter einem Oberbefehl gebildet werden, die nach einheitlichem Plane geleitet ward, der man so lange sicher war, als es der Krieg erforderte, mit der man im stande war, einen „täglichen Krieg" zu führen; statt all der verschiedenen Bürgerfähnlein und Scharen der Feudalherren sollte ein Söldnerheer ins Feld ziehen. Um die Kosten dieser neuen Kriegsweise zu bestreiten, wurde eine allgemeine Einkommensteuer, die Erhebung des hundertsten Pfennigs, beantragt. Die Städte zeigten sich jedoch dem neuen Plan wenig geneigt; es heißt, sie hätten nicht an den Tag kommen lassen wollen, wie groß ihre Schätze seien. Jedenfalls fürchteten sie mit Recht die Kosten zum größten Teil tragen zu müssen, während den Fürsten und ihrer Mannschaft der Sold zugefallen wäre. So scheiterte dieser Plan. Es wurde nun eine „Reichsmatrikel" entworfen, worin die Reichsstände je nach ihrer Macht und Größe zu einer bestimmten Anzahl Bewaffneter („Gleven" oder „Lanzen" zu je drei bis fünf Mann) veranschlagt waren, um den „täglichen Krieg" gegen die Hussiten zu führen. Darauf ernannte Siegmund den Markgrafen von Brandenburg zum obersten Hauptmann des Reichsheeres, und der Kardinal Branda übergab ihm die geweihte Kreuzfahne. Er hatte die Vollmacht, „mit den Ketzern zu unterhandeln und abzuschließen, sofern sie zu der heiligen Kirche und zu ihres Erbherrn Gehorsam zurückkehren wollten".

Der Reichstag von Nürnberg. Juli bis Sept. 1422.

Das Reichsheer sollte sich im Herbst in Franken sammeln, während zugleich die Markgrafen von Meißen, die Herzöge von Österreich, die Schlesier und Lau-

Der dritte Kreuzzug. 1422.

sitzer von andern Seiten in Böhmen einbrechen sollten. Allein dem Reichsaufgebot wurde höchst saumselig Folge geleistet. Einige Städte und Fürsten kauften sich mit Geld davon los, andre brauchten Vorwände, wieder andre blieben einfach aus. Der Bischof von Würzburg zog noch vor der Grenze wieder heim, weil es schon zu spät im Jahre sei. Der Anlauf, den man zu Nürnberg genommen, war bald ermattet. Die meißnischen Scharen, einige lausitzische und schlesische Haufen und das Heer des Markgrafen von Brandenburg, einige tausend Mann, das war alles, was nach jener großen Reichsmatrikel ins Feld rückte. Der Entsatz von Karlstein war das nächste Ziel des Kreuzheeres. Das Glück war ihm insofern günstig, als Korybut gerade jetzt, durch eine Erhebung der Taboriten in Prag beschäftigt, sich zu Unterhandlungen bereit finden ließ. Die alten Anhänger des Priesters Johann, die mit Verdruß das steigende Ansehen Korybuts gewahrten, verbanden sich mit den Taboriten, deren Führer, Johann von Wicemilitz, einst oberster Hauptmann in Prag gewesen. Der Plan, sich der Stadt durch Überfall zu bemächtigen, scheiterte an dem Widerstreben der Bürger, erweiterte aber die Kluft zwischen den Pragern und Taboriten. Müde der langwierigen Belagerung von Karlstein, an dessen Mauern sich die Kraft der Geschosse brach, und über die Unruhen in der Hauptstadt besorgt, bot Korybut die Hand zu einem friedlichen Abkommen. Nach langen Verhandlungen kam endlich Anfang November ein Waffenstillstand zum Abschluß. Alle Versuche des Markgrafen von Brandenburg, die Reichsstände zu Kriegsleistungen zu bewegen, waren erfolglos. Noch vor Schluß des Jahres war der ganze Kreuzzug zu Ende, ohne irgend welches Ergebnis, als die Ohnmacht und Unfähigkeit der Reichsverfassung, insbesondere des Reichskriegswesens, die Engherzigkeit und Selbstsucht aller Glieder des Reichs vor aller Welt in erschrecklicher Klarheit dargethan zu haben.

Der Fürstentag bei Altdorf. Um den Böhmen die polnische Unterstützung zu entziehen, suchte Siegmund wiederum eine Annäherung an Wladislaus und den Fürsten Witold, und wirklich waren seine Bemühungen und die Stimmen des Papstes und der polnischen Geistlichen so wirksam, daß eine persönliche Zusammenkunft der beiden Könige auf der Grenze ihrer Reiche verabredet wurde. Als Wladislaus und Witold sich von der böhmischen Sache abwandten, mußte auch Korybut das Land verlassen. Unwillig und zögernd gehorchte der Fürst, seine baldige Wiederkehr in Aussicht stellend. *März 1423.* Die Zusammenkunft der drei Fürsten von Ungarn, Polen und Litauen zu Altdorf hatte den gewünschten Erfolg. Wladislaus und Witold verpflichteten sich, die Waffen gegen die Ketzer zu ergreifen und sandten ihre Fehdebriefe nach Böhmen. Aber die Zusagen der beiden Fürsten wurden ebensowenig erfüllt, als die Hoffnungen des Papstes Martin V., der nah und fern die Gemüter zu einem neuen Kreuzzug zu entflammen strebte. Fürsten und Völker hatten die Lust verloren, sich wegen Siegmunds Herrschaft und der Einheit

des Glaubens mit den böhmischen Bürgern und Bauern in hoffnungslosen Kampf einzulassen.

Die längst bestehende Uneinigkeit unter den Hussiten führte um diese Zeit zum offenen Kampfe. Während Ziska gegen die böhmischen Barone, insbesondere Čenek von Wartenberg, zu Felde zog und bei Horitz einen blutigen Sieg erfocht, rückten die Prager vor die taboritische Feste Křizenek, doch kam eine Besprechung über die Hauptstreitpunkte, namentlich die Frage des Ornats beim Gottesdienst, und eine Versöhnung zu stande, freilich von kurzer Dauer. Denn während in Mähren zwischen der katholischen und königlichen Partei, den Bischof Johann von Olmütz an der Spitze, und den Böhmen um die Stadt Kremsier blutig gekämpft wurde, bemächtigte sich Ziska im Einverständnis mit der Bürgerschaft der Stadt Königgrätz und schlug die Prager und die Barone aufs Haupt. So zerfleischten sich die hussitischen Parteien mit selbstmörderischer Wut. Während dann Ziska einen abenteuerlichen Zug nach Mähren und Ungarn unternahm, waren die Prager und die böhmischen Barone bemüht, die Eintracht und Ordnung herzustellen. Dazu wurde ein großer Landtag am St. Gallitag in Prag gehalten, wo sich die Barone und städtischen Abgeordneten, einflußreiche Männer von königlicher und katholischer, wie von utraquistischer Gesinnung einfanden. Zur Entscheidung der religiösen Streitfragen wurde eine Disputation mit der römisch-katholischen Partei in Aussicht genommen. Zwölf aus der königlichen und utraquistischen Partei ernannte Hauptleute sollten das Land so lange verwalten, als diese Beschlüsse und der allgemeine Waffenstillstand Gültigkeit hätten (bis 11. Nov. 1424); alle im Krieg eroberten Besitzungen und Güter sollten den Eigentümern zurückgestellt, die Gefangenen freigegeben werden; alle Straßen sollten frei und offen sein und das eigenmächtige Prägen schlechter Münzen streng bestraft werden. Allein auch diese Beschlüsse führten keine Versöhnung herbei. Die Prager weigerten sich die Disputation zu beschicken und suchten jede Verständigung mit Siegmund zu hintertreiben, der gerade jetzt das böhmische Nationalgefühl tief beleidigte, indem er seinen Schwiegersohn Albrecht von Österreich mit der Markgrafschaft Mähren belehnte und ihn zum Erben der böhmischen Krone einsetzte.

Kämpfe zwischen den Pragern und Taboriten. 1423. — *Juli.* — *Aug.* — *Der Landtag von Prag. 16. Okt. 1423.* — *4. Okt.*

Ziska und die Taboriten zürnten über die große Nachgiebigkeit der Utraquisten auf dem Prager Landtag, und der Kampf zwischen den beiden Parteien entbrannte jetzt mit erneuter Heftigkeit. Die Aufzeichnungen jener Zeit klagen bitter über die Grausamkeit und wilde Kriegsweise des furchtbaren Feldherrn, der die Güter der feindlichen Barone entsetzlich verheerte und in Dörfer und Städte die Brandfackel schleuderte. Bei Maleschau unweit Kuttenberg kam es zum blutigen Zusammenstoß zwischen Ziska und den vereinigten Pragern und Baronen, in deren durch die Wagen zersprengten Reihen die Taboriten ein furchtbares Blutbad anrichteten. Darauf bemächtigte sich Ziska Kuttenbergs und andrer Städte, im Pilsener Kreise aber wurde er durch die überlegene Macht der königlich gesinnten Barone zurückgedrängt. Indessen suchte Siegmund die benachbarten Fürsten von Polen, Litauen, Österreich zu Kriegsrüstungen gegen die Böhmen zu bewegen. Herzog Albrecht rückte in Mähren ein und brachte das Land bald zur Ruhe und Gehorsam. Auch Wladislaus von Polen rüstete zum Krieg und untersagte jeden Verkehr mit den Ketzern. Aber seine Aufrichtigkeit kam in Verdacht, als sein Neffe Korybut wider den Willen des Oheims dem

Ziskas blutiges Jahr. 1424. — *7. Juni.*

Rufe der Prager Folge leistete und wieder in die Hauptstadt einzog, wo er bald das alte Ansehen und die oberste Leitung erlangte. Ziska zog jetzt, um die Macht seiner Gegner in der Wurzel zu treffen, mit seinen Scharen gegen die Hauptstadt. Man erzählte, er habe geschworen, von der Stadt keinen Stein auf dem andern zu lassen. Es gelang jedoch der eindringlichen Beredsamkeit einer Prager Gesandtschaft, worunter Magister Johann von Rokycana hervor-
Sept. 1424. ragte, den zürnenden Feldherrn zum Frieden zu bewegen. Die Unterdrückung des Kelches in Mähren war eine laute Mahnung an die streitenden Parteien zum Zusammenhalten.

Ziskas Tod u. Charakter. Die hussitischen Heere vereinigten sich darauf zu einem großen Kriegszug nach Mähren. Als sie vor der Feste Pribislau unweit der Grenze lagerten, er-
11. Okt. 1424. krankte Ziska an der Pest und endigte bald sein stürmisches Leben. Mit Johann Ziska von Trocnow, vom Kelche genannt, verlor die hussitische Sache ihren bedeutendsten Vorkämpfer im Felde. Wir haben seine Verdienste um die Schöpfung eines neuen Kriegswesens kennen gelernt und gesehen, wie er bei jeder kriegerischen Unternehmung von Bedeutung an der Spitze stand, stets den Sieg an seine Fahnen fesselte. Im Rate und in der Beherrschung der politischen Verhältnisse mochten ihm andre, wie Nikolaus von Huß, überlegen sein, im Felde kam ihm keiner gleich. Mit seiner Willensstärke, seiner Geistesgegenwart, Entschlossenheit und eisernen Festigkeit hielt er die unbändigen Massen wunderbar zusammen. Er galt recht eigentlich als der höchste Gewalthaber in Böhmen, denn alle Parteien hatten Achtung oder Furcht vor dem blinden Feldherrn, der für Gottes Gesetz in die Schlacht zu ziehen und gegen die Heuchler und Feinde des Gotteswortes mit Feuer und Schwert wüten zu müssen glaubte. Das Andenken Ziskas ist arg befleckt in der Geschichte. Alle jene furchtbaren Greuel, welche die entfesselte Wut eines fanatisch aufgeregten Volkes in einer verwilderten Zeit beging, hat man mit Ziskas Namen verknüpft, wobei der Einfluß katholischer Geschichtschreiber, insbesondere des Äneas Sylvius und Hajek, nicht zu verkennen ist. Die gedrungene, starke Gestalt, das entschlossene, finstere Angesicht des gewaltigen Mannes, der es liebte, nach polnischer Weise sich zu kleiden und mit Säbel und Streitkolben in den Kampf zu ziehen, hatte sich den Zeitgenossen tief eingeprägt. Aber die Nachwelt vergaß die Heldengröße des genialen Feldherrn; als rasender Wüterich, der für seinen ketzerischen Glauben die entsetzlichsten Greuel beging, als Dämon, den keine menschliche Kraft zu überwinden vermöge, stand er im Gedächtnis der nachgeborenen Geschlechter und in den Annalen der Geschichte da, und über Gebühr ist der Name des unbesiegten Helden geschmäht worden; aller Ruhm und aller Schimpf jener gewaltigen Zeit mit ihren großen Kriegsthaten und furchtbaren Greueln ist auf das von der Sage vielfach umsponnene Haupt dieses Vorkämpfers des böhmischen Slawentums gehäuft worden.

„Von Anfang an,“ sagt von Bezold, „war die innere Organisation der Taboriten eine

militärische; wir finden zuerst als Inhaber der weltlichen Oberleitung vier gewählte Hauptleute als „Direktoren“. Unter ihnen gewann Ziska die größte Bedeutung; doch läßt sich nicht nachweisen, daß er jemals allein an der Spitze der Taboriten gestanden habe; in Wirklichkeit genoß er allerdings zu gewissen Zeiten ein wahrhaft königliches Ansehen, sogar über die Grenzen seiner Partei hinaus. Kein andrer Führer, auch nicht Prokop der Große, war von diesem Nimbus furchtbarer Größe umgeben wie der blinde Feldherr, welcher jeder politischen Begabung entbehrte, dem Bekenntnis nach nicht einmal ein rechter Taborit war und nur durch sein militärisches Genie und seinen unbeugsamen und aufrichtigen Charakter mächtig wirkte. Nach der Zeit des Bruders Ziska blickten die Taboriten sehnsüchtig zurück, wie nach dem goldenen Alter ihrer Partei.“

e. Korybut in Böhmen; Schlacht bei Aussig; schlimme Lage des Reichs.

Der Tod Ziskas bezeichnet einen entscheidenden Punkt in der Geschichte der hussitischen Bewegung. Wenn auch im Kriegswesen sein Geist noch lange fortlebte und die durch ihn gebildeten Scharen die kriegerische Tüchtigkeit bewahrten, so war doch für die inneren Fragen der Tod des Feldherrn von großem Einfluß. Die gemäßigten Kalixtiner gewannen vollends das Übergewicht im Lande, und es trat immer deutlicher ihr Bestreben hervor, mit dem König und der römischen Kirche einen Vergleich zu stande zu bringen und zugleich durch Aufrichtung eines festen obersten Regiments die Ordnung im Lande herzustellen. Aber bei der starren Konsequenz der römischen Kirche, welche durch den Kardinal Branda auf Korybuts Haupt den päpstlichen Bann schleuderte, und bei dem tiefen Groll des Königs gegen den ketzerischen Aufruhr war eine ehrliche Versöhnung nicht möglich. Der Landtag von Zditz, wo die böhmischen Stände der katholischen und utraquistischen Partei zusammenkamen, hatte ebensowenig Erfolg als die gleichzeitige Besprechung der Taboritenpriester mit den Magistern zu Prag. Der Zwiespalt trat nur deutlicher zu Tage. Die Prager, zu denen ein großer Teil des Adels hielt, erstrebten eine geordnete Regierung unter Siegmund Korybut und religiöse Freiheit auf Grund der vier Artikel; die demokratischen und kommunistischen Grundsätze der extremen Parteien lagen ihnen fern. Einen Gegensatz zu dieser vorzugsweise Utraquisten genannten Partei bildeten die Taboriten und die Waisen, wie sich nach des „Vaters“ Tod die Anhänger Ziskas nannten. Es wird uns von einem großen Zerwürfnis zwischen Taboriten und Waisen berichtet, infolgedessen sie sich in die eroberten Städte und Güter teilten; im Kriege aber hielten sie nach wie vor einträchtig zusammen. Die Waisen standen unter der obersten Leitung des Kunesch von Bielowitz, die Taboriten unter Johann Hwezda von Wicemilitz und Bohuslaw von Schwamberg. Während Siegmund die Fürsten zu neuen Anstrengungen zu bewegen bemüht war und der Papst wiederholt Kreuzbullen erließ, setzten die Taboriten und Waisen den verheerenden Krieg gegen die königlichen Anhänger fort. Manche Burg und manche Stadt fiel ihnen in die Hände und Brand und Mord bezeichneten ihre Spuren. Um die Herrschaft im Lande an sich zu reißen, versuchten sie sich der

[Marginal notes: Die Parteien nach Ziskas Tod. — Okt. 1424. — 1425.]

Hauptstadt zu bemächtigen, wurden jedoch von den Pragern mit großem Verlust zurückgetrieben. In kleinen, planlosen Kämpfen und Zügen zersplitterten die Hussiten ihre Kraft, ohne namhaften Widerstand zu finden, ohne entscheidende Erfolge zu erringen.

Die Kurfürsteneinung zu Bingen. Von Deutschland war Hilfe zur Bewältigung des Aufruhrs nicht zu erwarten. Das Reich war thatsächlich ohne jedes Oberhaupt, seit Siegmund sich von seiner deutschen Politik abgewandt hatte. Der zum Reichsverweser eingesetzte Erzbischof Konrad von Mainz konnte sich nirgends Geltung verschaffen; Pfalzgraf Ludwig protestierte mit Entschiedenheit gegen den Eingriff in sein Vikariatsrecht. Grenzenlos war die Anarchie des zerfallenden Reichs. Während die Hussiten die Reichsheere auseinander trieben und zermalmten, wüteten allenthalben Fehde und Gewaltthat. Da das Oberhaupt, in Hausinteressen und fernen Angelegenheiten zurückgehalten, jetzt nicht die Macht und nicht den Willen besaß, diesen unseligen Zuständen Abhilfe zu schaffen, so war es Recht und Pflicht des „innersten Rates“ der Kurfürsten, zu retten, was zu retten war. Diese erkannten die Notwendigkeit, die Zügel des Regiments, welche der Hand des Kaisers entfallen, zu ergreifen. Es wurde der Versuch gemacht, ein „oligarchisches Reichsregiment“ an die Stelle des Königtums zu setzen. 11. März 1423. Zu Boppart, wo der Erzbischof von Mainz der Reichsverweserschaft entsagte, traten die rheinischen Kurfürsten in eine engere Verbindung. 17. Jan. 1424. Darauf wurde zu Bingen eine förmliche Einung unter den sechs Kurfürsten geschlossen. Von der Hussitennot ausgehend, kamen die Versammelten überein, „daß den Ketzereien und Irrsalen zu widerstehen, kein besserer Anfang sei, als wenn sie sich untereinander einigten und bei einander verblieben, und mit Hilfe des Königs andre Reichsfürsten, geistliche und weltliche, zu sich riefen und an sich zögen.“ Das Kurfürstenkollegium organisierte sich derart unter einem jährlich wechselnden Obmann („Gemeiner“ wird er genannt) zu einer Genossenschaft, die unter sich Frieden und Treue halten, sich gegenseitig ihre Lande und Herrschaften verbürgen und gemeinsame Maßregeln ergreifen wollte, wenn ein Schisma in der Kirche entstände, wenn jemand nach der Krone trachtete, in Reichssachen eigenmächtig verfahren wollte oder das Reich schmälern, bekriegen oder beschädigen würde. Wohl soll auch „der allergnädigste Herr, der römische König“ als Beschützer des Bundes angerufen werden, formal wird die Reichsverfassung nicht angetastet, aber in Wahrheit wurde doch der Versuch gemacht, dieselbe für die Dauer dahin umzugestalten, daß alles, was von Reichsrechten und königlicher Gewalt noch vorhanden war, der festgeschlossenen, solidarisch verbundenen Gemeinschaft der Kurfürsten übergeben wurde. Wir haben allen Grund, den Markgrafen von Brandenburg als den eigentlichen Stifter des Bundes zu betrachten; er lenkte damit in eine neue Bahn ein. Allein jeder Klarblickende mußte sich gestehen, daß die Stärkung der Reichsgewalt in der Form, wie sie einst bei Siegmunds Wahl und auf dem Konstanzer Konzil im Plane der Reichspartei gelegen, jetzt, da der König sich völlig in außerdeutschen

Entwürfen bewegte, nicht mehr möglich sei. Der Ungarnkönig stand den deutschen Interessen teilnahmlos, ja feindselig gegenüber: was blieb da übrig, als dem Bunde der vornehmsten Reichsfürsten die vernachlässigte oder gar mißbrauchte oberste Gewalt zu übertragen? Siegmund empfand denn auch die Bedeutung dieses Bündnisses; mit heftigen Worten empfing er die Gesandten der Fürsten, die ihm die Kunde brachten und ihre Beschwerden vortrugen. Er sagte einen neuen Reichstag zu, allein in der Stellung, in welche ihn die Macht der Verhältnisse gebracht, war eine heilsame Maßregel von ihm für das Reich nicht mehr zu hoffen.

Da Hilfe von dem Reiche nicht zu erwarten war und die Mahnungen Siegmunds an die in selbstsüchtigen Interessen befangenen Fürsten, seine Klagen, daß sie ihm in dem Ketzerkrieg nur Verwirrung und Hemmnisse bereiteten, erfolglos blieben, so war der König auf ein um so festeres Bündnis mit einzelnen, ihm nahestehenden Fürsten angewiesen. Er trat mit Herzog Albrecht von Österreich und Friedrich dem Streitbaren von Sachsen zu Waitzen in ein Schutz- und Trutzbündnis, das vor allen gegen die Hussiten gerichtet war. Doch war es zugleich eine Antwort auf die Kurfürsteneinung und enthielt das offene Eingeständnis, daß der König von seiner früheren Reichspolitik sich völlig abgewandt hatte, nicht mehr vom Reich als solchem, sondern von einzelnen befreundeten Fürsten Hilfe und Rettung erwartete. Siegmunds Bündnis mit Sachsen und Österreich. 25. Juli 1425.

Gegen diese drohende Gefahr vereinigten sich die hussitischen Parteien wiederum. Die Taboriten, an deren Spitze, als Johann Wicemilitz seinen vor der Burg Wožic erhaltenen Wunden erlegen war, Bohuslaw von Schwamberg trat, und die Prager Verbündeten machten Frieden und gaben ihre Streitigkeiten einem Schiedsgericht anheim. Darauf wurde ein gemeinsamer Kriegszug nach Mähren und Österreich beschlossen. Die Truppen Siegmunds und Albrechts wagten nicht den vereinigten böhmischen Heeren die Stirn zu bieten, ohne Widerstand durchzogen diese die Nachbarländer unter wilden Verheerungen. Stadt und Burg Retz unweit der mährischen Grenze wurde im Sturm genommen, wobei der Taboritenführer Bohuslaw durch einen Pfeil zu Tode getroffen wurde. An seine Stelle traten darauf drei Feldherren, deren Namen, vorher kaum genannt, bald in der Kriegsgeschichte der Hussiten einen hervorragenden Platz einnahmen: Prokop der Große oder der Kahle (Holý), ein Priester, der extremsten Richtung zugethan, dessen Wort, wenn er gleich nicht selbst die Waffen führte, im Felde die größte Geltung hatte, sodann der aus Mähren stammende Jakob von Wřesowic, Herr der Stadt Bilin, und Přibik von Klenau. Sie machten bald in den Kämpfen im nördlichen Böhmen gegen die königlichen Barone und die Sachsen, denen Prokop die Stadt Dux entriß, ihre Namen bekannt und gefürchtet. Feldzug der Hussiten nach Mähren und Österreich. Okt. 1425. Nov.

Schon hatten die Hussiten angefangen, ihre verheerenden Kriegszüge über die Grenze in die Länder der „Moabiter und Philister“ zu richten. Schon fühlte Mähren Reichstage von Wien und Nürnberg. 1426.

wiederholt die Geißel des Krieges, schon wurden die benachbarten deutschen Lande, Österreich, Sachsen, Bayern bedroht. Und doch vermochte das Reich nicht sich zu kräftiger Gegenwehr aufzuraffen. Der Reichstag, der im März in Wien eröffnet wurde, war äußerst schwach besucht. Die Aussöhnung des Königs mit dem Markgrafen von Brandenburg war das wichtigste Ergebnis. Über die Notwendigkeit eines „täglichen Krieges“ bis zur Ausrottung der Ketzer war man einig, aber über die Art der Ausführung kam man zu keinem Beschluß. Der König schrieb darauf einen neuen Reichstag auf den 1. Mai nach Nürnberg aus und forderte die Fürsten dringend auf, sich dort ein-
Mai. zufinden. Die Verhandlungen über den Krieg nahmen dort ihren Fortgang. Viele Fürsten und Städteboten hatten sich eingefunden, der König selbst entschuldigte sein Ausbleiben mit Krankheit. Er verlangte vom Reiche 6000 „Gleven“ (zu fünf Bewaffneten). Die Versammelten aber meinten, eine solche Zahl Lanzen sei nicht aufzubringen noch zu erhalten. Über die Verhandlungen wegen der Größe des Reichsheeres, wegen der Verteilung der Mannschaft auf die verschiedenen Reichsglieder ging die Zeit nutzlos hin. Jeder suchte die Lasten auf den andern zu wälzen, und schließlich kam man zu keinem Beschluß. Auf den nächsten Reichstag, wozu sich die Gesandten der Städte mit größeren Vollmachten versehen sollten, wurde die weitere Verhandlung und Entscheidung verschoben.

Die Schlacht bei Aussig. 1426. Derweilen ging es in dem Ketzerlande immer furchtbarer her. Die Stadt Aussig an der Elbe, wo eine starke sächsische Besatzung lag, wurde von den Pragern und Taboriten wochenlang bedrängt. Zu ihrem Entsatz sammelte die Herzogin Katharina in den sächsischen und thüringischen Landen ein starkes Heer, an 70,000 Mann, und schickte es unter dem Oberbefehl Bosos von Vitztum den Bedrängten zu Hilfe. Aber auch die Hussiten zogen alle ihre Streitkräfte zusammen, 25,000 Mann, die Prager unter Korybut, die Tabo-
16. Juni 1426. riten unter Prokop dem Großen. Es war ein entscheidender Kampf, der hier um Aussig entbrannte. Mutig stürmten die Deutschen auf die hinter der Wagenburg verschanzten Böhmen, aber ihre Reihen gerieten in Verwirrung und lösten sich bald vor dem Ungestüm der angreifenden Hussiten in wilder Flucht auf. Mit zackigen Lanzen wurden die Reiter von den Pferden gerissen, mit Dreschflegeln und Kolben niedergehauen. Furchtbar wütete das böhmische Schwert unter den flüchtigen Scharen; an 15,000 Erschlagene, nach mäßiger Berechnung, deckten das Waffenfeld, und reiche Beute und Kriegsgeräte fiel den Böhmen in die Hände. Alsbald wurde auch die Stadt Aussig eingenommen, geplündert und in Brand gesetzt.

Die Folgen der Schlacht. Die Kunde von der Schlacht bei Aussig erfüllte die deutschen Lande mit Furcht und Entsetzen. Weithin verstärkten die Städte Erfurt, Halle, Magdeburg, Braunschweig ihre Befestigungen. Die Fürsten stellten willig starke Truppen ins Feld. Man erkannte jetzt mit furchtbarer Klarheit, wie weit man es hatte kommen lassen. Wäre der Rat Prokops, alsbald nach der Schlacht in Deutschland einzubrechen, durchgedrungen, wer hätte den wilden, siegesgewissen Scharen widerstehen wollen? Die Prager verlangten, man solle im Lande bleiben, wo es noch Arbeit genug gebe. Während das Prager Heer vor dem Schloß von

Brüx lagerte und hier mit den Deutschen wiederum blutig zusammenstieß, während die Taboriten an dem festen Schloß Podiebrad ihre Kraft erfolglos erprobten, sammelte Herzog Albrecht von Österreich ein starkes Heer und rückte vor Lundenburg. Eilig zog Prokop der taboritischen Besatzung zu Hilfe und trieb den Herzog zu verlustvoller Flucht. Die königliche Partei, voran Herr Ulrich von Rosenberg, beeilte sich, ihren Frieden mit den Taboriten zu machen. 5. Aug. Nov. 1426.

Die siegreichen Eiferer richteten nunmehr ihren Zorn gegen die Feinde, die sie innerhalb ihrer eignen Sache gewahrten. Es gab in Prag eine Partei, die stets zum Frieden mit Siegmund und zur Aussöhnung mit der Kirche riet. Fürst Korybut selbst, der den Namen eines Königs führte, aber sich in dieser Würde zu behaupten kaum hoffen durfte, hegte diese Gesinnung. Einige Prager Priester und Magister, namentlich Christann von Prachatitz, Prokop von Pilsen, Johann Pribram, standen an der Spitze dieser der römischen Kirche geneigten Richtung, welche die extremen Lehrsätze der Taboriten und Wiclefs verdammte. Die Mehrzahl der Bürgerschaft erblickte darin eine Gefahr für ihren Glauben, und als es bekannt wurde, daß Korybut eine Gesandtschaft an den Papst geschickt habe und über die Wiederaufnahme der Böhmen in den Schoß der Kirche verhandle, entstand eine gewaltige Bewegung in der Stadt. Magister Johann Rokycana, ein durch Gelehrsamkeit und Rednergabe wie durch festen Charakter und eifrige hussitische Gesinnung ausgezeichneter und hochangesehener Geistlicher, eröffnete dem Volke den Plan Korybuts. Alsbald wurde der junge Fürst und die zur römischen Kirche hinneigenden Magister gefangen gesetzt, das polnische Gefolge des Landes verwiesen. Es war ein Triumph der eifrigen Hussiten über die gemäßigte, nach Herstellung des Friedens in Staat und Kirche strebende Partei. Der Sturz Korybuts. 1427. April 1427.

König Siegmund, fortwährend in den untern Donauländern gegen die Türken beschäftigt, konnte nichts zur Unterdrückung der böhmischen Ketzerei thun. Um so unermüdlicher waren, besonders seitdem Korybuts Fall die Aussichten eines friedlichen Übereinkommens in weite Ferne gerückt hatte, Papst Martin V. und sein neuer Kardinallegat Bischof Heinrich von Winchester, der Bruder König Heinrichs IV. von England. Im Deutschen Reich wurden jetzt, seit die Schlacht bei Aussig einen heilsamen Schrecken verbreitet hatte, ernstlichere Anstrengungen gegen die Hussiten gemacht. Markgraf Friedrich von Brandenburg trat mit den Bischöfen von Bamberg und Würzburg und dem fränkischen Adel in eine Rittergesellschaft zum St. Georgs Schild zusammen, um unter dem Bilde der allerheiligsten Jungfrau gegen die Ketzer zu ziehen. Aber auch unter den Ständen des Reichs kamen die längst vorbereiteten Maßregeln gegen die Hussiten jetzt endlich zum Abschluß. Auf dem Reichstag zu Frankfurt einigte man sich über eine neue Kriegsverfassung. Die alte Weise der Matrikel nach den Territorien wurde verlassen, dafür sollte von je zwanzig Männern einer ausziehen. Besonders war es die lose Gliederung, der mangelhafte Zusammenhalt der bunt gemischten Reichsheere, was sie den Hussiten gegenüber als ohnmächtig bewiesen hatte. Diesem Übelstand sollte abgeholfen werden, man hatte viel von den Gegnern gelernt. Vier Heere sollten von verschiedenen Seiten ins Land einbrechen und sich dort zu vereinigen suchen, je über zehn, hundert, tausend ein Hauptmann gesetzt, der oberste Befehl den Kurfürsten bei- Kriegsrüstungen im Reich. April 1427.

gelegt sein. Es tritt unverkennbar das Bestreben hervor, das Reichskriegswesen von der territorialen Zersplitterung zu befreien. Jedes Heer sollte die nötige Zahl von Büchsen und eine Wagenburg mit sich führen (auch das hatte man den Feinden abgesehen). Die strengste Zucht im Heere wurde eingeschärft. Keiner sollte ohne Geheiß der Hauptleute aus dem Heere ausreiten, Trunksucht und Spiel, Rauferei und Plünderung sollten gestraft werden. Auch eine Reichskriegssteuer wurde vorgeschlagen. Doch verwarf man diesen Antrag und begnügte sich mit einer Kopfsteuer von den Juden und den vom Papste bewilligten Zehnten und Ablässen. Endlich ward ein allgemeiner Landfrieden geboten. Die Frankfurter Beschlüsse bewiesen, daß man im Reich die bisher begangenen Fehler wohl erkannte, aber mit redlichem Willen und Ernst, mit Anstrengung und Opferwilligkeit mochte bei der Ausführung keiner dem andern vorangehen.

Hussitische Kriegszüge über die Grenze. Während man im Reich beriet und beschloß, sich gegenseitig anklagte und Vorwürfe machte, flammte die Brandfackel der hussitischen Kriegswut immer greller auf. Wieder ergossen sich die entsetzlichen Scharen verheerend über die Grenzen. Vor allem machte sich jetzt der Einfluß des taboritischen Führers Prokop des Großen geltend, der, als nach Korybuts Entfernung die extremen Parteien, die Taboriten und Waisen, die Herrschaft erlangten, ein überwiegendes Ansehen im Lande genoß. Wiederholt fielen die böhmischen Heere in Österreich ein, vor Zwetl schlugen sie die Feinde in blutiger Schlacht, (März 1427.) dann wandten sie sich verheerend nach Schlesien und der Lausitz, schlugen vor Zittau das deutsche Heer in wilde Flucht, eroberten Lauban, Goldberg und kehrten beutebeladen nach Böhmen zurück. Kein Heer hielt vor den furchtbaren Scharen Stand, bei ihrem bloßen Anblick ergriff die Gegner Schrecken und Verwirrung.

Der vierte Kreuzzug. 1427. Wiederum stellte nunmehr das Deutsche Reich seine Kriegsmacht ins Feld, und haufenweise strömten die Bewaffneten unter die Kreuzfahne. Fürsten und Städte rüsteten ihre Scharen, fernher, aus der Schweiz, vom Deutschen Orden, kam Zuzug; selbst der Kardinal Heinrich führte tausend englische Schützen herbei, und aus den hanseatischen Seestädten kam Kriegsvolk. Nur Erzbischof Konrad von Mainz ließ auch jetzt seine langjährige Fehde mit dem Landgrafen von Hessen nicht ruhen. Anfangs Juli brachen die Reichsheere in Böhmen ein, die sächsischen Scharen unter des Herzogs Sohn, der Markgraf von Brandenburg mit den Franken und Thüringern, Erzbischof Otto von Trier mit den Rheinländern, Schwaben und Bayern. Als sich die Heere im Pilsener Kreise vereinigt hatten, belagerten sie die feste Stadt Mies, wo Přibik von Klenau sich tapfer wehrte. Sowie jedoch die erschreckende Kunde kam, das vereinigte böhmische Heer unter Prokop sei im Anzug, gaben die Deutschen die (2. Aug.) Belagerung auf und flüchteten gegen Tachau. Hier brachte sie der Kardinal Heinrich zum Stehen, aber als die furchtbare Hussitenmacht sich näherte, löste sich das Reichsheer in wilder Verwirrung auf. Zornig zerriß der Kardinal die Reichsfahne und warf die Fetzen den Fürsten vor die Füße. Die Stadt

Tachau wurde im Sturme genommen, die Pilsener schlossen eilig einen Waffenstillstand mit den furchtbaren Feinden. Auf die Kunde von diesen Vorgängen kehrten auch die Schlesier heim, die Österreicher kamen gar nicht zum Kampfe. Abermals hatte sich das Kriegswesen des Reichs mit Schmach bedeckt, und die gepriesene Waffentüchtigkeit der Deutschen war elend zu schanden geworden. Man warf sich gegenseitig Verrat und Feigheit vor, die Sachsen, sprach man, hätten zuerst die Flucht ergriffen, der Markgraf von Brandenburg hätte ein verräterisches Einverständnis mit den Böhmen gehabt. So suchte jeder die Schuld des allgemeinen Unheils bei dem andern.

Gegen die überhand nehmende Herrschaft des Pöbels und Heeres regte sich jetzt wiederum der Widerstand der gemäßigten Partei, die seit Korybuts Fall eingeschüchtert war. Die namhaftesten Anhänger des gefangenen Prinzen traten mit der königlichen und katholischen Partei in Verbindung, um sich der Hauptstadt zu bemächtigen und der wüsten Volksherrschaft ein Ende zu machen. Aber sie täuschten sich über die Stimmung in Prag. Als sie unter der Führung des Herrn Hynek von Waldstein mit einer Reiterschar in Prag einzogen, setzte sich das Volk zur Wehr und erschlug viele im Straßenkampf. Prinz Korybut wurde jedoch der Haft auf Burg Waldstein entlassen und nach Polen gesandt. Gleich darauf zog das Taboritenheer unter Prokop wieder in Prag ein und versicherte sich der Stadt; der Versuch der gemäßigten Partei, dem Pöbel und den Eiferern die Herrschaft zu entreißen, war völlig gescheitert.

Die Partei Korybuts.

6. Sept. 1427.

f. Kriegszüge der Hussiten nach außen. Friedensversuche.

Die Schreckenskunde aus Böhmen verbreitete in Deutschland Entsetzen und Erbitterung. Was das Reich noch an Kraft und Macht besessen, war vor den Ketzern zu schanden geworden, und was man gethan, um der Kriegsverfassung des Reichs aufzuhelfen, hatte sich als wirkungslos bewiesen. Als auf Betreiben des eifrigen Kardinals Heinrich sich die Fürsten und Städte wieder zu einem Reichstag in Frankfurt einfanden, konnte sich niemand verhehlen, daß nur von völlig neuen Mitteln ein Erfolg zu erwarten sei. Der Gedanke brach sich Bahn, „man müsse Volk um Geld bestellen, das den Krieg gegen die Ketzer treibe und beharre, bis die Sache mit Gottes Hilfe zu gutem Ende gekommen sei“. Die Reichssteuer, die man noch auf dem letzten Reichstag verworfen, ward jetzt angenommen. Neben der Vermögensteuer, die von allem geistlichen Einkommen den zwanzigsten, von weltlichem Vermögen zwischen 200 und 1000 Gulden einen halben, über tausend einen ganzen Gulden betrug, wurde eine Personensteuer nach den verschiedenen Ständen bewilligt. Die Erhebung dieses „gemeinen Pfennigs“ war der Versuch einer neuen Reichsorganisation. Die Reichsgewalt faßte noch einmal die Territorien zusammen zu einer gemeinsamen Angelegenheit. Aber nicht vom Oberhaupt des Reichs ging diese Maßregel aus, nicht das deutsche Königtum, das in Wahrheit damals so gut

Reichstag in Frankfurt. Nov. 1427.

wie gar nicht vorhanden war, bildete den Mittelpunkt, wo die Steuern zusammenflossen, von wo die oberste Leitung ausging. Zu obersten Hauptleuten wurden der englische Kardinal und der Markgraf von Brandenburg ernannt. Die Verwendung der Steuern und die Leitung der Rüstungen wurde einem obersten Reichsrat, bestehend aus den Bevollmächtigten der sechs Kurfürsten und dreien sämtlicher Reichsstädte, anheimgegeben, der unter dem Vorsitz des Markgrafen regelmäßige Versammlungen in Nürnberg halten sollte. Damit war eine ständische Zentralgewalt, eine einheitliche Leitung, ein Reichsregiment eingesetzt, mit Umgehung des Oberhauptes, das recht eigentlich der Hohenzoller repräsentierte.

Allein die vielversprechenden Maßregeln wurden doch in der Ausführung verkümmert. Die Erhebung des gemeinen Pfennigs stieß auf große Schwierigkeiten. Die Ritterschaft und die Geistlichkeit waren der Zahlung abgeneigt; die Fürsten und Städte trieben das Geld in ihren Gebieten ein, hielten es aber einstweilen zurück, wollten selbst Söldner damit werben und benutzten dieselben dann gar in ihren eignen Streithändeln, die trotz der Hussitennot an allen Enden ungezügelt walteten. Die Klagen und Ermahnungen des Papstes und des Königs waren erfolglos, auf den Fürstentagen verhandelte und beriet man, ohne etwas Nennenswertes auszurichten.

Siegeszüge der Hussiten in Ungarn, Schlesien u. a. Ländern. 1428.

Immer weiter erstreckten indessen die unwiderstehlichen Hussitenheere ihre Kriegszüge über die Grenzen. Die vereinigten Scharen der Prager, der Taboriten unter Prokop, der Waisen unter dem Priester Prokupek (dem kleinen Prokop), überschritten die Grenze von Ungarn und trugen Brand und Mord weithin ins Land. (März.) Darauf wandten sie sich nach Schlesien, schlugen vor Neiße eine blutige Schlacht und verheerten weit und breit die Gegend. Es wagte sich kaum ein Widerstand hervor, die Heere zerstoben bei ihrem Anblick in wilder Flucht, die Städte wurden erstürmt und verbrannt, zitternd öffneten andere die Thore, die schlesischen Fürsten gingen Verträge mit den furchtbaren Kriegern ein. Bis vor Breslau zogen sie und steckten die Vorstädte in Brand; massenhaft strömte ihnen (Mai.) das gedrückte Bauernvolk zu. Weiter ergossen sich dann einzelne Scharen nach Österreich und Bayern. Schätzebeladen kehrten sie nach Böhmen zurück, um den Krieg mit den inneren Feinden von der königlichen Partei fortzusetzen.

Friedensverhandlungen. 1429.

Die furchtbare Gewalt der Hussiten und die Ohnmacht jeder Gegenwehr gaben den Worten derer, die zur Nachgiebigkeit und zum Frieden rieten, immer größeres Gewicht. Unter den Fürsten schaute keiner die Verhältnisse in Böhmen klarer und besonnener an als der Markgraf von Brandenburg, der Kriegshauptmann gegen die Hussiten. Es galt, worauf er von Anfang hingewiesen, die gemäßigten Elemente in Böhmen zu gewinnen und zu einigen. „Man mußte aufhören, die schlichten Kelchner, die aufrichtig die Herstellung der königlichen Gewalt wünschten, als Ketzer mit den Fanatikern zusammenzuwerfen, die ehrbaren Ritter und Bürger, Utraquisten und Katholiken, die dem Könige die Zerstückelung ihrer Krone, die Mißachtung ihrer Nationalität vorwarfen, als Rebellen zu behandeln. Man mußte aufhören, die Nation kirchlich und politisch unterwerfen, ihr den Fuß auf den Nacken setzen zu wollen.“ Alle Kriegsanstren-

gungen und diplomatischen Bemühungen waren gescheitert, so daß auch Siegmund jetzt die Notwendigkeit einsah, sich nachgiebiger zu zeigen. In Böhmen selbst waren viele einer Aussöhnung mit dem König nicht abgeneigt, wofern die religiöse Freiheit gewahrt werde.

Als Siegmund zu Preßburg weilte, gelang es mehreren böhmischen Herren, Meinhard von Neuhaus an der Spitze, den Priester Prokop zu einer Zusammenkunft mit demselben zu bewegen. In Begleitung des Magister Peter Payne, eines Engländers von Abkunft, zog Prokop nach Preßburg. Der König gab begütigende Worte. April.
Über seine Anträge, einen Waffenstillstand auf zwei Jahre zu schließen und in den religiösen Fragen das alsdann in Basel zusammentretende Konzil anzuerkennen, erklärten sich die Anwesenden zu keinem Beschluß bevollmächtigt. Darüber wurde auf einem allgemeinen Landtag in Prag in Anwesenheit königlicher Gesandten beraten. Mai.
Die Stände machten jedoch bei Annahme der Anträge Bedingungen, die weder beim König noch beim Papst Beifall finden konnten. Sie wollten sich dem Konzil fügen, wenn es auch von den Griechen und Armeniern, die das Sakrament in beiderlei Gestalt reichen, beschickt werde und wenn nicht der Wille des Papstes, sondern das Wort Gottes maßgebend sei. Auch für den Waffenstillstand, den sie nur halten wollten mit dem König, mit Ungarn, Österreich, Mähren und Schlesien, nicht mit Sachsen und Bayern, verlangten sie große Zugeständnisse, daß Mähren einen slawischen Herrn erhalte, daß ihre Priester überall Freiheit hätten, die Priester der andern aber auf den Schlössern bleiben sollten u. a. Diese Verhandlungen hatten insofern eine große Bedeutung, als sie den Standpunkt und die Lage der Parteien klar darlegten. Aber an eine Aussöhnung war noch nicht zu denken, solange der päpstliche Stuhl mit starrer Konsequenz an seiner Unfehlbarkeit in Glaubenssachen festhielt und Siegmund sich nicht entschließen konnte, die politische Frage des hussitischen Aufstandes von der kirchlichen zu trennen.

Große Hussitenzüge in die Lausitz, nach Sachsen u. a. Ländern. 1429. 1430.

Bald nach den gescheiterten Unterhandlungen erneuten die Hussiten ihre Kriegszüge, gewaltiger und umfassender als je. Schlesien, die Lausitz, das Meißnische und Sächsische durchzogen sie; sie lagerten sich vor Dresden, Meißen, Torgau, allenthalben die Fluren verwüstend. Zwischen Grimma und Leipzig sammelte sich ein starkes deutsches Heer, 100,000 Mann, unter den norddeutschen Fürsten, Friedrich von Sachsen, Johann von Brandenburg, dem Erzbischof von Magdeburg u. a. Es kam aber nicht zur Schlacht; das deutsche Heer zog sich vor den Hussiten in das feste Leipzig zurück. Weiter wandten sich dann die wilden Scharen ungehemmt gen Süden, über Altenburg, Plauen, Hof ins Mainthal, die einen gen Baireuth, die andern gen Bamberg. Weithin leuchtete der Feuerschein der brennenden Städte. Hinter sich ließen die zügellosen Horden zerstörte Mauern und zertretene Felder, vor ihnen kündigten flüchtige Volkshaufen jammernd das Nahen der Entsetzlichen an. „Lawinenhaft wuchs das Flüchten, die Angst, die Wut und Schurkerei der Selbsterhaltung; weil es hieß, daß die Ketzer Weiber und Kinder verschonten, gaben die Männer, die Väter, Ritter wie Bürger, sich selbst und ihre Habseligkeiten in die Wälder flüchtend, sie ihrem Schicksal, der Wut der Ketzer, dem Hunger und Elend preis, also, daß man fand an der Mutter Brust tot das Kind und sie lebete kaum vor großem Hunger." Schon zitterten die Bürger in den fränkischen und schwäbischen

Reichsstädten, denn unaufhaltsam wälzte sich der verheerende Strom weiter. Da gelang es dem Markgrafen von Brandenburg dem Sturme Einhalt zu thun.

Waffenstillstand. 6. Febr. 1430. Der Markgraf kam soeben aus Ungarn. Als er den Jammer im Frankenlande erblickte, begab er sich mit sicherm Geleit ins Hussitenlager vor Kulmbach. Es gelang ihm, zwischen den Böhmen und den zu Nürnberg versammelten Fürsten einen Vergleich zustandezubringen, wonach die Waffen bis zum 25. Juli ruhen und die Böhmen friedlich heimkehren sollten. Dafür verpflichteten sich die in den Frieden aufgenommenen Fürsten und Städte zur Zahlung von Geldsummen; ferner sollte auf einer demnächst in Nürnberg abzuhaltenden Versammlung beider Parteien über die Prager Artikel verhandelt und was sich aus der Heil. Schrift erweisen lasse, als christlicher Glaube angenommen werden. „So herrlichen Feldzug hatten die Böhmen früher niemals in Deutschland vollbracht," heißt es bei einem böhmischen Annalisten, „und es gibt keinen Gedenkmann, der ähnliches vernommen, noch ist es wo in Chroniken verzeichnet. Und hätten sie nach Ruhm begehrt wie ihre Vorfahren, so wären sie bis an den Rhein gezogen und hätten sich viele Länder unterworfen: doch sie beluden sich mit reicher Beute und begnügten sich mit Gold, und kehrten dann nach Böhmen zurück."

Stellung des Papstes zum Hussitismus. Wenn man gehofft hatte, die Waffenruhe und die angesagte Disputation werde zum dauernden Frieden und Einverständnis führen, so hatte man sich bitter getäuscht. Papst Martin verbot jede Besprechung mit den Ketzern, die den Irrtum nur weiter ausbreiten könnte. Die Ketzerei mit Gewalt auszurotten oder zur Unterwerfung unter die Kirche zu zwingen, war der unwandelbare Vorsatz des Papstes, an dem er trotz aller Niederlagen und aller Bedrängnis starr festhielt. Unablässig war er bemüht, die erloschene Flamme des Ketzerhasses wieder zu entfachen. Er suchte den Deutschen Orden, die Fürsten von Litauen und von Polen gegen die Hussiten aufzubieten. Aber König Wladislaus, im Zwiespalt mit den Litauern, die mit Unwillen die Unterordnung unter Polen trugen, näherte sich mehr und mehr den Böhmen, schon war Siegmund Korybut wieder in seinem Rate und polnische Truppen kämpften unter den böhmischen Scharen. Für die römische Kurie war die Unterdrückung der Ketzerei von der höchsten Wichtigkeit. Denn schon regten sich an manchen Orten Zweifel, ob nicht die Sache der Böhmen gerecht sei, ihr Kampf gegen die Hierarchie und den Feudaladel weckte auch in Deutschland und anderwärts dieselben Gefühle und fand Beifall und Nacheiferung. Ihre Lehren und Grundsätze, unterstützt durch ihr siegreiches Schwert, drohten ihre Herrschaft immer weiter auszudehnen und das Ansehen der Kirche und des Pontifikats vollends zu untergraben.

Neue Angriffe der Hussiten. 1430. Die Hussiten suchten durch erneute Raubzüge die Gegner zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Im Frühjahr und Sommer 1430 erfolgten wiederum furchtbare Einfälle in Schlesien; der Fürst von Oppeln und Siegmund Korybut fochten

unter den böhmischen Scharen, welche die tapfere Gegenwehr des Herzogs Ludwig von Brieg nicht aufhalten konnte. Ein andres Heer kämpfte in Österreich und Ungarn blutig mit den Truppen des Königs und des Herzogs Albrecht. Ein dritter Schwarm unter Prokop dem Großen verheerte Mähren. Daneben dauerte in Böhmen der Krieg gegen die Schlösser der königlichen Barone fort.

Als König Siegmund mit einigen Fürsten und Städteabgeordneten zu Preßburg über Aufrichtung eines allgemeinen Landfriedens verhandelte, erging die dringende Aufforderung an ihn, selbst wieder ins Reich zu kommen. Er schrieb einen Reichstag nach Nürnberg aus, um einen neuen Zug gegen die Hussiten zu beraten und Frieden und Gerechtigkeit in deutschen Landen herzustellen. Aber zu der angesetzten Frist (19. März 1430) erschien der König nicht; erst im Spätsommer brach er auf. Auch fanden sich nur wenige Reichsstände ein, wiederholt wurde die Frist verschoben. Als der Reichstag endlich eröffnet war, bildeten die Maßregeln gegen die Hussiten wiederum den Mittelpunkt der Verhandlungen. Auf Grund der früheren Reichstagsbeschlüsse wurden die Stände zu einer bestimmten Truppenanzahl veranschlagt. Um Johanni sollte sich das Heer an den böhmischen Grenzen sammeln. Der Kardinal Julian Cesarini predigte wiederum gegen die Ketzer. Es war der letzte Versuch mit Waffengewalt der Bewegung Herr zu werden. Aber man hatte wenig Vertrauen zu der so oft zu schanden gewordenen Kriegsmacht des Reichs. Der Markgraf von Brandenburg hoffte deshalb noch immer ein friedliches Einverständnis herbeizuführen, und die gleichzeitigen Vorgänge in Böhmen schienen diese Hoffnungen zu unterstützen.

König Siegmund im Reich. Dez. 1429.

Febr. 1431.

Unter den Hussiten wuchs das Bedürfnis nach gesetzlicher Ordnung und damit der Einfluß der Gemäßigten. Selbst das mächtige Taboritenhaupt Prokop zeigte sich bereit unter gewissen Bedingungen Frieden zu schließen. Auf dem Utraquistenlandtag zu Kuttenberg kam eine Versöhnung der Taboriten und Waisen zu stande, dann wurde eine Landesregentschaft von zwölf Mitgliedern bestellt. Dem Landtage von Prag überbrachten Gesandte Siegmunds den Antrag, einen Waffenstillstand mit allen umliegenden Ländern zu schließen und in den Glaubensfragen sich an das Konzil zu wenden. Der Landtag schickte darauf Bevollmächtigte nach Eger, wo Siegmund und Markgraf Friedrich nebst andern Fürsten versammelt waren. Die Hussiten wiederholten ihre alte Erklärung, das Konzil sei kein allgemeines, da die Griechen und Armenier fehlten, und verlangten, ihre vier Artikel aus Gottes Wort erweisen zu dürfen. Als ihnen aber statt dessen das Ansinnen gestellt wurde, sich dem Spruch des Konzils und der Kirche zu fügen, ihrer Feindin, die das Kreuz wider sie predigen lasse, gaben sie die Verhandlungen auf.

Verhandlungen in Böhmen. Febr. 1431. Mai. Ende Mai.

Noch einmal sollte das Schwert entscheiden. Prokop der Große, der damals unbestritten an der Spitze der Nation stand, stellte sich mit der geeinigten Macht aller hussitischen Parteien im Pilsener Kreise kampfbereit auf. Voraus erließen sie bewegliche Sendschreiben an die ganze Christenheit, und ihre Klagen, daß man sie ungehört verdamme, ihre Forderung, in friedlicher Verhandlung aus dem Worte Gottes ihre Ansichten verteidigen und sich überzeugen lassen oder

Fünfter Kreuzzug. 1431.

die Gegner überzeugen zu dürfen, ihre herben Schilderungen von der Gesunkenheit der Geistlichkeit und der Entartung der Kirche waren nur zu gerechtfertigt und verfehlten ihren Eindruck nicht. Die siegesfrohe Zuversicht des Kardinals Julian schlug bald in Kleinmut um, als der für den Beginn des Kriegs angesetzte Tag herangekommen war. Denn wieder blieben die Leistungen weit hinter den Versprechungen zurück. Manche, deren Hilfe erwartet wurde, wie Pfalzgraf Ludwig, der Herzog von Burgund, erschienen nicht, langsam rückten die Scharen aus Nord- und Westdeutschland heran, während die Schlesier und Österreicher sich gleichzeitig zum Einbruch anschickten. Das Reichsheer, dem wiederum Markgraf Friedrich als oberster Hauptmann vorgesetzt war, wurde auf 40,000 Reiter und mehr als das Doppelte an Fußvolk geschätzt. „Ich bin über die Maßen traurig," schrieb damals der Kardinal, „unserer sind weit weniger, als in Nürnberg ausgemacht ist, so daß sich die Fürsten nicht getrauen in Böhmen einzufallen, ja es ist zweifelhaft, nicht nur ob wir siegen, sondern, was ärger ist, ob wir kämpfen werden; wenn das Heer unverrichteter Sache zurückkehrt, so ist es um den christlichen Glauben in jenen Gegenden geschehen." Als aber die hussitische Kriegsmacht aus Mangel an Nahrung sich zu zerstreuen begann, wuchs den Deutschen der Mut. Unter wilden Verheerungen rückten sie über die Grenze gegen Tachau. Die befestigten Plätze wagten sie nicht anzugreifen, aber in den offenen Städten und Dörfern und auf dem platten Lande wüteten sie ärger als je die Hussiten. In drei Heerhaufen geteilt, der eine unter dem Kardinal und dem Kurfürsten von Sachsen, die andern unter dem Markgrafen und den bayrischen Fürsten, zogen sie längs der Grenze gen Süden.

Die Schlacht bei Taus. 14. Aug. 1431.

Rasch sammelte sich das Hussitenheer wieder, als es die Ankunft der Deutschen erfahren, und zog den Feinden entgegen. Als die Kreuzfahrer, die sich in der Gegend von Bischof-Teinitz und Taus gelagert, von fern das dumpfe Rollen der Wagenzüge und den hussitischen Schlachtgesang: „Die ihr Gottes Krieger seid" vernahmen, bemächtigte sich ihrer eine gewaltige Furcht. Der Kardinal und der Herzog von Sachsen hatten eine Anhöhe bestiegen: als sie von hier auf das Kreuzheer herabsahen, gewahrten sie alles in wilder Verwirrung, in wüstem Durcheinanderdrängen. Keiner hielt Stand vor den gefürchteten Hussitenscharen, in wirrer Flucht drängte sich das ganze Heer der Grenze zu, verfolgt und haufenweise niedergeschlagen von den leichten böhmischen Reitern. Auf die Kunde von diesem Vorgang eilten auch die Schlesier aus dem Lande, und Herzog Albrecht von Österreich, der in Mähren entsetzlich gehaust, zog sich gleichfalls zurück, von den beiden Prokopen bis an die Donau verfolgt.

Stimmung in Deutschland nach der Schlacht.

Die Hussitenkriege hatten das Heerwesen des Deutschen Reichs, die ganze mittelalterliche Kriegsweise zu schanden gemacht. Die Ritterheere waren jedesmal zerstoben vor dem stürmischen Andrang der böhmischen Scharen. Kein Wunder, daß diese Vorgänge auch in Deutschland und darüber hinaus ihre Wirkung äußerten. Es ging eine tiefe Bewegung durch die deutsche Nation.

Das Volk und voran das Kreuzheer glaubte sich von den Fürsten und Geistlichen betrogen und der langgenährte Groll brach schon hier und da in hellen Flammen aus; denn die Hussitenkriege hatten auch offenbart, welche gefährliche Macht in den untern Schichten des Volks schlummerte. Die Gewalthaber, geistliche und weltliche, mußten auf der Hut sein; denn es gährte bedenklich in jener gedrückten Menschenklasse. Schon zogen am Rhein „Bauernschaften" mit eignen Hauptleuten und Bannern nach Hussitenweise einher. Gegen den Klerus insbesondere herrschte eine maßlose Erbitterung. Wenn nicht dem Zorn des Volks einigermaßen Genüge gethan, wenn nicht endlich der hussitische Aufstand in ruhige Geleise geleitet ward, so war die höchste Gefahr, daß die allgemeine Gährung sich in noch viel gewaltigeren und ausgedehnteren Bahnen Luft machte.

4. Die Zeiten des Baseler Konzils.

a. Konzil und Papsttum in Konflikt.

Das Konzil von Konstanz hatte die Schäden der Kirche nicht zu heilen Das Konzil von Pavia und Siena. 1423. 1424.
vermocht. Kaum hatte Papst Martin V. den lauten Ruf nach Reform notdürftig zur Ruhe gebracht und sich des Zwangs der Kirchenversammlung entledigt, so lenkte er, wenn schon mit etwas mehr Mäßigung und Anstand, wieder in die Bahn seiner Vorgänger ein. War er auch bemüht, die Sittenzucht der Geistlichen einigermaßen zu heben, so hatten doch alle finanziellen Mißbräuche, die Erpressungen und Einmischungen in die Besetzung der Kirchenämter, ungehindert ihren Fortgang. Die in Konstanz beschlossene Einberufung eines neuen Konzils konnte der Papst nicht umgehen. Um aber die Versammlung beherrschen zu können, wählte er dafür eine italienische Stadt. Das in Pavia eröffnete, einer Seuche wegen bald nach Siena verlegte Konzil war denn auch fast nur 1423.
von italienischen Prälaten besucht. Erneute Verdammung der wiclefschen und hussitischen Ketzerei und heftige Bannflüche gegen die abtrünnigen Böhmen, Verhandlungen mit den griechischen Abgeordneten über eine Vereinigung der beiden Kirchen und Maßregeln gegen das Schisma, das in Spanien noch immer fortdauerte (S. 228), beschäftigten die versammelten Väter. Als man aber an die Kirchenreform gehen und abermals die Superiorität der Konzilien über den Papst aussprechen wollte, hielt es Martin für geraten die Versammlung aufzu- 26. Febr. 1424.
lösen. Die Reform behielt er sich selbst vor und ernannte drei Kardinäle zur Ausarbeitung eines Entwurfs. Eine Verordnung über den Lebenswandel der Kardinäle war die einzige Frucht der päpstlichen Kirchenreform. Doch wurde den Konstanzer Beschlüssen gemäß ein neues allgemeines Konzil angesetzt, das sich nach sieben Jahren in Basel versammeln sollte, eine lange Frist, während welcher die Not in Kirche und Reich in erschreckender Weise wuchs.

Papst Martin V. war ein abgesagter Feind der Konzilien, und der in den-

Der öffentliche Anschlag in Rom. selben beruhenden „parlamentarischen Ordnung der Kirche", zumal wenn sie jenseits der Alpen gehalten, dem Einfluß der Kurie entzogen wurden. Aber selbst unter den Kardinälen bekämpften manche dieses starre Beharren bei der päpstlichen Allgewalt, und in der ganzen Christenheit wurde vielfach die Ansicht laut, daß nur von einem allgemeinen Konzil Reform der Kirche und Heilung der entsetzlichen Zustände im Reich, Beendigung des furchtbaren Aufruhrs in Böhmen zu hoffen sei.

8. Nov. 1430. Diese Stimmung sprach sich in einer Schrift aus, die man eines Tages an mehreren Hauptorten Roms angeschlagen fand. „Da es der ganzen Christenheit bekannt ist," hieß es darin, „daß seit dem Konstanzer Konzil eine unsägliche Menge Christen von dem Glauben verirrt sind durch die Hussiten und daß täglich vom Leibe der kämpfenden Kirche Glieder losgetrennt werden, so senden zwei erlauchte christliche Fürsten (man hielt den Markgrafen von Brandenburg und seinen Schwiegersohn Herzog Ludwig von Brieg für die beiden) die folgenden Artikel." Der katholische Glaube sei so wertvoll, daß man um keines noch so hochstehenden Menschen willen das unterlassen dürfe, was zum Vorteil dieses Glaubens gereicht; zur Ausrottung der hussitischen Ketzerei müsse das Konzil im künftigen März unweigerlich stattfinden, und jeder Christ sei schuldig, dasselbe nach Kräften zu betreiben; wenn der Papst und die Kardinäle die Versammlung hinderten, so seien dieselben für Förderer der Ketzerei zu erachten und mit den rechtmäßigen Strafen zu belegen. Wenn der Papst das Konzil nicht selbst oder durch Bevollmächtigte zur angesagten Frist eröffne, so sollen die Versammelten und alle Christgläubigen ihm die Obedienz entziehen. Dieser Anschlag machte großen Eindruck in der Umgebung des Papstes. Was erfolgen würde, wenn man sich der Einberufung des Konzils widersetzte, sprach das Schriftstück deutlich aus. Der Papst
1. Febr. 1431. beauftragte daher den Kardinal Julian Cesarini, der soeben nach Deutschland gezogen war, um das Kreuz gegen die Böhmen zu predigen, mit der Leitung des Konzils.
20. Febr. Wenige Tage später starb Martin V. und das Konklave erhob den Kardinal Gabriel Condolmieri, den Sprößling einer vornehmen venetianischen Familie, einen Neffen Gregors XII., den schon Martin V. vielfach in schwierigen Geschäften benutzt hatte, als Eugen IV. auf den Stuhl Petri. Derselbe war durch Sittenstrenge und mönchische Enthaltsamkeit ausgezeichnet, aber ebenso starrsinnig und mißtrauisch, wie von fremdem Einfluß abhängig, dabei durchdrungen von der Idee der päpstlichen Allmacht und wohlerfahren in allen finanziellen Künsten Roms.

Eröffnung des Baseler Konzils. Schon in der Wahlkapitulation hatte sich Eugen IV. zur Berufung des Konzils verpflichtet. Kardinal Julian aber zögerte, er wollte erst den Erfolg seiner Kreuzpredigt und des neuen Kriegszuges abwarten (S. 269). Als im März die siebenjährige Frist ablief, waren nur wenige Prälaten und Doktoren erschienen, so daß die Eröffnung der Kirchenversammlung durch die Bevollmächtigten des Kardinals, Johann von Palomar und Johann von Ragusa, unter
23. Juli 1431. äußerst geringer Beteiligung vor sich ging. Erst als die Unterhandlungen zu Eger gescheitert waren und die furchtbare Niederlage bei Taus die Unüberwindlichkeit der Hussiten dargethan, gewann das Konzil Bedeutung, da man allenthalben die Notwendigkeit eines friedlichen Übereinkommens einsah. Kardinal Julian übernahm nun selbst den Vorsitz. Ohne Frage war er besonders geeignet die Versammlung zu leiten und ihren hohen Zielen entgegenzuführen, denn er

war feingebildet, gemäßigt, durch weltmännische Gewandtheit und edle Sitte wie durch wahre Begeisterung für die Sache der Kirchenreform ausgezeichnet. In seiner Begleitung befand sich Nikolaus von Cusa, ein Mann von niedriger Geburt, aus Cues an der Mosel, einer der gefeiertsten Gelehrten jener Zeit, der sich zu hohen Kirchenämtern, endlich zum Bischof von Brixen und Kardinal aufschwang: anfangs ein Vorkämpfer der Kirchenreform, für die er in seinem berühmten Werk „von der katholischen Einheit" sein gewichtiges Wort einlegte, trat er später ins kuriale Lager über.

In einer vorbereitenden Sitzung wurde die Organisation und Geschäftsordnung des Konzils festgesetzt. Die Abstimmung nach Nationen hatte in Konstanz zu vielem Streit geführt; auch hatte sich die scharfe nationale Gruppierung der einheitlichen Durchführung allgemein christlicher Anliegen hinderlich erwiesen. Deshalb wurden jetzt vier Deputationen gebildet, deren jeder eine gleichmäßige Anzahl von Mitgliedern jeden Ranges aus den verschiedenen Nationen zugeteilt ward. Alle vier Monate sollten die Deputationen neugebildet werden und monatlich sich je einen Präsidenten wählen; jede hatte ihren Geschäftskreis, die eine die Glaubenssachen, die zweite die Friedensangelegenheiten zwischen den christlichen Mächten, die dritte die Kirchenreform, die vierte die allgemeinen Konziliengeschäfte. Nach Vorberatung in den Abteilungen wurde jede Angelegenheit der Generalversammlung vorgelegt und hier nach Deputationen abgestimmt. Standen zwei Stimmen gegen zwei, so erfolgte eine neue Vorberatung. Der Wechsel der Deputationsglieder verhinderte, daß eine grundsätzliche Opposition Platz griff und dauernd wurde. Die Beschlüsse der Generalversammlung wurden in den öffentlichen Sitzungen des Konzils im Münster als Synodaldekrete verkündet. Die Zulassung der Mitglieder und die Verteilung in die Deputationen, sowie die Überweisung der einzelnen Gegenstände an die Abteilungen stand einem aus „zwölf Männern" bestehenden Ausschuß zu, zu welchem jede Deputation monatlich drei Mitglieder wählte. Allein diese zwölf Männer, deren eigne Berechtigung zur Teilname am Konzil oft zweifelhaft war, hatten zu viel Freiheit, Unberufenen Sitz und Stimme zu erteilen und auf die Zusammensetzung der Deputationen und damit auf die Beratungen und Beschlüsse einzuwirken, eine Einrichtung, die, jeder obersten, vom Konzil unabhängigen Gewalt entzogen, den demokratischen Charakter der Kirchenversammlung mehr und mehr ausbildete. Auch die Zusammensetzung der Deputationen, worin ein geringer Geistlicher oder Magister dem Kardinal gleichkam, beruhte auf einem durchaus demokratischen Prinzip. „Indem die eigentümliche Geschäftsordnung klerikale Männer jedes Ranges und Landes in den Ausschüssen vereinte, indem Domherren, Mönche, Doktoren, Prälaten, Pfarrer zusammen arbeiteten, war dies Konzil recht eigentlich der Ausdruck der neuen Ansichten, des neuen, nicht pontifikalen noch episkopalen, sondern klerikalen Systems."

Geschäftsordnung des Konzils. 26. Sept. 1431.

In der ersten Sitzung wurden die Konstanzer Dekrete von der Superiorität der Konzilien als Grundlage der Konzilienordnung verlesen, sodann als die Aufgaben der Kirchenversammlung: die Ausrottung der Ketzereien, die Herstellung des Friedens unter den christlichen Völkern, die Kirchenreformation bezeichnet. Weitaus das dringendste und von den andern unzertrennliche Anliegen war die böhmische Frage. Es galt vor allem die Hussitennot zu beendigen, die furchtbaren Ketzer zu Unterhandlungen, womöglich zur Unterwerfung unter das Konzil zu vermögen. Schon hatten die versammelten Väter

14. Dez. 1431. Die päpstliche Auflösungsbulle.

15. Okt. ein begütigendes Schreiben an die Böhmen erlassen, Einigkeit und Frieden entboten und zur Beschickung des Konzils und freien Darlegung ihrer Ansichten aufgefordert. Diese Nachgiebigkeit gegen die von Papst und Konzil verdammten Ketzer und der Reformeifer, der sich bald in Basel kund gab, erfüllte Eugen IV. mit
18. Dez. 1431. Besorgnis. Er verfügte die Auflösung des Konzils wegen zu geringer Beteiligung, wegen Unsicherheit der Straßen, allzugroßer Entfernung der Stadt Basel und aus andern nichtigen Vorwänden, und berief dasselbe nach anderthalb Jahren nach Bologna, wo er selbst erscheinen wolle. Als der päpstliche Befehl nach Basel gelangte, waren die versammelten Väter ebenso überrascht als unwillig. Cesarini, der die ganze Gefahr dieser Handlungsweise erkannte, ein Ärgernis für die Christenheit und eine Schmach für den heil. Stuhl darin sah und den Anfang eines neuen Schisma ahnte, riet dem Papste mit eindringlichen Worten, den gefährlichen Schritt zurückzuthun. Die Bulle des Papstes steigerte in der ganzen Christenheit die Teilnahme für das Konzil, in diesem das Pflichtgefühl und Selbstbewußtsein. Die Versammlung, voll entschlossenen Eifers für ihre Aufgabe, geriet somit gleich von Anfang in Opposition zu dem Papste. Gesandte an Könige und Fürsten sollten das göttliche Recht des Konzils darthun, und allenthalben fanden sie eine diesen Anschauungen günstige Stimmung.

Domenico da Capranica. Zu Anfang des Jahres 1432 kam auch Domenico da Capranica, Bischof von Fermo, nach Basel, um gegen Eugen Klage zu führen. Er war von Martin V. zum Kardinal ernannt, aber noch nicht in seiner Würde publiziert worden. Als er nun bei der neuen Papstwahl, dem Beschlusse Martins gemäß, den alle Kardinäle unterschrieben hatten, ins Konklave eintreten wollte, zögerte das Kollegium mit der Zulassung des als Freund des Hauses Colonna bekannten Kardinals, und als Eugen IV. gewählt worden, verweigerte er dem Bittenden den Kardinalshut und entzog ihm seine Benefizien und sein Vermögen. Da suchte dieser Schutz bei dem Konzil, das den rechtskundigen Mann gern aufnahm und seine Kardinalswürde anerkannte. Er war nun ein Leiter der Opposition gegen Eugen IV., trat jedoch nicht lange nachher auf dessen Seite über.

Zwiespalt zwischen Konzil und Papst. Die Väter waren entschlossen, bei dem Konzil auch wider den Willen des Papstes zu beharren. Es wurde in der zweiten Sitzung auf Grund der Kon-
16. Febr. 1432. stanzer Dekrete ausgesprochen, daß die Kirchenversammlung ohne ihre eigne Zustimmung von niemand, auch nicht vom Papste, aufgelöst, verlegt oder vertagt werden dürfe. Dies ernste Vorgehen erwarb dem Konzil Anerkennung und Unterstützung. Von Städten und Universitäten, von Fürsten und Bischöfen liefen zustimmende Schreiben ein. Die Drohungen des Papstes mit Bann und Amtsentsetzung blieben wirkungslos; mit jedem Tag ward die Versammlung, des weltlichen Schutzes und der Anerkennung der Christenheit sicherer, zahlreicher
29. April 1432. und entschiedener. Als in der dritten Sitzung eine Ladung an den Papst und die Kardinäle erging, sich innerhalb dreier Monate in Basel zu stellen, sah man sich in Rom zu größerer Nachgiebigkeit genötigt. Eugen nahm die Unterhandlungen wieder auf und suchte durch Gesandte in Basel sein Verfahren zu recht-

fertigen. Allein das Konzil wies die Rechtfertigung und die Vorwürfe des Papstes zurück, ebenso sein Anerbieten, die Auflösung zu widerrufen, wenn die Väter eine dem heil. Stuhl unterworfene Stadt erwählen würden. Unverzagt schritt die Versammlung auf ihrer Bahn fort. Der Papst wurde, weil er der Ladung nicht Folge geleistet, mit siebzehn Kardinälen des Ungehorsams angeklagt. 6. Sept. 1432. Doch wurde den päpstlichen Abgeordneten auf ihr Ersuchen eine verlängerte Frist zugestanden.

Für den Fall einer Vakanz des Stuhles Petri wurde alsdann beschlossen, daß 6. Nov. sechzig Tage nach der Erledigung das Konklave in Basel zur neuen Wahl zusammenzutreten habe. In der achten Sitzung wurde der Papst zum letztenmal zum unbe- 18. Dez. dingten Widerruf der Aufhebungsbulle binnen sechzig Tagen aufgefordert, sonst werde der Prozeß gegen ihn eröffnet werden, zugleich sollten die Kardinäle bei Strafe der Suspension ihrer Pfründen sich in Basel einfinden. Als das Gerücht ging, Eugen IV. wolle den römischen König und den Protektor des Konzils, Herzog Wilhelm von Bayern, bannen, erkärte die Versammlung alle päpstlichen Urteile, die gegen den 22. Jan. 1433. König gefällt seien oder würden, für ungültig. Diese Entschiedenheit des Königs und des Konzils, das immer mehr Anhänger, selbst im Kardinalskollegium fand, bewogen endlich den starrsinnigen Kirchenfürsten zu größeren Zugeständnissen. Er gab seine Zustimmung, daß das Konzil in Basel fortbestehen solle, und ernannte vier Kardinäle, 16. Febr. um an seiner Statt den Vorsitz zu führen. Allein die Zweideutigkeit und Dehnbarkeit der päpstlichen Zugeständnisse, welche die Anerkennung der bereits gefaßten Konzilienbeschlüsse nicht enthielten, die ungenügende Vollmacht der Kardinallegaten, die nur auf die Verhandlungen mit den Böhmen und über den Weltfrieden, nicht aber auf diejenigen über die Kirchenreform lautete, vermochte das Mißtrauen der Väter nicht zu zerstreuen. Den Vertretern des Papstes wollte man den Vorsitz nur einräumen, wenn sie dem Konzil Gehorsam geschworen hätten. Die Konstanzer Dekrete über die Abhaltung der Konzilien wurden in der elften Sitzung von neuem bestätigt: wenn der 27. April 1433. Papst unterlasse, das Konzil zur bestimmten Zeit zu berufen, so könne es sich aus eigner Machtvollkommenheit versammeln, und wenn der Papst ihm dann Hindernisse bereite, so solle er vom Pontifikat suspendiert und, wenn er dabei beharre, entsetzt werden. Nur mit Einwilligung von zwei Dritteln der versammelten Väter könne ein allgemeines Konzil aufgelöst werden.

In siegreicher Opposition trat dergestalt die Kirchenversammlung dem monarchischen Prinzip des Pontifikats gegenüber; der Papst hielt noch an den alten Grundsätzen fest, aber die Zeit war anders und die Geister freier geworden. Die alten hierarchischen Ansprüche konnte man in Rom noch machen, aber die Kraft, sie durchzuführen, war abhanden gekommen. Der Papst, „das dienende Haupt der Kirche", dürfe nicht größer sein wollen, als die ganze Kirche; dieser Grundsatz, siegreich durchgeführt, bedrohte das pontifikale System mit einem schweren Schlag.

b. Siegmunds Kaiserkrönung und vermittelnde Thätigkeit.

Auf den Gang der Verhandlungen zwischen Papst und Konzil waren die Siegmund in Italien. gleichzeitigen Vorgänge in Italien von großem Einfluß. Bald nach der Nieder-

lage bei Taus beschloß Siegmund den Zug zur Kaiserkrönung zu unternehmen. In seinem leichtfertigen Sinn drängte ein Plan den andern, ohne daß er seine Mittel erwogen und seine Kraft geprüft hätte. Ihn lockte der Glanz der Kaiserkrone und der Ruhm, in Italien als Herrscher aufzutreten. Auch hoffte er, den Venetianern einen Schlag beizubringen und vor allem den Widerstand der Kurie gegen das Konzil zu überwinden und sich dadurch den Weg zur Erlangung seines böhmischen Erbes zu bahnen. Mit einigen hundert ungarischen Reitern
Nov. 1431. zog er über die Alpen; er vertraute auf italienische Hilfe und das Bündnis, das er soeben mit dem Herzog Philipp Maria von Mailand geschlossen hatte. Den Reichsständen kam es gar nicht mehr in den Sinn, ihrem König über die Alpen
25. Nov. 1431. Zuzug zu leisten. Ohne Widerstand empfing er zu Mailand die lombardische Krone unter dem Schutze derselben Macht, deren Erhebung einst als Grund für die Absetzung Wenzels aufgezählt war.

Krieg mit den Venetianern. Der Herzog von Mailand hoffte in dem römischen König eine Stütze gegen die Venetianer zu finden. Die mächtige Republik unter dem kampflustigen Dogen Tommaso Mocenigo hatte den Grenzkrieg gegen Ungarn und den Mailänder mit geringen Unterbrechungen jahrelang fortgesetzt. Zäh hielt sie das Erworbene fest und mehrte fortwährend ihren Besitz. Der Visconti konnte den Verlust von Brescia und Bergamo nicht verschmerzen. Ehe Siegmund in Italien anlangte, war der Krieg in vollem Ausbruch. In Friaul kämpften Ungarn und Venetianer, zugleich focht das mailändische Heer erfolgreich gegen die Truppen der Republik unter dem kriegsberühmten
18. Dez. 1431. Feldherrn Francesco de Carmagnola und gegen die Florentiner. Ein Bündnis, das der König mit Mailand, Savoyen und dem Markgrafen von Montferrat schloß, vereinigte die mächtigsten Feinde der seebeherrschenden Republik. Doch fand Siegmund bei seinem Zug zur Kaiserkrone wenig Unterstützung von seinen Bundesgenossen.

Siegmund und der Papst in Unterhandlung. 1432. Während der Krieg gegen Venedig und Florenz seinen Fortgang hatte und Carmagnola das Unglück der venetianischen Waffen mit dem Tode büßte, begab sich Siegmund zu Anfang des neuen Jahres nach Piacenza. Hier begann ein merkwürdiges, vielverschlungenes Intrigenspiel mit dem Papste. Eugen IV. dachte die Kaiserkrone um den Preis der königlichen Zustimmung zur Auflösung des Konzils zu verleihen; Siegmund aber hielt fest an der Baseler Kirchenversammlung, durch die allein er sein böhmisches Erbe zu erlangen hoffen konnte. Er versicherte das Konzil seines Schutzes und sollte er darüber der Kaiserkrone entsagen, und ermutigte die Väter zu entschlossenem Auftreten. So war ihm das Konzil eine meisterhaft gebrauchte Handhabe, um den Papst, dem die Einigkeit des Königs und der Kirchenversammlung leicht hätte gefährlich werden können, willfährig zu machen. Alle Versuche Eugens, Siegmund von den Vätern in Basel zu trennen und seine Einwilligung zur Vertagung des Konzils zu erlangen, waren erfolglos. Der König bewies eine kaum erwartete Klugheit und Festigkeit. Mit treffenden Worten widerlegte er die Vorwände, die der Papst in der Auflösungsbulle vorgebracht, und wies auf die Gefahren hin, die eine längere Fortdauer der hussitischen Ketzerei für die Kirche haben werde; schon zeige sich allenthalben, wie gefährlich das Beispiel der böhmischen Ketzer sei, auch an andern Orten mache sich der Haß des Volks gegen die Geistlichkeit Luft, die Auflösung des Konzils bedrohe die ganze Kirche und den christlichen Glauben. Allein der starre Sinn des Papstes war schwer zu beugen. Monatelang zog er die Verhandlungen hin, bald zuredend und ermahnend, bald heftig und drohend. Schon begann die Spannung

zwischen Siegmund und dem Papste in Erbitterung und Feindschaft überzugehen. Während der König sich über Parma und Lucca dem Kirchenstaat näherte, erwog der Priesterfürst in seinem Geiste Bann und Absetzung. Schon sammelte er Truppen im römischen Gebiet und näherte sich Siegmunds Gegnern, den Florentinern und Venetianern. Wir sahen, wie sich die Väter in Basel durch päpstliche Drohungen nicht beirren ließen. Schritt für Schritt mußte der starre römische Priester daher nachgeben. Ohne Heer und Geld, von seinen italienischen Bundesgenossen verlassen, von seinen Feinden mit überlegener Waffengewalt bedroht, setzte der König dennoch seine Entschlüsse durch. Fast ein volles Jahr weilte er, von den Florentinern eingeschlossen, Juli 1432 bis Mai 1433. in Siena. Hier, in der Stadt der schönen Frauen, war auch der Schauplatz des Romans „Lucrezia und Euryalus", worin Äneas Sylvius eine Liebesgeschichte zwischen dem königlichen Kanzler Kaspar Schlick und einer jungen Bürgerin behandelte. Jene Anerkennungsbulle vom 16. Febr. (S. 275), die in ihrer Zweideutigkeit das Konzil keineswegs befriedigte, besserte doch das Verhältnis des Königs zum Papst. Siegmund hielt nun die wichtigste Differenz für erledigt und strebte, das Konzil von weiteren Maßregeln gegen Eugen IV. abzuhalten. Die nächste Folge davon war der Frieden 7. April 1433. von Ferrara zwischen Siegmund und Eugen IV., sowie zwischen den hadernden Mächten in Italien, Venedig, Florenz, Mailand.

Nachdem Siegmund gelobt, Eugen IV. für den unzweifelhaft wahren, Die Kaiserkrönung. kanonisch erwählten Papst zu halten und dahin zu wirken, daß er als solcher in der ganzen Christenheit anerkannt werde, und versprochen hatte, den apostolischen Stuhl in allen Rechten nach Kräften zu schützen, konnte der Frieden zwischen den beiden Häuptern der Christenheit als hergestellt gelten. Es war dem schlauen Priesterfürsten doch gelungen, das Einverständnis zwischen König und Konzil einigermaßen zu lockern. Der Krönung stand nun nichts mehr im Wege. Als Siegmund seinen Einzug in die ewige Stadt gehalten und am 21. Mai 1433. Pfingstfest die Kaiserkrone empfangen hatte, war das Ziel seines Strebens 31. Mai. erreicht.

Der Kaiser erachtete es als seine Aufgabe, zwischen Papst und Konzil die Siegmund nach Basel. Eintracht herzustellen, indem er beide zur Nachgiebigkeit bewegte. Während er einerseits die Väter des Konzils ermahnte, die Citationsfrist zu verlängern, den päpstlichen Legaten den Vorsitz einzuräumen, überhaupt in der prinzipiellen Autoritätsfrage sich gefügiger zu zeigen, vermochte er doch wiederum den Papst zu einer neuen Bulle, worin das Konzil nochmals anerkannt ward, aber in Aus- 1. Aug. 1433. drücken, welche die Versammlung, die nur in der völligen Unterordnung des Papstes das Heil der Kirche sah, noch immer zu unbestimmt und dehnbar fand. Gegen den Willen des Kaisers wollte man die Suspension des Papstes aussprechen; mit Mühe erlangte der Protektor, Herzog Wilhelm von Bayern, eine neue Frist von dreißig Tagen. Unter diesen Umständen war die unerwartete Ankunft Siegmunds in Basel ein wichtiges Ereignis. Seiner persönlichen 11. Okt. Thätigkeit gelang es, einen Vergleich zu vermitteln. Der Papst bestätigte endlich in einer neuen Bulle das Konzil nach einem von den Vätern selbst entwor- 15. Dez. 1433. fenen Formular als ein rechtmäßiges und nie unterbrochenes und widerrief die frühern Erlasse. In öffentlicher Sitzung wurde die päpstliche Anerkennung für 5. Febr. 1434.

befriedigend erklärt. Nachdem die Legaten dem Grundsatze von der Superiorität der Konzilien beigestimmt hatten, wurde ihnen, als Bevollmächtigten zugleich des Papstes und des Konzils, der Vorsitz eingeräumt. Aber die Mißstimmung Siegmunds und vieler Fürsten gegen das Konzil, das in so rücksichtsloser Selbständigkeit auftrat, nahm täglich zu; bald schied der Kaiser unwillig von Basel.

Bedrängnis des Papstes. Nur die arge Bedrängnis, in welcher er sich damals befand, hatte den Widerstand Eugens IV. gegen das Konzil gebrochen. Gleich nach seiner Erhebung war Eugen mit dem mächtigen Geschlecht der Colonna, die sich der Schätze ihres Anverwandten, Martin V., bemächtigten, in heftigen Kampf geraten. Auch nach dem Friedensschluß lauerten sie auf Gelegenheit, sich an dem Kirchenfürsten zu rächen. Ihnen gesellte sich Herzog Philipp Maria von Mailand zu, ein tückischer und finsterer Gewalthaber von ränkesüchtigem, ruhelosem Geist und eisernem Despotenwillen. Er zürnte dem Papste wegen seines Anschlusses an den venetianischen Bund und wegen des Friedens von Ferrara (S. 277), der ihm seine Eroberungen wieder entriß. Sobald der Kaiser Rom verlassen, brach der Aufstand aus. Die gefürchteten Bandenführer Fortebraccio, Francesco Sforza, Niccolo Piccinino, in mailändischem Sold und von den Colonna mit offenen Armen empfangen, brachten bald den ganzen Kirchenstaat in ihre Gewalt. Im Namen des Konzils und seines Vikars, des Herzogs von Mailand, besetzten sie die Länder der Kirche. Endlich erhob sich auch in der Hauptstadt, „im Mittelpunkt pontifikaler Beglückungen", das Volk, erstürmte das Kapitol und schrie nach Freiheit und Änderung der Staatsform. Der Papst selbst wurde gefangen gehalten und ent-
Juni 1434. kam nur mit Mühe verkleidet aus der tobenden Stadt. Als herrschaftsloser Flüchtling langte er in Florenz an und die Väter in Basel blickten mit schlecht verhehlter Schadenfreude auf die Bedrängnis des vordem so hochmütigen Kirchenhauptes.

c. Ausgleichung mit den Hussiten.

Das Konzil und die Hussiten. Gerade jetzt, als die Autorität des Konzils von der widerstrebenden päpstlichen Gewalt anerkannt worden, näherten sich auch die Verhandlungen mit den Hussiten einem gedeihlichen Ausgang. In Böhmen standen sich nach dem Sieg bei Taus die Parteien wieder schroff gegenüber. Während die Waisen und
Herbst 1431. Taboriten die Kriegszüge nach Mähren, Schlesien, Österreich und Ungarn fortsetzten, wuchs die Partei der Gemäßigten, die nach friedlichem Ausgleich streb-
Febr. 1432. ten, an Stärke und Einfluß. Auf dem Landtag zu Prag wurde über die Spaltungen unter den hussitischen Parteien und die Anträge des Konzils verhandelt. Man beschloß, Gesandte nach Eger zu schicken, um sich mit den Baseler Abge-
Mai. ordneten zu verständigen. Der Tag von Eger, wo sich von böhmischer Seite die Magister Johann von Rokycana und Peter Payne, Prokop der Große und andere Führer einfanden, verhieß einen günstigen Erfolg. Mit milden versöhnlichen Worten sprachen sich die Gegner an, und die friedliche Gesinnung, die sich beiderseits kund gab, führte zu einem Vertrag, auf Grund dessen die Böhmen einwilligten, das Konzil zu beschicken und friedlich und brüderlich ihre Anliegen dort zu besprechen. Schwer war es, die Böhmen wegen des sichern Geleits zu beruhigen; das Todesurteil von Konstanz stand noch in zu frischem Andenken. Das Konzil vernahm mit Freuden die Botschaft von der Aussöhnung und be-

stätigte alsbald das Abkommen von Eger. „Schon öffnet sich die Pforte, die verlorenen Schafe einzulassen," schrieb jubelnd Kardinal Julian. Allein der Vollzug des Ausgleichs verzögerte sich doch noch. Der Zwiespalt zwischen Papst und Konzil ließ auch die Gemäßigten an einem günstigen Erfolg zweifeln, die „im Felde dienenden Gemeinden", die Waisen und Taboriten, waren dem Frieden ohnehin abgeneigt. Schon im Frühjahr hatten sie ihre Kriegszüge erneut. 1432.
Diesmal fühlte besonders Brandenburg die Zerstörungswut der hussitischen Scharen. Der Bischofssitz Lebus, die Städte Müncheberg, Straußberg und Landsberg gingen in Flammen auf, selbst an Frankfurt wagten sich die wilden Krieger. Den ganzen Sommer dauerten die verheerenden Züge nach allen Seiten fort; die Schlesier suchten sich durch einen zweijährigen Waffenstillstand aus Juli.
der entsetzlichen Not zu retten. Gleichzeitig gingen die Hussiten einen engen Waffenbund mit dem Polenkönig Wladislaus ein „gegen alle Nationen, besonders die deutsche". Alsbald erfolgte ein böhmischer Fehdebrief an den Deutschen Orden. Allein trotz der fortwährenden Kriegsstürme gewann schließlich doch die Friedenspartei die Oberhand. Auf dem Landtag von Kuttenberg wurden die 31. Aug. bis 6. Sept. 1432.
Egerer Beschlüsse genehmigt und die hervorragendsten Männer verschiedener Richtung zu Abgeordneten an das Konzil gewählt.

Während man sich in Basel anschickte, die Böhmen ehrenvoll zu empfan- Die Böhmen in Basel.
gen und sich auf das gelehrte Gefecht um die hussitischen Glaubensartikel rüstete, machten sich die böhmischen Gesandten, unter denen Johann Rokycana, der Engländer Peter Payne, Prokop der Große, Nikolaus Biskupek hervorragten, auf die Reise. Allenthalben staunte das Volk die fremden Männer in der seltsamen Tracht an, insbesondere den Priester Prokop mit dem wilden, finstern Angesicht, den gefürchteten Mann, von dem das Gerücht so Entsetzliches zu erzählen wußte. Freundlich und ehrerbietig war der Empfang der fremden Gäste, aber in dem langen Redeturnier, in den weitschweifigen, oft bitteren und heftigen Disputationen, die sich über die Prager Artikel entspannen, kam man nicht zu dem gehofften Erfolg. Das Konzil, das die Unfehlbarkeit der Kirche als unumstößlichen Grundsatz festhielt und Unterwerfung verlangte, ließ sich durch die der Heil. Schrift entnommenen Gründe der böhmischen Redner nicht überzeugen, das dogmatische System der Kirche durch einzelne Neuerer nicht antasten. Nachdem man monatelang gegeneinander mit Worten Januar bis April 1433.
gefochten, kam man überein, daß eine Gesandtschaft des Konzils die heimkehrenden Böhmen begleiten sollte, um dort auf dem Landtag die Verhandlungen zu Ende zu führen.

Als die Legaten des Konzils, die Bischöfe Philibert von Coutances, Peter Die Prager Kompaktaten.
von Augsburg, Johann Palomar u. a. in Böhmen eintrafen, wurden die unterbrochenen Verhandlungen auf dem Prager Landtag fortgesetzt. Um die längst Juni 1433.
uneinigen hussitischen Parteien zu trennen und den Zwiespalt zu schärfen, verlangten die Baseler Abgeordneten eine bestimmte und genaue Formulierung der

vier Artikel. Zugleich waren sie mit Erfolg bemüht, den kalixtinischen Adel auf ihre Seite zu ziehen und die Kluft zwischen diesem und den extremen Parteien, die mit der alten Kirche überhaupt brechen wollten, zu erweitern. Nach ihrer Rückkehr in Begleitung böhmischer Gesandten wurde in öffentlicher Sitzung die
11. Aug. Formel der vier Artikel verlesen, unter der die Hussiten mit der Kirche eins sein wollten. Zwar äußerten viele der versammelten Väter Bedenken gegen die Nachgiebigkeit, die das System der kirchlichen Unfehlbarkeit antastete, allein, von dem Kaiser und den Reichsständen gedrängt, im Zwiespalt mit der Kurie, durch die erneuten Raubzüge der Hussiten geschreckt, sah sich die Versammlung genötigt, die „doktrinäre Strenge“ fahren zu lassen und das Unionswerk mit den gemäßigten Elementen des Hussitentums abzuschließen. Mit innerem Widerstreben gestand die Kirche den Laienkelch und die Predigt in der Landessprache zu. Es wurde eine neue Deputation entsandt, die endlich in den „Prager Kompaktaten“ eine Vereinigung mit den Kalixtinern zustandebrachte.

30. Nov. 1433. Die „Prager Kompaktaten“ gestanden die vier Artikel in etwas veränderter Fassung zu, „in einer Formel, die so viel als möglich verdeckte, daß das Konzil im Prinzip nachgegeben habe“. Es hies darin:

1) In Betreff des Kelches, daß die Böhmen und Mähren, wenn sie die kirchliche Einheit wirklich und faktisch annehmen und sich dem Glauben und Ritus der allgemeinen Kirche in allen übrigen Punkten konformieren, unter beiderlei Gestalt kommunizieren dürften, doch hätten die Priester dabei zu lehren, daß in der Gestalt des Brotes nicht bloß Christi Leib, noch in der Gestalt des Weines bloß Christi Blut, sondern daß in jeder Gestalt Christus ganz und vollständig sei.

2) Öffentliche Verbrechen und Laster der Geistlichen sollen nach dem göttlichen Gesetze und den Ordnungen der Kirchenväter gestraft werden und zwar von den gewöhnlichen Obrigkeiten, jedoch mit Zuziehung von Geistlichen bei der gerichtlichen Entscheidung.

3) Das Wort Gottes soll frei und ungehindert gepredigt werden, doch sollen die Priester von ihren kirchlichen Vorgesetzten dazu verordnet und die Gewalt des Bischofs berücksichtigt werden.

4) Bezüglich der weltlichen Güter der Geistlichen wurde bestimmt: die Weltgeistlichen dürfen die zeitlichen Güter, welche sie ererbt oder sonst rechtmäßig erworben haben, besitzen; auch kann die Kirche zeitliche Güter rechtmäßig besitzen, welche die Geistlichen nach den Satzungen der Kirchenväter verwalten und niemand ohne Kirchenfrevel antasten darf.

Die Parteien infolge der Kompaktaten. Die Prager Kompaktaten bezeichnen einen neuen Wendepunkt in der böhmischen Revolution. Die gemäßigten Kalixtiner und der Adel traten in scharfen Gegensatz zu den Massen des Volks. Ihnen standen die Taboriten und Waisen, die böhmischen Stadtgemeinden mit Ausnahme von Pilsen, der Prager Altstadt u. a., unter Prokops Führung gegenüber. An der Spitze des Adels wirkten Ulrich von Rosenberg und Meinhard von Neuhaus für Unterdrückung der Herrschaft der Rottenführer und Rückkehr des Königs. Die Hoffnung Siegmunds, zu seinem böhmischen Erbe zu gelangen, stieg mit der Zwietracht der Parteien. Als der Kaiser nach Deutschland zurückkehrte, war man in Böhmen nahe daran, sich den jungen Prinzen Wladislaus, den Erben der polnischen Krone, zum

König zu setzen. Das Vorhaben zerschlug sich und die Partei, die eine Aussöhnung mit Siegmund und dem Konzil erstrebte, nahm an Zahl und Macht zu. Die Reaktion der bevorrechteten und ordnungliebenden Stände gegen das zuchtlose wüste Bandenwesen trat immer offener zu Tage. Als der Landtag Herrn Ales von Riesenburg zum Verweser einsetzte und ihm einen adligen Rat beigab, geschah es in der Absicht, den demokratischen Parteien die lang besessene Herrschaft zu entreißen. 1. Dez. 1433.

Auch während der Friedensverhandlungen hatte der Krieg seinen Fortgang gehabt. Besonders hatte die Stadt Pilsen als Hort des katholischen Glaubens in Böhmen den Zorn der Hussiten erregt. Mit vereinigter Macht lagerten sich die Böhmen vor der Stadt, aber monatelang trotzten die festen Mauern den Geschützen. In dem hussitischen Lager steigerte sich die wilde Zuchtlosigkeit, als man hinter einer schweren Niederlage in Bayern Verrat argwohnte, zu offener Empörung; die Wütenden vergriffen sich sogar an Prokop, der darauf voll Unwillen das Heer verließ. Auch als der Waisenhauptmann Johann Čapek von San, der von einem abenteuerlichen Feldzug in Preußen bis vor Danzig und an die Fluten der Ostsee zurückkehrte, im Lager erschien, waren die Böhmen nicht im stande, die feste Stadt zu bezwingen. Schon lauerte der Verrat in den Reihen der Belagerer; Pribik von Klenau, der tapfere Feldherr, schaffte heimlich Getreide in die Stadt und zog sich dann auf sein Schloß zu Mies zurück. Der feindlichen Partei im Lande gegenüber, die sich immer fester und mächtiger zusammenschloß, zeigten sich jetzt die Scharen der Brüder in ihrer ganzen zuchtlosen und ohnmächtigen Zerfahrenheit.

Die Belagerung von Pilsen. Juli 1433.

Während die böhmischen Heerscharen vor Pilsen lagerten, in wilden Verheerungen ihre Kraft und Wut auslassend, gewann die Sache des Königs und des Konzils mehr und mehr Boden im Lande. Die böhmischen und mährischen Barone und die zu ihnen haltenden städtischen Gemeinden traten, im Einverständnis mit dem Landesverweser, in einen Bund zusammen, um Ruhe und Ordnung herzustellen, dem Landfrieden Geltung zu verschaffen, das stehende Heer der Kriegsrotten aufzulösen. Zugleich beschlossen sie, ein eignes Heer zu sammeln. Die drohenden Rüstungen des Adels erweckten auch Prokop wieder aus seiner Unthätigkeit und Mißstimmung; er trat von neuem an die Spitze der Taboriten und Waisen. So führte die längst bestehende Spaltung der Böhmen endlich zu offenem Krieg, und die hussitische Sache, die allen Stürmen von außen getrotzt, wurde durch inneren Streit zerrüttet. Jetzt mußte die Entscheidung fallen, ob die Adelspartei, der sich auch die Städte Prag, Pilsen und Melnik anschlossen, über die demokratische, die Städte und die Taboriten- und Waisengemeinden, die Oberhand gewinnen sollte; davon hing auch das Schicksal des Ausgleichs mit der Kirche und dem Königtum ab. In der Hauptstadt entbrannte der verhängnisvolle Kampf. Als sich die Neustadt weigerte, dem Herrenbund und dem Landfrieden beizutreten, wurde sie von den Altstädtern in

Der Bürgerkrieg in Böhmen. April 1434. Mai.

erfolgreichem Sturme erobert. Auf die Kunde von diesem Vorgang ließen die Belagerer alsbald von Pilsen ab und zogen den bedrängten Brüdern zu Hilfe.

Die Schlacht bei Lipan. 30. Mai 1434. In der Nähe von Böhmisch-Brod, bei den Dörfern Lipan und Hřib, standen die Heere des Adels und des Städtebundes einander gegenüber. Die Brüder ließen sich durch verstellte Flucht der Gegner aus ihrer Wagenburg hervorlocken und, durch Reiterscharen von der Rückkehr abgeschnitten, erlagen sie der überlegenen Macht des Herrenbundes. Die gefeiertsten Führer, die beiden Prokope u. a., fielen im Getümmel. Tausende lagen auf dem Schlachtfeld oder wurden gefangen genommen, grausam niedergemacht oder in das Joch der Leibeigenschaft gezwungen. Die Heere der Brüder, die solange der Schrecken des Abendlandes gewesen, waren vernichtet, jene entsetzlichen Gestalten, wie sie uns Äneas Sylvius schildert, mit dem sonn- und wettergebräunten Angesicht, mit den Adleraugen, dem wirren Bart und den sehnigen Gliedern, die in den Waffen aufgewachsen, an Raub und Mord gewöhnt, nimmer in Ordnung und Ruhe hätten leben können.

Folgen der Schlacht. Aber nicht dem König und dem Konzil kam der Sieg zunächst zu gute. Das politische Übergewicht, das die demokratischen Parteien solange besessen, ging jetzt in die Hände ihrer aristokratischen und kalixtinischen Gegner über. Vor allen genoß der Magister **Johann Rokycana** unter den eifrigen Kelchnern weitaus das größte Ansehen. Wie sich nunmehr die Parteiung und die politische Stimmung in Böhmen gestaltet hatte, zeigte sich auf dem Landtag, 24. Juni 1434. der um Johanni in Prag zusammentrat. Hier schlossen sich die Waisenstädte größtenteils dem Bunde mit den Baronen an. Ein allgemeiner Landfrieden zwischen allen Utraquisten und ein einjähriger Waffenstillstand mit den Katholiken, die Bestellung von eignen Kreishauptleuten zur Aufrechthaltung der Gesetze, Maßregeln zu besserer Rechtspflege und Verwaltung, verhießen die Wiederkehr der Ordnung in dem zerrütteten Lande. Es gab jetzt wieder ein allgemein anerkanntes oberstes Regiment, das der Landesverweser Ales von Riesenburg repräsentierte. „Blieben auch noch die unteren Massen in heftiger Bewegung, zum großen Teil unter Waffen, ja noch trotzig genug, Raubeinfälle in die benachbarten Lande zu machen, so stand doch offiziell das Königreich Böhmen unter seinem Statthalter und in den Landtagen ständisch geeint den Ansprüchen des Königs gegenüber. Es war mehr wie je in der Lage, die Bedingungen zu machen, unter denen es den Kaiser in den Besitz seiner Krone Böhmen gelangen lassen wolle."

Die Unterhandlungen der Böhmen mit Siegmund und dem Konzil. März 1435. Die Verhandlungen der Böhmen mit ihrem Erbherrn, die beiderseits mit Mißtrauen und Zurückhaltung geführt wurden, spannen sich jedoch endlos fort und immer drangen die kirchlichen Fragen, die Differenzen mit dem Konzil, in die politischen Angelegenheiten ein. Die Forderungen der Böhmen legte der Landtag in einer Reihe von Artikeln nieder. Es wurde darin unbedingte Amnestie verlangt; der Kaiser sollte samt seinem Hof in Böhmen unter beiderlei Gestalt kommunizieren, weder in seinen Rat, noch in die Landesämter deutsche oder unter einer Gestalt Kommunizierende ein-

setzen; er sollte befehlen, daß jedermann im Lande unter beiderlei Gestalt das Abendmahl nehme, damit keine Zwietracht herrsche; wenn der König aus dem Lande gehe, dürfe er es weder einem Ausländer noch einem Gegner des Kelches übergeben; Mähren sollte wieder mit der Krone vereinigt werden; die Barone, Ritter und Städte sollten im Genuß ihrer alten Freiheiten geschützt werden und den Beisitz bei der Landtafel insgesamt erhalten u. a. m. Auf dem Tage zu Brünn sollten die Verhandlungen zu Juli 1435. Ende geführt werden. Es gab noch mancherlei Anstände mit dem Konzil zu erledigen, denn die Kompaktaten in ihrer unbestimmten Fassung ließen noch Raum genug zu Zweifel, Mißtrauen und Zwietracht. Die Böhmen verlangten, daß der Erzbischof und die zwei Suffraganbischöfe vom Volk und der Priesterschaft gemeinschaftlich gewählt, die kirchlichen Ämter nicht an Fremdlinge vergeben würden, daß niemand an eine kirchliche Instanz außerhalb Böhmens appellieren solle. Die Legaten, die in den Kompaktaten das äußerste Zugeständnis sahen, gaben in den die böhmische Kirchenverfassung betreffenden Differenzpunkten ausweichende und unbestimmte Antworten. Gedeihlicheren Fortgang nahmen die Verhandlungen mit dem Kaiser; um endlich in den Besitz seines Königreichs zu kommen, gestand Siegmund den Böhmen ihre Forderungen zu und stellte sich auch in den kirchlichen Fragen auf ihre Seite, was eine tiefe Mißstimmung zwischen ihm und den Legaten zur Folge hatte. Was zu Brünn verabredet worden, wurde alsdann auf dem Prager Landtag bestätigt, zugleich die Wahl des Erzbischofs Okt. 1435. und der zwei Suffraganbischöfe vorgenommen; sie fiel auf Johann Rokycana und die Priester Martin Lupač von Chrudim und Wenzel von Hohenmauth. Ein Abschluß in den langwierigen Verhandlungen, wenn auch nicht die aufrichtige Beilegung aller Mißhelligkeiten, kam endlich auf dem Landtag von Iglau zu stande. Juni. Juli 1436. Hier erfolgte die Bestätigung und Veröffentlichung der Kompaktaten. Neben dem Vergleich mit der Kirche war es sodann der endliche Friedensschluß mit dem Königtum, was den Iglauer Landtag als den Abschluß der hussitischen Revolution denkwürdig macht. Der Kaiser stellte einen Majestätsbrief aus, der sein Abkommen mit den böh- 20. Juli. mischen Ständen, den Schutz des utraquistischen Glaubens auf Grund der Kompaktaten, die Wahrung der Rechte der Böhmen, völlige Amnestie nebst mancherlei politischen und kirchlichen Zugeständnissen enthielt.

Als Siegmund mit der Kaiserin Barbara und stattlichem Gefolge seinen Siegmund als König von Böhmen. 23. Aug. 1436. feierlichen Einzug in Prag hielt, festlich begrüßt von dem wankelmütigen Volke, hatte die Hussitenbewegung einen äußern Abschluß erreicht. Allein das neue Königtum, in dessen Gefolge die Reaktion einzog, brachte noch lange nicht den innern Frieden. Der Kaiser hatte, um endlich sein verlorenes väterliches Reich wieder zu erlangen, mancherlei zugesagt, was er zu halten wohl nie im Sinne trug. Es trat bald hell zu Tage, daß weder das Konzil noch der Kaiser mit aufrichtigem Sinn die Verträge mit den Böhmen eingegangen waren. Die Herstellung von Klöstern, die Rückberufung von Mönchen und Nonnen waren deutliche Anzeichen, daß man in dem Ketzerlande die katholische Kirche im alten Ansehen herzustellen strebte; sowohl der Kaiser als das Konzil hielten mit der Bestätigung des Erzbischofs Rokycana zurück; Bischof Philibert von Coutances wirkte als Administrator für die katholische Sache. Die Klagen über Verletzung der Kompaktaten dauerten fort; Rokycana lag in heftigem Hader mit den Legaten. Siegmund, der in allen Maßregeln, wie namentlich

in der Besetzung der Landesämter, seine Abneigung gegen die eifrigen Hussiten zu erkennen gab, brachte die kurze Spanne Zeit, die ihm noch blieb, in dem Bestreben hin, sich auf dem wiedererrungenen Thron zu befestigen und ihn seinem Erben, dem Herzog Albrecht von Österreich, zu sichern. Noch war der Widerstand gegen die königliche Herrschaft nicht erloschen, und aufs neue gerieten die Gemüter in Gährung, als durch die Haltung der Legaten und des Königs die Meinung, daß man betrogen sei, immer mehr Eingang fand. Wenngleich Siegmund treffliche Verordnungen über Verwaltung, Gerichts- und Finanzwesen erließ, so mißtraute man doch seinen dem Utraquismus gemachten Zusagen. In Prag, in Tabor und Königgrätz gab sich eine scharfe Opposition kund. Es dauerte noch lange, ehe das aufgeregte Land, durch Thronstreitigkeiten und Parteikämpfe immer aufs neue verwirrt, in ruhige Bahnen einlenkte. Wir werden später die Nachläufer und Ausgänge der böhmischen Revolution kennen lernen; die welterschütternde Bewegung, die von dem hussitischen Aufruhr ausgegangen, war durch die Übereinkunft mit der Kirche und dem Königtum in engere Bahnen gelenkt worden; die böhmische Bewegung spann sich fortan in kleineren Kreisen, in den Grenzen des Landes ab.

Bedeutung der hussitischen Revolution.

Zwei Jahrzehnte waren verflossen, seitdem Huß auf dem Holzstoß gestorben, und während dieser ganzen Zeit hatte weder die Kirche vermocht, ihre untergehende Gewalt über die Gemüter geltend zu machen, noch waren die Waffen von Kaiser und Reich im stande gewesen, aufrührerische Unterthanen zum Gehorsam zu zwingen. Auf gewaltigen Bahnen war diese von Nationalgefühl und von Glaubenseifer gleichmäßig entzündete Empörung einhergeschritten. Es war der erste mit Kraft geführte Streich gegen das ganze mittelalterliche Wesen, zugleich gegen Kirche, Königtum und Feudalität gerichtet, und der wankende Bau der mittelalterlichen Bildungen vermochte kaum die Wucht dieses Streiches auszuhalten. Der Kampf der entfesselten Geister um Glaubensfreiheit war ein Unternehmen von gewaltiger Bedeutung in jener Zeit des Geistesdruckes und Glaubenszwanges: wir können demselben unsere Anerkennung nicht versagen. Allein mit dem Abfall von der Kirche und der Zerstörung des alten war noch kein neues Werk geschaffen. „Die feindlichen Heere zu schlagen und zu vernichten gelang den Böhmen, aber den Sieg ihres Glaubens bezeichneten nur die zerstörten Klöster und Bilder, keine gewonnene Seele.“ In dem äußerlichen Zeichen des Kelches waren die Parteien einig gewesen, und wo es galt, ihr Symbol gegen die Heere der Kirche und der Fürsten zu verteidigen, hatten sie zusammengestanden. Aber welch große Zerfahrenheit in Zielen und Plänen, welch engherzige Starrheit, welcher Mangel an Geistesgröße, welche politische Unfähigkeit gab sich doch von Anfang an unter den zwieträchtigen Parteien kund. Wie ärmlich war die Frucht all der Greuel und blutigen Kämpfe jener hussitischen Wut, die den böhmischen Namen auf lange zum Schrecken der Völker machte.

d. Die Parteispaltung im Konzil und Kaiser Siegmunds Ausgang.

Als Siegmund, mit der Kaiserkrone geschmückt, aus Italien zurückkehrte, trat die drängende Notwendigkeit an ihn heran, die so oft versuchte und so oft gescheiterte Reform des Reichs von neuem in Angriff zu nehmen. Die allerwärts wütenden Fehden, die ungezügelte Anarchie, die Kämpfe in Städten und Fürstentümern, dazu das gänzliche Unvermögen des Reichs dem böhmischen Aufruhr gegenüber, die täglich mehr zu Tage tretende Mißachtung des unfähigen kaiserlichen Regiments, die faktische Lostrennung der Länder des Reichs im Süden und Westen, die Teilnahmlosigkeit der entlegenern Gebiete, das alles rief laut nach Besserung und Abhilfe. Was zur Zeit des Konstanzer Konzils geplant und besprochen worden, hatte keine Rettung gebracht. Seit sich Siegmund dem Reich entzogen, waren die Schäden noch ärger, die Risse breiter geworden. Jetzt, da das Konzil das widerstrebende Kirchenhaupt gedemütigt hatte und die Hoffnung wuchs, es werde den kirchlichen Ärgernissen Abhilfe geschafft werden, da faßte der Kaiser auch die Reform des Reichs aufs neue ins Auge. Allein der vielgeschäftige, unbeständige Siegmund war nicht der Mann, jene trostlosen Zustände zu bessern. Es zeigte sich bald, daß mit den alten Mitteln und auf der ausgetretenen Bahn dem Reich nicht mehr zu helfen, der selbstherrlichen Zersplitterung nicht mehr Einhalt zu thun sei. Der Kaiser berief gleich nach seiner Ankunft die Stände zu einem Reichstag nach Basel, „in dem heiligen Konzil Einigkeit zu machen und des heiligen Reiches Nutz und Ehre zur Hand zu nehmen“.

Versuche einer Reichsreform.

30. Nov. 1433.

Allein sowohl zu Basel als auf dem Reichstag zu Ulm erschienen nur wenige von den Fürsten und Prälaten. Zu **Regensburg** endlich wurde die Reformfrage um einen Schritt weiter gebracht. Im Einvernehmen mit den Ständen veröffentlichte der Kaiser einen Reichsabschied, worin in sechzehn Artikeln die Grundzüge einer Reichsreform enthalten waren, welche dem nächsten, nach Frankfurt geladenen Reichstag zur Beratung und Entschließung vorgelegt werden sollten. In dem Ausschreiben hieß es, die Kurfürsten, Fürsten und Städte möchten je zwei oder drei ihrer Räte und Freunde senden, um die Artikel erwägen zu lassen und dann dem Kaiser zur endlichen Beschlußfassung vorzulegen. Zu **Frankfurt** kam wieder einmal ein zahlreich besuchter Reichstag zusammen; der Kaiser selbst aber, in Ungarn beschäftigt, ließ sich vertreten. Auf dieser Versammlung sollte die Reform des weltlichen Regiments im Reich, auf Grund jener sechzehn Artikel, vorberaten werden, auf einem demnächstigen Reichstage dann der Kaiser selbst mit den Reichsständen die Schlußberatung vornehmen und zu Ende führen. Außer einigen Fehden und Händeln der Zeit, wie die Streitsache des Herzogs Ludwig von Bayern-Ingolstadt, wie den sächsischen Erbstreit, das Verfahren gegen den Herzog von Burgund, der ohne Belehnung deutsche Reichslande innehatte, die Verwendung der Hussitengelder u. a., betrafen die sechzehn Artikel Fragen von allgemeiner Bedeutung, teils die innere Ordnung im Reich, teils die Kompetenz des Konzils und sein Verhältnis zum Papste, die Herstellung des Landfriedens und die Einteilung der deutschen Länder in vier Kreise zu diesem Zweck, die Ausführung der Reichsacht und die ordentliche Besetzung der kaiserlichen Hofgerichte. Ferner sollten die kurfürstlichen

Reichstagsverhandlungen. Juli 1434. Sept. 1434.

Frankfurter Reichstag. 6. Dez. 1434.

Abgeordneten mit den kaiserlichen Bevollmächtigten beim Konzil dahin wirken, daß sich dasselbe keine Übergriffe in das weltliche Gericht erlaube, daß nicht die deutschen Bistümer, insbesondere die Kurfürstentümer, vom Papst besetzt würden u. a. Sodann beschäftigte sich die Versammlung mit der Reichspolizei, der Münze, dem Wucher. „Besonders merklich tritt in diesen Verhandlungen die Gemeinsamkeit und die ordnungsmäßig vorragende Stellung der Kurfürsten hervor. Ihre Räte besonders und dann die der übrigen Stände antworten dem Abgeordneten des Kaisers.“ Der Gang der Verhandlungen ist uns nicht vollständig überliefert, noch weniger ist von einer Wirkung der Beratung zu berichten. Der zur Schlußverhandlung über die vorberatenen Dinge nach Frankfurt angesagte Reichstag kam nicht zu stande; die Reichsreform blieb ein Entwurf. Der Kaiser besaß nicht die Muße, nicht den Ernst und die Festigkeit, die allein zu einem so hohen und schwer erreichbaren Ziele führen konnten, bald drängten sich die Ereignisse in Böhmen und die kirchlichen Vorgänge in den Vordergrund.

Der Annatenbeschluß des Konzils. Nachdem sich das Konzil von dem gedemütigten Oberhirten mit rücksichtsloser Kühnheit die Anerkennung erzwungen und durch die Kompaktaten eine Versöhnung und Wiedervereinigung mit den entfremdeten Hussiten angebahnt hatte, schritt es zu dem großen Werke der Kirchenreform. Schon die früher gefaßten Beschlüsse gegen die päpstlichen Reservationen, gegen den Mißbrauch des Interdikts und der Appellationen an die Kurie, über die regelmäßige Abhaltung der Diözesan- und Provinzialsynoden zeigten den Reformeifer der Versammlung. Jetzt führte sie in der denkwürdigen 21. Sitzung einen gewaltigen Schlag gegen die Mißbräuche der Kurie. Es wurde beschlossen, die Annaten, Palliengelder und andre herkömmliche Erpressungen bei den auf die Simonie gesetzten Strafen gänzlich abzuschaffen; ein Papst, der dawider handle, solle vor ein allgemeines Konzil zur Verantwortung gezogen werden. Zwar war dem Kardinal Cesarini das Versprechen gegeben worden, für einen Ersatz an die ihrer wichtigsten Einnahmequellen beraubten römische Kammer Sorge zu tragen, allein fortwährend zögerten die Väter mit dieser Angelegenheit.

9. Juni 1435.

Dieses denkwürdige Dekret besagte, daß künftig weder an die römische Kurie noch anderwärts für Bestätigung einer Wahl, Zulassung einer Postulation, für Kollation, Präsentation, Institution und Investitur, möge es sich um bischöfliche oder erzbischöfliche Kirchen oder um Klöster oder um irgend eine Würde, ein Benefizium oder Kirchenamt handeln, ebenso für die Erteilung der Weihen, für Benediktion und Pallium, weder vorher noch nachher, unter keinem Vorwande einer Gewohnheit, eines Privilegiums u. dgl. m. irgend etwas bezahlt werde, sei es für Sigillierung der Bullen oder unter dem Namen von Annaten, primi fructus u. s. w. Wer diesem Kanon zuwider etwas verlangt oder gibt oder verspricht, der ist der Strafe der Simonie verfallen und der Benefizien, die er so erlangt, verlustig. Der Beschluß war sicherlich berechtigt, allein in dieser Schroffheit mußte er abermals einen unseligen Zwiespalt erzeugen. Die päpstliche Herrschaft, die damals in den italienischen Wirren und dem Aufruhr im Kirchenstaat des Geldes am wenigsten entbehren konnte, war durch ihn an der Wurzel getroffen. Schon hatte Eugen IV. seine kirchliche Autorität zum großen Teil drangeben müssen, jetzt sollten ihm auch mit einem Schlage die reichen Einnahmen entzogen werden. Mit Recht fragten die Legaten, wovon die Beamten der Kurie besoldet, Legationen ausgerüstet, die Ketzer und Feinde der Kirche bekriegt werden sollten?

Alle Kardinäle und der ganze große Schwarm, der am Hof und in der Kanzlei zu Rom beschäftigt war, fühlten sich gleichmäßig bedroht. Dennoch erklärte sich der gedemütigte Papst bereit, auf die Annaten und andre Taxen zu verzichten, wenn der Kurie eine Entschädigung werde, etwa durch Beiträge der Nationen oder Provinzen. Die Versammlung aber schleuderte neue Dekrete gegen das kirchliche Oberhaupt, den Kapiteln sollte das freie Wahlrecht zurückgegeben, die päpstlichen Reservationen, Kommenden, Pfründenvergebungen abgestellt werden, alle Berufungen von den Entscheidungen des Konzils an den römischen Stuhl nichtig sein. Die Sittenreform betreffend, wurden die Verbote gegen den Konkubinat der Geistlichen eingeschärft, was freilich dem tiefgewurzelten Unwesen, der unvertilglichen Folge des Cölibats, wenig Einhalt that. Waren die Mißbräuche der Kurie arg gewesen, so war jetzt auch die Opposition maßlos. Alle Verfügungen und Erlasse des Konzils trugen eine heftige Feindschaft gegen die Kurie an der Stirn. Was der Bischof von Tours einmal aussprach: „Wir müssen den apostolischen Stuhl aus den Händen der Italiener reißen oder ihn so rupfen, daß nichts daran liegt, wo er bleibt," entsprach der innersten Gesinnung der Mehrzahl der Versammelten. Es war begreiflich, daß Eugen die geforderte Bestätigung der Dekrete über die Annaten, Bischofswahlen und Pfründenverleihungen nicht bewilligte.

Es konnte nicht fehlen, daß jetzt, da die Existenz des Papstes und der Kurie bedroht war, auf dem Konzil selbst sich eine römische Partei erhob. Das gewaltsame Vorgehen der Versammlung erzeugte eine Reaktion von allen denjenigen, welche die römische Hierarchie nicht zu Boden getreten sehen wollten. Zu den Verfechtern der apostolischen Autorität, vorzugsweise florentinischen und venetianischen Prälaten, hielten sich jetzt auch Cesarini, der für die Kirchenreform begeistert und noch beim Annatenbeschluß auf seiten des Konzils gewesen war, und Juan Cervantes, der Kardinal-Presbyter von San Pietro in Vincoli, bei denen die Legatenpflicht und der Reformeifer in Zwiespalt traten. Auch der Kardinal von S. Croce, Nicolo d'Albergati, der ab und zu in Basel weilte, verfocht die Sache seines Herrn, welcher der gelehrte Dominikaner Juan de Torquemada und Nikolaus von Cusa rede- und schriftgewandt dienten. Als entschiedenes, schroffes Parteihaupt trat bald der Erzbischof von Tarent hinzu, der einen Bruch mit dem Konzil als unvermeidlich erkannte und geflissentlich darauf hinwirkte. Dieser Legatenpartei stand die französische gegenüber, welche durch den Beitritt der spanischen, englischen, der meisten deutschen und vieler italienischen Geistlichen erstere an Zahl übertraf; sie stand unter der Leitung des Erzbischofs von Arles, Kardinals von S. Cecilia, Louis d'Allemand, eines Prälaten von hervorragender Geisteskraft und entschiedenem Eifer für die Sache des Konzils, der dem milden vermittelnden Cesarini als kampfbereiter Parteiführer weit überlegen war. Ferner gehörten noch die Patriarchen von Aquileja und Antiochia, der Erzbischof von Lyon, der Bischof von Albenga, der mailändische Erzbischof Francesco de' Picciolpassi, Niccolo Tudeschi, Erzbischof von Palermo, Lodovico Pontano, der Römer genannt, apostolischer Protonotar, „die beiden Säulen der Rechtswissenschaft auf dem Konzil", mit mehr oder weniger Entschiedenheit der Konzilienpartei an. Auch

Die Parteien des Konzils.

der hoch gefeierte Enea Silvio de' Piccolomini (Äneas Sylvius) war damals in Basel zugegen. Im Gefolge des Domenico da Capranica (S. 274) war er nach Deutschland gekommen, hatte dann bei verschiedenen Herren, darunter auch bei dem Kardinal d'Albergati Dienste als Geheimschreiber geleistet. Die glänzenden Rednergaben und die Geschäftsgewandtheit des feingebildeten Italieners zogen bald die Aufmerksamkeit auf ihn. In den Arbeiten der Kanzlei und in diplomatischen Missionen, wie in den Beratungen der Deputationen, wußte man seine Feder und seine Rede zu schätzen, und die edle humanistische Bildung war zu jener Zeit ein hochangesehenes Gut. Wer mochte damals denken, daß der lebenslustige, nichts weniger als sittenstrenge junge Mann, dem ein klassischer Autor weit über die Kirchenväter, ein elegantes lateinisches Gedicht über dogmatische Traktate ging, der von Herzen der neuen kirchlichen Bewegung zugethan, noch bei der gegnerischen Kurie als Sekretär diente, dermaleinst seine ganze Vergangenheit verleugnen und, selber auf den Stuhl Petri erhoben, die Prinzipien als häretisch verdammen würde, für die er jetzt so eifrig stritt. — Neben den beiden extremen Richtungen machten sich auch vermittelnde Stimmen geltend, so die des Johannes von Villa Vezzosa, Johannes von Segobia genannt, des Abgeordneten der Universität Salamanca. Bei der Unsicherheit der Grundsätze über das Recht von Sitz und Stimme auf dem Konzil und dem demokratischen Charakter der Versammlung, welcher verhältnismäßig wenige Prälaten, um so mehr aus der niedern Geistlichkeit, Presbyter und Kanoniker, bis hinab zum einfachen Mönch, und Gelehrte, Doktoren und Magister anwohnten, alle mit dem Anspruch auf beratende und beschließende Stimme, dem das Amt der zwölf Männer (S. 273) keine Schranke setzte, bei dieser willkürlichen, ordnungslosen Zusammensetzung des Konzils gelangte die Opposition gegen Papst und Kurie hauptsächlich in die Hände der Mitglieder niedern Ranges und nahm damit eine immer entschiedenere Gestalt an, wurde aber auch leidenschaftlich, zuchtlos und tumultuarisch. Nicht ohne Grund behaupteten die Gegner: die Versammlung sei ein wirrer und wüster Haufen, voll plebejischer Hefe, die Bischöfe hätten keine Stimme und keine Macht dort. Mit dem Überwiegen der demokratischen Elemente verstummte mehr und mehr die episkopale Opposition gegen den römischen Stuhl. Lag doch die Gefahr nahe genug, daß, wenn der niedere Klerus das Kirchenregiment an sich riß, bald die bischöfliche Macht denselben Angriffen wie die päpstliche ausgesetzt sei.

Verhandlungen über die Union mit der griech. Kirche.

Den so aufgehäuften Zündstoff der Parteileidenschaft setzte die Verhandlung über die Union mit der griechischen Kirche in Flammen. Schon oft hatten die Griechen, in ihrer wachsenden Bedrängnis durch die Moslems, die Vereinigung mit der abendländischen Kirche angeregt. Waren die Päpste stets gern auf die lockende Aussicht eingegangen, so wies Eugen den Antrag um so weniger von der Hand, als er damit einen willkommenen Vorwand bekam, das Baseler Konzil zu verlegen. Aber das Konzil gedachte auch diese Angelegenheit den

Händen des Papstes zu entwinden. Es trat in Unterhandlung mit dem griechischen Kaiser und versprach die Herüberkunft der morgenländischen Prälaten mit Geld und Schiffen zu unterstützen. Um die Mittel zu beschaffen, teilte es die kirchlichen Gnadenschätze aus. Ein Indulgenzdekret verhieß denen Erlaß der Sünden, die zum Zwecke der Griechenunion Geld beisteuern würden. Darin sah der Papst eine neue Beeinträchtigung seines Rechts. Er erließ eine Denkschrift gegen die ungerechten Schritte und frevelhaften Anordnungen des Konzils, riet den Königen und Fürsten, sich von der Versammlung zu Basel loszusagen, deren rebellischer Geist auch die weltliche Herrschaft bedrohe; er selbst werde die nötigen Reformen vornehmen mit Beihilfe eines andern Konzils, für das um der Griechen willen eine Stadt in Italien am gelegensten sei. Den gefaßten Beschlüssen, insbesondere dem Indulgenzdekret, versagte er seine Bestätigung. Durch die Verhandlungen über den Ort des Unionskonzils, welche das Bestreben beider Teile, das Verdienst der Vereinigung an sich zu reißen und zu eignem Triumph zu verwenden, offen enthüllte, gedieh der bittere Streit zum offenen Schisma. 14. April 1436.

Zwar scheute man sich auf beiden Seiten lange, den letzten entscheidenden Schritt zu thun. In den Deputationen kam es zu den heftigsten Kämpfen, alle Vermittelungsversuche scheiterten an der Starrheit der erregten Gemüter. Die Legaten bestanden auf Florenz, Udine oder sonst einer italienischen Stadt, aber kaum ein Fünfteil der Väter stimmte bei. Der Erzbischof von Arles, der Basel oder, falls dies den Griechen nicht genehm sei, Avignon als Ort des Unionskonzils wollte, hatte durch die ihm ergebene Menge, die sich am entscheidenden Tage noch durch Scharen von Priestern und Schreibern aus der Nachbarschaft verstärkte, weitaus das Übergewicht. Es war ein unwürdiger Anblick, wie die Väter, zum Frieden der Kirche berufen, in den Versammlungen unter wildem Lärm, Toben und Schreien mit Schmähworten ihrer erhitzten Leidenschaft Luft machten; mit Mühe verhinderte die Bürgerwache das Handgemenge. Selbst Cesarini vermochte nicht mehr seine Ruhe und Milde zu bewahren, um so mehr gewannen der Erzbischof von Arles, der Meister in demagogischen Künsten, und auf päpstlicher Seite der stolze und entschiedene Erzbischof von Tarent, an Ansehen. Unter furchtbarer Aufregung fanden die Verhandlungen statt; fühlte doch jeder die hohe Bedeutung der Vorgänge. Als in der 25. öffentlichen Sitzung der Bischof von Porto das Dekret der Legatenpartei, der Bischof von Albenga das der französischen über den Ort des Konzils und die Auflage eines Zehnten für die ganze abendländische Geistlichkeit verlas, war das Schisma innerhalb des Konzils und damit der Kirche entschieden. Noch glaubte die päpstliche Partei sich durch eine List helfen zu können. Durch Bestechung des Siegelwächters gelang es den Legaten, ihr Dekret an Stelle des mit der Bulle zu versehenden Majoritätsbeschlusses unterzuschieben, was freilich nicht lange verborgen blieb und die Erbitterung steigerte. Der Erzbischof von

Ausbruch des Schismas. 7. Mai 1437.

Tarent, der Urheber des groben Kunstgriffs, entfloh zu Eugen, der ihn für den frommen Betrug mit dem Kardinalshut belohnte. Rasch vollendete sich nun der Bruch. Jede Partei verdammte das Dekret der andern. Eugen bestätigte das
29. Mai 1437. Votum seiner Legaten, in einer italienischen Stadt das Unionskonzil abzuhalten. Auch gelang es den Unterhandlungen seiner Gesandten und den Zusagen der seebeherrschenden Venetianer, die Griechen völlig auf seine Seite zu ziehen, ehe die Baseler Väter mit den Bürgern von Avignon über Geld und Schiffe ein Abkommen getroffen hatten. Die Baseler luden nun den Papst und die Kardinäle zur Verantwortung über eine Reihe von Klagepunkten; Eugen antwortete
31. Juli 1437. 18. Sept. „ mit Auflösung des Baseler Konzils und Berufung eines neuen nach Ferrara. Als darauf die Versammlung die neuen Kardinalsernennungen und die päpstliche Auflösungsbulle für nichtig erklärte, war der Bruch zwischen den beiden höchsten kirchlichen Autoritäten offenkundig.

Ausgang des Kaisers. So mußte der alte Kaiser Siegmund es noch erleben, daß das Schisma, dessen Beilegung er in der ersten Zeit seiner Regierung so angestrengt betrieben, aufs neue sich drohend erhob, und wie im Reich und in der Kirche alle seine Bemühungen gescheitert waren, so sah er am Schlusse seines Lebens auch noch sein böhmisches Erbland, das er endlich nach jahrelangem Kampfe erworben, wiederum im Aufruhr. Laut beklagte man sich in Böhmen, daß der König die Kommunion unter einerlei Gestalt allenthalben begünstige, dem Erzbischof alle Macht benommen, indem er einen Administrator über ihn gestellt, Fremde zu Ämtern zugelassen, die Freiheiten und Privilegien des Landes gekränkt habe. Schon stieg die Mißstimmung an mehreren Orten zum Aufruhr. Als der hinsiechende Kaiser die langgehegte Absicht, seinem Schwiegersohn Albrecht V. von Österreich, wie das ganze luxemburgische Erbe, so auch die Krone von Böhmen zu hinterlassen, offen an den Tag legte und seinen Kanzler Kaspar Schlick an den Herzog sandte, um ihn zur Übernahme der Regierung nach Prag zu berufen, brach in seiner nächsten Umgebung eine Verschwörung aus. Die Kaiserin Barbara, ein herrschsüchtiges und sittenloses Weib, stand in geheimen Verhandlungen mit ihren Verwandten, den von Siegmund gefürsteten Grafen von Cilly, und mit den Häuptern des mißvergnügten böhmischen Adels, wie Ales von Sternberg, Georg von Podiebrad u. a. m. Sie wollte die Herrschaft an sich reißen, vielleicht die Regierung mit ihrer Hand dem jungen Polenkönig Wladislaus übergeben. Als der Kaiser diese Umtriebe merkte, beschloß er, sich aus Prag zu entfernen. In Begleitung seiner Gemahlin und einer starken Kriegsschar wurde der lebensmüde Herr in einer Sänfte aus dem Thore getragen. Als er in Znaim mit seinem
Nov. 1437. Schwiegersohn und den ungarischen Herren zusammentraf, ließ er seine Gemahlin verhaften. Darauf berief er die anwesenden böhmischen und ungarischen Herren und empfahl ihnen Eidam und Tochter als Erben seiner Kronen. Es war die
9. Dez. 1437. letzte Verfügung des kranken Kaisers. Bald darauf entschlief er, auf dem Throne

sitzend. In Großwardein, zu den Füßen des heil. Ladislaus, wurden seine Gebeine beigesetzt.

Es war der letzte aus dem edlen luxemburgischen Hause, der jetzt ins Grab stieg; wie keinen seiner Vorgänger hatte das Geschick diesen letzten Sprossen mit Herrschaft und Würden überreich geschmückt. Allein das Glück und die Kraft, die wankenden Kronen auf seinem Haupt zu befestigen, den verblichenen neuen Glanz zu verleihen, war ihm nicht beschieden. Wenige Herrscher haben in schwierigen Zeiten ein so umfassendes Feld der Thätigkeit gefunden, an wenige ist eine solche Fülle von Pflichten und Anforderungen herangetreten wie an Siegmund, von dem eine zerrissene Kirche, ein zerrüttetes Reich und zwei kampferfüllte Länder Hilfe und Rettung verlangten. Es ist nicht zu leugnen, daß der Kaiser die Pflichten seiner hohen Würde erkannte und daß es ihm nicht an Thätigkeit und an gutem Willen fehlte. Es war nicht seine Schuld allein, wenn trotz aller Anstrengung und vielseitigen Geschäftigkeit ein segensreicher Erfolg seines Regiments kaum irgendwo zu bemerken ist. In dem wirren Getriebe der Parteien, dem Widerstreit sich bekämpfender Bestrebungen und unvereinbarer Ziele, in dem gewaltigen Ringen der Geister auf kirchlichem und staatlichem Gebiet, in dem heftigen Kampfe alter verlebter Einrichtungen und Anschauungen mit kühn emporstrebenden neuen Grundsätzen und Tendenzen, in der ganzen scheinbar so unerfreulichen und ziellosen und doch so tiefbegründeten Bewegung, wie sie das scheidende Mittelalter darbietet, konnte die Kraft eines einzigen, und war er auch der Höchstgestellte, dem Strom der Entwicklung keinen Damm entgegenwerfen, den vorwärts drängenden Leidenschaften keinen Zügel anlegen. Am allerwenigsten war aber dieser Luxemburger der Mann, sich zum Herrn und Meister der tieferregten Zeit aufzuwerfen, er, dessen schweifendem Sinn unklar und flüchtig wechselnde Pläne und Bestrebungen vorschwebten, dessen unstätem Geist die Thatkraft eines festen Willens, die Klarheit eines unverrückten Zieles gebrach, der nur zu häufig über eitlem Prunk, über nichtiger Herrlichkeit seine hohe Pflicht vergaß, der sich allzugut in der kaiserlichen Majestät gefiel und es wohl darüber verschmerzte, wenn sich die glänzende Würde als machtlos und nichtig erwies. Die Zeitgenossen priesen die Leutseligkeit, das ritterliche Wesen, die Freigebigkeit, die Bildung, Sprachgewandtheit und Kunstliebe des schönen Fürsten von hohem Wuchs und blondgelocktem Haar und rechneten es dem weibersüchtigen Herrn nicht allzuhoch an, wenn er in den Armen reizender Bürgerfrauen all seine Kronen und in Weltfreuden und ausgelassener Lustbarkeit den Ernst des Lebens und die kaiserliche Würde vergaß, oder bei seiner Verschwendung nicht wählerisch in den Mitteln war, seine leeren Kassen zu füllen. Mit Ergötzen erzählte man sich die treffenden Witzworte und lustigen Einfälle des geistreichen Fürsten. Der Mainzer Bürger Eberhard Windeck, ein durchtriebener Geselle, der viel in des Kaisers Umgebung war und seinen Herrn wohl kannte, hat uns ein anziehendes lebens-

Siegmunds Charakter.

frisches Bild von dem politischen Treiben, von den Sitten und dem Wesen des Kaisers Siegmund und jener ereignisvollen, aufgeregten Zeit entworfen.

e. Das Reich und das gespaltene Konzil nach Siegmunds Tod.

Lage des Reichs bei der Thronerledigung.

Die Regierung Kaiser Siegmunds hatte Momente gehabt, wo es schien, als bahne sich eine neue bessere Zeit für Kirche und Reich an, als solle dieser Herrscher den neuen Geist, der sich mächtig aus dem mittelalterlichen Wesen loszuringen strebte, zur Geltung bringen. Und doch, wie wenig hatte er erreicht! Mitten in unfertigen, chaotischen Zuständen, in heftigen Gährungen, in der beklemmenden Schwüle vor einem heraufziehenden Sturme war er aus dem Leben geschieden. Wir kennen die trostlosen Zustände des Reichs, die Zersplitterung der Territorien, die Abneigung der Stände, sich dem Ganzen unterzuordnen, einzufügen und dem Wohl der Gesamtheit Opfer zu bringen. Wir wissen, wie sehr das deutsche Königtum, während man noch stolz von der Kaiserhoheit sprach, ein Anhängsel der Landeshoheit, neuerdings ein Schmuck außerdeutscher, an dem Reich und seinen Interessen nur in zweiter Linie beteiligter Herrscher geworden; daß die schönsten Reichsländer losgetrennt wurden, sich an Burgund, an Frankreich anschlossen. Wohl hatte man an der Verfassung des Reichs gekünstelt, hatte Pläne entworfen, bitter geklagt und sich gründlich beraten, aber eine Besserung war nicht erzielt worden. Fort und fort schleppte sich das alte Wesen, fort und fort verlor das Reich an staatlichem Halt, an einheitlicher Zusammenfassung der auseinander strebenden unfügsamen Kräfte. Jetzt war wieder ein Augenblick eingetreten, wo die Geschicke des Reichs in andre Hände gelegt wurden, wo das Fürstenkollegium in der Wahl eines neuen Oberhauptes einen bestimmenden Einfluß auf die nächste Entwickelung des staatlichen Lebens in Deutschland üben sollte.

Die kurfürstliche Neutralität.

Von entscheidender Wichtigkeit war es, welche Stellung das Deutsche Reich in dem großen politisch-kirchlichen Streit einnehmen würde. Waren die weltlichen Mächte mit den Reformdekreten des Konzils wohl einverstanden, so mißbilligten sie doch fast ohne Ausnahme das gewaltsame Vorgehen gegen das Haupt der Kirche. Die fürstlichen Gesandten, wie auch Kaiser Siegmund, hatten sich vergeblich bemüht, das drohende Schisma fern zu halten, Papst und Konzil einander zu nähern, von den äußersten Schritten zurückzuhalten, zum Widerruf der bereits geschehenen zu vermögen. Jetzt, wo das Schisma eine Thatsache geworden war, trat die Frage an die weltlichen Mächte heran, wie sie sich in dem kirchlichen Kampfe stellen sollten. Die französische Kirche ging mit einem entscheidenden Beschlusse voran; eine Nationalsynode zu Bourges nahm die Baseler Reformdekrete mit einigen Änderungen und Zusätzen an, erklärte aber gleichzeitig die Neutralität der französischen Kirche in dem Streit zwischen Konzil und Papst, und das Parlament erhob diese „pragmatische Sanktion" zum Reichsgesetz. Die Kurfürsten, die während der Erledigung des Thrones das oberste Regiment

7. Juli 1438.

führten, pflogen ebenfalls Rat über die zu beobachtende politische und kirchliche Haltung, um dem Erwählten ein fertiges Programm vorlegen und ihn darauf verpflichten zu können.

In Sachen des Reichs einigten sich die Kurfürsten über eine Anzahl „notdürftiger Sachen und schwerer großer Gebrechen", die man der Fürsorge des neuen Königs anheimgeben wolle. Es war der Ansatz zu einer Wahlkapitulation. In der Zweiung zwischen Konzil und Papst wolle man bei einander bleiben und auch den künftigen König zum Beitritt auffordern. Da die Städte mancherlei „unziemliche und unredliche" Freiheit vom Reich erworben haben, so solle der König mit Rat der Fürsten bedenken, was zu bestätigen sei. Da so viel Ehren und Würden vom Reich, namentlich in welschen Landen, verloren, so solle der König mit Ernst daran sein, es wieder ans Reich zu bringen. Er soll die Hof- und Landgerichte reformieren, den Landfrieden aufrecht erhalten und die unredlichen Feindschaften und Kriege abthun, in Sachen von Münze und Gewicht baldigst einen Reichstag bestellen u. a. Es waren wenigstens auf dem Papiere treffliche Ansätze zu einer Reichsreform. Hinsichtlich des Zwiespalts zwischen Papst und Konzil traten die Kurfürsten in einen **Neutralitätsverein**, dessen Urkunde am Vorabend der Königswahl durch den rechtskundigen **Gregor von Heimburg**, der in kursächsischen Diensten in Frankfurt war, verlesen wurde. Es hieß darin: 17. März 1438. die Erlasse, die vom Papst und vom Konzil ausgingen, widerstritten einander derart, daß die Zwietracht im Reich überhand zu nehmen drohe. Die ausgebrochenen Spaltungen verwirrten ihre Gedanken, und da sie jetzt einen neuen König zu wählen hätten, so dürften sie in keiner Hinsicht gestört sein. Deshalb beschlössen sie, keinen Teil gegen den andern in Schutz zu nehmen und ihre Meinung unentschieden zu lassen, bis der neue König gewählt sei. In ihren Diözesen und Territorien wollten sie die regelmäßige Gerichtsbarkeit so lange aufrecht erhalten, bis sie mit dem König über geeignete Maßregeln übereingekommen wären, die Zwietracht zu heben, Friede und Einigkeit herzustellen. Sei dies innerhalb sechs Monaten nicht möglich, so wolle man mit dem König beraten und einstimmig derjenigen Partei beitreten, der anzugehören die Vernunft gebiete.

Natürlich war diese kurfürstliche Erklärung weder in Ferrara, noch in Basel willkommen; an beiden Orten wurden die Gesandten, die hier um Aufschub des Prozesses, dort um Berufung eines neuen schiedsrichterlichen Konzils in Deutschland baten, mit zurückhaltenden, unbestimmten Worten abgefertigt. Noch wußten beide Teile nicht, wie sie sich gegenüber dieser neuen Erscheinung verhalten sollten, welche die Gefahr der Entstehung einer deutschen Nationalkirche in sich barg.

In der Spannung der Gemüter angesichts der großen Ereignisse, die sich Die Königswahl. 1438. jetzt vollzogen, waren aller Blicke auf die neue Königswahl gerichtet. Es wird gemeldet, der Markgraf Friedrich von Brandenburg habe um die Krone geworben. Schon Siegmund hatte ähnliche Pläne gehegt; vielleicht wäre die Erhebung dieses Vorkämpfers der Reichspartei von Segen für das Deutsche Reich gewesen. Der Erzbischof von Mainz hatte auf den 9. März zur Kur nach Frankfurt geladen. Hier erschien der Markgraf „mit seinen drei herrlichen Söhnen". Am folgenden Tag wurde die Wahl eingeleitet, aber Verhandlungen mit den 10. März. Gesandten des Papstes und des Konzils verzögerten das Geschäft. Was für Umtriebe und Intrigen dabei mögen gesponnen worden sein und wie die Ein-

helligkeit der Stimmen zu stande kam, ist nicht mehr zu ersehen. Genug, einmütig ward Herzog Albrecht V. von Österreich, der Erbe des luxemburgischen Hauses in Böhmen, Ungarn und jetzt auch im römischen Reich, auf den Thron erhoben, der fortan im Besitze des habsburgisch-österreichischen Hauses verblieb. Es ist kein Grund, die Nachricht zu bezweifeln, daß Albrecht ohne sein Zuthun gewählt worden und mit Bedenken die hohe Würde annahm. Denn wenn er die Drangsale erwog, die seiner in Böhmen und Ungarn warteten, mochte ihm wohl vor der drückenden Last dreier Kronen bange werden. Vielleicht war es aber eben diese ferne, zersplitterte Thätigkeit an den Grenzen des Reichs, was den Habsburger den Wählern für den Thron empfahl.

18. März 1438.

Charakter König Albrechts II.

Als die Boten der Kurfürsten in Wien erschienen, erklärte der Gewählte, die Krone annehmen zu wollen. Er hatte zwar bei seiner ungarischen Krönung gelobt, die deutsche Wahl, wenn sie auf ihn falle, abzulehnen. Die ungarischen Barone entbanden ihn jedoch seines Versprechens. Wenn die Kurfürsten dem Herzog meldeten, sie hätten ihn wegen seiner weltkundigen Tugenden gewählt, so war dies nicht bloß ein leeres Schmeichelwort. Der stattliche Mann in der Blüte der Jahre, mit dem sonnverbrannten Angesicht und dem festen, strengen Ausdruck der Züge verriet beim ersten Anblick die Thatkraft und Willensstärke, die ihm innewohnten. Gerechte Strenge und fürstliches Selbstgefühl hatte er stets bewiesen. Die kirchlichen Dinge lagen ihm fern, gleichgültig sah er auch als König dem Kampf des Konzils und des Papstes zu, ohne sich für eine Partei zu erklären. Auch sein oft erprobter Ketzerhaß ging mehr aus nationalen und politischen als aus Glaubensrücksichten hervor. Allein als Herzog und König bewährte er hohen Sinn, unternehmende Thatkraft und kriegerische Tapferkeit. Zu bedauern ist, daß die Tugenden des mannhaften Habsburgers nicht zu heilsamer Entfaltung kamen, daß seine Kraft so frühe brach.

Das Konzil von Ferrara.

Die Macht Eugens war durch die Dekrete des Baseler Konzils noch nicht gebrochen. Als herrschaftsloser Flüchtling hatte derselbe sich einst vor dem Konzil gebeugt, mit dem wiederkehrenden Glück schwoll ihm der stolze Sinn, kam die alte Festigkeit wieder. Als seine Condottieri das aufrührerische Rom unter die päpstliche Herrschaft gezwungen hatten und fast der ganze Länderbesitz der Kirche zum Gehorsam gebracht war, stand Eugen in alter Macht da. Jetzt sammelten sich die zersprengten Kardinäle und Kurialen wieder um ihr Oberhaupt. Das
8. Jan. 1438. Konzil zu Ferrara, das der Kardinal Albergata als apostolischer Legat eröffnete, bald der Papst selbst leitete, stand nun dem Baseler ebenfalls als ökumenisches und rechtmäßig versammeltes gegenüber, mit dem Beruf, die begonnenen Geschäfte, insbesondere die Griechenunion, zu Ende zu führen. Die Zahl der Prälaten, die sich anfangs auf vierzig belief, bald aber bedeutend stieg, erhöhte den Glanz und das Ansehen des päpstlichen Konzils in den Augen der Welt über das Baseler. Bannflüche, Streitschriften und maßlose Schmähungen, Verleumdungen und Anklagen ertönten zwischen den beiden Städten hin und wider.

Das päpstliche Konzil, das nach einem Jahre nach Florenz verlegt wurde, konnte sich mit einem Triumphe, freilich nichtig und eitel in seinem Erfolg, brüsten: der Vereinigung mit der griechischen Kirche. Die byzantinischen Prälaten, an ihrer Spitze Kaiser Johannes Paläologus und der Patriarch von Konstantinopel, Josephus, hatten sich in Ferrara eingefunden. Länger als ein Jahr wurden die unterscheidenden Glaubenssätze in gelehrten Disputationen verhandelt, bis endlich ein Konkordat mit der griechischen Kirche zu stande kam. Aber die pomphaften Worte, mit denen der Papst diesen Sieg aller Welt kund that, vermochten nicht darüber zu täuschen, daß es ein trügerischer Schein ohne Bedeutung und Dauer war. Die heimkehrenden Griechen wurden mit Schmähungen empfangen, die Union kam nie zum Vollzug, und unaufhaltsam eilte das byzantinische Reich seinem nahen Untergang entgegen.

Auch das Baseler Konzil schritt entschlossen vor auf der eingeschlagenen Absetzung des Papstes.
Bahn. Als der Ladungstermin verstrichen war, wurde ein Kontumazialverfahren gegen Eugen IV. eröffnet und die Suspension über ihn ausgesprochen. Schon 24. Jan. 1438.
lenkte nicht mehr der versöhnliche Geist Cesarinis die Versammlung. Nicht lange vorher hatte er sich, da seine Vermittelungsversuche und Proteste gegen den Prozeß des Papstes vergeblich blieben, aus Basel wegbegeben, von der Achtung selbst der Gegner begleitet; auch die andern Päpstlichen, vor allen Nikolaus von Cusa, sowie Tommaso Parentucelli, der nachherige Papst, hatten die Versammlung verlassen, wo ihre Worte nichts mehr galten. Seit die „Eugenianer" dem Konzil den Rücken gekehrt, richtete sich der Kampf der französischen Partei unter dem Kardinal von Arles gegen die „Grauen", eine Partei von geringer Anzahl, aber von den meisten fürstlichen Gesandten unterstützt, welche den Sturm gegen den Papst aufzuhalten, die äußersten Schritte zu hintertreiben strebte, ohne sich doch vom Konzil loszusagen. Noch lange verzögerten die Einsprache der Fürsten und die Furcht eines Teils der Versammlung vor dem neuen Schisma das Endurteil gegen den Papst. Allein es gab kein Halten mehr auf der abschüssigen Bahn. Die Baseler stellten acht „Wahrheiten des katholischen Glaubens" auf und erklärten darin, von dem Grundsatz ausgehend, daß ein allgemeines Konzil über dem Papste stehe und nicht aufgelöst oder verlegt werden dürfe, Eugen als rückfälligen Ketzer. Wiederum kam es zu gewaltigen Wortgefechten über die Anwendbarkeit jener Sätze auf Eugen. Die fürstlichen Gesandten und die „Grauen" verlangten Aufschub des Prozesses. In ihrem Sinne sprach Tudeschi, der Erzbischof von Palermo, ihm entgegen der eisenfeste Kardinal von Arles, der in gewaltiger Rede die Stimmberechtigung der niedern Geistlichen verfocht, auf welcher seine Macht und die Existenz des Konzils beruhte. Die Stimme der Gemäßigten und der Friedliebenden wurde bald zum Schweigen gebracht; die Versammlung erklärte sich für jene „Wahrheiten" und sprach in feierlicher Sitzung durch ein Konzildekret die Absetzung Eugens IV. aus. Allein nur 25. Juni 1439.
wenige Väter sah man in der „Schreiberversammlung".

Die Nürnberger Reichstage. 1438. Das Konzil wie Papst Eugen suchten den neuen König für sich zu gewinnen. Allein Albrecht war nicht der Mann und am allerwenigsten jetzt in der Lage, in den Kirchenstreit einzugreifen. Der thatkräftige Fürst, dem die Kriegshändel und die politischen Wirren in seinen Erbländern vollauf zu thun gaben, mochte gering genug von dem Gezänke der Pfaffen denken. Er trat dem Neutralitätsbund der Kurfürsten bei und überließ ihnen das Regiment im Reich

Juli. Okt. und in der Kirche. Sein Vertreter war der Kanzler Kaspar Schlick, der Sohn eines Ratsherrn aus Eger, der sich durch Siegmunds Gunst und seine Geschäftsgewandtheit zum reichbegüterten Herrn, zum Reichsgrafen und zum Kanzler dreier Kaiser aufschwang. Auf den beiden Reichstagen zu Nürnberg wurde viel verhandelt und wenig entschieden. Wiederum wurden erfolglose Vermittelungsvorschläge gemacht, die beiden Konzilien zu vereinigen: die Baseler wiesen jede Verlegung an einen dritten Ort von sich. Aber wie die Hoffnung auf einen Ausgleich mehr und mehr schwand, befestigte sich die deutsche Neutralität. Auch in den Verhandlungen über eine Reichsreform, über die Kreiseinteilung u. a. kam es zu keinem heilsamen Beschluß. Es waren seltsam verschränkte Verhältnisse, die keine der Parteien zu beherrschen, deren Ausgang keine vorauszusehen vermochte.

Die pragmatische Sanktion der Deutschen. 1439. Was auf den beiden Nürnberger Tagen begonnen worden, sollte auf einem zum 1. März nach Frankfurt berufenen Reichstag zu Ende geführt werden. Die Versammlung, die bald wegen der drohenden Pest nach Mainz verlegt wurde, war zahlreich und glänzend. Neben den Bevollmächtigten des römischen Königs waren die rheinischen Erzbischöfe persönlich, die andern Kurfürsten in Vertretung, viele deutsche Fürsten und Bischöfe, fremde Gesandte, aus Frankreich, Kastilien, Mailand, anwesend. Unter den kurfürstlichen Räten ragte Johann von Lysura (aus einem Trierschen Dorfe stammend) hervor, der rechtskundige und redegewandte Politiker, der neben Gregor von Heimburg an all diesen Vorgängen bedeutenden Anteil hatte. Der Patriarch von Aquileja, Ludwig von Teck, war das Haupt der Baseler Gesandtschaft, die Sache des römischen Papstes verfocht der in all diese Händel tief verwickelte Nikolaus von Cusa, der „Herkules der Eugenianischen Partei“. Wiederum wurden die Verhandlungen mit den Baseler Legaten in der frühern Weise geführt, einerseits Aufhebung des Prozesses gegen Eugen und Verlegung des Konzils, anderseits Annahme der Dekrete und der acht Glaubenswahrheiten verlangt. Aber die unfruchtbaren Wortgefechte thaten nur vollends dar, daß an eine friedliche Ausgleichung der Parteien nicht mehr zu denken sei. Da folgten endlich die versam-

26. März 1439. melten Reichsstände dem französischen Beispiel. Sie nahmen die Dekrete des Baseler Konzils an und erhoben sie mit Zustimmung des römischen Königs zum Reichsgesetz. Allein in betreff der „Zweiung“ verblieb man in der Neutralität; die Glaubenswahrheiten und die Beschlüsse gegen das kirchliche Oberhaupt wurden zurückgewiesen.

Ergebnis des Mainzer Beschlusses.

Dieses Instrumentum acceptationis, fälschlich „pragmatische Sanktion der Deutschen“ genannt, war weder dem Konzil noch den Anhängern Eugens genehm. Es war danach angethan, aus dem Streit der beiden kirchlichen Autoritäten den praktischen Nutzen für die nationale Kirche in Sicherheit zu bringen, eine Hoffnung, die freilich durch die Vorgänge der folgenden Jahre vereitelt werden sollte. Die wesentlichsten der angenommenen Dekrete waren folgende: die Beschlüsse Sacrosancta und Frequens (S. 220 f. 232) von der Autorität und Periodizität der Konzilien; die Abhaltung der Provinzial- und bischöflichen Synoden; die kanonische Freiheit der kirchlichen Wahlen, der Pfründenverleihung mit Ausschluß fast sämtlicher päpstlichen Provisionen und Reservationen; Beschränkung des päpstlichen Konfirmationsrechts; Abstellung aller Geldzahlungen für Ordination und Pallium, der Annaten u. a. bei den auf Simonie gesetzten Strafen, wobei freilich auch die Reichsstände dem römischen Stuhl einen anderweitigen Ersatz in Aussicht stellten; Einschränkung der Appellation von der regelmäßigen Landesgerichtsbarkeit an das apostolische Tribunal, sowie der Exkommunikationen und Interdikte. Die Beschlüsse, welche hier als Reichsgesetz ausgesprochen wurden, waren weit eingreifender und schärfer, als wie sie einst in dem Konstanzer Konkordat enthalten gewesen. In der That hätte diese „Acceptation“ der Anfang zu einer folgenreichen Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse in Deutschland, zur Bildung einer nationalen Kirche werden können; nur trug das Acceptationsinstrument von vornherein den Stempel des Schwankenden und Provisorischen und ließ den Intrigen und Werbungen von seiten des Konzils und des Papstes freie Bahn. So wurde bald das ganze Werk wiederum in Frage gestellt, zumal als König Albrecht, der den Kurfürsten freie Hand gelassen und fast keinen Anteil an dem kirchlichen Streit genommen hatte, auf einem Feldzug gegen die Türken plötzlich aus dem Leben schied und die römische Königskrone auf ein schwaches und unfähiges Haupt kam. 27. Okt. 1439.

Einleitung zur Papstwahl.

Unbekümmert um die Flüche des Papstes und die Beschlüsse der Fürsten that das Konzil den letzten Schritt, das Schisma zu vollenden. Selbst die furchtbare Pest, welche damals die Länder durchzog und auch manchen der Väter in Basel hinraffte, wie den rechtskundigen Protonotar Pontano und den alten Patriarchen von Aquileja, vermochte die Versammlung nicht zu zerstreuen. Zunächst galt es, um eine neue Papstwahl vornehmen zu können, ein Konklave zu bilden. Man bestimmte, daß zweiunddreißig Glieder des Konzils nebst den etwa anwesenden Kardinälen die Wahl vornehmen und diese durch drei vom Konzil ernannte Vertrauensmänner (die sich hernach, auf Klage der Deutschen, noch einen dieser Nation angehörigen vierten hinzuwählten), erkoren werden sollten. Jeder Wählende mußte mindestens auf der Stufe des Diakonats stehen, und das Konklave sollte zu gleicher Zahl aus Italienern, Franzosen, Deutschen und Spaniern zusammengesetzt sein. Unter den von den Vertrauensmännern ernannten Gliedern des Konklave hatte der Herzog Amadeus VIII. von Savoyen einen bedeutenden Anhang. 28. Okt. 1439.

Amadeus von Savoyen zum Papst erhoben. 1439.

Dieser Fürst, den vor Jahren König Siegmund zum Herzog erhoben, hatte unlängst, als seine Gattin starb, der weltlichen Herrlichkeit entsagt und sich inmitten seines Landes an dem reizenden Gestade des Lemanischen Sees, zu Ripaille, eine Einsiedelei errichtet, einen stattlichen Palast mit herrlichen Waldungen. Dort lebte er in Gesellschaft einiger gleichgesinnten Greise, „der Ritter

des heil. Mauritius", ein abgeschlossenes, beschauliches Leben. Allein er verlor darum die Ereignisse der Welt nicht aus dem Auge, weder die Regierung seines Landes, die er zuvor so einsichtsvoll und weise geführt, noch die großen kirchlichen Vorgänge. Das ehrgeizige Streben nach der höchsten Würde in der Christenheit scheint frühe in ihm erwacht zu sein. Fortwährend versicherte er das Konzil seiner Ergebenheit und mahnte es zum Widerstand. Der völlige Bruch mit dem Papste schien ihm der sicherste Weg, zum Ziele zu gelangen. Vor den entscheidenden Tagen der neuen Wahl erschienen zahlreiche Prälaten und Geistliche aus Savoyen. Es konnte nicht fehlen, daß sie in dem Konklave stark vertreten waren. Von den elf Bischöfen waren sieben aus Savoyen, die acht Wähler, die nach der Anordnung der italienischen und französischen Nation angehören sollten, waren fast sämtlich aus den Landen des Herzogs. Als der Kardinal von Arles, der in Amadeus' Pläne eingeweiht war, dem Konklave empfahl einen Mann zu wählen, der, durch Geburt, Reichtum und Ansehen mächtig, die Kirche zu schützen vermöge, konnte niemand zweifeln, wen er im Sinne trug. Schon im ersten Skrutinium erhielt Amadeus sechzehn Stimmen, zwei Dritteile waren erforderlich, bei der fünften Abstimmung wurde der Herzog
5. Nov. 1439. mit sechsundzwanzig Stimmen zum Nachfolger Petri erhoben und von den Deputationen und der allgemeinen Versammlung bestätigt.

Die Obedienz des Papstes Felix. Mit scheinbarem Widerstreben und unter mancherlei Vorbehalten nahm der Fürst die Wahl an, die eine glänzende Gesandtschaft des Konzils ihm in seiner Einsiedelei verkündigte. Das Glück, das ihm auf dem weltlichen Thron so gnädig gewesen, und die behagliche Ruhe seines stillen Eremitensitzes sollten nicht an der Tiara haften. „Der Stimme des heil. Geistes" nachgebend, erklärte
5. Jan. 1440. er sich endlich zur Annahme der Wahl bereit und legte sich den Namen Felix V. bei. Zugleich entsagte er jetzt völlig der Regierung seines Landes, die er seinem ältern Sohn Ludwig übertrug.

Schon daß die Kardinalsernennungen des neuen Papstes vielfach zurückgewiesen wurden, zeigte, wie wenig Zutrauen man zu dem neuen Papsttum hatte, während die von Eugen gebotenen Kardinalshüte mit Freude entgegengenommen wurden. Auch
24. Juli 1440. als Felix aus den Händen des Erzbischofs von Arles zu Basel die heilige Krone empfangen hatte, hob sein Ansehen sich nur wenig. Auch huldigten ihm nur einige deutsche Fürsten, wie Herzog Albrecht von München, dessen Bastardbruder, Johann Grünwalder, dafür die Kardinalswürde empfing, wie Pfalzgraf Stephan von Simmern-Zweibrücken, dessen Sohn Rupert das Bistum Straßburg erhielt, wie Herzog Albrecht von Österreich. Auch Elisabeth von Ungarn, die Witwe König Albrechts, erkannte den neuen Papst an, und in Böhmen und Polen war ihm eine starke Partei geneigt. Die großen Weltmächte jedoch hielten sich fern; wenn sie, wie Herzog Philipp Maria von Mailand und Alfons von Neapel, mit Felix in Unterhandlung traten, so geschah es nur, um ihrer vielverschlungenen arglistigen Staatskunst ein neues Moment von brauchbarer Wirkung hinzuzufügen. Außer den Bischöfen seines Landes erklärten sich nur wenige für den Papst des Konzils, dagegen standen mehrere Universitäten, die gegenüber der folgerichtigen Durchführung jener seit dem Konstanzer Konzil ausgebil-

deten Doktrinen das Unheil der neuen Kirchenspaltung gering anschlugen, auch jetzt auf seiten des neuen Papstes und des Konzils.

Noch ungünstiger aber als durch die geringe Obedienz gestaltete sich die Sache des Gegenpapstes dadurch, daß er von vornherein in eine schiefe Stellung zu dem Konzil geriet, das ihn erhoben. Die Väter hatten sich sehr getäuscht, wenn sie glaubten, der Herzog werde auf dem Stuhl Petri seine reichen Schatzkammern zum Wohl der Kirche und der darbenden Versammlung öffnen. Schon vor der Krönung hatte man über eine neue Provision für den Papst und die Kurie verhandelt. Man hatte ja die Annaten und ähnliche Einkünfte des römischen Stuhls abgeschafft, und doch konnte er solche gerade damals am wenigsten entbehren. Es kam über diese Fragen in der Versammlung wiederum zu heftigen Streitigkeiten und ärgerlichen Auftritten. Der Papst und das Konzil waren aufeinander angewiesen und unter sich verbunden; ein neuer Zwiespalt hätte für beide ein schmähliches Ende bedeutet. Ein Bruch wurde zwar verhütet, allein es trat bald zu Tage, daß jeder Teil vom andern größere Hoffnungen gehegt hatte, und nun getäuscht und mißvergnügt war. Der Fünfte, den das Konzil dem Papste von den Einkünften des ersten Jahres der Pfründen gewährte, kam nur aus Savoyen ein und hatte heftigen Streit zwischen Felix und seiner Kurie zur Folge. Man schalt den Greis geizig und undankbar, und er war ärgerlich und verstimmt über den Widerstand der weltlichen Herrscher, die Teilnahmlosigkeit der Völker und den Eigennutz und die Unwillfährigkeit der Väter und seiner eignen Kurie. So kam Papst Felix von vornherein in eine unsichere Stellung ohne festen Halt und Boden, und der erbleichende Glanz des Konzils wurde seit diesem seinem letzten Schritt immer trüber. Als die Baseler Väter einen neuen Papst aufstellten, war der zunächst in die Augen fallende Erfolg ihrer Wirksamkeit das erneute Schisma. Fürsten und Völker hatten die Früchte der Reformverhandlungen und des kirchlichen Streites einzuthun sich bestrebt, aber dem Konzil fühlten sie sich darum nicht zum Danke verpflichtet und am allerwenigsten dem schismatischen Papste. Was noch von ehrfurchtgebietender Hoheit und heiligem Ansehen an der Tiara haftete, fiel auf das Haupt Eugens IV.

Das Konzil und Felix V.

f. Kaiser Friedrichs III. Stellung zum Schisma und sein Vertrag mit dem Papst.

Inmitten einer neuen Kirchenspaltung, angesichts trostloser Zustände in dem zerrissenen Reich und gefahrvoller Wirren in Böhmen und Ungarn, einer Reihe ungelöster Fragen und noch im Dunkel liegender Entscheidungen stand der Thron des Deutschen Reichs abermals erledigt und die Kurfürsten sollten die Krone auf ein Haupt setzen, „das zu dem Reiche nutz sein würde". Auf die Ladung des Erzbischofs Dietrich von Mainz fanden sich die Wahlherren zu Frankfurt ein. Auch die herrenlose Krone Böhmen war vom Reichskanzler entboten worden und sandte als Vertreter den Burggrafen Heinrich von Meißen, Herrn von Plauen.

Die Königswahl. 1440.

Seiner Zulassung aber setzten die Kurfürsten Schwierigkeiten entgegen, und erst bei der Drohung, für den Schimpf der Zurückweisung blutige Rache zu nehmen, ließ man sich seine Teilnahme gefallen.

Es ist nicht leicht, in das diplomatische Gewebe und die Parteiumtriebe bei der Wahl einen klaren Einblick zu gewinnen. Kurfürst Friedrich II. von Sachsen war es wohl, der die Intrigen zu gunsten seines Schwagers, des Herzogs Friedrich von Österreich, vornehmlich spann. Daß dieser selbst eifrig um die Krone geworben und den Wettiner in sein Interesse zu ziehen gewußt, dürfen wir als erwiesen annehmen. Den Habsburger mochte neben dem Glanz des Kaisertums auch die Aussicht locken, als Oberhaupt des Reichs jene einst seinem geächteten Oheim entrissenen Vorlande (S. 229), die Wiege des Geschlechts, seinem Hause wieder zu gewinnen und in den böhmisch-ungarischen Verwickelungen das Reich zu seinen gunsten zu verwerten. Die Werbung des sächsischen Kurfürsten hatte den gewünschten Erfolg. Die Mehrzahl der Wahlherren war bald für den jungen Fürsten gewonnen, der sich zwar bisher noch nirgends bewährt und im eignen Lande genug zu schaffen hatte, den von fern eine trügerische Aussicht auf die böhmische und ungarische Krone lockte, und der daher ebensowenig, wie der verstorbene Albrecht, selbst wenn er dazu Willen und Thatkraft gehabt hätte, in der nächsten Zeit Hoffnung gab, daß er der Geschäfte des Reichs und der Kirche sich annehmen werde. Allein gerade diese Verhältnisse, welche erwarten ließen, daß das Deutsche Reich auch fürderhin einen Schattenkaiser haben werde, daß die Fürsten auch fürderhin in landesherrlicher Selbständigkeit schalten und walten dürften, daß die kurfürstliche Oligarchie noch ferner das Regiment im Reich haben sollte, empfahlen den Habsburger. Am Vorabend der Wahl verpflichteten sich die Kurfürsten ausdrücklich, an dem Artikel der Goldenen Bulle festzuhalten, wonach die Mehrheit der Stimmen alle binde.
2. Febr. 1440. Bei der Wahl fielen fünf Stimmen auf den Habsburger; der alte Markgraf von Brandenburg gab seine Stimme dem ehrenwerten Landgrafen Ludwig von Hessen und ihm folgte der böhmische Bevollmächtigte. Mit dieser Wahl war das Schicksal des Reichs auf lange hinaus entschieden und nicht zu dessen Heil. Die selbstherrlichen Gewalten durften jetzt ungescheut und ungestört den längst betretenen Weg souveräner Abschließung fortsetzen, und das Reichszepter war fortan ein Attribut der österreichischen Hausmacht.

König Friedrich III. Stellung zum Kirchenstreite. 6. April 1440.

Das Konzil sowohl wie Papst Eugen IV. war bemüht, den neuen König, dessen Gesinnung noch zweifelhaft war, für sich zu gewinnen. Noch bevor Friedrich III. die Annahme der Wahl erklärt hatte und obgleich die Wirren in Österreich, Böhmen und Ungarn, die wir noch kennen lernen werden, den König den Geschäften des Reichs und der Kirche noch länger fernhalten mußten, buhlten beide Parteien um die Gunst des Erwählten. Wenngleich von persönlicher Frömmigkeit und gläubiger Andacht, hatte Friedrich bisher die Vorgänge des Schismas teilnahmlos mit angesehen. So nahm er auch jetzt die Sendschreiben

und Botschaften, die Glückwünsche und Gunstbezeigungen von den Baseler Vätern und ihrem Haupt, wie von Eugen, gleichmäßig entgegen, ohne einer der Parteien den Vorzug zu geben. Unter diesen Umständen erstarkte und befestigte sich die Neutralität; stets wurde die „Einung, Protestation und Appellation" erneuert. Man lebte sich allmählich in den provisorischen Zustand, in die neutrale, von beiden Parteien unabhängige und umworbene Stellung ein. Die Fürsten, geistliche wie weltliche, fanden diesen Zustand, der ihnen freie Hand gewährte, ihren Wünschen besonders angemessen. Keiner unter den Kurfürsten war damals so gewandt in Staatsgeschäften, so tief verflochten in alle politischen Vorgänge und so wohl vertraut mit allen Verwickelungen, ein solcher Meister im geheimen, versteckten Intrigenspiel, als Jakob von Sirk, der im Jahre vor der Königswahl den alten Raban von Helmstädt auf dem erzbischöflichen Stuhl von Trier ersetzt hatte.

Durch den Erzbischof von Trier, in welchem man den eigentlichen Anstifter der neuen Königswahl hat erkennen wollen, ließ Friedrich III. einen Reichstag nach Nürnberg ausschreiben, über den Zwiespalt der Kirche zu beraten. Drei Baseler Kardinäle erschienen hier mit ausgedehnter Vollmacht, den König und die Fürsten durch Zugeständnisse für das Konzil zu gewinnen. Friedrich konnte nicht ins Reich kommen; er vertröstete auf einen zweiten Tag nach Mainz, wo mit Beihilfe aller katholischen Fürsten das Schisma beendet werden sollte. Auch hier erschienen nur königliche Bevollmächtigte, die Bischöfe von Augsburg und Chiemsee und Thomas Ebendorffer von Haselbach, Theologe von der Wiener Hochschule, dem wir auch historische Aufzeichnungen über das Baseler Konzil und die österreichische Geschichte verdanken. Die Instruktion, welche sie mitbrachten, war ganz danach angethan, den unentschiedenen Zustand zu verlängern. Weder zu einer Obedienzerklärung, noch zu dem Anschluß an die Neutralität waren sie bevollmächtigt. Zur Beilegung des Schismas sollten sie wiederum ein neues, drittes Konzil in einer deutschen Stadt in Vorschlag bringen. In Mainz fanden sich die Gesandten von Basel, unter denen jetzt auch der Kardinal von Arles glänzte, wie die Eugens ein, Nikolaus von Cusa und der sittenstrenge, pflichteifrige Juan de Carvajal. Die langen Reden und Antworten der geistlichen Herren hatten wenig Bedeutung; jetzt war nicht mehr die Zeit, zu untersuchen, wo sich das Recht befinde. Wochenlang saßen die Fürsten zu Mainz, ohne daß die kirchliche Frage auch nur einen Schritt fortgerückt wäre. Der Vorschlag eines dritten Konzils zur Hebung des Schismas, der auf dem Reichstag Beifall gefunden, war ein gänzlich hoffnungsloser Versuch, der bei Eugen, wie in Basel einer Zurückweisung zum voraus sicher war. Eine größere Bedeutung hatte das auf Betreiben des Erzbischofs von Trier insgeheim aufgesetzte Memorial, welches beiden Päpsten gegen gewisse Zugeständnisse die Anerkennung in Aussicht stellte, insbesondere um den Preis der Berufung eines Konzils und der Bestätigung der sog. pragmatischen Sanktion. In dieser Spannung der Gemüter kam die Kunde von der Ankunft des Königs.

Friedrichs erste Reichstage. 30. Nov. 1440. — *2. Febr. 1441.*

Friedrich hielt es endlich doch für geraten, den heimischen Händeln sich zu entwinden und sich der Pflichten des Reichsoberhauptes anzunehmen. Zwei Jahre waren seit der Wahl verflossen, als er zuerst sich anschickte im Reiche zu erscheinen. Nach Frankfurt war ein Reichstag angesagt worden. Als der König aber anlangte, waren die Reichsstände in so geringer Zahl vertreten, daß er die

Des Königs Anwesenheit im Reich und Krönung. 1442. — *15. April 1442.*

Frist hinausschob und gen Aachen zog, die Königskrone zu empfangen. Die geistlichen Gesandten sollten inzwischen einer Kommission ihre Sache vortragen.
17. Juni. Erzbischof Dietrich von Köln setzte zu Aachen dem Habsburger mit dem althergebrachten feierlichen Gepränge die römische Königskrone aufs Haupt. Zur fest-
8. Juli. gesetzten Frist war Friedrich wieder zu Frankfurt. Die langen Reden, in denen inzwischen hier Tudeschi und Nikolaus von Cusa die Gerechtigkeit ihrer Sache verfochten, brachten den kirchlichen Zwiespalt zu keinem Ende. Über den Vorschlag eines Konzils am dritten Orte kam man nicht hinaus. Was man zu Frankfurt in bezug auf das Reich beschloß, wurde in der „Reformation" von 1442 zusammengefaßt, treffliche Verordnungen über Landfrieden, Beschränkung der Feme, Münzverbesserung u. a., zu deren Durchführung es nur an der nötigen Autorität gebrach. Mit Reichstagsverhandlungen, mit Reden und Disputationen, mit Gesandtschaften und Vorschlägen, wie sie sich jahrelang in ermüdender, hoffnungsloser Gleichförmigkeit hinschleppten, war ein Erfolg weder in dem zerrütteten Reich, noch in der gespaltenen Kirche zu erzielen. Unschlüssig setzte der König seine Reise fort, er besuchte die Stadt des Konzils, um eine Zusammenkunft mit Papst Felix zu halten, mit dessen Tochter Margarete, der Witwe von Anjou, damals ein Heiratsprojekt gemacht worden. Die Unterredung hatte keinen Erfolg; als Friedrich Basel verließ, nahm er Enea Silvio als Sekretär der Reichskanzlei mit sich. Der schlaue Italiener begann jetzt sich von der Sache des Konzils abzuwenden; mit Freuden zog er hinab in das „rohe Barbarenland" und blickte bald mit Reue auf seine Baseler Verirrungen zurück.
1443. Als der König zu Anfang des neuen Jahres wieder in sein Stammland zurückkehrte, war nach keiner Seite hin ein Schritt von Bedeutung geschehen. Die Vertröstung von einer Versammlung zur andern, die Verhandlungen, Anerbietungen, scheinbaren Zugeständnisse, unter deren Deckmantel sich unvereinbare Gegensätze bargen, konnten die große Frage der kirchlich-politischen Stellung des Reichs nicht zum endlichen Austrag bringen. Auf einem andern Wege sollte bald Eugen den vollständigen Triumph über seine Gegner feiern.

Beginnender Zerfall der Neutralität. Und doch erhielt sich der Zustand der Unentschiedenheit, der abwartenden Neutralität, um die schließliche Parteinahme möglichst hoch zu verwerten, noch jahrelang, mannigfach gebrochen und verletzt, je nachdem die Verhältnisse in Basel oder bei Eugen größern Vorteil versprachen. Wir können die unfruchtbaren Verhandlungen der Reichstage, deren immer einer den andern gebar, nicht im einzelnen darlegen. Nachdem der König monatelang seine Ankunft im Reich versprochen und verschoben, fand er sich
Aug. 1444. endlich persönlich zu Nürnberg ein und beriet in einer glänzenden Versammlung von Fürsten und Städteboten über den Frieden der Kirche. Eine Deputation wurde beauftragt, sich mit der Lösung des Schismas zu beschäftigen; sie schlug vor: die deutsche Neutralität solle noch ein Jahr lang fortgeführt, am 1. Okt. 1445 ein allgemeines Konzil in Konstanz, Augsburg oder einer Stadt an der Donau versammelt und dort in Anwesenheit des Königs über die Stellung der deutschen Kirche endgültig entschieden werden. Deutlich gab sich unter den Fürsten ein Zwiespalt kund. Schon stand jener verschlagene Erzbischof Jakob von Trier, ein Mann von versteckter Politik, die auch

den Zeitgenossen dunkel war, in geheimem Einverständnis mit Papst Felix, dessen Ansehen von Tag zu Tag abgenommen hatte; ihm folgte Dietrich II. von Köln. Was die beiden Kirchenfürsten zu dem Konzilpapst geführt, ist mit Sicherheit nicht zu ermitteln. Auf dem Nürnberger Tag erklärten sich ihre Vertreter gegen den Vorschlag der Deputation und verlangten Gehorsam für das Konzil; Sachsen und andre Fürsten und Bischöfe schlossen sich ihnen an, die Gesinnung des Pfalzgrafen blieb zweifelhaft: ein bedenkliches Anzeichen des Zwiespalts zwischen dem Haupt und den Gliedern des Reichs. Dennoch blieb man einstweilen in der Protestation und Einung. Die „Avisamente" der Nürnberger Deputation, im wesentlichen der alte, längst zurückgewiesene Vorschlag, stieß selbstverständlich bei beiden Teilen auf Widerstand. Sie waren wohl überhaupt mehr ein Deckmantel, um die im geheimen reifenden Entschlüsse zu verhüllen, als daß damals irgend jemand einen Erfolg davon gehofft hätte. Auf dem Nürnberger Reichstage erhitzte zudem noch eine andre Angelegenheit die Gemüter: jener schmähliche Einfall der Armagnaks, welcher dem König offen zur Last gelegt ward und den wir noch an einem andern Ort darstellen. Unfähig sich zu rechtfertigen, verließ Friedrich unter Murren der Reichsstände voll Mißmut und Scham den Reichstag. Lange Jahre besuchte er keinen wieder.

Den Nürnberger Vorschlag brachte Enea Silvio, der uns bekannte Unterhändler, nach Rom. Zuvorkommend wurde der geistreiche, gewandte Vermittler, dessen Abfall vom Konzil längst entschieden war, vom Papste und den Kardinälen empfangen. Reumütig bekannte der kluge Überläufer seinen Irrtum und Fehltritt, dessen er sich wider den wahren Nachfolger Petri schuldig gemacht, und flehte um Verzeihung. Der Antrag wegen eines deutschen Konzils wurde natürlich abgewiesen, wichtiger war das Verständnis zwischen König und Papst, das damals eingeleitet und in geheimen Besprechungen vorbereitet ward. Als päpstlicher Agent am Kaiserhof, „als italienisches Auge und Ohr in deutschen Landen", kehrte Enea zurück, ohne jedoch sofort die Maske der Neutralität fallen zu lassen. Ihm folgten die päpstlichen Gesandten, Carvajal und der Bischof von Bologna, auf dem Fuße. Bald traten die wahren Ziele der geheimen Verhandlungen ans Tageslicht. Während der zu Johanni in Frankfurt zusammengetretene Reichstag noch immer von einem dritten Konzil sprach und einstweilen in der „Protestation und Einung" verblieb, bereitete sich in der Stille ein ganz andrer Ausgang der unersprießlichen Neutralität vor, eine Verständigung zwischen dem König und dem römischen Papst.

Der Vertrag zwischen Friedrich und Eugen. 1445.

24. Juni 1445.

Man einigte sich in Wien über den Preis, den Friedrich für seinen Abfall vom Konzil und für seine Obedienzerklärung erhalten sollte. Dem König ward das Recht zugestanden, hundert kirchliche Benefizien im Bereich seiner Erblande zu vergeben, ferner das lebenslängliche Recht, für sechs ebendaselbst gelegene Bischofsstühle geeignete Personen vorzuschlagen (Nominationsrecht), ebenso zur Visitation der Klöster in den österreichischen Erblanden. Ferner versprach ihm der Papst die Kaiserkrönung in Rom oder einer andern italienischen Stadt und eine Beisteuer zu den Kosten des Zugs, sowie die Erlaubnis, zu diesem Zweck von allen Pfründen in Deutschland einen Zehnten zu erheben. Der schmählichste Preis jedoch für die Obedienzerklärung war die Verschreibung einer Geldsumme von 221,000 Dukaten an den König.

Der Papst gewährte mit Freuden die Bullen, welche diese Bedingungen

Jan. Febr. 1446.

zugestanden. Hatte er doch mit dieser Übereinkunft die Grundlage des verhaßten Konzils und der Neutralität zerstört und den Anfang gemacht, um die deutsche Kirche wieder in das alte Joch zu zwingen. Es war ein schmachvoller Handel, als das Oberhaupt des Reichs sich bewegen ließ, um schnödes Geld und Stellen für gierige Günstlinge, hinter dem Rücken der deutschen Fürsten, alle Reformen und alle Freiheiten der deutschen Kirche preiszugeben. Waren es doch lauter Zugeständnisse, die sich auf das habsburgische Erbland bezogen, und von wie geringer und vorübergehender Bedeutung selbst für dieses. Zudem gab der Papst Rechte daran, die ihm das Konzil soeben abgesprochen, die den Bischöfen und Kapiteln zustanden. Schwache Unselbständigkeit, kleinliche Habgier, hinterlistige Heimlichkeit und zaghafte Zurückhaltung in widerwärtiger Mischung zeigte der Träger der deutschen Krone in einem Momente, der eine entscheidende Bedeutung in unserm staatlichen und kirchlichen Leben hätte gewinnen können, jetzt aber so schmählich und schwächlich aus den Händen gelassen ward.

g. Sieg des Papsttums und Ausgang des Baseler Konzils.

Der Frankfurter Kurverein. Der Verkauf der Obedienzerklärung von seiten Friedrichs III. war ein Wendepunkt in dem Kirchenstreit. Es lag eine schwüle Luft über Deutschland; dunkle Gerüchte von den Umtrieben und Verhandlungen ängstigten die Gemüter; man fühlte allerseits, daß sich ein wichtiger Schlag vorbereite, daß man unmittelbar vor der Entscheidung stehe. Sie sollte nicht lange ausbleiben. Papst Eugen glaubte jetzt die Zeit zu energischem Auftreten gekommen. Jetzt galt es der untergrabenen Neutralität, die allein das Konzil noch hielt, den letzten Schlag zu geben, und Eugen IV., ein Mann der raschen Entscheidung und kühnen That, zerriß nunmehr das jahrelang gesponnene diplomatische Gewebe mit gewaltsamer
9. Febr. 1446. Hand. Eine Bulle entsetzte die Erzbischöfe Dietrich von Köln und Jakob von Trier als Ketzer, Schismatiker und Empörer ihrer Würden. An ihre Stelle wurden Verwandte des kurial gesinnten Herzogs von Burgund gesetzt, Adolf von Kleve in Köln, Bischof Johann von Cambrai in Trier. Wohl waren die beiden vorher zur Verantwortung vorgeladen worden, aber doch rief der kühne Schritt Staunen und Schrecken hervor. Der Bann über die zwei hervorragendsten neutralen Kurfürsten war ein drohendes Zeichen, wessen man sich jetzt von dem neu erstehenden römischen Stuhl zu versehen habe. Nicht bloß die Kurfürsten, sondern die Kirche und das Reich waren getroffen, und das Schlimmste war, daß man dem König die Mitschuld an dem Schlage zuschrieb. Es galt jetzt den Angriff in festgeschlossener Einheit abzuwehren.

21. März 1446. Alsbald versammelten sich die Kurfürsten in Frankfurt und schlossen einen Kurverein zu gegenseitiger Gewährleistung ihrer Rechte und Herrschaften, zu treuem Zusammenstehen, wenn irgend jemand einen von ihnen angreifen oder schädigen wolle. Die kurfürstliche Oligarchie maß sich das Recht bei, sich in Kirche und Reich der Schäden

anzunehmen. Zugleich wurde vereinbart, unter welchen Bedingungen man Eugen IV. als Papst anerkennen wolle: er sollte die Dekrete von der höchsten Autorität der Konzilien annehmen, ein deutsches Konzil zum 1. Mai des folgenden Jahres einberufen, die Baseler Dekrete, wie sie in der Sanktion von 1439 (S. 296) enthalten, anerkennen. Bis des Papstes Antwort eingelaufen, wollten die Kurfürsten in der Protestation verharren. Träfen die päpstlichen Bullen zum bestimmten Termin nicht ein, so müßten die Kurfürsten annehmen, der Papst habe die Absicht, die Gewalt der heiligen Konzilien zu unterdrücken, und wollten sich dem Baseler Konzil zuwenden. Auch dieses sollte, im Fall der Weigerung des Papstes, aufgefordert werden, sich zu verlegen und die Bestimmung von Zeit und Ort den Kurfürsten zu überlassen, ohne daß jedoch Felix den Vorsitz führen dürfe. Was das neue Konzil, sei es nun von Eugen oder den Baselern berufen, über die Kirchenspaltung im Beisein der Kurfürsten und des Königs, falls er beitreten würde, beschließe, das wollten die Kurfürsten annehmen. Auch wollten sie den König und die übrigen Fürsten des Reichs zum Beitritt auffordern und dann gemeinschaftlich eine pragmatische Sanktion verfassen, welche von Papst Eugen oder von den Baselern zu bestätigen sei. Sollte sich Friedrich weigern, der Einigung beizutreten, so würden die Kurfürsten dennoch darin verharren. So schloß sich, ohne den König, ja mit nicht zu verkennender Drohung gegen ihn, die kurfürstliche Oligarchie fest zusammen, um der päpstlichen Überhebung die Spitze zu bieten und die kirchliche Frage in nationalem Sinne zu entscheiden.

Es mochte vielen scheinen, als sei der römische Papst doch allzu rücksichtslos und gewaltsam vorgegangen. Die abgesetzten Erzbischöfe, solidarisch mit ihren Standesgenossen verbunden, waren mächtige Gegner. Noch war es im Reich nicht offenkundig, in welcher Weise sich Friedrich von der Kurie hatte gewinnen lassen; in dem Kurverein aber war es deutlich ausgesprochen, daß die Verbündeten ihre Maßregeln auch ohne und wider den König ergreifen würden. In Wien und Rom geriet man in Besorgnis über den festgeschlossenen Widerstand. Es war eine arge Verlegenheit für den König, eine gerechte Strafe seiner heimlichen, unehrlichen Politik, als zu gleicher Zeit die päpstlichen Gesandten mit der Bestätigung des Vertrags und die kurfürstlichen Boten mit der Aufforderung zum Kurverein an seinem Hof anlangten, beide auf eine bestimmte Erklärung drängend. An der Spitze der kurfürstlichen Gesandtschaft stand **Gregor von Heimburg**, der bei den Neutralitätsbeschlüssen und bei dem Kurverein selbst eine hervorragende Thätigkeit entfaltet hatte. Aus einem fränkischen Adelsgeschlecht entsprossen, damals ein Mann in seinem kräftigsten Alter, hochgewachsen von Gestalt und fest in seinem ganzen Wesen, unbeugsam in seinem Willen und Streben, in den Staatsgeschäften tief erfahren, von seltener Schärfe des Urteils und Kenntnis des Rechts, unbestechlich von äußerem Schein und sich vollkommen bewußt, was er wollte und für Recht erkannte: so tritt der wackere Kämpe gegen welsche List und pfäffischen Trug uns entgegen, ein Mann von deutscher Art und Kraft, selbst auf den krummen Wegen der Politik an seiner ehrlichen Überzeugung haltend und unermüdlich thätig, wo er für sein Vaterland wirken konnte. Schon oft hat man die beiden Männer, damals und wo immer sie zusammentrafen unversöhnliche Gegner, Heimburg und Enea Silvio, als

König Friedrich und die Kurfürsten.

ausgeprägte Vertreter deutscher und welscher Art nebeneinander gestellt, den schöngeistigen und feinen Italiener mit der schmeichelnden und doch wieder so bittern und scharfen Zunge, den vielgewandten Parteigänger, der jede Fügung des Schicksals erspähte und sich nutzbar machte, ohne Gewissen, ohne Grundsätze und ohne Überzeugung, und den derben, urkräftigen Deutschen mit dem trotzigen Sinn und dem festen Willen, rücksichtslos und barsch im Auftreten, ohne Ehrfurcht und Scheu, wie ihn sein Gegner selbst schildert.

Als die kurfürstlichen Boten vor den König traten, erhielten sie eine ausweichende Antwort: auch er sei mit jener Absetzung unzufrieden und wolle die Forderungen der Kurfürsten bei Eugen befürworten, allein in ihren Beschlüssen sehe er eine Schmach der Nation und Mehrung des Schismas; in die Einung, die man hinter seinem Rücken gemacht, könne er nicht eintreten. Doch aber war Friedrich über den Schritt der Kurfürsten erschrocken. Als die Boten weiter gen Rom zogen, sandte er seinen vertrauten Höfling Enea ebendahin, um dem Papst ein milderes Auftreten und Widerruf des Absetzungsdekrets zu empfehlen. Auch mußte Enea die Kurie von der drohenden Gefahr zu überzeugen und zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Eugen hörte die unverhüllte Rede Heimburgs und die überbrachten Forderungen gelassen an und rechtfertigte sich mit kurzen Worten; den versammelten Fürsten wolle er das weitere zukommen lassen. So brachten die Gesandten weder von Wien noch von Rom eine bestimmte Antwort heim.

Der Frankfurter Reichstag. Sept. 1446.

Die Entscheidung mußte sich jetzt zu Frankfurt vollziehen auf dem zum 1. September angesetzten Kurfürstentag, der sich alsbald durch die Anwesenheit der kaiserlichen Gesandten und anderer Fürsten zu einem Reichstag gestaltete. Die Baseler waren den kurfürstlichen Forderungen vollständig nachgekommen und hatten in die Verlegung der Versammlung eingewilligt. Nahm die Sache den verabredeten Verlauf, so mußten sich die Kurfürsten auf die Seite des Baseler Konzils stellen, denn Eugen hatte den Termin nicht eingehalten und die Forderungen nur unvollständig erfüllt. Der Bischof Thomas von Bologna, welcher den endgültigen Bescheid des Papstes überbringen sollte, war noch nicht eingetroffen; er lag unterwegs am Fieber danieder. Die Erklärung, in der Vollmacht der päpstlichen Nunzien Carvajal und Nikolaus von Cusa enthalten, war in jeder Beziehung unbestimmt und ungenügend. Der Vertreter der Baseler, der Kardinal von Arles, war voll guter Zuversicht. Unter diesen Umständen hatten die kaiserlichen Gesandten, die Markgrafen Jakob von Baden und Albrecht von Brandenburg, die Bischöfe von Augsburg und Chiemsee, der Geheimschreiber Enea Silvio, die Aufgabe, den festgeschlossenen Kurbund womöglich zu trennen. Der Reichstag nahm von vornherein einen heftigen, leidenschaftlichen Ton an. Schon bei dem Hochamt vor der Eröffnung kam es zum Streit, als der Kardinal von Arles sich das Kreuz vortragen lassen und den Segen erteilen wollte; er mußte davon abstehen. Auch in den Verhandlungen ging es heftig her; leidenschaftlich sprach Heimburg, schmähend Jakob von Trier; vergebens suchte der redegewandte Silvio zu begütigen. Die Gesandten des Königs und des Papstes waren voll schlimmer Befürchtungen; die Gegner

forderten eine offene Erklärung für das Baseler Konzil. Allein die Päpstlichen fanden eine Rettung. Erzbischof Dietrich von Mainz, ein prachtliebender Prälat, der sich bisher ganz von dem Rechtsgelehrten Lysura hatte lenken lassen, wurde mit Gold und süßen Worten zum Abfall von dem Kurfürstenbund beredet. Wenn die päpstlichen Zugeständnisse und die kurfürstlichen Forderungen in Einklang zu bringen waren, mochten viele der anwesenden Fürsten der Meinung sein, auf der eingeschlagenen gefährlichen Bahn einzuhalten. Dies zustandezubringen, war das Verdienst Enea Silvios. Er formulierte die Sätze des Frankfurter Kurvertrags in der Weise, wie der Papst sie zuzugeben entschlossen war. Mit dieser abgeschwächten Punktation, die den Beifall der königlichen und nach einigem Sträuben auch der päpstlichen Gesandten fand, erklärte sich bald eine große Zahl der Fürsten einverstanden. Die Gesandten von Brandenburg schlossen sich dem Mainzer an, die meisten Bischöfe folgten. Die Antwort des Papstes wurde für genügend erkannt und der Beschluß gefaßt, in der römischen Obedienz zu bleiben. Die Mehrheit der Fürsten vereinigte sich dahin, daß sie nach Bestätigung der Punktation dem Papst Gehorsam leisten wollten. Nur die Kurfürsten von Trier, Köln und Sachsen ritten voll Ingrimm weg; Pfalzgraf Ludwig hielt mit seiner Meinung zurück. Keiner konnte sich verhehlen, daß mit diesem Verlauf des Reichstags die Kraft und das Ansehen des Baseler Konzils gebrochen war; nur noch wenige Väter waren zugegen und diese mutlos und voll schlimmer Befürchtungen. Die Verständigung zwischen der deutschen Kirche und dem apostolischen Stuhl, die noch soeben völlig gescheitert schien, war damit angebahnt, es bedurfte nur noch des definitiven Abschlusses.

Sprengung des Kurvereins.

5. Okt. 1446.

Als die kaiserlichen und fürstlichen Gesandten, unter denen wiederum Enea Silvio und Johann von Lysura, der Bevollmächtigte von Mainz, hervorragten, in Rom anlangten, fanden sie einen glänzenden Empfang. Doch gab sich im Kardinalkollegium Widerstand gegen die vier Artikel kund: man klagte über Täuschung und Erniedrigung des heil. Stuhls. Der Papst selbst war todkrank und wünschte sehnlich, sein kampferfülltes Pontifikat mit einem Friedenswerk zu beendigen. Der Tod des Papstes aber konnte die ganze Sachlage umgestalten, den ganzen Ausgleich in Frage stellen. Die Vermittler, insbesondere Silvio, waren unermüdlich, den Widerstand der Entschiedensten im Kardinalkollegium zu brechen, und es gelang ihnen endlich abermals, eine Formel der Übereinkunft zu finden. Die vier Artikel der Frankfurter Punktation, selbst schon eine Abschwächung der kurfürstlichen Forderungen, wurden in eine noch mildere, noch verklausuliertere und dehnbare Fassung gebracht und auf Grund dieser ein provisorisches Konkordat geschlossen.

Das provisorische Konkordat.

Febr. 1447.

1. Die Berufung eines neuen Konzils nach Konstanz, Straßburg, Mainz, Worms oder Trier wurde zugestanden, aber von der Einwilligung der andern Fürsten und Völker abhängig gemacht, eine Bedingung, deren Erfüllung die Kurie ganz in der Hand hatte; auch war das

Zugeständnis nicht in Form einer allgemeinen Bulle, sondern eines Privatversprechens an den König, an Mainz und Brandenburg, abgefaßt und somit nach deren oder des Papstes Tod nicht mehr bindend. 2. Die Anerkennung der Superiorität der Konzilien nach den Konstanzer Dekreten Frequens und Sacrosancta wurde in unbestimmten, deutbaren Worten ausgesprochen, welche den Umfang dieser Anerkennung namentlich in bezug auf die Dekrete des Baseler Konzils sehr im Unklaren ließen. 3. Ebenso unbestimmt und biegsam war die Fassung in bezug auf die sog. pragmatische Sanktion vom 26. März 1439. „Alle, welche jene Dekrete angenommen oder den sie Annehmenden angehangen haben," sollten im Genuß derselben bleiben, bis Eugen einen Legaten nach Deutschland schicke, der über jene Dekrete und die Versorgung des apostolischen Stuhles ein Abkommen schließe. Der Annatenbeschluß und alle in der Sanktion enthaltenen Freiheiten der deutschen Kirche wurden in Frage gestellt, ein endlicher Beschluß darüber sowie die Entschädigung des heil. Stuhles künftiger Unterhandlung vorbehalten, die Obedienzerklärung der Nation aber sollte vorausgehen; an die Stelle der pragmatischen Sanktion sollte ein Konkordat treten. Soweit war die klare bestimmte Forderung des Kurvereins bereits verdreht worden! Nachgiebiger bewies sich die Kurie gegen die, welche während der Neutralität und durch das Konzil Ämter und Pfründen erlangt hatten; sie sollten in ihren Rechten verbleiben, wenn sie zur Obedienz zurückkehrten. Ebenso sollten 4. die beiden entsetzten Erzbischöfe in ihren Ämtern restituiert werden.

Die Obedienzerklärung. Der sterbende Papst genehmigte den vorgelegten Vertrag. Allein in der Seelenangst, der Würde des heil. Stuhls zu viel vergeben zu haben, ließ er einen Vorbehalt (Salvatorium) aufsetzen: Er habe, um die Deutschen zum Gehorsam zurückzuführen, in Bedingungen eingewilligt, deren Bedeutung er in seiner Krankheit nicht hinlänglich habe prüfen können; er erkläre daher jedes Zugeständnis, das wider die Lehre der heil. Väter sei und dem apostolischen Stuhl zum Nachteil gereiche, für ungültig. Es lag den Vermittlern des Friedens alles daran, daß die Obedienzerklärung geleistet werde, ehe der Tod des Kirchenfürsten neue Verwickelungen herbeiführe; und auch dies gelang ihnen trotz
7. Febr. 1447. der Einrede der sächsischen und pfälzischen Gesandten. Auf dem Totenlager empfing der Papst die Gehorsamserklärung einer Anzahl deutscher Fürsten. Glockengeläute, Festjubel und Freudenfeuer verkündeten der ewigen Stadt das geschlossene Friedenswerk. Es war der letzte Erfolg Eugens IV., wenige Tage
23. Febr. 1447. später sank er ins Grab. Sein Pontifikat war ein stürmisches gewesen, von Anfang bis zu Ende voll Kampf und Unfrieden. Wohl können wir begreifen, wenn der heil. Vater sich sterbend mit Sehnsucht der Tage erinnerte, da er als frommer Klosterbruder ein ruhiges Leben in Frieden und Demut führte. Seine durchfahrende Gewaltthätigkeit, seine rücksichtslose Schroffheit, sein starrer Sinn, dem doch wieder großartige Energie, innere Festigkeit fehlte, waren wenig geeignet, in so stürmischen Zeiten die Kirche zu lenken; an der Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit des Streites war die herbe Sinnesart Eugens IV. nicht zum wenigsten schuld gewesen.

Die neue Papstwahl. Der Stuhl Petri blieb nicht lange verwaist. Es galt jetzt, das fühlte jeder, eine rasche, einmütige und womöglich allen Parteien genehme Wahl.
6. März 1447. Man einigte sich auf Thomas Parentucelli, seit kurzem Bischof von Bologna und Kardinal, einen Mann von niedriger Herkunft, aber tiefer Gelehrsamkeit,

einen Gönner der Wissenschaft und Kunst, lebhaft und erregbar, selbst heftig, aber von freundlicheren Sitten als sein schroffer Vorgänger. Noch jüngst hatte er in den kirchlichen Verhandlungen seine Befähigung bewiesen und war mit den Zuständen und Stimmungen vertraut. Zu Ehren Albergatas, des Kardinals von Santa Croce, dem er lange Jahre gedient, nannte sich der neue Papst Nikolaus V. Weder die Orsini, noch die Colonna, noch sonst eine Partei konnte über eine solche Wahl erzürnt sein. Er liebte den Frieden, in welchem er seine Neigung zu Kunst und Glanz befriedigen konnte, und trat mit versöhnlichen Worten, sparsamen Haushalt und Reformen versprechend, sein hohes Amt an. In der kirchlichen Politik griff er die Fäden so auf, wie sie den Händen seines sterbenden Vorgängers entfallen waren. Bald ging der Kardinal Carvajal als päpstlicher Legat nach Deutschland, um das eingeleitete Geschäft zu Ende zu führen.

Die Fürsten, welche zum Gehorsam des römischen Papstes zurückgekehrt waren, fanden sich auf kaiserliche Berufung zu Aschaffenburg ein. Als Friedrichs Gesandter erschien wieder Enea Silvio, der soeben das Bistum Triest als Lohn seiner Thätigkeit davongetragen. Da die versammelten Fürsten unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Mainz sämtlich der mit Rom einverstandenen Partei angehörten, so wurde ohne Gegenrede Nikolaus als rechtmäßiger Papst anerkannt und eine Gehorsamserklärung an ihn beschlossen. Auf einem andern Tag zu Nürnberg sollten sich alle Stände des Reichs einfinden, um dort über die Entschädigung des heil. Stuhls Bestimmung zu treffen, „falls nicht inzwischen mit dem Legaten ein Konkordat geschlossen sei“. Soweit war nun der furchterregende Kurfürstenbund erniedrigt, daß die Reichsversammlung das Schicksal der deutschen Kirche in die Hände des Königs legte, dessen Gesinnung man doch hinlänglich kannte. Indem man den Papst anerkannte, hatte man schon die wirksamste Waffe, um berechtigte Forderungen durchzusetzen, aus der Hand gegeben; einem Konkordat des Königs mit dem Legaten sollte nunmehr das übrige, der endliche Beschluß über die päpstlichen Zugeständnisse und die Provision des heil. Stuhles anheimgestellt sein. Friedrich erließ alsbald im Namen der Aschaffenburger Fürsten eine Gehorsamserklärung. Es galt nun zunächst die noch Widerstrebenden zu gewinnen, um das ganze Reich wiederum zu Füßen des neugekräftigten Papsttums zu legen; und auch das hielt nicht schwer. Die Kurfürsten von Trier, Köln, Pfalz und Sachsen hatten mit Frankreich auf dem Konvent von Bourges unterhandelt, aber auch hier war man schon übereingekommen, sich dem römischen Papst wieder zu unterwerfen und suchte nur noch nach einer Ausgleichungsform. So kehrte von den verbündeten Kurfürsten und Fürsten einer nach dem andern zur Obedienz Roms zurück, zuletzt auch der Entschiedenste, Jakob von Trier. Gab es für sie doch damals keine andre Rettung mehr; das Baseler Konzil hatte seine Rolle ausgespielt und war der Auflösung nahe. Auf der andern Seite aber winkten reiche Gaben für eignen Vorteil;

Der Fürstentag zu Aschaffenburg. Juli 1447.

wer konnte da Hingebung an die gute Sache und Opfer für dieselbe erwarten! Als die Kette des kurfürstlichen Vereins gesprengt worden, war der Triumph von Papsttum und Königtum im Bunde entschieden.

Das Wiener Konkordat. 17. Febr. 1448. Das fein angelegte Ränkespiel fand seinen Abschluß durch das Wiener Konkordat, das Kaiser Friedrich mit dem Kardinal Carvajal „für die deutsche Nation und mit Zustimmung der meisten Kur- und andren Fürsten" vereinbarte. Wer konnte von dem Wiener oder, wie es genannt wurde, Aschaffenburger Konkordat nach solchen Vorgängen viel Heilsames erwarten! Der von Eugen angenommene römische Präliminarvertrag bildete die Grundlage. War derselbe schon eine bedeutende Abschwächung der Mainzer Sanktion, so wurde jetzt abermals in die Palladien der deutschen Kirche ein tiefer Schnitt gethan.

In betreff der kirchlichen Wahlen und der Kollation der Pfründen hatte sogar das Baseler Konzil dem Papste gewisse Reservationen vorbehalten; jetzt aber wurden dieselben in viel weiterem Umfang gewährt. Es war eine ganz stattliche Reihe von Vakanzen, deren Besetzung dem Papste wieder zugestanden ward, und zudem ließ auch hier die Fassung der Worte jeder Willkür und Deutung freies Spiel. Die päpstlichen Reservationen bestanden in allen Pfründen, die in curia erledigt wurden, d. h. deren Inhaber am römischen Hof oder in der Entfernung von zwei Tagereisen starben, in allen Pfründen der Kardinäle und höheren römischen Beamten, in allen durch päpstliche Ab- und Versetzung oder durch Verzichtleistung erledigten Pfründen, in den Ämtern derjenigen, die durch päpstliche Verleihung ein Bistum, eine Abtei oder ein sonstiges mit ihrem bisherigen unverträgliches Amt erhielten. Ferner wurden dem Papste reserviert alle Pfründen, welche in den Monaten Januar, März, Mai, Juli, September, November erledigt würden, mit Ausnahme der höheren Würden an Kathedral- und Kollegiatkirchen, worüber ordnungsmäßig verfügt werden sollte. Schließlich stand dem Papste die Provision zu, wenn ihm die Wahl nicht in der gesetzlichen Frist angezeigt wurde, wenn sie unkanonisch vollzogen war und wenn der Papst „aus vernünftigen und einleuchtenden Gründen" einen Würdigern vorschlägt. Noch gründlicher wurden die Baseler Errungenschaften in der Annatenfrage preisgegeben. Es wurden zwar einzelne mildernde Zusätze gemacht, im Grund aber das verhaßte Institut im alten Umfang wieder aufgerichtet. „Es war dem römischen Stuhl als Entschädigung alles das zurückgegeben, was nach den Baseler Beschlüssen abgestellt sein, wofür er entschädigt werden sollte". In der Entschädigungsfrage — Provision und Annaten — ist das Wiener Konkordat eine Wiederholung des Konstanzer; in allen übrigen Punkten wurden die römischen Februarbullen (S. 307 f.) bestätigt.

Der Papst genehmigte den Vertrag unverzüglich; die deutschen Bischöfe zögerten anfangs, allein im Laufe der Jahre gab einer nach dem andern seine Einwilligung und erntete dafür Rechte und Gnaden für seine Kirche. Es ist bezeichnend, daß das Konkordat anfangs von der kaiserlichen Kanzlei geheim gehalten wurde; auf einem Reichstag wurde es nie bestätigt, unter der Hand wurde die Zustimmung dafür erkauft. Die wesentlichsten Rechte, die man sich aus dem Baseler Konzil hatte sichern wollen, waren in einer Weise preisgegeben, entstellt und verdreht, daß die ganze Baseler Reform dadurch zu einem bedeutungslosen Schein wurde, und auch das wenige, was als Gewinn für die deutsche Kirche übrig blieb, wurde mißachtet und vergessen. Kaum ist je ein diplomatisches Spiel mit mehr Schwäche, kleinlicherem Eigennutz und Nach-

giebigkeit auf der einen, mit mehr Ränkesucht und Unredlichkeit auf der andern Seite gespielt worden.

Das Baseler Konzil war längst untergraben, die Auflösung der Neutralität und die Verträge mit der römischen Kurie waren sein Todesstoß. Nirgends mehr unter den weltlichen Mächten hatte Papst Felix einen Halt. Auf den verödeten Bänken des Baseler Münsters saßen noch einige savoyische Bischöfe, niedere Geistliche und Schreiber. Man suchte nur noch eine Form, um einen möglichst vorteilhaften Frieden zu schließen. Bald nach der Aschaffenburger Obedienzerklärung gebot der Kaiser den Bürgern von Basel, den Versammelten das Geleite zu entziehen, dem Konzil selbst sich aufzulösen. Als der Rat dem wiederholten Befehl Folge leistete, zogen die Väter nach Lausanne. Unter französischer Vermittelung kam endlich eine Einigung zu stande. Felix entsagte dem Papsttum und empfing den Kardinalstitel und die Würde eines beständigen apostolischen Vikars, alle Glieder seiner Kurie wurden in ihren Stellen und Ämtern hergestellt. Darauf wählten sie „um des Friedens und der Einheit der Kirche willen“ Nikolaus V. zum Oberhirten und lösten sich feierlich auf. Die beiden Häupter des Konzils überlebten das Ende ihres Werkes nicht lange. Felix starb in frommer Zurückgezogenheit; der Kardinal d'Allemand, der in sein Erzbistum Arles zurückgekehrt, war ihm im Tod vorangegangen. An seinem Grabe beteten die Frommen, Wunderheilungen geschahen dort, später ward er vom Papst Clemens VII. feierlich selig gesprochen.

Ende des Baseler Konzils. 1449.

25. Apr. 1449.

7. Jan. 1451.

16. Sept. 1450.

Als im folgenden Jahr die große Jubelfeier in der ewigen Stadt abgehalten wurde und Tausende von Gläubigen nach Rom pilgerten, also daß die Menge der Herbeiströmenden kaum Herberge fand: da feierte das Papsttum einen stolzen Triumph. Von dem verheißenen Konzil war nicht mehr die Rede; die Stimmen, die so eifrig auf Reform gedrungen, waren verstummt. Neugestärkt erhob sich die pontifikale Macht aus den Angriffen und Stürmen der letzten Jahrzehnte, wie zum Hohne setzten die nachfolgenden Oberhirten ungescheut das alte Wesen fort. Was man zu Rom im Drang der Verhältnisse nachgegeben, geriet in Vergessenheit; bald bestieg jener Enea Silvio, dem das Papsttum wie keinem andern den Sieg zu danken hatte, als Pius II. den Stuhl Petri. Um eine Wiederkehr der konziliaren Reformbewegung unmöglich zu machen, zu deren hervorragendsten Vorkämpfern er selbst in jungen Jahren gehört hatte, verdammte er den Satz, auf dem sie überhaupt beruhte, daß das Konzil über dem Papste stehe, als häretische Irrlehre. Die Kurie zog keine Lehre aus dem gewaltigen Kampfe; dort glaubte man, die deutsche Kirche auf ewig in das alte Joch gezwungen zu haben. Nach dem Widerstand der Konzilien herrschte Ermüdung und Schlaffheit. Wiederum erblickte die heilsbedürftige Menschheit, jetzt wieder eine Herde unter einem Hirten, im Thron des Nachfolgers Petri ihre Hoffnung und Rettung in den Stürmen der

Das Papsttum nach seinem Sieg. 1450.

Welt. Aber das römische Kirchenwesen war und blieb entartet, völlig verweltlicht, nur auf zeitliche Herrschaft und zeitlichen Genuß bedacht. Erst nach Jahren erwachte wieder der eingeschläferte Unwillen und Widerstand gegen das römische Wesen, und die entstellte und gesunkene Kirche Christi wurde in gewaltigem Kampf gereinigt und gerettet. Die lutherische Reformation war die gerechte und notwendige Nemesis für die Unterdrückung und Verhöhnung der Reformbestrebungen des fünfzehnten Jahrhunderts.

C. Der Süden und der Norden.

I. Italien.

Litteratur. 1. Die wichtigsten Quellen für die italienische Geschichte sind enthalten in den großen Sammelwerken von Muratori: Rerum Italicarum scriptores. Mediol. 1723—1751. 28 voll. fol. — Antiquitates Italicae medii aevi cet. Mediol. 1738—1742. 6 voll. fol. — Annali d'Italia cet. Milano 1744 (auch deutsch unter dem Titel: Gesch. v. Italien nach Ordnung der Jahre von Anfang der christl. Zeitrechnung bis auf das Jahr 1500. Leipz. 1745 ff. 9 Bol. 4⁰), und für die kirchlichen Angelegenheiten die von Joh. Dom. Mansi besorgte Ausgabe der Annales eccles. v. Baronius, Pagi, Raynaldus u. a. (Lucca 1738—1759. 38 voll. fol.) sowie dessen Conciliorum nova et ampliss. Collectio. (Flor. et Ven. 1759 sqq. 31 voll. fol.) Im Allgemeinen vgl. O. Knoll, Beiträge zur italienischen Historiographie des vierzehnten Jahrhunderts. Göttingen 1877.

2. Unter den Werken über die allgemeine Geschichte Italiens sind hervorzuheben: J. Fr. Lebret, Geschichte von Italien. 3 Bde. (in der Baumgart'schen Allgemein. Welthistorie Halle 1778—1787) und das schon mehrfach erwähnte Werk von H. Leo, Geschichte der italienischen Staaten (in der Heeren-Ukertschen Gesch. der europ. Staaten. Hamb. 1829—1834. 5 Bde.); Carlo Denina: Delle rivoluzioni d'Italia, in verschiedenen Ausgaben erschienen, auch ins Deutsche übersetzt (Leipz. 1771 ff.); Sismond de Sismondi, Histoire des républiques Italiennes du moyen âge (Paris 1809—1818. 16 voll.), auch ins Deutsche übersetzt; Troya, Storia d'Italia del medio evo. Neapel 1839—1859. 4 voll. Einzelne hierher gehörige Gegenstände behandelt auch A. v. Reumont, Beiträge zur italienischen Gesch. 6 Bde. Berlin 1853—1857.

3. Über einzelne Länder: a. Herzogtum Mailand: Giulini, Memorie spettanti alla storia e al governo di Milano (Mailand 1760—1770. 10 voll. 4⁰); C. Verri, Storia di Milano (wiederholt aufgelegt und fortgesetzt). Neuere Werke von Rosmini, Cantù, Cusani (Storia di Milano). — b. Piemont und Savoyen: Sam. Guichenon, Histoire généalogique de la royale maison de Savoye. Lyon 1660. — Die Storia dell' Italia occidentale des erwähnten C. Denina (Turin 1809 f., 6 voll.) ist eine Geschichte Piemonts und der übrigen Staaten des Königreichs Sardinien, und unter diesem Titel v. Fr. Straß ins Deutsche übersetzt (Berl. 1800 ff.); Ant. Gallenga, History of Piedmont (Lond. 1855. 3 voll.). — c. Von der florentinischen Geschichtschreibung ist, mit Benutzung der „Historischen Schriften" von Gervinus, schon in Bd. VII. S. 858 ff. gehandelt. Bei der vorliegenden Arbeit wurde neben Villani vorzugsweise von Nik. Machiavelli's Istorie fiorentine in seinen sämtlichen Werken (auch mehrfach ins Deutsche übersetzt) Gebrauch gemacht. — Über die Geschichte von Genua sind außer den älteren Werken von Folieta (histor. Genevens. l. XII. Genuae 1585), Mailly (Hist. de la républ. de Gênes, Paris 1697) benutzt die Spezialgeschichten von Serra (Storia della Liguria, Torin. 1834. 4 voll.);

Canale (Storia civile cet dei Genevesi, Genova 1844 ff. 9 voll.); Giuv. Laggani, Storia della republica di Firenze. Florenz 1875. 2 Bde. u. a. — d. Venedig: Außer der Chronik des Dogen Andrea Dandolo mit ihren Fortsetzungen bei Muratori t. XII., der Sammlung der Staats-Historiographen von Zeno (Veneb. 1718 ff. 10 Bde. 4⁰), den Nachrichten und Untersuchungen in Tentoris Saggio sulla storia civile, politica cet. degli stati della repubblica di Venezia (Veneb. 1785—90. 12 Bde.) und dem gelehrten Werke des Bern. Justiniani (De origine urbis Venetiarum rebusque cet. Venet. 1534 fol.) existieren über die Republik Venedig viele ältere und neuere Schriften, in ital., französ. und deutscher Sprache; so von Giac. Diedo (Storia della rep. di Venezia cet. Ven. 1751. 4 voll. 4⁰); Sandi (Principi di stor. civ. della Rep. di Ven. Venezia 1755. 3 voll. 4⁰); Sam. Romanin (Storia documentata di Venezia; 1853—1861); die franz. Werke von Amelot de la Houssaye (Hist. du Gouvern. de Venise. Amst. 1693. 3 voll.); von P. Daru (Hist. de la rép. de Ven. Paris 1819. 7 voll.) und von M. A. Laugier (Hist. de la rép. de Ven. Paris 1859 ff.) in der deutschen Bearbeitung von Lebret (Staatsgeschichte der Republik Venedig ꝛc. Leipz. u. Riga 1767 ff. 4⁰. 3 Teile) u. a. W. Vgl. auch Thomas, Die Stellung Venedigs in der Weltgeschichte. Rede. München 1884. — e. Rom und Neapel: Ang. di Costanzo, Hist. del Regno di Napoli. Aquila 1582. fol. Das bekannteste, vielfach aufgelegte und in verschiedene andere Sprachen übersetzte Werk ist: Della Istoria civile de regno di Napoli Lib. XL. scritti da P. Giannone. „Bürgerliche Geschichte des Königreichs Neapel" von Loherschiolb. Leipzig u. Ulm 1758. Über die Königin Johanna: Henry Hallam, Historical life of Johanna I. of Sicily, queen of Naples etc. Lond. 1824. Über Rienzo: Papencordt, Cola di Rienzo und seine Zeit. Hamburg u. Gotha 1841; das öfter erwähnte Werk von Gregorovius „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" t. VI und A. v. Reumont, Geschichte der Stadt Rom. Berlin 1867—1870. 3 Bde.

A. Rom und Unteritalien nebst Sizilien.

1. Rom zur Zeit der Avignoner Päpste und Rienzos Auftreten.

Charakter der Zeit. Wir haben früher die Zustände Italiens während der Avignoner Zeit kennen gelernt, soweit sie für die kaiserlichen Romfahrten in Betracht kamen. Die Kämpfe der Städte und Staaten, die ehrgeizigen Bestrebungen mächtiger Dynastengeschlechter, sich durch List und Gewalt Herrschaften zu gründen, die Bürgerkriege zwischen dem Adel und den Popolanen in den größeren Städten, die Verwilderung der fremden Söldnerheere, die sich in der apenninischen Halbinsel unter verwegenen Bandenführern umhertummelten, auf Raub und Gewaltthaten sinnend. Es waren trübe Zeiten, aber gehoben durch die Entfaltung stolzer Manneskraft und kühnen politischen Verstandes, veredelt durch Kunst und Poesie und verklärt durch das Morgenrot der aufgehenden Altertumswissenschaft. Der Blick auf die italienische Bildung dieses Zeitraumes könnte, wie einst in Griechenland, zu dem Glauben führen, „daß die höchste und schönste Blüte des menschlichen Geistes nur im Taumel anarchischer Freiheit sich entfaltet".

Je mehr die Päpste in Avignon dem italienischen Land und Volk fremd

wurden, desto eifriger waren sie bestrebt, die Oberhoheit des Pontifikats über die Halbinsel zur Anerkennung zu bringen und die Reichsgewalt gänzlich zu unterdrücken. Nur im Auftrag und Dienst des apostolischen Stuhles sollte der römische Kaiser deutscher Nation die alten Reichsrechte üben dürfen. Wir wissen, mit welcher leidenschaftlichen Heftigkeit Johann XXII. den deutschen Kaiser Ludwig den Bayer verfolgte. Für Deutschland hatte diese Anmaßung die Wirkung, daß sich die Nation endlich aufraffte und die Fesseln zerriß, welche das Kaisertum an Rom geknüpft hatten. Der Beschluß von Rense, der bald in der „Goldenen Bulle“ als Reichsgrundgesetz proklamiert wurde, war der natürliche Ausdruck des gerechten Unwillens eines zum Bewußtsein seiner Mißhandlung gelangten Volkes über eine unwürdige Stellung. Auch in Italien war der Sieg des Papsttums mehr Schein als Wirklichkeit. Wenngleich König Robert von Neapel die Oberherrschaft im Kirchenstaat als apostolischer Vikar in Anspruch nahm und die Stadt Rom wieder zum Gehorsam unter Johann XXII. zurückkehrte, wenngleich die Visconti in Mailand und manche Stadtherren im obern und mittleren Italien sich unter die Oberhoheit der Kirche stellten und dem fernen Papste einen Ehrenrang einräumten, der ihnen geringe Pflichten und Beschränkungen auflegte, eine wirkliche Macht wurde dadurch nicht begründet. Die Verhältnisse waren so verwirrt und unklar, jeder Begriff von Regiment und Obrigkeit so sehr abhanden gekommen, daß man über Nacht Verbindungen schloß und löste, daß der Freund und Bundesgenosse von heute am nächsten Tage in das feindliche Heerlager überging, daß, als Johann von Böhmen seine abenteuerliche Rolle in Oberitalien spielte, man nicht wußte, ob er mit Einwilligung und im Auftrage des Papstes handle oder auf eigne Hand Politik treibe, bis er endlich im Herbst 1333 vor dem wachsenden allgemeinen Mißtrauen „wie Rauch“ aus Italien verschwand. Seine Mission als „Friedensstifter“ hatte nur in einigen Städten vorübergehenden Erfolg gehabt. Den Kirchenstaat hatte er gar nicht berührt, und gerade dort herrschte nach wie vor ein unerträglicher Zustand von Gewaltthat und Gesetzlosigkeit. „Rom starrte in Armut und Dunkel, verrottet und zerschlagen, wie ein Scherbenberg der Weltgeschichte, während im fernen Avignon der Papst, ihrer vergessend, Gold und Schätze aufhäufte.“ Die feindlichen Häuser Colonna und Orsini zerrissen Rom, wie die Guelfen und Ghibellinen andre Städte und bekämpften einander in blutigen Fehden ohne Entscheidung und Versöhnung. Die Verwilderung war grenzenlos; Meuchelmord, Blutrache und Raub waren tägliche Erscheinungen; bewaffnete Banden durchzogen die Landschaft und die Straßen der Stadt und häuften Frevel auf Frevel. Umsonst flehte die „verwitwete“ Roma um die Rückkehr des Oberhirten und sandte Boten auf Boten nach der Provence; Johann hielt sie mit Versprechungen hin, die er nie zu erfüllen gedachte, und begnügte sich mit Absendung von Legaten, welche die Leiden und Drangsale mehrten. Kardinal Beltram di Poggetto, ein Verwandter, vielleicht sogar ein Sohn des Papstes, machte sich in Bologna und andern

Anarchie in Rom.

Städten der Romagna durch Habsucht und Tyrannei so verhaßt, daß endlich das Volk sich in offenem Aufstand erhob, den anmaßenden Fremdling zur Flucht trieb, seine französischen Begleiter ermordete und die neuerbaute Burg zerstörte.

Flagellanten. 1333. Die Schreckenszeit Ezzelinos schien zurückgekehrt; und wie damals die verzweifelnde Menschheit durch Büßungen und Geißelungen die Angst des schuldbefleckten Gewissens zu beschwichtigen suchte, so auch in diesen Tagen der Gewaltthat und Anarchie. Hingerissen von den Strafpredigten des Dominikaners Venturino von Bergamo durchzogen Scharen von Büßenden in Mönchstracht, Pilgerstab und Rosenkranz in den Händen, unter Litaneien und Klaggesängen das mittlere Italien und beteten an den Apostelgräbern in Rom um Frieden und Erbarmen. Man nannte Venturinos Büßer „die Tauben", von dem Abzeichen einer weißen Taube mit dem Ölzweig auf der Brust. Selbst in Avignon trat der Bußprediger auf und erklärte laut, daß nur Rom das heilige und rechtmäßige Haupt der christlichen Welt sei. Aber der Ruf fand auch bei Johanns Nachfolger Benedikt XII., einem Mann von strenger mönchischer Richtung und gerechtem Sinn, keine Erhörung. Derselbe bekannte seufzend, daß der heil. Stuhl in der Gefangenschaft Frankreichs verharren müsse, und der große finstere Palast, welchen er für sich und seine Nachfolger auf dem Kalkfelsen über dem Rhone-Ufer erbaute, konnte als der „Avignonsche Vatikan" gelten. So blieb denn Italien der Anarchie preisgegeben. Im Kirchenstaat wüteten nach wie vor die Bandenkriege der feindlichen Adelsgeschlechter, an ihrer Spitze die Colonna und Orsini; Raub, Mord und wilde Freventhaten herrschten in Stadt und Land. Die Pilger wurden vor den Thoren ausgeplündert und getötet; Frauen und Nonnen waren Mißhandlungen ausgesetzt; nur in der Selbsthilfe war Sicherheit.

König Robert und Petrarca. 1341. König Robert, den auch Benedikt zu seinem Vikar und Stellvertreter ernannte, war nicht vermögend, diesem Unwesen zu steuern. Widerwillig wandte sich der alternde Fürst von dem wilden Treiben ab und schwärmte mit Petrarca in Wissenschaft und Kunst und in der Bewunderung des Altertums. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß gerade in dieser Zeit trostloser Zerrüttung der italienische Dichter, „der wie einst Seneca am Kaiserhofe Neros mitten unter den Lastern in Avignon die Tugend predigte und umgeben von Wollust reine, himmlische Liebe sang", unter dem Schutze des kunstsinnigen Königs jenes Krönungsfest auf dem Kapitol feierte, dessen wir oben Erwähnung gethan, daß er lieber „unter der Asche der alten Sänger" in Rom als an dem glänzenden Hofe zu Neapel, wo er in Gegenwart Roberts in einer feierlichen Prüfung Proben seiner Weisheit und Erkenntnis abgelegt hatte, sich den Dichterkranz um die Schläfe flechten wollte. Je trostloser die Gegenwart war, mit desto größerer Begeisterung flüchtete man sich damals in das Altertum. Es ist rührend zu lesen, mit welcher Bewunderung Petrarca unter den Ruinen der verlassenen Weltstadt umherwandert, die er nur mit Lebensgefahr betreten, in der er sich nur durch bewaffnete Bedeckung gegen Räuber und Mörder schützen konnte! Die feierliche

Krönungszeremonie, ein idealer Ersatz für die in Vergessenheit geratenen Krönungsfeste der Kaiser und der Päpste, war die symbolische Andeutung, „daß dies von der Geschichte gleichsam verlassene Rom der heilige Altar sei, von dem das Abendland sich das Feuer seiner Zivilisation geholt habe“; sie war zugleich die prophetische Verkündigung, daß nur aus der Wiederbelebung der alten Kulturwelt eine neue bessere Zeit erblühen könne, daß Kirche und Reich des Mittelalters, nur noch die Schatten ihrer eignen Vergangenheit, nicht mehr im stande seien, die Lebensformen zu bestimmen, die menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen, die weltbeherrschende Stellung zu behaupten. „Die Krönung Petrarcas rief vom klassischen Kapitol herab der in Haß und Aberglauben versunkenen Welt ins Bewußtsein zurück, daß die erlösende Arbeit des Geistes ihr ewiges Bedürfnis, ihr höchster Beruf und ihr schönster Triumph sei.“

Unter der Menge, welche der Krönungsfeier beiwohnte, wird sich auch der junge Cola Rienzo.
Nikolaus Laurentius befunden haben, der Sohn eines Gastwirts Lorenzo am Ufer des Tiber in Rom, gewöhnlich Cola di Rienzo, d. i. Nikolaus der Sohn des Lorenzo, genannt, welcher mit schwärmerischer Begeisterung die Ideen des Dichters von der Wiederherstellung Roms in seiner Seele auffing und zu verwirklichen suchte. Reich begabt, so wird er geschildert, und von heißem Wissensdurst erfüllt, hatte er sich aus den Werken der alten römischen Autoren und aus der Inschriftenwelt seiner Vaterstadt reiche Kenntnisse über das geschichtliche Leben der Vergangenheit erworben und glühte vor Verlangen, das römische Volk aus dem Zustande der Erniedrigung zu erlösen, die alte Republik in ihrer Macht und Herrlichkeit wieder aufzurichten und die verhaßten Edelleute niederzuwerfen, die ihm einen Bruder erschlagen hatten und deren wüstes Treiben Roms Kräfte gelähmt hielt. Zudem besaß er eine wunderbare Beredsamkeit, die eine zauberhafte Macht auf die Gemüter des Volks übte, und eine südliche Phantasie, die sich über alle Schranken des realen Lebens hinwegsetzte, die Grenze zwischen Einst und Jetzt aufhob. Das unwissende Volk seiner Region staunte den jungen Menschen an, der von schöner Gestalt war und um dessen Mund ein phantastisches Lächeln zu spielen pflegte, wenn er antike Statuen und Reliefs erklärte oder Inschriften von den Marmortafeln las, mit denen Rom überstreut war. Diese prunkvollen Inschriften unter Ruinen, geisterhafte Sprüche aus einer verschwundenen großen Welt, waren es, welche seine dichterische Phantasie reizten, sich selbst in die Stelle jener Helden und Konsuln hineinzudenken und sich mit ähnlichen Prädikaten oder Titeln zu schmücken, die er sich in der Stille seiner Träume schon längst beigelegt haben mochte.

Wichtige Ereignisse führten Rienzo bald nach dem Dichterfest in die große Rienzo in Avignon.
Welt ein. Im Mai 1342 bestieg ein vornehmer französischer Geistlicher als 1343.
Clemens VI. den päpstlichen Stuhl in Avignon, ein gelehrter und prachtliebender Herr von liberalen und großartigen Neigungen, aber den Freuden eines weltlichen Hoflebens zugethan; und im Januar des folgenden Jahres sank

† 19. Jan. 1343. König Robert ohne männliche Erben ins Grab, den Thron von Neapel seiner Enkelin Johanna und ihrem jungen Gemahl Andreas von Ungarn, dem Sohne seines Neffen Karl Robert, zurücklassend. Die Römer schickten eine Gesandtschaft über die Alpen, um dem neuen Papst zu seiner Erhebung Glück zu wünschen und ihn zur Rückkehr nach der Tiberstadt dringend einzuladen. Dieser gehörte auch Rienzo an, und die beredten Worte, womit der junge Römer den Zweck ihrer Mission darlegte und die Notstände der Stadt schilderte, erregten die Aufmerksamkeit des Kirchenfürsten. Cola verweilte längere Zeit in der Rhonestadt, im Umgang mit Petrarca, von Clemens gnädig und wohlwollend behandelt; in einem Schreiben voll rhetorischer Übertreibungen meldete er den Römern den glücklichen Erfolg seiner Sendung und erging sich dabei in überschwenglichen Lobpreisungen gegen den heil. Vater, den Retter der Stadt. Clemens nahm ihn daher auch gegen die Colonna in Schutz, deren Zorn er durch seine Schilderungen gereizt, und verlieh ihm bei seiner Rückkehr das Amt eines Notars der städtischen Kammer. (April 1344.)

Colas erste politische Thätigkeit in Rom. 1344. 1345. Von dieser Zeit an war Rienzos ganzes Trachten darauf gerichtet, den übermütigen und gewaltthätigen Adel aus dem Regiment zu drängen und die Gewalt in die Hände des Volks zu bringen. Trunken von dem Gedanken an die Herrlichkeit des alten Rom und an seinen Beruf, der Befreier der Stadt zu sein, begann er mit Gleichgesinnten sich zu beraten, Freunde um sich zu sammeln, eine Revolution vorzubereiten. Durch allegorische Bilder, die er an die Wände des Senatspalastes malen ließ und dem versammelten Volke mit begeisterter Beredsamkeit deutete, machte er die Gebrechen des Staats, die Ungerechtigkeit der Richter, die Gewaltthätigkeit der Großen, die Verschleuderung der öffentlichen Einnahmen recht anschaulich. Aus einer von ihm entdeckten Inschrift mit dem Fragmente der sogenannten Lex Regia, des Senatsbeschlusses, welcher dem Kaiser Vespasian das Imperium übertrug (vgl. IV, 222), bewies er den Römern, welche Macht und Hoheit einst Senat und Volk von Rom besessen: diese müßte die ewige Stadt zurückerobern. Die Barone sahen in dem Auftreten Colas nur das Spiel eines wunderlichen Enthusiasten; sie erheiterten sich an seinen Reden; Johann Colonna zog den schwärmerischen Demagogen mehrmals an seine Tafel. War doch die legitime Fortdauer des Imperium der Stadt Rom so oft verkündet und geradezu zum nationalen Dogma geworden; daß aber das Prinzip einmal praktisch zur Geltung gebracht werden könnte, kam keinem zu Sinne. Man ließ den Volksredner ungestört seine Demagogenkünste treiben und seine bildlichen Darstellungen erklären. Der päpstliche Hof leistete ihm Vorschub; denn Cola bezeugte der Kirche stets Gehorsam und Ehrfurcht, und die Frevel und Gewaltthätigkeiten der Edlen waren dem Oberhirten schon lange ein Greuel. So konnte der Volksredner sich mit der Autorität des Papstes schirmen, wodurch sein Auftreten einen gesetzmäßigen Charakter erhielt.

2. Neapel unter der Königin Johanna I. und die Volksherrschaft in Rom.

Colas Reformpläne, die er mit einigen Eingeweihten in geheimen Zusammenkünften auf dem verlassenen Aventin, der alten Plebejerburg, entworfen, wurden durch die Vorgänge im übrigen Italien begünstigt. Der Tod Roberts war ein folgenschweres Ereignis. Nicht genug, daß damit die Guelfenpartei ihre wichtigste Stütze verlor, in Florenz wurde der königliche Statthalter Walter von Brienne vertrieben und ein demokratisches Regiment aufgerichtet; und die Erschütterungen, die in Neapel selbst losbrachen, entzogen dem Papsttum die Grundlage seiner weltlichen Macht. Die junge Königin Johanna I. nämlich, eine Fürstin von hoher Bildung und glänzenden Eigenschaften, Schülerin und Verehrerin Petrarcas und gefeiert von Dichtern und Gelehrten, aber voll Sinnlichkeit und von heftigen Leidenschaften durchglüht, befreite sich bald von allen Schranken, welche ihr das Testament des verstorbenen Königs gesetzt, begegnete ihrem ungebildeten Gemahl mit Geringschätzung und Abneigung, beleidigte seine ungarische Umgebung, wendete ihr Vertrauen niedrigen und unwürdigen Menschen zu und verschwendete Güter und Ehren an Günstlinge. Der Hof von Neapel wurde zum Schauplatze von Kabalen und Intrigen, von Lastern und Frevelthaten. Die verwitwete Königin Elisabeth von Ungarn, die mit großen Geldsummen nach Neapel gekommen war, wirkte nachdrücklich zu gunsten ihres Sohnes, damit er zum König gekrönt werde, während die nationale Partei ihm nur den Rang eines Herzogs von Kalabrien gönnen wollte. Papst Clemens, der diese Wirren zur Befestigung seiner oberlehnsherrlichen Rechte zu benutzen gedachte, begünstigte die ungarische Partei, die dagegen von den Eingebornen wegen ihres anmaßenden Benehmens und ihrer rohen Sitten gehaßt war. Die Krönung Andreas' sollte dem ungarischen Einfluß das Übergewicht verschaffen. Um dies zu verhüten, verbanden sich zwei Brudersöhne des verstorbenen Königs, Karl von Durazzo, welcher Johannas Schwester Maria entführt und gegen Roberts Anordnung zu seiner Gemahlin erhoben hatte, und Ludwig von Tarent, der Ansprüche an das griechische Reich zu haben glaubte und dessen Mutter Katharina sich „Kaiserin“ nannte, mit der Königin gegen die ungarische Partei und veranlaßten oder vollführten die Ermordung des Andreas. Um dieselbe Zeit, da der Herzog von Kalabrien gemäß einem päpstlichen Dekret gegen den Willen seiner Gemahlin feierlich gekrönt werden sollte, fiel er unter schrecklichen Martern im Schlosse zu Aversa von Mörderhänden, noch im Tode von seiner herzlosen Gattin mit Verachtung und Haß verfolgt.

Lage der Dinge in Italien und die Vorgänge in Neapel. 1343–1345.

21. Aug. 1345.

Um der öffentlichen Volksstimme, welche die Mörder in den höchsten Kreisen suchte, einige Genugthuung zu bieten und den Zorn des Königs Ludwig von Ungarn zu beschwichtigen, der Anstalten traf, den Tod seines Bruders mit dem Blute der Schuldigen zu sühnen, wurde auf Befehl des Papstes von dem Kardinallegaten eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet. Infolge derselben wurden einige unter-

Der Prozeß über den Königsmord.

geordnete Werkzeuge grausam gemartert und hingerichtet, um den Schein der Schuld von den hohen Häuptern abzulenken, die als die eigentlichen Urheber galten und deren Schuld, wie der Ungarnkönig gehofft, durch den Prozeß hatte dargethan werden sollen. Die Mitschuld der schönen Königin Johanna an dem Gattenmord aber blieb dunkel und ungewiß.

Parteistellung in Neapel und anderwärts. 1346. Diese Vorgänge mehrten die Aufregung und Parteiung, die damals in der ganzen Halbinsel herrschte. In Neapel selbst führten sie einen Zustand wilder Anarchie herbei, in welchem zu der alten Zerrissenheit bald noch neue Spaltungen hinzutraten. Die Glieder der königlichen Familie, bisher einig im Widerstand gegen die anmaßenden Fremdlinge, trennten sich in bitterem Haß, als Johanna ihre Huld ganz und gar dem tarentinischen Vetter zuwandte und durch die Künste seiner Mutter, der „Kaiserin" Katharina, dahin gebracht ward, demselben 20. Aug. 1346. ihre Hand zu reichen, ohne nur das Ende des Trauerjahres oder die Dispensation des Papstes abzuwarten. Doch sollte Ludwig nicht König sein, vielmehr das Reich dermaleinst Johannas Sohne Karl Robert zufallen, den sie einige Monate nach der Ermordung des Andreas zur Welt gebracht und den der Papst über die Taufe gehoben. Erbittert über diese Bevorzugung des Vetters, der sich den größten Teil des Herzogtums Kalabrien aneignete, näherte sich nunmehr Karl von Durazzo der ungarischen Partei und betrieb eifrig Ludwigs Rachezug. Der kriegslustige Magyarenfürst aber gab der Aufforderung um so lieber Gehör, als er dadurch Gelegenheit zu finden hoffte, sich in die italienischen Händel einzumischen und seine Eroberungsgelüste mit dem Schilde der Pietät und gerechter Vergeltung zu decken. Angstvoll blickte ganz Italien nach Nordosten, wo die Abkömmlinge jener alten Landverwüster sich anschickten, die Spuren ihrer Väter wieder aufzusuchen und die wilden Verheerungen früherer Jahrhunderte zu wiederholen. Während Ludwig seine Zurüstungen traf, um über Udine und Verona, durch die Romagna und die Marken in das von Aufruhr und Parteikämpfen zerrissene Königreich Neapel einzurücken, lag auch das obere Italien, wo die wilden Scharen des schwäbischen Bandenführers Werner von Urslingen, des Enkels der Herzöge von Spoleto (VII, 10), plündernd und brandschatzend umherzogen und mit den kleinen Dynasten der einzelnen Stadtgebiete in unaufhörlichen Fehden begriffen waren, in Gährung und kriegerischer Aufregung, und in den Stadtgemeinden des etruskischen und umbrischen Landes gab sich allenthalben das Bestreben kund, nach dem Vorgange von Florenz die aristokratischen Kommunalverfassungen und die dynastischen Zwingherrschaften abzuschütteln und den Popolanen die Gewalt in die Hände zu geben, und in Rom brach eine Revolution von eigentümlicher Romantik aus, die auch am Tiber auf kurze Zeit den adligen Senatoren die Gewalt entriß und auf das Volk und seinen Führer Rienzo übertrug. Wie zur Zeit Arnolds von Brescia (VI, 637 f.) machte auch diesmal die Tiberstadt Anstrengungen, in den Strom des nationalen Geschichtslebens einzutreten und an der freiheitlichen Entwickelung der Nachbarstaaten

teilzunehmen; aber wie damals sollten ihre Bestrebungen an Maßlosigkeit und politischer Unreife scheitern.

Zu Anfang des Sommers, als ein großer Teil des römischen Adels sich aufs Land begeben hatte und Stephan Colonna, der mächtigste Baron, mit seinen Reisigen in Corneto Getreide einsammelte, wurde das Volk durch Herolde zum Parlament auf das Kapitol geladen. Bald erschien Cola, geharnischt und von Bewaffneten umgeben, unter den Versammelten, ihm zur Seite der Vikar des Papstes, Raimund, Bischof von Orvieto. Vor ihnen her trug man die Fahnen der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Friedens. Als Rienzo von der Rednerbühne herab in hinreißenden Worten von der Knechtschaft und Befreiung Roms gesprochen und eine Besserung der Verfassung, Verwaltung und Rechtspflege in einer Reihe von Verordnungen in Vorschlag gebracht, wurde er durch stürmischen Zuruf zum Oberhaupt der römischen Republik erhoben, damit er die neue Ordnung ins Leben führe und dem Volksstaat Freiheit, Recht und Frieden verschaffe. Cola fügte sich dem Willen des souveränen Volks, verlangte aber, daß ihm der päpstliche Legat als Amtsgenosse beigesellt werde. Dadurch sollte der Republik die Anerkennung des heil. Vaters gesichert werden. In einer andern Versammlung legte er sich den durch das Altertum geweihten Titel „Tribun" bei, fügte jedoch demselben eine Reihe pomphafter Beisätze voll phantastischer Ruhmredigkeit hinzu.

Rienzo zum Tribun erhoben. 1347.

Auf die Kunde von diesen Vorgängen eilte Stephan Colonna in die Stadt; aber seine Machtgebote hatten ihre Wirkung verloren. Mochte er auch das Schriftstück, worin ihn Cola aus der Stadt wies, zornig in Stücke reißen und die drohenden Worte ausstoßen, er werde den Thoren, wenn er ihn ferner reize, aus den Fenstern des Kapitols werfen lassen, als das Volk wütend zu den Waffen griff, entfloh er, von einem einzigen Diener begleitet, nach Palestrina. Nun besetzte der Tribun die Burgen und Brücken der Stadt und forderte alle Edelleute und Würdenträger auf, die neue Ordnung anzuerkennen. Niemand wagte zu widerstreben; die ersten Barone, die Colonna, Orsini, Savelli, eilten auf das Kapitol, beschworen die Gesetze der Republik und stellten sich in den Dienst der neuen Regierung. Rom atmete auf; die Gesetze wurden gehandhabt, unruhige Edelleute wurden auf ihre Güter verwiesen, Verbrecher ohne Rücksicht auf ihren Stand mit dem Tode gestraft, Verordnungen zur Besserung von Sitte und Zucht erlassen; Recht und Sicherheit kehrten zurück; eine Bürgerwehr zu Fuß und zu Roß schützte die Republik vor innern und äußern Feinden. Erstaunt blickte die Welt auf den neuen Volksstaat unter dem weltlichen Diktator und seinem geistlichen Gehilfen, der jedoch neben dem Tribunen nur „eine stumme Figur war, wie Lepidus neben Octavian".

Die Republik Rom.

Cola di Rienzo aber war eine zu phantastisch angelegte, in überschwenglichen Vorstellungen sich wiegende Natur, als daß er nicht vom Kapitol aus sofort einen weiteren Gedankenflug hätte wagen, höhere Pläne hätte verfolgen

Rom das Haupt einer italienischen Konföderation.

sollen. Die Republik Rom sollte wieder das Haupt Italiens werden, sollte wieder die weltgebietende Stellung von ehedem erlangen. Deshalb richtete der „erlauchte Befreier der heiligen römischen Republik“ Sendschreiben voll hochtönender Worte an alle Fürsten und Gewaltherren Italiens, selbst an Kaiser Ludwig und an den König von Frankreich, sie möchten Abgeordnete nach Rom senden zu der allgemeinen Versammlung, welche der Tribun zum Heil und zum Frieden von ganz Italien zu halten gedenke; auch die Stadtgemeinden lud er zur Beschickung dieser Nationalversammlung ein, sie zugleich auffordernd, „mit ihm vereint das Joch der Tyrannen abzuwerfen und eine nationale Verbrüderung zu schließen, denn die Befreiung Roms sei auch die des ganzen heiligen Italiens“. Rom das Haupt einer italienischen Konföderation war somit das nationale Ziel, das der schwärmerischen Seele Colas vorschwebte. Die Sendschreiben fanden im allgemeinen eine günstige Aufnahme: mochte auch der Hof in Avignon mit einigem Bedenken auf das Vorhaben seines Geschöpfes blicken, die wunderbaren Erfolge des neuen Regiments in der ersten Zeit der Freiheit und Begeisterung mußten Vertrauen erwecken; mochten auch die kleinen Herren in der Lombardei, in den Marken, in der Romagna und ihre ritterliche Umgebung mit Hohn und Groll auf den Plebejer blicken, welcher ihren turbulenten Standesgenossen in Rom so übel mitspielte, im Stillen fürchteten sie doch den tiefen Eindruck, welchen die Vorgänge am Tiber auf die übrigen Städte hervorbringen könnten. Mit Erstaunen erzählte man sich, wie sich die gesicherten Straßen durch Handel und Verkehr belebten, daß der Landmann wieder unbewaffnet sein Feld ackere, daß keine Räuber mehr in den Wäldern hausten, daß der Pilger wieder unbesorgt zu den Heiligtümern Roms ziehe. Seit Petrarca wehte ein frischer Hauch aus dem Altertum in dem Apenninenland; man glaubte weit und breit an die Möglichkeit, daß die römische Republik in ihrem alten Glanz erstehen könne; „die Menschheit lag noch unter dem magischen Bann der Vorstellung von der Erhabenheit dieser Mutter der Zivilisation“. So konnte es kommen, daß die heimkehrenden Boten höfliche und wohlwollende Antwortschreiben brachten, daß der Papst das Geschehene guthieß, daß der Kaiser freundlich zurückschrieb und Colas Vermittelung bei dem Hofe von Avignon nachsuchte, daß die Königin Johanna sein schiedsrichterliches Urteil in dem Streit mit der gegnerischen Partei anrief und der Frau Tribunin Geschenke schickte, daß Ludwig von Ungarn und Karl von Durazzo ihm Freundschaft und Bündnis anboten, daß die mächtigsten Städte des oberen und mittleren Italiens durch feierliche Gesandtschaften ihre Glückwünsche darbrachten, daß Petrarca in einer poetischen Epistel an den Tribunen und das römische Volk die Freiheit Romas und ihres neuen Helden feierte und in einer seiner schönsten Kanzonen die Wiedergeburt der ewigen Stadt verherrlichte.

Die Machtstellung Colas.

Die eitle Sucht nach äußerem Prunk, welche die Brust des Tribuns erfüllte, trat in dem Siegesrausch der ersten Monate weniger zu Tage. Es erregte keinen Anstoß, „wenn der Sohn des Gastwirts am Tiberufer in goldbefranstem Gewand

von weißer Seide, auf weißem Roß, ein königliches Banner über seinem Haupte wehend, Rom durchzog, begleitet von hundert jungen Lanzenträgern aus seinem Viertel, die als Leibwache seine Person schützten". Er verkündete die Erneuerung der Welt durch die Herrschaft des heil. Geistes als seine Mission und fand Glauben beim Volk. Als der Präfekt Johann von Vico, der sich durch Brudermord zum Tyrannen von Viterbo aufgeworfen und ganz Tuscien in Furcht hielt, sich vor dem Tribunen niederwarf und sein hohes Amt aus dessen Hand als 16. Juli 1347. Lehen des Volkes zurücknahm, war Rienzos Name eine Macht. Alle Ortschaften des römischen Dukats und der Sabina erkannten die Hoheit der Hauptstadt an. Allmählich fanden sich Abgeordnete von 25 Stadtgemeinden ein, um an dem Nationalparlament auf dem Kapitol teilzunehmen. Und waren denn nicht die Verhältnisse Italiens derart, daß man leicht auf den Gedanken kommen konnte, durch einen Akt der Selbsthilfe eine neue Ordnung aufzurichten? „Der Papst fern, der Kaiser fern, das Reich fast aufgelöst, Neapel in Anarchie, der römische Adel niedergeworfen, das Bürgertum in den meisten Republiken herrschend, die Begeisterung für die Freiheit, der Tyrannenhaß, das Bewußtsein von der italienischen Nation und der Zauber Roms in weiten Kreisen verbreitet."

Aber Rienzo war nicht der Mann, diese Verhältnisse zu einer großartigen Symbolische Feste in Rom. politischen Schöpfung zu verwerten. Unpraktisch und ohne Verständnis für die Wirklichkeit lebte er in einer idealen Traumwelt. Die wunderbaren Erfolge, die ihm in der dreimonatlichen Herrschaft zu teil geworden, hatten seinen Kopf verwirrt und ihn mit Eitelkeit und Hochmut erfüllt. Während man in Avignon, in Deutschland, in den Stadtrepubliken ernstlich die Idee einer Vereinigung Italiens mit der Weltstadt Rom in Erwägung zog, erschrak Rienzo selbst vor der Ausführung seines kühnen Gedankens. Statt am 1. August das nationale Werk mit Ernst und Würde in Angriff zu nehmen, dachte er nur an seine eigne Verherrlichung und feierte seine Erhebung zur Ritterwürde und seine Krönung als Tribun mit einem phantastischen Schaugepränge und wunderlichen Zeremonien, wobei er mit seinem Gefolge in die Taufkapelle Konstantins am Lateran hinabstieg, sich in der antiken Badewanne reinigte, um einen neuen Menschen anzuziehen, und dann in Scharlach gehüllt und mit Schwert, Gürtel und goldenen Sporen angethan sich dem Volke in seiner neuen Würde zeigte. Auf diese Komödie folgten andre symbolische Handlungen, welche darthun sollten, daß das Kapitol noch immer das Haupt des Erdkreises, der Sitz der Weltherrschaft sei. Der „Befreier Roms", so erzählte man sich, schlug mit dem blanken Schwert nach vier Seiten in die Luft unter dem Ausruf: „Das ist mein!" Er richtete an die Kurfürsten, welche kurz vorher den Luxemburger Karl zum Oberhaupte erkoren, und an den Kaiser selbst eine Vorladung, sich zur Rechtfertigung im Lateran einzufinden, da die Kaiserwahl nur dem römischen Volke zustehe. Jubelnd begrüßte das Volk diese Kundgebungen altrömischen Stolzes und ergötzte sich an den Spielen, Turnieren und Bewirtungen, womit der Tag

schloß. Im Palast feierte dann der Tribun mit den Gesandten und den vornehmen Männern und Frauen Roms ein verschwenderisches Festmahl, neben ihm Bischof Raimund, obschon er im Namen des Papstes gegen die wunderlichen Vorgänge des Tages Protest erhoben hatte. Zu dieser Einweihungsfeier
2. Aug. 1347. bildete das Verbrüderungsfest auf dem Kapitol ein würdiges Seitenstück. Der Tribun übergab den Abgesandten der Städte Fahnen mit Sinnbildern und steckte ihnen zum Zeichen der Vermählung mit Rom goldene Ringe an die Finger. Da dies als Belehnung gedeutet werden konnte, so nahmen einige der Stadtboten die Symbole gar nicht, andre nur unter Vorbehalt der Rechte ihrer Republiken an. Damit sollte eine neue Ära des Friedens und der Ordnung beginnen, und der Tribun unterließ nicht, durch neue Boten und Sendschreiben den Mächtigen der Erde dieses große Ereignis anzukündigen und sie zur Mitwirkung an dem Friedens- und Einigungswerk aufzufordern. Dies war der seltsame Verlauf, den die mißglückte Berufung des ersten Nationalparlaments Italiens in Rom nahm, urteilt Gregorovius. „Nichts Praktisches war erreicht und geschaffen worden; ein politischer Gedanke von der höchsten nationalen Berechtigung war durch die phantastische Verbindung mit dem Begriff der Weltmonarchie zerstört worden und hatte sich selbst nur in symbolischen und theatra-
15. Aug. lischen Szenen dargestellt.“ Zwei Wochen nachher, am Tage der Himmelfahrt Marias, ordnete Cola ein zweites symbolisches Fest an, wobei er sich von den Bischöfen der Stadt mit fünf Kränzen krönen und den Herrscherstab reichen ließ, als Vorspiel einer künftigen Kaiserkrönung. Auch dieser Zeremonie folgten Edikte, worin das Altertum karikaturmäßig nachgeäfft war.

Rienzo und der römische Adel.

Nun stand Cola di Rienzo auf der Höhe seines Ruhmes. Bewarben sich doch gerade damals die königlichen Parteihäupter in Neapel um seinen schiedsrichterlichen Spruch. Aber er zitterte vor dem römischen Adel, der, wie er wußte,
14.—17. Sept. sich gegen ihn verschworen hatte. Er beschloß, denselben durch einen Gewaltstreich aller Macht zu berauben und zugleich durch Schrecken von feindlichen Schritten abzuhalten. Zu dem Zweck lud er die Häupter der römischen Aristokratie zu einem Gastmahl auf das Kapitol und ließ dann die vornehmen Gäste, fünf Orsini und zwei Colonna, verhaften und ins Gefängnis abführen. Am nächsten Morgen traten Mönche von Araceli ein, um sie zum Tode vorzubereiten, und Häscher des Gerichts führten sie in einen mit rotem und weißem Tuche bedeckten Saal. Zitternd erwarteten sie schon die Hinrichtung; aber diesen äußersten Schritt wagte der Tribun nicht. Als das Volk in großer Aufregung sich auf dem Kapitol versammelte, betrat er die Rednerbühne und erklärte, daß er die Barone begnadigt habe. Er ließ sie die Gesetze der Republik beschwören, feierte ein Versöhnungsmahl, wobei er sie mit Auszeichnungen und Ehren überhäufte, und hielt dann mit ihnen einen glänzenden Umzug.

Sein Ansehen untergraben.

Dieses unbesonnene Verfahren des Tribuns mußte zu seinem Verderben ausschlagen. Es wäre ihm wohl leicht verziehen worden, wenn er die Feinde

des Friedens und der Ordnung, die ein wunderbarer Glücksfall in seine Gewalt gebracht, aus der Welt geschafft hätte; und noch lange nachher konnte Petrarca, der in Cola den Vollender seiner eignen Ideen ehrte, den Fehler nicht begreifen, daß er die gefangenen Edelleute frei gelassen habe statt sich ihrer auf immer zu entledigen. Diese aber verziehen es dem Tribunen nicht, daß er sie mit den Schrecken des Todes erfüllt und zugleich mit Schmach bedeckt, und wenn die hinterlistige Haftnahme sie vor der Gefahr warnte, in der sie durch den unberechenbar launenhaften Volksführer fortwährend schwebten, so mußte die Schwäche und Unfähigkeit, die er zugleich bewiesen, sie zu seinem Sturze ermutigen. Zunächst bewirkten sie durch ihre mächtigen Freunde und Verwandten in Avignon, daß der Papst ihm seine Gunst entzog und das Volksregiment untergrub. Clemens blickte schon lange mit Sorge auf den neuen Geist, den der Tribun geweckt hatte. Der Ruf vom Kapitol, daß man den Parteikampf der Guelfen und Ghibellinen aufgebe und die nationale Einheit unter Roms Führung begründe, daß man den Papst nötige, seinen Sitz wieder nach dem Lateran zu verlegen und den Grundsatz verkündige, daß Rom und die Kirche eins seien wie das Haupt und der Leib, daß dem römischen Volke, dessen Begriff Cola durch Erteilung des Bürgerrechts an alle Italiener auf die ganze Apenninische Halbinsel ausgedehnt hatte, die Befugnis zustehe, seinen Imperator und Cäsar zu wählen, fand so mächtigen Widerhall in den Gemütern, daß er bei längerer Dauer große Bewegungen in dem aufgeregten Lande erzeugen konnte. Die Kardinäle, denen die Rückkehr des päpstlichen Hofes an den Tiber ein verhaßter Gedanke war, und die einflußreichen Angehörigen der hohen römischen Adelsgeschlechter fanden daher bei dem Papste geneigtes Gehör. Clemens erteilte dem Kardinallegaten Bertrand von Deux in Neapel die Weisung, gegen den Tribun vorzugehen. Weigere sich derselbe, seine Irrtümer zu widerrufen und seine Re- 7. Okt. 1347.
gierung auf die Stadt zu beschränken, so solle er ihn seines Amtes entsetzen und neue Senatoren ernennen. Doch empfahl er ihm Vorsicht und Milde. Denn Cola unterließ nie, seine Ergebenheit gegen den heil. Vater zu beteuern.

Der Kardinallegat begab sich nach Rom, wo bereits alles in kriegerischer Niederlage des Adels.
Bewegung war, indem die Orsini von Marino aus, die Colonna von Palestrina her die Stadt befehdeten. Cola, über seiner Rüstung die mit Perlen und Gold gestickte Dalmatika tragend, führte das Volksheer. Die waffengeübten ritterlichen Edelleute, die das Bürgerheer und seinen plebejischen Führer verachteten, machten einen unvorsichtigen Angriff auf eines der Stadtthore. Sie hofften auf Einverständnis und Verrat im Innern. Der Angriff mißlang. Als mehrere der Führer, unter ihnen drei Colonna, Sohn, Enkel und Neffe von Stephan, gefallen waren, gerieten die übrigen in Unordnung und erlitten eine vollständige Niederlage. Die nackten Leichen von mehr als achtzig großen und berühmten Herren, einst die gefürchteten Peiniger des Volks, blieben dem wilden Hohn des Pöbels ausgesetzt. „Dies ist der schwarze Tag der Fabier in der Geschichte des

mittelalterlichen Stadtadels;" er erholte sich nie mehr davon; die Gewalt der großen Geschlechter, welche die Republik so lange regiert hatten, war am 20. November 1347 für immer gebrochen. Als der greise Stephan die Kunde von dem tragischen Ausgang der Seinen vernahm, sprach er: „Der Wille des Herrn geschehe; es ist besser zu sterben als das Joch eines Bauern zu tragen." Dieser unerwartete Sieg berauschte den eiteln Tribunen vollends. „Er hatte in Todesfurcht gezittert, als er die ersten Waffen blitzen sah, aber jetzt bekränzte er sein Haupt mit Olivenlaub, ließ die Trompeten blasen und führte seine Scharen triumphierend aufs Kapitol, wo er die Gefangenen in den Kerker warf." Seinem Sohne Lorenzo erteilte er am nächsten Tage an der Stelle, wo der tapfere Colonna gefallen, die Bluttaufe und den Ritterschlag.

Rienzos Überhebung und Fall. Von dieser Zeit an ging in Cola eine Veränderung vor, die ihn in kurzem um alle Sympathien und um alles Ansehen brachte. Die Ritter, empört über die rohe Behandlung der überwundenen Aristokratie, verließen seinen Hof und seinen Dienst; das Volk murrte über die schwelgerische Lebensweise seines Führers, die ihn nötigte, die Herd- und Salzsteuer zu erhöhen; der Kardinallegat, der in Montefiaskone mit den Aristokraten und den umbrischen Städten Verbindungen unterhielt, drohte mit Veröffentlichung der Bannbulle, welche ihm Clemens zugestellt hatte; den Römern wurde für den Fall ferneren Ungehorsams die Zurücknahme des auf das Jahr 1350 verkündeten Jubiläums als Schreckbild vorgehalten. Wenn Cola sich trotzdem noch einige Wochen hielt, so verdankte er es nur der Demut und Willfährigkeit, womit er sich den Geboten des Papstes zu fügen bereit zeigte, und dem Haß des Volkes gegen den übermütigen und gewaltthätigen Adel. Als aber der neapolitanische Graf von Minorbino, einer der ärgsten Raubritter und Verbrecher, im Namen des Ungarnkönigs in Rom ein Werbelager aufschlug und, von Cola mit gerichtlicher Verfolgung bedroht, mit Luca Savelli und andern Edelleuten ein Komplott bildete, dem der Kardinallegat nicht fern stand, da neigte sich Rienzos Stern dem Untergang zu. Die Verschworenen und die Neapolitaner leisteten der Ladung nicht Folge, und als Cola Gewalt anwenden wollte, setzten der Graf und seine Genossen Gewalt entgegen und verschanzten sich hinter Barrikaden. Vergebens rief die Sturmglocke vom Kapitol die Bürgerwehr unter die Waffen, es stellten sich nur wenige Fähnlein ein; ein Angriff auf die Verschanzungen der Gegner wurde zurückgeschlagen und kostete dem deutschen Hauptmann, der ihn leitete, das Leben. Da entsank dem Tribun der Mut; er hielt alles für verloren. Von wenigen Getreuen begleitet, stieg er vom Kapitol nieder und schloß sich in die
15. Dez. 1347. Engelsburg ein. Damit nahm der Traum der Weltherrschaft nach einer Dauer von sieben Monaten sein klägliches Ende. „Der Volkstribun hatte den Römern, in ihrer tiefen Verlassenheit, ein klassisches Karnevalspiel gegeben und die Herrlichkeit der antiken Welt in einem glänzenden Triumphzug vor ihren Augen vorübergeführt."

Nun nahm der Kardinallegat Bertrand im Namen der Kirche Besitz von Umschwung und Rienzos
der Stadt, hob die Dekrete des Tribuns auf und machte, indem er die alte Flucht.
Regierungsform herstellte, Berthold Orsini und Luca Savelli zu Senatoren.
Der gebeugte Stephan Colonna hatte das Interesse am Leben verloren; als
er im nächsten Jahr ins Grab sank, war sein jugendlicher Enkel Stefanello
das Haupt des einst so mächtigen und ruhmvollen Geschlechts. Der Adel
nahm jetzt wieder Besitz vom Kapitol, und zur höhnenden Vergeltung für die
symbolischen Malereien von ehedem ließen die Senatoren den Tribunen kopf-
niederwärts darstellen. Von dem Legaten geächtet und als Ketzer und Rebell
vor seinen Richterstuhl geladen, ergriff endlich Rienzo die Gelegenheit, als
König Ludwig mit einem aus Ungarn und deutschen Söldnern gemischten
Heer in das neapolitanische Königreich einzog, Aquila und Sulmona besetzte Jan. Febr. 1348.
und unterstützt von Gaëtano, Grafen von Fondi, und vielen unzufriedenen
Baronen und italienischen Abenteurern und Glücksrittern sich in kurzem des
ganzen Landes bemächtigte, aus der Engelsburg zu entfliehen und sich unter den März 1348.
Schutz seines großen Verbündeten zu stellen.

3. Bürgerkrieg in Neapel. Rienzos Flucht nach Prag. Jubiläum in Rom.

Der ungarische Feldzug ging indessen bald zu Ende. Als die Königin Ludwig von Ungarn in
Johanna vernahm, daß die Stadt Neapel durch eine Gesandtschaft den Ungarn- Neapel. 1348.
könig als ihren Herrn begrüßte, gab sie ihre Sache verloren und verließ eilig
das Land. Während ihr Gemahl Ludwig von Tarent in Toscana Zuflucht
suchte, begab sie sich mit dem Königsschatz zu Schiff nach der Provence, ihrer
französischen Besitzung, wurde jedoch von den Großen festgenommen und in einer
Burg bei Aix unter Aufsicht gestellt. Ohne Widerstand rückte nunmehr der
Magyarenkönig bis in das Gebiet von Neapel. In Aversa veranstaltete er ein
großes Festmahl, zu dem er alle Prinzen und Edelleute, die an der Ermordung
seines Brudes keinen Teil genommen, einlud. Sie fanden sich in großer Menge
ein, unter ihnen auch Karl von Durazzo; ihm hatte ja der König seine Erfolge
vorzugsweise zu danken. Aber nach aufgehobener Tafel ließ Ludwig den Herzog
vor seinen Augen niederstoßen und den Leichnam an die Stelle werfen, wo man
den toten Bruder gefunden hatte. Die übrigen Angehörigen des Königs-
hauses wurden verhaftet und nach Ungarn gesandt. Auch der junge Sohn der
Königin, Karl Robert, wurde in das Heimatland seines Vaters gebracht, wo
er frühe ins Grab sank. Darauf zog der König an der Spitze seines buntge-
mischten Heeres mit Helm und Speer in Neapel ein, bestellte deutsche oder
ungarische Statthalter, kehrte jedoch bald wieder zurück, sei es aus Furcht vor
der Pest, oder weil seine Kassen erschöpft waren und er sich unbehaglich fühlte

in dem fernen Lande, inmitten der verwilderten Mietlinge. Im Juni schiffte er sich in Barletta ein.

Bürgerkrieg in Unteritalien. Nach dem Abzug des Magyarenfürsten irrte Cola in den Abruzzen umher, verfolgt von den Bannbullen des Papstes. Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als wenn er sich mit den wilden Banden des Herzogs Werner vereinigen wollte, welcher, von König Ludwig aus seinen Diensten entlassen, raubend und verwüstend in Latium umherzog, Anagni mit Brand, Mord und Kriegsgreuel heimsuchte und das von Parteiwut, Straßenkämpfen und Frevel aller Art erfüllte Rom bedrohte. Werner fand es jedoch vorteilhafter, in die Dienste der Königin Johanna zu treten, welche nach Ludwigs Abzug auf genuesischen Galeeren in ihr Land zurückgekehrt war, nachdem sie sich mit den provençalischen Großen abgefunden und den Papst durch die Überlassung der Stadt Avignon und eines Teiles der Grafschaft Venaissin um die unbedeutende Summe von 80,000 Goldgulden auf ihre Seite gebracht hatte. Es war der schönen und geistreichen Schülerin Petrarcas nicht schwer gefallen, die Kardinäle, welche eine neue Untersuchung über den Mord in Aversa angestellt, durch eine wohlgesetzte rührende Rede von ihrer Unschuld zu überzeugen und die nachträgliche Dispensation zu ihrer Ehe mit ihrem Vetter Ludwig zu erlangen. Nach ihrer Rückkehr schloß Ludwig von Tarent einen Vertrag mit Werner, der ihm mit seinen Raubscharen ebenso bereitwillig zur Eroberung des Landes behilflich war, wie früher dem Ungarnkönig. Der Bandenhäuptling verließ das verwüstete Land, wo zu den übrigen Leiden auch noch die Verheerungen des „schwarzen Todes“ sich gesellten, der überhaupt in dem italienischen Lande eine furchtbare Todesernte hielt und auf Sittlichkeit, Lebensweise und Eigentumsverhältnisse die zerstörendsten Wirkungen übte. Ganz Unteritalien wurde nun von verheerenden Kriegen heimgesucht, welche die Mietstruppen der Königin und ihres Gemahls gegen die zurückgelassenen Söldnerbanden Ludwigs ausfochten, Kriege, in welchen Ritterlichkeit, Mut und Tapferkeit mit grausamer Länderverwüstung und Städtezerstörung gepaart waren. Die schönen Länder Unteritaliens wurden in Wüsteneien verwandelt. Nicht selten standen Deutsche gegen Deutsche, da auch der ungarische Befehlshaber Stephan von Siebenbürgen meistens deutsche Lanzknechte unter Wolfhart und andern Condottieren bei seiner Fahne hatte. Ungarisches und italienisches Geld hielt den Krieg aufrecht und entschied den Waffengang. Wo der sicherste Lohn winkte, boten die Bandenführer ihre Dienste an, wie denn Werner in den letzten Monaten dieses schrecklichen Jahres wieder mit Stephan verbunden war. Doch blieb die Königin im Besitz des Landes und der meisten Städte; die ungarischen Soldknechte wurden mehr und mehr in die Abruzzen gedrängt und auf die festen Bergorte beschränkt.

Die Vorgänge in Gaeta. Erst als Ludwig selbst wieder mit Verstärkung und neuen Geldmitteln und begleitet von dem Johanniterprior Fra Moreale in Unteritalien landete

und vor die Hauptstadt Neapel rückte, trat eine günstigere Wendung für die ungarische Partei ein. Königin Johanna floh mit ihrem Gemahl nach dem festen Gaeta. Der französische Flottenführer Rainald von Baux, der die Königin aus der Provence herübergeführt und nun nach jener Festung gebracht hatte, suchte die verwirrte und unsichere Lage des Reichs zu seinem eignen Vorteil zu benutzen, indem er Johannas Schwester Maria, die Witwe Karls von Durazzo, zur Vermählung mit seinem Sohne Robert zwang. Aber die That trug schlimme Früchte. Ludwig von Tarent, erbittert über den anmaßenden Ton, mit dem der Provençale in Gaeta auftrat, begab sich auf das Schiff, tötete den Vater mit eigner Hand und warf den Sohn in den Kerker. Und solche Verwilderung hatten die blutigen Parteikämpfe in den Gemütern erzeugt, daß Maria den ihr aufgedrungenen Gemahl vor ihren Augen ermorden und den Leichnam aus dem Turmfenster auf den Strand werfen ließ. Darauf reichte sie dem Herzog Philipp von Tarent, Ludwigs Bruder, ihre Hand zum neuen Ehebund.

Nicht lange nachher wurde König Ludwig durch den polnisch-litauischen Krieg zur Rückkehr in die Heimat gemahnt. Da er stets erklärt hatte, daß sein Feldzug nicht der Eroberung Neapels gelte, sondern der Rache für den ermordeten Bruder, so war es ihm ganz recht, daß der Papst einen Waffenstillstand vermittelte und ein neues Gerichtsverfahren wegen des Königsmords einzuleiten versprach. Zur Wahrung seiner Interessen ließ er bei seinem Abzug den Johanniterprior mit ungarischen Mannschaften und Mietvölkern zurück. Bei dem Prozeß in Avignon trat es zu Tage, daß das frühere Verfahren unregelmäßig und übereilt gewesen und daß die Unschuld der schönen Sünderin, die sie in so beredten Worten darzulegen gewußt, unerwiesen war. Die mit der Untersuchung betrauten Kardinäle wiederholten jedoch das freisprechende Urteil ihrer Vorgänger, indem sie annahmen, Johanna sei durch Zauberkräfte zum Haß gegen Andreas getrieben worden, und in jener Mordnacht hätten die dämonischen Mächte Gewalt über ihren Geist erlangt. Damit gab sich auch König Ludwig zufrieden. Er glaubte der Ehre und dem Gewissen Genüge gethan zu haben und willigte in den Friedensvertrag, kraft dessen Johanna im Besitze des Königreichs Neapel blieb, Salerno aber und Kastell S. Angelo dem König und seinem Bruder Stephan als väterliches Erbe zugesprochen ward. Fra Moreale und die übrigen Hauptleute wurden mit Geld abgefunden. Sie räumten allmählich die Burgen und die ausgeplünderten Städte und suchten einen andern Schauplatz für ihre wilden Waffenthaten.

Friedensvertrag zwischen Ludwig und Johanna.

Okt. 1350.

Die Not der Zeit machte die Gemüter empfänglich für den Sündenablaß, welcher der gläubigen Christenheit auf das große Jubeljahr verheißen war. Als nämlich das Jahr 1350 herannahte, glaubte der Papst, man könne das von Bonifacius VIII. für alle hundert Jahre angeordnete Jubiläum alle fünfzig begehen, da ja auch Moses diesen Zeitraum für das Jubeljahr in Israel festgesetzt habe. Er that dies durch ein Dekret, und die Römer gaben für diese Wohl-

Jubiläum in Rom.

that zu, daß er Kardinäle nach Rom sandte, die Verfassung der Stadt umzuformen und die Senatoren nach seinem Willen zu ernennen. Es war das sicherste Mittel, die Volksherrschaft Rienzos in Vergessenheit zu bringen. Bald bedeckten sich alle Straßen mit Pilgerzügen; Gläubige und Bußfertige aus allen Ländern und von allen Ständen drängten sich zu Hunderttausenden zu den Kirchen und Heiligtümern Roms, um von Sünden rein gesprochen zu werden. Zum Ersatz für das pomphafte Schauspiel von der Weltherrschaft ihrer Stadt, welches den Römern der Tribun eben erst gegeben hatte, bot ihnen jetzt der Papst das große Schauspiel abendländischer Wallfahrt; „dies brachte ihnen die Weltherrschaft der Kirche wieder vor Augen und tröstete sie zugleich für den Verlust ihrer Freiheit und ihrer Träume mit sehr reellem Gewinn." Denn sie ließen sich für Herbergen und Lebensmittel unermeßliche Preise bezahlen. Für den Papst war der Jubiläumsablaß gleichfalls eine Quelle neuer Geldbezüge. Auch Petrarca erschien damals zum fünftenmal in Rom; aber sein schwärmerischer Verehrer Cola di Rienzo thronte nicht mehr auf dem Kapitol. Er trieb sich in dem wildesten Teil der Abruzzen umher, im Büßerkleid die Armut der Einsiedler teilend und alte Prophezeiungen auf seine eigne Person deutend. Nach zwei Jahren aber verließ er die Wildnis und begab sich verkleidet nach Deutschland, um den neuen römischen König Karl IV. zur Kaiserkrönung nach Rom zu führen: denn Papsttum und Kaisertum, so hatte ihm ein alter Eremit offenbart, müßten nach der ewigen Stadt zurückkehren.

Rienzo in Prag. König Karl IV. mochte nicht wenig erstaunt sein, als der ehemalige Diktator von Rom, der ihn einst zur Verantwortung vor sein Tribunal geladen, nun
Juli 1350. vor ihm in Prag erschien, um ihn, wie einst Dante den Großvater Heinrich, über die Alpen zu rufen, damit er das „legitime Reich" wieder aufrichte und der Anarchie ein Ende mache, indem er sich vermaß, dem König durch seinen Einfluß den Weg nach der ewigen Stadt zu öffnen. Auch Petrarca hatte einige Monate zuvor in einem Schreiben „den von Gott gesandten Retter und Befreier Italiens" zu einer Heerfahrt über die Alpen aufgefordert, und die noch freien Städte, vor allen das mächtige Florenz, einst das Haupt der Guelfen, wandten sich aus Furcht vor der wachsenden Gewalt und Herrschsucht des Hauses Visconti, an den mächtigen Fürsten, dessen Andenken in Italien noch nicht erloschen war (S. 122 f.). Aber Karl besaß nicht den romantischen Geist seines Großvaters; wenn auch der Schimmer der Kaiserkrone in seinen Augen nicht ohne Wert war, so reizte ihn doch nicht die Herrschaft über Italien, und für so kühne Reformpläne, wie sie die beiden Idealisten Petrarca und Cola in ihren Schriften und Briefen darlegten, besaßen der König und der Prager Erzbischof Arnest von Pardubitz kein Verständnis. Nur mit Zustimmung des Papstes wollte Karl die Kaiserkrone erlangen; er beschloß daher den römischen Flüchtling gefangen zu setzen und die Willensmeinung des heil. Vaters einzuholen. Clemens VI. übertrug dem Erzbischof die fernere Bewachung des Ketzers. Vergebens flehte Cola,

dessen Gesundheit von dem strengen Klima und der engen Haft angegriffen ward, in rührenden Worten um seine Befreiung und suchte sich gegen die erhobenen Anklagen zu rechtfertigen; er mußte ein ganzes Jahr in der Prager Kerkerhaft ausharren. Doch machten seine Reden und Schriften auf den König solchen Eindruck, daß er Interesse an dem Manne nahm und ihn nicht nach Avignon, wo man ihn begehrt hatte, auslieferte. Erst als der Gefangene selbst den Wunsch aussprach, sich vor dem heil. Vater zu verteidigen, wurde er den päpstlichen Machtboten übergeben. Seine Haltung war in Ketten männlicher als auf dem Kapitol, sagt Gregorovius; seine Verteidigungsschriften in Prag sind die besten Monumente, die er sich gesetzt hat, denn sie zeigen einen Mann, der ein freimütiger und standhafter Held des Gedankens und von seiner Sendung überzeugt war.

Unter dem Zuströmen des Volkes wurde der Befreier Roms in die päpstliche Rhonestadt eingebracht und unter Aufsicht gestellt. Drei Kardinäle saßen über ihn zu Gericht. Es wäre ein Leichtes gewesen, auf schuldig zu erkennen und ihn den Flammen zu überliefern. Es geschah nicht, sei es, daß König Karl sich für den Gefangenen verwendete, oder daß der Papst aus Scheu vor dem Volke, das die Freisprechung der Königin Johanna von der Schuld des Gattenmords noch in frischem Andenken trug und das Petrarca von Vaucluse aus zu Colas gunsten zu stimmen wußte, ein Aufsehen erregendes Martyrium vermeiden wollte; das Urteil war noch nicht gesprochen, als Clemens VI. aus dem Leben schied und ein französischer Kardinal von streng mönchischer Richtung unter dem Namen Innocenz VI. den heil. Stuhl bestieg.

Rienzo in Avignon. 1352.

6. Dez. 1352.

4. Rienzos zweites Auftreten in Rom und Kardinal Albornoz.

Während dieser Zeit war die Stadt Rom und das Erbe Petri völliger Anarchie und Gesetzlosigkeit preisgegeben. Jeder that Böses nach seinem Sinn, sagt Matteo Villani, weil kein Ort da war, um Gerechtigkeit zu holen. Das Volk war unglücklich und die Stadt drinnen voll von Übelthätern und draußen wurde allenthalben geraubt und geplündert, die Fremden und Pilger waren wie die Schafe unter den Wölfen. Die Adelsfamilien, welche seit Colas Flucht wieder das Regiment an sich gerissen, führten wilde Parteikriege gegeneinander und füllten Stadt und Land mit Frevelthaten; Johann von Vico unterwarf Viterbo von neuem und dehnte seine Zwingherrschaft über Orvieto und Tuscien aus; der Senator Bartold Orsini, der eine Teuerung der Lebensmittel zu Kornwucher benutzte, wurde bei einem Volksaufstand am Fuße des Kapitols gesteinigt. Zugleich streiften die aus Neapel abgezogenen Condottieri in der Romagna und den Marken umher: Werner trug einen kostbaren Waffenrock mit der Inschrift: „Ich bin Herzog Werner, der Anführer der großen Kompanie, der Feind Gottes, des Mitleids und des Erbarmens.“ Oftmals sehnte man sich nach dem Tribun,

Anarchische Zustände im Kirchenstaat.

15. Febr. 1353.

damit er den übermütigen Adel seine eiserne Hand wieder fühlen lasse und ein demokratisches Regiment herstelle, ein Wunsch, den auch Petrarca in Avignon offen aussprach. Papst Innocenz VI. war denn auch entschlossen, dem ruchlosen Treiben der Feudalherren ein Ende zu machen. „Er bestellte mit ausgedehnten Vollmachten den Kardinal Ägidius Albornoz zum Legaten und Generalvikar in Italien und im Kirchenstaat, einen geistlichen Herrn aus edlem spanischen Haus, der in jüngeren Jahren mit Ruhm vor Algeziras gegen die Sarazenen gestritten hatte und Bildung und Staatsklugheit mit kriegerischer Erfahrung verband. Okt. 1353. Zugleich erhörte er die Bitte Colas um Befreiung. Er löste seine Bande und ließ ihn im Gefolge des Kardinals nach Italien zurückkehren, damit er in Rom die Autorität des heil. Stuhles wieder aufrichten helfe. Der turbulente Feudaladel war der gemeinsame Feind der Kirche und des Volks.

Rienzo als Senator in Rom. 1354. Der Legat entledigte sich seines Auftrags mit Glück. Unterstützt von den Städten Florenz, Siena und Perugia brachte er von Montefiaskone aus den Präfekten Vico zur Unterwerfung. Der stolze Edelmann beugte die Knie vor dem Kardinal, schwur dem päpstlichen Stuhle Gehorsam und wurde von den Bannflüchen losgesprochen, welche drei Päpste nacheinander auf sein Haupt geschleudert hatten. Seinem Beispiele folgten die übrigen Burgherren in Umbrien, in der Sabina, in Tuscien. Nun ernannte Albornoz den ehemaligen Tribunen zum Senator und entließ ihn nach Rom. Cola sammelte etliche hundert Söldner verschiedener Nationen aus der „Kompanie" des Fra Moreale, jenes fahrenden Johanniterpriors, der im Dienste Ludwigs von Ungarn nach Neapel gezogen war (S. 328 f.) und nun nach hergestelltem Frieden, dem Beispiel Werners folgend, als Bandenführer und Raubritter umherschweifte, unter seiner Fahne und zog über die Engelsbrücke in Rom ein, empfangen von dem jubelnden Volke, das 1. Aug. 1354. ihn durch die mit Teppichen und Blumen geschmückte Stadt nach dem Kapitol geleitete, wo er vor sieben Jahren das Fest der Ritterweihe gefeiert hatte. Er richtete die Regierung wieder in der früheren Weise ein und forderte den Adel zur Huldigung auf; aber nur wenige leisteten Gehorsam, Stefanello Colonna hielt sich trotzig in seiner Burg zu Palestrina. Cola wagte einen Angriff, aber ihm fehlte alles kriegerische Talent; unverrichteter Dinge kehrte er nach der Stadt zurück, wo Fra Moreale verdächtige Bewegungen machte, und da seine Kassen erschöpft waren und die Söldner drohend ihre Löhnung forderten, so beschloß er sich des Bandenführers durch Mord zu entledigen und dessen zusammengeraubte Schätze an sich zu bringen. Er lockte den Feldherrn durch glatte Worte auf das Kapitol; dort ließ er ihn in Fesseln legen und brachte ihn durch Foltern zum Geständnis seiner ruchlosen Thaten. Und die Welt erlebte das merkwürdige Schauspiel, daß der furchtbare Kriegsmann, der so lange die Geißel und der Schrecken Italiens gewesen war, durch die Hand eines mutlosen, unkriegerischen Demagogen gefällt ward. In goldverbrämten Samt gekleidet empfing der 29. Aug. 1354. kühne Scharenführer knieend den Todesstreich an der Treppe des Kapitols. Er

hatte sein Schicksal verdient, aber der feige Verrat und die gemeinen Motive, denen er zum Opfer gefallen, erzeugten Haß und Verachtung gegen seinen Überwinder. Hunderttausend Goldgulden hatte der Johanniter in Rom niedergelegt; diese nahm der Senator weg und verwendete sie zum Sold seiner Milizen.

Damit lenkte Cola in die gewöhnliche Bahn der Tyrannen ein. Mochten auch der Papst und sein Legat, erfreut über den Untergang des schrecklichen Landverwüsters, ihre Zufriedenheit aussprechen, bei allen andern verlor er Achtung und Vertrauen. Der Adel, besonders Colonna, verabscheute nun mehr als je das Volksregiment und seinen ehrlosen Führer. Dieser wollte Gehorsam erzwingen. Aber bald waren die Reichtümer des Moreale verausgabt; um neue Mittel zu erlangen, legte er eine Zwangssteuer auf Verbrauchsgegenstände. Die sichtbare Abneigung des Volks erregte seinen Argwohn; er ließ die Verdächtigen in Haft bringen und preßte ihnen Lösegeld ab; ein edler Bürger, Pandolfuccio, dem er mißtraute, wurde enthauptet; um sich gegen Verschwörungen und Nachstellungen zu schützen, umgab er sich mit einer Leibwache. Aber seine Feinde waren thätig. Am 8. Oktober zogen Bewaffnete, an ihrer Spitze Brettone, Moreales Bruder, unter dem wilden Geschrei „Tod dem Verräter, der die Steuern eingeführt hat“, auf das Kapitol. Cola rief seine Freunde um sich, aber alles ergriff die Flucht. Umsonst versuchte er, bewaffnet und das Banner Roms schwingend, vom Balkon des Palastes herab, das Volk durch den Zauber seiner Beredsamkeit zu fesseln: wildes Geschrei übertönte seine Stimme. Man legte Feuer an die Treppe und an die Eingangsthür. Da that Rienzo Rüstung und Amtstracht von sich und suchte, in ein Hirtenkleid gehüllt und das Gesicht geschwärzt, sich durch die Menge zu schleichen. Er wurde jedoch erkannt und an derselben Richtstätte, wo Fra Moreale gefallen war, auf grausenhafte Weise ermordet. Seinen hauptlosen Körper schleiften die Rasenden durch das Stadtviertel, wo die Colonna wohnten, verbrannten dann die Leiche im Mausoleum des Augustus und streuten die Asche in die Luft.

Rienzos Ausgang. 1354.

8. Okt. 1354.

„Das war das Ende des Cola di Rienzo,“ heißt es bei Papencordt. „Durch einen edeln Aufschwung seines Geistes hatte er sich auf einen erhabenen Standpunkt gestellt, welcher über die Einsicht seines Verstandes und die Kräfte seines Willens so weit hinaus ging, daß er uns nicht einmal das Schauspiel eines großartigen Ankämpfens und Ringens mit der aufgefaßten Idee darbietet; ja diese Idee selbst hatte er zuletzt fast aufgegeben, und weil ihm dann die gewöhnlichen materiellen Bedingungen und Grundlagen der Herrschaft fehlten, so war sein Sturz unausbleiblich. Sein ganzes Leben zeigt uns nur Außerordentliches, nichts wahrhaft Großes. In der Geschichte und in dem Glauben der Menschen aber ist das Andenken an den edeln Anfang vorwiegend geblieben und hat seinen Namen mit einem romantischen Glanze umgeben, wie er wenigen Gestalten des Mittelalters zu teil geworden ist. In dem Dunkel der Frevelthaten seiner Zeitgenossen in Rom verschwanden die Vergehen, und nur sein tugendhaftes Streben leuchtete hervor.“ Gregorovius schließt die Geschichte Colas di Rienzo mit folgenden Worten: „Es gibt, wie in der Natur, so in der Geschichte Luft-

spiegelungen aus entlegenen Zonen der Vergangenheit, eine solche und die wunderbarste war die Erscheinung des Volkstribunen. Die Vermischung von Tiefsinn und Narrheit, von Wahrheit und Lüge, Kenntnis und Unkenntnis der Zeit, von großartiger Phantasie und thatsächlicher Erbärmlichkeit macht Cola di Rienzo, den Heldenspieler im zerlumpten Purpur des Altertums, zu dem wahren Charakter und Abbild Roms in seinem mittelalterlichen Verfall. Seine Geschichte hat einen unvergeßlichen Zauber phantastischer Dichtung über das öde Rom ausgebreitet, und seine Erfolge erschienen so rätselhaft, daß man sie einem helfenden Dämon zuschrieb."

Erfolgreiche Thätigkeit des Kardinals Albornoz. Der Tod Colas blieb ungerächt; die gerichtliche Untersuchung, welche der Legat Albornoz anordnete, wurde bald eingestellt. Doch kam die Autorität der Kirche in der Hauptstadt wie in den Provinzen mehr zur Geltung. Die Rom-
1355. 1356. fahrt Karls IV., deren Verlauf wir in den früheren Blättern kennen gelernt (S. 122 ff.), erhöhte das Ansehen des Papstes, da sie den Ghibellinen die Überzeugung beibrachte, daß von dem gesunkenen Reich keine Hilfe mehr zu erwarten sei, daß das römische Kaisertum in den Augen des deutschen Herrschers nur noch als ein glänzender Name, als ein altehrwürdiger Titel ohne reale Macht gelte. Unter solchen Verhältnissen gelang es dem staatsklugen Kardinal Albornoz viele Stadtherren und Kommunen Mittelitaliens zur Anerkennung der päpstlichen Oberherrlichkeit zu bringen, indem er ihnen die Vikariatsrechte erteilte, wodurch sie in ihrer selbständigen Herrschaft wenig beschränkt waren, dennoch aber als im Dienste der Kirche stehend angesehen wurden. Der legitime Charakter, der dadurch ihrer Herrschaft beigelegt ward, war reichlicher Ersatz für die dem Papste geleistete Huldigung mit den daran geknüpften geringfügigen Verpflichtungen. So unterwarfen sich die Malatesta und erhielten das Vikariat von Rimini, Pesaro, Fano und Fossombrone auf zehn Jahre gegen Zins; so huldigten die Grafen Montefeltro von Urbino, die Manfredi von Faenza. Nur der kühne Francesco Ordelaffi, Herr von Forli, Forlimpopoli, Cesena u. a. O., der geschworene Feind des Klerus, trotzte den Drohungen und den Waffen des Legaten. Ebenso schwuren die Vorsteher der meisten Stadtgemeinden wie Ascoli, Ankona, Spoleto, Treue und Gehorsam, nahmen päpstliche Oberrichter und Amtleute auf und verpflichteten sich zur Kriegshilfe. Der Kirchenstaat wurde in eine Menge Vikariate aufgelöst, dadurch aber zugleich die Autorität des römischen Stuhles aufrecht erhalten.

Neapel und Sizilien. Auch in Neapel wurde das päpstliche Oberlehnsherrnrecht aufs neue befestigt. Jo-
Mai 1352. hanna und ihr Gemahl wurden von dem Legaten in Neapel feierlich gekrönt und die Thronfolge so geordnet, daß die von Johanna an Kindesstatt angenommene Tochter ihrer Schwester Maria aus ihrer ersten Ehe, Margarete von Durazzo, die Krone erben sollte. Dagegen hatte Johanna, um während des ungarischen Krieges nicht auch von Sizilien beunruhigt zu werden, ihre Ansprüche auf diese Insel an das aragonische Fürstenhaus, das schon fünfzig Jahre daselbst geherrscht, in aller Form Rechtens abge-
1356. treten. Ein Versuch Johannas, als bei dem Tode des sizilianischen Königs Ludwig dessen dreizehnjähriger Bruder Friedrich II. an die Herrschaft gelangte, mit Hilfe des neue-

rungssüchtigen einheimischen Adels das schöne Inselland wieder mit Neapel zu verbinden, wurde durch das Waffenglück der Aragonier vereitelt.

Um diese Zeit war das Gebiet an der Rhone den Raubzügen jener schrecklichen „Kompanien" ausgesetzt, welche für das südliche Frankreich eine ähnliche Geißel waren, wie die Banden Werners und seiner Genossen für Italien. Wir wissen, daß selbst der Papst in seiner Hauptstadt vor dem „Erzpriester" Arnold von Cervole aus dem Hause Talleyrand zitterte und sich wiederholt durch hohe Geldsummen von Plünderung und Gewaltthat loskaufen mußte (S. 23). Innocenz VI. rief daher Albornoz nach Avignon zurück, damit er in der großen 1357.
Bedrängnis sich seiner Hilfe bediene. Albornoz' letztes Werk in Rom war die Einrichtung, daß statt der zwei aus dem römischen Adel ernannten Senatoren fortan nur einer die Verwaltung und Rechtspflege in Rom führen solle, und zwar ein solcher, den der Papst aus einer andern Stadt Italiens dazu berufen würde. Damit war die Aufstellung eines demokratischen Stadtrates verbunden, indem das Volk als Wächter seiner Rechte dem Senator sieben „Reformatoren der Republik" zur Seite stellte und eine Bürgerwehr von Armbrustschützen errichtete nach dem Muster der Florentiner Schützengilde. Gegen Ende des näch- Dez. 1358.
sten Jahres kehrte Albornoz nach der Romagna zurück; nun gelang es ihm auch den stolzen Ordelaffi von Forli zur Huldigung zu bringen. Er ernannte ihn zum Vikar von Forlimpopoli und Castrocaro. Selbst Bologna wurde durch den klugen Kardinal wieder für den Kirchenstaat gewonnen. Als Innocenz VI. sich zum Sterben hinlegte, galt der Papst wieder als Haupt und Oberherr des mittleren Italiens. Nur die Visconti hielten sich in feindseliger Ferne.

Haltung der Visconti und Stellung des Kaisers.

Giovanni da Oleggio, ein Condottiere und Verwandter des Viscontischen Hauses, hatte sich vom Viscontischen Statthalter zum Herrn in Bologna aufgeschwungen, und die Versuche der Familie, dem ungetreuen Vetter die Stadt wieder zu entreißen, blieben erfolglos. Er schloß sich an den Kardinal an und überlieferte ihm Bologna März 1360.
gegen die Signorie in Fermo und die Statthalterschaft in der Mark Ankona. Dieses Beispiel konnte der Herrschaft der Visconti gefährlich werden; denn das übermächtige Haus hatte zahlreiche Gegner, die das mailändische Gebiet fortwährend bedrohten, und in den unterworfenen Städten gährte es unablässig gegen die Zwingherrschaft. Um so mehr waren sie daher bedacht ihr Ansehen in Pavia zu behaupten. Auch diese Stadt hatte sich von den Visconti losgesagt, und Karl IV. hatte den Markgrafen Johann Juni 1355.
von Montferrat zum Reichsvikar daselbst eingesetzt; als sich aber die Mailänder Herren 1359.
wieder der Stadt bemächtigten, erteilte er auch ihnen von neuem diese Würde. Karl Jan. 1360.
vermied es sichtlich, entschieden zu einer Partei zu treten. Als die Übergabe von Bologna an den Legaten zum offenen Kampf zwischen dem Papst und den Visconti zu führen drohte, suchte der Kaiser, der im Fall des Kriegs Partei zu ergreifen genötigt gewesen wäre, sein Ansehen aber in der neutralen Stellung am besten gewahrt sah, eine Vermittelung herbeizuführen. Der hartnäckige, herrschsüchtige Bernabo aber wies alle Vergleichsvorschläge trotzig von der Hand. Die Bannflüche des neuen Papstes Urban V., der am 6. Nov. 1362 den Herrschersitz in Avignon bestiegen hatte, vergalt er mit Gewaltschritten gegen die Kirchengüter und die Geistlichen. Erst als Karl ihn des Reichsvikariats beraubte und die Acht über ihn verhängte, gab der Visconti nach und ver- 25. Juni 1363.

3. März 1364. zichtete gegen 500,000 Goldgulden auf Bologna; zugleich wurde in dem Friedensschluß Galeazzo im Besitz von Pavia, Alba und Novara bestätigt, wogegen er Asti als Eigentum des Markgrafen von Montferrat anerkannte. Durch seine vermittelnde diplomatische Thätigkeit gelang es dem Luxemburger, während der Jahre zwischen seinen beiden Römerzügen sein Ansehen unter den italienischen Parteien ungemein zu erhöhen und der wachsenden Autorität des Papstes wenigstens in Oberitalien eine Schranke zu setzen. Selbst die mächtigen Republiken Florenz, Venedig, Genua, das die Viscontische Herrschaft abgeschüttelt hatte, u. a. leisteten ihm den Treueid und verpflichteten sich zur Reichssteuer.

Soldbanden und Condottieri. Der Kardinal Albornoz befand sich noch in Italien, als Kaiser Karl IV. mit Urban V. in Avignon die erwähnte Besprechung hatte (S. 134). Der Hauptzweck derselben war die Rückverlegung des päpstlichen Sitzes nach Rom und die Entfernung der Söldnerscharen, die aus allen Ländern nach der Apenninischen Halbinsel strömten und den Visconti und andern Stadttyrannen als Werkzeuge ihrer ehrgeizigen Pläne dienten. Wir haben bereits häufig genug der bewaffneten Banden gedenken müssen, welche sich in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in Frankreich und in dem zerrissenen Italien umhertummelten. Es waren die entarteten Schößlinge der mittelalterlichen Ritterschaft, die von dem emporstrebenden Bürgertum aus dem Besitz der Bildung, des Wohlstandes und der gesellschaftlichen Rangstellung verdrängt, ohne höhere Thatenziele in einem abenteuernden Soldatenleben ihr Dasein vergeudeten und als Glücksritter auf eigne Hand oder im Dienste fremder Ehrsucht und Tyrannei die Geißel der Länder wurden. Italien selbst, wo in den mächtigen Stadtrepubliken demokratische Kommunalregierungen das Patriziat und die alten Adelsgeschlechter ausstießen, bot den Soldbanden reichen Zuwachs. Sie waren „wandernde Militärstaaten" von trefflicher Organisation. Ein Rat von je vier Kapitänen für die Reiter und für das Fußvolk umgab den Oberbefehlshaber; bei wichtigen Angelegenheiten wurden alle Korporale und Unteranführer in einem Parlament versammelt. Auch gab es Richter und Schatzmeister. Die Führer dieser Kompanien unterhandelten mit Fürsten und republikanischen Regierungen in diplomatischen Formen, als Gleiche mit Gleichen. In Avignon wurde der erwähnte „Kompanienkönig" Arnold von Cervole wie ein Fürst behandelt. „Ein Harem von Weibern, fortgeschleppten Nonnen und willigen Lustdirnen begleitete diese Banden, denen entsetzliche Flucht voraufzog und Hunger und Pest nachfolgten. Ihr buntes Lager war ein Markt, wo die Beute von Klöstern und Städten an Händlerschwärme verkauft ward, während große Banken Italiens in Geschäftsverbindungen mit den Hauptleuten standen, welche ihren Raub bei ihnen verzinsten." In den Ruhezeiten ergötzte sich das Kriegsvolk an Lagerfesten, Fackeltänzen, Ritterspielen und Szenen malerischer Romantik. Als Kardinal Albornoz im mittleren Italien die Oberherrschaft der Kirche aufrichtete und der Kaiser Anstalten zu seiner zweiten Romfahrt traf, hausten in der Halbinsel die deutschen Hauptleute Landau, Albert Sterz und Hans von Bongard, Anichino genannt, der Engländer John Hawkwood, „der Falk im Busch" u. a.

gefürchtete Bandenführer. Papst und Kaiser ließen ihnen durch Albornoz den Vorschlag machen, gegen die Türken zu ziehen; aber sie hatten keine Lust, das einträgliche Geschäft in der reichen Halbinsel gegen einen gefahrvollen Kreuzzug auszutauschen. Umsonst suchte dann Urban V. durch Kirchenstrafen und Bann- 13. April 1366.
bullen die Kompanien zur Auflösung und zum Abzug zu bringen; auf die verwilderten Gemüter machten die geistlichen Strafgerichte keinen Eindruck. Umsonst suchte er die Fürsten und Städte zu einer Liga gegen die Soldbanden zu vereinigen; die Hauptleute lachten der ohnmächtigen Bemühungen; sie wußten, daß Mißtrauen und Parteisucht ein gemeinsames Vorgehen unmöglich machten. War doch der päpstliche Legat selbst in die Lage gesetzt, um sich gegen Florenz und Mailand zu behaupten, mit den Führern der Soldknechte auf gutem Fuß zu bleiben.

5. Rückkehr des Papstes nach Rom und die Vorgänge in Neapel und Sizilien.

Es war dem Kardinallegaten Albornoz noch vergönnt, seinen Herrn und Urbans V. Rückkehr nach
Meister auf der Rückkehr nach Rom in Viterbo zu begrüßen. Wir wissen, daß Italien. 1367.
Urban V. den Entschluß faßte, den apostolischen Sitz wieder in der Tiberstadt aufzuschlagen, damit die gesunkene Kirche „in der welthistorischen Luft Roms" neue Lebenskraft gewinne. Der freudige Empfang, der ihm in Genua, Pisa, Viterbo zu teil ward, konnte ihn überzeugen, wie sehr die patriotischen Ermahnungen Petrarcas und die Bitten der Römer den Wünschen der ganzen italienischen Nation entsprachen. Während seiner Anwesenheit in Viterbo schied Albornoz, groß als Staatsmann, Feldherr und Gesetzgeber (die von ihm herrührenden Bestimmungen lebten unter der Benennung der „Egidianen" fort) aus dem Leben. Seine Leiche wurde mit großen Ehren nach Toledo gebracht und in 24. Aug. 1367.
St. Ildefonso in die Marmorgruft gesenkt. Am 16. Oktober hielt der heil. Vater seinen glänzenden Einzug in Rom, begleitet von Kriegsvolk und Tausenden von Klerikern aller Grade. Der alte Petrarca feierte das Ereignis als die Rückkehr Israels aus dem fremden Volke in das Gelobte Land. Urban nahm seinen Sitz im Vatikan und änderte die Verfassung der Stadt in der Art, daß dem aus der Ferne berufenen Senator ein Stadtrat von drei „Konservatoren" zur Seite trat. Im März des folgenden Jahres empfing er den Besuch der 1368.
Königin Johanna von Neapel und des Königs von Cypern, im Herbst begrüßte er den Kaiser auf seiner zweiten Romfahrt in Viterbo und zog dann mit demselben in die Peterskirche, wo Karls vierte Gemahlin, Elisabeth von Pommern, gekrönt ward. Wir wissen, wie wenig Ehre der Kaiser nach Deutschland mitbrachte (S. 136). Noch demütiger war die Erscheinung des byzantinischen Kaisers Johann Paläologus, welcher im nächsten Jahr gegen die vordringenden Okt. 1369.
Türken Hilfe zu bitten nach dem Vatikan kam und seinen schismatischen Glauben

abschwur. „Diese Monarchen, einst die Gebieter der Welt, waren in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts nur machtlose Schatten, der eine, der Nachfolger Karls des Großen, nur noch ein geduldeter Gast in Rom, der andre, der Nachfolger Justinians, nur noch ein ungestümer Bettler vor dem Abendland." Aber im September des nächsten Jahres schiffte sich Urban V. wieder in dem-
5. Sept. 1370. selben Hafen von Corneto ein, wo er vor drei Jahren ans Land gestiegen war, um auf Frankreichs Boden zu sterben.

Die italienische Liga. Die getäuschte Hoffnung erzeugte in Rom und in ganz Italien eine verbitterte Stimmung. Das Nationalgefühl regte sich wider die französische Priesterherrschaft; man wollte sich freimachen vom Ausland. Die Visconti in Mailand, die Republik Florenz, die Stadtgebiete in der Romagna und in den
1375. Marken bildeten den Kern einer italienischen Liga, an welche sich achtzig Städte, darunter Pisa, Lucca und Arezzo anschlossen; selbst die Königin Johanna näherte sich derselben und die Bandenführer boten ihre Kriegsmannschaften um Sold an. Eine Kommission von acht Männern, vom Volke ironisch „die Heiligen" genannt, leitete die Einziehung und Veräußerung der geistlichen Güter. Ein gewaltiger Sturm erhob sich gegen die weltliche Gewalt des Papsttums, gegen die „Tyrannei der Barbaren". Was Albornoz durch vierzehnjährige Thätigkeit dem römischen Stuhl gewonnen, drohte für immer verloren zu gehen; das Papsttum kam in Gefahr, seine geschichtliche Stellung in Italien einzubüßen. In kurzem kündigten die meisten Städte des Kirchenstaats der Kurie den Gehorsam auf, brachen die Burgen, die einst Albornoz angelegt, und errichteten, von den Florentinern unterstützt, republikanische Gemeinwesen. Auch nach Rom gingen die Briefe der acht Männer von Florenz mit der Aufforderung, sich von der Herrschaft des fremd gewordenen Pontifikats loszumachen und mitzuwirken an der Freiheit und Einheit Italiens. Der Ruf, den einst Cola di Rienzo vom
März 1376. Kapitol erhoben, ertönte jetzt vom Arno. Bald trat auch Bologna dem Städtebund bei. In Rom gährte es zwar, aber aus Mißtrauen gegen Florenz blieb man dem Papste treu. Um so nachdrücklicher forderten die Römer die Rückkehr des heil. Vaters.

Gregor XI. in Rom. Gregor XI. sah ein, daß er nicht länger zögern dürfe. Nachdem er über Florenz den furchtbarsten Bannfluch ausgesprochen und Gut und Leben der Einwohner für vogelfrei erklärt hatte, traf er Anstalten zur Abfahrt. Voraus zog der kriegerische Kardinal Robert von Genf mit zuchtlosem französischen, englischen und spanischen Kriegsvolk, das sich damals im südlichen Frankreich umhertrieb und an Raubgier und Ruchlosigkeit mit den italienischen Banden wetteiferte. Wehe der Stadt, welche in die Gewalt dieser Horden fiel! Das Schicksal von Faenza, wo die Soldknechte Hawkwoods im Dienste des Kardinals von Ostia namenlose Frevelthaten verübten, mußte alle mit Angst und Schrecken erfüllen. Die Florentiner hatten sich bisher um den Bann wenig bekümmert, weil sie nach Machiavellis Worten „das Vaterland mehr liebten als ihre Seelen";

sie hatten Kirchenschätze eingezogen, den Klerus besteuert, das Interdikt für ungültig erklärt und die Priester gezwungen, den Gottesdienst zu verrichten. Jetzt aber suchten sie sich mit der Kirche zu versöhnen. Eine Gesandtschaft, bei der sich die heil. Katharina von Siena befand, begab sich nach Avignon. Den Papst rührte das Elend und der Schmerzensruf der Halbinsel. Er schiffte sich in Marseille 22. Sept. 1376. ein und fuhr über Genua und Pisa nach dem Erblande Petri, verfolgt von heftigen Herbststürmen, die als schlimme Vorbedeutung gelten konnten. In Corneto feierte er ein freudenloses Weihnachtsfest; denn der ganze Kirchenstaat war noch in Aufruhr, Francesco von Vico, der Präfekt von Viterbo, schlug die päpstlichen Truppen zurück, Florenz warnte die Römer in feurigen Mahnschreiben vor dem fremden Kirchenfürsten. Am 17. Januar hielt Gregor XI. 17. Jan. 1377. seinen feierlichen Einzug in die Stadt der Apostel und bezog den Vatikan; doch schon im Mai begab er sich nach Anagni, der Vaterstadt des achten Bonifacius, nachdem er Gomez Albornoz, den Neffen des großen Ägidius, zum Senator ernannt. Aber die Verwüstung der abtrünnigen Stadt Cesena durch die Soldbanden des Kardinals von Genf warf einen düstern Schatten auf die Heimkehr des Kirchenfürsten. Dennoch besserte sich die Lage: Bologna machte seinen Frieden mit der Kirche, der Präfekt Vico sagte sich von der Liga los; selbst Florenz unterhandelte. Da starb Gregor XI., in seiner verdüsterten Seele die Rückkehr † 27. März 1378. nach Rom bereuend und das Schisma voraussehend. In der Kirche S. Maria Nuova auf dem Forum, von der er Kardinal gewesen, wurde er beigesetzt.

Die Entstehung der Kirchenspaltung unter seinem Nachfolger Urban VI. Ausbruch des Schismas. haben wir früher kennen gelernt (S. 210). Die heil. Katharina vermochte durch ihre Gebete und Thränen das Unglück der Kirche nicht abzuwenden. Derselbe Kardinal Robert von Genf, an dessen Hand das Blut von Cesena klebte, ebenso klug und gebildet als kriegskundig und dem rohen Neapolitaner Urban weit überlegen, wurde der Gegenpapst Clemens VII. Beide bekämpften einander mit Söldnerbanden, bis nach der Niederlage der fremden Truppen durch die italienischen Scharen und der Einnahme und Zerstörung der Engelsburg Cle- April 1379. mens seinen Sitz wieder in Avignon aufschlug. Die Königin Johanna von Neapel gewährte ihm Schutz und Anerkennung und zog sich dadurch den leidenschaftlichen Haß des römischen Papstes Urban zu, der nun vor Verlangen brannte, an der schuldbefleckten Herrscherin Rache zu nehmen, unter deren weltlichem Regiment er früher als Bischof von Bari gestanden.

Johanna war, wie erwähnt, von der Schuld des Gattenmords freigesprochen Parteikämpfe in Neapel und Sizilien. und ihr Gemahl Ludwig von Tarent als König gekrönt worden. Dennoch wollte die Ruhe nicht zurückkehren. Die Brüder des ermordeten Karl von Durazzo, Ludwig, Graf von Gravina, und Robert von Achaja, konnten die Bevorzugung des tarentinischen Verwandten nicht ertragen, und die einheimischen Großen, die auf ihren Burgen fast in selbstherrlicher Unabhängigkeit lebten, nährten die Parteiung. Die bürgerlichen Kämpfe hatten somit ihren Fortgang und die Bandenführer, die bald der einen, bald der andern Partei dienten, fanden in Neapel ein fruchtbares Erntefeld. Die Staatskasse und

das Land wurden durch die Löhnungen erschöpft und das Volk verarmte und verwilderte. Dennoch trug sich das Anjousche Königspaar fort und fort mit dem Gedanken, die Insel Sizilien, wo die Parteiung noch größer war und die katalonischen Kriegsbanden eine ähnliche Rolle spielten wie die Deutschen und Ungarn in Neapel, der aragonischen Dynastie zu entreißen und wieder mit dem Festlande zu vereinigen. Die schwache Regentschaft, welche während der Minderjährigkeit Friedrichs III. die Verwaltung führte, schien das Unternehmen zu begünstigen. Im Einverständnis mit der mächtigen Familie Chiaramonti, die bereits mehrere der wichtigsten Städte, wie Palermo, Girgenti, Siracusa, Trapani, in ihrer Gewalt hatte, und unterstützt durch einen Aufstand in Messina, hatten die neapolitanischen Kriegsheere anfangs guten Erfolg: der Feldherr Acciajuoli besetzte Messina, wo sofort Johanna und ihr Gemahl ihren Ein-
1356. zug hielten und sich huldigen ließen; als aber das neapolitanische Heer bei einem Angriff auf Catania, wohin der Hof sich mit dem König zurückgezogen hatte, geschlagen ward, zerrannen schnell alle Eroberungspläne. Die Fliehenden, von einem panischen Schrecken erfaßt, hätten leicht durch die siegreiche Schar vernichtet werden können, wenn nicht die Katalonier sich zu lange mit dem Ausplündern des Lagers aufgehalten hätten. Das Königspaar kehrte nach dem Festlande zurück, und der jüngern Linie des aragonischen Herrscherhauses blieb der Besitz der Insel gesichert; aber auf beiden Seiten des Faro kehrten friedliche Zustände noch lange nicht zurück.

Johanna in Neapel. Ausgleichung mit Sizilien.

Die Parteikämpfe waren noch in vollem Gang, als Ludwig von Neapel im Mai 1362 plötzlich starb. Johanna tröstete sich bald über den Verlust eines Mannes, der sie in strengen Schranken gehalten und ihr nur geringen Einfluß auf die Staatsgeschäfte gegönnt hatte; sie sah sich sofort nach einem neuen Gemahl um, über den sie mehr Gewalt haben möchte, und fand einen solchen in Jakob von Mallorca, dem unbegüterten, abenteuernden Sohne des unglücklichen letzten Beherrschers des Balearenreichs (S. 79, 84, 98), der den Königstitel als väterliches Erbteil fortführte, aber am Hofe von Neapel mit einer untergeordneten Stellung sich begnügen mußte. Diese Zurücksetzung ward dem Fürsten bald unerträglich, so daß er den größten Teil seines Lebens mit den Kriegsbanden in der Provence und in der Pyrenäischen Halbinsel sich herumtrieb, bis er in Soria (1375) sein unruhiges Leben beschloß, von seiner Gemahlin kaum beachtet. Mit Papst Urban V. stand Johanna in gutem Einvernehmen: ihrer vereinten Anstrengung erlagen die Söldnerscharen, mit welchen Hawkwood und Ambrosius Visconti, ein natürlicher Sohn des mailändischen Tyrannen, einen verheerenden Einfall in den Kirchenstaat und Unteritalien gewagt. Ambrosius geriet
1369. mit sechshundert seiner Bewaffneten in Kriegsgefangenschaft; der Führer wurde in Freiheit gesetzt, die Gemeinen starben alle eines schmerzlichen und schimpflichen Todes. Auch unter Urbans Nachfolger Gregor XI. dauerte das gute Verhältnis zwischen Rom und Neapel fort. Mit Friedrich III. von Sizilien einigte man sich dahin, daß Johanna
1372. noch ferner den Titel einer Königin von Sizilien führen, der aragonische Fürst sich dagegen König von Trinakria nennen, die Oberlehnsherrlichkeit von Neapel und Rom zugleich anerkennen und an die Königin einen jährlichen Zins und in bestimmten Fällen eine geringe Dienstpflicht leisten sollte. Nun wurde der Kirchenbann gelöst, der so lange auf dem Inselreich und dem Königsgeschlecht gelastet. Als Friedrich III., ein an Kör-
Juli 1377. per und Geist schwacher Fürst, mit Tod abging, war Sizilien nur noch dem Namen nach eine Monarchie. Während der Minderjährigkeit seiner Tochter Maria war alle Macht in den Händen der Barone, welche in den einzelnen Städten ein unabhängiges Regiment aufrichteten. Sie waren in zwei Heerlager gespalten, eine nationale Partei unter der Leitung des Manfredo Chiaramonti, welche die Hand der Königin und das Inselreich an einen italienischen Fürsten bringen, und eine aragonische, welche

die alte Verbindung mit der spanischen Dynastie aufrecht erhalten wollte. Die junge Königin kam abwechselnd in die Gewalt der einen oder der andern Partei und wurde wie eine Gefangene behandelt. Die Spaltung des Papsttums mehrte noch die Anarchie. Die Sizilianer hielten zu Rom, indes der König von Aragonien den französischen Papst anerkannte. Nach vielen Kämpfen, Intrigen und Wechselfällen trugen endlich die Aragonier den Sieg davon. Durch die Vermählung Martins mit Maria, deren wir früher Erwähnung gethan (S. 84 f.), wurde das Band zwischen Sizilien und Aragonien aufs neue fester geknüpft. Dagegen dauerten im Hause Anjou die Spaltungen fort. Umsonst suchte Johanna eine Annäherung zu bewirken, indem sie einen Verwandten von der tarentinischen Nebenlinie zu ihrem Nachfolger ernannte, Karl den Kleinen von Durazzo, welcher durch seine Vermählung mit ihrer Nichte Margarete die Güter und Würden des ermordeten Herzogs gleiches Namens geerbt hatte und bei dem Ungarnkönig in hoher Gunst stand; der Magyarenkönig erhob neue Ansprüche und suchte zugleich in dem erklärten Thronerben, den er zum Herzog von Dalmatien und Kroatien ernannt, der Neapolitanerin einen Rivalen aufzustellen. Da sah sich Johanna, obschon fünfzigjährig, nach einem vierten Gemahl um, der den bevorstehenden Kampf gegen die ungarische Partei durchzufechten im stande wäre. Sie fand den geeigneten Mann in Otto von Braunschweig, einem der streitlustigen Bandenführer, die an der Spitze kriegerischer Soldknechte das obere und mittlere Italien durchstreiften, zu jedem Dienst und Abenteuer bereit. Der Papst begünstigte den tapfern Rittersmann, der die Markgrafschaft Montferrat beschützt und verwaltet hatte, und auf seine Empfehlung reichte ihm Johanna ihre Hand. Otto erhielt das Fürstentum Tarent und andre 1376.
Güter zu Lehen, doch galt er nicht als König, sondern führte nur den Namen eines Herzogs von Tarent. Das feindselige Auftreten des Papstes Urban VI. gegen seine frühere Gebieterin führte diese auf die Seite des Gegenpapstes Clemens VII., ein Schritt, welcher ihr selbst und dem Reich Verderben bringen sollte.

König Ludwig von Ungarn hegte unversöhnlichen Haß gegen Johanna, Zwei Päpste u. zwei Prätendenten.
die er trotz aller freisprechenden Urteile in Avignon als die Mörderin seines Bruders Andreas ansah. Darauf gründete jetzt Urban VI. seine Rachepläne. Er schleuderte gegen die Neapolitanerin, die es wagte den französischen Gegenpapst anzuerkennen und zu unterstützen, den Bannstrahl und erklärte sie, kraft seiner Machtvollkommenheit als Oberlehnsherr des Königreichs, des Thrones entsetzt. Ludwig von Ungarn und Karl von Durazzo, der gerade mit 21. April 1380.
10,000 Lanzen als ungarischer Feldherr gegen die Venetianer kriegte und vor Treviso stand, sollten die Sentenz vollstrecken und die Krone als Siegespreis aus den Händen des Papstes empfangen. Wie einst Innocenz IV. und seine Nachfolger gegen die Hohenstaufen, so wütete jetzt Urban VI. gegen das Haus Anjou. Eine neue ungarische Invasion bedrohte Neapel. Johanna suchte sich die Hilfe Frankreichs zu verschaffen, indem sie den Bruder des französischen Königs Karl V., den Herzog Ludwig von Anjou, an Sohnes Statt annahm und ihn zum Erben der Krone ernannte. Wir werden dem habgierigen und herrschsüchtigen Fürsten, der während der Minderjährigkeit seines Neffen Karl VI. mit seinen Brüdern die Regentschaft führte, in der Geschichte von Frankreich wieder begegnen. Clemens VII., welcher gleichfalls die oberlehnsherrlichen Rechte über Neapel ansprach, bestätigte die Adoption und erkannte Ludwig als Thronfolger

an. Derselbe wurde sogar ermächtigt, den Kirchenstaat mit Ausnahme des römischen Dukats zu erobern und mit Unteritalien zu verbinden. „So flochten die beiden Päpste und Johanna ein todbringendes Gewebe, worin sich Generationen verfingen, und das unselige Neapel büßte den Egoismus weniger Menschen durch lange und schreckliche Erschütterungen." Während die beiden Kronprätendenten in ihren Rüstungen zu dem Eroberungszug durch heimische Anliegen hingehalten wurden, Ludwig von Anjou durch die wachsende Gährung des französischen Volkes, Karl der Kleine durch den venetianischen Krieg, alles aber voll angstvoller Erwartung in die Zukunft blickte, schied die heil. Katharina, 33 Jahre alt, aus dem Leben. Wie fünfzig Jahre später die Jungfrau von Orleans ihr Leben der Herstellung des französischen Königtums weihte, so die heil. Jungfrau von Siena der Rückführung des Papsttums auf den Apostelsitz. Beide erreichten ihr Ziel, aber nur, um noch größere Leiden über die Welt hereinbrechen zu sehen. Katharina, welche als Friedensbote zwischen Rom und Avignon hin und hergewandert und Worte der Ermahnung und Versöhnung an Kardinäle und Fürsten gerichtet, starb im tiefen Kummer über die furchtbare Spaltung, „welche die Kirche und ihr eignes Herz zerriß". Kurz vor ihrem Ende war sie noch beschwichtigend unter einen Haufen Empörer getreten, welche gegen den Vatikan stürmten, aber vor der majestätischen Ruhe des energievollen Papstes und vor der reinen Gottesliebe der Heiligen ehrerbietig zurückwichen.

Tod der heil. Katharina. 29. April 1380.

Johannas Ausgang. Nov. 1380.

Ehe Ludwig seine Rüstungen vollenden konnte, rückte Karl von Durazzo über Rimini und Arezzo in Rom ein, „ein Mann von 35 Jahren, klein und blond, beweglich, Freund der Wissenschaft und Dichtkunst, von milder Art, beseelt vom Ehrgeiz der Anjou". Urban ernannte ihn zum Bannerträger (Gonfaloniere) und Senator und unterstützte ihn mit dem Raub der römischen Kirchen. Im folgenden Juni wurde er als König von Neapel gekrönt. Doch mußte er die Schenkungen gutheißen, womit der Papst seinen unwürdigen Neffen Franz Prignano bedacht und welche den schönsten Teil der Monarchie umfaßten. Verstärkt durch Söldnerbanden, die er mit dem päpstlichen Gelde angeworben, rückte er darauf über die Grenze Neapels. Otto von Braunschweig, der kriegskundige, tapfere Gemahl der Königin, welcher mit einer kleinen Schar Mietvölker aus Montferrat herbeigeeilt war, suchte vergebens die Fremdlinge vom Einzug in das Königreich abzuhalten; die Verräterei der Neapolitaner, welche dem in ihrem Lande geborenen Magyarenfürsten mehr zugethan waren als dem deutschen Gemahl ihrer Königin, und die feindliche Übermacht führten seine Niederlage bei
26. Juni 1381. S. Germano herbei. Im Juli zog Karl im Triumph in Neapel ein und unternahm dann die Belagerung von Castelnuovo, wohin sich die Königin geflüchtet. Umsonst bemühte sich Otto von Braunschweig die Burg zu retten: die Feigheit und Treulosigkeit der Neapolitaner lähmte seinen Arm. Nachdem sein Mündel und Zögling, Markgraf Johann von Montferrat, an seiner Seite gefallen, ge-
21. Aug. riet er selbst nach heldenmütigem Kampfe schwer verwundet in die Gewalt der

Feinde. Das entschied auch das Schicksal der Königin. Von allen Seiten umstellt und jeglicher Zufuhr beraubt, mußte sie sich dem ungarischen Sieger ergeben. 25. Aug. Sie wurde unter Aufsicht gestellt, doch nicht mit Härte behandelt. Karl hoffte sie dahin zu bringen, daß sie die Adoption Ludwigs widerriefe und die frühere Bestimmung zu seinen eignen gunsten wieder herstellte. Denn wenngleich der Herzog nach Johannas Wegführung allgemein als König von Neapel anerkannt und mit seiner Gemahlin Margarete feierlich gekrönt ward, so war Nov. 1381. doch bei der Wandelbarkeit des neapolitanischen Volks und bei dem Egoismus und der Parteisucht des Adels die Eroberung nur dann gesichert, wenn der faktische Besitz durch das Recht und mehr noch durch Glück und Macht unterstützt werden konnte. Nicht ohne Sorge hörte daher Karl, daß sein Rivale, der sich gleichfalls König von Neapel nannte und von dem Avignoner Papst gekrönt worden war, mit unermeßlichen Geldsummen und einem mit jedem Tage sich mehrenden Heer von Soldknechten über die Alpen gezogen sei und begleitet von dem Grafen von Genf, von Amadeus von Savoyen und von vielen edeln Herren in das Herz Italiens vordringe. Er mußte befürchten, daß die unzufriedenen Elemente im Königreich sich an den französischen Fürsten anschließen und die Waffen wider ihn ergreifen würden. Er forderte daher die Königin auf, durch eine offene Erklärung auf seine Seite zu treten; als sie ihn aber täuschte und anstatt bei den Provençalen für seine Anerkennung zu wirken, vielmehr zur Beschleunigung des Rachezugs aufmunterte, reifte in seiner Seele der Plan, sich ihrer durch Mord zu entledigen. Am 22. Mai 1382 wurde die Enkelin Roberts im Schloß zu 22. Mai 1382. Muro von ungarischen Soldknechten mit einem seidenen Strick erwürgt und ihre Leiche in der Kirche S. Chiara in Neapel öffentlich ausgestellt. Die Strafgerechtigkeit war ihr mit lahmem Fuße langsam gefolgt und erreichte sie endlich. Ihr Schicksal erregte große Teilnahme, denn in ihren letzten Regierungsjahren war sie eifrig bemüht gewesen, die Sünden und Frevel ihrer Jugend zu sühnen.

Bald nachher drang Ludwig, dessen Heer auf dem Zuge durch Oberitalien Bürgerkrieg in Neapel. gleich einer rollenden Lawine zunahm, durch die Mark und die Abruzzen an die Tod Ludwigs von Anjou. Grenze Neapels vor, wo sich viele Edle des Landes ihm anschlossen. Karl hatte die Banden Hawkwoods und des italienischen Condottiere Alberich de Barbiano an sich gezogen; dennoch war seine Macht zu gering, als daß er eine Schlacht hätte wagen können. Dem erfahrenen Rate seiner Führer folgend zog er daher den Krieg in die Länge, in der richtigen Voraussicht, daß die Schätze des Gegners sich schließlich erschöpfen und Mangel und Beschwerden sein Heer aufreiben würden. Man forderte sich in ritterlicher Weise zum Zweikampf heraus; man bestimmte Zeit und Ort zur Entscheidungsschlacht; aber Karl, des Krieges und des Landes mehr kundig als sein Gegner, ließ sich nicht hinreißen. Bald waren Ludwigs Schätze zerronnen; von seinen Kostbarkeiten, heißt es, war ihm nichts übrig geblieben, als sein schmuckloser Waffenrock; viele seiner Ritter verließen ihn, manches Opfer forderten Klima und Entbehrung; auch der Graf von

Savoyen erlag den Beschwerden. So zog sich der Krieg über ein Jahr hin, hauptsächlich auf den östlichen Teil um Barletta, Bari und Tarent beschränkt. Papst Urban VI. blickte mit leidenschaftlicher Ungeduld auf die Verzögerung. Um die Entscheidung zu beschleunigen und zugleich seine oberlehnsherrlichen Rechte und die Besitzungen seines Nepoten zu sichern, zog er selbst an der Spitze eines Söldnerhaufens nach Neapel, zum großen Verdruß Karls, der ihn scharf beobachten ließ. Als der Kirchenfürst in Nocera weilte, erlag Ludwig von Anjou in Bari den Beschwerden des Kriegs oder den Einwirkungen des Klimas oder ihm bei-
21. Sept. 1384. gebrachten Giftes. Nach seiner Bestimmung sollte das Erbe Johannas seinem jungen Sohne Ludwig II., die Provence dem jüngeren, Karl von Maine, zufallen.

König Karl und Papst Urban VI.

Mit dem Tode des französischen Fürsten konnte das mit unermeßlichem Aufwand ausgerüstete Unternehmen als gescheitert betrachtet werden. Ludwigs Heer löste sich in einzelne Haufen auf, die auf eigne Hand im Lande umherzogen, bis sie einen neuen Soldherrn fanden; die französischen Ritter kehrten großenteils in die Heimat zurück; die italienischen Parteigänger machten ihren Frieden mit Karl, der nunmehr allgemein als König von Neapel anerkannt wurde. Aber ein neuer Feind erstand diesem jetzt in dem Papst, der zum großen Ärger der Kardinäle noch immer in dem finsteren Schlosse von Nocera verweilte. Die Anmaßung, womit er sich in die Reichsgeschäfte mischte, das Bestreben, den schönsten Teil der Monarchie seinen unwürdigen sittenlosen Neffen zuzuwenden, vielleicht sogar einem derselben die Krone zu verleihen, reizten den König. Er suchte ihn zur Rückkehr nach Rom zu bewegen, wobei ihn die Kardinäle, denen der Aufenthalt in dem unheimlichen, verwilderten Lande zuwider war, eifrig unterstützten. Der hartnäckige, leidenschaftliche Oberpriester aber geriet über die in seiner Umgebung sich kund gebende Unzufriedenheit in heftigen Zorn; er argwohnte eine Verschwörung und ließ sechs Kardinäle in das moderige unterirdische Burgverlies hinabsenken und durch Folterknechte peinigen; und als der Unwille über diese Gewaltthat sich allenthalben kund gab, sprach er über den König und dessen Gemahlin Margarete Bann und Thronentsetzung aus und legte Neapel
1385. unter das Interdikt. Nun sandte Karl seinen Feldherrn Alberich mit Kriegsmannschaft gen Nocera. Dieser lagerte sich vor den Mauern der Stadt und bot jedem, der den Papst lebend oder tot ausliefern würde, einen Preis von 10,000 Gulden, wogegen Urban täglich mehrmals auf den Balkon des Schlosses trat und in der einen Hand eine brennende Fackel, in der andern eine Glocke mit zornflammendem Angesicht das Belagerungsheer verfluchte. Schon war die Stadt bis auf die Burg gefallen, als der Papst, unterstützt von Raimondello Orsini, einem Anjouschen Parteigänger, unter dem Geleite von Soldknechten aller
Juli 1385. Länder in stürmischer Flucht über Berge, Heiden und Flüsse sich nach der Küste des Adriatischen Meeres rettete, die gefangenen Prälaten mit fortschleppend, und dann in Bari sich nach Genua einschiffte, wo er am 23. September landete.

Aber die Härte, womit der Kirchenfürst die gemarterten Kardinäle behandelte, empörte die Bürgerschaft, und als der leidenschaftliche Greis, gereizt durch einen Fluchtversuch, die unglücklichen Geistlichen umbringen ließ, erreichte die Volkswut solche Höhe, daß sich Urban in Genua nicht länger sicher glaubte. Er stieg zu Schiff und segelte nach Lucca, um nach Neapel zurückzukehren, wo neue Ver- 15. Dez. 1386.
wirrungen ausgebrochen waren.

6. König Ladislaus und die Lage Italiens während des Schismas.

Im September 1382 war Ludwig der Große, König von Ungarn und Karls des Kleinen
Polen, ohne männliche Erben aus der Welt geschieden. Nach seiner letztwilligen Ausgang.
Verfügung sollte, wie früher erwähnt, seine kleine Tochter Maria, welche mit dem fünfzehnjährigen Siegmund, König Wenzels Bruder verlobt war, die Krone erben und bis zu ihrer Volljährigkeit die verwitwete Königin Elisabeth die Regentschaft führen. Diese Bestimmung hatte viele Gegner: die Polen verlangten Ludwigs jüngere Tochter, Hedwig, zur Königin und nötigten sie in der Folge ihre Hand dem litauischen Fürsten Jagiel zu geben und in Krakau ihren Herrschersitz aufzurichten; und auch in Ungarn war man einer Einrichtung abhold, nach welcher die Regierungsgeschäfte auf längere Zeit in die Hand des verhaßten Nikolaus von Gara gelangt wären, den die Gunst und das Vertrauen der Königin Elisabeth vom geringen Edelmann zum Palatin erhoben, und auch Siegmund, obwohl er als Gemahl der Königin Maria den Titel eines Reichsbeschützers führte, war als Fremder wenig beliebt. Es bildete sich daher bald eine Partei, welche mit Karl dem Kleinen in Verbindung trat, um diesem die Krone Ungarns zuzuwenden. Auf ihren Ruf segelte der Neapolitaner nach den seiner Verwaltung unterstellten Ländern Dalmatien und Kroatien über, um den Sept. 1385.
Verlauf der Dinge in der Nähe abzuwarten, seine Gemahlin Margarete mit ihren Kindern Ladislaus und Johanna in Italien zurücklassend. Als der Plan zur Ausführung kommen sollte, begab sich Karl von Agram nach Ofen, wo er, von den Baronen zum Gouverneur des Reichs ausgerufen, das Schloß bezog und die königlichen Frauen Maria und Elisabeth unter seine Obhut nahm. Damit nicht zufrieden, bewirkten seine Anhänger, daß er als König ausgerufen und in Stuhlweißenburg gekrönt ward. So hatte Karl von Durazzo das Ziel Ende 1385.
seines Ehrgeizes erreicht; aber das Blut der Königin Johanna, das an seiner Hand klebte, sollte bald durch eine andre Königin gerächt werden. Als er eines Tages den beiden Fürstinnen einen Besuch abstattete, drang Nikolaus von Gara, 7. Febr. 1386.
nachdem er eine Schar zuverlässiger Kriegsleute im Schloßhof aufgestellt, bewaffnet in das Zimmer und schlug dem König eine tiefe Wunde in das Haupt, so daß die neben ihm sitzenden königlichen Frauen über und über mit Blut bespritzt wurden. Darauf wurde der Unglückliche in einen Kerker gebracht, wo er nach siebzehn Tagen den Geist aufgab, sei es an Entkräftung oder durch Mör- 21. Febr.

derhand, die dem zögernden Tod zu Hilfe kam. So gebar eine Blutthat die andre; in demselben Hause Anjou, das einst die Hohenstaufen gefällt, hielt die Nemesis ein furchtbares Gericht; in einem Zeitraum von wenigen Jahrzehnten erfüllten vier Glieder des Herrschergeschlechts, Andreas, Johanna und der ältere und jüngere Karl von Durazzo, ihr tragisches Geschick.

Neue Parteistellung in Neapel. Margarete hatte in Neapel gerade die Krönung ihres Gemahls mit großer Pracht gefeiert, als sie durch einige versprengte Italiener, welche dem Mordstahl der Ungarn entronnen waren, das grausige Ende desselben vernahm. Sie ließ alsbald ihren jungen Sohn Ladislaus als König von Neapel ausrufen und führte als Vormünderin die Regierung fort. Aber bald brach ein neuer Sturm über sie herein. Der Avignoner Papst, nur im Haß gegen die Königin mit seinem römischen Nebenbuhler einig, setzte alle Hebel in Bewegung, um dem französischen Prätendenten Ludwig II. die Krone zu verschaffen. In der Provence wie in Unteritalien traten die Anhänger der beiden verwandten Geschlechter einander bewaffnet gegenüber, um einem der unmündigen Könige, in deren Namen sie sich bekriegten und mordeten, die Herrschaft zu erkämpfen. Für die jüngere Linie, die in Neapel selbst mächtige Parteigenossen, an ihrer Spitze Thomas Sanseverino, zählte, zog jener Otto von Braunschweig ins Feld, den einst Johanna zu ihrem vierten Gatten erkoren. Von Karl von Durazzo, dem er während des Krieges mit Ludwig I. gute Ratschläge erteilt, in Freiheit gesetzt, hatte er sich nach wechselvollen Abenteuern nach der Provence begeben, wo er von Clemens und von Ludwigs I. Witwe Maria von Blois zum Fahnenträger ihrer Partei ausersehen ward. Mit Truppen und Geld ausgerüstet, wurde er
Juli 1387. als Stellvertreter Ludwigs II. nach Neapel gesandt. Sein Erscheinen verschaffte der Anjouschen Partei das Übergewicht. Mit Sanseverino verbunden, nötigte er die Königin Margarete sich mit ihren beiden Kindern nach dem festen Gaeta zu flüchten, und hielt dann seinen Einzug in Neapel. Die Lage änderte sich jedoch rasch, als Maria von Blois den Herrn von Montjoie als Oberstatthalter in das Königreich schickte und dadurch die Häupter der Partei tödlich beleidigte. Die Sanseverini zogen sich auf ihre Güter in Kalabrien zurück, wo sie den kleinen Krieg auf eigne Hand fortführten, ohne sich um die unmündigen Könige und ihre Mütter zu bekümmern; Otto von Braunschweig aber ging mit seinen Fähnlein zu Ladislaus über, der gerade damals durch seine Vermählung mit der Tochter des Großadmirals Manfredo de' Chiaramonti, der reichsten Erbin von Sizilien, zu großen Geldsummen gelangt war, so daß er auch noch die Banden Hawkwoods und Alberichs da Barbiano in Sold nehmen konnte.

Die Durazzosche Partei im Vorteil. Solange indessen Urban VI. lebte, der das Durrazzosche Geschlecht mit dem tödlichsten Hasse verfolgte, blieb das Kriegsglück in der Schwebe. Er selbst hatte, wie wir gesehen, in Lucca einen Kriegszug vorbereitet, der indessen nicht zur Ausführung kam. Die entsetzliche Anarchie in Rom und im Kirchenstaat, welcher Francesco von Vico, der furchtbare Tyrann von Viterbo, bei einem Volks-

aufstand in Stücke zerrissen, zum Opfer gefallen war, führte ihn nach St. Peter zurück, wo er sein Leben beschloß, ein Kirchenfürst von roher Gemütsart und 15. Okt. 1389.
wilder Energie. Erst als sein Nachfolger Bonifacius IX., ein Neapolitaner von Geburt, mit dreißig Jahren den römischen Stuhl bestieg, huben für die Durazzo bessere Zeiten an. Der Bann wurde gelöst und Ladislaus als König anerkannt und von dem päpstlichen Legaten gekrönt. Zwar dauerte der Krieg noch Mai 1390.
jahrelang fort und erhielt durch die Ankunft Ludwigs II. und seines Bruders mit frischen Geldmitteln und Mannschaften neue Nahrung, aber welches Interesse konnte ein Kampf bieten, der mehr und mehr den Charakter ritterlicher Fehden annahm, wo die größeren Geldsummen zur Bezahlung des Soldes allein die Wagschale für den einen oder den andern der Prätendenten steigen oder sinken machten, wo kein höheres Ziel die Waffen lenkte! Papst Bonifacius IX., ein Mann von geringer Bildung, aber von politischer Klugheit und im Geldeintreiben ohne Scham und Gewissen, unterstützte Ladislaus nach Kräften; er suchte die Häupter der Anjouschen Partei, besonders die Sanseverini, zur Versöhnung zu bewegen; er verzieh es dem König, daß er aus nichtigen Gründen seine sizilianische Gemahlin, nachdem er ihr Geld aufgebraucht, verstieß und sie zur Eingehung einer neuen Ehe mit dem Grafen Andreas von Capua zwang; er trieb mit den Gütern, Stellen und Indulgenzen der Kirche den schmählichsten Handel, um die zur Förderung seiner Zwecke nötigen Geldmittel beizuschaffen. Nachdem er das Jubeljahr der Kirche auf das dreiunddreißigste Jahr gesetzt, weil Christus nur dieses Alter erreicht habe, gestattete er, daß man gegen Zahlung des Betrags der Reisekosten sich die Mühe der Pilgerfahrt ersparen und den Jubelablaß zu Hause erwerben könne. So kam es denn, daß in den neunziger Jahren Ladislaus allmählich Herr des Landes und der Hauptstadt ward, ohne daß jedoch die Partei Anjou ganz überwunden worden wäre oder das französische Fürstenhaus seinen Ansprüchen entsagt hätte. Aber zu Anfang des neuen Jahrhunderts kehrten die beiden französischen Prinzen Ludwig und der Graf von Maine, da ihre Mittel erschöpft waren, in die Heimat zurück. So wenig Energie auch der unfähige Ludwig gegenüber seinem 1400.
ungarischen Rivalen gezeigt hatte, so mußte doch dieser Abzug, der wie ein Aufgeben der Ansprüche aussah, auf die Anjousche Partei entmutigend wirken. Erst als König Ladislaus seine Aufmerksamkeit mehr den Angelegenheiten in Ungarn zuwendete, wo eine unzufriedene Partei ihn gegen Siegmund zum König ausrief, und er nach seiner Krönung in Zara längere Zeit an der Donau verweilte, griffen die Anhänger der Anjou von neuem zu den Waffen. Allein die Schild- 1403.
erhebung diente nur dazu, den Sieg des Königs vollständig zu machen. Er nahm an den Häuptern der Partei, vor allem an den Sanseverini, blutige Rache, und die eingezogenen Güter der gestürzten Familien setzten ihn in den Stand, seinen Anhang zu mehren und seine Getreuen zu lohnen.

Tarent, wo die Witwe Raimunds von Orsini ihren Sitz hatte, war der letzte

Zufluchtsort der Anjouschen Partei; doch auch dieser Stadt wußte sich Ladislaus zu bemächtigen, indem er, da ihm seine Gemahlin Maria von Lusignan, Tochter des Königs von Cypern, frühe durch den Tod entrissen worden war, der Fürstin seine
1406. Hand anbot. Die bethörte Frau ging auf den Antrag ein; aber nach dreitägiger Ehe trennte er sich von ihr und hielt sie als Gefangene.

König Ladislaus in Rom.

Selbst in Rom gewann König Ladislaus Einfluß. Während er mit der Unterwerfung Neapels beschäftigt war, hatte sein Freund und Gönner Bonifacius IX. „wie ein eiserner Imperator" in der Tiberstadt gewaltet. Er hatte zwei Aufstandsversuche benutzt, um zuerst das demokratische Stadtregiment, dann die wieder kühner aufstrebende Adelsmacht niederzuwerfen und die weltliche Herrschaft des Papsttums zur Geltung zu bringen. Er hatte die Stadtgebiete in Umbrien und in den Marken wieder an den päpstlichen Stuhl geknüpft und die kleinen Dynasten zur Anerkennung seiner Hoheitsrechte gezwungen; er hatte die Engelsburg aufgebaut und das Kapitol und den Vatikan befestigt; er hatte die Römer durch ein neues Jubeljahr bereichert und war den Geißlerbrüderschaften, die abermals in langen Zügen das obere und mittlere Italien durchzogen, mit Strenge entgegengetreten; aber er hatte die Ehre des apostolischen Stuhles durch Habsucht, Wucher, Erpressung und Geldkünste aller Art geschändet. Die Kirche war durch ihn zum Tummelplatz römischer Spekulanten gemacht worden, die der
1. Okt. 1404. Volkswitz „Bonifacische Pflanzen" nannte. Nach dem Tode des gewaltigen Herrschers hofften die Römer ihre Freiheit wieder zu erlangen: sie verweigerten daher dem neuen Papst, der unter lärmenden Parteikämpfen als Innocenz VII. den apostolischen Stuhl bestieg, die Huldigung, bis es dem König Ladislaus, den sie als Schiedsrichter herbeigerufen, gelang, eine Übereinkunft zu vermitteln, wonach der Senator von dem Papste ernannt, dem Volke aber das Kapitol und einige Rechte zurückgegeben werden sollten. Von der Zeit an war der neapolitanische König mächtiger in Rom und im Kirchenstaat als der schwache friedliebende Papst. Er nährte die Zwietracht zwischen der Bürgerschaft, den Colonna an der Spitze, und der klerikalen Partei, zu der sich die Orsini hielten, um die Signorie in der Stadt zu erwerben. Als der leidenschaftliche Neffe des in der Leostadt weilenden Papstes elf Abgesandte des
Aug. 1405. Volks ergreifen und enthaupten ließ, stieg der Aufruhr zu solcher Höhe, daß der Papst und seine Anhänger die Engelsburg aufgeben und nach Viterbo flüchten mußten. Da bewirkte der Versuch des Königs, die Herrschaft auf dem Kapitol für sich selbst zu erlangen, einen Umschwung. Die Römer riefen den Papst zu-
März 1406. rück und fügten sich seiner Gewalt. Selbst der blutbefleckte Nepote ging straflos aus. Ladislaus und seine Anhänger widerstanden noch einige Zeit; als ihn aber der Kirchenfluch traf, ging der König in sich. Er versöhnte sich mit Innocenz und übernahm als „Defensor, Konservator und Bannerträger" des apostolischen Stuhles den Schutz der Kirche.

Wenige Wochen nachher starb Innocenz, und die römischen Kardinäle

wählten den achtzigjährigen Venetianer Angelo Corraro als Gregor XII. zu seinem Nachfolger, einen altersschwachen, von unwürdigen Nepoten beherrschten Greis. Wir wissen, daß unter ihm ernstlich die Sprache von einer Ausgleichung des Schismas war. Aber König Ladislaus, der davon ein Übergewicht der französischen Partei und eine neue Schilderhebung des Anjou und seiner Anhänger fürchtete, erregte einen Aufstand in Rom, wobei mehrere angesehene Edelleute und Volkshäupter gefangen und enthauptet wurden. Der Papst entfloh nach Viterbo und von da nach Siena, während Paul Orsini, sein hochfahrender Kriegsoberster, in der Stadt waltete. Der Kirchenstaat war in voller Anarchie. Diese Umstände suchte König Ladislaus zu seinem Vorteil zu benutzen. Er besetzte Ostia und schnitt den Römern die Zufuhr ab, so daß bald die größte Hungersnot einriß. Dann erschien er mit Heeresmacht vor den Mauern und nötigte Paul Orsini und die Volkshäupter, ihn durch einen Vertrag als Herrn von Rom anzuerkennen. Ein von ihm ernannter Senator bezog das Kapitol und neapolitanisches Kriegsvolk rückte mit klingendem Spiel in die Stadt ein, bis er selbst erschien und im Triumphzug von der neuen Herrschaft Besitz nahm. Ohne Widerstand unterwarfen sich ihm die übrigen Städte des Kirchenstaats und fügten sich seinen Machtgeboten. Selbst in Toscana machte er Eroberungen.

Ladislaus' Machtstellung. Nov. 1406. Juni 1407. April 1408.

Noch nie hatte ein Fürst solche Macht in Italien besessen wie der junge König Ladislaus; und welche Zukunft stand dem unternehmenden Manne bevor, der kriegerisches Talent mit politischer Einsicht verband und Adel und Volk durch Freigebigkeit und königliches Wesen an sich fesselte! Papst Gregor XII. war insgeheim mit ihm im Bund; beide haßten und fürchteten die Kirchenversammlung zu Pisa und den Einfluß Frankreichs. Sie wurden noch inniger verbunden, als der Konzil-Papst Alexander V., der einst als Bettelknabe von der Insel Kandia in den Minoritenorden aufgenommen worden war, seine Gegenpäpste Benedikt XIII. und Gregor XII. mit dem Banne belegte und die Rechte des jungen Ludwig von Anjou auf das Königreich Neapel anerkannte. In demselben Momente, wo Ladislaus seine Blicke über Toscana hinaus richtete, wo er sich im Geiste bereits als König von Italien dünken mochte, wurde ihm die Krone von Neapel abgesprochen. Er begab sich mit Gregor in sein Reich zurück, beide entschlossen, die Feinde mit allen geistlichen und weltlichen Waffen zu bekämpfen. Aber ihr Bund war nicht stark genug, der öffentlichen Meinung, welche mit Ungestüm die Einigung der Kirche verlangte, Trotz zu bieten. In kurzem vereinigten sich alle gegnerischen Mächte zu einer Liga wider Gregor und Ladislaus. Der Kardinallegat Balthasar Cossa in Bologna, der uns aus den früheren Blättern hinlänglich bekannt ist, war die Seele derselben. Er selbst begleitete mit dem jungen Anjou das Kriegsheer, welches der Florentiner Malatesta de Malatestis wider Rom führte. Nach blutigen Kämpfen vor den Thoren wurden die neapolitanischen Truppen, die Ladislaus zurückgelassen,

König Ladislaus u. Papst Gregor XII.

1. Jan. 1410. zum Abzug gezwungen, worauf Malatesta in die Stadt einzog und das Banner Alexanders V. aufpflanzte.

Papst Johann XXIII. in Rom. Alexander selbst jedoch sollte die Apostelstadt nicht mehr sehen. Drei Monate nachher (3. Mai 1410) starb er in Bologna und Balthasar Cossa erhielt nun als April 1411. Johann XXIII. die Tiara. Dieser zog im folgenden Jahr mit einem großen Heer, das seinem Schützling Ludwig von Anjou Neapel erobern sollte, in Rom ein, empfing die Huldigung der ewigen Stadt und des Patrimoniums und weihte die Fahnen, unter denen eine stattliche Kriegsmacht von Reitern und Fußvolk, geführt von Paul Orsini und andern erfahrenen Feldherren, das Königreich dem französischen Prätendenten zurückerobern und zugleich die päpstliche Oberlehnsherrlichkeit wieder zur Geltung bringen sollte. Ohne auf Wider- 19. Mai 1412. stand zu stoßen, drang Anjou über den Liris; bei Rocca Secca erfochten die Verbündeten einen Sieg, welcher das Schicksal des Königreichs entschieden haben würde, hätte der Herzog ihn zu benutzen gewußt. Mit Mühe entrann Ladislaus der Gefangenschaft. Mit maßloser Freude empfing Papst Johann die erbeuteten Fahnen des Königs und Gregors XII.; er ließ sie zuerst auf dem Turm von St. Peter aufpflanzen, damit ganz Rom sie schaue, und dann durch die Straßen schleifen.

Ladislaus und Papst Johann im Bund. Der Triumph war jedoch von kurzer Dauer. Ladislaus erholte sich rasch von dem Unfall bei Rocca Secca, während die Gegner durch Unschlüssigkeit und Zwietracht sich schwächten. Mit Orsini entzweit kehrte der Anjou nach Juli 1412. Rom zurück, um zu Schiff ohne Krone seine französische Heimat wieder aufzusuchen. Die glänzende Expedition war in nichts zerronnen. Umsonst bannte Johann XXIII. den König aufs neue und ließ das Kreuz wider ihn predigen; Ladislaus stand bald wieder in seiner alten Kraft da: die Florentiner fielen von der Liga ab, Bologna stellte die Freiheit wieder her, in Rom herrschte eine drohende Gährung, den Bandenführern war nicht zu trauen. Sforza d'Attandolo, der durch die Kraft, wovon er und seine Nachkommen den Namen trugen, von einem Bauer der Romagnola zum furchtbaren Condottiere emporgestiegen war, vertauschte den päpstlichen Dienst mit dem neapolitanischen und legte dadurch den Grund zu der Größe seiner Familie. In dieser mißlichen Lage nahm Papst Johann seine Zuflucht zu diplomatischen Künsten. Er erbot sich, Ladislaus als König von Neapel anzuerkennen, ihn zum Bannerträger der Kirche zu ernennen und ihm nahmhafte Geldzahlungen zu leisten, wenn dieser ihn dafür als Papst ehren, tausend Lanzen zum Dienst der Kirche stellen und Gregor XII. zur Abdankung bewegen oder aus dem Königreich verbannen wollte. Seine Vorschläge fanden geneigtes Gehör: Ladislaus, in steter Furcht vor einer neuen französischen Invasion und von Kaiser Siegmund wegen Ungarn mit Krieg bedroht, ging auf das Anerbieten ein und opferte seinen alten Bundesgenossen. Er schloß mit Johann XXIII. einen Vertrag, ließ durch eine Synode in Neapel erklären, daß Gregor nicht rechtmäßiger Papst sei und

gebot dann dem alten Kirchenfürsten, seine Staaten zu verlassen. Begleitet von wenigen Freunden und Verwandten, darunter sein Neffe Kardinal Condolmiere, nachmals Papst Eugen IV., bestieg Gregor eine Galeere, um in einer Küstenstadt der Adria ein Asyl zu suchen. Er fand es in Rimini bei dem Dynasten Karl Malatesta, wo er am 19. Okt. 1417 im höchsten Greisenalter starb, nachdem er dem Konzil von Konstanz seine feierliche Entsagung hatte anzeigen lassen. Okt. 1412.

Aber der Bund mit Ladislaus, durch Ehrgeiz und Selbstsucht geschlossen, gereichte dem Papst Johann nicht zum Heil. Als er dem lauten Ruf der Christenheit nachgebend eine allgemeine Kirchenversammlung außerhalb Rom einzuberufen versprach, trat Ladislaus von dem Vertrage zurück und nahm seine Eroberungspläne wieder auf. Er zählte noch viele Freunde in der Tiberstadt und im Kirchenstaat, während Johann XXIII. allgemein gehaßt war. Im Mai rückte der König mit einem Heere auf Rom, während eine Flotte in die Tibermündung einlief und sein Feldherr Sforza in die Marken vordrang. Ohne erheblichen Widerstand zu finden, da man ein geheimes Einverständnis zwischen Papst und König argwohnte, zog Ladislaus selbst durch das Johannisthor in Rom ein und bezog den Lateran. Mühsam rettete sich Johann mit seinem Hof nach Viterbo, während der Neapolitaner in Rom eine tyrannische Zwingherrschaft aufrichtete und seine Truppen sich am Kirchengut vergriffen und arge Frevel begingen. In kurzem war das ganze Erbland Petri in der Gewalt der Neapolitaner; bis nach Siena dehnten sich die Streifzüge der königlichen Reiter aus. Unterdessen irrte der einst so gefürchtete Cossa als machtloser Flüchtling von Ort zu Ort, bis ihm die Florentiner eine Zufluchtsstätte gewährten, welche er jedoch bald mit Bologna vertauschte. Hier knüpfte er mit Kaiser Siegmund, der in Lodi weilte, Unterhandlungen wegen eines Konzils an und zog dann, nach einer persönlichen Zusammenkunft mit dem deutschen König nach Konstanz, wo sich sein Schicksal vollenden sollte.

Ladislaus abermals in Rom. Johanns Flucht. — 1413. — Juni.

Aber noch früher ereilte ein nicht minder tragisches Geschick seinen Gegner Ladislaus. Mit kriegerischen Plänen beschäftigt war er nach Perugia vorgedrungen. Hier verfiel er in eine schwere Krankheit, sei es infolge seiner Ausschweifungen oder eines Giftes, das ihm die schöne Tochter eines Apothekers gereicht. Auf einer Bahre wurde er nach dem Paulskloster bei Rom getragen. Von hier führte eine Galeere den Sterbenden nach Castelnuovo, wo er unter schrecklichen Qualen seinen Geist aufgab. „Dies war das klägliche Ende eines Königs, welchen ritterliche und kriegerische Kraft, Großartigkeit der Entwürfe, kühnes Streben nach Ruhm in seinem Hause hoch hervorragen ließen und der unter den Italienern seiner Zeit der bedeutendste Mann war.“

Ladislaus' Ausgang. — 6. Aug. 1414.

Nach Ladislaus' Tod kam die Krone von Neapel an seine Schwester Johanna, die kinderlose Witwe Herzogs Wilhelm von Österreich, ein schönes und üppiges Weib, die, wenngleich über die Jahre der Blüte hinaus, auch auf

Johanna II. von Neapel und ihr Hof.

dem Throne noch den sinnlichen Neigungen fröhnte, die sie während ihres Witwenlebens kund gegeben. Wie ihre Vorgängerin gleiches Namens hat auch sie die Geschichte Neapels bereichert „durch Stürme von Schuld, Leidenschaft und Unglück“. Ihr Günstling Pandolf Alopo, der schon während ihres Bruders Leben ihre Liebe genossen, übte, mit der Würde eines Großkämmerers ausgezeichnet, den größten Einfluß auf Hof und Regierung, auch nachdem die Königin, den Wünschen ihrer Räte nachgebend, ihre Hand zum zweiten Ehebund dem Grafen de la Marche, Jakob von Bourbon, vom königlichen Hause Frankreichs, gereicht. Neben Pandolf besaß der Condottiere Sforza, der sich mit dessen Schwester Katharina vermählt und außer der Würde eines Großconnetables noch viele Güter und Schätze erhalten hatte, das höchste Ansehen. Da bald nachher auch Ludwig II. von Anjou aus dem Leben schied, so hätten in Neapel ruhigere Zeiten anbrechen können, wäre nicht das Land durch die fortwährenden Bürgerkriege und Parteikämpfe allzusehr verwildert und zerrüttet gewesen, und hätten nicht die Großen durch Leidenschaft und Zwietracht jede gesetzliche Ordnung unmöglich gemacht. Die beiden Großwürdenträger Alopo und Sforza suchten den neuen Gemahl der Königin Jakob de la Marche als Herzog von Tarent in einer untergeordneten Stellung zu halten und sich in die Regierungsgewalt zu teilen; aber dieser zerriß mit energischer Hand den Plan der mächtigen Höflinge. Er ließ den trotzigen Sforza in Haft bringen und den übermütigen und verhaßten Favorit Alopo zur großen Freude des Adels foltern und enthaupten. Die Königin geriet in Furcht vor dem durchfahrenden Mann, der alle seine Gegner unbarmherzig niederwarf; er
Sept. 1415. ertrotzte sich die Königsweihe und die Attribute der Mitherrschaft und riß die ganze Staatsgewalt an sich.

7. Rom nach der Rückkehr des Papstes und Neapel bis zum Tode Johannas II.

Streit um die Herrschaft in Rom. In Rom stritten nach Ladislaus' Tod drei Parteien um die Herrschaft: die Demokratie machte einen letzten Versuch, das Volksregiment auf dem Kapitol wieder aufzurichten, während der neapolitanische Befehlshaber den Besitz der Eroberungen der neuen Königin Johanna zu sichern und der päpstliche Kardinallegat Isolani die Autorität der Kirche wieder herzustellen bemüht war. Letzterer
19. Okt. 1414. trug den Sieg davon. Als er im Oktober in Rom einzog, empfing er die Huldigung der Römer. Nur die Engelsburg blieb noch in der Gewalt der Neapolitaner und war auch ferner der Stützpunkt der neapolitanischen Macht in Rom, besonders seitdem Paul Orsini im Auftrage Jakobs von Bourbon darin befehligte. Bald stand jedoch ein neuer mächtiger Feind in Perugia auf, der kühne Bandenführer Braccio, Graf von Montone, der „Starkarm“ (Fortebraccio) genannt, aus dem Geschlechte der Colonna. Er unterwarf sich mehrere Städte des

Kirchenstaates, und Paul Orsini verlor wider ihn Schlacht und Leben. Bald 5. Aug. 1416. erschien Braccio vor Rom, wo die furchtbarste Gährung herrschte. Der Widerstand war bald gebrochen und der kriegskundige Condottiere zog im Triumph in 16. Juni 1417. die Weltstadt ein, wo er als Gebieter auftrat. Der Kardinallegat Isolani suchte Zuflucht bei der königlichen Besatzung der Engelsburg und sandte Eilboten nach Neapel um Beistand. Gerade damals hatte sich Johanna mit Hilfe des auf die Tyrannei des französischen Machthabers und seiner übermütigen Landsleute erbitterten Adels wieder des Regiments bemächtigt, ihren Gemahl zum Fürsten von Tarent herabgedrückt und den aus Kerkerhaft und Ketten befreiten Sforza zum Großconnetable erhoben. Dieser, ein persönlicher Feind des „Fortebraccio", rückte nunmehr, von den Orsini und andern Edelleuten verstärkt, vor die Thore Roms, um dem Nebenbuhler die angemaßte Herrschaft zu entreißen. Der Bandenfürst Aug. 1417. vermochte nicht, sich lange zu halten; er räumte den Platz seinem Gegner, der nun im Namen der Kirche und der Königin wieder Besitz von der Stadt ergriff, die Bürger zur Huldigung zwang und dann zur Verfolgung Braccios und seiner Unterfeldherren, Piccinino und Tartaglia, auszog.

Bald darauf wurde in Konstanz Oddo Colonna, ein kluger Prälat von Martin V. in Italien. schöner Gestalt, mildem Geist und edlem Anstand, als Martin V. zum Papst gewählt. Dieser sehnte sich seinen Sitz wieder in der Tiberstadt aufzuschlagen, Nov. 1417. wo sein Geschlecht wurzelte, um dem Bereiche der Kirchenversammlung zu entgehen. Er bestätigte daher den bestehenden Zustand, indem er Isolani als Frühjahr 1418. päpstlichen Vikar anerkannte und der Königin Johanna den Schutz von Rom während seiner Abwesenheit übertrug. Er mußte jedoch seine Ungeduld noch einige Zeit besiegen, da der ganze Kirchenstaat in tiefer Zerrüttung lag oder unter dem Druck tyrannischer Dynasten und Bandenführer stöhnte. Langsamen Zuges bewegte er sich von Konstanz über Mailand, Brescia und Mantua nach 1419. Florenz. Hier warf sich der frühere Papst Johann XXIII. ihm zu Füßen und erlangte für seine Demütigung die Gnade, als Kardinal daselbst sterben zu dürfen. Alsdann schloß Martin mit der Königin von Neapel einen Friedens- † 22. Nov. vertrag, kraft dessen Johanna dem heil. Vater Rom und die übrigen Orte des Erbes Petri, die in ihrer Gewalt waren, zurückgab und ihre Hilfe zur Eroberung des Kirchenstaats verhieß, wogegen Martin sie als Königin anerkannte und durch 28. Okt. 1419. den Kardinallegaten Morosini krönen ließ. Von Sforza bekriegt, unterwarf sich nun auch Braccio. Er erschien mit königlichem Glanze in Florenz, gab einen Febr. 1420. Teil seines Raubes zurück, behielt aber das Vikariat von Perugia. Darauf trat er in die Dienste des Papstes und war ihm zur Unterwerfung Bolognas behilflich. Nun konnte Martin V. endlich in die Apostelstadt zurückkehren. Im September erfolgte der feierliche Einzug unter dem Jubel des Volkes. Aber der edle 29. Sept. 1420. Colonna mochte mit Kummer und Schrecken auf die verfallene Stadt und die verarmten Bürger blicken.

Die Abwesenheit Sforzas von Neapel suchte Jakob von Bourbon zur Hoffabalen in Neapel.

Wiedererlangung seiner früheren Macht zu benutzen. Es gelang ihm jedoch nicht. Die französischen Genossen, die er aus seiner Heimat herübergebracht und mit Ehren, Ämtern und Gütern beschenkt hatte, waren dem eingebornen Adel so verhaßt, daß dieser sich ganz auf die Seite der Königin und ihres neuen Günstlings Gianni de' Caraccioli stellte. Die Fremdlinge wurden aus dem Reiche verwiesen, und dem königlichen Gemahl war der Aufenthalt am neapolitanischen Hofe bald so verleidet, daß er sich nach Tarent begab und von dort aus auf einem genuesischen Schiff nach Frankreich zurückkehrte. Aber das Königreich kam auch nach seiner Abreise und nach der Krönung Johannas nicht zur Ruhe. Die Launen und Leidenschaften der Königin, die Intrigen der Höflinge, die Eifersucht Caracciolis auf jeden emporstrebenden Mann, die bald freundlichen, bald feindlichen Beziehungen zum römischen Hof erzeugten ein Meer von Verwirrung und Umtrieben. Als Martin V. sich wieder mehr der französischen Seite zuwandte und für den Fall, daß die Königin ohne Leibeserben sterben sollte, den jungen Anjou Ludwig III. und seine Nachkommen für rechtmäßige Erben des Königreichs erklärte, nahm Johanna, um sich gegen den nun wieder kühner aufstrebenden Anjouschen Anhang zu schützen, den König Alfons V. von Aragonien an Kindesstatt an und setzte ihn als Thronfolger ihrer Wahl dem Anjou entgegen. Nun brach der Parteikampf zu Land und zur See von neuem aus und die Condottieri machten wieder gute Geschäfte. Ludwig trat als Prätendent auf, nahm Sforza in seine Dienste und ließ durch ihn Neapel bedrängen, während französische und kataloniche Galeeren im Mittelmeer ihre Kräfte maßen. Es gelang König Alfons den gefürchteten Braccio auf seine Seite zu ziehen, so daß die alten Widersacher einander abermals im Felde gegenüber traten. Der Aragonier war
7. Juli 1421. im Vorteil, besonders solange Johanna seine Partei nahm. Er hielt seinen Einzug in die Hauptstadt und brachte bald durch sein einnehmendes Wesen Adel und Hof auf seine Seite; selbst Sforza und die Häupter der Partei
1422. Anjou benutzten eine Waffenruhe, um ihren Frieden mit ihm zu machen. Um so mehr haßte ihn der königliche Günstling Caraccioli, der eine Minderung seines Einflusses fürchtete. Da ließ Alfons den übermütigen Höfling trotz der Zusage sicheren Geleites gefangen setzen, und als die Königin darüber in Zorn geriet und sich aus Furcht in das Kastell von Capua einschloß, belagerte er dieselbe. Sie wurde jedoch durch Sforza befreit, und ihren Sinn ändernd entzog sie dem Aragonier die früher erteilten Anrechte und übertrug sie auf Lud-
Juni 1423. wig III. von Anjou, den sie nunmehr an Kindesstatt annahm und zum Herzog
Die beiden Kronprätendenten in Waffen. von Kalabrien erhob. Alfons jedoch setzte den Kampf zur See fort und ließ durch Braccio den Großconnetable Sforza und den Bandenführer Caldora bekriegen. Aber die Laufbahn der beiden großen Söldnerhäuptlinge neigte ihrem
4. Jan. 1424. Ende zu. Sforza d'Attendolo ertrank in der Pescara, und sein Rivale Fortebraccio, bei Aquila von Caldora geschlagen, verwundet und gefangen, hungerte
Juni 1424. sich aus Gram über diese Schmach zu Tode. Aber in ihren Söhnen Francesco

Sforza und Nicolo Fortebraccio hatten sie kühne Erben ihrer Pläne. Durch die Adoption stieg wieder die Wagschale Ludwigs von Anjou; er zog in Neapel ein, indes sein Mitbewerber, durch anderweitige Angelegenheiten abgerufen, nur noch einige Kastelle zu halten vermochte. Aber in dem tiefbewegten Lande sollte kein Sieg so durchgreifend werden, daß er eine feste Ordnung begründete. Bald standen die beiden Parteien mit neuer Erbitterung einander gegenüber und füllten Reich und Hof mit Bürgerkriegen, Gewaltthaten und Kabalen. Caraccioli, der mit gleicher Eifersucht die beiden Kronprätendenten Alfons und Ludwig überwachte und stets zu verhüten wußte, daß einer oder der andre das entscheidende Übergewicht oder die ausschließliche Gunst seiner Gebieterin erlangte, wurde endlich das Opfer einer Hofkamarilla, welche unter dem Einfluß der Herzogin Corella Ruffa von Suessa die Königin gegen den übermütigen Günstling einzunehmen wußte. Er fiel in seinem Schlafgemache unter der Mörderhand eines neidischen, zurückgesetzten Verwandten. 18. Aug. 1432. Die Königin beweinte ihren ehemaligen Liebling, aber sie that nichts, ihn zu rächen; bald hatte sie ihn vergessen. Auch in Rom und in den päpstlichen Staaten brachen neue Stürme aus, als Eugen IV. mit dem Baseler Konzil im Streite lag und die Condottieri Francesco Sforza und Nicolo Fortebraccio davon Gelegenheit nahmen, in der Romagna, in Umbrien und den Marken Eroberungen zu machen und vorübergehende Herrschaften zu gründen. Sforza schwang sich zum Markgrafen von Ankona auf. Selbst in der Hauptstadt erregte das Volk einen Aufstand, infolgedessen der Papst nach 1434. Florenz entfloh.

Seit dem blutigen Ende Caracciolis aber war die Königin nun noch mehr Ludwigs und Johannas Ausgang. als zuvor von den wechselnden Einflüssen ihrer Umgebung abhängig und wandte je nach den Strömungen in der Hofkamarilla bald diesem, bald jenem Prätendenten ihre Gunst zu, wodurch der Parteikrieg stets neue Nahrung erhielt und ohne Unterbrechung, aber auch ohne Entscheidung fortgeführt wurde. Selbst als Ludwig III. von Anjou auf einem Feldzug gegen einen aufrührerischen Baron bei Cosenza von einem Fieber dahingerafft wurde und wenige Monate nachher 24. Nov. 1434. die Königin Johanna ihm in die Gruft nachfolgte, ging der Bürgerkrieg nicht zu 2. Febr. 1435. Ende. Johanna erklärte zwar in ihrem Testamente Ludwigs Bruder René (Renatus), Herzog von Bar und Lothringen, auf welchen der Verstorbene sein Anrecht übertragen hatte, zum Erben des Königreichs und setzte bis zu seiner Ankunft eine Regentschaft von sechzehn Räten ein, allein der aragonische Prätendent beharrte bei seinen Ansprüchen und die Parteien traten mit frischen Kräften und erneuter Heftigkeit unter die Waffen.

B. Oberitalien und Toscana.

1. Die öffentlichen Zustände im allgemeinen.

Die italienischen Stadtgemeinden. Das schöne städtereiche Land zwischen Alpen und Apenninen, an der ligurischen Küste und an den Mündungen des Po und der Brenta teilte mit dem Deutschen Reich, an das es locker geknüpft war, das Geschick der politischen Zerrissenheit, nur daß hier die dynastischen Gewalten, die sich aus der Lehnsabhängigkeit des Kaisertums oder der Kirche allmählich zur Selbständigkeit oder doch zu einer halbsouveränen Stellung emporarbeiteten, mit den Stadtgemeinden zusammenwuchsen und gleich den Tyrannen des Altertums äußerlich glänzende monarchische Zwingherrschaften bildeten, während in Deutschland der Herrenstand dem Bürgertum der Städte feindlich entgegentrat und die fürstliche Landeshoheit sich im Gegensatz zu den städtischen Gemeinwesen des Reichs entwickelte. Die lombardischen Städte hatten am meisten zur Schwächung des Kaisertums beigetragen; aber während sie ihre Kräfte aufrieben, um das leichte Joch des kaiserlichen Regiments abzustreifen, arbeiteten sie nur für den Ehrgeiz und die Herrschsucht einiger Großen, welche den ermüdeten Schnittern die Ernte abnahmen. In Deutschland stiegen die Stadtgemeinden im Schatten der Kaisermacht zur Freiheit auf, in Ober- und Mittelitalien wurden sie Grundsteine einherrlicher Dynastien, fürstlicher Gewaltherrschaften ohne ständische Rechte und Freiheiten. Wenn die großartigen Kämpfe zwischen Kaisertum und Papsttum um die Weltherrschaft der freiheitlichen Entwickelung der Kommunen zu statten kamen und einen energischen Aufschwung aller Kräfte und Thätigkeiten erzeugten, so schufen gleichzeitig die eben damals entstehenden Parteischeidungen der Guelfen und Ghibellinen und die zwischen diesen entbrennenden Bürgerkriege doch auch militärischen Geist und kriegerische Sitten und Institute, welche die Entstehung auf die Gewalt der Waffen gegründeter despotischer Herrschaften beförderten.

Staatenbildungen. Wir sind bereits mehrfach solchen Stadtherren begegnet, die, wenn auch gewöhnlich unter päpstlicher oder kaiserlicher Scheinhoheit, als Vikare der Kirche oder des Reichs, die Herrschaft über einzelne städtische Gebiete von größerer oder kleinerer Ausdehnung für kürzere oder längere Dauer gewannen. Daß in der Avignoner Zeit, als Päpste aus einer fremden Nation in einem fremden Lande die Tiara trugen und die Kaiser nur selten auf italienischem Boden erschienen, um ihn gewöhnlich gleich gejagten Flüchtlingen in Eile wieder zu verlassen, diese dynastischen Gewalten sich immer selbständiger und unabhängiger gestalteten, lag in der Natur der Dinge, zumal da zahllose Söldnerbanden unter Leitung kühner Condottieri, wie wir sie kennen gelernt, jedem unternehmenden Manne, der ihnen Löhnung und Beute in Aussicht stellte, zu Diensten bereit waren. Wir werden im Verlaufe unserer Darstellung einzelnen dieser Dynastengeschlechter

begegnen, die in Verona, Ravenna, Ferrara, Padua, Mantua u. a. O. einige Generationen hindurch die Signorie oder Fürstengewalt behaupteten, bis infolge der fortdauernden gegenseitigen Kriege ihre Macht zerfiel und ihre Herrschaften in den größern Staaten aufgingen, die allmählich das öffentliche Leben der Halbinsel bestimmten und ein politisches Gleichgewicht zu begründen bemüht waren; unsere Aufgabe kann es nur sein, die Schicksale derjenigen Herrschaften und republikanischen Staaten vorzuführen, welche in Oberitalien und Toscana eine Stellung erlangten, die mit dem Papsttum und mit den sizilianischen Reichen in Unteritalien und auf der Insel sich in die Hegemonie teilten, des Herzogtums Mailand, an das sich die Grafschaften Savoyen und Montferrat und die Republik Genua naturgemäß anschließen, des florentinischen Freistaats bis zum Übergang zu monarchischen Formen und der Republik Venedig. Pisa, das unter mancherlei Wechselfällen seine politische Selbständigkeit bis ins fünfzehnte Jahrhundert zu behaupten wußte, wird in der Geschichte von Genua und Florenz seine Stelle finden.

Das gehobene Leben.

In allen diesen Staaten finden wir das geschichtliche Leben von blutigen Parteikämpfen und Bürgerkriegen, von Thaten wilder Leidenschaft und Tyrannei, von Willkürhandlungen, Rachsucht und Frevelsinn durchzogen; ein ruhiges Dasein unter dem Schutz der Gesetze war für jene aufgeregte Welt ein unbekanntes Gut. Nach unsern Begriffen von staatlicher Ordnung und von Herrschaft des Rechts über alle erscheint ein Zustand, wie er in dem mittelalterlichen Italien heimisch war, unerträglich: aber es wurde schon früher nachgewiesen (VII, 854 f.), wie wenig durch die bürgerlichen Kämpfe und Bewegungen das Gedeihen der Nation im allgemeinen, die Fortschritte in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Industrie, im gesamten Kulturleben gehemmt und gestört wurden. Diese Aufregungen, diese unruhige Thätigkeit bildeten einen Teil ihres Berufs- und Geschäftslebens; neben den Feldzügen, Belagerungen und Waffenthaten wurden Handel und Schiffahrt emsig betrieben, wurden Landstraßen, Kanäle und Häfen angelegt, wurden Kirchen und Paläste aufgeführt, wurden die gesellschaftlichen Umgangsformen in vornehmer Weise ausgebildet und die häuslichen und öffentlichen Feste mit fürstlicher Pracht, mit Kunst und Eleganz gefeiert. Die Gefahren weckten den Mannesmut, die Aufregungen schärften die Energie und Geisteskraft, die Unsicherheit des Daseins reizte die Menschen, die sonnigen Tage durch heitern Lebensgenuß zu verschönern. Mitten unter dem Waffenlärm zeitigte das geistige Leben die herrlichsten Blüten und Früchte, schufen Fleiß und Genie wunderbare Kunstwerke, bahnte der kühne Mut seefahrender Männer neue Handelswege und führte die Erzeugnisse ferner Länder auf die zu Weltmärkten aufsteigenden Emporien des Mittelmeers. An den Höfen der Stadtherren, in den Palästen der patrizischen Kaufmannschaft entfaltete sich ein glänzendes Leben voll Pracht und Üppigkeit, voll Luxus und Sinnenlust, aber gehoben durch Kunstliebe, durch Bewunderung für das Altertum, durch Geschmack für die

Schöpfungen des Genius. Es war eine reiche Welt, in der die Individualitäten der Menschen in scharfer Ausprägung hervortraten, in der noch nicht der Schliff gleichmachender Politur die persönliche Eigentümlichkeit verhüllte oder verwischte, in der die einzelnen Seelenrichtungen unvermittelt und unverbunden nebeneinander herliefen und ohne die Macht der Konvenienz noch in ursprünglicher Natürlichkeit zu Tage traten.

Die Visconti in Mailand. Jene mailändischen Visconti, welche ihre Feinde mit erbarmungsloser Grausamkeit niederwarfen und durch die Schrecken eines Torturgesetzes voll schauderhafter Peinigungen jede politische Bewegung, jede revolutionäre Umwandlung zu verhindern suchten, welche Gift und Dolch, Treulosigkeit, Hinterlist und Verrat als notwendige Mittel ihrer despotischen Herrschaft betrachteten und über Gut und Leben ihrer Unterthanen mit tyrannischer Willkür schalteten, unterhielten mit Petrarca die freundschaftlichsten Beziehungen und gebrauchten ihn zu wichtigen diplomatischen Verhandlungen und Staatsgeschäften, ergötzten sich an den Erzeugnissen der Dichtkunst und machten wohl selbst poetische Versuche, rechneten es sich zur höchsten Ehre an, als Gönner und Förderer der Künste und Wissenschaften, der Kultur und Litteratur gerühmt zu werden. Sie gründeten in Pavia eine Universität, die als Pflanzstätte edler Geistesthätigkeit mit Bologna, Paris und Prag wetteifern sollte, und sparten weder Mühe noch Kosten, gelehrte Männer für dieselbe zu gewinnen. Giovanni Galeazzo ließ durch den Werkmeister Marco da Campione die wunderbare Marmorkirche in Mailand aufführen, die in den folgenden Jahrhunderten weiter gebaut, durch die kunstreiche durchbrochene Arbeit des Daches und der Turmspitzen noch jetzt die Bewunderung der Welt erregt. Auch den Bau der Certosa in Pavia hat derselbe unternommen. — Üppigkeit und Reichtum. Im Gefühle der Unsicherheit ihrer Macht suchten die regierenden Geschlechter die Zeit ihrer Herrschaft durch ausgelassene Lust, durch raffinierte Genüsse zu heben; aber dieser Hang war auch wieder die Quelle herrlicher Kunstschöpfungen, feinerer Lebensformen, industrieller Regsamkeit. Wie in der Pyrenäischen Halbinsel gaben auch an den italienischen Höfen die galanten Verhältnisse, der lüsterne Frauenverkehr, die Verführungen, die Nachstellungen und Angriffe auf die Keuschheit, die Verlockungen zur Untreue und zu unerlaubten Liebesgenüssen viele Veranlassungen zu tief einschneidenden Zerwürfnissen, zu dunkeln Frevelthaten und zu Handlungen der Rache. Nirgends wurde der Dienst der Venus eifriger gepflegt als im üppigen Lande Italien, und wie im alten Rom mit den Namen Lucretia und Virginia große Staatsumwälzungen verknüpft sind, so führten auch in Neapel, Venedig, Mailand geschlechtliche Beziehungen manche erschütternde Katastrophe herbei.

Hof- und Städteleben. Das Hof- und Städteleben Italiens im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert hatte einen vornehmen Anstrich: der ausgedehnte Welthandel, die Fruchtbarkeit des Bodens, das emsige Industrieleben führten dem Lande unermeßliche Reichtümer zu; die Kaufherren und Kapitalisten von Mailand, Genua, Florenz,

Venedig beherrschten den europäischen Geldmarkt, an ihre Wechselbanken wendeten sich die Fürsten und Regierungen Europas, wenn sie Geld für ihre Kriegsunternehmungen oder Hofhaltungen bedurften, und wie oft mußten Könige ihre Juwelen und Kostbarkeiten bei ihnen verpfänden; Italiener und Juden trieben die großen Finanz- und Wechslergeschäfte, wobei jene noch den Vorteil voraus hatten, daß sie nicht wie diese rechtloser Bedrückung und Beraubung ausgesetzt waren. Auch in der fabrikmäßigen Bearbeitung edler Stoffe, in der Bereitung kunstvoller Gefäße, Schmucksachen und Waffenstücke aus Gold, Silber und Elfenbein, geschmackvoller und zierlicher Waren aus Leder, Wolle, Glas waren die erfinderischen und fleißigen Bürger der italienischen Städte Meister, und die fürstlichen Personen trugen kein Bedenken, mit ihren Kapitalien die Gewerb- und Manufakturthätigkeit des Volkes zu fördern und ihre Einkünfte durch den Gewinn daraus zu mehren. Zugleich waren die regierenden Herren beflissen, durch Anlegung von Land- und Wasserstraßen Ausfuhr und Verkehr zu erleichtern und durch Sicherung der Wege dem Raub und den Überfällen zu steuern, freilich auch zugleich durch Anlegung von Zollstätten ihren eignen Vorteil zu wahren.

Unter dieser glänzenden Außenseite lagen jedoch schwere Gebrechen verborgen: unter dem Druck der Militärdespotien verschwand jede Teilnahme des Volks am Staatsleben; die Stadträte, selbst die Munizipalität von Mailand, befaßten sich nur noch mit Kommunalangelegenheiten, die Podesta wurden städtische Verwaltungsbeamten, alle politische Macht kam in die Hände der fürstlichen Männer, denen die Gemeinden freiwillig oder gezwungen die Signorie übertragen hatten. Die Versuche einzelner Stadtgemeinden, das Joch abzuschütteln, schlugen meistens zu ihrem Verderben aus. Nicht nur, daß in der Regel ein Teil der Bürger zu den Dynasten hielt: bei der großen Militärmacht, welche der Stadtherr aus den übrigen Orten seiner Signorie ins Feld führen konnte, waren die Aufständischen meist genötigt die Hilfe eines andern Magnaten anzurufen, dem sie sich dann unterordnen mußten, wobei sie in der Regel nicht besser fuhren. Die städtischen Erhebungen waren meistens nur Parteikämpfe, bei denen die Gemeindefreiheit nichts gewann. *Untergang der Gemeindefreiheit.*

Die Stadtherren überwachten mit Argusaugen jede revolutionäre Regung; mitunter mögen ihnen Aufstände ganz gelegen gekommen sein, da sie dann einen Grund fanden, durch Strafauflagen und Gütereinziehungen ihre Kassen zu füllen. Niemand war erfinderischer in der Kunst der Besteuerung und Gelderpressung als die Stadttyrannen und ihre Beamten, Höflinge und Wohldiener. Nur die Eifersucht, das Mißtrauen und die Rivalität, die sie gegeneinander erfüllten, schützten die Völker und Städte einigermaßen, der Meuchelmord und die verräterische Nachstellung der Verwandten waren häufig der einzige Weg der Erlösung von unerträglicher Tyrannei. Gesetze und Sittengebote waren in jenen Tagen der Treulosigkeit, Tücke und Gewaltthat ohne Macht. Keine Scheu oder Ehrfurcht vor höhren Gewalten gebot dem Frevelsinn Einhalt. Das Kaisertum *Dynasten und Stadttyrannen.*

war zum Schatten herabgeschwunden, das Papsttum ging in den Ränken treuloser Staatskunst, in Gelderpressungen und Söldnerei allen voran, und durch goldene Schlüssel konnte man in Avignon alle Thüren öffnen. Die kirchlichen Zensuren, die nicht selten der Raubgier als Schild dienten, waren bereits zum Spott geworden; Bernabò Visconti lachte des Bannes, den der Papst über ihn aussprechen ließ, und übte Vergeltung, indem er nun auch seinerseits den Fluch gegen den Papst schleuderte und davon Gelegenheit nahm, sich am Kirchengut zu bereichern und sich die Anstellung der Geistlichen vorzubehalten. Und was verfingen erst Bann und Interdikt zur Zeit des Schismas, als die halbe Welt unter der Exkommunikation des einen oder des andern Kirchenhauptes lag! Wenn trotz alledem Italien dennoch das Land der Kultur, des Reichtums, des Handels blieb, so kann man nicht umhin, die Unerschöpflichkeit der Natur, die Energie des Volkes, die geniale Kraft und Anlage der Einwohner zu bewundern. Während Genua mit Venedig und Aragonien unaufhörlich im Krieg lag, konnte es noch Frankreich in seinen Kämpfen gegen England mit einer Flotte unterstützen und hatte stets Galeeren bereit, die es gegen Geld den Prätendenten von Kronen zu abenteuerlichen Unternehmungen abließ. Nur eine Überanstrengung der nationalen Kräfte konnte eine so wunderbare Blüte schaffen, mußte aber auch eine Entkräftung und Abspannung zur Folge haben.

2. Mailand unter den Visconti.

a. Wachstum des Hauses.

Matteo Visconti. † 1322. Seitdem durch Kaiser Heinrich VII. das Ghibellinenhaupt Matteo de Visconti über das Guelfengeschlecht della Torre den Sieg davongetragen (VII, 836 f.), war der Grund für die Herrschaft des Hauses gelegt und den nachfolgenden Gliedern der Familie der Weg gezeigt, auf dem sie zum Ausbau derselben gelangen möchten. Die Mailänder übertrugen dem unternehmenden Ghibellinenhaupte die Signorie in ihrer Stadt, und um der Gegenpartei, die an Robert von Neapel und Papst Johann XXII. mächtige Stützen hatte, gewachsen zu sein, nahm Matteo deutsche und italienische Söldner in seinen Dienst und schuf sich eine bewaffnete Hausmacht. Wir wissen, welche Stellung das Haus durch Matteos Klugheit und die kriegerische Energie seiner Söhne schon bei der Ankunft Ludwigs des Bayern in Oberitalien erlangt hatte (VII, 884). Trotz des päpstlichen Bannes herrschten die Visconti über Mailand, Como, Bergamo, Piacenza, Tortona, Pavia, Cremona, Alessandria u. a. O. Als der deutsche König über die Alpen stieg, war Matteo bereits heimgegangen, der Fluch der Kirche hatte sein Gewissen schwer belastet; er war von Kirche zu Kirche gewandert, um die Gnade Gottes anzuflehen, bis in Monza eine Krankheit den
1322. hochbetagten Mann dahinraffte. Aber seine Stelle hatte noch bei Lebzeiten des
Galeazzo. † 1328. Vaters sein energischer Sohn Galeazzo eingenommen; und wie groß auch die

Zahl seiner Gegner war, wie oft selbst in der eignen Familie, besonders durch seinen tapfern Bruder Marco, Intrigen gegen den herrischen, ehrsüchtigen Herrn gesponnen wurden, wie schwer König Ludwigs gewaltthätiges Auftreten die Stellung des Hauses gefährdete (VII, 890. 893), die Viscontische Macht überdauerte alle Stürme.

Als Galeazzo kurz nach seiner Befreiung starb, sah sich Kaiser Ludwig ge- 6. Aug. 1328.
nötigt, den Sohn desselben, Azzo, wieder in die Signorie einzusetzen und Azzo. † 1339.
durch Übertragung des Reichsvikariats die Autorität der Visconti herzustellen (VII, 894). Sein Oheim Giovanni, der schon früher zum Erzbischof der Lombardenstadt gewählt, aber von der Kurie in Avignon nicht bestätigt worden war, wurde nunmehr von dem kaiserlichen Gegenpapst Nikolaus V. in die Würde eingesetzt und zum Kardinal und päpstlichen Legaten ernannt. Doch wußte sich das Haus so zu stellen, daß der Rückweg zur Gnade des Avignonschen Hofes nicht abgeschnitten war. Nach Ludwigs Abzug wurde erst der Bann gelöst, später Giovanni Visconti in dem Mailänder Erzbistum anerkannt. Marco Visconti, ein ritterlicher Mann von romantischem Wesen, machte sich durch sein übermütiges Betragen dem Haupte der Familie verhaßt und verdächtig, zumal er durch seine fürstliche Freigebigkeit eine Menge Anhänger an sich zog. Als man
ihn daher eines Morgens erdrosselt in seiner Kammer fand, entstand der Ver- Sept. 1329.
dacht, Azzo sei der Mordthat nicht fremd. Das zweideutige Spiel des Böhmenkönigs Johann, der unter der Maske eines Friedensstifters im geheimen Einverständnis mit dem päpstlichen Stuhle die Herrschaft über die lombardischen Städte erstrebte, schwächte nur auf kurze Zeit das Ansehen der Visconti und einigte schließlich alle Ghibellinenhäupter, Mastino della Scala von Verona, Ludwig von Gonzaga, der sich an der Stelle des von ihm gestürzten Geschlechts der Buonacossi zum Herrn von Mantua aufgeschwungen, und den Markgrafen von Este in Ferrara, mit Azzo zu einer Liga gegen die guelfisch-päpstlich-luxemburgische Partei. Nach der Entfernung des Böhmenkönigs und seines Sohnes 1332.
Karl fiel es dem klugen, feinen Visconti nicht schwer, die Städte, welche einst seinem Großvater Matteo hold und gewärtig gewesen, wieder zur Anerkennung seiner Herrschaft zu bringen. Auch Cremona und Lodi, wo Tomacoldo, ein ehemaliger Müller, die Vistinari zu Fall gebracht und mit Einwilligung des kaiserlichen Vikars die Signorie an sich gerissen hatte, schlossen sich an Azzo an. Piacenza und Brescia wurden mit Waffengewalt bezwungen. Kurz bevor Azzo in einem
Alter von 37 Jahren starb, wurde noch unter seiner Fahne ein Sieg über ein 16. Aug. 1339.
beträchtliches Söldnerheer erfochten, mit dessen Hilfe sich ein Verwandter, Lodrisio, der Herrschaft über Mailand hatte bemächtigen wollen.

Nach Azzos Tod übertrugen die Mailänder seinem Oheim Lucchino Lucchino. † 1349.
die Signorie, setzten ihm aber, weil sein bisheriges Leben Besorgnisse einflößte, seinen Bruder, den Erzbischof, zur Seite. Von der Zeit an wandte sich Lucchino von seinen bisherigen Genossen ab und verfuhr mit eiserner Strenge.

Da bildete sich unter den Unzufriedenen eine Verschwörung, in welche drei Neffen Luchinos, die Söhne seines jüngsten Bruders Stefano, verflochten waren. Das Haupt der Verschwornen war Francesco della Pusterla, aus einer der edelsten Mailänder Familien, welche unter Azzo den größten Einfluß besessen hatte. Man sagte ihm nach, daß er bei der Ermordung Marcos die Hände im Spiel gehabt. Luchino behandelte ihn mit schnöder Zurücksetzung, wie es heißt, weil Pusterlas schöne Gemahlin der Verführung des Visconti widerstanden habe. Die Verschwörung wurde jedoch verraten. Francesco entfloh mit seinen nächsten Verwandten und seiner wertvollsten Habe nach Avignon; die übrigen Schuldigen starben eines martervollen Todes; die drei Neffen Matteo, Bernabo und Galeazzo mußten in der Verbannung leben, dem Elend und der Armut preisgegeben und in steter Furcht vor den Nachstellungen des Oheims Damit war jedoch Luchinos Rache nicht befriedigt. Er wird beschuldigt, er habe durch untergeschobene, angeblich von Mastino della Scala geschriebene Briefe den flüchtigen Pusterla und seine Schicksalsgefährten von Avignon nach Pisa gelockt und von dort ihre Auslieferung bewirkt, worauf sie sämtlich in Mailand enthauptet wurden. Diese blutige Strenge erzeugte solchen Schrecken, daß die Herrschaft der Visconti fester stand als je. Aber in einer Zeit, da leidenschaftliche Parteiwut jede staatliche Ordnung zerrüttete und Anarchie den Arm der Obrigkeit und die Autorität der Gesetze lähmte, mußte gerade eine so durchgreifende Energie Vertrauen einflößen. Bald stellten sich die Städte Asti und Bobbio unter den Schutz des Mailänders; und selbst die Avignoner Päpste Benedikt XII. und Clemens VI. machten ihren Frieden mit ihm und verdammten die Flüchtlinge, deren Vater Stefano ein eifriger Anhänger Ludwigs des Bayern geblieben war. Wie sehr man auch die Selbstsucht, Falschheit und Härte des mailändischen Herrn verabscheuen mag, große staatsmännische Begabung und einen überlegenen Geist konnte ihm niemand absprechen: auch Petrarca pries den genialen Mann, der mit starker Hand den Frevelsinn der Großen strafte, dem Verkehr und bürgerlichen Leben Sicherheit verschaffte und neben den Werken des Krieges auch den geistigen Arbeiten Achtung zollte. Luchino widerstand mit Kraft und Erfolg der Liga, welche die Este, Gonzaga, Scala, Obizo von Reggio u. a. wider die Visconti geschlossen; er dehnte die Macht seines Hauses über die Lombardei, Piemont und die Lunigiana aus; die Pisaner suchten seine Freundschaft, und eben stand er im Begriff sich in die Angelegenheiten der durch Parteikämpfe zer-
24. Jan. 1349. rissenen Republik Genua einzumischen, als ihn ein rascher Tod hinraffte. Es war dies die Zeit der großen Pest, der wir schon so oft begegnet sind. Dennoch hat man eine andre Ursache seines Todes zu entdecken geglaubt. Seine Gemahlin Isabella, heißt es, habe auf einer Wallfahrt zu S. Marco in Venedig sich und ihrer Umgebung ein üppiges leichtfertiges Leben gestattet und die Rache des Eheherrn fürchtend sei sie derselben durch Vergiftung zuvorgekommen. Nach Luchinos Tod übernahm der Erzbischof Giovanni auch die weltliche Regierung,

die er bisher nur dem Namen nach mit dem Bruder geteilt hatte; und da die Witwe sich sofort mit dem zweijährigen Sohne Lucchino Novello, über dessen rechtmäßige Geburt Zweifel erhoben worden, nach Genua flüchtete, die natürlichen Söhne aber, die des Vaters Gunst zu tyrannischen Handlungen mißbraucht hatten, der Nachfolge unwürdig waren, so rief Giovanni die verbannten Söhne seines Bruders Stefano, Matteo II., Galeazzo II. und Bernabo, an seinen Hof und ließ ihnen feierlich die Erbfolge in der Signorie durch den großen Rat zusichern. Auch die andern Glieder der Familie, die unter Lucchinos Verfolgung zu leiden gehabt, wurden in ihren Rechten und Ehren wieder hergestellt, während die eignen Söhne des Verstorbenen davon ausgeschlossen blieben. Der eine führte ein abenteuerliches Flüchtlingsleben, bis er arm und verlassen im Venetianischen starb, der andre vertrauerte sein Dasein in ewiger Gefangenschaft.

Der neue Herr von Mailand, der jetzt die geistliche und weltliche Herr- Giovanni. † 1354.
schaft in seiner Hand vereinigte, regierte in königlicher Machtvollkommenheit. Wir kennen bereits die blühenden Stadtgebiete, welche damals die Herrschaft der Visconti anerkannten und wie ein schöner Kranz die Metropole umgaben, wie selbst das guelfische Bologna einige Zeit von dem reichen Kirchenfürsten gewonnen und durch einen Verwandten des Hauses verwaltet ward (S. 123, 335). Bald suchte auch Genua, durch Parteikämpfe zerrissen, durch den venetianischen Krieg geschwächt, von Teuerung und Hungersnot heimgesucht, den Schutz des 1353.
klugen und mächtigen Erzbischofs. Und welche Zukunft stand dem Hause offen! Der eine seiner Neffen, Galeazzo, war mit der schönen Bianka, Schwester des Grafen Amadeus VI. von Savoyen, vermählt, dem andern, Bernabo, hatte der Oheim die Hand der Beatrice, der Tochter des reichen Mastino della Scala von Verona, verschafft; den zürnenden Hof in Avignon, der mit Bann und Interdikt drohte, wußte der reiche Fürst mit Geld zu beruhigen und zu versöhnen; der eitle Petrarca fühlte sich durch die Aufmerksamkeiten, die ihm der vornehme Herr erzeigte, so geschmeichelt, daß er in Schrift und Rede für dessen Interesse wirkte. Aber die Übermacht der Visconti erfüllte endlich die übrigen Fürsten und Gemeinwesen des oberen und mittleren Italiens mit Besorgnis. Es bildete sich eine bewaffnete Liga, gerade als die Nachricht eintraf, daß Karl IV. auf einem Zug nach Italien begriffen sei. Wir haben den Verlauf des Römerzugs früher kennen gelernt. Der Erzbischof erlebte den Ausgang nicht: noch ehe der Kaiser in der Lombardei eingetroffen, schied Giovanni di Visconti in einem Alter von 5. Okt. 1354.
vierundsechzig Jahren aus dem Leben, ein für Bildung und feinere Lebensformen empfänglicher Herr, mehr Staatsmann als Geistlicher, ein Bewunderer von Dante und ein Gönner Petrarcas.

Nach Giovannis Tod teilten sich seine Neffen in den Viscontischen Staat, Bernabo Visconti und
der schon ganz als Familienerbe angesehen ward, in der früher erwähnten Weise seine Brüder. 1354–1364.
(S. 123), doch blieben Mailand und Genua gemeinschaftliches Besitztum. Die Brüder beeiferten sich, den Luxemburger durch Geld und Ehrenbezeugungen für

sich zu gewinnen, und Karl war bemüht zwischen Mailand und der Liga zu
1355. vermitteln. Bald nach dem Abzug des Kaisers starb Matteo, als er gerade Anstalten traf, Parma dem ungetreuen Vetter Giovanni da Oleggio zu entreißen (S. 335); die überlebenden Brüder teilten seine Besitzungen, und es fehlte nicht an Nachreden, daß der Tod des Wollüstlings, der durch seine Verführungskünste den Frauen und Mädchen der Stadt nachgestellt und der Familie allgemeinen Haß zugezogen, ein gewaltsamer gewesen sei. Übrigens hatten die beiden Brüder Mühe, die Stellung des Hauses gegen die zahlreichen Feinde zu behaupten:
1356. in Pavia erregte der Augustinermönch Jocopo Bussolari, der Freiheit und Gleichheit predigte, das Volk zur Frömmigkeit und zu guten Sitten anhielt und alle Fürsten Tyrannen nannte, einen Aufruhr, infolgedessen das Geschlecht der Beccaria vertrieben und die Republik aufgerichtet ward; Genua entzog sich wieder der Viscontischen Oberherrschaft; die Liga, welche die „große Kompanie" des Grafen Landau in Dienst genommen, rückte mit Reitern und Fußvolk in das Mailändische ein; und in den umbrischen und tuscischen Landen suchte der kräftige, staatskluge Kardinallegat Albornoz der Vergrößerungssucht des ehrgeizigen Lombardengeschlechts Schranken zu setzen. Galeazzo und Bernabo boten den Schwierigkeiten kühn die Stirn: ihre Reichtümer setzten sie in den Stand, durch Solderhöhung die Mietstruppen in ihren Dienst zu ziehen; und wenn es ihnen auch nicht gelang, Bologna in ihre Gewalt zu bringen, so behaupteten sie sich doch in Pavia und in den übrigen Stadt-
1359. gebieten. Pavia wurde mit Waffengewalt bezwungen und der Freiheitsprediger Bussolari starb in Gefangenschaft. Gerade in der schlimmsten Zeit, als Soldknechte aller Nationen, Deutsche, Italiener und Ungarn, Franzosen, Engländer, Katalonier in der Apenninischen Halbinsel sich umhertummelten, brachte Bernabo eine Steuer von 300,000 Goldgulden auf, zahlte Galeazzo die Ehre, seinem Sohn Giovangaleazzo die Hand der französischen Königstochter Isabella von Valois nebst der Grafschaft Vertus in der Champagne als Mitgift zu verschaffen, mit der doppelten Summe (S. 28).

Bei solchen Mitteln war es den Brüdern möglich, einen mehrjährigen wechselvollen Krieg gegen zahlreiche Feinde durchzuführen, während dessen das obere Italien von Kriegsscharen aller Nationen und von ansteckenden Krankheiten schwer heimgesucht
1363. ward, der gefürchtete Condottiere Landau vor Novara seinen Tod fand, der Markgraf von Montferrat mit englischen Mietstruppen Pavia bedrängte und Bernabo vom päpst-
3. März 1364. lichen Bannstrahl betroffen war, und endlich einen Frieden abzuschließen, der ihrem Hause alle Besitzungen aufs neue zusicherte. In demselben Jahre, da dieser Friede zum Abschluß kam, vermählte Bernabo seine Tochter mit dem Habsburger Leopold, dem jüngsten Bruder des Herzogs Rudolf von Österreich, und gab ihr 100,000 Goldgulden nebst Schmuck und Kostbarkeiten zur Ausstattung. Der Ruf von solchen unerhörten Reichtümern in dem Mailänder Herrscherhaus bewog einige Jahre später den Herzog Stephan von Bayern-Landshut, um die zweite Tochter zu werben und sie mit gleichen Schätzen heimzuführen.

Galeazzo und Bernabo hegten tiefes Mißtrauen gegeneinander; jener verlegte daher seinen Sitz nach Pavia und richtete fortan seine Thätigkeit mehr nach Westen, wo er dem Markgrafen Giovanni von Montferrat und nach dessen Tod seinen Kindern die Stadt Asti zu entreißen suchte, während Bernabo von Mailand aus seine Waffen gegen Osten kehrte, stets bereit durch Gewalt und List seine Herrschaft auszudehnen. Karls IV. zweiter Römerzug (S. 135) brachte dem Visconti keine Gefahr. An Härte und Grausamkeit waren die Brüder einander gleich, und es erregte allgemeine Freude als Galeazzo starb und sein Sohn Giovangaleazzo, gewöhnlich Graf von Vertus (Virtù, „Tugendgraf") genannt, das väterliche Erbe in Pavia antrat. Neffe und Oheim gerieten bald in Streit, als der letztere seine Territorien unter seine fünf Söhne verteilte, sich selbst nur die Oberhoheit vorbehaltend, und dadurch die Viscontische Herrschaft einer Zersplitterung entgegenführte, der erstere aber sich von Kaiser Wenzel das Reichsvikariat über die Lombardei erteilen ließ. Die Versöhnung, welche die Vermählung Giovangaleazzos mit Bernabos Tochter Katharina und Ludovicos, eines Sohnes von Bernabo, mit Giovangaleazzos Schwester Violante, der verwitweten Markgräfin von Montferrat, herbeiführte, war nicht von Dauer.

Streit in der Familie. — *4. Aug. 1378.* — *1380.*

Der Graf von Vertus suchte sich durch Milde und Leutseligkeit die Liebe des Volks zu erwerben, während Bernabos Tyrannei mit den Jahren zunahm. Seine Jagdwut, zu deren Befriedigung er Scharen von Hunden hielt, welche die Unterthanen nähren und pflegen mußten, seine verschwenderischen Feste, der Aufwand bei der Verheiratung seiner Töchter brachten die Mailänder zur Verzweiflung und weckten die Sehnsucht nach einer Änderung in der Herrschaft. Man wünschte Giovangaleazzo an der Spitze des Hauses zu sehen. Dieser aber lebte seit einiger Zeit ganz zurückgezogen, mit Studien und religiösen Übungen beschäftigt, und ließ sich selten sehen, aus Furcht vor den Nachstellungen des Oheims, der, wie er behauptete, ihm nach dem Leben trachtete. Bernabo verachtete den Neffen, den er für feig und geistesschwach hielt, und fuhr fort in seiner zügellosen Wollust und Grausamkeit, insbesondere seitdem seine Gemahlin Beatrice della Scala mit Tod abgegangen war. Da unternahm der Graf von Vertus eine Wallfahrt nach einem Marienbilde unweit Varese, um ein Gelübde zu lösen. Als er an Mailand vorüberzog, lud er den Oheim zu einer Zusammenkunft vor der Stadt ein; dieser folgte der Einladung mit geringem Gefolge. Da wurde er plötzlich von Bewaffneten überfallen und nebst seinen zwei Söhnen, die ihn begleitet hatten, nach einem festen Schloß gebracht, wo alle drei nach einiger Zeit ihren Tod fanden. Bernabo starb unter tiefer Reue und Seelenangst im sechsundsechzigsten Lebensjahr, wie die Welt behauptete, an Gift. Giovangaleazzo aber wurde von dem großen Rat zum Herrn von Mailand ausgerufen, ohne Rücksicht auf Bernabos Söhne.

Bernabos Ausgang. † 1385. — *Juni 1384.* — *19. Dez. 1385.*

b. Mailand als Herzogtum.

Giovangaleazzo. † 1402. Von der Zeit an gab Giovangaleazzo die Rolle des Friedfertigen auf, die er bisher gespielt, und lenkte in die ehrgeizigen Bahnen der Vorgänger ein. Er brachte in einem Krieg gegen die Scala und Carrara die Städte Verona und
1387. Vicenza in seine Gewalt und vermählte seine einzige Tochter Valentine mit Ludwig von Valois, dem Bruder Karls VI. von Frankreich, mit einer Mitgift von 400,000 Goldgulden; er bekriegte durch den gewandten Bandenführer Jakob
1392. del Verme die Florentiner, welche die Kompanie Hawkwoods in Dienst genom-
1395. men, und erzwang einen vorteilhaften Frieden, und um seiner Herrschaft einen legitimen Charakter zu verleihen erwirkte er von König Wenzel den Titel und Rang eines Herzogs von Mailand, ein Ereignis von größter Wichtigkeit für die fürstliche Stellung des Hauses. Wir wissen, wie schlimme Folgen diese Handlung, wodurch eine usurpierte Gewalt eine staatsrechtliche Bestätigung erhielt, dem deutschen Herrscher eingetragen hat (S. 174 f.). Der neue Herzog feierte die Erhebung seines Hauses mit glänzenden Hoffesten, und was er durch Gold erworben, wußte er gegen Wenzels Nachfolger mit dem Schwert zu behaupten (S. 178 f.). Wie oft auch die italienischen Dynasten und Republiken sich wider Mailand verbündeten, sein Geld und seine Soldknechte und Condot-
1399. tieri verschafften ihm stets neue Erfolge. Er kaufte von Gherardo Appiano die Signorie über Pisa und ließ seine Kriegsscharen in Toscana einrücken. Um feindlichen Angriffen zu entgehen erkannten Siena und Perugia seine Herrschaft an, der sein Statthalter noch Assisi, Nocera und Spoleto hinzufügte. Nach
1402. König Ruprechts Abzug ließ der Herzog durch den Condottiere Alberich von Barbiano Bologna angreifen, um danach seine ganze Macht gegen Florenz zu kehren. Die Bolognesen erschlugen ihren verhaßten Stadthäuptling Bentivoglio
Juli 1402. und riefen Giovangaleazzo als Herrn aus; und schon traf dieser Anstalten gegen die Arnostadt zu ziehen, wo er sich zum König von Italien krönen lassen und seinen Herrschersitz aufschlagen wollte, als er plötzlich im fünfundfünfzigsten
3. Sept. 1402. Lebensjahr von einer Seuche dahingerafft ward. An den Ufern des Arno sollte die Freiheit noch länger eine Heimatstätte finden. Giovangaleazzo war das echte Bild jener fürstlichen Männer im oberen Italien: ohne Kriegsmut und Feldherrngaben hat er durch kluge Politik, geschickte Wahl der Menschen und durch alle die Künste und Mittel, an welchen jene treulose Zeit so reich war, große Erfolge errungen; er hat eine Hausmacht begründet, welcher zu einem Königreich nur der Name fehlte, und sie durch kaiserliche Sanktion gegen alle Anfechtung sicher gestellt; die Falschheit und Verstellung, die Selbstliebe und Genußsucht, die Volksbedrückung und Hartherzigkeit, die man ihm zum Vorwurf machte, waren allen italienischen Herrschern jener Tage gemein, und er hat sie nicht mehr geübt als andre Dynasten. Aber wie verschieden das Urteil über seinen Charakter und seine Handlungsweise lauten mochte, über die großen

Verdienste, die er sich als Fürst erworben durch Beförderung der Künste und Wissenschaften, durch seine gesetzgeberische Thätigkeit, durch die Sorgfalt, die er der Universität in Pavia und der neugegründeten Malerakademie in Mailand zuwendete, herrschte nur eine Stimme. Der Wunderbau des Mailänder Domes ist ein unvergängliches Denkmal seines Ruhmes.

Giovangaleazzos Tod war für die Viscontische Herrschaft ein großes Die Regentschaft.
Unglück. Da seine Kinder Filippo Maria, Gian Maria und der natür- 1402—1405.
liche, aber legitimierte Sohn Gabriele, welche sich in die Territorien teilen sollten, noch unmündig waren, so übernahm ein Regentschaftsrat unter dem Vorsitz der verwitweten Herzogin die Regierung. In diesen vormundschaftlichen Rat hatte der Verstorbene die angesehensten Feldhauptleute, wie Barbiano, Verme gewählt, ihnen aber seinen Vertrauten, den Kammerherrn Barbavara beigesellt, einen übermütigen Emporkömmling, der bald alle Macht an sich riß und durch seine Anmaßung allgemeines Ärgernis erregte. Bald entstand ein Aufruhr, an dem mehrere Glieder des Viscontischen Hauses und andrer edlen 1403.
Familien teilnahmen. Die Herzogin sah sich gezwungen einen neuen Regentschaftsrat einzusetzen, der ihr wenig Macht ließ. Dieser Aufstand, der sich rasch über die ganze Lombardei verbreitete und die Ermordung mehrerer Anhänger und Freunde Barbavaras im Gefolge hatte, war das Signal zu einem allgemeinen Sturm gegen die Viscontische Herrschaft. Während in Mailand selbst und an andern Orten furchtbare Parteikämpfe wüteten, während deren die Herzogin in der Gefangenschaft ihrer Gegner zu Monza starb, rissen die Fürsten 17. Okt. 1404.
und Großen mehrere der bedeutendsten Städte an sich, andre befreiten sich eigenmächtig oder wählten andre Signoren. Gabriele, dem Pisa und Crema zugeteilt waren, wurde, nachdem er die Handelsrepublik Pisa an die Florentiner verkauft, in Genua verräterischer Umtriebe angeklagt und unter Martern hin- 1405.
gerichtet, noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt. Die Pisaner verteidigten sich 15. Dez. 1408.
standhaft gegen die Florentiner, ihre alten Erbfeinde. Als aber Giovanni Gambacorti, der frühere Stadtherr, aus der Verbannung zurückkehrte und den Florentinern Vorschub leistete, wurde die alte Ghibellinenstadt durch Hunger zur Unterwerfung gezwungen und durch Gewalt im Gehorsam gehalten. Aber die 1406.
Hälfte der Bürger wanderte aus.

Diese greuelvollen Parteikämpfe machten auf Gian Marias Gemüt einen Gian Maria. † 1412.
so verwildernden Eindruck, daß er zu einem Wüterich und Tyrannen heranreifte, wie die Geschichte nur wenige gesehen, der ohne Grundsätze und Charakter sich jeder Partei hingab, welche sich ihm furchtbar zu machen wußte, der mit den ruchlosen Gesellen seines Hofstaates in Wollust und Grausamkeit schwelgte. Blut und Qualen dienten ihm zur Unterhaltung; die Opfer seiner Rache oder seines Argwohns ließ er von großen Hunden zerreißen, die mit Menschenfleisch genährt waren. Viele edle Ghibellinen, darunter Johann della Pusterla, endeten unter den Bissen der Bestien. Der zwölfjährige Sohn des Zerfleischten wurde, 1408.

da die Tiere nicht anpacken wollten, auf Geheiß des Tyrannen von dem Henker und Hundewärter niedergestoßen. Scharen von Flüchtlingen verließen die Schreckensstätte, wo der Unmensch weilte, und mehrten die Kriegshaufen der Feinde, die von allen Seiten das Herzogtum bedrängten. Als der Hunger das Volk zur Verzweiflung trieb, bedrohte er alle, die um Frieden schrieen, mit
1409. dem Tode. Endlich wurden die Feinde Meister. Facino Cane und Malatesta zwangen die Franzosen, die der Herzog zu Hilfe gerufen, zum Abzug aus der Lombardei und aus Genua und stellten den Visconti unter Aufsicht. Nun nötigte Facino den andern Bruder Filippo Maria von Pavia ebenfalls zu einem Vertrag, der ihn selbst zum Herrn dieser Stadt machte, und nahm dann die ganze Verwaltung des Herzogtums in seine Hand. Als er aber schwer erkrankte, zitterten seine Anhänger vor der Rache Gian Marias, wenn er wieder zur Herrschaft käme. Sie beschlossen daher seinen Untergang. Unter den Dolchen der Verschwornen, in deren Reihen sich Glieder der edelsten Familien be-
16. Mai 1412. fanden, fiel der Herzog in der Kirche, wo er der Messe beiwohnte. Wenige Stunden nachher war auch Facino Cane eine Leiche. Filippo Maria vermählte sich mit der Witwe und befriedigte mit ihren reichen Schätzen die tobenden Heerhaufen. Dadurch hielt er sich in Pavia, während in Mailand zwei Verwandte der Visconti, Estorre, „der Hauptmann ohne Furcht", und Gian Carlo, die es mit den Verschwornen gehalten, das Regiment an sich rissen. Aber sie vermochten sich nicht zu halten. Einige Wochen nachher zog Filippo Maria auch
19. Juni. in Mailand ein und wurde zum Herzog ausgerufen. Bei der Erstürmung von Monza, wohin sich die beiden Visconti geflüchtet, König Sigmund um Hilfe
März 1413. angehend, starb Estorre an einer Wunde, worauf der deutsche König vom Kriegszug abstand und Filippo Maria für 20,000 Goldgulden als Herzog bestätigte.

Filippo Maria. † 1447. Nun konnte der Visconti an die Herstellung des väterlichen Reichs denken. Mit Hilfe des tapfern Francesco Bussone von Carmagnola, eines Bauernsohnes aus der Gegend von Saluzzo, den er in seine Dienste nahm, in den Grafenstand erhob und mit einer Verwandten vermählte, und begünstigt von der Zwietracht der Gegner, brachte er die lombardischen Städte bald wieder zur
1416. Unterwerfung. Als Giovanni Vignatè von Lodi, den der Herzog mit List gefangen genommen und in einen eisernen Käfig eingeschlossen hatte, die Kunde erhielt, daß seine Stadt erobert und sein junger Sohn weggeführt worden, stieß er sich den Schädel ein. Das Glück begünstigte den Herzog; in wenigen Jahren waren die meisten lombardischen Territorien wieder in seiner Hand vereinigt. Nun trat aber auch seine Tyrannennatur hervor. Um Agnese del Maino, seine Geliebte, als Gattin heimführen zu können, beschuldigte er Facinos Witwe, die sein Glück begründet, der Untreue und ließ sie mit ihrem Vertrauten, dem Sän-
Sept. 1418. ger und Lautenspieler Orombelli, nach furchtbaren Folterqualen hinrichten. Bis zum letzten Atemzug behauptete sie ihre Unschuld. In den nächsten zwei Jahren brachte Carmagnola auch Brescia, Parma und Genua unter die Herrschaft des

Visconti und drängte, mit Pergola vereinigt, die Eidgenossen aus Bellinzona
und Domodossola. Jetzt nahm Filippo Maria die väterlichen Eroberungspläne 1422.
gegen Florenz wieder auf. Ordelaffi, der Gebieter von Forli, hatte ihn zum
Vormund seines Sohnes ernannt; aber die Witwe, Lucrezia Alidosi, dem Visconti mißtrauend, riß mit Hilfe ihres Vaters, Stadtherrn von Imola, die Regentschaft an sich. Allein der Mailänder Feldhauptmann Pergola eroberte beide 1424.
Städte und führte Lucrezia nebst ihrem Sohn und Vater in Gefangenschaft.
Die Florentiner, besorgt über die Nähe der Mailänder, schickten ein Heer ins
Feld; es wurde geschlagen und der Führer Carlo Malatesta geriet in die Gewalt 28. Juli.
des Siegers. Dasselbe Schicksal hatte ein andres Heer, welches die Florentiner
im nächsten Jahr nach dem Val di Lamone sandten; siegreich drangen die Mai- 1425.
länder bis in die Nähe von Florenz: die republikanischen Heerhaufen erlitten
Niederlage auf Niederlage, ihre besten Condottieri waren in Gefangenschaft und
wurden in die Dienste des Herzogs gelockt. Aber auch in dieser Not wurde
die Arnostadt gerettet und vor der Fremdherrschaft bewahrt. Schon seit einiger
Zeit war es den Höflingen gelungen, Filippo Maria mit Argwohn gegen
seinen Feldhauptmann Carmagnola zu erfüllen. Er entzog ihm mehr und
mehr sein Vertrauen und hielt ihn von den Beratungen und Geschäften fern.
Entrüstet über die unverdiente Zurücksetzung, trat der Graf in die Dienste der
Republik Venedig und suchte die Seestadt zu einer Liga mit Florenz und
Amadeus von Savoyen zu bereden. Die Venetianer trauten der Sache anfangs nicht recht; sie fürchteten Hinterlist und Verrat. Als aber ein verunglückter Versuch des Visconti, Carmagnola vergiften zu lassen, sie überzeugte,
daß das Zerwürfnis zwischen dem Herzog und dem Feldherrn nicht ein
bloßer Schein sei, gingen sie auf den Plan ein und schlossen mit Florenz ein 1425.
Bündnis gegen den Mailänder. Wir werden den Gang und die Resultate dieses Krieges bis auf den durch Papst Martin V. vermittelten Frieden, sowie
das tragische Ende des großen Condottiere in der Geschichte von Venedig kennen
lernen. Zugleich wurde das Herzogtum von der Westseite her durch den Markgrafen von Montferrat und den neuen Herzog von Savoyen bedrängt, bis
Filippo Maria sich mit Amadeus verglich, sich mit dessen Tochter vermählte 1427.
und ihm Vercelli abtrat. — An die Stelle Carmagnolas trat in des Herzogs
Gunst nunmehr **Francesco Sforza**, den wir in den frühern Blättern
kennen gelernt haben. Der unternehmende und fähige Mann leistete dem Visconti in den politischen und kriegerischen Verwickelungen der nächsten Jahre,
besonders in der hinterlistigen Haltung des Mailänder Gewaltherrschers bei
Gelegenheit des florentinisch-lucchesischen Krieges so ausgezeichnete Dienste, daß 1430–1433.
Filippo Maria ihm seine natürliche Tochter Bianka, die er mit Agnese del
Maino erzeugt, verlobte und ihn mit großen Lehen ausstattete. Der Stadtherr
von Lucca, Paolo Guinigi, starb im Kerker zu Mailand. An den kriegerischen
Bewegungen, welche nach dem Tode der Königin Johanna II. in Unteritalien

und im Kirchenstaat eintraten, nahm der Herzog keinen direkten Anteil; doch wußte er durch seine Feldherren Sforza und Piccinino die Verwirrung so zu steigern und die kriegerischen Wechselfälle so sehr zu seinem Vorteil zu benutzen, daß sein Ansehen mit den Jahren zunahm und er als Schiedsrichter in den Geschicken der italienischen Staaten auftreten konnte. Um die großen Condottieri in Abhängigkeit zu erhalten, stachelte er ihre Rivalität, indem er bald dem einen, bald dem andern größeres Vertrauen erwies. Franz Sforza durchschaute endlich die treulose Politik seines Schwiegervaters und stand eben im Begriff, sich in Feindschaft gegen ihn zu wenden, als Filippo Maria in einem 13. Aug. 1447. Alter von fünfundfünfzig Jahren starb, ein herzloser Fürst ohne religiöse oder sittliche Regungen, dem Vater ähnlich an Schlauheit, Hinterlist und Verstellung, aber ohne dessen Liebe für Kunst, Wissenschaft und geistiges Leben.

Republikanische Anarchie in Mailand. 1447—1450. Da der Herzog ohne männlichen Leibeserben aus der Welt gegangen, so war den Parteien in Mailand ein großer Spielraum gegeben. Patriotische Männer, unterstützt von dem Rechtsgelehrten Bartolomeo Morone, meinten, jetzt sei der Zeitpunkt gekommen, eine republikanische Verfassung zu errichten und der Stadt die alte Freiheit zurückzugeben; andre wirkten für König Alfons von Neapel, der behauptete von Filippo Maria zum Nachfolger bestimmt zu sein, oder für Amadeus von Savoyen, der des Herzogs Schwester Bianka in der Ehe hatte. Die Republikaner trugen den Sieg davon; sie errichteten in Mailand ein Regierungskollegium von vierundzwanzig „Kapitänen und Schutzherren der Freiheit" und nahmen Francesco Sforza und andere Condottieri in Sold. Nun fielen aber die meisten lombardischen Städte ab: die einen ahmten das Beispiel der Hauptstadt nach und erklärten sich für freie Gemeinwesen, andre gerieten unter die Gewalt von Stadthäuptlingen; mehrere schlossen sich freiwillig oder gezwungen den Venetianern an, welche, wie wir später erfahren werden, diese Zeit der Verwirrung zu Eroberungen auf dem festen Lande benutzten. In kurzem war das Herzogtum Mailand aufgelöst, Kriege drohten auf allen Seiten, und da auch bald der Schatz erschöpft war, so suchten die Bandenführer andere Dienste; in der Stadt selbst standen die alten Parteien der Guelfen und Ghibellinen einander schroff gegenüber und stritten mit mörderischer Wut um das Regiment. Dazu herrschte Teurung und Hungersnot.

Franz Sforza zum Herzog gewählt. 1450. In dieser verzweiflungsvollen Lage griff das Volk zur Selbsthilfe. Das republikanische Regierungskollegium wurde aufgelöst und der große Rat gezwungen, dem Grafen Franz Sforza, der während dieser Zerrüttung ebensoviel Klugheit und Mäßigung als Kraft gezeigt und der Vergrößerungssucht der 25. März 1450. Venetianer erfolgreich widerstanden hatte, die Herrschaft anzubieten. Am 25. März hielt der kühne Condottiere, begleitet von seiner Gemahlin, seinem Sohne Galeazzo Maria, damals sechs Jahre alt, und von einem stattlichen Gefolge italienischer Gesandten seinen feierlichen Einzug, empfing im Dom die Insignien der herzoglichen Würde und stellte das monarchische Regiment wieder her.

Das von den Republikanern zerstörte Kastell erhob sich aus seinen Trümmern, und als es dem kriegskundigen Fürsten gelang, die Republik Venedig durch die Abtretung von Crema und einigen Territorien zur Beendigung des langen 1454. wechselvollen Krieges zu vermögen, wurde er allgemein als Herzog von Mailand und der Lombardei anerkannt. Noch zwölf Jahre friedlicher Herrschaft waren dem Begründer des Sforzischen Hauses in Mailand gegönnt. Er regierte im Geiste der Visconti, nur mit größerer Milde und Gerechtigkeit. Durch die Lage seines Landes sahen sich die Franzosen und Aragonier genötigt, in ihrem Wettkampfe um Neapel um seine Freundschaft und seinen Beistand zu werben, wodurch er ein schiedsrichterliches Ansehen erlangte; durch wohlüberlegte Ehebündnisse seiner Töchter und Söhne verschaffte er sich mächtige und nützliche Verbündete; durch Beförderung des Ackerbaues und Handels stellte er den gestörten Wohlstand her und erwarb sich die Gunst des Volkes, durch Begünstigung der Künste, der Wissenschaften, der gelehrten Anstalten huldigte er dem Geist der Zeit und des italienischen Volkes. Ein praktischer, verständiger Mann strebte er mit festem Blick und starker Hand nach erreichbaren Zielen. Als er im sechsundsechzigsten Lebensjahr von einer Krankheit weggerafft wurde, folgte 8. März 1466. ihm die aufrichtige Trauer des Volkes ins Grab.

3. Montferrat, Savoyen und Piemont.

Die Herren im nordwestlichen Italien.

In dem Lande „am Fuße der Berge" und in den alten Wohnsitzen der Allobroger, wo, im Westen und Osten von hohen Alpenketten eingeschlossen, ein genügsames, abgehärtetes Hirtenvolk sein stilles Dasein verbrachte, haben sich in früher Zeit mehrere Grafen ansehnliche Besitzungen erworben, so daß einige von ihnen zu dem Rang von „Markgrafen" emporstiegen. Die bekanntesten darunter waren die Markgrafen von Susa, Montferrat, Saluzzo, die jedoch bald von dem savoyischen Fürstenhaus überflügelt wurden, das von der Grafschaft Maurienne aus sein Gebiet mit der Zeit bis an die Ufer des Lemanischen Sees und an den obern Lauf des Po ausdehnte.

1. Die Markgrafen von Montferrat und Saluzzo.

Lange hatten die Markgrafen von Montferrat, von denen wir mehrere in der Geschichte der Kreuzzüge als ausgezeichnete Kämpen kennen gelernt, das höchste Ansehen im nordwestlichen Italien. Sie leiteten ihre Herkunft von einem sagenhaften deutschen Stammvater Aledram her, der in den Tagen Ottos des Großen sich durch Kriegsthaten hervorgethan und des Kaisers Tochter entführt und in die Ehe genommen haben sollte. Auch die Markgrafen von Carreto, von Saluzzo, von Lancia u. a. führten ihre Abstammung auf Aledrams Geschlecht zurück. In den Kämpfen der Hohenstaufen mit den lombardischen Städten standen sie in der Regel auf kaiserlicher Seite, eine Haltung, die ihnen manches wichtige Lehen einbrachte, so daß sie am Ende des zwölften Jahrhunderts über

die andern Dynasten der Gegend weit hervorragten. Noch höher stieg das Montferratsche Haus seit dem Kreuzzug gegen Konstantinopel, wo der Markgraf Bonifacius eine so hervorragende Rolle spielte. Einer seiner Nachfolger,
1257. Wilhelm, der durch seine Vermählung mit der Tochter des reichen Grafen von Glocester sein Vermögen bedeutend vermehrte, wußte sich durch seine kluge Haltung im Streite der Guelfen und Ghibellinen eine solche Stellung zu verschaffen, daß ihm mehrere Städte, wie Alessandria, Ivrea u. a. die Signorie
1268. übertrugen. Eine zweite Ehe mit der Tochter des kastilischen Königs Alfons trug ihm abermals eine große Mitgift ein; zugleich erteilte ihm der Schwiegervater, als er von einem Teil der deutschen Fürsten zum römischen König gewählt worden, das Reichsvikariat in Italien. In dieser Eigenschaft trat Wilhelm der guelfischen Partei energisch entgegen und erwarb sich die Signorie über Vercelli, Casale und sogar über Mailand. Mit Recht nannte man ihn den „großen Markgrafen". Allein über den Besitz der Stadt Turin mit dem Grafen
1280. Thomas von Savoyen verfeindet, geriet er in dessen Gefangenschaft, aus der er sich durch große Opfer loskaufen mußte. Von der Zeit an wich das Glück von seiner Seite. Die Städte, die ihn als Herrn anerkannt hatten, fielen von ihm ab, und als er Alessandria mit Gewalt im Gehorsam halten wollte, nahmen ihn die Bürger gefangen und sperrten ihn in einen eisernen Käfig, in dem er sein
Febr. 1292. Leben beschloß. Aber noch lange weinte, wie Dante sagt (Purg. VII, 133), Montferrat und Canavese um Alessandria und dessen Krieg. Wilhelms Sohn Giovanni rettete mühsam das Stammgut seines Hauses, indem er sich eng an Matteo Visconti anschloß. Seine Schwester Jolante war mit dem oströmischen Kaiser Andronikos dem Paläologen vermählt. Nach seinem kinderlosen
1305. Ableben sollte ihm Jolantes Sohn Theodor folgen. Aber der Markgraf Manfred von Saluzzo machte ihm die Erbschaft streitig, woraus ein Krieg hervorging, in welchen der König von Neapel, die genuesischen Geschlechter Spinola und Doria, jene für Theodor, diese für Manfred, sowie die Grafen von Savoyen, die Lehnsherren Manfreds, verflochten wurden. Endlich verständigte man sich über eine Teilung. Theodor der Paläologe behauptete sich in dem Montferratschen Stammlande, das er dann noch durch die Besitzungen seiner Gemahlin aus dem Hause Doria vermehrte. Er nahm seinen Sitz in
1320. Casale und vereinbarte mit seinen Ständen eine zweckmäßige Verfassung, durch welche die beiderseitigen Pflichten und Rechte festgesetzt waren, so daß er bei seinem Tod die Markgrafschaft in wohlgeordnetem Zustande seinem Sohn Gio-
1338. vanni II. hinterlassen konnte, indes Manfred von Saluzzo durch Teilung der Besitzungen seines Hauses unter vier Söhne seine Nachkommen wieder in die frühere Stellung reicher Landedelleute herabsetzte, die in den Verzweigungen immer weiter auseinander gehend teils unter savoyischer, teils unter Montferratscher Lehnshoheit ihre kleinen dynastischen Interessen in den kriegerischen Verwickelungen des obern Italiens zu wahren suchten, bis die einzelnen Glieder des

Hauses, teilweise des Markgrafenranges verlustig, in den größeren Staaten sich verloren.

Rühmlicher und dauernder erhielt sich das Markgrafengeschlecht derer von Montferrat. Das ständische Leben, zu dem Theodor den Grund gelegt, konnte allerdings zwischen und neben den größeren dynastischen Staaten nicht recht zur Ausbildung gelangen; Markgraf Giovanni und seine Nachfolger waren so gut wie die übrigen Fürsten und Herren auf ihre eignen Hilfsmittel, auf ihr Schwert und in der Folge auf Soldknechte angewiesen und unterlagen denselben Wechselfällen, welche die kriegerischen und politischen Verwickelungen im Gefolge hatten: aber die Markgrafen von Montferrat waren vornehme Herren, die durch ihre hohen Verbindungen Gelegenheit zu ansehnlichen und vorteilhaften Heiraten fanden; in ihren Adern rollte das Blut der byzantinischen Kaiserfamilie, und sowohl Theodor als die späteren Abkömmlinge des Hauses wußten die hohe Verwandtschaft geltend zu machen und zu verwerten. War doch der erwähnte Markgraf zweimal zu längerem Aufenthalt an den griechischen Hof gereist und hat manche schöne Geldsumme und manche wertvolle Gabe in seine Heimat zurückgebracht, und seinen Nachfolgern trugen die Vermählungen mit kastilischen, französischen, englischen Fürstentöchtern manche reiche Mitgift ein. Dabei verstanden es die klugen und gebildeten Dynasten von Casale, sich die Gunst der deutschen Könige zu erhalten, und wenn auch das heruntergekommene Reich keine großen materiellen Vorteile mehr zu bieten hatte, so war doch der moralische Eindruck noch immer von Gewicht. Die Gunst, welche der erste Luxemburger Heinrich VII. auf seiner Romfahrt dem Markgrafen Theodor bewiesen, zeigte auch der Enkel Karl IV. dem Sohne desselben, indem er ihn in Pavia zum Reichsvikar ernannte. Dadurch erlangte Giovanni solches Ansehen, 1355.
daß mehrere Städte wie Ivrea, Valenza, Asti, Alba ihm freiwillig und vertragsweise die Signorie übertrugen. Die lange Regierung Giovannis war die Glanzperiode der Montferratschen Herrschaft. Nach seinem Tode aber zwischen die † 1372.
emporstrebenden Staaten Mailand und Savoyen eingekeilt, vermochte die Markgrafschaft nicht mehr sich zu politischer Bedeutung aufzuschwingen. Im Ringen nach Selbständigkeit strengte die Dynastie ihre Kräfte in solchem Übermaß an, daß sie sich zuletzt erschöpfte und ihre Besitzungen stückweise in Lehnsabhängigkeit gerieten. Über Giovannis vier unmündige Söhne führte, wie früher erwähnt, Otto von Braunschweig die vormundschaftliche Regierung. Der Erstgeborene, Secondotto, ein heftiger, leidenschaftlicher Jüngling, starb in den 1378.
ersten Jahren seiner selbständigen Regierung durch die Hand eines deutschen Kriegsmannes, an dessen Sohn er sich hatte vergreifen wollen; der zweite, Giovanni, fiel vier Jahre nachher in der Schlacht, als er den Vormund auf seinem 1381.
Feldzug nach Neapel begleitete (S. 342). So folgte Theodor II., Giovannis dritter Sohn, in der Markgrafschaft. Dieser hatte im Anfang einen schweren Stand gegenüber den ländergierigen Grafen von Savoyen-Piemont;

Die Montferrats bis zum Erlöschen des Hauses

doch hielt er die Stammgüter des Hauses zusammen, und als ihm König Sieg-
1414. mund das Reichsvikariat über die Lombardei übertrug, fiel der letzte Glanz auf das markgräfliche Geschlecht; denn war auch gegenüber den andern Fürsten und Staaten des obern Italiens die Würde nur ein leerer Titel ohne einen Schatten von Macht, so gab sie dem Markgrafen doch Gelegenheit, seine landesherrlichen Rechte in den eignen Territorien zu festerer Geltung zu bringen, den halbfreien Adel und die mit wichtigen Gerechtsamen ausgestatteten Stadtgemeinden völlig
† 1418. seiner Landeshoheit zu unterwerfen. Nach seinem Tod folgte sein ältester Sohn Gian Jacopo in der Herrschaft. Er hatte zur Ehe die Schwester des ersten „Herzogs" Amadeus VIII. von Savoyen-Piemont, der ihm gegen die mailändischen Angriffe, vor denen er sich nach Venedig flüchtete, einigen Schutz gewährte, dadurch aber den Schwager in solche Abhängigkeit brachte, daß er die savoyische Lehnsherrlichkeit über alle Territorien auf der linken Seite des Po an-
1433. erkennen mußte. Verarmt und geschwächt ging die Markgrafschaft bei Gian
12. März 1445. Jacopos Tod auf seinen Sohn Giovanni IV. über, dem dann seine beiden Brüder Wilhelm und Bonifacius folgten. Mit dem zweiten Sohn des letztern,
Giovanni IV. † 1464. Johann Georg, starb im Jahr 1533 das Haus der Paläologen im Mannesstamme aus und die Besitzungen gingen an Seitenverwandte über.

2. Savoyen und Piemont. Auch in dem savoyischen Herrscherhaus trug man sich lange mit der Sage,
Humbert I. † 1056. daß Humbert „mit der weißen Hand", der erste Graf von Maurienne, welchem Kaiser Konrad II. bei der Besitznahme des burgundisch-arelatischen Reiches die Landschaft Chablais und bedeutende Besitzungen in Wallis verliehen, durch seinen Vater Berthold von Wittekind, dem sächsischen Heldenherzog, abstammte, bis in der Folge die Annahme einer nationalen Abstammung mehr gefiel, wonach einer jener burgundischen oder italienischen Fürsten, welche (wie V, 594 f. erwähnt) im zehnten Jahrhundert die Territorien an den Westalpen und am obern Po beherrscht haben, der Ahnherr der Dynastie gewesen sein sollte. Hum-
Oddo. † nach 1060. berts zweiter Sohn Oddo erweiterte die Besitzungen des Hauses, indem er durch seine Vermählung mit Adelheid, der Erbtochter Manfreds von Susa, dessen Markgrafschaft mit Turin und Pignerol und mit schönen Gütern im Thal von Aosta und in Ligurien zu den väterlichen Herrschaften von Savoyen, Maurienne, Chablais und Wallis hinzufügte und somit einer der mächtigsten Reichsfürsten
Amadeus II. † 1080. wurde. Oddos und Adelheids Sohn Amadeus II., Bruder der Königin Bertha, der unglücklichen Gemahlin Heinrichs IV. von Deutschland, erwarb von seinem königlichen Schwager für die Hilfe bei dem Alpenübergang zur Bußfahrt nach Canossa reichlichen Lohn (VI, 263 f. 320) an Landen und Rechten, die ungeteilt und noch durch die Herrschaft Tarantaise vermehrt, auf seinen Sohn
Humbert II. † 1103. Humbert II. und auf seinen Enkel Amadeus III. vererbten. Denn da die Besitzungen des savoyischen Hauses als Reichslehen galten, so war weibliche
Amadeus III. † 1149. Erbfolge ausgeschlossen. Auf Amadeus III., der seinen frommen Sinn durch Teilnahme an dem zweiten Kreuzzug und durch viele Stiftungen bethätigte,

folgte Humbert III., der eifrige Anhänger des Papstes Alexander III. gegen Friedrich I. Wir wissen, in welche Gefahr dadurch der Hohenstaufe einst geraten ist und wie er sich in der Folge dafür rächte (VI, 715. 723). Erst Humberts Sohn und Nachfolger Thomas kam unter Vermittelung des Markgrafen Bonifacius von Montferrat, seines Vormundes, durch Kaiser Heinrich VI. wieder in den Besitz seines ganzen väterlichen Erbes. Wie der Vater war auch Thomas zugleich Kriegsmann und Heiliger, und mit dem der gräflichen Familie von jeher eignen politischen Scharfblick in der Wahl von Bündnissen wußte er durch seine kluge Haltung während der deutschen Erbfolgekriege zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die Besitzungen und Rechte des Hauses zu mehren. Er gewann Moudon im Waadtland und Quiers und Testone im Piemontesischen; er brachte Chambéry durch Kauf und andre Städte und Territorien durch Heirat an sich und vereinigte alles Land vom Lausanner See bis zum Bernhardsberg in seiner Hand. Er wurde von Friedrich II. zum Reichsvikar eingesetzt, und durch seine zahlreichen Söhne, von denen sich vier dem geistlichen Stand widmeten und hohe bischöfliche Stellungen einnahmen, erlangte das Haus nach allen Seiten Ansehen und Bedeutung.

Humbert III. † 1188. *Thomas I. † 1233.*

Als Thomas während einer Fehde mit der Stadt Turin, welche die Signorie von dem Grafenhaus Savoyen auf Montferrat übertragen wollte, in Aosta starb, folgte in den Stammlanden sein Erstgeborner, Amadeus IV., die drei andern Söhne aber, die bei dem weltlichen Stande verbleiben wollten, wurden von dem Vater durch letztwillige Verfügung mit beträchtlichen Territorien bedacht: Thomas (Tommaso) erhielt Maurienne und Piemont und wurde der Stammvater der jüngeren Linie, welche auf der Ostseite der Alpen sich ausdehnte und mit Hilfe seines Bruders Turin zur Unterwerfung brachte; Aymon empfing Chablais und Unterwallis, welches Friedrich II. mit dem herzoglichen Rang ausgestattet haben soll. Als dieser jedoch nach zehn Jahren kinderlos verstarb, fielen seine Besitzungen wieder an die regierende Linie zurück. Der jüngste Bruder Peter erhielt Faucigny und Vaud. Die treue Anhänglichkeit an die Hohenstaufen während ihrer Kämpfe mit dem Papsttum bewog den Kaiser Friedrich II. das Reichsvikariat, das der Vater bekleidet, auch auf Amadeus zu übertragen, und wenngleich damit noch kein fortdauerndes Recht für das Haus erworben ward, so war es doch ein Beweis von der Macht und dem Ansehen, die das Geschlecht bereits besaß. Auch war es ein großer Vorzug der Dynastie, daß sie ihre Besitzungen nie zu sehr zersplitterte, daß sie stets an der männlichen Erbfolge festhielt und daß die Glieder in ihren Streitigkeiten die Entscheidung lieber durch gütlichen Vergleich, als durch die Waffen suchten. Auf Amadeus IV. folgte sein Sohn Bonifacius. Als Schwager Manfreds von Sizilien stand er auf seiten der Ghibellinen, wodurch er in einen heftigen Krieg mit Karl von Anjou, welcher in mehreren Städten Oberitaliens die Signorie erlangt hatte, verwickelt ward. In einer Fehde gegen Turin gefangen genommen, starb er in der Haft, ohne Kinder zu hinterlassen.

Stellung der Grafen zum Kaiser. *Amadeus IV. † 1253.* *1243.* *Bonifacius. † 1263.*

Der nächste Erbe wäre nun, da Tommaso von Piemont bereits gestorben war, dessen Sohn gleiches Namens gewesen; aber man stellte den Grundsatz auf, daß der Oheim näheres Recht habe als der Vetter, und so erhielt Peter von Faucigny auch die übrigen savoyischen Herrschaften, die er durch die Gunst

Wachstum des Hauses. *Peter. † 1268.*

König Richards von Cornwallis, seines nahen Verwandten, noch ansehnlich vermehrte. Als mit Hartmann das Grafengeschlecht von Kyburg ausstarb, schenkte der König dem Savoyarden die Güter, die der Verstorbene in den südlichen Landschaften besessen. Mit den Grafen von Genf und Greyers, mit den geistlichen Herren von Lausanne, Sitten und Peterlingen schloß Peter günstige Verträge. „Man konnte seit seiner Zeit sagen, daß das ganze schöne Waadtland den Grafen von Savoyen gehöre, denn sie hatten die trefflichsten zusammenhängenden Besitzungen an der Ostseite des Juragebirges glücklich vereinigt.“ Auch die Stadtgemeinden von Turin und Asti mußten endlich nach langem Kampfe die Oberhoheit des mächtigen Nachbars anerkennen. Und wie viele Vorteile und Ehren erwuchsen dem Haus aus der reichen englischen Verwandtschaft! Als 1268. Peter auf seinem Schlosse Chillon kinderlos starb, brachte man denselben Grundsatz des Erbrechts abermals zur Geltung, indem der Bruder Philipp (Philipp. † 1285.), bisher Erzbischof von Lyon, die Herrschaft übernahm. Erst als mit ihm die ältere Linie erlosch, folgte sein Großneffe Amadeus V. (Amadeus V. der Große. 1285—1323.), Sohn des zweiten Thomas, durch seine Gemahlin Herr von Beaugé und Bresse, in den savoyischen Stammlanden, während ein Bruder Thomas III. Stifter der Linie Piemont ward, die, als dessen Sohn Filippo sich mit Isabella von Villehardouin, der vertriebenen Fürstin von Ajacha und Morea, vermählte, auf kurze Zeit auch diese Länder in ihrem Titel führte.

Politik der Grafen von Savoyen-Piemont.

Die Trennung des Hauses in eine savoyische und piemontesische Linie konnte der Größe der Familie leicht nachteilig werden; bildete doch die Alpenkette eine mächtige Scheidewand zwischen beiden Territorien, die noch außerdem in Sprache und Rechtsgewohnheiten auseinander gingen. Aber Glück und verständige Politik haben das savoyische Herrschergeschlecht über die Gefahren der Trennung hinübergeführt. Man blieb auf beiden Seiten der Berge den Traditionen des Hauses treu und vermied es einander in verderblicher Rivalität zu schwächen. Beide Linien hielten zu den Ghibellinen und zu den deutschen Königen, wodurch sie zwar in mancherlei Kriege mit den Guelfen und den französischen Fürsten in der Provence und in Neapel verflochten wurden, aber für die Ehre und das Ansehen des Hauses auch manche Vorteile davontrugen (VII, 847). Die deutschen Herrscher des Luxemburger Hauses, die in Italien auftraten, Heinrich VII., Karl IV. und Siegmund, zeigten sich sowohl den Grafen von Savoyen, dem vierten Amadeus und seinen beiden Söhnen, Eduard (Eduard. † 1329.) und Aymon (Aymon. † 1343.), die nach ihm die Regierung führten und mit den französischen und italienischen Fürsten manche Fehde ausfochten, als dem streitbaren und thatkräftigen Philipp von Piemont (Filippo. 1334.) und seinen Nachfolgern stets gewogen. Auch war die Trennung von vorübergehender Dauer. Schon Filippos Sohn Jacopo (Jacopo. † 1366.) sah sich durch einen unglücklichen Krieg genötigt, dem Sohne Aymons, dem energischen und unternehmenden Amadeus V., der von seiner Lieblingsfarbe den Namen „der grüne Graf“ führte, die Rechte auf die piemontesischen Besitz-

zungen abzutreten; und wenn auch seine zwei Söhne, Amadeus und Ludwig, noch eine Scheinherrschaft ansprachen, so war doch die Vereinigung des Hausbesitzers in einer Hand angebahnt, die nach dem kinderlosen Ableben Ludwigs, Ludwig. † 1418. des Gründers der Universität Turin, auch wirklich erfolgte, doch so, daß jede der Grafschaften ihre eignen Gesetze und Einrichtungen und ihren eignen höchsten Gerichtshof bewahrte.

Die Regierung des „grünen Grafen" war von einer Reihe kriegerischer Amadeus V. der grüne Graf. † 1383. Unternehmungen erfüllt, welche dem Hause manche schöne Besitzung einbrachten und seinen Ruhm erhöhten. Nicht nur, daß er an den Kämpfen um die Krone Neapels thätigen Anteil nahm und mit Montferrat und Mailand in viele Fehden verflochten war, er mischte sich auch in den französisch-englischen Erbfolgekrieg und leistete dem König Johann und dem Dauphin wichtige Dienste, und in seinen späteren Jahren zog er dem byzantinischen Kaiser Johannes Paläologus gegen Türken und Bulgaren zu Hilfe und verrichtete manche siegreiche Waffenthat. Den größten Dienst aber leistete er seinem Geschlechte dadurch, daß er bei seinem Tode die **Unteilbarkeit** der savoyischen Lande und die Vererbung derselben nach **Erstgeburtsrecht** feststellte, zwei Grundgesetze des Hauses, die auch noch durch seine Testamente (6. Dez. 1439 und 10. Dez. 1470) auf das feierlichste sanktioniert wurden.

Sein Sohn und Nachfolger Amadeus VI. (VII.) „der rote Graf" ge- Amadeus VI. der rote Graf. † 1391. nannt, vermehrte die väterlichen Erbländer noch durch Erwerbung der Grafschaften Nizza und Ventimiglia und brachte Chivasso u. a. O. zur freiwilligen Unterwerfung; und als dessen Sohn Amadeus VII. (VIII.) „der Friedfertige" Amadeus VII. der Friedfertige — 1434. † 1451. damit noch durch Kauf die ganze Grafschaft Genf und mehrere Schlösser und Güter im Jura und an der Saone vereinigte, hatten die savoyischen Besitzungen eine solche Ausdehnung, daß Kaiser Siegmund, in Anbetracht der Dienste, die ihm der Graf bei Gelegenheit des Konstanzer Konzils leistete, Savoyen zum Rang eines **Herzogtums** mit wichtigen Privilegien erhob (S. 226). Die 1416. kluge Politik des neuen Herzogs, verbunden mit einem schlagfertigen Söldnerheer, bewirkte, daß Savoyen in den kriegerischen Verwickelungen Oberitaliens eine wichtige Stellung einnahm. Wir wissen, daß ihm der Herzog von Mailand das Gebiet von Vercelli abtrat und der Markgraf von Montferrat seine Lehnsherr- 1427. lichkeit über einen großen Teil seines Gebietes anerkennen mußte (S. 374). Im folgenden Jahr übertrug er die Regierung seinem Sohne Ludwig und begab sich 1433. nach dem Einsiedlerkloster Ripaille am lieblichen Ufer des Genfer Sees, um mit einigen Genossen ein beschauliches Leben zu führen. Doch sein Schicksal war noch nicht erfüllt. Wir haben gesehen, zu welchen Ehren ihn das Konzil von Basel auserkor, aber auch welch klägliche Rolle er als Papst Felix V. spielte, bis 1439. er nach mancherlei Wechselfällen als Augustiner-Eremit in Genf seine Tage be- Jan. 1451. schloß. Herzog Ludwig suchte die Wirren, welche nach dem Tode des letzten Ludwig. † 1465. Visconti in Mailand ausbrachen, zu Eroberungen zu benutzen. Aber in zwei

Schlachten besiegt, verglich er sich mit Franz Sforza und begnügte sich mit der Erwerbung einiger novaresischen und alexandrinischen Ortschaften. Die Bedrückungen, die Ludwigs Minister und Günstling während des Kriegs in Savoyen geübt hatte, führten einen Aufstand herbei, der große Verwirrung, Verbannungen und Gütereinziehungen zur Folge hatte. Sie dauerten noch in ihren schlimmen Wirkungen fort, als der Herzog aus dem Leben schied und sein Sohn 22. April 1445. Amadeus, „der Glückliche" genannt, die Regierung überkam. Ludwigs Grundgesetz, daß alle Besitzungen des savoyischen Hauses unveräußerlich sein sollten, war der Schlußstein zu den Bestimmungen des „grünen Grafen" und bewirkte, daß das Herzogtum aus den Stürmen, die bald hereinbrachen, unverkürzt hervorging. Amadeus VIII. 1465–1472. Amadeus VIII. nämlich, dessen Beiname „der Glückliche" wie Ironie klingt, war durch fortdauernde Kränklichkeit so geschwächt, daß er seine Gemahlin Jolante, Ludwigs XI. Schwester, zur Regentin einsetzte. Dagegen erhoben die Brüder Einsprache und suchten ihr näheres Anrecht mit den Waffen geltend zu machen. Erst nach mehrjährigen Kämpfen kam es unter Vermittelung der Eidgenossen zu einem Vergleich, kraft dessen die Herzogin die Regentschaft fortführte, ihre Schwäger aber in den Staatsrat eintraten, an dessen Zustimmung jene bei ihren Regierungshandlungen gebunden sein sollte. Jolantes Regentschaft über- Philibert I. 1472–1482. dauerte das Leben ihres Gatten, da der Sohn und Nachfolger **Philibert** bei dem Tode des Vaters erst sieben Jahre zählte.

4. Die Republik Genua.

Charakter der Genuesen. Genua hatte eine harte Jugendzeit. Nachdem die Stürme der Völkerwanderung ausgetobt und die Langobarden sich in den Umgebungen der Seestadt auf den Höhen und in den Thalgeländen angesiedelt hatten, begannen die Raubfahrten und Angriffe der Sarazenen, welche das ligurische Küstenland schwer heimsuchten. Wenn unter diesen Kämpfen die Manneskraft erstarkte, also daß die Genuesen an unternehmender Kühnheit allen Italienern vorangingen, so erzeugten sie anderseits auch einen heftigen, leidenschaftlichen Geist, einen unstäten Sinn, eine rauhe Gemütsart, die durch ein bewegtes Seeleben voll Abenteuern und Wagnissen und durch innere Parteiwut und Bürgerkämpfe fort und fort genährt und gesteigert wurden. Es wurde früher dargethan (VI, 680 f.), wie sich in den italienischen Kommunen aus dem eingewanderten und „verburgrechteten" Adel, aus den Ministerialen und bischöflichen Lehnsträgern und aus den Großhändlern ein städtisches Patriziat bildete, das die Leitung des Gemeinwesens und die Führerschaft in Kriegen und bei Seeunternehmungen an sich brachte. Diesen Entwickelungsgang gewahren wir in der ausgeprägtesten Form in Genua. Hier konnten die adligen Geschlechter, nachdem sie von ihren Burgen und Landsitzen herabgestiegen und in der Stadt ihre ummauerten und betürmten Paläste bezogen, sich um so rascher mit den übrigen Bewohnern zu

einem See- und Handelsvolk vereinigen, als die Fahrten auf dem Mittelmeer einen kriegerischen Charakter trugen, als mit ihren Handelsunternehmungen stets Eroberungen, Angriffe und Überfälle, Raubzüge und Ritterthaten verbunden waren. Nirgends waren die Geschäfte des Kriegs und des Handels so innig verflochten als in Genua. Die Feldherren und Schiffshauptleute waren zugleich die größten und reichsten Kaufherren. Wir sind den seefahrenden Männern, deren Galeeren mit Armbrustschützen und anderm Kriegsvolk in den hohenstaufischen Kämpfen, auf den Kreuzzügen, in den englisch-französischen Verwickelungen, in den Waffengängen der Pyrenäischen Halbinsel thätig und oft entscheidend eingriffen, häufig begegnet. Ihrer Dienste konnte keine Macht entbehren, welche am Mittelländischen Meer eine Bedeutung gewinnen wollte. Sie legten feste Standorte an in der Nähe und Ferne, sie vermittelten die Überfahrt der Pilger und Kreuzritter nach dem Heil. Lande, sie dienten mit ihren Galeeren allen kriegführenden Nationen in Sizilien, im Tyrrhenischen und Atlantischen Meer und im Kanal, sie gründeten Handelsniederlassungen im Archipel und im syrischen Lande, und weit über Konstantinopel hinaus an den Nordküsten des Schwarzen Meeres und der Durchgangsstraßen begegnen wir den thätigen und tapfern Genuesen. Bei allen ihren Unternehmungen wurde ihre Politik ebenso sehr von Handelsvorteilen und Gewinnsucht als von Eroberungsplänen und Herrschbegier geleitet, doch diente die Kriegs- und Eroberungspolitik den Handelsinteressen und dem Durst nach Gut und Erwerb meistens zur Stütze und Folie.

Natürlich mußte bei dem eroberungslustigen Handelsgeist der Genuesen die Republik mit den übrigen rivalisierenden Seestaaten des Mittelmeers in scharfen Konflikt geraten. Zuerst war Pisa, welches lange in den westlichen Teilen des Mittelmeers die Seeherrschaft besaß, über die Inseln Corsica und Sardinien gebot und während der Kreuzzüge in der Levante wichtige Niederlassungen gegründet hatte, der Gegenstand ihres Neides und ihrer Eifersucht, wie ein zweihundertjähriger Wettkampf um die Obmacht sattsam darthut. Die Genuesen entrissen den Pisanern Corsica und nahmen es in die eigne Verwaltung, sie verdrängten sie von Sardinien und suchten in vieljährigen Kriegen diese große, wichtig gelegene Insel gegen die Ansprüche des Papstes und des von Bonifacius VIII. damit belehnten Königs von Aragonien zu behaupten, bis endlich der mächtigere Herrscher im Westen die Oberhand behielt (S. 80); sie dehnten ihre Besitzungen auf dem Festlande immer weiter aus, so daß das Gebiet der Republik, nachdem sie Savona, Albenga, Porto Maurizio, Vintimiglia und zeitweise auch Montferrat, Monaco und Nizza zur Unterwerfung gebracht, sich von der provençalischen Küste bis zum Golf von Spezzia erstreckte, wo es die Grenzen der verhaßten Nebenbuhlerin berührte. Als endlich die ghibellinische Handelsstadt am Arno, an deren Niederwerfung auch die Florentiner thätig mitwirkten, den Schlägen der mächtigen Feinde erlag, als in der Seeschlacht bei Molara die pisanische Flotte vernichtet ward, als die Insel Elba in die Gewalt

Kämpfe mit Pisa.

1284.

der Genuesen kam, als der Hafen von Pisa verschüttet wurde, da erlangten die Männer von Genua die Vormacht in den westlichen Meeren. In Nimes und Aigues-Mortes und längs der Riviera, auf Sizilien, Sardinien und den Balearen besaßen sie wichtige Handelsniederlassungen, in Tunis und Tripolis reiche Stapelplätze und Warenlager. Erwägt man, daß zur Zeit dieser Kämpfe um Corsica und Sardinien das innere Staatswesen von leidenschaftlichen Parteikämpfen zerrissen war, so kann man die Energie der Kaufmannstadt und die Unerschöpflichkeit ihrer Hilfsquellen nicht genug bewundern.

Wettkampf mit Venedig. Nun richtete die Republik ihre ganze Kraft wider die Venetianer, mit denen sie schon seit den Kreuzzügen um die Herrschaft der östlichen Meere und den levantischen Handel in Fehde lag und die sich während des Krieges den Pisanern günstig gezeigt hatten. Die Wiederherstellung des byzantinischen Kaisertums, wobei sie große Dienste geleistet, hatte den Genuesen die Vorstädte Galata und Pera, Zollfreiheit in den griechischen Staaten und freie Schiffahrt eingetragen. Diese Vorteile benutzten sie, um die Venetianer vom Schwarzen Meer zu verdrängen und den Handel mit Indien und dem innern Asien ganz in ihre Gewalt zu bringen. Sie nahmen Besitz von Asow, bemächtigten sich der Halbinsel Krim, wo sie Kaffa oder Feodosia anlegten und mit eigentümlichen Kolonialrechten versahen, sie erwarben Lesbos und Chios und faßten Fuß auf Cypern. Ein mehr als hundertjähriger Krieg, nur vorübergehend von Friedensverträgen und Waffenstillständen unterbrochen, war die Folge dieser Handelsrivalität. Aber Genua ging schließlich geschwächt aus dem Kampfe hervor. Wir werden später des
1381. Krieges von Chioggia gedenken, der mit dem Turiner Frieden sein Ende erreichte. Seitdem war die Macht der Seerepublik im Abnehmen. Wie Pisa, an deren Schwächung und Fall die ligurische Nebenbuhlerin so schadenfroh mitgewirkt, zuerst unter die Herrschaft des Herzogs von Mailand kam, der dann die einstige Gebieterin der Meere ihren erbittertsten Feinden, den Florentinern, verkaufte, so vermochte sich auch Genua der Fremdherrschaft nicht zu erwehren. Die energischen Kraftanstrengungen, welche den Genuesen äußere Macht, Handelsgröße und Reichtümer eintrugen, erzeugten, gegen innen gekehrt, furchtbare Parteikämpfe und Adelsfaktionen, die den Staat in anarchische Bewegungen hineinzogen und seine Selbständigkeit und republikanische Freiheit untergruben. Die dadurch hervorgerufene Verwilderung der Gemüter war es, die den florentinischen Dichter der Hölle zu dem zornigen Ausruf bewog, daß doch das Volk der Genuesen, das aller Sitte bar und voller Tücke sei, verstoßen werden möchte aus der Welt!

Verfassungswesen. Genua hatte nicht das Glück und nicht die Fähigkeit, sein Verfassungswesen und sein öffentliches Leben einer gesunden freiheitlichen Entwickelung entgegenzuführen. Schon im zwölften Jahrhundert finden wir die gesamte Stadtgemeinde in sechs bis acht „Kompanien“ oder politische Genossenschaften geteilt, die in ihrer Gesamtheit das Volk darstellten. Diese Kompanien, denen alle Voll-

bürger adliger und plebejischer Abkunft angehörten, wählten aus ihrer Mitte die städtischen Beamten und Richter, die Feldherren und Flottenführer, die Statthalter und Administratoren in den zugewandten Orten und in den auswärtigen Besitzungen. Da bei diesen Wahlen die durch Verdienste, Reichtum oder ausgebreitete Sippschaft hervorragenden Geschlechter in erster Linie berücksichtigt wurden, so bildete sich mit der Zeit ein Beamtenadel aus, der als Patriziat oder städtische Geschlechteraristokratie das gesamte öffentliche Leben beherrschte und mit der Zeit sowohl die geringeren Einwohner der Stadt als die Bevölkerung der unterworfenen Burgflecken und Territorien von den Staatsgeschäften ausschloß und zu Hintersassen herabdrückte. Der große Rat, wenn auch nicht so abgeschlossen wie in Venedig, wurde doch nur aus diesen bevorzugten Familien aller Kompanien besetzt, die Volksgemeinde war ohne Bedeutung; wenn man sie einberief, geschah es nur, um eine Sache, die bereits beschlossen war oder für welche man die öffentliche Meinung gewinnen wollte, der Versammlung mitzuteilen und zu empfehlen. Während und nach der Hohenstaufischen Zeit schieden sich die Geschlechter, wie allerwärts, in Ghibellinen, denen besonders die Doria und Spinola angehörten, und in Guelfen, zu denen die Fieschi da Lavagna, die Grimaldi u. a. gerechnet wurden, aber patriotische Gefühle und politische Prinzipien wogen bei beiden weniger als der eigne Vorteil, als Gewinnsucht und Habgier, ja selbst als die ererbten Familientraditionen; denn oft wechselten die einzelnen Linien oder Glieder der Geschlechter die Ansichten des Hauses nach den Zeitverhältnissen oder haderten untereinander. Daher war auch keine Regierungsform von langer Dauer. Wenn anfangs gewählte Konsuln an der Spitze des Gemeinwesens standen, so übertrug man doch im zwölften und dreizehnten Jahrhundert das Stadtregiment einem auf kurze Zeit berufenen Podesta, den man aus der Fremde herholte, damit er, frei von Familieneinflüssen und über den Parteien stehend, Gesetz und Ordnung um so sicherer und rücksichtsloser handhaben möge. Ihm zur Seite stand der Rat der „Achter", die Bannerträger (Gonfalonieri) und mehrere Richterkollegien, nach den Klagsachen geschieden.

„Für die stolzeren Familien waren die Podestastellen in den unterthänigen Ortschaften an der ligurischen Küste und auf den Inseln des Mittelmeeres die passendsten Anstellungen im Frieden; da konnten sie, in der Regel in der Nähe ihrer eignen großen Lehen und Freigüter, allenfalls durch feste Burgen geschützt, in fürstlicher Weise leben oder sich unbeobachteter ihrem kriegerischen Hange durch Ausfechten von Privatfehden mit dem benachbarten Adel und durch kleinere seeräuberische Expeditionen hingeben."

Die fremden Podesta in Genua hatten wenig Macht. Indem sie keiner der städtischen Parteien angehörten, entbehrten sie auch der nachdrücklichen Unterstützung derselben; in ihrer Neutralität lag ihre Ohnmacht; unter und neben ihnen setzten die Faktionen ihr feindliches Treiben fort, bis hier und da ein

Parteikämpfe der Adelsgeschlechter.

Capitano del Popolo mit diktatorischer Gewalt die anarchischen Wogen auf einige Zeit eindämmte. Aber das Beispiel des Guglielmo Boccanera bewies,
c. 1260. daß ein solcher Volkskapitän leicht versucht werden konnte, sich zum Stadtherrn aufzuschwingen, daher dann wieder revolutionäre Rückschläge zur Podesta-einrichtung erfolgten. Nach dem Untergang der Hohenstaufen wurden die Parteikämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen so leidenschaftlich, daß die Parteien sich nach fremder Hilfe umsahen und die Guelfen, von denen ein großer Teil als Verbannte oder Flüchtlinge im Ausland lebte, den König Karl von Neapel, den Markgrafen von Montferrat u. a. wider ihre Vaterstadt unter die Waffen riefen. Im Gestalten und Ordnen des Staatswesens waren die Genuesen nicht glücklich; die scharf ausgeprägten und schroff auftretenden Individualitäten der adligen Kaufherren vermochten nicht sich einer allgemeinen Obrigkeit unterzuordnen und die Herrschaft des Gesetzes anzuerkennen: ihr Ziel war der Sieg und das Regiment der Partei. Lange hatten die Ghibellinen die Oberhand; wir wissen, mit welchem Jubel Heinrich VII. in der Seestadt empfangen wurde (VII, 842); als aber durch den Hader und die Eifersucht der beiden Ghibellinenhäuser Spinola und Doria die Macht der Partei gebrochen ward, erlangten die Guelfen unter der Führung von Carlo de' Fieschi die
1319. Herrschaft, in der sie sich mit Hilfe des Königs von Neapel zu behaupten wußten, während ihre Gegner, von den Visconti und den lombardischen Ghibellinen unterstützt, das offene Land und die Adelsburgen besetzt hielten. Nun entbrannte ein mehrjähriger furchtbarer Bürgerkrieg zur See und zu Land, der sich selbst auf die auswärtigen Besitzungen und in die Handelsgebiete ausdehnte und durch die Einmischung der Könige von Sizilien und Aragonien weitere Dimensionen annahm. Die Vermittelungsversuche des Papstes und des französischen Königs blieben erfolglos, die Genuesen fanden Gefallen an einem solchen Zustand, der die individuelle Kraft hervortreten ließ, der ihrem Hang zu Kapereien und kühnen Wagnissen einen weiten Spielraum verschaffte, der ihren Unternehmungsgeist und ihre rauhe Seemannslust anspornte. Denn während dieser unruhigen Jahre hatten Handel und Schiffahrt ihren ununterbrochenen Fortgang, wurde der Hafen befestigt, der Leuchtturm vollendet, die geistige Energie angeregt. Der Natur des genuesischen Adels widerstrebte eine mechanisch-politische Ordnung, „welche oft die Individualitäten der einzelnen und der kleinen Kreise knickte, um ein farbloses, unerquickliches Allgemeines herzustellen“. Endlich vermittelte König Robert von Neapel, dem die Stadt
Sept. 1331. die Signorie übertragen hatte, einen Frieden, infolgedessen die städtischen Ämter von beiden Parteien besetzt wurden. Die Fortschritte der Aragonier auf Sardinien machten beide Parteien besorgt; der Verlust der ganzen Insel stand zu befürchten. Nun wendete sich die Gesamtkraft wieder gegen den äußern Feind und bekämpfte die Katalonier und Aragonier zur See, auf der Insel und in ihrem eignen Land.

Während sich aber die adligen Geschlechter befehdeten, kam das Volk in Die Dogenverfassung
Genua, das unter diesen Kämpfen viel zu leiden hatte, zum Bewußtsein seiner gedrückten Lage und seiner Kraft. Durch eine revolutionäre Erhebung der 1339.
Popolanenpartei wurde die bisherige Staatsordnung umgestoßen und nach dem Vorbilde Venedigs ein Doge an die Spitze der Regierung gestellt. Simone Boccanera, aus der erwähnten Adelsfamilie, war der Erkorne, dem ein Rat von zwölf Männern, sechs vom Adel und sechs vom Volk, zur Seite trat. Eine neue Einteilung der Bürger nach Zünften (Conftaffel) verdrängte die alte Einrichtung der Kompanien. Viele Adlige wurden aus der Stadt gewiesen, ihre Schuldbücher verbrannt, die Abgabenverzeichnisse in der Dogana vernichtet. Die verbannten Edelleute suchten eine Zeitlang die neue Ordnung mit Gewalt zu stören; bald aber fanden sie sich in die Umstände und waren bestrebt durch friedliche Verständigung wieder Teilnahme an der öffentlichen Gewalt zu erlangen. Die Dogenverfassung wurde in allen genuesischen Orten und Territorien anerkannt. Als Boccanera seine Würde niederlegte und nach Pisa zog, wählte das Volk den Giovanni di Murta an seine Stelle. Unter Dez. 1344.
ihm wurde nach langen Parteikämpfen zwischen der Aristokratie und der Volkspartei die Übereinkunft getroffen, daß die Ämter der städtischen Administration und Justiz zu gleicher Anzahl aus dem Adel und den Popolanen besetzt werden sollten. Dies dauerte noch fort, als die Genuesen, entkräftet durch die langjährigen bürgerlichen Unruhen, durch die Kriege mit Venedig und durch Mißwachs und Teurung, das Dogenregiment wieder aufhoben und den Fürstbischof von Mailand, Giovanni de' Visconti, zum Stadtherrn wählten. Als Sept. 1353.
dieser im nächsten Jahr aus der Welt schied und seine Neffen sich in die Herrschaft teilten, traten in Genua neue Parteikämpfe ein, aus denen die Popolanen als Sieger hervorgingen. Die Dogenwürde ward hergestellt und zum 1361.
zweitenmale dem aus Pisa heimgekehrten Simone Boccanera, und als dieser bald an den Folgen einer Vergiftung starb, dem Gabriel Adorno, einem Kaufmann aus dem Stande der Popolanen, übertragen. Durch die neue Partei- 1362.
stellung wurde indessen die alte nicht beseitigt, vielmehr schieden sich die Popolanen gleichfalls in die Heerlager der Guelfen und Ghibellinen. Das Haupt der letzteren, Domenico da Campofregoso, stürzte den Dogen Gabriele und 1370.
nahm mit Hilfe der eignen Anhänger und Genossen dessen Stelle ein, bis die Gegner wieder Meister wurden und die Fregosi vertrieben oder gefangen setzten. 1378.
Kurz nachher erlitten die Genuesen die große Niederlage auf Chioggia. Die kriegerischen Anstrengungen hatten große Auflagen nötig gemacht, die auch nach dem Frieden von Turin noch fortdauerten. Da erzwang das Volk die 1381.
Einsetzung eines Revisionsrates, zur Hälfte aus der Kaufmannschaft, zur Hälfte 1382.
aus den übrigen Zünften genommen, welcher eine Verminderung der Abgaben bewirkte und das Regiment in popularem Sinne einrichtete. Einigen Ersatz für die großen Verluste bot die Erwerbung von Famagosta auf Cypern durch Jakob

von Lusignan, den neuen Inselkönig, dessen Anwesenheit in Genua mit großen Festlichkeiten gefeiert ward.

Anarchie und Fremdherrschaft.

Im Anfang der neunziger Jahre war die Republik mehr als je durch Parteikämpfe zerrissen. Die Compofregosi, die Montaldi, Guardi, die Adorni und andre Familien stritten um die Dogenwürde; in Stadt und Land lagen bewaffnete Heerhaufen im Kampfe; es war ein Zustand fürchterlicher Zerrüttung, ein Krieg aller gegen alle: „Plünderungen, Brandschatzungen, Aushauen der Weinstöcke und Ölbäume, Seeräubereien der Tunesen steigerten die Trostlosigkeit der ländlichen Bevölkerung auf eine unerträgliche Höhe." Bald waren die Dogen im Amt, bald auf der Flucht. Da erkannten die Genuesen ihre Unfähigkeit sich
25. Okt. 1396. selbst zu regieren; sie wandten sich an Frankreich und unterwarfen sich vertragsweise der Herrschaft des Königs Karl VI. Nun führte ein französischer Statthalter, dem ein Kollegium von Anzianen und Consiglieren zur Seite stand, das Regiment im Stadtgebiet. Aber Ruhe und Ordnung wollten immer noch nicht
1401. zurückkehren. Erst als der Marschall Boucicault zum Gouverneur ernannt ward und mit Blut und Eisen die Parteihäupter zu Paaren trieb, wurde ein gesetzlicher Zustand hergestellt.

Die Bank von S. Georg.

Während dieser ruhigeren Jahre bildete sich der Handwerkerstand durch eine neue Zunfteinrichtung zu einer geschlossenen Gemeinde aus, und die Staatsgläubiger, welche, in eine Gesellschaft oder Kapitel vereinigt, den größten Teil der öffentlichen Einkünfte in Händen hatten und schon im Jahre 1371 beflissen waren, durch Errichtung eines Staatsschuldentilgungsfonds die Schuldscheine (Luoghi) der Republik zu vermindern und den Kredit zu heben, gründeten ein Institut von hochwichtiger Bedeutung — die Bank von
1407. S. Georg, ein von den Inhabern der Luoghi frei gewähltes Kollegium von acht Räten, denen die Verwaltung der für die Verzinsung der Staatsschulden verpfändeten Güter und Einkünfte übergeben ward. Die Bank von S. Georg war eine von den Staatsbehörden unabhängige Aktiengesellschaft mit eignen Statuten, eingesetzt und überwacht von der Gesamtheit der Staatsgläubiger oder Aktieninhaber, ein Staat im Staate und zwar ein weit besser geordneter und bald auch an Hilfsquellen reicherer als der ursprüngliche Staat selbst. Alle Oberbehörden der Republik mußten von der Zeit an schwören, die Bank von S. Georg bei ihren Rechten und Freiheiten zu schützen und zu erhalten, „und oft schienen die Bürger höchst gleichgültig zuzusehen, ob die Fregosi oder Adorni, die Fieschi oder Spinola der Staatsgewalt sich bemeisterten, wenn nur die siegende Partei die Konstitution der Bank beschwor und unverletzt erhielt".

Die Franzosen vertrieben.

Ermüdet durch die vorausgegangene Anarchie hatten die Genuesen anfangs den französischen Gouverneur geliebt und gefeiert: bald wurde ihnen jedoch die Fremdherrschaft lästig; sie beschuldigten den Marschall, daß er seinen persönlichen Vorteil voranstelle, daß er durch seine Einmischung in die lombardischen Händel eine selbstsüchtige, den Genuesen nachteilige Politik verfolge, daß

er Bedrückung übe. Die Gährung wuchs bald zu solcher Höhe, daß während Boucicaults Abwesenheit sein Stellvertreter zum Abzug gezwungen und auf Sept. 1409.
dem Wege erschlagen ward. Ein Versuch des zurückkehrenden Marschalls, den Aufstand zu unterdrücken, schlug fehl; er mußte mit allen seinen Landsleuten Italien verlassen. Damit hatte die französische Herrschaft in Genua ihr Ende erreicht. Ein aus den verschiedenen Parteien gewählter Rat von zwölf Anzianen, dem der Markgraf von Montferrat als Stadthauptmann und Signore vorstand, übernahm das Regiment.

Die neue Obrigkeit war jedoch ohne Kraft und Dauer; der Markgraf Die Signorie des Herzogs von Mailand. 1413.
wurde vertrieben, die alten Parteien stritten aufs neue mit großer Erbitterung um den Besitz der wiederhergestellten Dogenwürde, Kämpfe in Stadt und Land, Flucht und Verbannung der Unterliegenden waren begleitet von Angriffen der Aragonier und Katalonier zur See, von Eroberungszügen des Herzogs von Mailand im Bunde mit genuesischen Ausgewanderten, von Geldnot, Landverwüstung, Hunger und Krankheiten. Endlich beschloß man, die Republik dem mailändischen Fürsten unter denselben Bedingungen zu übergeben, unter denen 1421.
sie früher dem König von Frankreich gehorcht hatte. Wie damals Boucicault, so wurde jetzt Francesco von Carmagnola Gouverneur von Genua, dem dann nach kurzer Unterbrechung Jakob de' Isolani folgte. Unter ihm und seinen Nach- 1423.
folgern kamen zwei Jahrzehnte hindurch ruhigere Zeiten für die Stadt: Handel und Schiffahrt hoben sich; die Noten (Luoghi) der Georgenbank stiegen, aus den Thronkämpfen in Italien wurde mancher Gewinn gezogen.

Aber in den dreißiger Jahren sagten sich die Genuesen wieder von der Sinken der Republik.
Mailänder Herrschaft los und kehrten zu dem Dogenregiment und damit zu 1436.
den alten Parteikämpfen und ihrer Anarchie zurück. Und doch standen ihre auswärtigen Besitzungen in Gefahr von der Türkenmacht verschlungen zu werden. Während die Fregosi, Adorni und Fieschi einander bedrohten, ging Pera nach dem heldenmütigsten Widerstand der genuesischen Streiter unter Giovanni de' Giustiniani an die Osmanen verloren, geriet Kaffa in Not, wurde Corsica von 1452.
den Aragoniern bedrängt, so daß die republikanische Regierung Kolonie und Insel nicht länger zu halten vermochte. Sie trat beide an die Gesellschaft der S. Georgenbank ab, die nun zu deren Verteidigung eine eigne Kriegs- und Seemacht unterhielt. „Nur aus dem kaufmännischen Interesse heraus konnte sich eine festere, ruhigere Ordnung der Dinge bilden, und das Institut der Bank von S. Georg würde wahrscheinlich mit der Zeit alle andern Staatsgewalten absorbiert und selbst zum Staat, zu einer fein ausgebildeten Kaufmannsaristokratie geführt haben, hätte sich Genua länger selbständig halten können, wäre es nicht vielfach nun durch Eingreifen fremder Interessen und Kräfte getrübt und herumgerissen worden.“ Wenige Jahre nachdem die Eroberung von Konstantinopel durch die Türken der christlichen Handelsherrschaft im Osten unheilbare Wunden schlug, stellte sich die Republik abermals unter die Herrschaft Frankreichs. 1458.

5. Florenz.

a. Adel und Volk im Kampf um das Stadtregiment.

Entstehung der Volkspartei. Indes die Guelfen und Ghibellinen in Florenz durch innere Kämpfe ihre Kräfte aufrieben und bald die einen, bald die andern als Flüchtlinge oder Verbannte entweichen mußten, erstarkte allmählich der „Popolo“, die große Menge der gewerbthätigen Bürger, welche zwischen den abhängigen Leuten des Adels und den schöffenbarfreien Geschlechtern in der Mitte stehend persönlich frei, aber ohne Teilnahme an der Regierung waren und durch die fortwährenden politischen Unruhen in ihrer Sicherheit und ihrem Wohlstand am meisten zu leiden hatten. Sie organisierten sich zu einer Volksgemeinde oder Eidgenossenschaft, stellten einen Volkshauptmann (Capitano) an die Spitze, dem ein Rat von zwölf Volksältesten (Anziani) zur Seite stand, und errichteten eine Bürgerwehr, welche, in zwanzig Kriegshaufen oder Fahnen unter Vennern oder Bannerträgern (Gonfalonieri) geordnet, auf den Ruf der Sturmglocke unter die Waffen zu treten hatte. Gegenüber dem wilden Treiben der patrizischen Geschlechter, „der Großen“, welche, geschützt durch ihre burgartigen festen Häuser und abgeschlossenen Quartiere, mit ihren bewaffneten Knechten und Hausgenossen das Gemeinwesen beherrschten und ihre Widersacher nach Ritterweise unaufhörlich befehdeten, verfolgten sie damit zunächst nur den Zweck, ihr eignes Leben und ihre Habe zu sichern, ohne eine Teilnahme an dem Stadtregiment anzustreben, daher der „Popolo“ auch anfangs keiner der herrschenden Parteien unbedingt beitrat, sondern nur bedacht war, unter der wechselnden Herrschaft der Ghibellinen wie der Guelfen seine bürgerliche Organisation zu wahren und auszubilden. Erst allmählich drang die Parteiung auch in die Reihen der Popolanen ein, der erste Schritt zu einer politischen Wirksamkeit, zu einer Beteiligung an den öffentlichen Angelegenheiten und Geschäften des städtischen Gemeinwesens.

Zunftverfassung. Im dreizehnten Jahrhundert, als nach dem Tode Kaiser Friedrichs II. die Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen mit furchtbarer Leidenschaft geführt wurden, als nach dem blutigen Tag von Montaperto Manfreds Herrschaft in ganz Toscana zur Geltung kam (VII, 298 f.), als nach der Schlacht bei Benevent die Guelfen ihre Siege und Triumphe feierten (VII, 340 ff.), als flüchtige Italiener von Florenz, Bologna u. a. O. die unsichere Heimat verließen und in andern Ländern des südlichen und westlichen Europa, vorab in Frankreich, neue Wohnsitze für ihren Handel, für ihre Bank- und Wechslergeschäfte suchten, gelangte auch in den tuscischen Städten das popolare Element zu größerer Bedeutung. Graf Guido Novello, den Manfred zum Podesta in Florenz eingesetzt, suchte nach dem Fall seines Gebieters sich dadurch in der Herrschaft zu halten, daß er sich auf die Volkspartei stützte und sie zu einer geschlossenen politischen Genossenschaft vereinigte. Zu dem Zweck wurde ein Stadtrat errich-

tet, zu welchem man auch einige gemäßigte Guelfen beizog, und die Bürgerschaft in Zünfte eingeteilt, jede mit einem Zunftmeister, Konsul genannt, einem Capitano, einem Venner und einer Fahne. Bei dieser Einrichtung wird man sich auf die bisherige Volksgemeinde gestützt haben, aber die Zunftordnung unterschied sich dadurch von dem „Popolo", daß auch Patrizierfamilien eintraten, daß die Zünfte den Kern der Gemeindebürger, das eigentliche Florentiner Volk bildeten.

Die ursprüngliche Zahl von sieben höheren Zünften, worin die Rechtsgelehrten, Notare und Ärzte, die höhere Kaufmannschaft und Wechsler, die Seidenhändler, Tuchmacher u. a. ihre Stelle fanden, die als „Popolo grasso" den fünf niederen Zünften, dem „kleinen Volk" (Popolo minuto), entgegengesetzt waren, wurden im Laufe der Zeit, als die demokratische Entwickelung weiter um sich griff, noch bedeutend vermehrt, so daß sie im vierzehnten Jahrhundert sich auf einundzwanzig belief und die Zünfte so sehr als die eigentliche Volksgesamtheit, als die florentinische Nation galten, daß alle Adelsgeschlechter, sofern sie am Stadtregimente Anteil haben wollten, sich in irgend eine Zunft als Glieder einschreiben lassen mußten.

Die von Guido getroffene Zunftorganisation blieb auch bestehen, als er und seine ghibellinischen Parteigänger aus der Stadt getrieben wurden, und unter der Ägide Karls von Anjou die Guelfen an das Staatsruder gelangten und eine aus Patriziern und Popolanen gemischte Regierung mit verschiedenen Ratskollegien aufrichteten. Die Güter der flüchtigen oder verbannten Ghibellinen wurden zum Teil von der herrschenden Partei eingezogen, teils verkauft, wobei man den veränderten Zeitverhältnissen bereits insoweit Rechnung trug, daß man den bürgerlichen Mitgliedern der sieben höheren Zünfte gestattete, adligen Grundbesitz zu erwerben. Zur Wahrung ihrer Parteiinteressen bildeten die Guelfen eine eigne Korporation, die Guelfengesellschaft (Parte Guelfa), mit Vorstehern und Beisitzern, welche durch ihr großes Vermögen stets einen wichtigen Einfluß im Staat übte und einige Ähnlichkeit mit der Georgenbank in Genua hatte.

Die Herrschaft der Guelfen.

Die ausgewanderten Ghibellinen sammelten sich in einzelnen festen Orten und suchten, gestützt auf Pisa und Siena, wo ihre Partei die Herrschaft besaß, die Rückkehr zu erzwingen. Dadurch war das ganze Arnothal von ununterbrochenen Kämpfen erfüllt und der Haß und die Rivalität, die von jeher zwischen Pisa und Florenz obwalteten, wurden zur heftigsten Leidenschaft entflammt. In beiden Städten bestanden damals ähnliche Einrichtungen und Verhältnisse; auch in Pisa, wo die Häupter der Guelfen im Exil lauerten, wie in Florenz die Ghibellinen, hatte sich zwischen den hadernden Adelsgeschlechtern eine Volksgemeinde mit Zunftgliederung gebildet, welche nach Herrschaft rang. Aber die Schicksale waren ungleich. Indes in Florenz die Zunftorganisation sich immer mehr entwickelte, so daß schon in den achtziger Jahren die „Priori delle Arti", deren Zahl 1282.
allmählich von drei auf zwölf stieg, das Regiment erlangten und unter dem Namen „Signoria von Florenz" die höchste Regierungsbehörde bildeten, erlitt Pisa

Pisa und die Ghibellinen.

1284. durch die vereinte Macht der Genuesen, der Florentiner und andrer toscanischer Städte so erschütternde Schläge, daß es in seiner Freiheit und in seinem Wohlstand für immer geknickt ward. Die Guelfen erhielten nunmehr auch in Pisa die Oberhand und ihr Haupt, der reiche und mächtige Ugolino della Gherardesca, richtete ein strenges Regiment auf, bis der ghibellinisch gesinnte Erzbischof Ruggieri aus dem Geschlechte der Ubaldini im Mugello denselben bei einem Auf-
1288. stande in seine Gewalt brachte und ihn und seine Söhne und Enkel den Hungertod sterben ließ, worauf die Pisaner seine Verwandten und Anhänger vertrieben und den Grafen Guido von Montefeltro zum Signore erwählten.

Die Popolanen im Wachsen.

Florenz dagegen behauptete nicht nur seine Freiheit und Volksherrschaft, es nahm auch unter dem Regimente der Prioren der Zünfte einen mächtigen Aufschwung. Die Popolanen, reich durch Handel und Industrie, wetteiferten in Ritterkünsten und Waffenübung, in Pracht und Luxus bei Festen, in Gastfreiheit und Glanz des Lebens mit den adligen Geschlechtern, so daß die Arnostadt an Bildung, an Kunst- und Schönheitssinn wie an Wohlstand allen andern Städten voranging und der Sammelplatz für Sänger und Troubadoure und alle Genossen der heitern Musenhöfe wurde. Wohl mochten die Adelsgeschlechter mit Mißgunst auf das Emporkommen der Popolanen blicken und es mit Unwillen empfinden, daß sie nach und nach von allen einflußreichen Ämtern verdrängt wurden, aber im Parteihaß wider die gegnerischen Standesgenossen unterschätzten sie die Gefahr, die ihnen von dem demokratischen Regimente drohte; auch waren sie so sehr vom Bewußtsein ihrer Überlegenheit im Felde und in der Politik und von ihrer Unentbehrlichkeit in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten erfüllt, daß sie sich sorglos den Boden unter den Füßen untergraben ließen. Die Popolanen suchten das Erwachen der Edelleute zu verhindern; als in Arezzo, wo gleichfalls ein popolares Zunftregiment unter Prioren sich gebildet hatte, die Guelfen und Ghibellinen sich zum Sturze der Demokratie vereinigten und dann wieder eine ghibellinische Adelsherrschaft aufgerichtet ward, strengten die Popolanen von Florenz, an kriegerischer Tapferkeit und Waffenlust den Rittern nicht nachstehend, alle Kräfte an, um die Aretiner zu Fall zu bringen und das gefährliche Beispiel zu unterdrücken. Mehr als einmal rückten die Florentiner zu Roß
1290 ff. und zu Fuß in die feindliche Gemarkung und verwüsteten Fruchtfelder und Obstgärten bis unter die Mauern von Arezzo.

Die Ordonnanzen der Guistizia. 1292.

Zugleich suchten sich die Popolanen gegen einen ähnlichen Rückschlag in der eignen Stadt sicherzustellen. Durch die Vorgänge in Arezzo mag den florentinischen Adelsfamilien der Mut gewachsen sein: ihr Betragen gegen die Zünfte wurde feindselig und herausfordernd. Da erging unter der Leitung des Giano della Bella, eines bei dem Popolo grasso angesehenen Mannes, eine Reihe gesetzlicher Bestimmungen, „Ordonnanzen der Gerechtigkeit“ genannt, wodurch das Gerichtsverfahren gegen den Herrenstand verschärft, der Zeugenbeweis erleichtert und das Strafurteil auch auf die beteiligten Blutsverwandten oder Ge-

nossen des Schuldigen ausgedehnt wurde. Zugleich schloß man für die Zukunft alle Männer adliger Herkunft oder Haltung von den Priorenämtern aus, selbst wenn sie durch Handelsgeschäfte oder andres Gewerbe einen Platz unter den Zunftgenossen hatten. Ein „Gonfaloniere della Guistizia", der neben den Prioren im Palast seine Amtswohnung erhielt und dem eine schwergerüstete Bürgerwehr bis zu viertausend Mann ansteigend mit eigner Fahne zur Verfügung gestellt war, sollte über die Vollziehung dieser Volksgesetze wachen.

Blühender Zustand der Republik.

Die guelfischen Herrengeschlechter, die „Granden", untereinander in Hader und Fehde, konnten diesen tödlichen Schlag gegen ihre Macht nicht verhindern. Viele adlige Güter kamen in den Besitz der Bürgergemeinde, deren Ansehen und Bedeutung von der Zeit an kräftig emporwuchs. Allgemeiner Wohlstand bei geringer Besteuerung gab Zeugnis von dem gesunden Zustand der Republik und erweckte Furcht und Vertrauen nach außen. Nachdem die Verfassung festgesetzt war, heißt es bei Machiavelli, wurde zu größerem Glanze und zu mehrerer Sicherheit der Signoren der Palast der Signoria gegründet und durch Niederreißen der Häuser, die früher den Uberti gehört, ein Platz davor angebracht. Zur nämlichen Zeit wurden auch die öffentlichen Gefängnisse angefangen, und alle diese Gebäude waren in wenig Jahren beendigt. Nie war unsre Stadt größer und glücklicher als in diesen Zeiten; sie war voll Menschen und Reichtümer und genoß des größten Ansehens. Die Zahl ihrer waffenfähigen Bürger erreichte 30,000, derer aus dem Gebiet 70,000; und teils als Unterthanin, teils als Freundin gehorchte ihr ganz Toscana. Obgleich zwischen Edlen und Volk einiger Groll und Streit um Vorrecht stattfand, so sah man doch keine üble Wirkung, sondern alle lebten in Frieden und Eintracht. Und wäre dieser Friede nicht durch neue Feindschaften im Innern gestört worden, so durfte er die äußeren nicht fürchten, denn die Stadt war soweit gekommen, daß sie die Kaiser nicht mehr fürchtete, noch ihre Verwiesenen, und daß sie allen Staaten Italiens durch ihre Streitkräfte die Spitze bieten konnte. Die Übel aber, die ihr durch die äußeren Mächte nicht zugefügt werden konnten, fügten ihr die inneren zu.

Giano verbannt. Die bürgerliche Aristokratie. 1294.

Die Edelleute verziehen dem Giano, der aus ihren Reihen zum Volk übergegangen, die Schwächung ihrer Macht niemals und sie erreichten es, als der Übermut des gemeinen Volks bei einem Aufstand einen Umschwung in der öffentlichen Meinung erzeugte, daß er in die Verbannung ziehen mußte. Er begab sich nach Frankreich, wo er im Verein mit den Pazzi ein Wechselgeschäft gegründet hatte. Ein Versuch der „Granden", den Fall des Führers zur Abschaffung der verhaßten Gesetze zu benutzen, schlug jedoch fehl. Die Bestimmungen blieben in Geltung, und viele der ärmeren Linien und Familien der alten Adelsgeschlechter verließen nunmehr die Reihen ihrer Sippschaften und traten zu den Popolanen der höheren Zünfte über, wodurch der Grund zu einer neuen bürgerlichen Nobilität gelegt ward.

Die Bianchi und Neri.

Die Zustände und Parteiverhältnisse Toscanas am Ende des dreizehnten und im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts haben wir bei Gelegenheit der Romfahrt Heinrichs VII. und im Leben Dantes kennen gelernt (VII, 831 ff., 860—862). Die Trennung der Cancellieri von Pistoja in die Partei der „Schwarzen" (Neri) und die der „Weißen" (Bianchi) gab Veranlassung, daß auch

in Florenz, wo die Häupter der streitenden Faktionen beider Linien ihren Aufenthalt nahmen, dieselbe Parteiung eintrat, indem die emporgekommene Kaufmannsfamilie der Cerchi, geldstolze, übermütige Leute, in ihrem Kampf gegen das verarmte, aber ritterliche Adelsgeschlecht der Donati, von ihren Pistojischen Gästen für sich und ihren Anhang den Namen der „Weißen" annahmen, indes ihre Gegner als „Schwarze" bezeichnet wurden. Auch nach Lucca, wo in ähnlicher Art wie in Florenz die bürgerlichen Zünfte und Wehrmannschaften mit den adligen Großen im Streit lagen, verbreiteten sich die Parteinamen. Ganz Toscana wurde nunmehr aufs neue durch Faktionen und Bürgerkriege zerrissen, welche Papst Bonifacius VIII. und sein eigennütziger Friedensstifter, Karl von Valois, umsonst beizulegen bemüht waren. Wir haben gesehen, welche Stellung
1302. Dante dabei einnahm; Corso Donati, das Haupt der Schwarzen, war der Urheber seiner Verbannung (VII, 862). Der Dichter und viele seiner Schicksalsgenossen schlossen sich an die Ghibellinen an, während die guelfischen „Schwarzen", an die Popolanen angelehnt, in Florenz das Regiment führten.

Parteikämpfe und Anarchie in Toscana.

Nun folgten für ganz Toscana Jahre der wildesten Parteikämpfe. Die Ghibellinen und Bianchi, die in festen Burgen über das Land zerstreut wohnten und auf Pistoja, Arezzo u. a. O. gestützt ihre Rückkehr zu erzwingen trachteten, wurden von den florentinischen Popolanen und Neri unaufhörlich befehdet. Umsonst suchte der Papst Versöhnung zu stiften; die Leidenschaften waren zu sehr erregt, selbst das über Florenz und die andern unfolgsamen Städte verhängte Interdikt war ohne Wirkung und mehrte noch die Verwilderung. In der Arnostadt selbst traten anarchische Zustände ein, so daß man wiederholt fremde Vermittelung anrief und sich dem schiedsrichterlichen Spruch, einer bevollmächtigten Kommission, Balia, unterwarf. Ein furchtbarer Brand, durch den mehrere Familien des Popolo grasso, wie die Cavalcanti und Gherardini Hab und Gut verloren, und die Ankunft einer verwilderten Söldnerbande von allerlei verlaufenem Volk unter Robert von Kalabrien steigerten die Not und Verwirrung. Die guelfischen Edelleute, deren Waffendienste die Republik in diesen sturmbewegten Zeiten nicht entbehren konnte, trugen das Haupt höher und strebten wieder nach der Herrschaft. Corso Donati mit Uguccione della Faggiuola, Herrn von Arezzo, dem reichsten Ghibellinenhäuptling der Romagna, verschwägert, ging mit dem Plane um, sich zum Stadtherrn aufzuschwingen. Da ermannten sich die Popolanen und traten unter die Waffen; Corso Donati wurde nach heftigem Straßenkampfe mit seinen Anhängern aus der Stadt getrieben und fand auf der Flucht durch die Lanze
1308. eines katalonischen Soldknechts seinen Tod.

Der Hof von Neapel gewinnt Macht in Toscana.

Während des Römerzugs Heinrichs VII. gelang es dem König Robert von Neapel die guelfischen Städte in Toscana und in der Romagna zu einer Liga zu vereinigen und eine Versöhnung zwischen den Granden und Popolanen zu vermitteln. Dadurch erlangte der Neapolitaner einen mächtigen Einfluß in Toscana, der auch nach Heinrichs Tod noch fortdauerte. Die Florentiner übertrugen ihm und später seinem Sohne Karl die Signorie, und mehrere Jahre hindurch führten die Neapolitaner das entscheidende Wort in Toscana. Die aufstrebende Macht der Ghibellinen, die, wie früher erzählt (VII, 851 f.), in Pisa, Lucca, Arezzo u. a. O. an Uguccione, an der Familie der Interminelli, besonders an Castruccio Castracani mächtige und fähige Häupter hatten, bewog die Guelfen, nach der blutigen Niederlage bei Montecatini, das neapolitanische Bündnis eifrig zu suchen und sich zugleich mit dem päpstlichen

Stuhl wieder in gutes Einvernehmen zu setzen. Dadurch nahm der Parteikampf in Toscana an Ausdehnung und Heftigkeit zu. Es kam vor, daß die Spoletiner, als die Ghibellinen das Regiment in der Stadt erhielten und durch die guelfischen Peruginer bedrängt wurden, das Gefängnis in Brand steckten und zweihundert ihrer angesehensten Mitbürger von der Gegenpartei, die sie daselbst eingeschlossen hatten, den Flammentod sterben ließen. Dafür ermordeten zwei Jahre später die guelfischen Peruginer bei der Einnahme von Assisi über hundert der angesehensten Ghibellinen, und in Urbino überwältigten die empörten Einwohner mit Hilfe florentinischer und sanesischer Guelfen den Stadtherrn Federigo von Montefeltro und ließen ihn mit seinen drei Söhnen eines martervollen Todes sterben.

Florenz hatte von dem Bunde mit Neapel mehr Schaden als Vorteil. Rückwirkung auf Florenz.
Zwar wuchs die kriegerische Kraft der Republik, so daß sie den früher beschriebenen Römerzug Ludwigs des Bayern ungefährdet überdauerte (VII, 887 ff.), ihrem größten Gegner, dem gewaltigen Castruccio Castracani, des Kaisers Verbündeten, erfolgreich Widerstand leistete und nach dessen Tod und Ludwigs Abzug in mehreren Städten, wie Arezzo, Pistoja u. a. die Signorie erwarb; daß die Stadt vergrößert, befestigt und mit stattlichen Bauten geschmückt und in dem feindlichen Gebiete der Ubaldini nach altrömischer Art die Kolonie Firenzuola zum Schutz gegen Angriffe und zur Anbahnung neuer Eroberungen angelegt werden konnte; dagegen machte die bürgerliche Freiheit Rückschritte. 1332.
Die Übertragung der Signorie an den Herzog von Kalabrien hatte zur Folge, daß sich ein kleiner Hof bildete, indem bald der Königssohn selbst, bald sein Stellvertreter, **Walter von Brienne**, Herzog von Athen, mit einer Leibgarde von provençalischen und katalonischen Söldnern seinen Aufenthalt in der Arnostadt nahm, und so die Adelsgeschlechter, die durch die kriegerischen Zeiten ohnedies an Ansehen und Bedeutung gewannen, einen Mittelpunkt und festen Halt zu Angriffen gegen das Volksregiment und zu Umsturzversuchen erhielten (wie denn schon vor Ludwigs Ankunft unter den Granden der Plan auftauchte, dem Herzog monarchische Gewalt beizulegen); daß die Lebensweise 1326.
vornehmer und üppiger ward und insonderheit die Modesucht der Frauen und das Gefallen an Kleiderpracht und künstlichem Kopfputz Veranlassung zu Gesetzen über öffentliche Tracht und Kleiderordnung gab. Wohl regten sich hier und da in den Herzen der Patrioten Besorgnisse über die Gefahren, besonders seitdem nach dem Tod Karls von Kalabrien der Herzog von Athen seinen † 9. Nov. 1328.
ständigen Sitz in Florenz aufschlug und immer deutlicher seine dynastischen Gelüste kund gab, aber die Vorteile, welche viele reiche Florentiner aus dem Bündnis mit Neapel zogen, wo sie die einträglichen Geldgeschäfte des Hofes und der Aristokratie besorgten, drängten die Bedenken zurück. Flossen doch der Stadt so große Einnahmen zu, daß der allgemeine Wohlstand sich in allen Verhältnissen kund gab, daß Florenz schon damals der beneidete Sitz des Reichtums, des Kunstsinnes und jeglicher Bildung war. Da die äußeren Formen der Volksherrschaft fortbestanden, so gab man sich gern der Täuschung

hin, daß nichts für die Freiheit zu fürchten sei. Ohnedies schauten die höheren Zünfte, die Männer des Popolo grasso, mit Unruhe und Sorge auf die demokratischen Bestrebungen der unteren Stände; denn die bürgerliche Nobilität war durch eine nicht minder tiefe Kluft von den niederen Volksklassen geschieden als einst die Adelsgemeinde von dem „Popolo". Viel leichter ließ sich jetzt eine Verbindung zwischen den Granden und den vornehmeren Popolanen herstellen, als zwischen den letzteren und der begehrlichen Demokratie.

Walter von Brienne strebt nach monarchischer Gewaltherrschaft. 1342. Diese Verhältnisse suchte der Herzog zur Gründung einer Tyrannis zu benutzen. Indem er die Eifersucht des Popolo grasso auf die geringen Zunftgenossenschaften nährte und schärfte, dem Adel Aussichten zur Wiedererlangung seiner früheren Machtstellung eröffnete und das untere Volk durch Wohlthaten und glänzende Versprechungen in sein Interesse zog, gewann er solche Popularität, daß ihm auf allgemeinen Wunsch die Signorie auf Lebenszeit übertragen und der Tag seiner Erhebung mit Freudenfesten und Illumination gefeiert ward. (Aug. 1342.) Aber nur zu bald erkannten die Florentiner die Falle, in die man sie gelockt. Dem Herzog kam es nicht in den Sinn, die Aristokratie zur Herrschaft zu berufen. Gleich den Tyrannen im alten Hellas stützte er sich auf das kleine Volk, auf eine ergebene Kriegsmannschaft und auf auswärtige Verbindungen. Nicht nur daß er das demokratische Stadtregiment bestehen ließ, er vermehrte das Priorenkollegium durch Leute aus den unteren Zünften; er bildete sich eine zahlreiche Garde aus französischen Soldknechten, er schloß Schutz- und Trutzbündnisse mit den Markgrafen von Este in Modena und Ferrara, mit den Stadtherren von Bologna, Pisa u. a., und als er Zeichen von Mißmut unter den Florentinern wahrnahm, suchte er durch Schrecken jede Bewegung niederzuhalten, wobei er einen florentinischen Hauptmann Guglielmo von Arezzo als Werkzeug und Blutrichter gebrauchte.

Sturz und Vertreibung des Herzogs. 1343. Aber so klug Walter von Brienne seine Berechnung gestellt hatte, sein Plan sollte dennoch in kurzem scheitern. Der Übermut der französischen Leibwächter und die Verführungskünste, die sie gegen Frauen und Mädchen anwandten, reizte die italienische Eifersucht; die Geldgier des Herzogs, die ihn zu drückenden Auflagen verleitete, erregte die Erbitterung des Volks. Es bildeten sich zu gleicher Zeit drei Verschwörungen, an denen die angesehensten Familien, sogar der Bischof beteiligt waren. Die eine wurde durch Verrat entdeckt; als aber Walter von Brienne einige der Häupter verhaften ließ, fürchteten alle, die sich derselben Schuld bewußt waren, das gleiche Schicksal. Die gemeinsame Gefahr führte daher auch rasch zu gemeinsamem Handeln. Adel und Nobilität reichten sich die Hand zur Versöhnung; die Verschwornen aller Richtungen vereinigten sich und verabredeten einen Aufstand. Zwei Tage lang trotzte Herr Walter mit seiner Söldnerschar in seinem befestigten Palaste den Stürmen des Bürgerheers; aber ringsum eingeschlossen und von aller Hilfe abgeschnitten, mußte er endlich weichen. Von der hungernden Soldmannschaft zur

Nachgiebigkeit gedrängt, lieferte er den verhaßten Guglielmo und seinen achtzehnjährigen Sohn der tobenden Menge aus, welche die Opfer ihrer Rache lebendig in Stücke zerriß. Darauf schloß er mit den vierzehn Männern und dem Bischof, aus denen man eine provisorische Regierung gebildet hatte, einen Vertrag, nach dem er und seine Leute freien Abzug erlangten. Seine Gesetze und Anordnungen wurden abgeschafft und der Tag der Befreiung zum republikanischen Fest erhoben. 26 Juli 1343.

Dieser Herzog war, wie seine Regierung beweist, habsüchtig und grausam, urteilt Machiavelli, in den Audienzen schwierig, im Antworten hochmütig. Er wollte die Unterwürfigkeit, nicht das Wohlwollen der Menschen und wünschte daher eher gefürchtet als geliebt zu sein. Sein Äußeres war nicht weniger gehässig als seine Sitten. Er war klein und schwarz, hatte langen dünngesäten Bart. In jeder Hinsicht verdiente er Haß. So entzogen ihm nach zehn Monaten seine schlechten Sitten die Herrschaft, welche ihm der schlimme Plan andrer gegeben hatte.

b. Die florentinische Republik unter der Herrschaft der Zünfte.

Wie in Altgriechenland ging auch in Florenz der Sturz der Tyrannis hauptsächlich von den Aristokraten aus: der Adel hatte sich mit dem herrschenden Stand der vornehmen Popolanen zu gemeinsamem Handeln verbunden. Aber wie dort führte auch hier der naturgemäße Gang der politischen Entwickelung zur Demokratie. Unter dem Herzog war das niedere Volk zur Teilnahme an der Regierung zugezogen worden; diese Errungenschaft ließ es sich nicht wieder entreißen. Daher konnte die Einrichtung der Vierzehn, wonach die hohen Ämter, wie die der Prioren, der „guten Männer", welche deren Ratskollegium bildeten, und der Bannerherren dem Adel und der Nobilität vorbehalten bleiben, die geringen Leute aber nur zu unteren Stellen zugelassen werden sollten, nicht von Dauer sein. Der Übermut der Oligarchie, die sich nun wieder im ausschließlichen Besitz der Herrschaft wähnte und durch eine neue Einteilung der Stadt in vier Quartiere anstatt der bisherigen sechs Regionen (Sestiere) sich ihres Zusammenhanges mehr bewußt ward, trug zur Beschleunigung des Umsturzes bei, indem er zunächst in der herrschenden Klasse eine Spaltung zwischen Hocharistokraten und Gemäßigten herbeiführte und dadurch der Revolution der Popolanen Vorschub leistete. Schon im September erfolgte ein Volksaufstand. Die Adelsgeschlechter der Donati, Adimari, Cavalcanti, Frescobaldi, Nerli u. a. wurden nach heftigem Kampfe an der Arnobrücke und in ihren Quartieren überwältigt und zur Auswanderung gezwungen. Darauf wurden acht Prioren, wovon drei dem Popolo grasso, fünf den niederen Zünften angehörten, an die Spitze der Regierung gestellt und der Adel gänzlich von der Regierung verdrängt. Jetzt stehen wir beim Regiment der Handwerker und des niederen Volkes, klagt Villani, denn die meisten der einundzwanzig Zunfthäupter, durch welche die Gemeinde regiert wird, sind niedere Handwerker, hergelaufenes Volk vom Lande und Fremde, denen der Staat wenig am Herzen

Aufrichtung der Volksherrschaft.

Sept. 1343.

liegt und die noch weniger ihn zu leiten verstehen, weil sie in den Tag hinein übereilte Verordnungen machen ohne alle vernünftige Begründung. Große Geldverluste, welche um diese Zeit mehrere reiche Bankhäuser, besonders die Bardi und Peruzzi infolge des englisch-französischen Krieges erlitten, kamen der Demokratie zu statten, indem sie eine gewisse Ausgleichung der Vermögensbestände bewirkten. Der Reichtum der großen Wechsler und Handelsleute ging zu Grunde, und die Handwerker kamen auf.

Neue Parteibildungen. Einige Zeit nachher wurden alle Ghibellinen und Fremde von den städtischen Ämtern ausgeschlossen. Diese harte Maßregel war hauptsächlich das Werk der „Guelfenpartei“, jener reichen Geldgesellschaft, welche während der Notstände, von denen die Florentiner gegen das Ende der vierziger Jahre durch Teurung, Hunger und Pest heimgesucht waren, sich durch Wohlthätigkeit, Unterstützungen und Darlehen viele Freunde und Anhänger gemacht hatte. Aber die unverdiente Zurücksetzung verletzte eine große Zahl ehrbarer Bürger und geschickter Handwerker. Das Gesetz der Ausschließung aller Fremden von den Ämtern wurde noch drückender und ungerechter, als die Florentiner, um der vorstrebenden Macht der ghibellinischen Visconti eine geschlossene Gegenwehr zu bieten, eine Anzahl kleinerer Städte und Ortschaften, die sich bisher nur ihrer Signorie oder Schutzherrschaft unterworfen hatten, unterthänig machten und
1353. mit dem florentinischen Bürgerrecht beschenkten, wodurch viele wohlhabende Familien veranlaßt wurden ihren Aufenthalt in der Hauptstadt zu nehmen. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß die Ghibellinen und die zurückgesetzten Leute gemeinschaftliche Sache machten. Dies war um die Zeit, da König Karl IV. die Romfahrt unternahm, die wir in den obigen Blättern kennen gelernt haben (S. 123 ff.). Nun schöpften die Ghibellinen neuen Mut, und wie kläglich auch der Zug ausfiel, er hatte doch die Folge, daß mehrere toscanische Städte sich der florentinischen Hegemonie entzogen, daß Pisa eine feindselige Haltung annahm, daß in Siena eine Volksherrschaft aufgerichtet ward, wodurch alle Macht an die unteren Zünfte kam, daß da und dort ghibellinische Edelleute und große Popolanen, zuweilen unter der Schattenautorität eines machtlosen Reichsvikars, sich in das Regiment teilten. Die Florentiner wußten sich aus der Verlegenheit zu ziehen, indem sie zum Schein die Reichsgewalt anerkannten und der Geldnot des Luxemburgers durch liberale Spenden abhalfen; aber sie brauchten Zeit, ehe sie wieder die frühere vorherrschende Stellung erlangten. An den Pisanern, welche den Handelsvertrag verletzt hatten, rächten sie sich auf empfindliche Weise, indem
1356. sie von den Sanesen den Seeplatz Telamone erwarben und durch Anlegung eines Hafens und einer Straße einen neuen Handelsweg für ihre Waren schufen, eine Maßregel, welche den gesunkenen Wohlstand von Pisa vollends untergrub.

Die Einrichtung des Ammonierens. Für die Entwickelung der Verfassung von Florenz war diese aufgeregte Zeit nicht ohne wichtige Folgen. Als nämlich mit dem Abzug der Deutschen die Hoffnungen der Ghibellinen wieder sanken, benutzte die „Guelfenpartei“ die Gunst der Umstände, um ihre Herrschaft fester zu begründen. Nicht genug, daß man das Ausschließungsgesetz, von dem man in den letzten Jahren hier und da abgegangen sein mochte, wieder streng handhabte, es wurde auch durch die Einrichtung des „Ammonierens“, der Ausmittelung und Verwarnung ghibellinisch gesinnter Bürger, eine Art geheimer Staatsinquisition gegründet, vor welcher jeder mit einem Amte betraute oder dazu vorgeschlagene Florentiner des Ghi-

bellinismus angeklagt werden durfte. Konnte die Anklage durch Zeugen bewiesen werden, so wurde der Schuldige „verwarnt“ (ammoniert), d. h. ausgestoßen und mit einer Geldbuße von fünfhundert Silbergulden belegt; konnte die Beschuldigung nicht begründet werden, so blieben Kläger und Zeugen doch unbestraft. Dadurch kam das Regiment der Republik auf eine Reihe von Jahren gänzlich in die Hände der reichen Guelfen. Fortan schwebte das Damoklesschwert über allen früheren und künftigen Beamten. Die Anklagebeutel, mit Denunziationen gefüllt, dienten zu den gehässigsten Proskriptionen. Die „Guelfenpartei“ und ihre Hauptleute herrschten in Florenz wie einst die Ephoren in Sparta. Ihr Palast stand in größerem Ansehen, versichert Machiavelli, als der der Signorie, so daß kein Gesandter nach Florenz kam, der ihnen nicht seine Aufwartung gemacht hätte.

Die kriegerischen Bewegungen, von denen in den nächsten Jahren ganz Italien heimgesucht war, lenkten die Blicke von dem inneren Verfassungsleben ab. Es war dies die Blütezeit des Condottierenwesens, das wir früher kennen gelernt (S. 336). Durch die Söldnerbanden, welche die Stadtrepubliken anwarben, fand der streitlustige Landadel, dessen Fehden so lange das öffentliche Leben verwirrt hatten, seinen Untergang oder auch einen neuen Tummelplatz. Denn von den Kaisern verlassen, von den Bürgerheeren angegriffen, vermochte er sein romantisches Kriegs- und Abenteuererleben nicht länger durchzuführen; allein die Söldnerscharen, denen er erlag, boten ihm zugleich Raum und Gelegenheit, sein gewohntes Waffenhandwerk fortzusetzen; manche suchten ein Asyl in den bürgerlichen Kreisen der Städte. Es wurde schon früher erwähnt, daß seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die alten Parteinamen Guelfen und Ghibellinen ihre ursprüngliche Bedeutung eingebüßt haben; weder das Kaisertum noch die Kirche konnte mehr hoffen, eine Oberherrschaft über Italien zu erlangen, wie sie der mittelalterlichen Menschheit vorgeschwebt. Wenn die Namen doch noch fortbestanden, so liegt darin ein Beweis, wie schwer alte Traditionen und gewohnte Vorstellungen aus der Welt verschwinden, wie gern sich das werdende und neugestaltende Leben an das dahinschwindende anknüpft, wie gern sich neue Begriffe und Prinzipien in alte, bekannte Formen und Bezeichnungen kleiden. So drückend man auch in Florenz die guelfische Oligarchie empfinden mochte, inmitten der heftigen Kämpfe gegen das verhaßte Pisa, unter den aufregenden Eindrücken der Söldnerschlachten und der wechselvollen Züge der Condottieri hatte die Verschwörung, die der kühne leidenschaftliche Bartolomeo de' Medici mit einigen freiheitliebenden Männern zum Umsturz der neuen Ge- 1360.
waltherrschaft wagte, keinen Fortgang. Der klug ausgesonnene Plan der Verschwornen, denen viele der angesehensten Familien vom Adel und den großen Popolanen angehörten, bei dem Wechsel des Jahres sich der Signorie zu bemächtigen und die Regierung zu ändern, wurde durch die Käuflichkeit eines Unterhändlers verraten. Bartolomeo selbst kam mit dem Leben davon, aber mehrere Häupter des Komplotts starben durch das Richtbeil. Bald nach Abschluß eines

Florenz unter der guelfischen Oligarchie.

1364. Friedens mit Pisa unternahm Kaiser Karl IV. seinen zweiten Italienerzug. Während seiner Anwesenheit und während der bald nachher ausgebrochenen nationalen Bewegung gegen den Papst, die wir früher kennen gelernt, mochte die guelfische Aristokratie eine gelindere Praxis des Ammonierens eingehalten haben. Als sich aber die Gefahr verzogen hatte, verfuhr man wieder mit der alten Strenge und fügte zu dem Druck noch Hohn und Übermut.

„Es ist unbeschreiblich," heißt es bei Leo, „mit welcher Begierde, List und Schamlosigkeit damals die reicheren Bürger von Florenz, die dadurch, daß sie einen Teil ihrer Jugendzeit in Handelsgeschäften und zwar größtenteils mit Wucher- und Wechselgeschäften im Auslande zubrachten, wo sie eben ihres Geschäftes wegen wie die Juden verachtet und doch gesucht wurden, ferner durch das ausgelassene sinnliche Leben in Florenz allen sittlichen Halt verloren; mit welcher Begierde, List und Schamlosigkeit diese die öffentlichen Verhältnisse für ihre Privatzwecke verwendeten. Wie die Bankiers mit Geldsummen verfuhren, wie sie diese tauschten, verwendeten, verteilten oder vereinigten, je nachdem es ihnen Vorteil brachte, ganz mit derselben Kälte behandelten sie menschliche Verhältnisse. — Die Heiligkeit der Ehe hatte ganz aufgehört, und daß die Frauen ärmerer Männer für Geld den Reichen zu Willen waren, war ein so allgemeines, fast anerkanntes Verhältnis, daß ein entschiedener Widerspruch des ärmeren Mannes diesen sicher ins Verderben geführt haben würde." Die ganze Klasse des Popolo minuto enthielt den entehrenden Beinamen Ciompi (aus Compare, Gevatter, Schwager).

Die Revolution der „Ciompi". 1378. Bis gegen Ende der siebziger Jahre führte die guelfische Aristokratie das Regiment; sie besetzte die höchsten Staatsämter, die Signorie, und führte das entscheidende Wort im Rate. Die Buondelmonti und Albizzi, alte Adelsgeschlechter, welche in die bürgerlichen Kreise des Popolo grasso eingetreten waren, besaßen mit den Häuptern der „Parte Guelfa" den höchsten Einfluß. Als aber der Friede mit der Kirche hergestellt war, richteten sich die Blicke der Florentiner mehr auf die inneren Gebrechen. Mit Grimm sahen die unteren Stände auf ihre schmachvolle Erniedrigung; doch hätten sie das schwere Joch wohl noch länger tragen müssen, wäre nicht die Aristokratie durch Eifersucht und Familienhaß gespalten gewesen. Das ehrgeizige Bestreben der Albizzi, sich über ihre Standesgenossen zu erheben und das Stadtregiment ganz in ihre Gewalt zu bringen, trieb mehrere andre der ehemaligen Adelsfamilien, die Ricci, Strozzi, Medici, Alberti auf die Seite des untern Volks. Die „Ciompi" sollten ihnen als Werkzeuge zum Sturz der Gegner dienen. Aber die Revolution, die sie im Sommer des Jahres 1378 ins Werk setzten, ging weit über ihre Absicht hinaus. Sie begründete ein demokratisches Volksregiment, dem sich Adel, Parte Guelfa und Popolo grasso fügen mußten. Salvestro de' Medici, der das einflußreiche Amt eines Gonfaloniere der Justiz bekleidete, bewirkte, daß zum Zweck einer Verfassungsreform eine Kommission oder Balie mit ausgedehnter Vollmacht niedergesetzt ward. Aber noch ehe diese ihr Werk in Angriff nehmen konnte, griff das kleine Volk, voran die Zunft der Kürschner und die Arbeiter im Dienste der Wollhändler und Tuchmacher, zu den Waffen, stürmte die Häuser einiger

Edlen, welche sich wie die Buondelmonti, die Albizzi, die Pazzi, Siminetti u. a. durch Übermut besonders verhaßt gemacht hatten, erbrach die Stadtgefängnisse, um die Verhafteten in Freiheit zu setzen, und plünderte zuletzt die heiligen Orte, wo die reichen Einwohner ihre kostbarste Habe untergebracht hatten. Diese Frevelthaten machten eine friedliche Ausgleichung unmöglich. Es war umsonst, daß die Balie alle von der Ammonition Betroffenen mit einigen Beschränkungen in das Bürgerrecht einsetzte, daß sie eine Anzahl vornehmer Familien mit Verbannung bestrafte, daß sie durch Versetzung mehrerer Granden unter die Popolanen, mehrerer Popolanen unter die Granden eine Vermischung und Ausgleichung der Stände zu bewirken suchte; die Volksmasse, die nach hergestellter Ruhe Bestrafung für ihre Exzesse fürchtete, folgte den aufreizenden Reden der Demagogen, welche sie zu weiteren Gewaltthaten antrieben, indem sie ihr vorstellten, daß sie Sicherheit und Straflosigkeit für das Vergangene nur in der Mehrung der Schuld und der Schuldigen erwarten dürfe. So dauerten die Volksbewegungen fort, und je mehr Zugeständnisse von seiten der Kommission und der Signorie gemacht wurden, desto höher stiegen die Forderungen. Die niederen Gewerke und die große Zahl abhängiger Lohnarbeiter, welche zu den höheren Zünften, besonders zu den Tuchmachern in einem untergeordneten Verhältnis standen und nach Gleichstellung strebten, schlossen einen Bund mit Eid und Bruderkuß zu gegenseitigem Schutz und Zusammenhalten; sie wollten nicht eher die Waffen niederlegen, als bis man sie unter die Zahl selbständiger Zünfte mit eignen Vorstehern aufgenommen und ihnen Teil am Stadtregimente zugestanden haben würde. Die Kunde, daß die Herren von der Regierung und vom Rate beschlossen hätten, den Landadel und die befreundeten Kommunen um bewaffnete Mannschaft anzugehen und die Bürgerwehr unter die Fahne zu rufen, trieb die Verschwornen zu eiligen Gegenanstalten. Auf das Zeichen der Sturm- 22. Juli 1378. glocke fanden sich die Volksmänner auf den bestimmten Plätzen ein und zogen, nachdem sie sich der Fahne des „Gonfaloniere der Gerechtigkeit" bemächtigt, zu neuen Gewaltthaten aus: der Palast der Tuchmacherzunft und mehrere Häuser reicher Bürger wurden geplündert und zerstört; unter dem wilden Geschrei „Feuer und Blut" durchzog die tobende Menge die Straßen, nötigte die Vorsteher der höheren Zünfte ihre Fahnen auszuliefern, die nun gleichfalls umhergetragen wurden, und hielt Tag und Nacht den Regierungspalast umlagert, vor dem sie zwei hohe Galgen errichtet hatte. Die niederen Volksklassen terrorisierten die Stadt und schrieben der Obrigkeit die Bedingungen vor, unter denen sie die Waffen niederlegen wollten. Errichtung neuer Zünfte mit einem Zunfthaus für die Lohnarbeiter, Erleichterung der Schulden und Abgaben, Belohnung des Salvestro de' Medici und der andern Volksführer und volle Amnestie für alles Vergangene waren die wichtigsten Forderungen, deren Gewährung unter den obwaltenden Verhältnissen nicht zu umgehen war.

Aber selbst diese Zugeständnisse genügten der aufgeregten Menge nicht lange.

Das Demokratenregiment unter Mich. Lando. Nur unter einer völlig demokratischen Regierung glaubte sie sicher zu sein. Nachdem die Prioren und die übrigen Beamten genötigt worden, das Regierungsgebäude zu verlassen, hielt der bewaffnete Haufen unter der Führung des Michele Lando, eines Wollkämmers, der mit nackten Füßen in schlechten Schuhen einherschritt, seinen Einzug, errichtete eine neue Signorie aus neun Prioren, von denen sechs den unteren Zünften und dem gemeinen Volk angehörten, und machte den Michele Lando zum Gonfaloniere der Justiz. Die Erhebung des Volksmannes im Aufzug eines Sansculotten zu der höchsten Würde sah wohl wie eine Ironie aus und gab den Aristokraten großes Ärgernis, dennoch war die Wahl keine schlechte: Lando war ein redlicher, einsichtsvoller und mutiger Mann. Als die Menge auch jetzt noch nicht zur Ordnung zurückkehren wollte und seine vernünftigen Vorstellungen unbeachtet blieben, trieb er die Tumultuanten mit Gewalt auseinander und nötigte sie die Waffen niederzulegen; die Rädelsführer mußten die Stadt meiden.

Die Gegensätze im Kampf. Nachdem so die Ruhe hergestellt war, lenkte man wieder in gemäßigtere Bahnen ein. Die „Ciompi" wurden allmählich aus dem Regiment gedrängt und durch anständigere Leute ersetzt, doch behielt die Regierung einen demokratischen Charakter; die Hocharistokraten der Parte Guelfa zogen sich freiwillig oder gezwungen von der Staatsleitung zurück, und die Geschlechter, die sich bisher zum Volk gehalten, die Medici, Ricci, Scali, Alberti, traten in den Vordergrund des politischen Lebens. Bei der schwierigen Lage der Republik gegenüber den Geflüchteten und Verbannten, den zuchtlosen Söldnerscharen und den feindlich gesinnten Nachbarstädten war die Demokratie genötigt, sich der Führung fähiger und zugleich wohlwollender und volksbeliebter Männer anzuvertrauen. Zwar fehlte es auch in den nächsten Jahren nicht an tiefgreifenden Bewegungen in Florenz. „Seit kein deutscher Kaiser mehr in Italien gefürchtet ward, folgte eine Parteiung in den Städten der andern; in dem unruhigen Volke, im engen Raume, bei der leichten Berührung, bei der herrschenden Habsucht mußten diese unaufhörlich fortdauern, mußte immer die Vertilgung der einen Kraft die andre aufbieten, bis es endlich dahin gekommen war, daß nur die letzte Masse noch einen Nachdruck zu geben vermochte." Die Guelfenpartei konnte den Verlust ihrer Machtstellung nicht verschmerzen. Ein erster Versuch, die neue Ordnung umzustürzen, schlug fehl und lieferte mehrere angesehene Aristokratenhäupter der Albizzi,
1379. Sacchetti, Barbadoni u. a. auf das Blutgerüst; dagegen gelang es ihr einige
1382. Jahre später, eine neue Signorie ans Ruder zu bringen, die unteren Zünfte auszuschließen und Michele Lando nebst andern Führern der Volkspartei in die Verbannung zu jagen. Dennoch gewann die Demokratie immer festeren Boden in der Arnostadt: gebildete und unternehmende Männer traten an die Spitze des Volks und suchten es auf der Bahn der Mäßigung und Ordnung zu halten.
1391. Das Recht der Waffenführung in der Stadt wurde beschränkt; eine auserlesene Wehrmannschaft, nach Fähnlein geordnet, diente der Signorie zum Schutz.

Mehr und mehr gewöhnte sich das florentinische Volk so an die Führung einzelner Familien, die als Anhänger demokratischer Grundsätze galten und die Sache des Volks gegenüber der Aristokratie verfochten, wie einst im alten Rom einzelne Patriziergeschlechter als Gönner und Schutzherren der Plebs aufgetreten waren. Unter diesen volksfreundlichen Familien nahmen die Medici von vornherein eine solche Stellung ein, daß sich ihnen das Vertrauen der geringen, des Schutzes und der Führung bedürftigen Leute zuwenden mußte. Wie Salvestro, der Bruder des Bartolomeo, die Seele der ersten revolutionären Erhebung des Popolo minuto gewesen war, so finden wir bei allen folgenden Verfassungskämpfen und inneren Unruhen Glieder des Hauses Medici auf seiten des Volks. Die Gefahr, welche, wie früher dargethan, gegen Ende des Jahrhunderts von den ehr- und herrschsüchtigen Visconti der Unabhängigkeit Toscanas drohte, lenkte die Blicke der Florentiner von den inneren Angelegenheiten ab. Man suchte im Anschluß an Perugia, Pisa und andre Städte des mittleren Italiens den Eroberungsgelüsten des neuen Herzogs zu begegnen. Wir wissen, welche Gefahren der florentinischen Freiheit drohten und wie dieselben erst durch den Tod Giovane Galeazzos beseitigt wurden. Die guelfischen Hocharistokraten von der Partei Albizzi suchten diese Zeitumstände zu ihrem Vorteil zu benutzen, indem sie die zur Volkspartei haltenden Familien der Alberti, Ricci, Medici des Ghibellinismus verdächtigten und eine Reihe der angesehensten Männer durch Ammonieren aus der Stadt verbannten. Aber dieser Schlag war für die Mediceer kein Unglück, vielmehr wurde er eine Staffel zu ihrer nachmaligen Größe. Das Volk ehrte sie als Märtyrer für seine Rechte und Freiheiten, und die Muße, die ihnen durch ihre Ausschließung von Staatsämtern gegönnt war, wendeten sie zur Ausdehnung ihrer Handels- und Wechslergeschäfte an, so daß es bald nachher dem Sprößling gerade der ärmsten Linie des Hauses, dem Giovanni de' Medici, gelang, Bankier des Papstes zu werden, wodurch er in den Stand gesetzt ward, während des Konstanzer Konzils seine Verbindungen über ganz Europa auszudehnen und unermeßlichen Gewinn einzuthun. Die kriegerischen Verwickelungen, in welche das mittlere Italien zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts durch die Bestrebungen des herrschsüchtigen Königs Ladislaus gestürzt ward, waren dem Wohlstand und der Machtstellung der Florentiner eher förderſam als nachteilig, indem Papst und König sich um ihre Freundschaft bewarben. Unter diesen Umständen fiel es dem reichen Bankherrn Giovanni de' Medici nicht gar schwer, das Gesetz, wodurch sein Geschlecht von Staatsämtern ausgeschlossen worden, rückgängig zu machen. Er selbst wurde durch die Gunst des Florentiner Volks, dessen Sache er mit unermüdlichem Eifer vertrat, mehrmals unter die Prioren und in den Kriegsrat gewählt, und im Jahr 1416 begegnet man bereits dem Namen seines hochbegabten und unternehmenden Sohnes Cosimo. Vor allem war es die in den zwanziger Jahren lebhaft verhandelte Steuerfrage, bei der sich Giovanni durch seine Billigkeit und Gerechtigkeit nach

Emporkommen der Medici.

Giovanni de' Medici. † 1429.

allen Seiten so viele Achtung und Anerkennung erwarb, daß von der Zeit an die Mediceer den größten Einfluß in der Republik besaßen. Als nämlich während des mailändischen Krieges zur Bestreitung des großen Aufwandes eine neue Auflage eingeführt werden mußte und die Aristokratie die Hauptlast den unteren Ständen aufbürden wollte, bestand der Mediceer darauf, daß der Steuerfuß nach dem durch eine genaue Schatzung (Catasto) zu ermittelnden Vermögen festgesetzt werden sollte, so hart auch der Vorschlag ihn selbst traf. Und als die Volkspartei und ihre Führer, welche nun erst überlegten, wie sehr durch die frühere Besteuerungsweise die Vornehmen im Vorteil gewesen, verlangten, man solle nachrechnen, was diese früher zu wenig gezahlt hätten, und sie nun zur Nachzahlung anhalten oder um so viel höher in der Schatzungsrolle ansetzen, da bekämpfte er mit dem gleichen Eifer auch diesen Vorschlag und trat nun zu gunsten der Vornehmen ebenso warm für Recht und Billigkeit in die Schranken, wie vorher zu gunsten der Geringen. „Er war der Schutzpatron der armen Bürger, nie aber ihr Schmeichler. Ihm genügte ganz an dem stillen sicheren Einfluß, den weise Mäßigung, geprüfte Klugheit und reine Uneigennützigkeit dem reichsten und verständigsten Manne in der Stadt notwendig geben mußten; er wollte keine Demagogengewalt." Als er starb traten seine Söhne Cosimo und Lorenzo an die Spitze des reichen und mächtigen Handelshauses zu einer Zeit, als Florenz, nach der völligen Überwältigung der Handelsrepublik Pisa, mit welcher die höher gelegene
1429. Arnostadt jahrhundertelang um den Vorrang gekämpft (S. 367 f.), in den unbestrittenen Besitz des Stromgebietes bis zum Meer und damit der Handelsherrschaft in Toscana gelangt war und bereits die Künste und Wissenschaften zu blühen begonnen hatten, denen Florenz unter den Mediceern seinen höchsten Ruhm verdanken sollte. Denn trotz aller politischen Stürme hatten sich Freiheitsgefühl, Vaterlandsliebe und Bildung fort und fort entwickelt, so daß die Arnostadt auf dem Gipfel ihrer Größe und Kulturblüte stand, als die übrigen Staaten Italiens schon ihrem Verfall entgegengingen. Mit Stolz sprechen die alten Chroniken von der reichen und blühenden Stadt voll mächtiger Gebäude und reicher Kunstwerke, voll streitbarer Männer und schöner Frauen.

6. Die Republik Venedig.

a. Ausbildung der Erbaristokratie.

Älteste Gemeindeverfassung.

Während der Völkerwanderung suchten viele Einwohner des nordöstlichen Italiens vor der Raubgier und Grausamkeit der Barbaren eine Zufluchtsstätte auf den kleinen Inseln, welche die nördliche Spitze des Adriatischen Meerbusens in Menge durchziehen. Dadurch wurde die Schiffer- und Fischerbevölkerung, welche bisher die Laguneneilande Grado, Heraklea, Malamocco, Chioggia u. a. ausschließlich bewohnte, durch neue, gebildetere Ansiedler vermehrt. Es entstanden republikanische Gemeinwesen, die frei und selbständig die eignen Anliegen besorgten. Ein

Ständeunterschied wird unter diesen Ansiedlern, welche die gleiche Not und Gefahr zusammengetrieben, kaum bestanden haben; die Vorsteher oder „Tribunen" der einzelnen Gemeinden wurden ohne Zweifel nach dem Grundsatz demokratischer Gleichberechtigung von und aus der Gesamtheit gewählt. Bei dem geringen Schutz, den die byzantinische Regierung und das Exarchat von Ravenna den Insulanern, ihren Reichsangehörigen, gegen die Langobarden und die dalmatischen Piraten gewährten, und bei den häufigen Streitigkeiten der einzelnen Gemeinden untereinander machte sich mit der Zeit die Notwendigkeit einer engeren Vereinigung und einheitlichen Oberleitung fühlbar. Auf den Vorschlag des Erzbischofs von Grado beschloß man daher, ein gemeinschaftliches Oberhaupt aufzustellen, das den Namen „Doge" (Dux) führen und über den einzelnen Gemeindevorständen oder Tribunen stehen sollte. Die Wähler, zwölf angesehene Familienhäupter, einigten sich auf Paul Anafestus. Er wurde auf Lebenszeit 697.
gewählt und nahm seinen Sitz auf Heraklea.

Ohne Zweifel holte man die Genehmigung des Kaisers zu der wichtigen Reform ein. Denn die Oberherrlichkeit des byzantinischen Reichs, welche geringe Pflichten auferlegte, dagegen für den levantischen Handel mancherlei Vorteile brachte, wurde bis ins elfte Jahrhundert festgehalten. Dann erst trat die Hoheit des deutsch-römischen Kaisertums an die Stelle.

Seit der Einsetzung eines lebenslänglichen Dogen, der sich mit einem Rat umgab und alle Rechte und Gewalten eines Staatsoberhauptes übte, nahm die Republik mehr und mehr den Charakter einer aristokratischen Wahlmonarchie an. Die Tribunen verschwanden allmählich und die bisher getrennten Gemeinwesen verschmolzen zu einem Staatsganzen, besonders seitdem der Sitz der Zentralregierung zuerst nach Malamocco und dann zu Anfang des neunten Jahrhunderts nach dem bisher öden Eiland Rialto verlegt ward. Jetzt erst trat die 810.
Inselgruppe als „Republik Venedig" (Venezia) in die Geschichte ein; die einzelnen Inselgemeinden, durch Brücken miteinander verbunden, wurden Kirchspiele und Stadtviertel einer großen Seestadt, die gleichsam aus dem Meere emporstieg und die vorteilhafte Lage zwischen dem östlichen und westlichen Kaisertum klug benutzend rasch zu hoher Bedeutung heranwuchs. Die Kriege gegen die Normannen und Sarazenen Unteritaliens, sowie gegen die slawischen Piraten an der Ostküste der Adria mehrten die Kraft und das Ansehen des Freistaats und waren zugleich eine treffliche Schule in Seewesen und Kriegskunst. Die kriegerischen Staatsmänner der Laguneninseln machten Eroberungen in Istrien und auf den andern Küsten und Inseln der Nachbarschaft; sie brachten die Seestädte Dalmatiens dahin, daß sie sich gegen Ende des zehnten Jahrhunderts freiwillig unter Venedigs Schutzherrschaft stellten; sie erwarben Zollfreiheiten, Handelsprivile- 997.
gien und Monopole von den Kaisern des Ostens und des Westens. Es wurde früher erwähnt (V, 637), daß im neunten Jahrhundert venetianische Kaufleute die Gebeine des Evangelisten Markus aus Alexandrien herüberbrachten. Seit-

Entwickelung der Republik S. Marco.

dem wurde der Apostel als der Schutzheilige und Stadtherr verehrt, dem das ganze Volk, wie einst Israel dem Jehova, zum Dienste geweiht war, als dessen Burg die Hauptkirche galt. Je mehr der Handel Venedigs sich ausdehnte und einzelne unternehmende und vom Glück begünstigte Familien an Reichtum, Ansehen und Einfluß wuchsen, desto mehr verschwand der demokratische Charakter der Seerepublik. Die reichen und vornehmen Häuser, von denen die ärmeren Klassen, die dienstbare und lohnbedürftige Menge mehr und mehr in Abhängigkeit geriet, erlangten einen vorwiegenden Einfluß auf den Gang der Regierung, und wenn auch die Volksversammlungen dem Namen nach fortdauerten und die Erinnerung an den demokratischen Charakter von ehedem, an den Hoheitsbegriff des Gesamtvolkes aufrecht erhielten, so kam doch thatsächlich die ganze öffentliche Gewalt in die Hände der durch Reichtum, Einfluß und Familienverbindungen mächtigen Geschlechter; der Volkskonvent, ursprünglich der eigentliche Souverän, sank zu einer bedeutungslosen Form, zu einer durch Altertum und Herkommen begründeten, aber gänzlich ohnmächtigen Institution herunter; gerade deshalb ließ man die Trümmer aus vergangenen Zeiten, den Schatten eines ehemaligen demokratischen Gemeindelebens, noch bis ins fünfzehnte Jahrhundert fortbestehen.

Das Dogenamt. Größer war die Gefahr, daß aus der Aristokratie ein Dynastengeschlecht hervorgehen und die lebenslängliche Dogenwürde in ein Erbrecht eines Hauses verwandeln möchte. Kam es doch schon im zehnten Jahrhundert dahin, daß die fürstliche Ehre nur noch zwischen den beiden Geschlechtern der Participatier und der Candiane wechselte. Und wirklich wurde auch schon zur Zeit Ottos I. von dem dritten Candian, einem reichen und ritterlichen, aber auch stolzen und hoffärtigen Mann, der sich mit einem zahlreichen Gefolge von Rittern und Dienstleuten umgeben hatte, der Versuch gemacht, die Dogenwürde seinem Hause ausschließlich zu erwerben. Die Gunst der Kaiserin Adelheid mochte ihn mit Selbstvertrauen erfüllt haben. Aber der republikanische Geist war zu fest gewurzelt, als daß sich die Venetianer das Palladium ihrer Selbstherrlichkeit, die freie Wahl des Oberhauptes, hätten entreißen lassen: es entstand ein Aufruhr, in welchem Candian beim Heraustreten aus seiner Burg mit mehreren
976. der Seinigen unter den Dolchen der Feinde erlag. Seine Witwe fand Schutz bei Adelheid. Auch in dem Hause der Orseoli mögen sich einzelne Glieder mit Herrschergedanken getragen haben, als zur Zeit Heinrichs II. der große Staatsmann und Feldherr Peter Orseolus II. die Republik zur Gebieterin der Adria erhob, sein Erstgeborner, Johannes, eine byzantinische Kaisertochter heimführte und sein zweiter Sohn und Nachfolger Otto sich mit der Schwester des Ungarnkönigs Stephan vermählte; doch auch von dieser Gefahr wurde Venedig befreit, indem
1026. Otto infolge einer Verschwörung in die Verbannung ziehen mußte und einige Jahre nachher, als von einem andern Gliede dieser ehrgeizigen Familie der Versuch wiederholt ward, die Republik die einflußreichsten Glieder des Geschlechts

vertrieb und dann ein Gesetz erließ, kraft dessen kein Doge mehr einen „Mitregenten“ sich beigeben und seine Gewalt durch zwei alljährlich neu gewählte Räte überwacht und beschränkt werden sollte. Nun war an eine Entwickelung zur Erbmonarchie nicht mehr zu denken; vielmehr begannen die Dogen, um die Last der Verantwortlichkeit zu mindern, von Zeit zu Zeit die Häupter der angeseheneren Familien bei wichtigen Angelegenheiten zu Beratungen „einzuladen“, als einen „Rat der Erbetenen“ (consiglio dei pregadi) um sich zu sammeln. 1032

Aus dem Streit der Kirche mit dem Kaisertum zog Venedig den Gewinn, daß der Bischof von Grado seinen Sitz nach der Markusstadt verlegte, um durch die Republik gegen die anmaßenden Forderungen des Erzbischofs von Aquileja geschützt zu werden. Dadurch wurde die geistliche und die weltliche Macht aufs innigste verbunden, indem der Doge den Bischof ernannte und ihm eine bestimmte Einnahme von Staats wegen zuwies. Auch die Eroberungssucht des Normannenherzogs Robert Guiscard kam der seemächtigen Republik zu statten, indem die Komnenen in Byzanz, für ihre griechischen Besitzungen besorgt, die Bundesgenossenschaft Venedigs durch große Handelsvergünstigungen erkauften.

Signorie und großer Rat.

So konnten denn die energischen Kaufleute von S. Marco, welche Staatsklugheit und Unternehmungsgeist mit Kriegskunst und Seetüchtigkeit verbanden und deren Kräfte fort und fort durch die Ungarn und Normannen in Übung gehalten wurden, beim Beginn der Kreuzzüge mit den ältern Seestaaten Pisa und Genua in den Wettkampf eintreten, und aus unsrer früheren Darstellung dieser wundersamen Weltbegebenheit geht zur Genüge hervor, mit welchem Erfolg sie das thaten und wie sie ihre Rivalen zu überflügeln wußten. In Ptolemais, Tyros und andern Orten des Königreichs Jerusalem erwarben sie abgeschlossene Gebiete mit besondern Privilegien und Marktrechten. Mit diesem Aufschwung war eine weitere Entwickelung zur aristokratischen Republik verbunden. Während der Kämpfe Friedrichs I. mit Papst Alexander III. und den lombardischen Städten, die wir im sechsten Band dieses Werkes dargestellt haben, wurden die Venetianer mehrfach in den Parteistreit hineingezogen; zugleich gerieten sie wegen Ankona in einen Krieg mit dem byzantinischen Reich. Die Unfälle, welche die Republik darin erlitt, verbunden mit einer verheerenden Pest, erzeugten in der Stadt eine große Gährung. Es entstand ein Aufruhr, in welchem der Doge Vital 1172.
Michieli, dem man die Hauptschuld beimaß, von dem rasenden Volke ermordet ward. Nun stellte man eine Vertretung der Bürgerschaft, etwa achtzig Notablen, alljährlich aus allen Quartieren der Stadt gewählt, als „großen Rat“ dem Dogen und seinem Regierungskollegium, der „Signorie“, zur Seite. Auf diesen großen Rat, der aus den angesehensten Geschlechtern der Stadt zusammengesetzt, die Keime einer Erbaristokratie in sich trug, gingen nun allmählich alle Rechte und Befugnisse über, welche früher die Volksversammlung geübt hatte.

Nur in seltenen Fällen, um wichtigen Beschlüssen oder Grundgesetzen eine höhere Sanktion zu verleihen, holte man die Zustimmung der Volksgemeinde ein, die dann,

da man sich zum voraus der öffentlichen Meinung versichert hatte, durch Akklamation erteilt ward.

Machtstellung der Republik. Dieses Aristokratenregiment war in der ersten Zeit seines Bestehens für die Blüte der Republik höchst förderſam; denn alle Teilnehmer wetteiferten in patriotischer Hingebung an ein Staatswesen, dessen Ruhm und Ehre jedem einzelnen zu gute kam. Wir haben gesehen, welchen gewaltigen Eindruck die stolze Meerbeherrscherin schon unter dem Dogen Ziani, dem Nachfolger des unglücklichen Michieli, auf die glänzende Versammlung machte, die auf dem berühmten Mai 1177. Kongreß um die Häupter der Christenheit sich in der Lagunenstadt einstellte (VI, 730). Noch höher aber sollte dieser Ruhm steigen, als zu Anfang des nächsten Jahrhunderts unter dem Dogen Enrico Dandolo jene denkwürdige Unternehmung gegen Konstantinopel ausgeführt ward, deren Verlauf und Folgen wir früher kennen gelernt (VII, 92 ff.). Nicht nur, daß Kandia und mehrere der schönsten Inseln des Archipels, daß eine Menge Städte in Morea, Livadien, Albanien und die meisten nahegelegenen Eilande in die Gewalt der Republik oder ihrer Lehnsträger kamen, solange das lateinische Reich in Griechenland dauerte, waren die Venetianer Herren und Meister im Osten. Weder die Beherrscher Konstantinopels noch die übrigen Fürsten und Statthalter in den griechischen und makedonischen Landen konnten ihrer Unterstützung entbehren. Die Wiederherstellung des byzantinischen Kaisertums war daher ein harter Schlag für die venetianische Handelsmacht, indem die rivalisierenden Genuesen, die bei dieser Herstellung thätige Hilfe geleistet, und mit denen seit Jahren, wie erwähnt, die Republik einen langwierigen und wechselvollen Seekrieg führte, nunmehr einen großen Teil des Erbes antraten (VII, 104). Sie erwarben die Vorstadt Pera, und da sie sich in hohem Grad der Gunst des byzantinischen Kaisers zu erfreuen hatten, so überflügelten sie die Venetianer in der Levante und im Schwarzen Meer. Um den Verlust auszugleichen, knüpften die Venetianer Verbindungen mit den arabischen Staaten an und bezogen seitdem die ostindischen Waren über Alexandrien. Indessen blieben noch unterthänige Landschaften genug übrig, in denen die edeln Familien ihre Glieder unterbringen konnten.

Die „Schließung des großen Rats". 1297. Während die Feindseligkeiten gegen Genua noch im Gang waren, wurde unter dem Dogen Pietro Gradenigo durch einen neuen Staatsstreich, „die Schließung des großen Rats" (il serrar del maggior consiglio), die aristokratisch-oligarchische Verfassung ihrer Vollendung entgegengeführt, indem die herrschende Adelspartei durch eine schlau ersonnene Wahlreform es dahin brachte, daß das bisher alljährlich neugewählte Ratskollegium sich in eine geschlossene Gesellschaft von Erbaristokraten verwandelte. Denn seitdem konnten die Ratsherren nur aus einer Anzahl von Familien, deren Namen in dem „Goldenen Buche" verzeichnet waren, gewählt werden. Von der Zeit an beschränkte sich der Vorzug des Adels in Venedig auf die altadligen und popolaren Familien, welche sich Stellen im großen Rat bewahrten, während viele nach der früheren

Vorstellung adlige Häuser, oft nur verschiedene Linien einer der regierenden Familien, in die Masse des unterthänigen Volkes herabsanken." Diesen letzteren ließ man noch gerade so viel Hoffnung übrig, „als notwendig war, ihren Unwillen unthätig zu machen. Man stellte die Reform anfangs als eine nur temporäre Maßregel dar, wodurch der Versuch gemacht werden sollte, die Staatsverwaltung zu vereinfachen und die Republik durch Konzentrierung der Gesamtkraft über die schwierige Zeitlage ungefährdet hinauszuführen. Auch bestand ja noch immer die Volksversammlung, in welcher dem ursprünglichen Begriff nach die Staatshoheit ruhte, und wenn sie auch zum leeren Schatten geworden war, konnte ihr nicht wieder Lebenskraft eingeflößt werden? Alle diese Hoffnungen und Vorspiegelungen aber waren nur Täuschung. Die Erbaristokratie erstarkte und erstarrte mehr und mehr; und wenn auch hin und wieder in schweren Zeiten die Zahl der Nobili im Goldenen Buch durch Aufnahme einiger neuen Familien gegen hohe Geldsummen um ein geringes erweitert ward, im ganzen dienten alle Änderungen, welche noch ferner in der venetianischen Verfassung vorgenommen wurden, nur dazu, das Erbaristokraten-System wirksamer und unvergänglicher zu machen.

Meistens waren diese Änderungen die reaktionären Gegenwirkungen von Umsturzversuchen. Solange der Krieg mit Genua dauerte, ließen es sich die Venetianer gefallen, daß die ganze Staatsgewalt in den Händen weniger Familien vereinigt ward, zumal da diese ihre vaterländische Hingebung und politische Tugend aufs glänzendste bewährten; als aber ruhigere Zeiten kamen und es klar zu Tage trat, daß von den vielen Berufenen nur wenige auserwählt seien und daß die arglistig genährte Hoffnung nur ein Trugbild gewesen, da begannen sich Gegenbestrebungen zu regen, die, weil sie kein gesetzliches Organ mehr fanden, sich auf den Weg der Verschwörung gewiesen sahen. So versuchten schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, als Venedig wegen des Besitzes von Ferrara mit dem französischen Papst Clemens V. in unglücklichem Streit lag und die Republik durch den Fluch der Kirche großen Schaden an ihren auswärtigen Handelsgütern nahm, mehrere Glieder zurückgesetzter Adelsfamilien in Verbindung mit Popolanen, die nicht den ratsfähigen Geschlechtern beigezählt worden, unter der Führung des Bajamonte Tiepolo, eines angesehenen Edelmannes, das herrschende Aristokratenregiment mit gewaffneter Hand zu stürzen und eine Reform der Verfassung im liberalen Sinne zu erzwingen. Der Plan wurde jedoch verraten, so daß der Doge Zeit fand, sich zur Gegenwehr zu rüsten. Nach einem blutigen Kampfe auf dem Markusplatz und an der Rialtobrücke wurden die Verschwornen und ihre gedungene Mannschaft zum Weichen gebracht. Von den Führern wurden mehrere hingerichtet, die andern in die Verbannung gejagt.

Freiheitliche Opposition. — Tiepolo. 1310.

Diesen Umsturzversuch benutzte die Aristokratie zur Mehrung und zugleich zur Sicherung ihrer Machtstellung. Hatte schon vorher das Kollegium der Vierzig

Die Staatsinquisitoren.

(Quarantie), der oberste Gerichtshof der Republik, durch die Überwachung und Leitung der Ratsherrenwahlen den Charakter eines Areopags, eines Hüters und Wächters der bestehenden Gesetze, gehabt, so wurde jetzt noch ein besonderes Institut für politische Zwecke in den zehn Staatsinquisitoren geschaffen. „Um nämlich zu erforschen, wer alles und inwieweit sich jeder in die unterdrückte Verschwörung eingelassen habe, und um die Schuldigbefundenen, deren man habhaft wurde, zu bestrafen, ward eine außerordentliche Kommission von zehn Männern eingesetzt, ein Polizeigericht mit der ausgedehntesten Vollmacht, jeden, ohne Ansehen des Standes und der Person, vor sein Tribunal zu ziehen, sich aller Mittel zu bedienen, seiner habhaft zu werden und Strafen zu verhängen, wie es ihm gut scheine.“ So entstand der berüchtigte Zehnerausschuß, ein Gerichtsinstitut, das anfangs nur auf zwei Monate eingesetzt, durch immer erneute Verlängerung solange in Übung gehalten ward, bis es endlich (1335) vom großen Rat und vom versammelten Volke zu einem unentbehrlichen und für immer notwendigen Organ der republikanischen Verfassung erklärt wurde.

Venetianische Politik. Kurz darauf gerieten die Venetianer in einen Krieg mit Mastino della Scala von Verona, welcher sein Salz nicht mehr von ihnen beziehen wollte und durch Zölle ihren Handel vielfach beeinträchtigte. Sie schlossen ein Bündnis mit mehreren Städten und Dynasten Oberitaliens, auch mit Mantua und Florenz, wodurch sie in den Stand gesetzt waren, mit großer Heeresmacht ins
1338. Feld zu rücken. Der Herzog wurde zu einem nachteiligen Frieden und zur Abtretung von Treviso und Bassano an die Republik gezwungen. Der herrschenden Kaufmannschaft genügte es nicht durch gewinnreichen Handel im Orient,
1342. durch vorteilhafte Handelsverträge mit dem Sultan von Ägypten und Syrien, durch Privilegien, Zollbefreiung und Monopole in den Häfen und Märkten von Alexandrien und Aleppo ihre Reichtümer zu mehren, sie strebte auch nach Besitzungen auf dem Festlande, um größeren Absatz ihrer Waren zu erzielen, um Auflagen und Zölle einzuführen, um Arbeiter und Seeleute für ihre Fabrik- und Handelsunternehmungen zu erwerben. In dem veronesischen Krieg hatte ein Fremder, Pietro de' Rossi von Parma, den Oberbefehl über die Kriegsmacht geführt. Man fand darin eine Garantie gegen den Ehrgeiz einheimischer Großen, daher auch in der Folge stets ein auswärtiger Feldherr an die Spitze der Heere berufen ward, dem jedoch zwei venetianische Kriegsräte zur Seite traten. Denn die Staatsklugheit der Republikaner erkannte als wirksamste Mittel zur dauernden Sicherung ihrer Macht eine möglichste Teilung der Gewalt unter alle Glieder der Oligarchie, Schwächung der Herrscherbefugnisse des Dogen, damit das Amt nicht zur monarchischen Fürstenmacht sich ausbilde, und strenge, mit Terrorismus gepaarte Überwachung und Unterdrückung aller unruhigen Köpfe. Darum errichtete man eine Menge Kollegien, Tribunale, Kommissionen und außerordentliche Stellen von vorübergehender Dauer, um möglichst vielen aus den Aristokratengeschlechtern einen wahren oder scheinbaren Anteil an der Regierung zu geben;

darum umgab man das Kollegium der zehn Männer, in das man nur ältere Leute wählte, mit allen zur Verbreitung von Furcht und Schrecken geeigneten Mitteln und Gewalten, mit Spähern und Angebern, mit Kerkern, Foltern und Bleikammern, damit die Staatsinquisition bei jeder Regung politischer Unruhen, bei jedem Symptome revolutionärer Gährung sogleich mit aller Energie einschreiten, jede Bewegung im Keime niederschlagen könne. Alle Tritte und Schritte wurden überwacht, alle Worte belauscht, alles Volksleben beobachtet.

Der Doge Marino Falieri glaubte den Haß der unteren Volks- Marino Falieri. 13 5.
klassen gegen die übermütige und tyrannische Aristokratie, die ihr System des Schreckens immer unerträglicher ausbildete, zu seiner eignen Erhöhung benutzen zu können, entweder in der Art, daß er nach dem Beispiele der Visconti und andrer Dynasten (der Carrara in Padua, der Scala in Verona, der Este von Ferrara, der Gonzaga von Mantua, der Manfredi von Faenza) sich zum Stadtherrn emporschwänge, oder daß er die oligarchische Tyrannei bräche und die Dogenwürde wieder aus ihrer schattenhaften Erniedrigung zu einer wirklichen Herrschaft aufrichtete. Aber die Verschwörung, die er mit einigen Führern der Volkspartei anzettelte, wurde durch die wachsamen Staatsinquisitoren entdeckt, worauf der Doge mit dem Schwerte auf der Riesentreppe des Palastes enthaup- April 1355.
tet ward, die übrigen Teilnehmer mit dem Strange büßten. Wie bei vielen politischen Katastrophen spielten auch in diese Begebenheit Liebe und Eifersucht hinein und bewirkten ihre spätere romantische Ausschmückung, wonach Falieri durch die höhnende Frechheit des Michele Steno, der seine schöne junge Gemahlin verführt, zur Rache angestachelt worden sein soll.

Kurz nach dieser Begebenheit brach der erwähnte Krieg mit König Lud- Feinde ringsum.
wig dem Großen von Ungarn aus. Die Venetianer sprachen die Seeherrschaft in der Adria an, waren aber doch nicht immer im stande dem Piratenwesen zu steuern oder das Zusammentreffen feindseliger Seefahrer zu verhindern. Davon nahm Ludwig, als einige Fahrzeuge seiner Unterthanen von neapolitanischen Schiffen aufgebracht wurden, Veranlassung, die Republik mit Krieg zu überziehen, um ihre festländischen Besitzungen an sich zu bringen. Nach vierjährigen Kämpfen sahen sich die Venetianer genötigt, den Frieden durch Abtretung der dalmatischen Küstenstädte zu erkaufen. Die nächsten zwei Jahr- 1358.
zehnte waren mit andern wechselvollen Kriegen erfüllt, aus denen die Venetianer, dank der vaterländischen Thätigkeit der Nobili und der opferfreudigen Hingebung der Kaufmannschaft, zuletzt siegreich und gekräftigt hervorgingen. Kaum hatten sie Kandia, wo die gedrückten und zurückgesetzten Kolonisten sich mit den eingebornen Griechen zu einer großartigen Empörung vereinigt, nach schweren Kämpfen wieder zur Unterwerfung gebracht und den Aufruhr im Blute 1367.
der Führer erstickt, so gerieten sie mit Francesco Carrara von Padua, welcher sein Stadtgebiet von der Handelsherrschaft der Republik befreien und den Lauf der Brenta durch Kanäle brechen wollte, in einen Krieg, der durch die Teilnahme

des Patriarchen von Aquileja, des Königs von Ungarn, des Herzogs von Österreich u. a. bald weitere Dimensionen annahm.

Der Chioggia-Krieg. 1379–1381. Aber die größte Gefahr drohte der Lagunenstadt, als ihre alte Nebenbuhlerin Genua sich den übrigen Feinden anschloß, um die verhaßte und von allen Seiten bedrohte Republik aus ihrer Machtstellung zu drängen und im griechischen Reiche wie auf dem Archipel die ausschließliche Handelsherrschaft an sich zu bringen. Noch niemals waren die Venetianer in solcher Not als unter dem Dukat des Andreas Contarini im letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts. Alle christlichen Anwohner des Mittelmeers wurden in den Kampf hineingezogen; die Mehrzahl stand auf seiten der Genuesen und ihrer Verbündeten, zu Venedig hielten nur Bernabo Visconti von Mailand und einige aragonische und cyprische Galeeren. Auf der Höhe von Pola führte Lucian Doria die venetianische Flotte weg bis auf vier Galeeren, mit denen sich Vettor Pisani rettete; darauf setzten sich die Genuesen auf Chioggia fest, wovon der Krieg den Namen führt, verlegten ihr Hauptlager nach Malamocco und zielten auf das Herz der verhaßten Rivalin, während die Paduaner und Ungarn von andern Seiten anrückten. In dieser Not entfalteten die Venetianer Energie und Heldenmut. Die Nobili rüsteten auf eigne Kosten vierunddreißig Galeeren aus und die Kaufmannschaft, an Vaterlandsliebe mit dem Adel wetteifernd, brachte die größten Geldopfer. Diese Hingebung sollte nicht unbelohnt bleiben. Es gelang dem Dogen in einer mondhellen Winternacht
23. Dez. 1379. die genuesische Flotte in Chioggia einzuschließen und in solche Bedrängnis zu bringen, daß die Mannschaft sie im Stich ließ; fünfzehn Galeeren steckte sie mit eigner Hand in Brand, elf fielen in die Gewalt der Venetianer. Auf dem Insellande Chioggia umringt und jeglicher Hilfe und Zufuhr beraubt, gerieten die Genuesen bald in die furchtbarste Not. Alle Versuche der Mannschaft, sich durchzuschlagen, alle Angriffe befreundeter Schiffe auf die venetianische Flotte wurden vereitelt, und da die kleinen Fahrzeuge, die sich mit einigen Lebensmitteln von Padua durchzuschleichen wußten, die Bedürfnisse nicht mehr deckten, so mußten
1380. die Genuesen sich endlich ergeben. Am 21. Juni schiffte Tizio Cibò, der genuesische Anführer auf Chioggia, zu dem Dogen und schloß mit ihm die Kapitulation ab, welche 5000 Genuesen und 32 Galeeren in die Hände der Sieger lieferte.

Siege und Friedensschlüsse. Diesem Schlage folgte bald die Unterwerfung aller von feindlichen Truppen besetzten festen Orte in der Nähe der Lagunenstadt, an der istrischen und dalmatischen Küste. Die genuesischen Schiffe wurden durch den Flottenführer Carlo Zeno, den Nachfolger des während des Krieges in Manfredonia gestorbenen Vettor Pisani, auf allen Meeren verfolgt und zerstreut; bis an die ligurische Küste segelten die venetianischen Galeeren und bedrohten den Hafen von Genua. Da kam endlich unter Vermittelung des Grafen Amadeus von Savoyen in Turin
Aug. 1381. eine Reihe von Friedensschlüssen mit Genua, Ungarn, Padua und dem Patriarchen von Aquileja zu stande, welche die Handelsmacht und Seeherrschaft der

Republik aufs neue befestigten und dem Staate große Einkünfte, Gebietserweiterungen und Vorteile aller Art eintrugen. Bald nach Abschluß dieser Friedensverträge starb der Doge Andrea Contarini. Unter seinem zweiten Nachfolger, Juni 1382. dem strengen und gerechten Antonio Venier, wußte die Aristokratie das durch den Sieg über die Genuesen gesteigerte Ansehen der Republik zu neuen Erwerbungen nach außen, zur Ausdehnung der Handelswege und zur Befestigung ihrer Macht im Innern zu benutzen. Die Insel Korfu fiel von Neapel ab und stellte sich unter die Oberhoheit der Signorie; gegen eine Jahresrente an die letzte Erbin von Argos und Napoli di Romania kamen diese Landschaften im östlichen Peloponnes an die Republik; mit Flandern und den Niederlanden eröffnete sich ein lebhafter Verkehr. In Venedig selbst fand sich das Volk allmählich in die oligarchische Herrschaft der Nobili, die ihm für den Verlust der Freiheit Reichtum, Handelsvorteile und eine geachtete Stellung im Ausland boten.

Die verschiedenen Stände, bemerkt Leo, hatten sich bereits in ihre Sphären eingelebt, Der aristokratische Staatsorganismus. die Aristokratie war nicht nur gegründet, sondern auch die Gewaltsamkeit ihrer Befestigung vergessen. „Nur selten noch wurde das Volk zu Genehmigung von Beschlüssen des großen Rates versammelt und dachte nicht mehr an seine ehemalige Teilnahme an öffentlichen Verhältnissen, die nun auch viel zu verwickelt und schwierig waren, als daß es in sie hätte eingreifen können. Die Glieder der Quarantie wurden vom großen Rate und nur aus ratsfähigen Geschlechtern erwählt, die des großen Rates von der Quarantie geprüft. So bildete die Aristokratie einen völlig geschlossenen Kreis, der seinen Mittelpunkt im großen Rate, aber in der Signorie, der Quarantie und den Pregadi Sektionen hatte, denen bestimmte einzelne Zweige der öffentlichen Thätigkeit kommittiert waren. Zu den Versammlungen der Pregadi wurden allmählich fast alle höheren Behörden zugezogen, deren Gesamtheit dann den Senat bildete und zuweilen auch den Namen der Pregadi in weiterem Sinne führte. Die Ernennung der Pregadi selbst konnte, nachdem der ganze Staatskörper sich aristokratisch umgebildet hatte, nicht mehr aus allen Bürgern statthaben, sondern die Teilnahme auch an diesem, früher am meisten ohne äußere Rücksichten komponierten Korps ward auf die Aristokratie beschränkt, und schon vorher war die Erteilung der Berechtigung zu dieser Teilnahme nicht mehr vom Dogen allein ausgegangen, sondern seit Jacopo Tiepolos Zeit im ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts wurden jährlich sechzig Pregadi durch vom großen Rate dazu bestimmte Wahlherren ernannt. Die feste Form, welche durch alle diese Umwandlungen die Regierung von Venedig angenommen hatte, äußerte einen sehr wohlthätigen Einfluß auf den Handel und auf das Gewerbsleben. Die Aristokraten entzogen sich mehr und mehr diesen Richtungen, und das Aufhören ihrer Konkurrenz (wenigstens bis auf einen gewissen Grad) gab an sich schon einen vorteilhaften Spielraum für die Thätigkeit der niederen Klassen. Sodann aber war die notwendige Folge von der Schwierigkeit öffentlicher Geschäfte und davon, daß nun eine Klasse von Menschen da war, die sich ausschließend vor andern und ihr lebenlang damit beschäftigten, die Entwickelung einer ganz ungewöhnlichen Einsicht in politische Verhältnisse."

b. Machthöhe der Republik.

Im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts bot sich der Republik Venedig Eroberungen auf dem Festlande. 1402—1406. eine günstige Gelegenheit, ihre Herrschaft auch über das italienische Festland auszudehnen und einen Staat zu gründen, der dem aufstrebenden Hause Visconti ein Gegengewicht bieten konnte. Es wurde erwähnt, daß nach dem Tode des

ersten Herzogs von Mailand verschiedene Fürsten und Magnaten, voran die Carrara in Padua und die Scala in Verona Versuche machten, die Besitzungen, welche sie an die Visconti hatten abtreten müssen, wieder an sich zu bringen. Es gelang ihnen wohl, das mailändische Joch abzuschütteln, aber sie arbeiteten nur für die staatsklugen, gewaltthätigen Venetianer. Im Gedränge mit den zahlreichen Gegnern schloß die verwitwete Herzogin mit der Lagunenrepublik einen Bund, damit diese die nahegelegenen Städte und Landschaften schütze. Die Venetianer gingen gern auf das Bündnis ein. Sie nahmen Mietstruppen in Sold und führten, unterstützt von der Zwietracht der von Parteiungen zerrissenen Bürgerschaften, mit den alten Feinden ihres Gemeinwesens einen vierjährigen Krieg zu Land und zu Wasser, der sie nicht bloß auf immer von jenen Gegnern befreite, sondern sie zu Herren des nordöstlichen Italiens und des Adriatischen Meeres machte. Die Städte Vicenza, Verona, Bassano, Feltre, Belluno und Padua samt den dazu gehörigen Landschaften ergaben sich allmählich den Venetianern und erkannten die Oberhoheit der Republik an. Die letzten Glieder der einst so mächtigen Familie der Scala schlossen ihre Tage als Schützlinge der Kaufmannstadt oder als Verbannte; der alte Francesco von Carrara und seine beiden Söhne wurden zuerst in einen Käfig gesperrt, acht Fuß breit und zwölf Fuß lang, und dann erdrosselt. Es war eine treulose, grausame Zeit, in der alles menschliche Gefühl der kalten Staatsräson und erbarmungsloser politischer Berechnung weichen mußte; und diese allgemeine Zeit- und Geistesrichtung brachte die hartherzige Aristokratie in der Lagunenstadt ganz besonders zum Ausdruck.

Kriege gegen die Türken und gegen Kaiser Siegmund.

Die Verwickelungen, welche bald darauf durch die Kirchenspaltung, durch die Eroberungspläne des Königs Ladislaus, durch die Parteiungen in der ganzen Halbinsel herbeigeführt wurden, wußte die venetianische Regierung zu neuen Gebietserweiterungen zu benutzen, zumal da Genua, zwischen Mailand und Frankreich im Gedränge, nur geringen Vorteil aus dem siegreichen Vordringen der befreundeten Türken zu ziehen vermochte. Doch litten die venetianischen Besitzungen in Griechenland, auf Negroponte und auf den Inseln des Archipel
1416. manchen Schaden durch die Osmanen, bis der Sieg, den Pietro Loredano auf der Höhe von Gallipoli über die stärkere türkische Flotte davontrug, das Gleichgewicht herstellte. Einen drohenden Charakter nahm anfangs ein Krieg mit Kaiser Siegmund an, welcher die feindselige Gesinnung und Politik seines Schwiegervaters Ludwig von Ungarn geerbt und, wie früher erwähnt (S. 192), bereits unter dem Dukat des Michael Steno die Republik bekriegt hatte. Er brachte Belluno und Feltre in seine Gewalt, ernannte einen Sprößling der Scala, der sich unter seinen Schutz geflüchtet, zum Reichsvikar in den alten Stammlanden des Hauses und schloß ein Bündnis mit dem Patriarchen von Aquileja. Aber durch den geschickten Feldhauptmann Filippo d'Arcelli, den die Venetianer in ihre Dienste genommen, wurden nicht bloß alle früheren Besitzungen

zurückerobert, der Patriarch von Aquileja auf seine Bischofsstadt beschränkt 1421.
und ganz Friaul zur Huldigung gezwungen, sondern sogar die dalmatischen Inseln und Küstenstädte, welche einst Ladislaus der Dogenstadt entrissen, mußte Siegmund wieder abtreten.

Infolge dieser Siege besaß Venedig alle Küsten des Adriatischen Meeres von den Pomündungen durch Venetien, Friaul, Istrien, Dalmatien hindurch bis nach Albanien; auch Korfu und Negroponte gehörten der Republik. Zugleich unterwarfen sich viele der kleinen griechischen Despoten im Peloponnes und in den übrigen byzantinischen Staaten; denn sie hatten Schutz nötig gegen die wachsende Macht der Türken, gegen die sie der schwache Kaiser zu Konstantinopel nicht zu schützen vermochte. Auch Salonichi kam auf einige Jahre in die Gewalt der Venetianer, bis die Osmanen nach einem heftigen Seekrieg die wichtige Stadt wieder eroberten.

Damals war Francesco Foscari, ein unternehmender Mann von großen Talenten und hochfliegenden Entwürfen, durch die Anstrengungen seiner Freunde zum Dogen gewählt worden, so sehr auch die älteren bedächtigeren Herren widerstrebt hatten. Unter diesem feurigen Oberhaupte wurde die Republik zu einer Eroberungspolitik fortgerissen, die zwar zu einer weiteren Ausdehnung ihres Gebiets auf dem Festlande führte, aber dem Handelsstaat eine veränderte Richtung gab und ihn in eine Reihe schwieriger Verhältnisse verwickelte. Man wollte die Visconti in Mailand aus ihrer Machtstellung in Italien verdrängen. Zu dem Zweck bildete sich, wie früher erwähnt, unter der Leitung von Venedig eine Liga, welcher die Republik Florenz, sowie die 1425.
Dynasten von Ferrara (Este), Mantua (Gonzaga) und Ravenna (Obizzo da Polenta) beitraten. Francesco von Carmagnola, der berühmteste Feldhauptmann seiner Zeit, welcher gerade damals mit dem Herzog, seinem früheren Gönner, zerfallen war, übernahm die Führung des Bundesheeres, Bembo, ein nicht minder geschickter Führer, stand ihm als Kriegsrat zur Seite. Nach vielen heftigen Kämpfen in der Po-Ebene wurde unter päpstlicher Vermittelung ein Friede geschlossen, in welchem Venedig die Stadtgebiete von Brescia und Ber- 1428.
gamo gewann und der Herzog von Mailand sich mehrere Beschränkungen seiner Eroberungspolitik gefallen lassen mußte. Diese Demütigung reizte das stolze Herz des Visconti; er nahm mehrere der gefürchtetsten Condottieri in Sold, schloß Verträge mit Genua und Kaiser Siegmund und eröffnete den Krieg aufs neue. Von beiden Seiten zogen beträchtliche Heerhaufen zu Fuß und zu Roß ins Feld; zugleich fuhren venetianische Schiffe mit Kriegsmannschaft den Po hinauf, während die Hauptflotte unter Pietro Loredano gegen die Genuesen in See stach. Der Herzog richtete seine ganze Aufmerksamkeit gegen das venetianische Geschwader auf dem Fluß, und es gelang ihm, demselben eine Niederlage beizubringen, ohne daß Carmagnola einen Versuch zur Rettung gemacht hätte; dagegen schlug Pietro Loredano, das Haupt einer dem Dogen und dem Condottiere feindlich gesinnten Partei, die genuesische Flotte vollständig, führte den Admiral Franz Spinola und viele angesehene Bürger in Kriegsge-

Foscaris Eroberungspolitik und Carmagnolas Ausgang. 1425–1432.

fangenschaft und verwüstete die ligurische Küste. Wenn der Visconti bei seinem Kriegsplan die Absicht gehabt hatte, den verhaßten Feldherrn bei den Ratsherren verdächtig zu machen, so erreichte er seinen Zweck. Die Gegner wußten den Argwohn zu wecken, Carmagnola habe die Republik verraten. Bei der leidenschaftlichen Aufregung, die durch den landsmannschaftlichen Krieg in den Gemütern erzeugt ward, fanden die verdächtigenden Reden leicht Glauben. Man betrachtete den Condottiere als Verräter an der Republik, besonders als auch ein Feldzug nach Friaul gegen die Ungarn ohne Erfolg blieb. Das Kollegium der Zehn beschloß daher, den Kriegsobersten in Haft zu nehmen und zu bestrafen. Man lockte den Arglosen unter dem Vorwande einer Friedensberatung in die Stadt und ließ ihn nach einem glänzenden Empfang während der Nacht ins Gefängnis bringen, wo man ihn mit Seil und Feuerbränden so lange folterte, bis er die zum Beweis seiner Schuld erforderlichen Geständnisse ablegte; dann wurde der gefürchtete Feldhauptmann und Bandenfürst, der einst in seiner Heimat bei Saluzzo die Dienste eines Hirten und Bauern versehen, vor dem Dogen-
5. März 1432. palast öffentlich enthauptet, ein Staatsstreich unter dem Schein eines Gerichtsverfahrens, ein Akt des politischen Terrorismus, berechnet, unter den Soldhauptleuten Schrecken zu verbreiten. Denn was man dem Carmagnola unerwiesen zur Last legte, gehörte in jener treulosen Zeit zu den gewöhnlichen Erscheinungen des Tages. Die Condottieri hielten häufig die Schicksale der Dynastien und Regierungen in ihrer Hand und bedienten sich dieser Macht nach ihrem persönlichen Vorteil; die Hinrichtung Carmagnolas sollte allen Feldobersten eine Mahnung sein, daß sie für ihre Handlungen Rechenschaft abzulegen hätten. — Als im Fortgang des Krieges der Herzog von Mailand der Republik Feinde im eignen Lande zu erwecken suchte und zu dem Zweck den Marsiglio Carrara, einen Sprößling der alten Dynastenfamilie von Padua, mit einiger Mannschaft abschickte, um die Herrschaft seines Hauses wieder aufzurichten, wurde derselbe von dem Landvolk gefangen genommen und den Venetianern ausgeliefert, die
März 1435. ihn mit mehreren seiner Begleiter enthaupteten.

Ausdehnung des Kriegs. Immer gewaltiger gestaltete sich nunmehr der Kampf; fast ganz Ober- und Mittelitalien wurde in denselben verflochten, und die größten Condottieri der Zeit, auf seiten des Herzogs Piccinino, auf seiten der Liga Franz Sforza, der gefürchtete Sohn des neapolitanischen Connetable, den die Florentiner, und der kühne und geschickte Gattamelata, den die Venetianer in ihre Dienste gezogen, maßen ihre Kraft und strategische Kunst gegeneinander. Von Brescia, wo sich die venetianische Besatzung jahrelang mit der größten Tapferkeit gegen das herzogliche Belagerungsheer verteidigte, erstreckte sich der Kriegsschauplatz nach Verona und Vicenza und an die schönen Gelände des Gardasees. Aber die Wahrnehmung, daß unter den kriegerischen Wechselfällen das Schicksal der Staaten und Herrschaften immer mehr in die Hände der Condottieri geriet, daß bei diesen mit dem Bewußtsein ihrer Bedeutung auch die Ansprüche und Forde-

rungen sich steigerten, machte endlich beide streitenden Parteien zum Frieden geneigt. Die Venetianer behielten alle früheren Besitzungen: Bergamo, Brescia, Peschiera u. a., so daß die Republik als der mächtigste Staat des oberen Italiens gelten konnte. Auch Ravenna war in ihre Gewalt gekommen, und das Haus Polenta hatte das Geschick der Carrara und Scala erfahren. Der letzte Stadtherr Ostasio, der während des Krieges eine Zeitlang auf Mailänder Seite gestanden, starb mit seinem Sohne in der Verbannung auf Kandia. Nach dem Tode des Herzogs Filippo Maria kam, wie wir früher gesehen haben, Franz Sforza zur Herrschaft in Mailand, doch erst nach vielen wechselvollen Kriegen, in welche ganz Italien, voran die Venetianer, Florentiner und König Alfons von Neapel verwickelt waren und wobei wechselnde Bündnisse nach den politischen Vorteilen des Tages geschlossen und gelöst wurden. In diesen Kämpfen, während deren die Florentiner im Bestreben, ein politisches Gleichgewicht in Italien herzustellen, bald auf die eine, bald auf die andre Seite traten, erlitten die Venetianer manchen Schaden: bei Casalmaggiore kam ein Flußgeschwader in so schlimme Lage, daß der Anführer Andrea Quirini den Befehl gab, die Schiffe in Brand zu stecken, wofür er drei Jahre mit harter Gefangenschaft büßen mußte, und bei Caravaggio wurde ihr Landheer aufs Haupt geschlagen. Zugleich gerieten ihre Besitzungen im Osten durch die immer gewaltiger anwachsende Macht der Türken ins Gedränge und ihr levantischer Handel kam ins Stocken. Nur durch die größten Opfer und Anstrengungen konnte die Republik sich unter so schwierigen Verhältnissen auf ihrer Höhe behaupten. Aber mit den Schwierigkeiten wuchs auch die Energie der staatsklugen und kriegstüchtigen Kaufherren in der Lagunenstadt. Um dieselbe Zeit, da sich die Türken endlich in Konstantinopel festsetzten, da der Handelsstaat unendliche Verluste an Gütern und Waren erlitt und viele edle Mitbürger in der erstürmten Weltstadt am Bosporus ihr Leben einbüßten, sah sich Sforza zu dem Frieden von Lodi genötigt, in welchem den Venetianern alle früheren Besitzungen mit Einschluß von Crema zugesichert wurden, so daß sie mehr als die Mailänder die gebietende Macht in Oberitalien waren.

1441. — 17. Juli 1448. — April 1454.

Ausgang der beiden Foscari. 1457.

Durch alle diese Stürme hatte der Doge **Foscari** die Republik mit geschickter und starker Hand geleitet, ohne jedoch die Loredanische Gegenpartei versöhnen zu können. Zweimal hatte er seine Entlassung angeboten, aber seine Gönner, welche seine hohe Bedeutung zu schätzen wußten, hatten die Annahme verhindert. Endlich aber erlangten die Gegner die Oberhand: sie bewirkten, daß sein einziger Sohn Jakob in Anklagestand gesetzt, gefoltert und ins Elend getrieben ward; und kaum war der schuldlose, unglückliche Mann in der Verbannung gestorben, so trugen die Häupter der feindlichen Faktion, die damals an der Spitze der Zehn standen, auf die Absetzung des Dogen an, weil er aus Altersschwäche seinem Amte nicht mehr vorstehen könne. Acht Tage lang bekämpften seine Freunde den schmachvollen Vorschlag. Umsonst. Francesco

Foscari mußte den Dogenpalast, in dem er vierunddreißig Jahre gelebt und ge-
25. Okt. 1457. wirkt, verlassen. Als der greise Staatsmann, auf einen Stab gestützt, ohne fürstliche Kleidung die hohe Treppe hinabstieg, gab das Volk seinen Unwillen durch lautes Murren kund: aber der Adelsterrorismus war schon so fest begründet,
1. Nov. daß es nicht zum Aufstand kam. Wenige Tage nachher starb Foscari am gebrochenen Herzen, am Tage, als die Glocken die neue Dogenwahl verkündeten. Foscari hatte die Republik auf ihrer höchsten Macht und Blüte gesehen und das meiste zu ihrer stolzen Erhebung beigetragen. Doch war er nur einer von den vielen, welche mit gleicher Vaterlandsliebe und Hingebung ihres Lebens Regsamkeit für dieselbe Sache einzusetzen bereit waren. Wie oft auch die Parteileidenschaften widereinander entbrannten und die Wege und Ansichten auseinander gingen, wo es sich um die Größe, Macht und Wohlfahrt des Vaterlandes handelte, da gab es nur ein Ziel des Kampfes, da wetteiferten alle Geister und Hände in einem Streben. Noch tragen viele der stattlichen Paläste am großen Kanale die Namen jener Nobili, welche die Herrlichkeit der stolzen Lagunenstadt begründeten, aber wenn der Reisende auf der schwebenden Gondel dahingleitet, mag er wohl mit dem Dichter fragend ausrufen:

Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben?

II. Skandinavien und Schleswig-Holstein.

Litteratur: Die historische Litteratur Skandinaviens im Mittelalter, darunter auch die beiden Hauptwerke von Dahlmann und Geijer, ist schon teilweise Bd. V, 664 angegeben. Über Adam von Bremen und Saxo Grammaticus findet man die nötigen Angaben Bd. VI, 431 f., über die nordischen Königssagen (Heimskringla) von Snorre Sturleson, die zu Kopenhagen 1777 in 6 Foliobänden herausgegeben wurden, vgl. man Bd. V, 761. Das Werk von Sartorius-Langenbeck über die Hansa ist Bd. VII, 254 erwähnt, die Schriften über das Ordensland Preußen Bd. VII, 265. Nachträglich ist noch beizufügen: 1. Über Dänemark und Norwegen: Die Quellen in Jakob Langenbecks und P. Fr. Suhms Sammelwerk: Scriptores rerum Danicarum medii aevi. Havn. 1772—1792. 7 Bde.; A. Hvitfeld, Danemark Riges Krönike. Kopenh. 1652 Fol.; Th. Torfaei, Historia rerum Norvegicarum. Havn. 1711. Fol.; Monumenta historica Norwegiae ed. Storm. Christiania 1880; L. v. Holbergs Dänische Reichshistorie. Flensb. u. Leipz. 1757; L. A. Gebhardi, Allgemeine Geschichte der Königreiche Dänemark u. Norwegen (i. d. Halleschen allgem. Welthistorie). Halle 1768 f. 2 Voll. 4⁰; J. H. Schlegel, Geschichte der Könige von Dänemark aus dem Oldenb. Stamme. Kopenhagen 1769 f. 2 Voll.; R. Usinger, Deutsch-dänische Geschichte von 1189—1227. Berlin 1863; Gg. Waitz, Schleswig-Holsteinsche Geschichte in drei Büchern, Bd. 1, 2. Göttingen u. Leipz. 1851 f.; J. Hartung, Norwegen und die deutschen Seestädte bis zum Schluß des dreizehnten Jahrhunderts. Berlin 1877; Ph. Zorn, Staat und Kirche in Norwegen bis zum Schluß des dreizehnten Jahrhunderts. München 1875; D. Schäfer, Die Hansestädte und König

Waldemar von Dänemark. Hanseatische Geschichten. Gekrönte Preisschrift. Jena 1879. — 2. Über Schweden: Die wichtigsten Quellen der Geschichte von Schweden sind gesammelt in Scriptores rerum Suecicarum medii aevi von Fant, Geijer und Schröder. Upsala 1818—1825. 2 Bde. und von Rietz Scriptores Suecici medii aevi. Lund. 1842 ff. Die älteste von König Karl Knudson veranlaßte Schwedische Geschichte ist das Werk von Erich Olai (✝ 1486) Historia Suecorum Gothorumque per Ericum Olai. Stockh. 1654; Swea Rikes historia af Olaf Dalin ins Deutsche übersetzt. Greifswald 1756 ff.; Swen Lagerbring, Swea Rikes Historia, in deutscher Bearbeitung. Rostock 1776; Fr. Rühs, Geschichte Schwedens. Halle 1803—1814. 5 Tle.; dann H. Hildebrand, Sveriges medeltid 1350—1521. Stockholm 1878.

1. Innere Zustände Skandinaviens.

a. Dänemark und Norwegen.

Wenn wir die beiden Nordstaaten in einem geschichtlichen Überblick zusammenfassen, obwohl sie vor der Kalmarer Union ein getrenntes Staatsleben unter eignen Königen verbrachten, so geschieht es teils wegen des ähnlichen Entwickelungsganges der öffentlichen Zustände und ihrer vielfachen, bald freundlichen bald feindlichen Berührungen, teils im Hinblick auf die spätere dauernde Vereinigung der beiden durch Natur, Geschichte und dynastische Verbindungen vielfach aufeinander gewiesenen Völker. Die Keime, die der große und weise König Knud, dessen Regierung wir im fünften Bande dieses Werkes kennen lernten (V, 708 ff.), in die Erde gesenkt, wurden trotz der stürmischen Zeiten, die nach seinem Tode über die drei von ihm beherrschten Reiche hereinbrachen, und trotz der Gewaltthätigkeiten, denen in Dänemark und Norwegen so viele Könige zum Opfer fielen, erhalten und ausgebildet. Die alten nationalen Eigentümlichkeiten wurden allmählich durch Einführung fremder Einrichtungen und Sitten den Zuständen des übrigen christlichen Abendlandes näher geführt. Wenn das Königtum noch immer seinen volkstümlichen Ursprung bewahrte, so daß in der Regel die Krone im Mannsstamme der herrschenden Dynastie vererbte, aber dieses Erbrecht bei jedem Thronwechsel der Anerkennung und Bestätigung durch die freie Volksgemeinde bedurfte, so strebten doch die Könige, seitdem mit Swend Esthridson, dem Schwestersohne Knuds (V, 677), kein Rückfall zum Heidentum mehr vorkam, nach der Weihe der Kirche, um den volkstümlichen Ursprung und Charakter des Herrscheramtes unter dem höheren Begriff „von Gottes Gnaden“ zu verbergen. Deshalb waren auch die nordischen Könige eifrige Förderer der päpstlichen Hierarchie. Nicht nur daß sie die Bistümer, die in Wiborg und Aarhus für Nordjütland, in Ripen für Südjütland, in Roeskilde für Seeland, in Odense für Fünen, in Schleswig für das von Kaiser Konrad II. an die Dänen abgetretene Land zwischen Schlei und Eider, errichtet worden waren, noch durch die Bistümer Lund und Dalby für die zu Dänemark gehörigen Landstriche Schonen, Halland und Blekingen an der Ostsee vermehrten; Swend Esthridson unterhielt

Die nordischen Reiche nach Knuds Tod.

Swend Esthridson. 1047—1076.

auch freundliche Beziehungen zu Papst Gregor VII. und betrieb, um die dänische Kirche dem Einfluß des ein nordisches Patriarchat erstrebenden Adalbert von Hamburg-Bremen (VI, 228) zu entziehen, die Errichtung eines eignen Erzbistums für die dänischen Lande und Inseln. Gregor, der in seinem Streit mit Heinrich IV. in dem nordischen König eine Stütze zu erlangen hoffte, behandelte Swend mit großer Zuvorkommenheit: er stellte dessen Sohn sogar eine Herrschaft in Italien in Aussicht; dennoch konnte er nicht durchsetzen, daß der Kirchenzehnten oder der Peterspfennig als regelmäßige Abgabe in Dänemark eingeführt ward, sondern mußte sich mit einigen Geschenken und Liebesgaben begnügen. Die Könige hätten gern diesen Kirchenzins wie so manche andre Einrichtung von England auf ihr Reich übertragen, um sich dann mit dem päpstlichen Stuhl und dem einheimischen Klerus in den Ertrag zu teilen. Ebenso erfolglos war Swends Bemühen, die Salbung und Krönung einzuführen. Sein junger Sohn Magnus, den er zu diesem Zweck nach Rom schickte, starb auf der Fahrt. Noch über ein Jahrhundert blieb das Wahlrecht des Volkes bei der Thronbesetzung in Geltung. Dennoch gelang es der vereinten Thätigkeit der Könige und der Hierarchie mit der Zeit, dem Klerus in den skandinavischen Reichen eine ähnliche bevorrechtete Stellung zu verschaffen, wie in den übrigen christlichen Staaten.

Trotz seines Eifers für die Kirche erfuhr Swend Esthridson doch die strafende Hand des Bischofs Wilhelm von Seeland, mit dem er sonst durch lange Freundschaft verbunden war. Er hatte in der Kirche von Roeskilde mehrere Ritter, die im Taumel eines großen Gelages durch Spottreden seinen Zorn gereizt, niederstoßen lassen. Deshalb durch den Kirchenfürsten vom Gottesdienste ausgeschlossen, wie einst Theodosius von Ambrosius, unterwarf er sich gleich jenem römischen Imperator der auferlegten Kirchenbuße. Eine noch schärfere Strafe drohte ihm von Rom aus, als er, ein weibersüchtiger Fürst, zu seinen vielen Nebenfrauen gegen die Kirchengesetze auch seine Stieftochter Guda in sein Ehebett nahm. Nach einigem Sträuben fügte sich Swend auch hier der geistlichen Gewalt und schickte die Gemahlin nach Schweden, ihrem Heimatland. Aber sein ungezügeltes Leben setzte er fort. — Im Krieg hat Swend Esthridson, der Stammvater der „Ulfinger", d. h. aller der dänischen Könige, welche dem oldenburgischen Hause vorangingen, wenig Ruhm erworben. Mit den norwegischen Königen Magnus II. und Olaf dem „Friedfertigen" (Kyrre), den Söhnen des hartmutigen Harald, der nach vielen schweren Thaten und Schicksalswechseln endlich an der Schlachtenbrücke in England einen ritterlichen Tod fand (V, 715), lebte er in Frieden. Olaf, der eine Tochter Swends zur Ehe hatte, „war ein schöner Herr, mit einem gelben Haar wie Seide und den leuchtendsten Augen, leutselig, kein besonderer Redner in der Landesversammlung, aber voller Huld und Scherz im Gelage". Er fand Geschmack an dem Hofleben des Auslandes, verdoppelte den Hofstaat und die Zahl der „Hirdmänner" (V, 671) und begünstigte den Verkehr mit der Fremde. Die von ihm angelegte Stadt Bergen erwuchs rasch zu einem ansehnlichen Handelsplatz. Als die von den Normannen gedrückten Angelsachsen Swends Hilfe anriefen, wußte Wilhelm der Eroberer durch Gold und Eisen die dänische Kriegsmannschaft fern zu halten, und das gewaltsame Ende seines Schwiegersohnes Gottschalk, der an den Küstenländern der Ostsee ein christlich-slawisches Reich aufrichten wollte (VI, 265, 385), vermochte er nicht zu rächen. Das Land verödete, die Unsicherheit war so groß, daß sechshundert Familien

Norwegen: Magnus II. 1066–1069. Olaf III. 1066–1093.

das holsteinische Land verließen und nach dem Harz zogen. Zum Schutz gegen die Heiden baute Björn, einer der vielen Söhne Swends, auf einer Eiderinsel eine Burg, wohl der Anfang der spätern Stadt Rendsburg.

Und nicht allein für das kirchliche Leben hat Knud frische Keime in die Erde gelegt und seinen Nachfolgern zur Pflege und Ausbildung hinterlassen, auch die staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse empfingen neue Anregungen, die mit der Zeit das öffentliche und gesellschaftliche Leben in neue Bahnen trieben. Als die Nordmannen die Wanderzüge und den Seeraub aufgegeben und sich an ein seßhaftes Leben gewöhnt hatten, war Feldbau und Wartung der Herden ihre Hauptbeschäftigung, und die Fruchtbarkeit des Bodens mit dem ergiebigen Ackerfeld, den grasreichen Triften, den herrlichen Buchenwaldungen lohnte den Fleiß und mehrte den Wohlstand und die Bevölkerung. Freie Bauernschaften, in Dorfgemeinden geeinigt, bewohnten und bewirtschafteten das Land, also daß jeder ansässige Bauer oder Bolsmann im innern Dorfraum ein umfriedigtes Gehöfte mit Haus, Wirtschaftsgebäude und Garten, zusammen **Toft** genannt, besaß und in der Feldmark (**Kamp**) ein mit der Meßrute abgeteiltes, mit Marksteinen und Zäunen abgegrenztes Ackerland zu eigen hatte, während Weideplätze und Waldung als Allmende zu gemeinsamer Benutzung nach Recht und Herkommen offen standen. Lagen auch in dieser Einrichtung Ansätze zur bürgerlichen Ungleichheit, indem bald infolge einer Vermehrung der Familien einige Ackerlose verteilt oder infolge Aussterbens mehrere in einer Hand vereinigt wurden, mitunter auch ein Bolsmann neben seinem Ackerfeld im „Kamp" noch ein Freigut besaß, so waren doch alle Glieder der Dorfgemeinde frei und gleichberechtigt. In Bezirke von etwa hundert Gehöften, **Harden**, und in Amtskreise, **Syssel**, geteilt bildeten die Freibauern die Volksgemeinde, welche bei der Königswahl zu Isöre am Issefjord auf Seeland mitwirkte, welche auf den „Thingen", den Land- und Reichstagen, bei der Gesetzgebung, bei Kriegserklärungen und Friedensschlüssen ihren Willen durch Abstimmung kund gab, aus welcher der König die Wehrmannschaft aushob, die dem königlichen Amtmann bei der Rechtspflege beistand, sei es daß alle Hausväter einer Dorfschaft oder nur ein Ausschuß von Zwölf sich zu bestimmten Zeiten an den Gerichtsstätten einfanden. Bei der noch immer fortdauernden Vorliebe der Dänen für Seefahrt und Auswanderung wird die Zahl der Freibauern nicht sehr groß gewesen sein und noch lange werden jüngere Söhne die Wanderung in die Ferne einem seßhaften Leben in der Heimat unter der Obhut und im Dienst des erstgebornen Gutserben vorgezogen haben. Dahlmann meint, daß die Zahl von 300,000 Freien eher zu hoch als zu niedrig gegriffen sein möchte. Die Volksgemeinde.

Da kam Knud auf den Gedanken, nach dem Vorbilde Englands (V, 731) eine Kriegergilde, eine Art Leibwache, **Huskarle** genannt (V, 671), zu bilden, welche unter eignes Hof- und Lagerrecht (Witherlagsrecht) gestellt, durch Sold und andre Vorteile, Belohnungen und Ehrenrechte mancherlei Art ausgezeichnet, Die Huskarle.

ganz in des Königs Dienst stand und ihm zu Treue und Gehorsam im Feld und am Hofe besonders verpflichtet war. Nach dem „Gildenrecht der Hauskerle", welches sich erhalten hat, bildete die Dienstmannschaft eine geschlossene Gemeinde, die unter Leitung des Königs als Oberrichters eigne Gerichtsbarkeit besaß, nach Zeugenbeweis oder mit Eideshelfern oder im äußersten Fall durch das Gottesurteil der Eisenprobe Schuld oder Unschuld des Angeklagten zu ergründen suchte und nach festen Bestimmungen die Strafen verhängte. Der gerichtliche Zweikampf war vom Witherlagsrecht ausgeschlossen, ein Fortschritt, der ohne Zweifel dem Einfluß des Christentums zugeschrieben werden darf, das, wie früher gezeigt (V, 762 f.), auf die rauhen Sitten des Nordens mildernd eingewirkt hat. Auch die Blutrache, die als uralter heiliger Brauch forterbend zahllose Familienfehden gebar, erfuhr durch das Christentum eine Milderung, indem jeder kirchliche Raum vierzig Tage lang dem Flüchtigen eine Freistätte gewährte und die Kirchenmänner auf weiteres sicheres Geleite und Unterkommen des Verfolgten bedacht waren. Und wenn auch zunächst das Wergeld oder die Mannbuße an die Stelle trat, so war doch auch dies ein weiterer Schritt zur Humanität.

Entstehung des Adels und der Stände. Es ist nicht zu verkennen, daß in der aus England entlehnten königlichen Wehrmannschaft mit bevorzugter Sonderstellung, mit gesetzlich bestimmten Pflichten und Rechten, Diensten und Belohnungen und mit eigner Gerichtsbarkeit die Elemente einer Adelsgemeinde und damit die Anfänge des Lehnswesens enthalten waren. Doch scheinen diese Vorrechte der Witherlagsmänner zunächst nur für ihre Stellung zum König als ihrem Ordensmeister und Kriegsherrn und für das Verhältnis der Mitglieder zu einander gegolten zu haben, während sie in allen andern bürgerlichen und peinlichen Sachen vor den Hardes- und Landgerichten Recht gegeben und genommen haben mögen, daher auch keine Klagen gegen die Ausnahmestellung der Hauskerle laut wurden. Dennoch war damit ein trennender Keil in die freie Volks- oder Bauerngemeinde geschlagen, der bald weitere ständische Gliederungen zur Folge hatte. Denn an die königliche Wehrmannschaft schlossen sich mit der Zeit an: die Angehörigen und Verwandten des königlichen Hauses, die Reichen und Mächtigen aus den freien Gutsbesitzern, die königlichen Amtleute und Vögte mit Dienstlehen. Sie bildeten einen Adelstand, welcher gegen die Verpflichtung auf eigne Kosten als geharnischte Reiter im Heer zu dienen Freiheit von Abgaben und gemeinen Lasten genoß und auch an den übrigen Vorteilen des „Witherlagsrecht" teilnahm, während anderseits der kleinere Bauer, dem der Heer- und Gerichtsbann allmählich zu schwer ward, mit der Zeit des Waffenrechts und damit der Freiheit verlustig ging und so schließlich in Gutshörigkeit, Fronpflicht und Gebundenheit an die Scholle herabsank, wie wir ihn in andern Lehnsstaaten kennen gelernt. Der Kern des Volkes aber bewahrte in Dänemark seine Freiheit, sein Eigentum, sein Wehrrecht und seine Wehrpflicht, und in Norwegen, wo schon Harald Schönhaar den Grund zu einem erblichen Lehnsadel gelegt durch die Verordnung, daß in den

Harden und Fylken die Hersen und Jarle aus dem Stande der reicheren Grundherren, der Haulds, gewählt werden sollten, blieb bei der geringen Macht der Könige und den häufigen Umwälzungen und Teilherrschaften die bäuerliche Volksgemeinde in der alten freien Rechtsstellung. Der Lehnsadel war nur ein Amts- und Gerichtsadel ohne Erblichkeit. Städte mit einer freien Bürgerschaft, mit Kommunalrechten, Stadträten und Gildenwesen kamen in den nordischen Staaten erst spät zur Entwickelung und gelangten im ganzen Mittelalter zu keiner hervorragenden politischen Machtstellung. Die deutsche Hansa, die, wie früher dargethan (VII, 254 ff.), den Handel in den nördlichen Ländern und Meeren völlig beherrschte und in den drei skandinavischen Reichen Niederlassungen mit Stapelplätzen und Handelsgenossenschaften besaß, vermittelte den Kauf und Austausch der Boden- und Kunsterzeugnisse und hemmte dadurch die Entwickelung städtischen Lebens in den entlegenen Nordländern. Erst im vierzehnten Jahrhundert erschienen Abgeordnete der Städte auf dem dänischen Reichstag, wo sie mit den noch freien Landgemeinden den dritten Stand bildeten gegenüber dem „Herrenstand", den Prälaten und dem Adel. In Norwegen wurden alle öffentlichen Angelegenheiten auf den „Landthingen" verhandelt. Reichstage mit ständischer Gliederung widerstrebten der Natur und Neigung des Volkes. Für den Norden war das „Örething" bei Drontheim oder Nidaros von entscheidendem Ansehen. Wie in Island (V, 762) leitete ein königlicher „Lagmann" die Landesthinge, die Gesetzgebung und die Gerichte.

Bewirkte das Christentum die Einführung fremder Gesellschafts- und Lebensordnungen, welche die alte Freiheit schwächten und die bäuerliche Volksgemeinde durch ständische Gliederung durchbrachen, so brachte es als Ersatz dafür andre wertvolle Güter und Bildungselemente. Die Lehre von der Verbrüderung aller Menschen, der Glaube, daß Gott alle Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen und durch seinen eingebornen Sohn zur Freiheit berufen, weckte in der Brust der rauhen Nordlandssöhne ein Gefühl für Menschenwürde und Menschenrechte, das allmählich alle gesellschaftlichen Verhältnisse durchdrang und veredelte und einen Hauch versöhnender Milde über das ganze Leben ausgoß. Die barbarische Nordlandssitte, weibliche Kinder auszusetzen, die besonders in Island herrschte, verschwand in der christlichen Zeit. Vor allem gewann der zahlreiche und gedrückte Stand der Sklaven durch die wachsende Humanität. Durch den Menschenraub der Nordmannen war in allen skandinavischen Landen die Menge der unfreien Leute ins Unermeßliche angewachsen; alle schweren und niedrigen Arbeiten wurden ihnen übertragen und keinerlei Recht oder Sitte stand ihnen schirmend zur Seite. Der Sklave war mit Weib und Kind das volle Eigentum des Herrn; die Sklavenfamilie stand auf einer Stufe mit der Herde der Haustiere, und es hing lediglich von dem Willen des Besitzers ab, wie er sie behandeln wolle; ein entlaufener Sklave wurde eingebracht und gezüchtigt. Eine alte Überlieferung, daß einer der ersten Anbauer Islands seine

Christentum und Sklaverei.

Sklaven vor den Pflug gespannt, ist bezeichnend für dieses Verhältnis. So war der Sklave der heidnischen Zeit, wild oder mild behandelt, mit allem was an ihm war, des Herrn Habe, der Staat hatte keinerlei Recht an ihn, außer daß wenn das Land bedroht war, auch er zu niederem Dienst in der Landwehr gebraucht ward; „Heugabel und Messer sind seine Waffen.“ Dieses Los war um so schrecklicher, als die meisten Sklaven aus England herübergebracht waren, mithin Christen und von höherer Bildung waren als ihre Herren. Keine edlere und höhere Thätigkeit konnte nun die Geistlichkeit entfalten, als wenn sie in der rauhen Dänenbrust Regungen der Milde und Menschlichkeit weckte, den Verkauf von Christen für sündhaft erklärte, um des Heils der Seelen willen die Freilassung unter Gewährung gewisser Rechte als christliches Werk empfahl, das Zusammenleben von Mann und Weib durch kirchliche Einsegnung zur Ehe weihte, die Heiligkeit der Sonn- und Feiertage allen Geschöpfen zu gute kommen ließ, die künftigen Geschlechter durch die Taufe und durch die Zulassung zum Gottesdienst und zu den Gnadenmitteln der Kirche zu menschlichen Rechten heranzog. Während in heidnischer Zeit die Braut dem Vater abgekauft wurde und Vielweiberei herrschte, trat jetzt die Frau in ein durch die Kirche geschütztes Rechtsverhältnis; die Klöster wurden zu Herbergen für Fremdlinge, Verschlagene, Schiffbrüchige; der Seeraub wurde zuerst durch christliche Sittengebote für ehrlos erklärt, ehe das weltliche Gesetz ihm entgegentrat; geweihte Freistätten gewährten dem Verfolgten Zuflucht und Sicherheit.

b. Schweden.

Schwedens Mittelalter. Ähnlichen Zuständen und Einrichtungen begegnet man auch in Schweden, das freilich später als das Dänenreich in das geschichtliche Leben eintrat. „Schwedens Mittelalter ist voll Verwirrung,“ sagt der eingeborne Geschichtschreiber Geijer, „und hat keinen Glanz, wodurch das Auge bestochen würde. Was die Hierarchie, was das Feudalsystem, was die Macht der erblühenden Städte im übrigen Europa zu dieser Zeit Großes und Glänzendes hatte, erstreckte sich nur wenig bis hierher.“

Bauernschaft und Adel. Wie in den Nachbarländern beruhte auch in Schweden die gesellschaftliche Verfassung auf einer Gliederung nach Verbänden. Eine bestimmte Anzahl freier Familien oder Hausväter war zu einer „Hundertschaft“, Härad, verbunden; eine Vereinigung von Hundertschaften innerhalb der von der Natur gezogenen Grenzen mit gemeinschaftlichen Rechtsordnungen bildete die Landschaft; die Gesamtheit aller Landschaften oder „Nationen“ war das Reich unter dem Oberkönig von Upsala, welcher der Volksgemeinde, dem „Alljärharthing“ vorstand, die „Lagmänner“ einsetzte und die Landesverteidigung anordnete, wie wir früher gesehen (V, 670). Länger als in Dänemark bewahrte in Schweden der Bauernstand seine Freiheit und sein geschlossenes Eigengut. Der „Odalbauer“, der „Mann für sich“, Selbsteigentümer seines liegenden Grundes, war der eigentliche Träger der schwedischen Verfassung. Doch entwickelte sich auch hier

aus den Angehörigen und Verwandten des königlichen Hauses frühe ein Geburtsadel mit kriegerischem Gefolge, dem sich als „Dienstadel" die Hof- und Waffengenossenschaft anschloß, die gleich den dänischen „Huskarlen" die Person des Königs umgab, im Frieden zur Erhöhung seines Glanzes, im Krieg als ritterliche Wehrmannschaft zu seinem Schutz und Ruhm. Ein Feudaladel mit erblichen Belehnungen blieb dagegen in Schweden unbekannt, daher auch das Königtum hier nie die feste Gestalt andrer Lehnsmonarchien annahm. „Bei den mächtigen Geschlechtern, die hier weder Lehnsadel wurden, noch in einen bloßen Dienstadel sich wollten verwandeln lassen, erhielt sich um so viel länger die Erinnerung, daß das vormalige Königtum ein vielköpfiges Herrscheramt gewesen. Wir gewahren noch immer jenen alten, ungebändigten, aus den Meeren zurückgewiesenen Königsadel, wie er in innerlichen Kämpfen seine eignen Kräfte und die des Landes vergeudet." Selbst unter den Folkungern, welche von der Feudalmonarchie so viel entlehnten als sie vermochten, bewahrte der Adel, der mit eigner Rüstung zu Pferd wider die Feinde des Reichs diente, die Oberherrschaft und minderte die Macht und die Rechte der Volksgemeinde. —

Wie in Dänemark so herrschte auch in Schweden eine Mischung von Erb- und Wahlreich. Der König wurde auf der Morawiese bei Upsala gewählt, anfangs nur von den Folklanden oder den Einwohnern Uplands, später von Abgeordneten sämtlicher Reichslande; doch hielt man sich in der Regel an das herrschende Geschlecht, meistens auch an die Erstgeburt. Nach vollzogener Wahl folgte der Königsritt durch alle Lande auf der „Erichstraße" in vorgeschriebener Ordnung, wie das Gesetz besagte. Dabei empfing der Neuerkorene von den Einwohnern Huldigung und Geleite und wurde dann in der Upsalakirche von dem Erzbischof gekrönt, wobei er feierlich schwur, „des Landes Recht nicht zu beugen". Das Haupteinkommen des Königs bestand in den Krongütern, Upsala-Öde, in den gesetzlichen jährlichen Steuern, die der freie Bauer von seinem Bodenertrag und Viehstand entrichtete, in freiwilligen Gaben für bestimmte Fälle; auch ist von einer persönlichen Steuer „für jede Nase" die Rede. Mit der Zeit scheint auch die Krone das Eigentumsrecht auf Bergwerke und Fischereien erworben zu haben. Heeresfolge konnte der König nur innerhalb der Landesgrenzen verlangen. *Das Königtum.*

Bei der Schwäche des Königtums in Schweden und bei den unaufhörlichen Thronkämpfen verlor die freie Volksgemeinde, die auf den Thingen ihrer Landschaften mit den Lagmännern oder Landrichtern nach Recht und Herkommen ihre öffentlichen Angelegenheiten ordnete und richterliche Entscheidungen fällte, mehr und mehr an Bedeutung. Da nur der reichere Bauer im stande war, den Kriegsdienst mit Roß und Rüstung zu leisten, so löste sich der alte Odalstand allmählich auf, indem die Begüterteren sich dem Adel anschlossen, die Geringeren in Armut und Unfreiheit gerieten. Bald kam alle Gewalt an die „Herrentage", wo der Edelmann und die Geistlichkeit das entscheidende Wort führten. Im *Stände und Reichstag.*

Besitze steuerfreier Güter, eignen Gerichtsstandes und andrer Vorrechte, von kriegerischen Scharen umringt und mit ihren Gesinnungs- und Standesgenossen häufig durch Konföderationen zu „Herrenbünden" vereinigt, waren die Adelsgeschlechter die Lenker der Volksgeschicke und nur ihrer gegenseitigen Eifersucht und Parteiung war es zu danken, wenn noch ein Schatten von Königsmacht fortbestand. Der Prälatenstand teilte mit dem Adel, aus dessen Reihen er hervorging, die bevorzugte Stellung. Von den Lasten des Staates nicht getroffen, besaß er durch den Kirchenzehnten, durch Seelgeschenke und Vermächtnisse und durch den Umstand, daß viele Geistliche auch Inhaber weltlicher Lehen waren, größere Einkünfte als die Krone. Aus beiden Ständen war der Reichsrat gebildet, der auf den Gang der öffentlichen Dinge und auf die Geschicke der Nation größeren Einfluß übte als die Könige. Erst als durch Beiziehung „kaufstädtischer Männer und gemeiner Bauernschaft" diese Herrentage zu Reichstagen erweitert wurden und die Sturen die bürgerlichen und bäuerlichen Elemente stärkten, wurde ein gewisses Gleichgewicht unter den Ständen hergestellt und eine breitere Basis für das Staatsleben geschaffen.

Recht und Gericht.

Einem ähnlichen Entwickelungsgang begegnen wir auch im Rechts- und Gerichtswesen Schwedens. In jedem Gerichtsbezirk hielt der von der freien Bauernschaft gewählte, von dem König bestätigte Richter (Lagman) mit zwölf Geschwornen regelmäßige Gerichtssitzungen sowohl in dem Härad als in der Landschaft und suchte mit seinen Beisitzern das Recht auf gewöhnlicher Richtstätte nach altüberlieferten Formen und nach den herkömmlichen, meist ungeschriebenen Gesetzen, welche in kurzen Sprüchen alljährlich von den Landschaftsrichtern der Volksgemeinde mündlich vorgetragen wurden. Neben diesen allgemeinen Amts- und Landgerichten bildeten sich aber im Laufe der Zeit Sondergerichte mit eignen, öfters der Fremde entlehnten Rechtsbestimmungen, welche die Kreise ihrer Jurisdiktion immer weiter auszudehnen trachteten und den Volksgerichten mehr und mehr Abbruch thaten. Nicht nur, daß der Klerus die kanonischen Gesetze für seine Standesgenossen und Untergebenen zur Richtschnur nahm und alles, was nur entfernt einen kirchlichen Charakter trug, wie Ehesachen, Eide, letztwillige Verfügungen u. a., vor sein Forum zog, auch die adligen Grundherren dehnten das ursprünglich nur für die eigentliche Adelsgemeinde geltende Hofrecht auf die Bauern aus; und in den Städten, die meistens von deutschen Handelsleuten bewohnt waren, entstanden Stadtrechte nach dem Vorbilde von Lübeck und andern wohlgeordneten Stadtgemeinden und genossenschaftliche Verbindungen, Gilden genannt, mit eignen Vorstehern, Statuten und Schutzrechten. Selbst die Bergmannschaften in den alten Kupfergruben von Falun, in den Eisenwerken von Danemora, Wermland u. a. O. erwarben eignes Recht und Gericht mit Freistätten für friedlose Leute. Es war ein rühmliches Verdienst einzelner schwedischer Herrscher, besonders des Jarl Birger, des Magnus Ladulås und des älteren Sten Sture, das allgemeine Landrecht, das „Gesetz aller Männer" (Lag manna)

durch schriftliche Aufzeichnungen festgestellt, die ursprünglichen Volksgerichte gegen die Übergriffe fremder Rechtsordnungen und partikularer Justiz in Schutz genommen und durch Verträge mit den Hansestädten den Handelsverkehr geordnet und gesichert zu haben. Doch hatte dieser Einfluß fremden und kirchlichen Einfluß der Kirche. Rechts auch die gute Wirkung, daß wie in den andern skandinavischen Ländern, so auch in Schweden die gesetzliche Blutrache mit der Fried- und Rechtlosigkeit des Totschlägers, daß die Gottesurteile mit der Eisenprobe, und andre barbarische Rechtsüberlieferungen durch die Mann- und Stammbuße gemildert wurden und allmählich verschwanden, daß der Gebrauch der Eideshelfer dem Zeugenbeweis weichen mußte, daß der Gottes- und der Königsfriede zur Geltung kam und der rohen Selbsthilfe steuerte. Bei einem Volke, das durch das ganze Mittelalter hindurch stets die Waffen bei sich trug, dessen Freiheitsgefühl leicht zur Selbsthilfe fortgerissen ward, waren solche mildernde Einflüsse ein Segen. Daß aber die Kirche nicht vermögend war, auch Reinheit der Sitten und unsträflichen Wandel unter dem Volke zu erzeugen und zu bewahren, beweisen die Klagen der erwähnten heil. Brigitta über den Verfall der Sitten in den Klöstern und unter dem geistlichen Stande. Die Seherin gehörte, wie dreihundert Jahre später Swedenborg, zu jenen nordischen Gemütern, „die sich mehr als andre aus der Erde Nacht und Nebel gezogen fühlten gegen ‚das andre Licht', wie bereits das Heidentum die höhere Welt nannte".

2. Geschichtlicher Gang in den drei Reichen bis zur kalmarischen Union.

Indem wir nun den Versuch machen, an dem Faden der Königsgeschichte Königsgeschichte. den Gang des Völker- und Staatslebens in den drei nordischen Reichen darzu- 1. Dänemark legen, müssen wir ein düsteres Bild voll blutiger Gewaltthaten und heftiger und Schleswig-Holstein. Leidenschaften entrollen. Von den fünf Söhnen Swend Esthridsons, die durch ein merkwürdiges Geschick nacheinander den dänischen Königsthron bestiegen, fiel Knud „der Heilige" durch den Zorn des eignen Volkes, als er im Eifer für die 1086. Kirche Bedrückung übte; Erich starb auf einer Kreuzfahrt im fernen Cypern, 1103. und als Niels (Nikolaus), Swends fünfter Sohn, den Herrscherstab führte, lud sein Sohn Magnus durch die Ermordung seines Vetters, des Knud „Laward", 1131. auf das königliche Geschlecht eine Blutschuld, welche ihm selbst den Tod in der Feldschlacht durch Knuds Sohn Erich und dem Vater Niels ein gewaltsames 1134. Ende durch die Bürger von Schleswig brachte. Aber auch Erich II. fiel durch 1137. Meuchelmord und sein Sohn Swend wurde nach einer blutigen Frevelthat im Schlosse zu Roeskilde auf der Flucht von einem jütischen Bauer erschlagen. Mit 1157. seinem Nachfolger Waldemar I., dem Sohne des ermordeten Knud Laward, beginnt unter dem Einflusse des kühnen, vaterländischen Absalom, Erzbischofs 1157–1201. von Lund, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die Zeit der Macht und

Größe Dänemarks, welche unter seinen beiden Söhnen Knud und Waldemar dem Sieger auf ihren Höhepunkt geführt ward. Nicht nur, daß die Lehnshoheit des Deutschen Reichs über Dänemark abgeworfen wurde, die Inselkönige geboten über alle Küstenländer der Ostsee, und Waldemar, „König der Dänen und Slawen", gedachte aus dem zerrütteten Zustande Deutschlands noch manchen großen Gewinn zu ziehen, als eine unerwartete Katastrophe und zwei unglückliche Schlachten seinen hochfliegenden Plänen ein Ziel setzten und die dänische Herrschaft wieder in ihre natürlichen Grenzen zurückwiesen (VII, 139 f.).

Nach Waldemars Tode folgten schlimme Jahre. Sein Sohn Erich V.
1250. „Pflugpfennig" wurde von dem eignen Bruder Abel des Thrones und des
1252. Lebens beraubt, dieser von einem friesischen Bauer erschlagen; der dritte Bruder
1259. Christoph soll von geistlicher Hand beim Abendmahl Gift empfangen haben, während das Land unter dem Interdikt lag. Christophs Sohn, Erich VI.
1286. „Glipping" wurde durch verschworne Edelleute in einer Scheune ermordet, sein Nachfolger gleiches Namens (Erich VII. Menved) lag viele Jahre unter dem Kirchenbann, seinem Bruder Christoph II. banden die Stände durch eine
1320. Wahlkapitulation die Hände, ein Verfahren, das in der Folge bei allen Thronbesteigungen wiederholt ward. Unter diesem zweiten Christoph ging das dänische Reich seiner Auflösung entgegen. Während er selbst durch Aufruhr hin und her getrieben ward, stieg das gräfliche Haus der Schauenburger, das einst vom Nesselberg an der Weser in das holsteinische Land gezogen war und sich von der Niederelbe bis zur Eider Güter und Burgen erworben hatte (VI, 657), durch den Unternehmungsgeist des großen Gerhard zu Macht und Ansehen empor, so daß der Graf sogar in Kopenhagen das gebietende Wort führte;
1340. und wenn er auch selbst unter den Mörderhänden feindlicher Dänen endete, so erlangte doch sein Enkel gleiches Namens, der Erstgeborne seines Sohnes Heinrich des Eisernen, das Herzogtum Schleswig als erbliches Fahnenlehen für sein Haus und verband es mit seinem Stammlande Holstein. Erst Christophs II. Sohn, Waldemar IV., „Atterdag" genannt, gab dem Reiche Kraft und Einheit zurück; gern hätte er wieder in die Bahnen der großen Waldemare eingelenkt, aber die Macht der Hansa setzte seiner Herrschsucht Schranken. Seine Tochter Margarete, die Gemahlin des norwegischen Königs Hakon, erhielt nach ihres Vaters Tod auch die Herrschaft in Dänemark, und als die Schweden sich wider ihren deutschen König Albrecht empörten und das Regiment gleichfalls an Margarete übertrugen, gelang es der klugen „Königin des Nordens" die drei
1397. Reiche durch die kalmarische Union zu vereinigen und auf ihren Großneffen Erich von Pommern zu übertragen. Doch sollte die Vereinigung nur eine Personal-Union mit der Verpflichtung zu gegenseitiger Waffenhilfe sein. Die herkömmlichen Rechte und Verfassungen blieben in jedem der drei Reiche unverändert bestehen. Aber eine solche ganz äußerliche Verbindung konnte nur unheilvoll sein und mußte innere Spaltungen gebären, daher auch die kalmarische

Union nur ein großer Name blieb, der ohne bleibende Frucht vorübergegangen ist. Als einige Jahre später Herzog Gerhard von Schleswig in einer Schlacht 4. Aug. 1404.
gegen die Dithmarschen mit gespaltenem Schädel auf dem Waffenfelde blieb, suchte die staatskluge Margarete und nach ihrem Tode ihr Pflegesohn Erich das † 27. Okt. 1412.
Herzogtum mit List und Gewalt wieder an das dänische Reich zu bringen; aber der Versuch mißlang. Ein mehrjähriger Krieg, in den sich die Hansa mischte, schlug zu des Königs Nachteil aus; Adolf VIII., der Sohn des erschlagenen Gerhard, behielt schließlich das Herzogtum Schleswig als erbliches Lehen seines Hauses.

In **Norwegen**, wo **Harald der Harte** (V, 676) den Königssitz von 2. Norwegen.
dem nördlichen Nidaros (Trondhjem, Drontheim) nach der neuen Stadt **Oslo** (Opslo) verlegte, da wo heute Christiania steht, herrschte nach dessen Tod das alte, von Harald Harfagar abstammende Königsgeschlecht noch fast drei Jahrhunderte fort, bald mehrere gemeinschaftlich oder in getrennten Gebieten, bald einer allein. Doch war die legitime Geburt und die Echtheit der Abstammung bei manchen zweifelhaft, selbst wenn das Gottesurteil der **Eisenprobe** gesucht ward. Während dieser Zeit wurden, wie in den andern nordischen Reichen so auch in Norwegen durch Thronkämpfe Verwirrungen und Erschütterungen herbeigeführt; doch waren es immer Glieder derselben Familie, welche sich die Königswürde streitig machten; auch war die Krone machtloser als in Schweden und Dänemark, teils weil die Freiheiten des Volkes größer waren als irgendwo sonst, teils weil die Geistlichkeit ausgedehnte Vorrechte besaß. Als sich König Magnus durch den Erzbischof Eystein (Augustinus) von Nidaros zu der „Goldfeder" bewegen ließ, einem Kirchengesetz, welches unter andern Privi- 1174.
legien der hohen Geistlichkeit die Befugnis einräumte, bei der Königswahl unter den männlichen Angehörigen des Herrscherhauses den Ausschlag zu geben, gleichsam als „Kurfürsten" aufzutreten, entstanden zwei Parteien, eine nationale, **Birkenbeine**, und eine klerikale, **Bagler**, d. h. Krummstäbler, genannt, welche über ein Jahrhundert die größten Umwälzungen in Norwegen hervorriefen. Erst **Hakon** VI., „der Alte", aus dem Geschlechte des Königs **Sverrir**, führte im dreizehnten Jahrhundert eine Ausgleichung herbei. Er brachte Grönland und Island (V, 763) unter seine Herrschaft und fand seinen Tod auf den 1263.
Hebriden, welche nebst den Orkaden und andern nordischen Eilanden schon lange zu Norwegen gehörten. Auch die Niederlassung der Hanseaten in **Bergen** hat unter diesem König stattgefunden. Bald war die Stadt der besuchteste Handelsplatz für den gesamten Norden; sie erwarb sich ein freies Stadtrecht, und Kaufleute und Handwerker aller Art belebten Markt und Straßen. Hakons Sohn und Nachfolger **Magnus** VI. verdiente sich den Namen „Gesetzverbesserer". Eine † 1280.
Thronfolgeordnung, nach welcher die Krone im Mannsstamme des Herrschergeschlechts nach der Erstgeburt forterben sollte, machte den Reichsteilungen ein Ende und vernichtete die Wahlansprüche der Hierarchie. Die übrigen hohen Vorrechte

dagegen blieben der Geistlichkeit unverkürzt. Sie hatte eigne Jurisdiktion von großer Ausdehnung, war von den weltlichen Gerichten und vom Kriegsdienst befreit und besaß die freie Wahl ihrer Oberen ohne königliche Einmischung. Daß Magnus' Sohn und Nachfolger Erich gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Königsmacht auch über den geistlichen Stand ausdehnte, den Erzbischof und die Bischöfe zur Huldigung und Kriegshilfe zwang und die hierarchischen Vorrechte schmälerte, trug ihm den Namen „Priesterfeind" ein. Mit seinem Bru-
1319. der und Nachfolger Hakon (VII.) erlosch die männliche Linie des norwegischen Königsstammes. Durch neue Bestimmungen im Hofrecht und in der Erbfolgeordnung, kraft deren auch weibliche Nachfolge gestattet sein sollte, legte Hakon den Grund zu der Vereinigung von Norwegen und Schweden, die nach einigen Kämpfen und Störungen unter Hakons VIII. Gemahlin Margarete zustandekam.

3. Schweden. In Schweden hatten die Thronkämpfe, welche die Nachkommen Sverkers und Erichs des Heiligen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert gegeneinander führten, zugleich einen religiösen Charakter, obschon beide Geschlechter bereits dem christlichen Glauben beigetreten waren. Denn während die Goten oder Gotländer im Süden, bei denen das Sverkersche Fürstenhaus seinen größten Anhang besaß, durch die Einwirkung der Nachbarländer frühe dem Christentum gewonnen waren, hielten sich die nördlicheren Schweden (Sueonen) unter Erichs Erben noch lange an die heidnischen Gebräuche und an die Opferstätte von Upsala. Diese Kämpfe schwächten sowohl das Königtum als die freie Volksgemeinde und alle Macht ging in die Hände des gewaltthätigen Waffenadels über, der mit seinen Kriegsmannen die Geschicke der Nation entschied. Die meisten Könige starben eines gewaltsamen Todes. Selbst das mächtige Geschlecht der Folkunger, das mit Birger Jarl und seinem Sohne Waldemar um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts den Thron bestieg, erlag nach einigen Menschenaltern den harten Schicksalsschlägen, die alle schwedischen Regentenhäuser trafen. Die meisten Könige wurden entthront und starben im Kerker oder in der Verbannung, wie wir aus den trefflichen historischen Schriften der Zeit erfahren, der „großen Reimchronik" und der „Regierung der Könige und Fürsten". Nur Magnus, der zweite Sohn Birgers, der mit Erfolg der Adelsmacht entgegentrat, mit Nachdruck den Landfrieden handhabte und das Volk vor weiterer Vergewaltigung durch die Großen schützte, starb eines natür-
1290. lichen Todes. Er erwarb sich den Beinamen Ladulås, d. i. Scheunenschloß, „indem er Schloß vor des Bauern Scheune war". Zugleich suchte er den Adel durch Vorrechte und ritterliche Ehren an den Thron zu fesseln; aber die unbändige Natur desselben trat nur zu bald wieder in ihrer ganzen Wildheit zu Tage. Sie handelten wie Baumeister, „die, nachdem sie das Haus in die Höhe gebracht, einander von den Mauern hinabstürzen". Nach der Absetzung des
1363. letzten Folkunger Magnus Erichson und seines Sohnes Hakon (VIII.)

von Norwegen, kam die schwedische Krone an den Herzog **Albrecht** von Mecklenburg, des Magnus Schwestersohn. Aber die Großen, die sie ihm verliehen, entkleideten dieselbe aller Macht und übertrugen sie dann nach einigen Jahren der Königin von Norwegen und Dänemark Margarete, der Gründerin der kalmarischen Union.

a. Das dänische Reich unter den Söhnen Swend Esthridsons.

Swend Esthridson hatte vor seinem Tode den Wunsch ausgesprochen, daß sein zweiter Sohn Knud sein unmittelbarer Nachfolger werden möchte; allein die Volksgemeinde entschied auf der Wahlstätte zu **Isöre**, daß man dem Herkommen treu bleiben solle, und wählte den Erstgebornen **Harald** „Hein" zum König. Erst als Harald, ein friedliebender Fürst, welcher den Bauern die freie Nutzung der königlichen Wälder zur Schweinemast überließ und festsetzte, daß bei peinlichen Rechtsfällen der Zeugenbeweis dem Beweis durch Eideshelfer vorgehen und entscheidend sein sollte, nach kurzer Regierung kinderlos starb, empfing Knud die Huldigung des Volks. Ein Fürst, der mit einem hohen Grade weltlicher Herrschsucht eine Religiosität verband, „die mehr Flamme als Licht ist", sah Knud seine Herrscheraufgabe nicht wie sein Vorgänger in ruhigem, volksfreundlichem Walten, sondern in dem Sieg christlicher Ideen und Institute über die noch vorhandenen Reste heidnischer Anschauungen und Gebräuche. Schuld und Verbrechen sollten nicht länger durch Blutrache und Wergeld, sondern durch kirchliche Strafen gebüßt werden; die hölzernen Gotteshäuser sollten steinernen Kathedralkirchen weichen, wie sie in Roeskilde und Lund auf sein Geheiß bereits in Angriff genommen wurden, die acht Bischöfe Dänemarks traten aus ihrer bisherigen rang- und würdelosen Stellung in die erste Standschaft des Reichs ein, indem sie den Gliedern des königlichen Hauses gleichgesetzt wurden. Bald erwarb der Klerus eigne Gerichtsbarkeit und alle jene Immunitäten und Vorrechte, die er in andern Ländern besaß, suchte in den geistlichen Gerichtshöfen das Recht über seine Standesglieder nach den kanonischen Gesetzen, begann Vergehen gegen Religion und Kirche auch an Weltlichen mit Brüchen zu strafen, brachte die wichtigsten Staatsämter, insbesondere die Kanzlerwürde in seine Hände und gewann großen Einfluß auf das gesamte innere und äußere Leben des Volks. Ein König, „der sich von seinen Kaplänen geißeln ließ, der jeden Freitag Wein und Met und die köstlichen Speisen seiner Tafel vorbeigehen ließ und sich mit Wasser und Brot und Salz begnügte", ging Knud ganz in die streng hierarchischen und asketischen Vorstellungen Gregors VII. ein und drängte die Geistlichkeit zum Cölibat. Gern hätte er auch den Kirchenzehnten zum Landesgebot erhoben, aber dieser Versuch kostete ihm Krone und Leben. Als Knud am Limfjord eine große Flotte sammelte, um in Verbindung mit **Olaf dem Stillen** von Norwegen und seinem Schwiegervater, Graf Robert von Flandern, einen Rache- und Eroberungszug gegen England auszuführen, wozu ihn die mißhandelten Angelsachsen aufgefordert, wurde die Schiffmannschaft schwierig, sei es daß sie über die verzögerte Abfahrt grollte, oder bestochen durch Wilhelms Gold und erschreckt durch seine Verteidigungsanstalten (V, 727 f.). Olaf, Jarl von Südjütland, wagte dem königlichen Bruder die Klagen der Kriegsmannen vorzutragen. Darüber geriet Knud, in der Auflehnung des Heeres eine Wirkung der normännischen Verführung ahnend, in solchen Zorn, daß er den Bruder in Fesseln legen und nach Flandern in Haft bringen ließ. Auf die Kunde davon löste sich die dänische Flotte auf und die Krieger kehrten in ihre Heimat zurück. Als Knud am Landungsplatz erschien, traf er nur noch die

Harald Hein. 1076–1080.

17. April 1080.

Knud der Heilige. 1080–1086.

norwegischen Fahrzeuge. Das Unternehmen mußte aufgegeben werden; aber der König beschloß das Scheitern seines Planes an den Ungehorsamen zu rächen. Gestützt auf das alte Landesgesetz, welches die Versäumung der Heerespflicht mit einer Geldbuße, das Entweichen von der Fahne mit dem Tode belegte, verhängte er unerschwingliche Strafgelder über alle Schuldigen, Befehlshaber wie Gemeine. Als das Volk Einwendungen machte und die Aufbringung der geforderten Summen für unmöglich erklärte, gab der König den Bescheid, daß das Bußgeld erlassen werden sollte, wenn die Dänen sich dem Kirchenzehnten unterwerfen würden. Diesem wollte man sich aber noch weniger fügen als der Buße, wie freigebig auch die Geistlichkeit himmlischen Lohn in Aussicht stellte. So ließ denn der zürnende König die Strafgelder aufs härteste eintreiben, bis das Volk, durch den Druck der Abgabe und die Ungerechtigkeit der Beamten zur Verzweiflung gebracht, sich empörte. Im Norden des Limfjord, wo finstere, harte Männer in Heide und Moorland, in Sumpf und Waldung hausten, ihr armes Leben vom Fischfang, vom Ertrag der Schiffbrüche oder vom Seeraub fristend, wurden zuerst die Steuererheber, dann die Beamten und königlichen Diener erschlagen, ertränkt oder verjagt. Bald brauste der Sturm über das ganze Land; der König floh zu Schiff nach Fünen; aber die Jüten setzten ihm nach und erschlugen ihn im
10. Juli 1086. Gotteshaus zu Odense, vor dem Altar; neben ihm blutete sein Bruder Benedikt mit siebzehn Getreuen. Seine Witwe floh in ihr flandrisches Heimatland, wo ihr und Knuds Sohn Karl in der Folge die Grafenwürde erlangte, aber wie der Vater zu Brügge durch eine Empörung in der Kirche einen gewaltsamen Tod fand (1127). Von der Kirche kanonisiert wurde Knud fortan als Protomartyr und Schutzheiliger von Dänemark verehrt, und die Geistlichkeit schrieb die Hungersnot, die unter seinem
Olaf Hunger. 1086—1095. Bruder und Nachfolger, Olaf, in Dänemark wütete und gleich der ägyptischen sieben Jahr gedauert haben soll, dem Zorne Gottes über die frevelhafte Ermordung des gekrönten Heiligen zu, welche Olaf nicht gerächt habe. Auch er starb kinderlos, und nun
Erich Eingod. 1095—1103. bestieg Swends vierter Sohn Erich, vom Volk Eingod, wohl „der Gütige“, genannt, den dänischen Thron. Unter ihm erlebte Dänemark glückliche Zeiten, daher auch sein Name bei dem Volke in gutem Andenken blieb. Er hatte unter allen seinen Brüdern die meiste Ähnlichkeit mit Swend Esthridson. „Dieselbe Gestalt, derselbe lebhafte, um die Sprachen und Kenntnisse der Menschen bemühte Geist, aber alles bedeutender und wohlgefälliger. Er war der größte von Wuchs im Volk, seine Leibesstärke nahm es mit vier Männern zugleich auf, dabei ungemein beredt, freigebig und leutselig. Nicht einmal sein Erbfehler, seine Schwäche für das weibliche Geschlecht, zog ihm großes Mißfallen zu.“ Wenn auch er gleich dem Bruder Knud großen Eifer zu gunsten der Kirche zeigte, so vermied er doch alle Härte, war milde und gerecht gegen das Volk und schützte Recht und Gesetz. Dabei waren seine Waffen siegreich. Das meerbeherrschende Julin wurde zur Auslieferung der flüchtigen dänischen Freibeuter gezwungen; das Fürstentum Rügen mußte Zins und Kriegshilfe an Dänemark entrichten; Heinrich, Gottschalks Sohn, setzte sich unter Erichs Beistand wieder in Wagrien und Holstein fest und begann von neuem den siegreichen Kampf gegen die heidnischen Wenden (VI, 385). Mit dem römischen Stuhle hielt der Dänenkönig die guten Beziehungen aufrecht. Er unternahm eine Pilgerfahrt nach Italien, stattete Urban II. in Bari einen Besuch ab und erhielt die Zusage eines eignen Erzbistums für Dänemark. Lund in Schonen wurde für den neuen Metropolitansitz ausersehen. „Aber der andächtige Besuch der heil. Orte zähmte die Leidenschaft in ihren plötzlichen Ausbrüchen nicht.“ Nach seiner Zurückkunft erschlug Erich im Zorn vier seiner „Hauskerle“. Voll Reue über die rasche That und „um die innere Wunde zu heilen“, beschloß er eine Kreuzfahrt nach dem Heil. Lande. Nachdem er mit dem Schwedenkönig Inge und

mit Magnus Barfuß von Norwegen, Olafs Sohn und Nachfolger, an der Mündung der Göta-Elf, da wo die drei Reiche zusammenstießen, eine Zusammenkunft gehalten und den Frieden in den Nordlanden gesichert, trat er in Begleitung der Königin Bothild, einer dänischen Edelfrau, und eines Ehrengefolges die Wallfahrt über Rußland und Konstantinopel an. Doch war es ihm nicht vergönnt, am Grabe des Erlösers zu beten. Er starb auf der Insel Cypern an einer Krankheit. Seine Witwe pilgerte weiter bis zur heiligen Stadt, wo auch sie der Tod ereilte. Sie wurde im Thal Josaphat am Fuße des Ölberges begraben. In Norwegen Magnus III. Barfuß. 1093–1103. 1101. 10. Juli 1103.

Um dieselbe Zeit erlag auch der tapfere Norweger Magnus, des harten Harald Ebenbild, nachdem er die Hebriden und Orkaden, ja selbst das englische Eiland Man unterworfen und seinen jugendlichen Sohn Sigurd zum Inselkönig eingesetzt, auf einem Kriegszug gegen die Irländer. Den Volksnamen „Barfuß" brachte ihm die Tracht der Bergschotten, in die er sich gern kleidete, und sein rotseidener Waffenrock, auf welchem hinten und vorn ein Löwe gestickt war, gab Anlaß zum norwegischen Reichswappen. Auch Sigurd, der mit zwei Brüdern die Herrschaft teilte, unternahm, dem Zuge der Zeit folgend, einen Kreuzzug zur See nach dem syrischen Land, von dem er erst nach dreijähriger Abwesenheit, nachdem er auch die byzantinische Hauptstadt besucht, zurückkehrte. Seinen kirchlichen Sinn bewies Sigurd ferner dadurch, daß er in seinen späteren Regierungsjahren den geistlichen Zehnten in Norwegen einführte. Er überlebte seine beiden Brüder, obwohl er selbst nur vierzig Jahre alt ward. Ihm folgte sein Sohn Magnus IV., dem das Mißgeschick seiner späteren Jahre den Namen des Blinden gab. Aber Harald Gille, den einst Magnus Barfuß mit einer Irländerin gezeugt und der seine Abkunft durch die Eisenprobe bewährt, ein tapferer, leutseliger Ritter, erhielt durch Volkswahl die nördliche Hälfte des Reichs, obwohl er dem Halbbruder Sigurd geschworen hatte, keine Ansprüche auf die Krone zu erheben. Sigurd. 1103–1130. Magnus IV. der Blinde. 1130–1139. Harald Gille. 1130–1136.

Da sich Erichs Sohn Harald, den der Vater bei seiner Abreise zum Reichsverweser eingesetzt, durch Räuberei und Gewaltthätigkeit verhaßt gemacht hatte, so wählte das Volk auf der Wahlstätte zu Isöre Swend Esthridsons jüngsten Sohn Niels (Nikolaus) zum König von Dänemark. Er war ein schwacher Mann von geringen Fähigkeiten, dessen dreißigjährige Regierung durch Fehden, Bürgerkriege und Frevelthaten in der Herrscherfamilie verwirrt und unglücklich war. Sein Neffe Knud, des verstorbenen Königs Erich zweiter Sohn, ein hochbegabter junger Fürst, der seine Kriegsschule am Hofe Lothars von Sachsen gemacht, wurde von seinem königlichen Oheim zum Statthalter von Schleswig eingesetzt. Man nannte ihn nach deutscher Weise Herzog von Südjütland. Mannhaft schützte er die Grenzen gegen die Wenden und Abodriten, die damals unter Gottschalks Sohn Heinrich, Knuds Vetter, ihre Herrschaft über Mecklenburg und einen großen Teil von Holstein und Pommern ausgedehnt hatten; und als mit der Ermordung dieses Lehnsfürsten und mit dem Untergange seiner zwieträchtigen Söhne und seines Enkels das Geschlecht erlosch, das den Versuch gemacht hatte seinem Volke eine selbständige politische Entwickelung in den Bahnen der abendländischen Kultur zu verschaffen, erhielt Knud von Lothar das ganze Wendenreich zu Lehen. Mit eigner Hand krönte ihn der Kaiser zum König der Abodriten; die Dänen aber nannten ihn Laward (Lord), d. i. Herr. Eine Zeitlang blieb Knud Laward, wie er der Schutz des Reiches und der Abgott des Volkes war, auch der Liebling seines königlichen Oheims Niels; als aber dessen eigner Sohn Magnus heranwuchs, änderte sich dies. Des Magnus Mutter Margarete war eine Schwedin aus König Stenkils Haus. Als nun um dieselbe Zeit, da Knud das Abodritenreich empfing, der Stenkilsche Mannsstamm ausstarb, trennten sich die Westgotländer, Niels. 1104–1134. 1125. 1129.

„fester im Christentum", von den übrigen Schweden und wählten den Sohn ihrer Königstochter zum Herrscher. So standen also zwei gekrönte Häupter dem Dänenkönig Niels zur Seite. Allein Knuds selbständiges Auftreten in Schleswig und im Abodritenland erregte bald die Eifersucht des Dänenkönigs und seines Sohnes. Niels, der sich zuerst „König von Gottes Gnaden" nannte, fand in dem Neffen nicht die Unterwürfigkeit, auf die er Anspruch zu haben glaubte, und Magnus, der, obwohl Eidam des mächtigen Polenherzogs Bogislaw, sich nicht gegen den Schwedenkönig Sverker zu behaupten vermochte, fing an von der wachsenden Macht Knuds auch für sein Erbrecht in Dänemark zu fürchten. Konnte doch der Vetter ältere Ansprüche geltend machen, und in der Gunst des Volkes ging dem ritterlichen Mann niemand voran. Und so gebar der Argwohn des alten Königs und die Eifersucht des Magnus, geschürt durch die Mißgunst des Heinrich Hinkefuß, eines andern Neffen von Niels, zuletzt eine dunkle, grauenvolle That. Es war in der heil. Weihnachtszeit des Jahres
1131. 1131, daß Magnus seinen Vetter Knud zu einer Unterredung in einen benachbarten Wald einlud. Arglos erschien der Laward; da brachen plötzlich bewaffnete Männer hinter den Bäumen hervor. Magnus rief laut: „Jetzt gilt es die Nachfolge im Reich!" und noch ehe Knud sein Schwert aus der Scheide zu ziehen vermochte, stürzte der andre auf ihn zu und spaltete ihm den Schädel.

Die Ermordung dieses „zweiten heiligen Knud" brachte schlimme Tage über das dänische Reich. Erich, der jüngere Bruder des Laward, warf sich zum Bluträcher auf; man trug das zerfetzte Kleid des Erschlagenen umher; die Geschlechtsgenossen und das Volk von Schleswig schlossen sich der Fahne Erichs an. Der alte König Niels schwur vor dem Ringsteder Landgericht, daß er unschuldig sei, sah sich aber genötigt, den schuldigen Sohn Magnus aus dem Reiche zu verbannen. Derselbe begab sich nach Westgotland, mußte jedoch bald dem König Sverker weichen, der ganz Schweden wieder unter seiner Herrschaft vereinigte. Nun wandten sich Niels und Magnus an Kaiser Lothar und erkauften sich dessen Schutz durch Anerkennung der deutschen Oberlehnsherrlichkeit und durch Zahlung von viertausend Mark Silbers. Erich war der vereinten Dänenmacht auf die Länge nicht gewachsen, zumal da sich auch der eigne Bruder Harald, erzürnt über die Bevorzugung des jüngern, auf Niels' Seite schlug. Die Stadt Schleswig, die voll Eifer für Knuds teures Andenken Erich bei sich aufgenommen, wurde von Magnus hart bedrängt, und nur der Tapferkeit der Bürgerschaft hatte er
1133. seine Rettung zu verdanken. Er flüchtete mit Weib und Kind nach Norwegen, zu dem ihm verschwägerten König Magnus, der gerade mit seinem Verwandten Harald Gille in Streit lag und ihn aus dem Lande verjagte. Aber der dänische Magnus, der sich in Halberstadt durch neue Huldigung abermals der Gnade Lothars versichert und die Krone auf dem Haupte dem Kaiser in feierlichem Zug das Schwert vorgetragen hatte, bereitete in Verbindung mit dem nach Norwegen zurückgekehrten Harald Gille dem Flüchtling Nachstellungen. Mühsam entkam Erich nach Laland. Seine Rückkehr brachte neues Leben in die Partei; er ließ seinen ungetreuen Verwandten Ubbo und den feindlich gesinnten Bischof Eskil von Wiborg ermorden und segelte dann nach Schonen über. Bald landete auch Magnus mit großer Heeresmacht,
4. Juni 1134. und nun ereignete sich in einer Bucht bei Lund, Fodvig genannt, die Entscheidungsschlacht, aus welcher Erich, dessen Reiterei das gelandete feindliche Fußvolk in Schrecken jagte, als Sieger hervorging. „Es war ein Sieg ohne Blutvergießen entschieden, dem ein Gemetzel ohne Gegenwehr folgte. Magnus mit einer tapfern Schar beschloß nicht unrühmlich zu weichen; er fiel auf einem Haufen erschlagener Feinde, nebem ihm Peter, Bischof von Roeskilde. Drei jütländische Bischöfe, dazu ein schwedischer, der dem Magnus treu geblieben war, als er sein gotisches Reich verlor, lagen mit sechzig Prie-

stern unter den Toten. Der Bischof von Schleswig entrann mit einer Wunde, von
der er nicht wieder auffam. Auch Prinz Heinrich Hinkfuß, der Urheber vieler Übel,
fand hier sein Ende." Niels, der kinderlose Greis, rettete sich zu Schiff nach Jütland,
teilte mit Harald, dem ältern Bruder Erichs, das Reich und nahm den Verhaßten als
Sohn an. Dann folgte er einer Einladung nach Schleswig. Allen Warnungen zum
Trotz ritt er in die Stadt ein. Da erregten die Gilden, denen der Laward als Älter-
mann und Beschützer einst angehört hatte, eine Empörung, um nach altem Gildenrecht
den Tod des ermordeten Gildenbruders zu rächen. Niels floh in das Schloß seines
Vaters, wo er bald von den eindringenden Bürgern auf den Leichen seiner Getreuen 25. Juni 1134.
erschlagen ward.

Auch in Norwegen erfolgte ein Umschwung der Dinge. Harald Gille nahm
den König Magnus gefangen und ließ ihn blenden und entmannen, um ihn zur
Regierung untüchtig zu machen. Viele seiner vornehmsten Anhänger wurden grausam
getötet. Bischof Reinhald von Stavanger, ein Engländer, starb am Galgen. Zwei
Jahre nachher wurde jedoch Harald durch einen Priester Sigurd, der sich gleichfalls für
einen Sohn des Magnus Barfuß ausgab, in Bergen während des Schlafes ermordet.
Der Mörder (vom Volke der „schlimme Diakonus" genannt) nahm den Königstitel an;
da ihn aber das Volk verschmähte, zog er den blinden Magnus aus dem Kloster und
herrschte in seinem Namen. Zugleich galten im Norden die beiden unmündigen Söhne
des Gille als Könige. Nach der Ermordung Niels ward Erich, der Sieger von Fod- Erich Emund. 1134–1137.
vig, als König anerkannt. Harald „Kesia", der sich gleichfalls König nannte, konnte
sich gegen den Bruder nicht behaupten. Er floh nach Norwegen; als er sich aber im
folgenden Jahr mit einer Schar Bewaffneter nach Südjütland wagte, wurde er von 1135.
Erich überfallen und mit acht seiner Söhne enthauptet. So wurde „die junge Königs-
brut" erstickt. Um den Zorn Lothars über die Ermordung des von ihm belehnten Kö-
nigs zu entwaffnen, erkannte Erich die Oberlehnsherrlichkeit des Reichs über Dänemark
an und leistete, wie wir früher gesehen (VI, 623), in Magdeburg die Huldigung.
Diese innere Zerrüttung Dänemarks kam den heidnischen Stämmen an der Ostsee zu
statten. In Wagrien und dem benachbarten Polabenland (Lauenburg) und in dem
östlichen Gebiet der Abodriten wurde unter eingebornen Fürsten, dort unter Pribis-
laus, hier unter Niklot, das Heidentum und die alte Sitte wieder eingeführt. Mit
Rügen wurde Herzog Bogislaw von Pommern von Kaiser Lothar belehnt. Erichs Lan-
dung mit Pferden und Mannschaft vermochte nicht, die Einwohner von dem Kultus
des Swantewit auf Arkona abzubringen.

Auch ein Feldzug Erichs nach Norwegen, um den geblendeten und verstümmelten
König Magnus, der als Flüchtling an seinem Hof Schutz gegen Haralds Söhne gesucht,
wieder in die Herrschaft einzusetzen, hatte keinen Fortgang. Der blinde König und
sein Begleiter, der schlimme Sigurd, starben eines gewaltsamen Todes; das Gillesche
Geschlecht blieb an der Regierung, aber einer verdrängte den andern und die Ver-
wirrung und Gesetzlosigkeit war endlos. Nach kurzer ruhmloser Herrschaft wurde Erich
bei einer öffentlichen Gerichtssitzung in Ripen von einem Jütländer, Plog, ermordet. 18. Sept. 1137.
Dieser That folgte ein dreijähriger Bürger- und Thronkrieg zwischen Erich III., im Erich III.
Volksmund „Lamm" genannt, einem entfernten Sprößling des Königsgeschlechts, „Lamm". 1137–1147.
und Olaf, dem Sohne des Harald „Kesia", der allein dem blutigen Untergang seiner
Familie entgangen war. Als endlich Olaf, der den Roeskilder Bischof Riko bei einem
nächtlichen Überfall in seiner Wohnung ermordete und dafür von dem päpstlichen
Bannfluch getroffen ward, in Schonen auf dem Schlachtfeld fiel, behauptete sich Erich Okt. 1141.
auf dem Thron, bis zu seinem Tod, den er in der Mönchskutte erwartete. Nun folgte Aug. 1147.
wieder eine Zeit wechselvoller Thronkämpfe zwischen Swend (Peter), dem Sohne Swend. 1147–1157.

Erich Emunds, und Knud Magnussen, Thronkämpfe, die zugleich einen landschaftlichen Charakter trugen. Während dieser Zeit bereiteten sich die großen Veränderungen in den Ostseeländern vor, deren wir in der deutschen Geschichte dieser Periode (VI, 629 ff. und 655 ff.) Erwähnung gethan. Erst dem großen Hohenstaufen Friedrich I. gelang es auf dem Reichstag zu Merseburg dem Krieg durch einen gebieterischen Schiedsspruch ein Ende zu machen und zugleich die Lehnsherrlichkeit des Reichs
1152. von neuem zu begründen (IV, 663). Swend sollte König sein, Knud Seeland als dänisches Lehen empfangen und Waldemar, den einst Ingeborg von Nowgorod dem Knud Laward im ersten Jammer acht Tage nach dem Fall des Gatten in Schleswig geboren, mit Südjütland belehnt werden. Aber Swend war bei dem Dänenvolke nicht beliebt. Man klagte über seinen Stolz, über die Hinneigung zu den Sachsen, über die verschwenderische Hofhaltung, seitdem er die Tochter des Markgrafen von Meißen zur Königin erhoben, über die Vergeudung des Kronguts, über Willkür in der Austeilung von Lehnsgütern. Desto lebhafter wandte sich die Volksgunst dem ritterlichen Waldemar zu, der sich mit der schönen Halbschwester seines Vetters Knud verlobt hatte. Die Jüten riefen beide zu Königen aus, und als Swend von Schonen zu ihrer Bekämpfung auszog, sah er sich durch Meuterei und Verrat bald so geschwächt, daß er mutlos die Flucht ergriff und bei seinem Schwiegervater in Meißen Schutz suchte. Doch kehrte er bald auf einer Wendenflotte zurück. Auf einer Zusammenkunft zu Odense einigte man sich über eine Teilung: Swend sollte Schonen, Waldemar Jütland und Schleswig, Knud Seeland beherrschen. Aber bei einem Fürstenmahle im Schlosse zu Roeskilde ließ Swend die Vettern durch Bewaffnete überfallen. Knud wurde getötet, Waldemar rettete sich verwundet nach Jütland (IV, 678). Swend verfolgte ihn, allein die unglückliche Schlacht auf der Gratheheide zwischen Randers
23. Okt. 1157. und Wiborg setzte seinen Gewaltthätigkeiten ein Ziel. Auf der Flucht wurde er von einem jütischen Bauer erschlagen. Nun wurde Waldemar I., nachmals „der Große“ genannt, Beherrscher des vereinten Dänenreichs.

b. Dänemarks Machtherrschaft unter den Waldemaren und die Parteikämpfe in Norwegen.

Nicht mehr, wie ehedem, von der Volksgemeinde zu Isöre, sondern auf einem
Waldemar I. 1157–1182. Herrentag zu Roeskilde als König ausgerufen, empfing Waldemar I. durch den Erzbischof Eskil von Lund, um dessentwillen sich Kaiser Friedrich I. und Papst Hadrian IV. kurz zuvor entzweit (VI, 673), die feierliche Krönung und Salbung. Mit ihm beginnt eine neue Ära für Dänemark. Unterstützt von Axel (Absalon), zuerst Bischof von Roeskilde, dann Erzbischof von Lund, aus einem edlen, dem Hause des Laward von jeher innig befreundeten seeländischen Geschlechte entsprossen und in Paris gebildet, unternahm Waldemar die Gründung eines Reichs, das bald alle Länder und Inseln der Ostsee umfassen sollte. Es wurde schon im sechsten Bande (S. 698 f.) der Unternehmungen Heinrichs des Löwen und seiner Vasallen und Verbündeten Erwähnung gethan, durch welche die Wendenvölker an der Oder und Ostsee dem Christentum zugeführt wurden. Diese Unternehmungen unterstützte Waldemar zur See. Der feste Tempel des Swantewit auf der Felsenhöhe von Arkona, den unter des Hohen-
1168. priesters Befehlen dreihundert dienstthuende Reiter schirmten, ging in Flammen auf; das vierköpfige Götzenbild wurde mit Äxten zerhauen; aus den hölzernen Festungswerken entstand an der Tempelstelle eine christliche Kirche. Die Einwohner von Arkona ließen sich taufen und versprachen Zins und Heeresfolge dem Dänenkönig. Die ganze Insel folgte dem Beispiel der Tempelstadt. Absalon, der eifrige Heidenbekämpfer, fügte

Rügen seinem Bistum Roeskilde bei. Die Hälfte der Tempelschätze und des Zinses mußte jedoch Waldemar an Heinrich den Löwen abtreten und die Herrschaft über die Insel mit ihm teilen (VI, 719). Zwölf Jahre später brach die große Fehde zwischen dem Welfenherzog und dem Hohenstaufen aus, die wir aus dem sechsten Bande (S. 735 ff.) kennen. Heinrich der Löwe bemühte sich um die Freundschaft des Dänenkönigs, dessen Sohn Knud seit 1177 mit des Herzogs Tochter Gertrud vermählt war; allein Waldemar, der einst (1162) begleitet von Absalon in Burgund dem Kaiser Treue geschworen und Huldigung geleistet, hielt sich vom Kampfe fern.

Auch auf Norwegen richteten Waldemar und Absalon ihre Eroberungsgedanken. Von den drei Söhnen des Harald Gille trug der schwache und krüppelhafte Inge den Sieg über seine Brüder davon; sein Feldherr Gregorius fällte den wilden Sigurd und den geizigen Eystein. Inge selbst fiel in der Schlacht bei Oslo. Auch 1161.
Sigurds junger Sohn Hakon Herdabreid, d. i. Breitschulter, fand im Bürgerkrieg seinen 1162.
Untergang. Nun bewirkte Erling Skakke, ein mächtiger, dem Königsgeschlechte verwandter Edelmann, daß sein Sohn Magnus von dem norwegischen Erzbischof Eystein (Augustinus) von Nidaros in der Königsburg zu Bergen in Gegenwart vieler Bischöfe und Großen und eines päpstlichen Legaten feierlich zum König geweiht ward. Magnus V. 1162—1180. † 1184.
Als das norwegische Volk, ergrimmt über die Umgehung des Herkommens, Widerspruch erhob, rief Erling den ihm von Mutter-Seite befreundeten Dänenkönig Waldemar zu Hilfe, ihm einen Teil des Reichs versprechend. Getrieben von Ländergier und Vergrößerungssucht segelte der Dänenfürst nebst seinem geistlichen Gefährten nach Norwegen hinüber, sah sich aber durch den Widerstand der jütischen Flottenmannschaft 1167.
gegen das gefahrvolle Unternehmen und durch die Abneigung der Norweger gegen eine dänische Herrschaft bald zum Abzug genötigt. Doch behauptete sich Magnus in der Herrschaft; sein Vater Erling erhielt das buchtige Küstengebiet, Wigen genannt, und erkannte Waldemar als Lehnsherrn an. Zur Vergeltung für die kirchliche Krönung, die somit in beiden Ländern um dieselbe Zeit die alte Königswahl durch die Volksgemeinde verdrängte, verlieh Magnus in dem Kirchengesetz, die „Goldene Feder“ 1174.
genannt, der norwegischen Geistlichkeit die höchsten Vorrechte. Nicht nur daß der König „von Gottes Gnaden“ in der Handfeste den vollen Kirchenzehnten gelobte und jedem Eingriff in die Besetzung der Bistümer und Kirchenämter entsagte; die Bestimmung der Thronfolge unter den Söhnen oder nächsten männlichen Verwandten wurde vorzugsweise in die Hände des Erzbischofs von Nidaros und seiner geistlichen Räte gelegt. Gegen dieses kirchliche Königtum erhob sich Eystein Meyla, der angebliche Enkel Gilles, und forderte die Krone nach altem Herkommen. Er fand aber nur geringen Anhang, so daß er und die Seinen bald in die höchste Not gerieten; in Wäldern verborgen hüllten sie sich, als ihre Kleider zerrissen waren, in die Rinde der Birke, woher sie den Namen Birkenbeine erhielten. Unter Armut und Entbehrung führten sie ein rauhes Leben, machten oft Ausfälle und Raubzüge, bis endlich nach der unglücklichen Schlacht bei Re Eystein von einem Bauer, in dessen Haus er Zuflucht gesucht, erschlagen 1177.
ward, worauf sich seine Anhänger nach allen Richtungen verliefen. Aber bald fanden sie einen neuen Führer. Sverrir, der Sohn eines Kammmachers, als Priester erzogen, Sverrir. 1180—1202.
gab sich für einen Abkömmling von Harald Gille aus, sammelte die flüchtigen Birkenbeine und wagte, von ihnen als König anerkannt, einen kühnen Angriff auf Nidaros. Erling fiel im Kampfe und Sverrirs Anhang mehrte sich. Bald wurde der Spott- 1179.
name der zerlumpten Birkenbeine ein Ehrenname. Im folgenden Jahr wurde auch 1180.
Magnus in der Schlacht besiegt und zur Flucht nach Dänemark gezwungen, und als er einige Zeit darauf abermals mit dänischer Hilfe sein Glück versuchte, verlor er in einer Seeschlacht Sieg und Leben. Nun wurde Sverrir, der kühne Abenteurer, in ganz 15. Juni 1184.

Norwegen als König anerkannt; selbst der Erzbischof, der früher den Bann über ihn ausgesprochen, machte seinen Frieden mit dem Priesterkönig, der seinen gefallenen Feinden die Leichenrede hielt. Die Zahl seiner Gegner war jedoch sehr groß und mancher unternehmende Abenteurer suchte das Glück Sverrirs nachzuahmen und stellte sich als Gegenkönig auf. Aber durch Klugheit, Gewaltthat und Hinterlist trug Sverrir stets den Sieg davon. Der heftigste Kampf erwuchs ihm von der Geistlichkeit. Als er die in der „Goldenen Feder" aufgestellten Vorrechte nicht anerkennen wollte, floh
1191. der neue Erzbischof Erich nach Dänemark und sprach den Bann aus. Bischof Nikolaus von Opslo folgte ihm. Im Einverständnis mit Erzbischof Absalon stellten sie einen unbekannten Knaben, den sie für einen Sohn des Magnus ausgaben, dem Sverrir entgegen. Papst Innocenz III. unterstützte ihr Vorhaben durch Bestätigung des Bannes; alle Bischöfe entflohen aus Norwegen. Nun erhob sich ein furchtbarer Bürgerkrieg; die klerikale Partei, die für den kriegerischen Bischof Nikolaus und seinen Schützling die Waffen ergriff, erhielt den Namen „Bagler", d. h. Krummstäbler, während die nationale Partei Sverrirs den alten Namen der Birkenbeine fortführte. Auch als der kraft-
9. März 1202. volle König Sverrir während des Kampfes den Anstrengungen erlag, kehrte die Ruhe
Hakon IV. 1202–1204. nicht zurück. Seinem tapfern und volksbeliebten Sohne Hakon IV. gelang es zwar, die Gemüter auf kurze Zeit zu versöhnen und die Parteileidenschaften zum Schweigen zu bringen; als er aber im zweiten Jahr seiner Regierung beim Königsmahl an einem Gifte verschied, das ihm die zweite Frau seines Vaters, eine schwedische Königstochter, beizubringen wußte, hub das alte Unwesen der „Birkenbeine" und „Krummstäbler" von neuem an. Während im Norden unter den „Thröndern" das Geschlecht Gilles Anerkennung fand, setzte in Opslo der Bischof Nikolaus einen Betrüger, Erling „Steenweg", der sich für einen Sohn des Magnus ausgab, mit dänischer Hilfe zum König ein und half ihm dazu, daß er die Eisenprobe zur Erhärtung seiner königlichen Herkunft bestand. Zum Dank erhob Erling des Bischofs Schwestersohn Philipp zum Jarl und erkannte die Oberlehnsherrlichkeit des Dänenkönigs an. Furchtbar wütete nunmehr der Bürgerkrieg zwischen den Birkenbeinen und Baglern; nirgends war Sicherheit, selbst in den Kirchen wurden die Flüchtigen niedergehauen; es kam vor, daß ein Bruder den andern erschlug. Die nationale Partei hielt zu Inge, dem
† 1207. Schwestersohn Sverrirs, während die Klerikalen nach Erlings Tod den Jarl Philipp als König anerkannten. Viele Norweger zogen auf Seeraub aus und trugen die Parteikämpfe auch auf die Inseln; selbst die heil. Insel St. Kolumba (Jona) wurde mit
† 1217. Plünderung heimgesucht. Endlich, nachdem sowohl Inge als Philipp aus der Welt geschieden, einigten sich die Parteien über einen König aus Gilles Geschlecht. Hakon,
Hakon V. „der Alte". 1217–1263. ein außer der Ehe erzeugter Enkel Sverrirs, wurde auf einem Reichstag, der sich nach langer Unterbrechung zum erstenmal wieder in Bergen versammelt, einstimmig als rechtmäßiger König anerkannt, ein verständiger und milder Fürst, dessen lange Regierung dem zerrütteten Reiche den ersehnten Frieden zurückgab. Zwar hatte auch er noch einen harten Kampf gegen die Bagler zu bestehen, welche Inges Halbbruder Jarl Skule zum König erkoren: als dieser aber in der Schlacht bei Opslo besiegt und auf
1240. der Flucht erschlagen ward, endigte die Zeit der Parteikriege und gewaltsamen Umwälzungen. Hakon suchte sich mit der Kirche auszusöhnen; aber er verschmähte es, die Krone unter den Bedingungen der „Goldenen Feder" aus den Händen des Erzbischofs und der fünf geistlichen „Kurfürsten" anzunehmen. Er wandte sich an den Papst, und
29. Juli 1247. dieser ließ durch den Kardinal Wilhelm (VII, 278) die Krönung feierlich vollziehen. Die Anwesenheit des staatsklugen Legaten hatte für den Norden mancherlei wohlthätige Folgen. Er bewirkte die Abschaffung der Eisenprobe, da es sich für Christen nicht gezieme, Gott zu versuchen, in menschlichen Dingen Zeugnis abzulegen; er er-

mahnte die Bischöfe zur Milde gegen die Bauern und suchte allen Parteihader auszugleichen. Auch trug er nicht wenig dazu bei, daß Island, wo nach der Ermordung des reichen und mächtigen Snorre Sturleson, des nordländischen Dichters und Ge- 1241.
schichtschreibers, ein verheerender Rache- und Parteikrieg zwischen dessen Neffen Thord und Gissur, dem Urheber der Bluttat, ausgebrochen war, sich unter die Hoheit des norwegischen Königs stellte und sich zur Zahlung von Zins und Gerichtsgeldern ver- 1260.
stand. Dasselbe geschah in Grönland. „Seitdem sank die Insel Island wie eine schwer Kranke auf ihr hartes Polster zurück; sie wußte, als sie nach vier Jahrhunderten wieder zu sich kam, nur von ihren schöneren Tagen zu erzählen." Der König bezeugte dem Papst seine Dankbarkeit durch ein Geldgeschenk; doch ließ er sich nicht zum Werkzeug gegen die Hohenstaufen gebrauchen. Um für die Zukunft die Reichsteilungen zu verhüten, welche dem Königreich Norwegen so viel Unheil gebracht, erließ er ein Erbfolgegesetz, welches den Einfluß der Bischöfe auf die Königswahl aufhob. Das Ende 1257.
Hakons auf den fernen Hebriden haben wir im vorigen Bande (S. 664) gemeldet 15. Dez. 1263.
und dabei zugleich des Abkommens gedacht, welches sein Sohn und Nachfolger Magnus VI. mit dem Schottenkönig Alexander traf. Dieser sechste Magnus war ein Magnus VI. 1263—1280.
Segen für das norwegische Land. Nicht nur, daß er den Frieden zu erhalten wußte und eine bedeutende Seemacht schuf; er verdiente sich auch durch gute Anordnungen und Reformen den Namen eines „Gesetzverbesserers". „Er führte durch die folgenrechte Arbeit seiner ganzen Regierung das von der kriegerischen Lebensart ablassende Norwegen in den Bildungsgang des übrigen Europa ein, und das ohne die Volksfreiheit zu unterdrücken. Der König galt bisher alles im Kriege, von nun an gab es auch eine Friedensregierung. Sein Werk ist die Vereinigung von Norwegen unter derselben Gesetzgebung, die Herabsetzung der Gesetzbußen, Abschaffung der Geschlechtsbuße, Durchführung der Todesstrafe, und infolge eines königlichen Richtamtes zugleich Einführung des königlichen Begnadigungsrechtes, Umgestaltung des Erbrechtes, Aufrichtung einer alle Wahl ausschließenden Thronfolgeordnung im Hause Sverrirs."

Während dieser Vorgänge war in Dänemark eine große Umwälzung eingetreten. Waldemars I. Ausgang.
König Waldemar I. war während seiner Regierung von wunderbarem Glück begünstigt, wenn wir auch die erwähnte, aber oft bezweifelte Lehnshoheit über Norwegen nicht hoch anschlagen wollen. Durch neidische und ehrgeizige Glieder des Königshauses fortwährend von Verschwörungen und Nachstellungen bedroht, war er allen verderblichen Anschlägen entgangen und hatte mehrere der Schuldigen durch Tod oder Kerkerhaft unschädlich gemacht; noch bei seinen Lebzeiten wurde sein Sohn Knud als Thronfolger anerkannt und von der Kirche durch Salbung und Krönung geweiht, der erste Schritt zur Beseitigung des bisherigen Wahlrechts und zu einer Erbmonarchie von Gottes Gnaden; und als der alte Erzbischof Eskil von Lund Ring und Stab niederlegte, um 1177.
die letzten Jahre als Mönch in Clairvaux zu verleben, wurde dem König die Freude zu teil, seinen getreuen Absalon zum Erzbischof gewählt zu sehen. Aber das Herz des Kirchenfürsten hing mehr an Seeland, wo er seine Jugend verlebt, wo er nicht weit von seinem Bistum Roeskilde den Grund zur Stadt Kopenhagen gelegt, wo die Erbgüter seiner Familie lagen. Er zog daher viele Seeländer nach Schonen und verlieh ihnen Ämter und Lehen. Empört über diese Begünstigung der Fremden, über den drückenden Kirchenzehnten, der nach langem Widerstand endlich doch eingeführt worden war, über das Cölibat der Priester, wodurch die Ehre der Frauen und Töchter gefährdet ward, erregten die Einwohner von Schonen einen Aufruhr, der nur durch die Waffen des königlichen Heeres unterdrückt ward. Der verhaßte Kirchenzehnte aber 1181.
blieb bestehen. Der Verdruß über diese Vorgänge beschleunigte das Ende Waldemars.
Im zweiundfünfzigsten Lebensjahr erlag er einem Fieber. Sein zwanzigjähriger Sohn 12. Mai 1182.

Knud VI. 1182—1202. Knud (VI.) Waldemarsen, schon längst als Thronfolger anerkannt und den Königsnamen führend, folgte dem Vater. Doch wollte sich die Volksgemeinde das alte Wahl- und Bestätigungsrecht nicht so ohne weiteres entreißen lassen. Auf einzelnen Landesthingen erhob sich Widerstand, in Schonen wurde sogar ein Gegenkönig aufgestellt. Aber das alte Volksrecht entsprach nicht mehr den Zeitbegriffen. Adel und Geistlichkeit waren bereits zum Bewußtsein ihrer bevorzugten Stellung gelangt, und ihrer vereinten Anstrengung war die volkstümliche Opposition nicht gewachsen. Die geharnischte Reiterei trug vor Lund einen leichten Sieg über das schlechtbewehrte Fußvolk der Bauern davon. Noch ehe ein Jahr verflossen, war Knud allgemein als König anerkannt. Fortan führten auf den Land- und Reichstagen Adel und Klerus das entscheidende Wort. Sie bildeten die ersten bevorzugten Stände im Gegensatz zu dem in Bürger- und Bauernschaft geteilten dritten Stand. Gaben schon diese ersten Handlungen des jungen Königs den in ihm wohnenden Herrschergeist kund, so trat er auch dem Kaiser gegenüber mit vollem Selbstgefühl auf. Es wurde früher erwähnt (VI, 743), daß er die Aufforderung Friedrichs, die von seinem Vater und dessen beiden Vorgängern geleistete Huldigung zu erneuern, entschieden zurückwies. Als Schwiegersohn Heinrichs des Löwen war er nicht geneigt, das Ansehen der Hohenstaufen zu erhöhen. Von der zunehmenden Spannung in den späteren Jahren Friedrichs war schon oben die Rede (VI, 748). Als Friedrichs Lehnsmann, der Pommernherzog Bogislaw, Rügen an sich zu bringen gedachte, erlitt er von dem tapfern Dänenkönig, dem der kriegskundige
1184. Absalon mit Rat und That zur Seite stand, eine Niederlage. Die Dänen fuhren die Oder hinauf, verbrannten das verlassene Julin und verwüsteten die Felder; doch scheiterten ihre Angriffe auf Wolgast und Usedom an der Festigkeit der Orte und an der
1185. Tapferkeit der Einwohner. Als aber im folgenden Frühjahr die Dänen abermals das Küstenland an der Oder schwer heimsuchten, sah sich der Pommernherzog genötigt, die Oberlehnsherrlichkeit Knuds anzuerkennen und sich zu Zins und Kriegsentschädigung zu verpflichten. An der Spitze seiner Großen leistete Bogislaw, der deutsche Reichsfürst, dem Dänenkönig knieend die Huldigung. Bald darauf nötigte Knud auch die beiden Abodritenfürsten Burewin und Niklot, ihr Land von ihm zu Lehen zu nehmen und Geiseln für ihre Treue zu stellen. Um die Zeit, da Friedrich Barbarossa nach dem Heil. Lande zog, schrieb sich Knud VI. König der Dänen und Slawen. Die Kriegsstürme, die unter Heinrich VI. die Rückkehr des Welfen im nördlichen Deutschland veranlaßten, waren dem Dänenkönig vorteilhaft, sowenig er auch die Wiederaufrichtung der alten Welfenmacht begünstigte. Wir haben gesehen (VI, 812 f.), wie er den ehrgeizigen Plänen seines Vetters Waldemar, der mit der Würde eines Erzbischofs die Königskrone zu vereinigen suchte, durch rasche Entschlossenheit begegnete, indem er bei einer persönlichen Zusammenkunft auf dem Schloß zu Apenrade den hoch-
1193. strebenden Prälaten gefangen nehmen ließ und ihn zuerst auf Alsen, dann auf Seeland viele Jahre in strengem Gewahrsam hielt (VII, 29). Der Umsicht und Thatkraft des Schauenburgers Adolf und seines Bundesgenossen, des Markgrafen Otto von Brandenburg, gelang es jedoch, dem Vordringen des Dänenkönigs Schranken zu setzen. Erst als der deutsche Thronfolgekrieg zwischen den Königen Philipp und Otto neue Zerrüttung über das Reich brachte, trat Adolf III., der die Partei der Hohenstaufen ergriffen (VII, 7), um im Norden die Hände frei zu bekommen, Dithmarschen und die
1200. Festung Rendsburg als Preis des Friedens an Dänemark ab. Die Burg, von Knud durch eine Brücke mit dem südlichen Ufer verbunden, wurde ihm ein Stützpunkt für weitere Unternehmungen. Und in der That brachen die Dänen bald genug von Schleswig aus über die Eider, brachten, von einem großen Teil der holsteinischen Ritterschaft
Sept. 1201. und von den Dithmarschen unterstützt, bei Stellau unweit Breitenburg dem Grafen eine

Niederlage bei und unterwarfen, während derselbe nach Hamburg floh, Itzehoe, Plön und andre Städte. Auch Ratzeburg öffnete die Thore, und die reichsfreie Stadt Lübeck ergab sich, um ihre Mitbürger, welche beim Heringsfang in Schonen von den Dänen gefangen genommen worden, wieder zu erhalten. Um Weihnachten erschien Knud mit einem großen Heer, dem sich die mecklenburgischen Grafen, die Holsteiner und Dithmarschen angeschlossen, vor Hamburg. Graf Adolf versprach den Dänen Lauenburg, wenn sie ihn frei abziehen lassen wollten; als aber die Besatzung die Übergabe weigerte, wurde der Schauenburger, gefesselt an Händen und Füßen, durch das Land seiner Väter geführt und dann in Schloß Seeburg auf Seeland bei seinem alten Freunde, dem Bischof Waldemar, in Haft gehalten. Adolfs Fall war zugleich eine Niederlage der Hohenstaufischen Sache im Norden. Heinrichs des Löwen jüngster Sohn, Herzog Wilhelm von Lüneburg, wurde mit Knuds Schwester vermählt, welche dem Welfen große Mitgift zubrachte, der Schwester der unglücklichen Ingeborg (VII, 700 f.). Die dänisch gesinnten Edelleute in Holstein wurden von dem siegreichen König mit Lehnsgütern beschenkt, Hamburg unterwarf sich und zahlte hohe Geldsummen. Aber die Tage Knuds waren gezählt. Nach einer Regierung von zwanzig Jahren und sechs 11. Nov. 1202.
Monaten starb er kinderlos, vierzig Jahre alt. Am 21. März des vorhergehenden Jahres war Erzbischof Absalon zu seinen Vätern versammelt worden, ein Mann, der seine mächtige Spur dem Norden tief eingeprägt hat, „Stütze von zwei Königen, Stifter der künftigen Hauptstadt des Reichs, Beistand und Quelle seines Geschichtschreibers (VI, 432), und was allem vorangeht, nach tiefem Verfalle Wiedererwecker und Bannerträger eines kühnen vaterländischen Selbstgefühls".

Als Knud ohne Erben dahingeschieden, wurde sein jüngerer Bruder, der zweiunddreißigjährige **Waldemar**, der bei den letzten Siegen das meiste gethan, ohne Widerspruch von den versammelten Großen des Reichs gewählt und von dem Erzbischof Andreas von Lund gekrönt und gesalbt. Er schrieb sich: „**Von Gottes Gnaden König der Dänen und Slawen, Herzog von Jütland, Herr von Nordalbingien**", und die Geschichte legt ihm den Beinamen „der Sieger" zu. Was der Bruder unvollendet zurückgelassen, führte Waldemar zu Ende. Lauenburg ergab sich unter der Bedingung, daß Graf Adolf seine Freiheit erlangte. Der vierzigjährige Mann, sonst so unruhig und thätig, begab sich hierauf in die kleine Stammgrafschaft seines Hauses an der Weser, um dort dreißig Jahre bis an sein Ende in tiefer Stille zu verleben. Von Waldemars Stellung zum Reich während der welfisch-hohenstaufischen Thronkriege zwischen Otto und Philipp ist früher die Rede gewesen (VII, 29). Anfangs mit Otto IV. verbunden, wandte sich der kluge Fürst in der Folge dem Gegenkönig Friedrich II. zu, als dieser nach Deutschland kam und sich bereit zeigte, um den Preis eines Bündnisses die eroberten Reichslande dem dänischen König zu überlassen (VII, 1215.
50). Seitdem verschwand jeder Schatten von Reichshoheit über Dänemark. Waldemars neunjähriger Sohn gleiches Namens wurde in Gegenwart von fünfzehn Bischöfen, drei Herzögen, drei Grafen feierlich zu seinem Nachfolger geweiht. Die dänische Macht schien fest gegründet; Otto IV. starb auf der Burg zu Braunschweig, Hamburg mußte die Freude, durch ihn auf kurze Zeit von der Fremdherrschaft befreit worden zu sein, schwer büßen, Schleswig wurde befestigt; der Dänenwall, die uralte Grenzfestung, lag jetzt in der Mitte des Landes, Pommern und Rügen war durch die neue Stadt Stralsund, die der dänische Lehnsfürst Jaromar im Jahr 1209 angelegt, gesichert. Der Kreuzzug, 1219.
den Waldemar wider die heidnischen und seeräuberischen Esthen unternahm, trug ihm nicht bloß den Segen der Kirche und ein geweihtes Banner, das weiße Kreuz auf rotem Grund, aus den Händen des Papstes ein, sondern fügte auch das östliche Küstenland des Baltischen Meeres seinen übrigen Besitzungen bei (VII, 268). Die Dänenfahne,

Waldemar II. „der Sieger". 1202–1241.

Danebrog, das Gnadenzeichen des weißen Kreuzes, das nach der Legende während
15. Juni. der Schlacht bei Reval vom Himmel fiel und den Sieg brachte, blieb fortan die Reichsfahne. Die königliche Flotte soll sich auf 1400 Schiffe, die Kriegsmacht auf 160,000 Mann belaufen haben. Und dieser stolze Herrscherbau sollte durch unerwartete Ereignisse, die in der deutschen Geschichte ihre Darstellung gefunden (VII, 139 ff.), in wenigen Jahren in Trümmer sinken. Die Katastrophe begann mit der Gefangennahme Waldemars durch Heinrich von Schwerin und endigte mit der Niederlage bei Bornhöved. Graf Adolf IV. von Holstein, dessen Vater im Stammlande an der Weser gestorben war, erhielt das Land seiner Väter zurück; die Handelsstädte Hamburg und Lübeck und die Südküsten der Ostsee wurden dem deutschen Leben wiedergegeben. „Die dänische Übermacht war für eine lange Zukunft gebrochen. An ihre Stelle trat ein mächtiger Aufschwung des deutschen Elements hier und von hier aus im Norden und Osten von Europa.“ Waldemar gab die Eroberungsgedanken auf und widmete die letzten Jahre seiner Regierung den inneren Angelegenheiten. Er brachte viele königliche Güter und Gerechtsame, die der Adel für seine Kriegsdienste zu gewinnen gewußt, an die Krone zurück, ließ für Jütland und die Inseln ein neues Gesetzbuch abfassen und erleichterte die Lasten des Volks.

c. Auflösung und Wiedervereinigung des dänischen Reichs.

Als Waldemar der Sieger, einundsiebzig Jahre alt, auf seinem Schlosse zu
28. März 1241. Wordinborg aus dem Leben schied, kamen schlimme Tage über Dänemark. Sein ältester Sohn Waldemar, den die milde, in Volksliedern gefeierte Dagmar geboren, war vor dem Vater gestorben. Daher folgte der Sohn der zweiten Gemahlin, der
Erich Pflugpfennig. 1241–1250. stolzen Berengaria von Portugal, Erich genannt Pflugpfennig, der von Paris, wo er seine Studien gemacht, feine Bildung und schlüpfrige Sitten heimgebracht hatte und so wenig beliebt war wie seine portugiesische Mutter. Erich konnte den Verfall des Waldemarschen Reichs nicht verschmerzen und suchte vor allem Holstein und Lübeck wiederzugewinnen. Aber er fand einen scharfen Gegner an seinem eignen Bruder Abel, dem der Vater das Herzogtum Südjütland (Schleswig) verliehen und Graf Adolf seine Tochter vermählt und einige Zeit nachher die Verwaltung von Holstein übertragen
1239. hatte, als er, einem Gelübde gemäß, in ein Minoritenkloster zu Hamburg eintrat. Abel verteidigte die Rechte seiner unmündigen Schwäger in einem mehrjährigen wechselvollen Krieg, wobei ihn die Lübecker mannhaft unterstützten. Um die Kosten für diesen Krieg und für einen Eroberungszug nach Esthland aufzubringen, zwang Erich die Geistlichkeit zu hohen Abgaben und legte auf jeden Pflug Ackerland eine Steuer, die bei dem Volke so verhaßt war, daß man dem König den Beinamen Pflugpfennig zulegte. Aufstände und Unordnungen verwirrten das Reich, als sein Bruder, Herzog Abel, ihn bei einer persönlichen Zusammenkunft in Rendsburg ergreifen und gefesselt auf ein Schiff
10. Aug. 1250. bringen ließ, wo er von einem landesflüchtigen Dänen Lauge Gudmundsön ermordet ward. Sein Leichnam wurde ins Meer gesenkt; als er aber einige Zeit nachher ans Land getrieben und von Fischern aufgefunden ward, gaben ihm die Dominikaner zu
Abel. 1250–1252. Schleswig eine Grabstätte in ihrer Kirche. Der Urheber der Greuelthat wurde der Nachfolger auf dem Thron. Doch schwur er mit vierundzwanzig Rittern, daß er den
1. Nov. Tod des Bruders nicht befohlen. Auf dem Krönungsreichstag in Roeskilde erschienen zum erstenmal Bevollmächtigte der Städte. „So ward hier, ungefähr wie in Frankreich und England, unter den heillosesten Verhältnissen eine notwendige Entwickelungsstufe betreten, auf welche auch die Deutschen nur durch die Zerrüttungen des Zwischenreichs gelangt sind.“ Abel genoß indessen die Früchte des Brudermords nicht

lange. Auf einem Feldzug gegen die Friesen, welche die ihnen angesonnene Steuer weigerten, wurde er auf dem Rückzug von einem friesischen Bauer mit der Streitaxt erschlagen, seine Leiche in einem Sumpfe bei Oldenswort begraben. Abel hatte mit Kraft und Geschicklichkeit regiert, und vielleicht hätten die Stände seinen Sohn auf den Thron erhoben. Dieser war aber auf der Rückreise von Paris von dem Erzbischof in Köln räuberisch überfallen worden und befand sich noch in dessen Gefangenschaft. So wurde Abels Bruder **Christoph** gewählt, ein wenig befähigter Fürst, unter dem das Christoph. 1252–1259.
Land großer Zerrüttung entgegenging infolge der heftigen Streitigkeiten des Königs mit dem Klerus, insbesondere dem herrschsüchtigen Erzbischof Jakob Erlandson von Lund. Der stolze Prälat, der den Hof Innocenz' IV. gesehen, wollte die dänische Kirche über die weltliche Gewalt erheben, und als Christoph die alten Rechte der Krone zu wahren suchte und mehrere Bischöfe gefangen setzte oder zur Flucht trieb, wurde Bann und Interdikt über ihn und das Reich verhängt. Die Bauern, von König, Adel und Klerus unterdrückt und in ihrem Gewissen beunruhigt, erregten Aufstände und fielen mit Keulen über ihre Dränger her. Viele Schlösser des Adels und der Geistlichkeit wurden gebrochen. Noch war die Ruhe nicht zurückgekehrt, als der König plötzlich in Ripen starb, wie man glaubte an Gift. Ein Abt aus Jütland soll 29. Mai 1259.
ihm im Abendmahl die Todesspeise gereicht haben. Er wurde ins Gefängnis geworfen, aber der Erzbischof befreite ihn und bestellte ihn zum Bischof von Aarhus. Nur mit Mühe und unter heftigen Kämpfen wurde Christophs Sohn **Erich** „Glipping" als König und, da er erst zehn Jahre zählte, seine Mutter, die pommersche Margarete, als Regentin anerkannt. Abels Sohn, gleichfalls Erich geheißen, verlangte Schleswig als Erblehen; als es ihm verweigert wurde, griff er in Verbindung mit den Holsteinern und Hamburgern zum Schwert; die Königin wurde besiegt und nebst ihrem Sohne längere Zeit in Gefangenschaft gehalten. Unterdessen dauerte das Interdikt fort, obschon Papst Urban IV. das Verfahren des Erzbischofs in einem scharfen Sendschreiben rügte. Erst auf der Lyoner Kirchenversammlung (VII, 354) wurde durch Gregor X. 1274.
Dänemark vom Banne gelöst. Jakob Erlandson starb um dieselbe Zeit; seine Nachfolger holten sich das Pallium in Rom; seitdem verlor die Krone allen Einfluß auf die Wahl des Erzbischofs. Auch der Adel wußte die Hilfsbedürftigkeit des schwachen Königs, der auf allen Seiten von Feinden bedrängt war, mit Schweden und Norwegen im Krieg lag und auch nach seiner Volljährigkeit unter der Leitung seiner Mutter stand, zu seiner Machterhöhung zu benutzen. Die königlichen Räte fingen an sich zu einem von der Krone unabhängigen Reichsrat zu entwickeln. Überall Übergriffe, Mißtrauen und Gewaltthätigkeit. Graf Jakob, Urenkel von Waldemar II., sprach Halland als Erblehen an. Als er nicht durchdrang, verband er sich mit seinem Waffengefährten, dem Marschall Stig Andersen, der in dem König den Verführer seines Weibes haßte. Infolge dieser Verschwörung wurde König Erich, als er von der Jagd in einer Scheune ausruhte, nächtlicherweile von sieben Bewaffneten überfallen und gräßlich ermordet. 22. Nov. 1285.
Nun folgte wiederum eine minderjährige Regierung, indem der Erstgeborne des Ermordeten, Erich, erst zwölf Jahre zählte. Sein Vetter, Herzog Waldemar von Süd- Erich Menved. 1286–1319.
jütland, den manche im Verdacht der Mitwissenschaft an der blutigen That hatten, wurde Vormund und Reichsvorsteher. Er suchte den Verdacht von sich zu wälzen, indem er in Verbindung mit der Königin ein Fürstengericht zur Untersuchung des Königsmords einsetzte. Die Schuldigen wurden für friedlos erklärt und ihrer Güter beraubt. Sie flohen nach Norwegen und reizten den dortigen König **Erich Priesterfeind**, Norwegen: Erich Priesterfeind. 1280–1299.
der den Dänen zürnte, weil man ihm die Erbgüter seiner Mutter Ingeborg, einer Tochter Erichs Pflugpfennig, vorenthalten, zum Kriege. Nur mühsam widerstand der junge König, den das Volk nach einer ihm eignen Beteuerungsformel „Menved"

nannte, den Angriffen der Feinde. Fünf Jahre lang wurden die Küsten und Inseln
1295. mit Feuer und Schwert verwüstet, bis Erich den Frieden durch das schimpfliche Zugeständnis erkaufte, daß die dänischen Verbannten wieder heimkehren dürften und ihre Güter zurückerhielten. Während dieses Krieges hatte Erzbischof Johann Grand von Lund, aus königlichem Geschlechte, den Geächteten Gunst erwiesen, dagegen sich sehr mißbilligend über Erich ausgesprochen. Deshalb ließ der König ihn gefangen nehmen und nach Seeland schaffen, wo er zwei Jahre lang gefesselt in einem Turm lag.
1296. Endlich durch den Beistand eines Kochs befreit, eilte er nach Rom zu Bonifacius VIII., um Klage zu erheben. Der Papst setzte ein Schiedsgericht nieder, vor welchem der Erzbischof und eine königliche Gesandtschaft ihre Sache vortrugen. Das Ende war,
1298. daß über Dänemark abermals das Interdikt verhängt und der König zu einer hohen Entschädigungssumme verurteilt ward; als er mit der Entrichtung zögerte, traf ihn
1302. die Exkommunikation in der strengsten Form. Erst nach drei Jahren, als sich Erich in einem demütigen Schreiben dem päpstlichen Stuhl unterwarf, erfolgte eine Ausgleichung. Der König mußte Ersatz leisten, hatte aber dafür die Genugthuung, daß Johann Grand zum Erzbischof von Riga bestellt und so aus seiner Nähe entfernt ward. Wie wenig Macht und Ansehen König Erich in seinem Reiche hatte, so erinnerte er sich doch gern der Waldemarschen Zeiten und trachtete Lübeck und die Küstenstädte Rostock und Stralsund wieder unter seine Herrschaft zu bringen. Lübeck begab sich in
1307. der That auf ein Jahrzehnt unter des Königs Schirmvogtei, um gegen Entrichtung eines Jahreszinses in seinem Handel geschützt zu werden; dagegen waren die Herrschaftsrechte, die er in dem mehrjährigen „Markgrafenkrieg" über die Ostseestädte erlangte, ohne Dauer. Stralsund trat mit vermehrten Freiheiten unter die Oberhoheit des Für-
1317. sten Wizlaw von Rügen zurück, und Rostock mußte dem Herzog Heinrich von Mecklenburg zum erblichen Lehen gegeben werden. Ebenso ruhmlos endeten die Kriege mit
Hakon Hochbein in Norwegen. 1299–1319. Norwegen und Schweden. König Hakon VII., Bruder und Nachfolger Erichs Priesterfeind, erhielt im Frieden von Kopenhagen (1309) Nordhalland als erbliches Fahnenlehen; und König Birger von Schweden, für den der Dänenkönig die Waffen ergriffen, endete als Flüchtling auf dänischem Boden. Die Kosten für diese unnützen Kriege zu decken, verpfändete Erich das Krongut und die Einkünfte von ganzen Landschaften, Inseln und Städten, hielt die Geistlichkeit zu Abgaben an und drückte die Bauernschaft durch einen Pflugschatz und andre Steuern.

Als Erich Menved nach langer unglücklicher Regierung zu Ringsted aus dem
13. Nov. 1319. Leben schied und, da seine Kinder alle in der Jugend gestorben waren, sein Bruder
Christoph II. 1320–1326. Christoph II. den Thron bestieg, war die Krone verarmt, das Land durch Parteiung und Aufruhr zerrissen und das Volk ohne Freudigkeit und Hoffnung. Und dennoch sollten noch schlimmere Tage über das Reich kommen. Christoph wurde erst als König anerkannt, nachdem er in einer auf dem Reichstag zu Wiborg ausgestellten Wahlhand-
vom 10. Jan. 1320. feste, die noch in lateinischer Sprache erhalten ist, feierlich geschworen hatte, die Rechte der vier Stände, des Klerus und Adels, der Bürger und Bauern, zu achten und zu wahren, eine Sicherstellung, an die man sich bei allen folgenden Königen, solange das dänische Herrscheramt durch Wahl verliehen oder bestätigt ward, gehalten hat

Wahlkapitulation. In dieser Wahlkapitulation wurde festgesetzt: 1. Bischöfe und Geistliche sollten ihre Rechte, Gerichtsbarkeiten und Freiheiten über ihre Güter und Leute ungestört genießen, nur mit ihrer Einwilligung zum Kirchenzehnten oder zu sonstigen Abgaben herangezogen und nicht auf ein weltliches Thing oder vor einen weltlichen Richter geladen werden; auch dürfte kein Ausländer oder Minderjähriger ein Kirchenamt erhalten u. a. m. 2. Der Adel sollte nicht zum Kriegsdienst außer Landes verpflichtet sein, seine herkömmlichen Vorrechte und Einkünfte beziehen, an der Erhebung der Gerichtsbrüche nicht gehindert sein und die entrissenen Güter

zurückerhalten. Nur mit Rat und Zustimmung der Prälaten und Edelleute dürfe Krieg angefangen werden und kein Deutscher Burgen oder Lehen erhalten oder in des Königs Rat sein. 3. Den Bürgern wurde Sicherheit ihres Handels ohne neue Lasten und Zölle und Schutz gegen übermäßige Beschatzung verbürgt. 4. Die Bauern sollten nicht durch königliche Vögte wider Gesetz und Landrecht beschwert, noch mit ungehörigen Diensten und Lasten belegt werden. Ferner wird gerechtes Gericht nach Gesetz und Landesbrauch, Berufung vom königlichen Gerichtshof an den Danehof oder Reichstag, Sicherheit gegen jede willkürliche oder ungesetzliche Strafe und gegen drückende Besteuerung, wie den Pflugpfennig, Rückbezahlung aller Schulden des Vorgängers und Auslösung der Pfandschaften zugesagt und schließlich festgestellt, daß neue Gesetze oder Gesetzesänderungen nur nach dem Rate und mit Zustimmung der Prälaten und der „Besten des Reichs" auf einem allgemeinen Parlament beschlossen werden dürften.

Um solchen Preis wurde die dänische Krone von der Aristokratie an einen unwürdigen Herrscher übertragen und von diesem angenommen. Aber freilich dachte Christoph nicht daran, die lästigen Bedingungen zu halten. Seine Regierung wurde bald so drückend und willkürlich, daß eine Empörung ausbrach, in deren Folge er aus dem Lande getrieben und der kluge und unternehmende Graf Gerhard von Holstein, durch den die Rendsburger Linie der Schauenburger den Alleinbesitz des Herzogtums erlangt hatte, zum Reichsverweser eingesetzt und dann sein Neffe, der zwölfjährige Herzog Waldemar, auf dem Reichstag zu Wiborg zum König gewählt ward, nachdem er die Wahlkapitulation mit neuen Beschränkungen der Königsgewalt und vermehrten Volksrechten beschworen. Der jugendliche Fürst lohnte die Dienste seines Oheims Gerhard reichlich, indem er demselben, der schon Graf von Holstein und Stormarn war, durch die „Waldemarsche Konstitution" noch das Herzogtum Südjütland (Schleswig) als erbliches Fahnenlehen verlieh, mit der Bestimmung, „daß dasselbe niemals wieder mit dem Reiche und der Krone von Dänemark vereinigt werden sollte". Von dieser Zeit an schrieb sich Gerhard der Große „Herzog von Jütland, Graf von Holstein und Stormarn, Vormund des Reiches Dänemark". Aber so bedeutungsvoll die Königswahl des dritten Waldemar für die Zukunft Schleswig-Holsteins sein sollte, so unheilvoll war sie für das dänische Reich selbst, das während der Regierung Gerhards und seines unmündigen Neffen der Auflösung entgegenging. In einem lateinischen Gedichte, von welchem Dahlmann einige Strophen mitteilt, beklagt ein Geistlicher aus Jütland das Land, „dessen König ein Kind ist", indem er zugleich mit Wehmut auf die vergangenen Tage des Ruhmes und der Größe zurückblickt. Denn nicht genug, daß Knud Porse, dem die schwedisch-norwegische Königsmutter Ingeborg, Hakons Tochter, ihre Hand gereicht, das Herzogtum Halland nebst andern Territorien als erbliche Lehen erwarb, und da und dort sich einzelne Große zu unabhängigen Herren aufwarfen, der abgesetzte König Christoph suchte mit Waffengewalt die verlorne Krone wieder zu erlangen und wurde dabei durch den Haß der Dänen gegen die deutsche Herrschaft unterstützt. Zugleich lag das Land aufs neue unter dem Interdikt, weil Gerhard einen Bischof in Gefangenschaft hielt. Diesen Schwierigkeiten war Waldemar nicht gewachsen; er legte die Würde ab und ward wieder Herzog von Südjütland, worauf Christoph zum zweitenmal den Königstitel führte, ohne jedoch mehr Geltung zu finden. Fünen kam an Gerhard; Christophs Halbbruder, Graf Johann, herrschte in Falster, Fehmarn und andern Inseln; und als der König dem deutschen Grafen bei Gottorf auf der Loheide ein Treffen lieferte, erlitt er eine Niederlage, die seinem Erstgebornen, dem „König" Erich, den Tod, seinem zweiten Sohne Otto Gefangenschaft brachte und ihn selbst wieder zur Flucht trieb. Er lebte einige Zeit unter dem Schutze des Grafen Johann, bis zwei Edelleute, die ihn gefangen nehmen wollten, sein Haus

[Randnotizen: Waldemar III 1326–1330. — Juni 1326. — 15. Aug. 1326. — Christoph II. zum zweitenmal. 1330–1332. — Nov. 1331.]

2. Aug. 1332. anzündeten. Die Aufregung der Flucht und der Schrecken führten bald seinen Tod herbei, und nun folgte ein achtjähriges Interregnum, welches dem Dänenreiche vollständige Auflösung zu bereiten drohte. Als Otto, aus der Haft gelöst, die väterliche
1334. Herrschaft zu erkämpfen auszog, wurde er von Gerhard zum zweitenmal geschlagen
Gerhards des Großen Ausgang. und in Gefangenschaft geführt. Jetzt war der deutsche Graf der mächtigste Herr des Nordens: sein Neffe Waldemar hatte ihm den größten Teil von Südjütland pfandweise überlassen; deutsche Söldner, durch die Verheißung großer Löhnung in seine Dienste gelockt, erwarteten kampfbereit seine Befehle. Da wurde er unvermutet, als er in der Stadt Randers krank daniederlag, von einigen Bewaffneten aus Jütland,
1. April 1340. denen die deutsche Herrschaft verhaßt war, in seiner Herberge überfallen und ermordet. Nach vollbrachter That sprengten die Thäter davon und erreichten glücklich das Freie. So hat Graf Gerhard seinen Tod gefunden, inmitten seiner gewaltigen Laufbahn, noch keine fünfzig Jahre alt. Die Dänen preisen den jütischen Ritter Niels Ebbesen, der die That vollführt, als den Befreier des Vaterlandes; denn schwer lastete Gerhards Hand auf dem Lande. Das Gedächtnis des „kahlen Grafen" ist ihnen lange unvergessen geblieben. Die Schleswig-Holsteiner dagegen nannten ihn mit Recht den Großen. Denn er hat den Grund zur Vereinigung der beiden Herzogtümer gelegt und der Verbreitung des deutschen Elements im Norden kräftig Vorschub geleistet. Niels Ebbesen wurde in der Folge von Gerhards Sohn Heinrich in der Feldschlacht besiegt und mit zwei Brüdern und 2200 Dänen im Kampf erschlagen.

Nach Gerhards Tod kam unter den streitenden Häuptern ein Vergleich zu stande, infolgedessen Herzog Waldemar von Schleswig seinen Ansprüchen auf den dänischen Thron entsagte und Christophs jüngster Sohn, mit des Herzogs Schwester
Waldemar IV. 1340—1375. vermählt, als Waldemar IV., im Volksmund „Atterdag" genannt, auf dem Reichstag zu Wiborg Wahl und Huldigung empfing. Ein ruhiger, besonnener Mann war Waldemar beflissen, aus dem Verfall des Reichs zu retten, was zu retten war, dagegen die verlornen oder entlegenen Territorien freiwillig aufzugeben. Während
1341. 1343. er Schonen, Halland, Blekingen nebst einigen kleineren Besitzungen dem Schwedenkönig Magnus gegen Geld abtrat, den Söhnen Gerhards, Heinrich und Klaus, die Insel Fünen zusicherte und Esthland dem Deutschen Orden verkaufte, brachte er den Grafen Johann, seinen Oheim, durch Drohungen und Verheißungen dahin, daß er
1346. auf Seeland verzichtete, welches von der Zeit an „der Pfeiler des Reichs" ward. Zwei Jahre später, nachdem er mittlerweile eine Wallfahrt in das Heil. Land unternommen, Graf Heinrich „der Eiserne" aber unter Englands Fahne in der Schlacht bei Crecy gefochten, dann im Dienste der Schweden gegen Rußland kämpfte, gewann
1348. Waldemar auch Fünen wieder für Dänemark. Ein späterer Versuch der Grafen, das
1357. Verlorne abermals zu erlangen, brachte ihnen die blutige Niederlage bei Gamborg.
3. Mai 1349. Zum erstenmal nach vieljähriger Unterbrechung wurde nun ein allgemeiner Reichstag in Roeskilde abgehalten. Es war dies zur Zeit der großen Pest, deren wir schon öfters Erwähnung gethan haben. In Dänemark trat sie mit solcher Heftigkeit auf, daß, wie behauptet wird, der dritte Teil der Bevölkerung ihr zum Opfer fiel, daß ganze Dörfer verschwanden, viele Ackergründe öde blieben; in Norwegen, wohin sie durch ein Londoner Handelsschiff eingeführt ward, soll gar nur ein Drittel der Bevölkerung davongekommen sein.

Die Anarchie der früheren Jahre machte ein strenges Regiment notwendig, wenn das in der Auflösung begriffene Dänenreich wieder zu Einheit und Kraft gelangen sollte. Und an Strenge ließ es der staatskluge Waldemar nicht fehlen. Unbarmherzig strafte er jeden Ungehorsam, jede säumige Pflichterfüllung. Das Volk seufzte unter der Last der Abgaben, unter dem Druck der Frondienste, unter der Ver-

schlechterung der Münzen. Aber niemand wagte dem gestrengen Herrn zu widerstreben, der mit seinen deutschen Söldnern jede Auflehnung niederschlagen konnte, dessen Grimm gegen äußere und innere Feinde unerbittlich war. Selbst seine Gemahlin Heilwig, die Schwester des Herzogs von Schleswig, mußte manches Jahr im Schlosse Seeburg als Gefangene vertrauern. Alte Lieder erzählen von der unglücklichen Ehe, da der König mit der artigen Tove von Rügen zusammenlebte und den jungen Folquard, dem die Königin gewogen war, sterben ließ. Einst als Waldemar auf dem Schlosse weilte, erzählte sich das Volk, legte sich Heilwig unerkannt an des Königs Seite; die Frucht der ehelichen Annäherung soll Margarete gewesen sein, die spätere „Königin des Nordens". Waldemar kannte die verbitterte Stimmung des Adels und Volks, darum vermied er es, Reichsversammlungen einzuberufen, um keine Gelegenheit zu Anklagen zu geben. Erst als er die zerrütteten Familienverhältnisse in Schweden unter König Magnus zur Wiedererwerbung von Schonen benutzen wollte und dazu der Kriegshilfe des Adels bedurfte, versprach er in der Kallundborger Handfeste Pfingsten 1360.
in Zukunft die alten Rechte und Freiheiten zu beobachten, den herkömmlichen Gerichtsgang einzuhalten und die gesetzlichen Reichstage zu berufen. Er erreichte seinen Zweck. Als Waldemar, von dem dänischen Volke kräftig unterstützt mit großer Heeresmacht vor Helsingborg erschien, entsank dem Schwedenkönig der Mut; er räumte die festen Schlösser, so daß die Landschaften Schonen, Halland, Blekingen mit Lister wieder an Dänemark kamen. „Also ward im Sommer 1360 das dänische Reich in der Ausdehnung, in welcher Gorm der Alte es gegründet, Waldemar der Große es herstellte, durch den vierten Waldemar aus der Zerstörung wieder zusammengebracht."

d. Schweden.

In Schweden erlosch um die Mitte des elften Jahrhunderts mit Edmund dem Charakter der Thronkämpfe.
Alten, dem zweiten Sohne des christlichen Königs Olaf, genannt „Schoßkönig" (V, 674 f.), das Geschlecht der Upsalakönige, jenes alte Geschlecht „den Göttern geheiligt, verehrt vor andern in den Nordlanden, weil es von den Göttern selbst abgestammt". Lange hatten sich diese ihrer Abkömmlinge angenommen, sagte ein heidnischer Ratsherr zu Olaf Schoßkönig, wiewohl nun viele von dem alten Glauben abfällig geworden. Die blutigen Kämpfe und Bürgerkriege, die nun zwei Jahrhunderte lang zwischen verschiedenen Familien um die Königswürde geführt wurden, waren, wie erwähnt, zugleich ein Kampf zwischen dem Christentum, das in den gotischen Teilen des Landes, im Süden und Westen bereits Eingang gefunden, und dem Heidentum, das bei den Schweden um Upsala herum und in den Nordlanden noch fest in den Gemütern des Volks wurzelte. Viele Glaubensboten büßten ihren Bekehrungseifer mit dem Märtyrertod. Stenkil, ein mächtiger und ahnenreicher Jarl aus dem Stenkil. † 1066.
Süden, dem alten Königshause mehrfach verwandt, wurde auf den Thron erhoben. Er war dem Christentum zugethan und gründete den ersten Bischofsitz in Skara, hütete sich aber doch, die alten Göttertempel zu zerstören. Seine Nachkommen waren weniger vorsichtig, daher auch ihre Herrschaft von den Zuckungen des hinsterbenden Heidentums vielfach erschüttert ward. Sein Enkel Inge der Ältere, der, wie früher erwähnt, mit Inge. c. 1100.
den Königen von Norwegen und Dänemark den Frieden von Konghäll schloß und seine 1101.
Tochter Margarete die „Friedensjungfrau" (Fridkulla) dem ersteren vermählte, wurde durch einen Aufruhr heidnischer Schweden unter der Führung seines eignen Schwagers Sven des „Opferers" der Herrschaft beraubt. Nach drei Jahren kehrte er jedoch wieder zurück, ließ den aus einem angezündeten Hause entfliehenden Sven töten und stand dem Reiche bis an seinen Tod kräftig vor. Wenn er, wie es heißt, den Götzentempel

in Upsala zerstört hat, so reichte doch diese That nicht hin, das Heidentum aus dem Uplande ganz zu vertilgen. Noch unter seinem Bruder **Halstan**, der mit und
Philipp. † 1118. nach ihm regierte, und unter dessen Söhnen **Philipp** und **Inge** dem Jüngeren dauerte der Kampf fort. Der letztere starb an Gift, „durch bösen Trunk umgebracht". Mit ihm erlosch das Stenkilsche Haus. Eine zwiespältige Königswahl zwischen dem Sohne der in zweiter Ehe an den Dänenkönig vermählten Margarete „Fridkulla",
Sverker. † 1155. Magnus, und **Sverker**, dem Enkel des Opfer-Sven, verwirrte nun abermals das Reich, bis, wie erwähnt, Magnus, der Mörder seines Vetters Knud Laward, dem Gegenkönig auch in Westgotland weichen mußte. Sverkers Vater war indessen bereits zum Christentum übergetreten, und der Sohn blieb der Lehre treu. Dadurch ging dem Heidentum die letzte starke Stütze verloren. Unter Sverker wurden die ersten Klöster in Schweden angelegt und von dem heil. Bernhard Mönche aus Clairvaux dahin gesandt. Auch kam der erste päpstliche Legat ins Land und wirkte erfolgreich für den Peterspfennig. Dennoch waren noch immer beide Religionen gesetzlich anerkannt; noch immer dauerten in Upsala die Opfer fort und die christlichen Einwohner mußten sich von der Verpflichtung, sie zu besuchen und zu unterhalten, loskaufen.
Weihnachten 1155. Sverker wurde auf dem Wege zur Kirche von seinem Stallknecht ermordet. Erst als Erich, der Sohn eines „guten und reichen Bauern", durch seine Ehefrau mit König Inge verwandt, von den Uplanden auf den Königsstuhl von Upsala erhoben ward, gewann auch in Schweden das Christentum völlig den Sieg, hundert Jahre später als
Erich der Heilige. † 1160. in Dänemark und Norwegen. **Erich**, nach seinem Tode „der Heilige" genannt, nahm sich, wie die alte Legende ihm nachrühmt, drei Dinge vor: „Kirchen zu erbauen und den Gottesdienst zu verbessern, das Volk nach Gesetz und Recht zu regieren und die Feinde des Glaubens und des Reichs zu überwältigen." Er stellte die alten Opfer in Upsala ab und stiftete daselbst eine Kirche; christliche Glaubensboten, meist Engländer, durchzogen das Land, und bald entstanden christliche Gotteshäuser an den alten Opferstätten; christliche Feiertage verdrängten die vormaligen Opferfeste; die Ehefrauen erhob er „zur Ehrenwürde und zum Hausfrauentum, zu Schlössern und Schlüsseln, zum halben Bett und gesetzlichem Drittel der Habe". Wider die heidnischen **Finnen** unternahm er einen Kreuzzug und legte durch Einführung des Christentums den Grund zu der dauernden Vereinigung von Schweden und Finnland. Der heil. Heinrich, erster Bischof von Upsala, der den König auf diesem Zuge begleitete, fand dabei den Märtyrertod. Er war der erste „Apostel der Finnen". Erich fiel im Kampf gegen einen dänischen Fürsten, der Ansprüche auf den schwedischen Thron erhoben hatte und
18. Mai 1160. in das Oberland eingebrochen war, nach tapferster Gegenwehr. Man verehrte in ihm den Schutzheiligen Schwedens, sein Panier wehte im Felde wider die Feinde des Reichs, sein Todestag ward alljährlich im ganzen Reich gefeiert. Die Stadt Stockholm führt sein Bild in ihrem Wappen, und der Dom zu Upsala verwahrt noch jetzt seine vormals verehrten Reliquien. Nach Erichs Tod erfolgten abermals Thronstreitigkeiten zwischen seinem Geschlecht und den Nachkommen Sverkers, die mit wechselndem Glück geführt, bald den einen, bald den andern an die Regierung brachten, eine trübe Zeit
Karl Sverkerson. † 1168. voll Verwirrung und blutiger Greuel. **Karl Sverkerson**, unter welchem Schweden
1163. einen eignen Erzbischof in Upsala erhielt, fand nach achtjähriger Regierung in der
Knud Erichson. † 1195. Feldschlacht auf Wisingsö seinen Untergang durch **Knud**, Erichs des Heiligen Sohn. Von diesem Knud heißt es im Königsverzeichnis, „er habe Schweden mit dem Schwert gewonnen, habe drei Könige des Lebens beraubt und manchen Kampf bestanden, bevor er das Reich in Ruhe besaß; nachher sei er ein guter König gewesen und habe dreiundzwanzig Jahre regiert". Das neue Jahrhundert sah Schweden abermals durch
Sverker II. † 1210. Thronkriege zerrüttet. **Sverker II.**, Karls Sohn, mußte nach langen Kämpfen gegen

die Söhne Knuds aus dem Lande weichen. Er sammelte in Dänemark neues Kriegs- Erich Knudson. † 1216.
volk, mit dem er in Westgotland einfiel, erlitt aber bei Lena eine große Niederlage, 1208.
die noch lange im Andenken des Volkes fortlebte. Mönchsverse feiern den Sieg als von den upländischen Bauern gegen die doppelte Anzahl Dänen gewonnen, dänische und schwedische Chroniken berichten davon und eine alte Sage läßt in dieser Schlacht zum letztenmal Odins Geist zugegen sein. Zwei Jahre später wurde Sverker in der
Feldschlacht getötet, wie es heißt von seinen eignen Verwandten, den Folkungern. 1210.
Noch sechs Jahre regierte darauf Erich Knudson über Schweden, der erste König, der sich krönen ließ. Er begünstigte die Kirche, vermehrte die Freiheiten der Geistlichen und förderte christliche Sitten. Seit seiner Zeit konnte Schweden als ein christliches Land gelten; doch bewahrte das Volk noch manche Eigentümlichkeiten, wie die freie Wahl der Geistlichen; das Cölibat kam erst spät zur Einführung und die Päpste hatten sich oft zu beklagen über die „ungezähmte Härte" der Schweden. Von ähnlichem Geiste waren auch die folgenden Fürsten beider Häuser, welche sich um den Thron stritten,
beseelt, so daß die Kirche mehr und mehr an Macht und Einkünften wuchs. Johann Johann Sverkerson.
Sverkerson, der als Kind die Krönung empfing, kam nie in den ruhigen Besitz der Herr- † 1222.
schaft. Nicht nur daß ihm der Erbe des gegnerischen Hauses, Erich Erichson, die Erich Erichson.
Krone streitig machte, auch das dänische Königshaus erhob Erbansprüche. Mit Jo- † 1250.
hann erlosch das Sverkersche Geschlecht. Dennoch kam Erich nicht zum ruhigen Besitz des Landes, da mittlerweile ein andres Haus zu hohen Ehren emporgestiegen war, welches gleich den fränkischen Majordomus die Königsmacht thatsächlich in seine Gewalt gebracht und nun auch nach der Königswürde trachtete. Es waren dies die Folkunger, deren Ahnen bis ins Heidentum reichten, die allen drei nordischen Königshäusern nahe verwandt waren und deren jeweiliges Haupt die stolzen Titel führte: „Jarl der Schweden und Goten, Herzog von Schweden mit Gottes Gnaden". Schon unter Erich erhob die „Folkungerrotte" die Fahne der Empörung, um das Haupt der Familie,
Knud Johannson, auf den Thron zu bringen. Erich mußte fliehen, aber er kehrte zu- 1229.
rück, überwand den Gegner in der Feldschlacht und gewann den Thron aufs neue. 1234.
Doch behauptete sich Holmgeir, des erschlagenen Knud Sohn, im Norden, bis er kurz vor Erichs Tod gefangen und auf Jarl Birgers Befehl enthauptet ward. Denn die Folkunger waren voll Neid und Zwietracht untereinander, „mächtig zu jeder Übelthat", wie die große Reimchronik sagt, „und zogen mit ihren bewaffneten Haufen im Lande umher, Räuber vielmehr als Edelleute".

Der eigentliche Gründer der Dynastie war derselbe Jarl Birger, von dem der päpstliche Legat Wilhelm von Sabina noch bei Lebzeiten Erichs meldete, „von ihm werde das ganze Land regiert". Durch seinen Eifer für Verbreitung des Christentums unter den noch im Heidentum verharrenden entlegenen Stämmen, den wilden Tavasten und Karelern, in deren Gebiet er einen Kreuzzug unternommen und schwedische Ansiedler geführt, hatte er sich die Gunst der Geistlichkeit erworben; und da er mit einer
Schwester des Königs vermählt war, so fand bei Erichs kinderlosem Ableben die Thron- 1250
besteigung seines Geschlechts keine erheblichen Schwierigkeiten. Da er indessen gerade auf dem Kreuzzug nach Finnland abwesend war, so wurde nicht er selbst, sondern sein
Erstgeborner, der junge Waldemar, als König ausgerufen, was indessen soviel hieß, Waldemar. 1251–1275.
„als die Regierung dem Vater überlassen". Waldemar wurde in Linköping gekrönt; † 1302.
aber erst nach langen Kämpfen, welche der Jarl mit andern Mitbewerbern seines Stammes zu führen hatte, gelangte er in den sichern Besitz der Krone. Zur eigent-
lichen Regierung kam indessen Waldemar erst nach seines Vaters Tod. Jarl Birger, † 1. Okt. 1266.
„der König ohne Namen", war als Gesetzgeber nicht minder ausgezeichnet wie als Kriegsheld. Als der schöne Waldemar sich mit der dänischen Königstochter Sophie

vermählte, erließ er das Gebot, daß die Tochter halb so viel erbe als der Bruder. Er begründete den allgemeinen Landfrieden, Edsöret genannt, und setzte fest, daß jeder, der ihn bräche, im ganzen Reiche friedlos sein sollte; er hob die Eisenprobe auf und legte auf der kleinen Insel an den Ausflüssen des Mälarsees eine feste Burg gegen finnische Seeräuber an, die erste Grundlage von Stockholm; er schloß Handelsverträge mit Lübeck und Hamburg und führte Schweden in das Verkehrsleben des Nordens ein. Nach Jarls Birger Tod erhob sich Uneinigkeit im Königshause. Die jüngeren Brüder Magnus und Erich, denen der Vater eigne Fürstentümer angewiesen hatte, fühlten sich beleidigt durch die Hohnreden der stolzen Königin Sophie und
1274. griffen zu den Waffen, in dem Augenblick, als Waldemar auf einer Pilgerfahrt nach Rom abwesend war. Dort wollte er von der Kirchenstrafe befreit werden, die er sich durch ein Liebesverhältnis mit der „engelschönen" Nonne Jutta, Schwester der Königin, zugezogen. Er kehrte eilig zurück, sammelte ein Heer und zog den Brüdern, die sich mit dänischen Hilfsmannschaften verstärkt hatten, entgegen. Aber bei Hofwa in West-
1275. gotland geschlagen, floh er mit seiner Gemahlin und seinem dreijährigen Sohn durch Wermlands Wälder nach Norwegen. Waldemar tröstete sich in den Armen schöner Frauen über den Verlust des Reichs; er konnte es nicht verhindern, daß Magnus im Jahr 1279 zu Upsala gekrönt ward. Als er später einen Versuch zur Wiedererlangung der Herrschaft machte, geriet er in Haft und beschloß sein Leben als Gefangener auf Nyköping.

Magnus Ladulås. 1275—1290. Auch Magnus hatte anfangs eine unruhige Regierung. Die „Folkunger", erzürnt über die dänischen Günstlinge des Königs, machten einen gefährlichen Aufstand. Erst als der König durch List und Verstellung die Häupter der Empörer in seine Gewalt
1280. gebracht und an Gut und Leben gestraft hatte, wurde die Ruhe hergestellt. Ein strenges Gesetz gegen „Folkunger", unter welchem Namen man damals alle Adelsverbindungen zu gegenseitiger Waffenhilfe verstand, war der Anfang der gesetzgeberischen Thätigkeit, durch welche die Regierung des Magnus Ladulås ausgezeichnet war, dessen Wunsch in Erfüllung ging, „daß sein Andenken nicht mit dem Glockengeläute über seinem Grabe ersterben möge". In seines Vaters Fußstapfen tretend hielt Magnus den Landfrieden aufrecht, bedrohte die Ruhestörer mit Acht und Bann, verbot das gewaltsame „Gasten" der Edelleute bei den Bauern und jede Besteuerung ohne deren Zustimmung. Daß er dabei auch bemüht war, den Adel durch Erteilung von Vorrechten und Erweckung des ritterlichen Ehrgefühls näher an den Thron und den Dienst des Königs zu knüpfen, wurde früher erwähnt. Auch gegen die Kirche erwies er sich freigebig, so daß man ihn zuweilen den „heiligen König Magnus" nannte. Fünf
† 18. Dez. 1290. Klöster hat er gestiftet. In einem derselben in Stockholm wurde er begraben. Ihm folgte sein Erstgeborner Birger, über welchen, da er noch minderjährig war, der
Birger Magnusson. 1290—1317. † 1321. Marschall Torkel Knudson die vormundschaftliche Regierung führte. Unter der Heimsuchung einer großen Hungersnot und Sterblichkeit begann die neue Herrschaft; dennoch konnte später die Reimchronik von des Marschalls Regentschaft rühmen, damals habe es so gut um Schweden gestanden, daß es wohl spät möchte besser werden. Er vollendete in Finnland das Werk Erichs des Heiligen und des Jarls Birger, indem er die Herrschaft des Christentums und Schwedens in des Landes östlichen Teil einführte, die grausamen und räuberischen Kareler zur Zinspflicht und zum Christentum zwang und die Stadt Wiborg gründete. Als der König nach seiner Volljährigkeit und Vermählung mit der dänischen Braut, den Herrscherstab in die eigne Hand nahm, stand ihm der Marschall noch immer als väterlicher Ratgeber zur Seite. Dies verdroß die Brüder des Königs, die Magnus mit dem Herzogsrang und fürstlichen Besitzungen bedacht hatte. Sie erinnerten sich, daß der Vater in ähnlicher Lage seinen Bruder

Waldemar entthront hatte, und beschlossen das Beispiel nachzuahmen. Die Kriege und die verschwenderische Hofhaltung des Königs und des Marschalls hatten die Abgaben vermehrt und Unzufriedenheit unter dem Volke erzeugt. Es fiel daher den „Herzögen" nicht schwer, einen Aufruhr zu erregen, der zwei Jahre lang das Reich verwirrte, bis der schwache Birger beschloß, den Torkel Knudson als Preis der Versöhnung den Brüdern zu opfern. Derselbe wurde auf ein Pferd gebunden nach Stockholm geschleppt, wo sein Haupt unter dem Beil des Henkers fiel. Dies war die Einleitung zu des Kö- 6. Febr. 1306.
nigs eignem Verderben. Acht Monate nachher überfielen die Herzöge hinterlistig den Bruder bei einem Freudenmahl und führten ihn als Gefangenen nach Schloß Nyköping. Zwar wurde er auf Verwendung seines Schwagers, des Dänenkönigs Erich Menved, wieder in Freiheit gesetzt, doch kam er nie mehr zur vollen Herrschaft. Nach 1310.
einem heftigen Bürgerkrieg, der durch die Einmischung der Dänen und Norweger wilde Verheerung und arge Bedrückung im Gefolge hatte, wurde das Reich in der Art geteilt, daß Birger den Königstitel fortführen, die Brüder aber in ihren Herzogtümern selbständig herrschen sollten. Nun hatte das arme Land vier Hofhaltungen zu tragen, die miteinander in ritterlicher Pracht wetteiferten, so daß die Not, durch Seuchen und Mißwachs gemehrt, bald unerträglich ward. Da drang die Kunde von einer unerhörten Frevelthat in das Land. Auf Anstiften der Königin hatte Birger seine beiden Brüder Erich und Waldemar bei einem gastlichen Besuche am Hofe bei Nyköping ver- Dez. 1317.
haften und im Schloßturm in Eisen schmieden lassen, wo sie den Hungertod erleiden mußten. Empört über solche Grausamkeit griffen die Schweden zu den Waffen. Hatten auch die Ermordeten in ihrem Leben sich manchen Tadel zugezogen, jetzt gedachte man nur ihrer jugendlichen Schönheit und Ritterlichkeit, die in Volksliedern gefeiert wurden, und so ist ihnen der Lohn geworden, „daß ihre Fehler mit ihnen gestorben sind und nur ihre Tugenden im Andenken der Menschen fortgelebt haben". Der König floh mit seiner Gemahlin und seinen Töchtern nach Dänemark; das königliche Schloß wurde eingenommen und der Truchseß Johann Brunke, den das Volk für den Urheber der verruchten That hielt, nebst drei Gehilfen auf dem Sandhügel bei Stockholm, der noch jetzt den Namen Brunkeberg führt, enthauptet und aufs Rad geflochten. Zwei Jahre nachher wurde auch der Thronerbe Magnus in seinem zwanzigsten Jahr mit 28. Okt. 1320.
dem Schwerte hingerichtet, obgleich er an den Frevelthaten seines Vaters unschuldig war. Der Kummer über diese schrecklichen Vorgänge beschleunigte Birgers Ende. Er hatte es noch erleben müssen, daß der schwedische Reichstag, auf dem alle vier Stände vertreten waren, den dreijährigen Sohn Erichs, Magnus, auf der Wiese bei dem Morastein als König ausrief. Er war von Mutter-Seite der Enkel des norwegischen Königs Hakon; und so geschah es, daß das Kind, welches der tapfere ritterliche Truchseß Mats Kettilmundsson in der Versammlung auf den Armen trug, als König Magnus Erichson
zweier Reiche begrüßt ward. Unter der vormundschaftlichen Regierung, die nunmehr 1319–1363.
eintrat, befestigte sich die Macht der Großen, und Schweden wurde nun hundert Jahre † 1374.
lang meistens von aristokratischen Verbindungen regiert. Als des Königs Mutter dem mächtigen Knud Porse, welchen der dänische König zum Herzog erhoben und mit dem südlichen Halland belehnt hatte, ihre Hand zum zweiten Ehebund reichte (S. 441), 1322.
verbanden sich fünfunddreißig geistliche und weltliche Herren, jeden fremden Einfluß von Schweden fern zu halten, und nötigten die Herzogin das Land zu verlassen. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß die lange Regierung des Magnus Erichson, der sich „König von Schweden, Norwegen und Schonen" nannte, wenig Spuren in der Geschichte hinterlassen hat. Mochte er auch immerhin durch Ausarbeitung eines allgemeinen Landrechts die königliche Macht zu wahren suchen, die Großen kümmerten sich nicht um das Gesetz. Er selbst war ein schwacher Fürst, der durch

lasterhafte Sitten Ärgernis gab; das Land seufzte unter Steuerdruck und unter den verheerenden Wirkungen des „großen Sterbens", das um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts den Norden verödete. Die Lebenden reichten nicht hin, die Toten zu begraben. Und da durch das Aussterben vieler Häuser ungemeine Reichtümer sich in weniger Händen anhäuften, so wurde dadurch die Macht des Adels gemehrt. Das unwürdige Hofleben, wo ein jugendlicher Günstling, Benzt Algotson, bei dem König und der Königin gleich beliebt, den größten Einfluß besaß, trieb endlich die schwedischen Großen zur Empörung. Zuerst reizten sie den älteren Sohn Erich, die Zügel der Regierung, die ihm erst nach des Vaters Tod zufallen sollten, noch bei dessen Lebzeiten zu ergreifen. Schon drohte ein Bürgerkrieg zwischen Vater und Sohn auszubrechen,
1359. als Erich plötzlich starb. Nun erkaufte sich Magnus die Hilfe des Dänenkönigs Waldemar und gestattete demselben nicht bloß Schonen mit den Grenzlanden unter dänische Herrschaft zu bringen, sondern auch die Insel Gotland von Schweden loszureißen. Im Vertrauen auf diesen Beistand vertrieb er vierundzwanzig der mächtigsten schwedischen Herren, welche seinen jüngeren Sohn, König Hakon von Norwegen, gegen den Vater ins Feld führen wollten, aus dem Lande. Sie begaben sich nach Deutschland, erzählt Geijer, und trugen dem Albrecht von Mecklenburg, einem Sohne der Euphemia, der Schwester des Königs Magnus, die schwedische Krone an. Eine Flotte
1363. führte ihn und die Verwiesenen nach Schweden. Am 30. November 1363 ward Albrecht zu Stockholm zum König erwählt und empfing im folgenden Jahre bei Morastein die Huldigung. Sowohl Magnus als Hakon wurden der Krone verlustig erklärt.
1365. In der Schlacht bei Enköping erlitten sie eine Niederlage. Magnus ward gefangen
1371. und kam erst sechs Jahre später wieder auf freien Fuß. Von den Schweden mit einigen
1374. Einkünften abgefunden, verlebte er den Rest seiner Tage bei seinem Sohne und ertrank später in der Nähe von Bergen. So endigte die Macht des Folkungergeschlechts in Schweden. Die schrecklichen Zeiten, die nunmehr über das Land hereinbrachen, ließen sogar die Regierung des Magnus als eine glückliche erscheinen. Seine Anhänger nannten ihn den „Guten".

Mit Albrechts Erhebung beginnt in der schwedischen Geschichte eine traurige Periode, wo fremde Schattenkönige die Krone trugen, die ganze Regierungsgewalt aber in den Händen der Großen und des Reichsrats lag. Schon unter Albrecht hatte der Reichs-Truchseß Bo Jonsson, der reichste Edelmann in Schweden, eine Stellung, wie
† 1386. einst Pippin im merowingischen Frankenreich. Als nach seinem Tode Albrecht sich aufraffte und den Adel zwingen wollte, einen Teil der Krongüter, die er sich während der Kriege angeeignet, herauszugeben, kündigten ihm die Großen, schon lange unzufrieden, daß durch ihn so viele Deutsche ins Land gerufen worden, den Gehorsam auf
1389. und wählten Margarete zur Königin. Daraus ging ein achtjähriger Bürgerkrieg hervor, währenddessen das Reich durch Parteiung zerrissen, die Küstenländer durch Seeräuber verheert wurden.

e. König Waldemar IV. von Dänemark und die Union von Kalmar.

Waldemar u. der Hansabund. Wisby erobert. 1361.

Es genügte dem vierten Waldemar nicht, das ganze dänische Reich nebst Schonen wieder unter sein Zepter gebracht zu haben, er trachtete nach einer Vorherrschaft im Norden, wie sie einst Waldemar II. besessen. Die Zerüttung in Schweden, die wir so eben kennen gelernt, schien dem Vorhaben günstig; persönliche Kränkungen, die ihm der Stockholmer Reichsrat zugefügt, rechtfertigten sein feindseliges Auftreten. — Wir wissen, welche wichtige Stellung Gotland mit der Stadt Wisby in der Handelswelt errungen hatte (VII, 257 ff.). Die deutsche Kaufmannschaft, welche die Insel zum

Mittelpunkt ihres nordöstlichen Handels gemacht und großartige Lagerhäuser daselbst gegründet, zahlte der Krone Schweden, der das Eiland gehörte, für das Recht der Niederlassung und bewaffneten Schutz einen jährlichen Zins. Die ganze Hansa geriet daher in Aufregung, als König Waldemar plötzlich mit einer Kriegsflotte wider Gotland auszog und das reiche Wisby bedrohte. Das Unternehmen mußte um so mehr Juli 1361.
als ein räuberischer Überfall gelten, als die fünf „Wendenstädte" Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald kurz zuvor mit dem Dänenkönig eine Übereinkunft geschlossen hatten, die alle schwebenden Streithändel zum Austrag brachte. Bei der Abfahrt soll der König zu seiner Mannschaft gesagt haben, „nun gehe es in ein Land, worin Goldes und Silbers die Fülle, wo die Schweine aus silbernen Trögen fräßen". Die Sage weiß zu erzählen, wie Waldemar im Herbst 1360 als Kaufmann verkleidet nach Gotland kam, wie er die Liebe der Tochter eines einflußreichen Inselbewohners erwarb, diese ihm die Stärken und Schwächen des Landes verriet. Die Geschichte weiß davon nichts. Im Juli 1361 finden wir die stark bemannte dänische Flotte in See. Auf Öland wurde gelandet, Borgholm erobert und die ganze Insel unterworfen. Dann ging es weiter nach Gotland. Die Bewohner suchten zu widerstehen, aber nicht, wie es hätte erfolgreich sein können, hinter den Mauern des festen Wisby, sondern im offenen Felde. In wiederholten Kämpfen erlag das Landvolk, schlecht bewaffnet und des Streites ungewohnt, den dänischen Eisenrittern, die, fast ohne eignen Verlust, ein schreckliches Blutbad unter ihren Gegnern anrichteten: 1800 Gotländer sollen am 27. Juli gefallen sein; noch heute bezeichnet ein Kreuz die Stätte, einen Büchsenschuß weit von der Mauer an der Ostseite der Stadt. Am Tage nach der Niederlage ergab sich Wisby der Gnade des Königs, denn man sah wohl, daß Widerstand nicht möglich war. Nach Erobererſitte soll Waldemar nicht durch ein Thor, sondern durch eine Lücke, die er zu diesem Zweck in die Stadtmauer hatte brechen lassen (sie wird noch heute gezeigt), in Schlachtordnung in das eroberte Wisby eingezogen sein. Reiche Beute war der Lohn des kecken Zuges; besonders Kirchen und Klöster soll Waldemar von ihren Kostbarkeiten geleert haben. Seit diesem Siege führten die dänischen Herrscher außer dem Titel eines Königs der Dänen und Wenden auch den eines „Königs der Goten". — Die Sage hat die Katastrophe Wisbys noch mit manchem poetischen Zuge ausgeschmückt: auf der Heimkehr sollen die beutebeladenen Schiffe Waldemars vom Sturm verschlungen, er selbst mit genauer Not dem Tode in den Wellen entgangen sein, und noch heute will der gotländische Schiffer zur Nachtzeit die von der Nikolaikirche zu Wisby fortgeschleppten großen Karfunkelsteine auf dem Grunde des Meeres funkeln sehen. So hart aber Waldemars Angriff Wisby traf, so darf man denselben für das spätere Sinken der einst so herrlich blühenden Handelsstadt doch nicht allein verantwortlich machen. Der Dänenkönig hat zwar die Gelegenheit, seinen Schatz zu füllen, redlich benutzt, aber barbarische Härte oder Grausamkeit ist glaubwürdig nicht bezeugt. Insbesondere kann von einer „Zerstörung" Wisbys nicht die Rede sein. Vielmehr bestätigte Waldemar am Tage nach seinem Einzug (29. Juli) der Stadt alle Rechte und Freiheiten, die sie bisher besessen, erteilte ihr für sein Reich Teilname an allen Privilegien, die seine eignen Städte genossen, und ließ sie sogar im Genusse des Münzrechts. „So bedeutete der ganze Hergang, abgesehen von dem beträchtlichen direkten Verlust, zunächst für die Stadt wenig mehr als ein Übergehen von der schwedischen in die dänische Oberherrschaft, unter welcher Gotland nun nahezu 300 Jahre bleiben sollte, ohne darum aufzuhören wie bisher ein Glied des Hansabundes zu sein. An kommerzieller Bedeutung hatte Wisby schon vorher viel verloren infolge der steigenden Konkurrenz der livländischen Städte, welche den bisher in Wisby heimischen russischen Handel ganz an sich gezogen hatten; unlängst war es dann durch eine Feuersbrunst

schwer heimgesucht worden; nun erwies der dänische Überfall die Unsicherheit der Stadt, die sie für die Folgezeit zum Stapelplatz für Waren von vielen Millionen an Wert vollends ungeeignet erscheinen ließ. Rasch sank dann die Bedeutung der Stadt. Ihre günstige Lage, der Ausgangspunkt ihrer Größe, wurde ihr jetzt geradezu verderblich. Sie wurde den Seeräubern ein beliebter Stützpunkt: die Vitalienbrüder, der abgesetzte König Erich der Pommer, Iwan Axelsson, endlich Sören Norby haben den Vorteil der Lage auf die umfassendste Weise auszunutzen gewußt. „Wo einst der Kaufmann sichern Schutz gefunden, sich in Ruhe von den Mühen der Fahrt erholt hatte, da wurde er jetzt als Gefangener eingebracht, mußte sein Schiff und sein Gut für gute Prise erklärt sehen, selbst in den Kerkern der starken „Wisborg" schmachten. So kam es, daß Stadt und Insel herabsanken von der alten Höhe; seit dem sechzehnten Jahrhundert reicht ihre Bedeutung über die heimischen Küsten nicht hinaus."

„Dafür blieben uns aber," so schildert Dietrich Schäfer die merkwürdigen Reste der alten Hansestadt, „in lehrreicher Fülle die baulichen Überreste mittelalterlicher Größe. Wer zu Schiff sich den steilen Felsen der Westküste Gotlands nähert und nun in einer Einsenkung die alte Stadt am Strande sich ausdehnen sieht, der wird überrascht sein über den fremdartigen, hochinteressanten Anblick. Auf der Höhe zieht sich die alte, im ganzen wohlerhaltene Mauer hin, noch ragen von den 48 Türmen, die sie einst zählte, 38 so ziemlich in ihrer ursprünglichen Höhe empor, zum größten Teil (28) völlig ausgebaut, 60—70 Fuß hoch. Einen weiten Raum umschließt dieser die Stadt von drei Seiten — nur die Seeseite ist frei — umgebende Mauerkranz, der eine Länge von 11,200 Fuß hat. Mindestens also hatte Wisby die Größe Lübecks. Mächtig ragt noch jetzt die alte Marienkirche der Deutschen, leider verunziert durch die im vorigen Jahrhundert aufgesetzten Turmspitzen, über die übrige Häusermasse empor. Sie ist von 18 Kirchen, die das alte Wisby einst zählte, die einzige fast ganz erhaltene, die einzige im Gebrauch; von zehn andern sind noch größere oder geringere Reste vorhanden, zum Teil die herrlichsten Ruinen, die man sehen kann. Kühn wölben sich die leichten, schlanken Rippen der Katharinenkirche, hier wie in Lübeck und sonst Kirche der minderen Brüder, ragen herrlich in den Himmel hinein. Noch bewahrt die mächtige Fronte der Nikolaikirche, des Sitzes der Schwarzen Mönche, die beiden großen, zwölfblättrigen Rosetten, in denen nach der Volkssage einst mächtige Karfunkelsteine dem Seemann bei Nacht die Stadt und die Einfahrt in den Hafen zeigten. Diente der ragende Giebel vielleicht wirklich als Leuchtturm? — Mächtig ragen diese Reste vergangener Größe, diese Zeugen erloschener Pracht empor über die ärmlichen Hütten der spärlichen heutigen Bewohner. Wie Schwalbennester klammern sich diese an die Stadtmauern, an Kirchen- und Klosterwände an, dürftig ringelt der dünne Rauch ihrer Schornsteine sich an den Türmen und Säulen hinauf. Ist Wisby auch nicht so groß gewesen, wie einer seiner Lobredner im siebzehnten Jahrhundert behauptet, wenn er ihm bloß an Kaufleuten und Goldschmieden (abgesehen von allen andern Handwerkern) 12,000 Bürger andichtet, ihm Vorstädte gibt, eine Stunde weit ausgedehnt nach Norden und Süden, so kann doch keiner, der die Stadt heute sieht, zweifeln, daß sie zur Zeit ihrer Blüte im Mittelalter sich mit den größten der Ostseestädte messen konnte." —

Erster Hanseatenkrieg. 1361—1363.

Die Hanseaten waren aufs äußerste erbittert. Unter dem Vorsitz von Lübeck, das die andern als Oberhof ehrten, wurde in Greifswald eine Tagfahrt gehalten, aller Handel mit Dänemark untersagt und mit Schweden und Norwegen ein Kriegsbund geschlossen. Schonen sollte den Dänen entrissen werden und wieder unter schwedische Herrschaft zurückkehren, aber unter Einräumung großer Vorrechte an die Hansa. Alle Bundesstädte, selbst Bremen und Hamburg, verpflichteten sich zu Geld, Schiffen und Mannschaft für die gemeinsame Kriegsunternehmung. Der Erfolg entsprach jedoch nicht den Erwartungen. Zwar gelang den Hanseaten unter der Führung des Bürger-

meisters von Lübeck, Johann Wittenberg, und des holsteinischen Grafen Heinrich des Eisernen, Kopenhagen einzunehmen und durch Plünderung der Stadt und des Schlosses für Wisbys Mißgeschick Rache zu üben: als sie aber in Schonen landeten, sahen sie sich plötzlich von der dänischen Flotte angegriffen, während die erwartete Kriegshilfe der Schweden und Norweger ausblieb. Nachdem Waldemar einen Teil der Schiffe entführt, ließen die Gelandeten von der Belagerung von Helsingborg ab und schlossen einen Vertrag zu freier Abfahrt. Die Lübecker bestraften ihren Bürgermeister mit öffentlicher Enthauptung auf dem Markte, der Dänenkönig aber hielt die Gefangenen im Schlosse Wordinborg in strenger Haft. Er war heftig erzürnt, weil sein einziger Sohn, Herzog Christoph, bei der Einnahme von Kopenhagen durch ein Lübecker Wurfgeschütz so schwer verwundet worden war, daß er im folgenden Sommer in Raserei verstarb. Die Hansestädte schlossen einen Waffenstillstand bis zum Januar 1364, welcher Gotland und Wisby unter dänischer Oberhoheit ließ. Juli 1362. 11. Juni 1363.

Im folgenden Jahr erfolgte die Revolution in Schweden, in deren Folge der alte König Magnus des Thrones entsetzt wurde, seiner Schwester Sohn Albrecht von Mecklenburg die Krone erlangte, die Macht aber in die Hände des Reichsrats kam. Waldemar wußte wohl, daß seine Willkürherrschaft ihm viele Feinde erregt; er mochte fürchten, daß auch in Dänemark der Adel nach einer ähnlichen Machtstellung strebe wie der schwedische. Vielleicht war diese Wahrnehmung die Ursache, daß er auf längere Zeit das Land verließ. Er besuchte Stettin, Warschau und Prag, empfing in Avignon aus den Händen des Papstes heilige Reliquien und kehrte über Flandern und Köln wieder nach Wordinborg zurück, wo er mit der alten Staatsklugheit seine Gewalt zu erhöhen, die überseeischen Besitzungen in Südschweden zu mehren und die Hanseaten zu neuen Waffenstillstandsverträgen zu bewegen wußte. Bald aber zog sich ein neuer Sturm über seinem Haupte zusammen und setzte seinen hochfliegenden Plänen Schranken. Die Hanseaten, die an der Küste von Schonen behufs des Heringsfanges und des Einpökelns der Fische eine Menge Hütten und Häuser, „das Vittenlager“ genannt, erbaut hatten, wurden durch Waldemar in ihren Rechten und Freiheiten vielfach verletzt. Sie beschlossen daher auf einer Tagfahrt in Köln, an welcher alle Hansestädte an der Nord- und Ostsee und aus Preußen und Westfalen teilnahmen, den dänischen König und seinen Bundesgenossen und Schwiegersohn Hakon von Norwegen zu bekriegen und dem Schwedenkönig Albrecht von Mecklenburg, der dem Hansabund beigetreten, Schonen und Gotland zurückzugeben. Auch die Grafen von Holstein, der Adel von Jütland und andre Herren hielten zu den Hanseaten. Im nächsten Frühjahr segelte eine starke Flotte nach den nördlichen Meeren, verwüstete die norwegische Südküste von Lindesnäs bis zum Göta-Elf und legte dann auf Seeland an, das Waldemar, „unköniglich, aber schlau wie immer“, verlassen hatte. Die Hanseaten besetzten und plünderten Kopenhagen und füllten das Land mit Raub und Brand, Helsingör, Nyköping, Skanör u. a. O. wurden genommen, während König Albrecht Schonen mit Ystadt und Lund an sich brachte und die holsteinischen Herren in Verbindung mit dem jütischen Adel die königlichen Schlösser und Städte in Jütland eroberten. Den Winter über war Waffenruhe, aber im folgenden Frühjahr begannen die Feindseligkeiten von neuem, abermals wurden die Küsten von Dänemark schwer heimgesucht. Waldemar auf Reisen. 1364. Zweiter Hanseatenkrieg. 1367—1369. Nov. 1367. April — Juli 1368. 1369.

In dieser Not beschlossen die Räte des Reichs, an ihrer Spitze der Reichshauptmann Henning Podebusk (Pudbus), erzürnt, daß der König im Ausland weilte und nichts für die Rettung des Landes unternahm, sich auf eigne Hand mit den Städten zu verständigen. Die Hanseaten kamen ihnen bereitwillig entgegen. Nach längeren Unterhandlungen wurde zwischen dem dänischen Reichsrat und den Bevollmächtigten des Bundes ohne Zuziehung des Königs oder der verbündeten Fürsten der Stral- Der Stralsunder Friede. 1370.

24. Mai 1370. sunder Friede abgeschlossen, worin den Städten zur Entschädigung für frühere Verluste auf fünfzehn Jahre zwei Drittel aller Einkünfte und Nutzungen aus den schonischen Vogteien Helsingborg, Malmö, Skanör und Falsterbo überlassen und als Unterpfand dafür die festen Schlösser an den genannten Plätzen mit den dazu gehörigen Landstrichen ausgeliefert, auch die hanseatischen Kaufleute in ihren Rechten und Freiheiten für alle Zukunft sichergestellt wurden. Waldemar sollte alles besiegeln, wenn er sein Reich behalten wollte; ja, wollte er bei seinen Lebzeiten einen andern Herrn in Dänemark einsetzen oder würde nach Waldemars Tod ein andrer König kommen, so sollte der Reichsrat ihn nicht annehmen ohne die Einwilligung der Städte und ohne daß diesen erst die gegenwärtigen Verträge besiegelt worden seien.

Waldemars Ausgang. 1371—1375. So mußte der unumschränkte Machthaber es erleben, daß die Regierung an die Bischöfe, Reichsbeamten und Schloßhauptleute überging, daß der Friede für gültig erklärt ward, auch wenn er ihn nicht genehmigte. Umsonst suchte Waldemar Hilfe bei den Wittelsbachern, seinen alten Gönnern; der Glanz dieses Herrscherhauses war im Erlöschen; auch die Verwendung des Kaisers Karl IV. war vergeblich. So blieb denn
27. Dez. 1371. dem König nichts übrig als den Reichsratfrieden zu bestätigen. Dies erfolgte in einer Versammlung der Hansa in Stralsund, und nun erst kehrte Waldemar nach mehrjäh-
Sommer 1372. riger Abwesenheit wieder in sein Reich zurück. Er lebte noch drei Jahre, und sein rastloser und kluger Geist gab sich noch bei manchen Gelegenheiten kund; aber die alte Macht konnte er nicht wiedergewinnen und das Verlorne dem Reiche nicht mehr zu-
24. Okt. 1375. rückführen. Müde und lebenssatt ging er endlich nach fünfunddreißigjähriger Regierung zu Grabe, der letzte Sprosse vom Mannstamme Swend Esthridsons.

Neues Regiment. Nach Waldemars IV. Tode war der dänische Reichstag über die Wahl des Nachfolgers geteilter Meinung. Die einen waren für Olaf, den vierjährigen Sohn von Waldemars jüngster Tochter Margarete, Königin von Norwegen; die andern gaben dem Sohne ihrer ältern bereits verstorbenen Schwester Ingeborg, Albrecht von Mecklenburg, den Vorzug. Die kluge Norwegerin, welche den geistlichen und weltlichen Herren zur rechten Zeit mit freigebiger Hand Güter spendete oder in Aussicht stellte, trug den
Olaf. 1376—1387. Sieg davon. Olaf, Hakons Sohn, wurde vom Reichstag zum König gewählt; bis zu seiner Volljährigkeit sollte seine Mutter Margarete die vormundschaftliche Regierung führen. Eine Wahlhandfeste, wie sie Christoph II. beschworen, sollte der Wiederkehr einer Willkürherrschaft vorbeugen. Sie schützte zugleich die Bauernschaft gegen die Versuche der Grundherren ihre „Heuerlinge und Lansten" (Landsassen) an die Scholle zu fesseln, indem sie denselben Abzugsfreiheit in bestimmten Kündigungsfristen zusicherte. Die Hansa gab zu der neuen Königswahl ihre Zustimmung und erhielt dafür das Monopol des Heringshandels in Schonen. Auch die Grafen von Holstein, Heinrich der Eiserne und der kinderlose Klaus, Gerhards Söhne, waren mit der neuen Thronordnung zufrieden. War doch fast ganz Schleswig in ihren Händen, so daß Klaus, der nach seines Bruders Tod (1381) das Haupt der Familie und der Vormund seiner Neffen war, sich als den „rechten Erben des Herzogtums Jütland" bezeichnen konnte. Bald wurde Margaretens vormundschaftliche Regierung auch in
1. Mai 1380. Norwegen anerkannt, als durch Hakons Tod ihr zehnjähriger Sohn Olaf den Thron erbte. Aber ihr Regiment wollte keine rechte Kraft gewinnen: die Reichsgeschäfte gingen wohl ihren Gang und der verfassungsmäßige Nyborger Reichstag wurde alljährlich um Johanni abgehalten, allein der dänische Adel wurde immer anmaßender und unbotmäßiger. Während er den Krieg für das Vaterland häufig gedungenen Banden überließ, trieb er von seinen Seeburgen aus ein einträgliches Piratengeschäft, so daß die Königin und der Reichsrat den Hanseaten immer größere Macht einräumen mußten, teils um ihre Klagen zu befriedigen, teils um ihre Hilfe zu erlangen. Das holsteinische

Grafengeschlecht benutzte die Schwäche der Regierung zur Abschließung des Nyborger Vertrags, kraft dessen einer der holsteinischen Herren erblicher Herzog von Schleswig sein sollte, mit der Bedingung, daß er dem Dänenkönig huldigte und dem Reich Heeresfolge und Dienste leistete. In Gegenwart von sieben Bischöfen und vielen weltlichen Großen leisteten darauf Graf Gerhard, Heinrichs des Eisernen Erstgeborner, dem König Olaf und seinen Nachfolgern den Huldigungseid und wurde für sich und seine Nachkommen durch die Fahne mit dem Herzogtum Schleswig belehnt. 15. Aug. 1386.

Durch dieses Abkommen stärkte die Königin ihr Ansehen in Dänemark, so daß das Seeräuberwesen aufhörte. Und als im folgenden Jahr der junge Olaf siebzehnjährig ins Grab stieg, wurde Margarete zuerst von den dänischen Landständen, dann von dem norwegischen Reichstag als regierende Herrscherin von Dänemark und Norwegen gewählt und anerkannt. Zu ihrem Nachfolger bestimmten die Norweger den ältesten Sohn ihrer an den Herzog von Hinterpommern verheirateten Schwestertochter, den sechsjährigen Erich. Nicht lange nachher sagte ein Teil des schwedischen Adels dem deutschen König Albrecht von Mecklenburg den Gehorsam auf und wählte Margarete als „selbstherrschende Frau und Fürstin" von Schweden. Sie ging auf den Antrag ein. Da sammelte Albrecht deutsches Kriegsvolk und zog gegen die Königin und die schwedischen Aufrührer zu Feld. Aber bei Schloß Axelwalde zwischen Wener- und Wettersee erlitt er infolge ungestümen Vordringens eine Niederlage und geriet nebst seinem Sohne in Gefangenschaft. Margarete preßte dem unglücklichen Fürsten durch Folterqualen seine bedeutendsten Schlösser ab und ließ ihn dann nebst seinem Sohne in den Turm von Lindholm bringen, wo er sieben Jahre in Fesseln lag. Nun erklärte sich auch die Geistlichkeit, die bisher noch gezögert hatte, für die siegreiche Königin, welche sich durch reiche Schenkungen dankbar erwies, so daß in kurzem Margarete in den drei nordischen Reichen als Herrscherin anerkannt ward. Margarete zur Herrscherin gewählt. 3. Aug. 1387. März 1388. 24. Febr. 1389.

Nur Stockholm, wo viele deutsche Kaufleute wohnten und ein Stadtrat das entscheidende Wort führte, leistete Widerstand. Mit Hilfe der zersprengten Kriegsscharen des gefangenen Königs bemächtigten sich die Deutschen der Stadt, ließen siebzig ihrer gefährlichsten Widersacher in den Flammen eines angezündeten Hauses sterben und trafen, als die Königin zum Angriff überging, Anstalten zu hartnäckiger Verteidigung. Die Herzöge von Mecklenburg strengten alle Kräfte an, um der bedrängten Stadt Beistand zu leisten; in ihren Seehäfen Rostock und Wismar bildete sich eine Kriegsgenossenschaft, Vitalienbrüder genannt, deren nächster Zweck die Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln (Viktualien) war, die aber bald, besonders seitdem sie die Insel Gotland mit Wisby in ihre Gewalt gebracht und zur Niederlage ihrer Vorräte und Beute erkoren, zu einer gefürchteten Seeräuberbande sich ausbildete. Mit der Losung: „Gottes Freunde, aller Welt Feinde" durchstreiften die Vitalienbrüder das Baltische Meer, suchten die dänischen Inseln und Küstenländer mit verheerenden Landungen heim und bewirkten, daß Stockholm mehrere Jahre lang im Widerstande aushielt. Endlich vermittelten die Hanseaten, deren Handel großen Schaden erfuhr, einen Stillstandsvertrag, infolgedessen der gefangene König Albrecht und sein Sohn aus der Gefangenschaft entlassen und die Feindseligkeiten eingestellt wurden. Stockholm belagert. 1391. Die Vitalienbrüder. 1392. Juni 1395.

Nun bemühte sich die Königin eifrigst, ihrem Großneffen Erich, der bereits zum Thronerben von Norwegen erklärt war, die Thronfolge auch in Dänemark und Schweden zu verschaffen. Und so einflußreich war das Wort der gewaltigen Königin des Nordens, daß sowohl die dänischen Landesversammlungen als der schwedische Reichstag am Morastein das feierliche Gelöbnis ablegten, daß Erich nach erlangter Mündigkeit an Margaretens Stelle die Regierung auch in Kopenhagen und Stockholm führen und Die Union von Kalmar. Juli 1396

unter den drei Reichen kein Krieg mehr geführt werden sollte. Ja in Schweden wurde der Adel von solcher patriotischen Erhebung ergriffen, daß er aus freiem Entschluß in die Rückerstattung der entfremdeten Güter und Einkünfte an die Krone willigte, somit einem Grundsatz Geltung verschaffte, den er unter Albrechts Regierung aufs eifrigste bestritten, dessen versuchte Durchführung die Hauptursache zu Albrechts Sturz gewesen. Ähnliche, wenn auch minder durchgreifende Beschlüsse wurden auch in Dänemark gefaßt und so die königliche Machtfülle allenthalben hergestellt. Es waren wunderbare Erfolge, welche die Königin des Nordens errungen. Wenn es ihr nun noch gelang, dieser Vereinigung der drei Reiche über das Leben Erichs hinaus für alle Zukunft Dauer zu verleihen, so konnte sie sich einer Herrschergewalt rühmen, wie sie noch nie in einer Hand vereinigt gewesen. Zu dem Zweck entbot sie, um dem gemeinsamen Krönungsfest Erichs eine höhere politische Bedeutung zu geben, die drei Reichsräte nach Kalmar und vereinbarte dann mit ihnen das Staatsgrundgesetz, das unter dem Namen
Juni 1397. der „kalmarischen Union" weltberühmt geworden und vier Menschenalter hindurch auf die Geschicke und Geschichte des Nordens folgenreich gewirkt hat. Darin war festgesetzt, daß forthin die drei Reiche nur einen König haben, der nach dem Rechte der Erstgeburt aus dem Herrscherstamme Erichs zu wählen sei, daß die drei vereinigten Reiche einander nicht befehden, vielmehr in jedem auswärtigen Krieg unter festgesetzten Bedingungen sich gegenseitig Beistand und Hilfe leisten, in allem übrigen aber bei ihren herkömmlichen Gesetzen und Rechten verbleiben sollten. Wer in dem einen Lande friedlos würde, sollte es auch im andern sein, Verträge mit auswärtigen Fürsten und Städten sollten für alle gleiche Geltung haben. König Albrecht erhob Einsprache gegen diese Übereinkunft, die ihn seines schwedischen Reiches für alle Zukunft beraubte, und setzte im Bunde mit den Vitalienbrüdern den Kampf fort; aber verlassen von den Hanseaten, welche seinen seeräuberischen Verbündeten feind waren und die kalmarische Union guthießen, hatte er wenig Aussicht auf Erfolg. Umsonst sagte er sich von den Vitalienbrüdern los und verkaufte dem deutschen Ritterorden seinen Anteil auf Gotland;
Michaeli 1398. er wurde schließlich mit einer Geldsumme abgefunden. Mit Margaretens Einzug in Stockholm erhielt die kalmarische Union ihre volle Geltung; der Deutsche Orden unterwarf die ganze Insel Gotland mit bewaffneter Hand, worauf die Vitalienbrüder sich nach der Nordsee wandten und von der Oldenburger Küste aus unter dem Namen Liekendeeler (Gleichteiler) noch einige Zeit ihr Piratenwesen in den westlichen Meeren fortsetzten. Ihr berüchtigter Anführer Klaus Stortebeker war den Seefahrern lange ein gefürchteter Name.

3. Die drei nordischen Reiche seit der kalmarischen Union.

a. Die vier ersten Jahrzehnte bis zu Erichs Thronentsetzung.

Margaretens Verhalten gegen die Schauenburger. Die kalmarische Union war kein Segen für den Norden. Denn die drei Reiche wurden in die Eroberungspolitik des Herrscherhauses hineingezogen, woraus für alle Teile nur Schaden hervorging. Der Königin Margarete war so vieles gelungen, daß sie hoffen durfte, ihre Macht auch wieder über den Süden auszudehnen, auch das entfremdete Schleswig wieder an die Krone zu bringen. Die Schwäche und Unsicherheit der vormundschaftlichen Regierung nach dem Fall des Herzogs Gerhard, die Zwietracht und Parteiung unter dem Adel und in der Herrscherfamilie, der Eigennutz und kurzsichtige Egoismus einiger

norddeutschen Fürsten boten Intrigen und politischen Umtrieben einen günstigen Boden. Die dänische Königin sprach die Rechte der Vormundschaft an und ließ den jungen Herzog Heinrich nach Kopenhagen bringen, damit er unter ihren Augen erzogen werde; sie brachte durch Pfandschaft mehrere Städte und Burgen an sich; man stellte die Behauptung auf, Schleswig falle unter dänisches Recht und nach diesem gebe es keine erblichen Fahnenlehen; man nährte die Feindschaft der Dithmarschen gegen die Schauenburger und ihre Verbündeten, die Friesen, und erklärte einen erfolgreichen Kampf, den die letzteren in Verbindung mit einigen deutschen Fürsten gegen eine weit überlegene Streitmacht der Dänen Aug. 1410. lieferten, als Bruch der Lehnstreue, durch welche das Herzogtum Schleswig verwirkt worden sei, und als die Schauenburger Partei die Stadt Flensburg einnahm, aber durch die dänische Besatzung der Burg wieder hinausgeschlagen ward, nahmen die Dänen an Rat und Bürgerschaft schwere Rache. Mit diesem blutigen Strafgericht schloß Margarete ihr Leben. Man erzählte sich, einer der Verurteilten habe auf dem Wege zum Galgen sie vor den höchsten Richter geladen; und als sie bei der Abfahrt noch im Hafen von Flensburg starb, deutete man ihren Tod als Gottesurteil. „Dreißig Jahre," sagt der Chronist, Okt. 27/28 1412. „hatte sie regiert, daß sie ein gutes Wort hatte und daß sie ihrem Reiche vorstand in Friede und Weisheit; aber nun in den letzten Jahren ward sie zumal wunderlich und verkehrt." Auch sie bethörte der Gedanke, bemerkt Waitz, welcher Jahrhunderte hindurch die Dänen beherrscht und zuletzt jederzeit ins Verderben geführt hat, daß sie das aus der Verbindung wegstrebende Schleswig festhalten, das schon aufgegebene wieder gewinnen müsse.

Der Tod der großen Königin verschlimmerte die Lage; denn während sie König Erich. 1412–1439. † 1459 und Herzog Heinrich. † 1427. kluge Verhandlung der Gewalt vorzog, handelte ihr übelberatener eigensinniger und anspruchsvoller Neffe Erich mit Heftigkeit und Leidenschaft. Er ließ durch einen nach Nyborg berufenen Lehnshof, an dem neben dänischen Bischöfen und Edelleuten auch einige deutsche Fürsten teilnahmen, den Herzog Juli 1413. Heinrich, seine Oheime, den Grafen Heinrich von Holstein und den Herzog von Braunschweig-Lüneburg, welche mit der verwitweten Herzogin Elisabeth abwechselnd die vormundschaftliche Regierung geführt hatten, sowie die Häupter der Schauenburger Partei nach seeländischem Gesetz gegen deutsches Recht und Herkommen der Felonie schuldig und darauf durch seinen Kanzler, den Bischof von Roeskilde, des Erbrechts auf das Fürstenlehen Schleswig für verlustig erklären. Und diesen Ausspruch hat Kaiser Siegmund zwei Jahre später bestätigt. Juni 1415. „Wann hätten auch die deutschen Reichsgewalten etwas für die Behauptung des wichtigen Schleswig gethan?" Nunmehr war es König Erichs eifrigstes Anliegen, das Urteil des Lehnshofes zu vollstrecken. Er legte feste Plätze in Schleswig an und suchte durch Schrecken jeden Widerstand niederzuschlagen. Die Insel Fehmarn, welche der dänischen Anmaßung am energischsten widerstand, büßte mit greuelvoller Verwüstung. Dreihundert Bewohner, die sich in eine Kirche

geflüchtet, wurden mit täuschenden Verheißungen aus ihrer Freistätte gelockt und dann von den „untreuen Dänen“ niedergeschlagen; Häuser und Kirchen wurden verbrannt. Aber Herzog Heinrich, der nunmehr mündig geworden und die Regierung selbst übernommen hatte, war entschlossen, sein väterliches Erbe zu verteidigen. Unterstützt von den Holsten und Friesen und von den seestarken Vita-
1416. lienbrüdern (S. 453) widersetzte er sich der dänischen Gewaltthätigkeit. Daraus ging ein vieljähriger wechselvoller Krieg hervor, in den schließlich der ganze Norden verwickelt ward. Während Lübeck, durch innere Parteiung zerrüttet, einige Zeit zu den Dänen hielt, traten mehrere deutsche Fürsten und die mächtige Stadt Hamburg auf die Seite der Schauenburger. Vergebens suchte der Bischof von Lübeck im Auftrage des Papstes während eines längeren Waffen-
1420. stillstandes eine Verständigung herbeizuführen; König Erich wollte nur dänisches Staatsrecht gelten lassen, kraft dessen es keine erblichen Fahnenlehen gebe und Südjütland nur als ein Teil von Dänemark zu betrachten sei, indes die Gegenpartei die Entscheidung nach dem Rechte des Deutschen Reichs verlangte. Erich glaubte um so mehr auf seinen Ansprüchen beharren zu müssen,
Juni 1424. als Kaiser Siegmund in Ofen zum zweitenmal die Entscheidung fällte, daß ganz Südjütland mit dem dänischen Wohld, der Insel Alsen und den friesischen Harden dem Könige und dem Reiche Dänemark gehöre. Nun nahm der Krieg größere Dimensionen an; aber während König Erich Schleswig und
1426. die Burg Gottorf belagerte und zu Wasser und Land eine große Streitmacht sammelte, gewann der Herzog die Hilfe der Hanseaten. Nicht bloß Hamburg, das gleich anfangs die deutsche Sache ergriffen hatte, auch Lübeck, Rostock, Stralsund, Wismar ließen ihre Schiffe auslaufen und sagten dem König Fehde an. Die Wahrnehmung, daß Erich die Holländer und den Handelsstand des eignen Reichs begünstigte und die deutsche Kaufmannschaft zurücksetzte, trieb die Hansa in das Heerlager der Schauenburger. Bald folgten
1427. auch die übrigen Städte an der Weser, Saale und Elbe; Fehmarn wurde durch die Vitalienbrüder zurückerobert; in aller Eile verließ das königliche Heer Schleswig.

Adolf Herzog zu Schleswig. 1428–1459. Herzog Heinrich sollte die Früchte dieses Umschwungs jedoch nicht genießen: bei einem Sturm auf Flensburg fand der jugendliche Kriegsheld den Tod
28. Mai 1428. durch die Hand eines Dänen, ein ritterlicher Fürst, der Stolz und die Blüte seines Hauses und Landes. An seine Stelle trat der zweite Bruder Adolf (VIII.), ein Zögling des verständigen Burggrafen Friedrich von Nürnberg, dem Kaiser Siegmund die Brandenburger Markgrafschaft verliehen, und ein heftiger Feind der Dänen. Unter seiner Leitung wurde der Krieg zur See und zu Land ohne Unterbrechung fortgesetzt; doch beschränkte er sich meistens auf Streifzüge und
Sept. 1431. Überfälle; erst als Flensburg von den Deutschen erobert und die dänische Herrschaft in Schleswig auf wenige feste Orte beschränkt war, gelang es endlich vermittelnder Thätigkeit, den eigensinnigen König, dessen Stern seit

dem Tode seiner energievollen Gattin Philippa von England im Sinken war, zur Einstellung der Feindseligkeiten zu bewegen. Zwar konnte er sich nicht 1432. entschließen, das erbliche Lehnrecht der Schauenburger auf das Herzogtum Schleswig förmlich anzuerkennen und zu bestätigen; Adolf hieß in der Friedensurkunde nur „Graf von Holstein“; aber er focht den faktischen Besitz nicht ferner an und gewährte den Hansestädten alle Privilegien, die sie früher besessen. Es war eine thatsächliche Verzichtleistung der dänischen Krone auf das Herzogtum Schleswig; denn auf Jahrhunderte hin hat man nun auf dänischer Seite die alten Ansprüche ruhen lassen. An der Küste von Schonen entwickelte die deutsche Hansa wieder ihre volle Handelsthätigkeit; und an der Brücke von Bergen erhoben sich stattliche Kaufmannshäuser, „Höfe“ genannt, in deren jedem sich Hunderte von männlichen Einwohnern oder darüber zusammendrängten, alle einem Kaufmannsrat untergeordnet und wie in einem Mönchskloster in Ehelosigkeit und strenger Zucht lebend.

Die Verwirrung, die bald nachher über Dänemark und Schweden hereinbrach und König Erich um alle seine Kronen brachte, war der Machtvergrößerung der Schauenburger günstig. Nicht nur, daß Adolf im Besitz des „Herzogtums zu Schleswig“ mit Äroe und Hadersleben blieb, daß Kaiser Albrecht II. seine Gerechtsame bestätigte, somit jede rechtliche Folge des Schiedsspruches von Siegmund wegräumte, und daß 1439. Erichs Nachfolger, König Christoph von Bayern, denselben zu Kolding mit dem Herzogtum als einem „rechten Erblehen“ mit ausgestreckter Fahne belehnte, selbst in Jüt- 1440. land wurde der Herzog zeitweise als Schutzherr anerkannt, und als sein Bruder Gerhard auf einer Reise zu seiner verstoßenen Gemahlin Agnes von Baden zu Emmerich am Rhein erkrankte und starb und auch dessen junger Sohn in der Jugend dahinging, vereinigte Herzog Adolf das ganze Erbe der Schauenburger in seiner Hand und legte den Grund zu dem vereinigten Schleswig-Holstein. Leicht hätte er auch König von Dänemark werden können; aber er lehnte den Antrag des Reichsrats ab; er zog es vor, im Schloß Gottorf bei Schleswig über die herzoglichen Gebiete zu regieren und durch Mehrung der deutschen Bevölkerung in Schleswig das Band zwischen dem gräflichen Lande Holstein und dem Herzogtum fester zu knüpfen. Die Einwohner waren einer Union mit Dänemark abgeneigt, denn leicht hätte das Königreich das Übergewicht über das Herzogtum erlangen können, sie aber wollten eigne Verwaltung, eignes Recht, eignes geschichtliches Leben.

Wachsende Macht des dänischen Reichsrats.

Und noch größere Einbußen sollten dem König Erich aus dem Schleswigschen Kriege erwachsen: waren auch die drei nordischen Reiche aus Eifersucht gegen die Deutschen bereit, den Kampf gegen die Schauenburger als einen Verteidigungskrieg gelten zu lassen und dafür das unionsmäßige Aufgebot der Mannschaft zu bewilligen, so erzeugten doch die schweren Lasten, die der Krieg im Gefolge hatte, bald große Unzufriedenheit, welche endlich zu Aufruhr und Empörung führte. Wurde schon die allgemeine Geldumlage, zu der Erich schreiten mußte, von dem Landvolk sehr hart empfunden, zumal da sie bezirksweise in gewissen Quoten erhoben ward, so brachte eine Münzverschlechterung, wobei das Silber zu dreiviertel durch Kupfer ersetzt wurde, die größten

Übelstände in den öffentlichen Verkehr. Und als ob auch die Natur dem Norden zürnte, verließ der von jeher wankelmütige Hering die schonische Küste und führte, sich gen Westen wendend, seinen Segen den Flamändern zu, so daß die herbstlichen Vittenlager verödeten. Nun wurde die Scheidung der Stände immer schroffer. Der Adel, anfangs durch keine Kluft von dem Besitzer eines stattlichen Bauernhofes getrennt, auch nicht besser wohnend als dieser, trat allmählich den übrigen Ständen als eine eigne Menschenart von besserem Blut entgegen. „Seinen Eingesessenen stand er als Herr gegenüber, warf, zwischen sie und den König tretend, einen breiten Schatten auf des Königs Antlitz, obgleich er noch nicht zum Gerichtsherrn seiner Eingesessenen gediehen war.“ Der Krieg hob die Macht des Adels in demselben Grade, als der Bauernstand durch denselben verarmte. Der König, welcher die Dienste des Edelmanns nicht entbehren konnte, mußte für die geleistete Kriegshilfe Entschädigung gewähren, und wie mancher Erlös floß aus der Beute oder aus den Loskauffummen von Gefangenen! Bald stand der dänische Adel als ein Reichsrat da, mit eigner Gerichtsbarkeit, mit einer politischen Machtstellung, der sich der König beugen mußte. Das Recht, Adelsbriefe zu verleihen, das Erich von dem kaiserlichen Hoflager als Gnadengeschenk mitbrachte, trug nur zur Mehrung des Herrenstandes bei; und selbst die Zunahme der Macht und des Reichtums des Klerus kamen dem Adel zu statten, da die hohen Geistlichen aus seinen Reihen hervorgingen und daher mit ihm verbunden blieben. Immer mehr ging die freie Hufe an den adligen Grundherrn über, der den bäuerlichen Inhaber mit Gefällen und Dienstleistungen belastete, den Gerichtsbann übte, sich das Waffen- und Jagdrecht aneignete, auf Seeraub auszog und hinter seinen festen Burgen jedem feindlichen Angriff Trotz bot. Ohne Anteil am öffentlichen Leben, am Kriegs- und Waffenrecht, der Bestellung der Priester beraubt, verlor die freie Bauernschaft fort und fort an Bedeutung, an Zahl, an Bildung, an allgemeinen Interessen.

Erichs Regiment in den drei Reichen.

„Dem König Erich war die herrlichste Aufgabe, die ein Sterblicher haben konnte, deutlich vorgezeichnet: die drei Söhne einer Mutter miteinander auszusöhnen, den Bauer und den Bürger zu schützen gegen Adel und Hansa, eine Regierung recht eigentlich von vornherein zu gründen. In Erichs langer Laufbahn klingt diese Saite auch nicht ein einziges Mal an.“ Die Norweger, ohne erbliche Aristokratie, ohne die Einigung durch einen Reichstag, bedurften einer kräftig eingreifenden monarchischen Gewalt; und gerade sie sahen jahrzehntelang keinen König in ihrem Land, wurden von harten Vögten mit Kriegssteuern gedrückt für Zwecke, die ihnen fremd waren, litten unter dem Zwangskurs einer schlechten Münze. So groß war die Sehnsucht nach einem König ihres Volkes, daß noch in Margaretens Tagen ein Betrüger, der sich für den verstorbenen Olaf ausgab, von norwegischen Kaufleuten unterstützt ward. Er wurde endlich ergriffen und den Flammen übergeben. — In Dänemark erregte es Verstimmung, daß Erich seine pommerschen Vettern ins Reich rief und

mit Schlössern ausstattete, daß er einen derselben, seines Vaterbruders Sohn Bogislaw, zu seinem Nachfolger bestimmte, dagegen den jungen Pfalzgrafen Christoph, den Sohn seiner einzigen an den Pfalzgrafen Johann von Bayern vermählten Schwester Katharina, dem das Volk gewogen war, von sich stieß. — In Schweden erregte es die größte Erbitterung, daß Erich einem dänischen Günstling, dem Johann Jerichini, den erzbischöflichen Stuhl von Upsala verschaffte, einem unwürdigen, mit allen Lastern und Freveln befleckten Manne, den in der Folge die ergrimmten Isländer nebst seinen Trabanten in einem Fluß ertränkten; daß die königlichen Vögte wie in einem eroberten Lande schalteten, dem Volke drückende Geldabgaben auflegten, Mannschaft für den Krieg aushoben, wo sie in Gefangenschaft und Elend verkam, das Recht beugten und die Richterämter an Fremde verkauften.

Engelbrecht bringt Schweden in Aufruhr.

In allen drei Reichen herrschten Unzufriedenheit und Verstimmung. Es bedurfte nur eines Anstoßes zu einer allgemeinen Empörung. Dieser Anstoß ging von Schweden aus. Als in der Landschaft der Thäler, wo der abgehärtete Bauernstamm der Dalekarlen in alter Kraft und Einfachheit dahinlebte, seine Freiheit mit Spieß und Stahlbogen schirmend, der Druck des fremden Vogtes Jens Erikson alles Maß überstieg, wandten sich die Einwohner des Eisen- und Kupferlandes an Engelbrecht Engelbrechtson, 1432.
einen ihrer Bergwerkbesitzer, daß er ihre Sache in Kopenhagen vor dem König führe. Als dieser bei Erich kein Gehör fand, erhoben sich die Bauern in West- 1433.
manland und Upland, vertrieben die Vögte und wählten Engelbrecht zu ihrem Haupt und Führer. Bald verbreitete sich der Aufruhr über Wermland und Südmanland. Der Reichsrat zu Wadstena, überrascht und eingeschüchtert, wagte keinen Widerstand, als Engelbrecht den ihm entgegentretenden Bischof von Linköping am Halse ergriff und unter die bewaffneten Bauern stieß. Wie verlangt kündigten alle dem König die Treue auf und unterschrieben den Absagebrief, welcher 1434.
mit kurzen, scharfen Worten alle Bande des Gehorsams gegen den König zerschnitt. Ohne Widerstand durchzog Engelbrecht das Reich; die Schlösser ergaben sich oder wurden erstürmt und niedergerissen; selbst nach Halland drangen die Stürmer vor. Sendschreiben an die Norweger und Hanseaten von einigen Mitgliedern des Reichsrats erlassen, schilderten Erichs Mißregierung in den grellsten Farben und forderten zu gemeinschaftlichem Handeln auf. Der Strom der Umwälzung sollte über das ganze vereinigte Reich dahinbrausen. In dieser Ausdehnung konnte indessen der Plan nicht durchgeführt werden. Bei der Eifersucht vieler Edlen auf Engelbrecht gelang es dem König bei einer persönlichen Anwesenheit in Stockholm, sich mit dem Reichstag zu verständigen und eine neue Okt. 1435.
Bestätigung der kalmarischen Union durchzusetzen. Dagegen mußte er geschehen lassen, daß die höchste Gewalt zwei eingebornen Edelleuten übertragen ward: Christian Nielsson Wasa, ein älterer, dem König ergebener Edelmann, wurde zum Drost und Oberrichter, oder nach modernem Ausdruck zum „Zivilgouverneur"

ernannt, und Karl Knudson Bonde, ein siebenundzwanzigjähriger Mann von großem Reichtum und hochstrebendem Geiste, als Marschall der gesamten Kriegsmacht zu Wasser und Land vorgesetzt.

Karl Knudson Reichsvorsteher. Die Eintracht zwischen Erich und den Schweden war jedoch nicht von Dauer. Der König, der dem Marschall nicht traute, setzte in den drei wichtigsten Burgen dänische Edelleute als Befehlshaber ein und suchte zugleich die Nachfolge in Schweden dem Herzog Bogislaw zu sichern. Da erhob sich der
1436. Sturm von neuem: Karl Knudson wurde von der Mehrheit des Reichstags zum Reichsvorsteher ernannt und Engelbrecht ihm als Mitregent beigegeben. Die drei Schlösser wurden bezwungen und schwedischen Vögten anvertraut; bis nach Halland streiften die Aufständischen. Auch in Dänemark erregte Erichs Vorliebe für die Pommern, seine Bemühung für Bogislaws Thronfolge, sein unstätes Umherschweifen in Pommern und Gotland, das er von dem Deutschen Orden mit schwerem Gelde eingelöst hatte, Mißmut und Unzufriedenheit. Dies alles benutzte der ehrsüchtige Knudson zur eignen Machtvergrößerung. Engelbrecht, dessen Popularität er beneidete, wurde von einem seiner
27. April 1436. Verwandten treulos überfallen und erschlagen; Erich Puke, nach Engelbrecht der einflußreichste Edelmann, wurde zu einer Zusammenkunft nach Westerås
1437. gelockt und enthauptet. Wer hätte es jetzt noch wagen mögen, dem gewaltigen Manne zu widerstehen? Als er vor dem Reichstage in Arboga im vollen Glanze seiner Persönlichkeit erschien, wurde er einstimmig zum Reichsvorsteher
1438. ernannt. Erich trieb sich ja immer noch in Gotland und Preußen umher, ohne die ihm zuständigen Geschäfte zu besorgen; und den pommerschen Herren, die er so auffallend begünstigte und mit Burgen und Gütern beschenkte, grollten Dänen wie Schweden.

Erichs Absetzung. Je mehr die Reichsräte dort und hier den Wünschen und Forderungen des
1439. Königs entgegentraten, desto mehr war dem eigensinnigen und herrschsüchtigen Fürsten der Aufenthalt in den skandinavischen Reichen verleidet. Er weilte am meisten in Gotland, wohin er den Reichsschatz, die Kleinodien und seine Kebsweiber in Sicherheit gebracht. In Dänemark herrschte vollständige Anarchie; auf Seeland hatten die Bauern gegen den gewaltthätigen Adel und die selbstsüchtige Geistlichkeit die Waffen ergriffen; in Jütland stellte sich Adel und Volk unter Herzog Adolfs Schutz; man mußte auf Selbsthilfe bedacht sein, da Gesetz und Obrigkeit ohne Macht waren. In Kalmar hielten dänische und schwedische Reichs-
Juli 1438. räte Beratung, ob es nicht zweckmäßiger wäre, wenn die Union gelöst würde und jedes Land seinen eignen König wählte. Man kam zwar zu keinem bestimmten
1439. Austrag, aber mit Erichs Herrschaft ging es zu Ende. Im nächsten Jahr schickte der dänische Reichsrat ein Schreiben an Christoph von Bayern, des Königs Schwestersohn, des Inhalts: sie seien genötigt, um nicht gänzlich unterzugehen, sich einen neuen Herrn und König zu wählen; wolle er sich und seinem Stamme diese Ehre erwerben, so möge er zu ihnen kommen. Christoph säumte

nicht. Nachdem er im Juni zu Lübeck mit dem Reichstag sich verständigt hatte, wurde dem König Erich Treue und Huldigung aufgekündigt und der Absagebrief nach Gotland geschickt, worauf die pommerschen Fürsten das dänische Land räumten. Drei Monate später ahmte der schwedische Reichstag das Beispiel Sept. 1439.
nach. In den deutschen Hansestädten war der Absagebrief an allen Kirchthüren zu lesen. Damit hatte das Regiment Erichs im Norden sein Ende. Er überlebte seinen Sturz zwanzig Jahre, davon zehn auf Gotland, zehn in Pommern, „unglücklich in allen seinem Thun, seit er Königin Margarete verlor".

b. **Das Oldenburger Herrscherhaus in Dänemark und Karl Knudson in Schweden.**

Nachdem Christoph sich verpflichtet, die ihm vorgelegte Wahlhandfeste zu König Christoph.
unterzeichnen, empfing er als König von Dänemark die Huldigung. Eine 1440–1448.
seiner ersten Handlungen war, daß er zu Kolding dem Schauenburger Adolf das Herzogtum Schleswig als erbliches Fahnenlehen übertrug (S. 457). Nach einigem Schwanken erkannte auch der schwedische Reichstag den bayrischen 4. Okt. 1440.
Fürsten als König an, jedoch unter solchen Beschränkungen, daß er zu gänzlicher Machtlosigkeit herabsank; Karl Knudson galt mehr als er. Und als im folgenden Jahr, nachdem Christoph den Bauernaufstand in Jütland unterdrückt 14. Sept. 1441.
und zwischen den Hanseaten und Niederländern Frieden gestiftet, auch die Norweger ihre Zustimmung gaben, ließ sich Christoph in Opslo und Upsala Juni 1442.
krönen und nannte sich „König von Dänemark, Schweden, Norwegen, der Wenden und Goten". Nicht lange nachher führte er Dorothea, die Tochter des Markgrafen Johann von Brandenburg, als seine Gattin heim. Alles schien sich glücklich zu gestalten, da wurde der König im dreißigsten Lebensjahr kinderlos zu Helsingborg von einer Krankheit dahingerafft. Sein früher Tod verbreitete all- 6. Jan. 1448.
gemeine Trauer; nur die Lübecker freuten sich; denn sie entgingen dadurch einer großen Gefahr. Christoph hatte den Plan gefaßt, die Fesseln der Hansa zu brechen.

Mit Christophs Tod zerrissen die schlaffen Bande der kalmarischen Union. Neue Königswahlen.
Als einige Monate nachher der schwedische Reichsrat in Stockholm die Wiederbesetzung des Thrones beriet, wurde auf Betreiben der unionsfeindlichen Partei Karl Knudson in tumultuarischer Weise zum König ausgerufen. Mittlerweile Juni 1448.
hatte der dänische Reichsrat die Krone dem Herzog Adolf von Schleswig-Holstein angeboten; wir haben jedoch schon früher gesehen, daß eine solche Vereinigung der beiden Länder der deutschen Bevölkerung widerstrebte. Auch wäre dadurch die bei der Belehnung aufgestellte Bestimmung, daß das Herzogtum niemals wieder unmittelbar mit der Krone verbunden sein solle, verletzt worden. Doch kam der Herzog dem Vertrauen der Dänen insoweit nach, daß er dem Reichsrat, dem er selbst beiwohnte, den Sohn seiner an den Grafen von Oldenburg vermählten Schwester Hedwig, einen dreiundzwanzigjährigen Mann von hoher, stattlicher Gestalt zur Königswahl empfahl. So wurde Graf Christian, Christian I. 1448–1481.
der wie sein Oheim vom Geblüte Swends Esthridson war, zum König von

Dänemark gewählt, und da er noch unverheiratet war, reichte er der verwitweten Sept. 1448. Königin Dorothea die Hand zum Ehebund. Vor der Huldigung in Wiborg mußte er jedoch eine Wahlhandfeste beschwören, worin er dem Reichsrat die freie Königswahl bestätigte und sich verpflichtete, ohne dessen Zustimmung keine Steuern zu erheben, kein Reichsgeschäft von Bedeutung vorzunehmen, keine Lehen oder Einkünfte, Würden oder Ämter an Ausländer zu vergeben, die Verwaltung des Kronguts dessen Aufsicht zu unterwerfen u. a. m.

Norwegen bleibt bei Dänemark.

So war denn Margaretens Werk zerstört und Schweden und Dänemark hatten wieder eigne Könige. Aber das war der Fluch der grundgesetzlich vernichteten Union, daß sie einen beständigen Stachel in den Gemütern zurückließ. Solange Erich auf Gotland weilte, war er stets ein Rivale, der leicht wieder mit seinen Ansprüchen vortreten konnte. Darum suchte Karl Knudson ihn mit Gewalt zu vertreiben und die Insel an das schwedische Reich zurückzubringen. Aber das Unternehmen, durch das er den Neid seiner Gegner zu entwaffnen hoffte, hatte nicht den erwarteten Fortgang. Erich wußte sich in dem festen Schlosse Wisby so lange zu halten, bis es dem Glück und der List des Oldenburgers gelang, die Insel in dänische Hände zu bringen, worauf Erich sich nach Pommern begab. Einen ähnlichen Sieg erlangte Christian auch in Norwegen. Wenn in diesem Lande anfangs gleichfalls der Plan auftauchte, sich einen eignen König zu setzen, so stand man doch von diesem Vorhaben bald ab und beschloß mit einem der beiden Nachbarreiche die Union festzuhalten. Adel und Volk war der Mehrheit nach für Karl Knudson, und jedermann erwartete, daß die langen Wahlverhandlungen zu gunsten des schwedischen Fürsten ausfallen würden, und dennoch gelang es auch hier der Gewandtheit und Entschlossenheit der dänischen Partei, die Krone schließlich auf Christians Haupt zu bringen. Die schwedischen Großen selbst hintertrieben aus Eifersucht auf Knudson die Erhebung ihres Stammesgenossen. So kam es, daß, obschon der Schwede bereits die Krone in Drontheim aus den Händen des Erzbischofs Aslak empfangen Aug. 1450. hatte, einige Monate nachher der Reichsrat in Halmstad urkundlich festsetzte, „daß Norwegen für die Zukunft stets einen und denselben König mit Dänemark habe und beide Reiche in Frieden und Krieg in brüderlicher Liebe zusammenstehen, keines aber des andern Obermann sein sollte“.

Karl Knudson verjagt, die Union hergestellt. 1457.

Karl Knudson geriet über diese Wendung in heftigen Zorn; er schrieb sie einer Verschwörung treuloser schwedischer Großen, der Oxenstierna, der Wasa, der Sparre zu und beschloß sich zu rächen. Er entzog dem Erzbischof von Upsala, seinem erklärten Feind, die Lehen, nahm verschiedene Edelleute gefangen und strafte einige am Leben. Dadurch mehrte er die Zahl seiner Gegner, die jetzt 1452. auf Christians Seite traten und die Herstellung der Union betrieben. Nun entstand ein Krieg zwischen den beiden Königen, der mehrere Jahre lang die nordischen Länder und Meere schwer schädigte. Knudson fiel in Schonen ein, besetzte Halland und Blekingen und auf kurze Zeit Drontheim, während Christian,

unterstützt von seinem Bruder Gerhard von Oldenburg und von seinem Oheim Adolf von Schleswig-Holstein, Stockholm und Kalmar bedrängte und die Insel Öland mit der Festung Borgholm zur Ergebung zwang. Aber Knudsons Stern 1456. war im Niedergang. Der schwer beleidigte Erzbischof kündigte dem König Fehde 1457. an und führte das Aufgebot von Upland wider ihn ins Feld. Karl, in Strengnås überfallen und in die Flucht getrieben, sah sich bald vom Volke verlassen; er raffte seine Schätze zusammen und schiffte nach Danzig über, wo er sieben Jahre geblieben ist. Christian eilte nach Schweden, verständigte sich mit dem Reichsrat in Stockholm und empfing nach den herkömmlichen Gelöbnissen im Dome 29. Juni 1457. von Upsala die Krone. So waren die drei Reiche wieder in alter Weise vereinigt und der Oldenburger erlebte noch die Genugthuung, daß seinem dreijährigen Sohn Johann in Norwegen und Schweden die Thronfolge zuge- Jan. 1458. sichert ward.

Ja einige Zeit gewann es sogar den Anschein, als ob Christian die Waldemarschen Ansprüche auf die Küstenlande der Ostsee erneuern wollte. Danzig und mehrere preußische Städte und Landschaften hatten sich gegen die Herrschaft des Deutschen Ordens aufgelehnt und unter den Schutz des Königs Kasimir IV. von Polen gestellt. Da rief der Orden den Dänenkönig zu Hilfe und bot ihm Geld und Gebiete von Esthland an, wenn er ihm gegen Polen beistehen würde. Christian ging auf den Vorschlag ein, legte sich den Titel eines Herzogs von Esthland bei und kündigte dem König Kasimir den Krieg an. Aber über den wichtigeren Anliegen, die bald darauf den skandinavischen Herrscher in Anspruch nahmen, wurde der polnische Krieg vergessen.

Niemand hatte eifriger und erfolgreicher die Erhebung Christians von Herzog Adolf von Schleswig-Holstein. Oldenburg auf den dänischen Thron betrieben als seiner Mutter Bruder, Herzog Adolf VIII. von Schleswig-Holstein; und auch im Verlaufe seiner Regierung wurde er von dem Oheim kräftig unterstützt. Den deutschen Söldnern, die Adolf für den königlichen Neffen geworben, obgleich er sich und sein Land dadurch in Schulden stürzte, hatte Christian hauptsächlich seinen Sieg zu verdanken. Bei allem Interesse für seinen Neffen unterließ der Herzog jedoch nicht, die Lande Schleswig-Holstein vor künftigen Eingriffen sicherzustellen. Christian mußte unmittelbar vor seiner Königswahl jene Waldemarsche Urkunde bestätigen, nach welcher „Schleswig niemals wieder mit dem Reiche oder der Krone Dänemark vereinigt oder verbunden werden sollte, so daß ein Herr sei über beide"; er mußte eine Handfeste ausstellen, daß er Schleswig als ein „rechtes Erblehen" anerkenne, und sowohl der dänische Reichsrat als die ständischen Körper der vereinigten Lande verbürgten sich dafür durch gegenseitige Verbriefung. „Das oldenburgische Haus hat die Krone Dänemarks nur erhalten, nachdem und weil es versprochen, Schleswig nicht wieder mit dem Königreich zu verbinden." Adolf sah seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt. Als er im Alter von achtundfünfzig Jahren auf Schloß Segeberg starb, war sein Neffe Christian Herr der drei 4. Dez. 1459. nordischen Reiche.

Mit Adolf erlosch das Geschlecht Gerhards des Großen, das über drei Jahr-

hunderte in dem nordalbingischen Lande ruhmreich geherrscht. Ein Zeitgenosse nennt ihn einen „ehrenreichen Fürsten, groszthatigen, frommen, rechtfertigen Ritter, milden, friedsamen, wohlthätigen Herrn, der Mannen Fürst und Vater“ und rühmt, daß er das Land in großer Ehre und in dem allerbesten Frieden regiert. Noch lange hat das Andenken des „guten Herzogs“ im Lande fortgelebt.

König Christian zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein gewählt. 1460.

In der That hatte man bald Ursache, auf die Jahre der friedlichen Herrschaft mit Sehnsucht zurückzublicken, denn mit Adolfs Tode kamen wieder unheilvolle Zeiten. Er selbst hatte in betreff der Erbfolge keine Bestimmung getroffen. Daher erhoben sowohl die Oldenburger, König Christian und seine Brüder Gerhard und Moritz, kraft der nahen Verwandtschaft, als die Schauenburger im Stammlande, Graf Otto und seine Söhne, auf Grund der männlichen Abstammung, Ansprüche auf die Erbfolge. Die Meinungen waren in der Ritterschaft wie im Volke geteilt; nur darüber war man einig, daß man keine Trennung wolle. Zu dem Zweck kamen die Stände beider Lande, des Herzogtums Schleswig und der Grafschaft Holstein, in Neumünster und Rendsburg zusammen und schwuren einander, daß sie einträchtig einen Herrn wählen wollten. Die schwierigen Zeitverhältnisse und der Mangel einer festen Erbfolgeordnung mochten es rechtfertigen oder entschuldigen, wenn die Landstände nach dem Beispiele ihrer Nachbarn ein Wahlrecht in Anspruch nahmen, das ihnen bisher nicht zugestanden. Man konnte sich lange nicht einigen, da in Holstein die Verhältnisse anders lagen als in Schleswig und die Bewerber auf beiden Seiten alle Hebel in Bewegung setzten, um ihre Ansprüche zur Geltung zu bringen. Wenn Christian anfangs die ihm als König von Dänemark zustehenden Lehnsrechte über Schleswig betonte, so ließ er, weil er dann in Holstein nicht durchgedrungen wäre, diesen Anspruch bald fallen und stützte sich bloß auf sein Erbrecht als ältester Neffe des verstorbenen Herzogs. Zugleich verstand er sich zu wichtigen urkundlichen Versicherungen, welche die Rechte des Landes und der Stände wahrten, befestigten, vermehrten und die staatsrechtliche Vereinigung von Schleswig und Holstein für alle Zukunft sicherstellten. Durch diese Zugeständnisse, durch die Thätigkeit seines Bruders Gerhard, welcher, gleich dem in den geistlichen Stand getretenen Moritz, seine Rechtsansprüche gegen Entschädigung an Christian abtrat, und durch Geschenke, Begünstigungen und Zusagen an einflußreiche Männer brachte es der Oldenburger dahin, daß auf einer Versammlung zu Ripen die „Räte“ der vereinigten Lande den König Christian von Dänemark zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein erkoren, und ihm die Herrschaft in beiden Landen als eine ungetrennte übertrugen, auf Grund des Erbanspruchs, welchem die Wahl der Stände Anerkennung und Geltung gab. Christian erkannte diese Rechtsbasis und die staatsrechtliche Vereinigung beider Lande an, indem er aus den Händen der gemeinsamen Vertretung aller Stände des Herzogtums Schleswig und der Grafschaft Holstein die Herrschaft entgegennahm.

Jan. u. Febr. 1460. — März 1460.

Bedeutung der Wahl.

Da Christian in das Land kam, empfing er die Huldigung der Mannen und

Städte; zugleich gab er eine neue Bestätigung und Erweiterung der verliehenen Freiheiten und Rechte, die „tapfere Verbesserung der Privilegien". Von dem Lübecker 4. April 1460. Bischof Arnold wurde er mit Holstein zu Segeberg belehnt. Die Schauenburger erhoben anfangs Einsprache gegen diese Entscheidung, ließen sich dann aber zu einem Vertrag bewegen, Kraft dessen sie gegen eine namhafte Geldentschädigung und Zusiche- 11. Mai. rung ihrer Besitzungen und Schlösser nördlich der Elbe ihre Rechte und Ansprüche auf Schleswig und Holstein aufgaben. Im nächsten Jahr gewährte auch Hamburg dem neuen Landesherrn die Anerkennung. Auf diese Weise ist ein Ereignis vollzogen, welches folgenreich wie wenige für diese Lande und den ganzen Norden Europas gewesen ist. Schleswig und Holstein huldigten dem Oldenburger, welcher die Krone von Dänemark trug, als ihrem Herzog und Grafen unter bestimmten urkundlich festgesetzten Bedingungen. Er soll das Land nicht vererben auf seine Kinder oder Angehörigen, sondern die Einwohner sollen das Recht behalten, so oft die Herrschaft erledigt wird, einen von seinen Kindern oder, wenn deren keine wären, von seinen Erben zu wählen. „An das Geschlecht ist also die Wahl gebunden, wie es germanische Sitte von jeher war, und nur die Erbfolgeordnung, nicht das Erbfolgerecht wird durch dieselbe bestimmt und auch für jene ein Vorzug der Söhne vor den entfernteren Verwandten festgesetzt." Die „freie Wahl" der Stände bei jedem Thronwechsel ist ausdrücklich in den Urkunden sichergestellt. Unter solchen Bedingungen hat Christian versprochen, „die Lande nach allem Vermögen in gutem Frieden zu halten und daß sie bleiben ewig zusammen ungeteilt". Das Indigenatsrecht ist beiden gemeinsam: der Schleswiger in Holstein und der Holsteiner in Schleswig sind immer „landgeborne" Leute. Die Dänen sollten keinerlei Herrschaft in den beiden Landen üben, sondern alle Vögte und Burgmannschaften aus „treuen deutschen Mannen" gewählt und keine „Schatzung oder Bede" gefordert und kein Krieg angefangen werden „ohne Willen, Zulassen und einträchtige Genehmigung aller Räte und Mannschaft der Lande". In der Verfassung, welche sich das vereinigte Schleswig und Holstein bedungen, „da es den ersten Oldenburger zu seinem Landesherrn erhob", ist somit die Selbständigkeit der Lande nach außen und ihre untrennbare Vereinigung gewahrt. „Der Landesherr ist in den wichtigsten politischen Rechten an die Mitwirkung der Landstände gebunden. Diese haben die Wahl des Nachfolgers innerhalb des herrschenden Geschlechts, und sie vertreten offenbar die Gesamtheit der Lande; ein ständischer Landrat steht mit den aus Eingebornen genommenen höheren Beamten der Regierung vor." Alle Klassen der Bevölkerung sind in ihren Freiheiten und guten Gewohnheiten bestätigt. Für Frieden und Sicherung des Rechts sind umfassende Bestimmungen getroffen. Auch der Sorge um christlichen Glauben, Rechtfertigung und gute Sitte hat man nicht vergessen. Aber trotz aller dieser Rechte und Vorteile, welche der Oldenburger den deutschen Landen zuwandte, war die Wahl des Dänenkönigs die Quelle unsäglicher Leiden. Sie begannen mit der Einsetzung des habgierigen, verschwenderischen und gewaltthätigen Grafen Gerhard zum Statthalter von Schleswig-Holstein.

Als die Ratsversammlung in Ripen den König von Dänemark zu ihrem Christians Stellung in Schweden. Landesfürsten erkor, konnte dieser als der mächtigste Herr des Nordens gelten. Aber die Wurzeln seiner Macht waren schwach, und er selbst besaß nicht die Herrschergröße, um den Stürmen zu trotzen. Der schwedische Nationalstolz konnte sich nicht mit dem Gedanken befreunden, daß ein dänischer König im Lande des Eisens und der starken Männer gebieten sollte, und nur dem Neide und der Eifersucht der Großen, welche keinem einheimischen Edelmanne die

Krone gönnten, hatte es Christian zu danken, daß man ihm den Königsnamen ließ und sich seinem schwachen Regimente fügte. So kam es, daß die Union bei den Schweden nie recht in Kraft stand und doch nie ganz aufgelöst ward. Der Erzbischof Jens von Upsala war mächtiger und einflußreicher als der Däne; auf sein Betreiben verließ der flüchtige Karl Knudson wiederholt sein Asyl in Danzig oder Finnland, um die verlorne Herrschaft in Schweden wieder zu erlangen. Aber der übermütige Prälat war dem einen so wenig hold als dem andern; er bediente sich beider zu seinen eignen ehrsüchtigen Plänen. Eine ritterliche Anarchie lagerte sich über das Land; die hohe Aristokratie meinte, Schweden könne eines Königs überhaupt entbehren; man flüsterte eine Zeitlang von einer Zerfällung des Reichs in vier Teile. „Allein es gibt eine gewisse Unsterblichkeit im Königtum; das Wogen der Parteien treibt immer wieder zu ihm zurück". Auch in Schweden wurde die königliche Fahne als Parteizeichen von den Häuptern der Aristokratie aufgepflanzt; die Sturen hielten zu Karl, die Wasa zu Christian. Das Land war voll Verwirrung und Parteikampf, die Gemüter verwilderten. Als aber endlich Karl Knudson nach einem wechselvollen Leben voll
13. Mai 1470. Unruhen und Abenteuer ins Grab stieg, trat Sten Sture, Sohn seiner Halbschwester und Vormund des königlichen Knaben, als Bewerber um die Reichsvorsteherschaft auf, ein volksfreundlicher Edelmann und erprobter Feldherr. Durch
Mai 1470. die Anhänglichkeit der Stockholmer und der Dalekarlen gelangte er zum Ziel, und als Christian mit Heeresmacht wider ihn auszog, verlor er am Brunke-
10. Okt. berge, im Angesichte der Hauptstadt, Schlacht und Krone. Zweimal verwundet floh der König auf die dänische Flotte, um den schwedischen Boden nie wieder zu betreten; von fünfhundert Leichen umgeben fiel die alte Danebrogsfahne in Feindes Hand.

Christians I. letzte Regierungszeit und Ausgang. Um die Kosten für den unglücklichen Feldzug aufzubringen, waren die Kleinodien der Königin und viele Städte und Ämter in Schleswig-Holstein verpfändet worden. Nichtsdestoweniger unternahm drei Jahre später Christian
1474. eine pomphafte Pilgerfahrt nach Rom, um ein altes Gelübde zu lösen. Begleitet von dem Herzog Johann von Lauenburg und mehreren deutschen Fürsten und Herren, alle schwarz gekleidet, mit weißen Pilgerstäben auf den Satteldecken ihrer Pferde, ritten sie durch Deutschland, Tirol und Oberitalien und zogen um die Osterzeit in Rom ein, freundlich empfangen von Papst Sixtus IV. Nachdem der König sich durch reiche Gaben an römische Hospitäler von der weiteren Pilgerfahrt losgekauft, kehrte er über Augsburg zurück. Aber wenige
Okt. 1474. Wochen nachher sah man ihn wieder am Rhein, um zwischen dem Kaiser und dem burgundischen Herzog Karl dem Kühnen zu vermitteln und zugleich Zwangsmaßregeln gegen Schweden zu erwirken. Die Hansestädte argwohnten, daß es
1475. auf einen Anschlag gegen sie abgesehen sei; sie erneuerten daher ihren Bund zu gegenseitigem Beistand, und Hamburg und Lübeck wurden durch Graben und Mauern befestigt. Allein die Entwürfe gegen die deutschen Städte und Schwe-

den, die in Rom und Köln beraten sein mögen, kamen nicht zur Ausführung. Doch brachte die kostspielige Reise neben der Schuldenlast auch einige gute Früchte: der Papst genehmigte die Errichtung der Universität Kopenhagen, und 1479. der Kaiser erhob die Grafschaften Holstein und Stormarn zu einem Herzogtum des Deutschen Reichs und belehnte den König mit demselben. Dazu sollte auch Dithmarschen gehören, welches Christian dem Kaiser als ein herrenloses Land voll trotziger Bauern auf deutschem Reichsboden schilderte, — ein Geschenk von wichtigen Folgen. König Christian selbst konnte von dieser Huld Friedrichs III. keinen Gebrauch mehr machen; die strengen Maßregeln gegen den holsteinischen Adel, der sich vieler Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen schuldig gemacht und eine Züchtigung wohl verdient hatte, nahmen in den letzten Jahren seine Thätigkeit dergestalt in Anspruch, daß er nicht wagte, die kaiserlichen Gebotsbriefe, welche die Dithmarschen zu Gehorsam und Lehnspflicht gegen den König von Dänemark anwiesen, mit Gewalt zur Anerkennung zu bringen. Hennig Pogwisch, Erbherr auf Farve, und sein Sohn, denen mehrere Grausamkeiten gegen ihre Untergebenen nachgewiesen wurden, flüchteten sich ins Ausland, gingen aber auf mehrere Jahre ihrer Güter verlustig. Nachdem der König die Schuldigsten zur Verantwortung gezogen, löste er den ritterschaftlichen Bund auf und erließ 22. Mai 1481. scharfe Verordnungen gegen Landfriedensbruch und Fehdewesen. Bald nachher starb König Christian I. Seine Tochter Margarete hatte er an den König Jakob III. von Schottland vermählt und bis zur Abtragung der vertragsmäßigen Mitgift die Orkaden und Shetlands-Inseln verpfändet. Da aber die hohe Summe nicht gezahlt werden konnte, so gingen diese Reste altnorwegischer Herrlichkeit unrühmlich verloren. Christian zählte bei seinem Tode erst sechsundfünfzig Jahre. Von kleinen Anfängen hat er es zu einer bedeutenden Stellung in Europa gebracht, weniger durch eigne Kraft als durch das Glück der Umstände, das ihm und seinem Hause entgegenkam. Vier Jahrhunderte behauptete sich sein Geschlecht, dessen Größe er begründete, auf dem dänischen Thron.

c. Der Norden unter den Königen Johann und Christian II.

1. Schleswig-Holstein und die Dithmarschen.

Christians Erstgeborner, Johann, von den Dänen Hans genannt, war Johann. 1481–1512. schon bei des Vaters Lebzeiten als Nachfolger in den vereinigten Reichen aner- Teilung von kannt. Er hatte einen jüngeren Bruder Friedrich, der noch nicht die Mün- Schleswig-Holstein. digkeit erreicht hatte. Dieser war der Liebling der Königin Dorothea, und sie wünschte daher, ihm die deutschen Herzogtümer zuzuwenden; allein Johann wollte von der Trennung nichts wissen und setzte es durch, daß die Herrschaft beiden Brüdern gemeinschaftlich übertragen ward, doch so, daß er über den jüngeren Bruder die Vormundschaft führe. An der Levensau, der Grenze Hol- 12. Dez. 1482.

steins und Schleswigs, wurden die beiden Fürsten Johann und Friedrich als Herzöge der Lande Schleswig, Holstein und Stormarn anerkannt, nachdem sie die Verfassung und alle von ihrem Vater gewährten Privilegien bestätigt, und empfingen die Huldigung. Nach einigem Zögern fügten sich auch die Hamburger in die Doppelherrschaft, die der erste Schritt zur Teilung des Landes war. Diese erfolgte denn auch, nachdem Friedrich zu Jahren gekommen, in der Art, daß die
1490. eine Hälfte mit dem Schloß Gottorf (Gottorp) bei Schleswig dem jüngeren Bruder zugeteilt ward (Eiderstedt, Kampen, Eckernförde, Tondern, Hadersleben von Schleswig, von Holstein Kiel, Plön mit Neumünster, Itzehoe u. a. O.), die andre Hälfte mit dem Hauptschloß Segeberg in Holstein dem König zufiel (Rendsburg, Flensburg, Sonderburg mit Äroe, Apenrade und die Insel Fehmarn u. a. O.); doch sollten die Bischöfe, Ritterschaft und gute Mannen beiden gleich verpflichtet sein und von beiden zugleich die Lehen empfangen; auch die Landstände und der Landrat sollten gemeinschaftlich sein und die gemeine Landbede gemeinsam gefordert und für beide zu gleichen Teilen verwandt werden. Die Teilung ging nicht ohne Unfrieden ab. Friedrich glaubte sich verkürzt und erhob größere Ansprüche. Doch versöhnten sich die Brüder schließlich und wurden einig, „den Dithmarschen gemeinschaftlich Unrecht zu thun".

Stellung der Oldenburger zu den Dithmarschen.

Die Holsteiner konnten es nicht vergessen, daß Herzog Gerhard im blühenden Mannesalter mit dreihundert Edlen am Oswaldus-Abend in der Schlacht an der Hamme unter den Streichen der Dithmarschen gefallen war. Das Blut des edlen Schauenburgers schrie nach Rache; sollten die Oldenburger, deren Geschlecht zu so hohen Ehren gelangt, mit den Besitzungen des herzoglichen Hauses nicht auch die Pflicht der Blutrache geerbt haben! Schon Christian I. mochte solche Absichten gehegt haben, als er sich vom Kaiser einen Lehnsbrief über das Land „Dyetmarn" auswirkte. Seinen Plan gedachten jetzt die Söhne durchzuführen. Konnte man doch das ehrsüchtige Gelüsten und die Herrschbegier mit der Hülle von Recht und Pietät umkleiden. Die beiden Fürsten mußten allerdings auf hartnäckigen Widerstand von seiten der dithmarsischen Bauern gefaßt sein; denn als auf der Landgemeinde zu Meldorf der kaiserliche Lehnsbrief, den eine Bote aus Lübeck übermittelt hatte, zur Verlesung gekommen war, konnte man an der tiefen Bewegung der Gemüter und an dem entschlossenen Mute der Versammlung erkennen, daß sie sich die ererbte Freiheit und die Einrichtungen der Väter nicht leicht würden entreißen lassen. Sie verfaßten ein lateinisches Sendschreiben an den Papst, worin sie darlegten, daß sie seit Menschen Gedenken unter dem Erzbischof von Bremen gestanden und niemals unmittelbar zum Deutschen Reich gehört hätten, folglich der römische Kaiser kein Recht habe, sie der Lehnsherrschaft des dänischen Königs zu untergeben. Dieses Sendschreiben, begleitet von einer Darstellung des Bremer Erzstifts, war der römischen Kurie überreicht worden; und der Papst hatte in seiner Antwort die
März 1476. Rechtsstellung und Verfassung der Dithmarschen anerkannt und jedweden, der

dagegen handle, mit dem Zorne Gottes und seiner Apostel bedroht. Daß König Christian, wie erwähnt, von der Durchführung des kaiserlichen Lehnsbriefes abstand, mochte sowohl in dieser Entscheidung des kirchlichen Oberhauptes als in dem Streit mit dem holsteinischen Adel seinen Grund gehabt haben. Doch hatte er nie seine Forderungen aufgegeben, sondern nur vertagt. Durch seinen Tod war dann das Vorhaben des Kaisers, von einem weltlichen Gericht den Thatbestand näher untersuchen und entscheiden zu lassen, vereitelt worden. Die Belehnung war somit noch immer in Rechtskraft und die beiden Fürsten konnten den Titel von Dithmarschen fortführen und sich bei ihrer Landesteilung gleiches Anrecht an jenes Gebiet vorbehalten. Allein die entschlossene Haltung der Dithmarschen, die mit Lübeck ein zehnjähriges Schutzbündnis geschlossen hatten, dem auch Lüneburg und Hamburg beigetreten war, hielt den König und den Herzog lange ab, ihr vermeintliches Recht mit den Waffen zu suchen.

Jener von Eider, Elbe und Nordsee eingeschlossene, von Geesten und Marschen durchzogene Landstrich, von etwa sieben Meilen Länge und vier Meilen Breite im westlichen Holstein, zur Hälfte den Wellen abgetrotzt, hatte ursprünglich sächsische Bewohner. Unter ihnen wurden im zwölften Jahrhundert durch den Bischof von Bremen friesische Einwanderer angesiedelt, in der Weise, daß sie mehr die Seeküste in Besitz nahmen, wo sie das Deichwesen einführten, während die sächsischen Geschlechter mehr das Hochland, die Geest, anbauten. Beide vereinigt bildeten das kräftige Bauernvolk der Dithmarschen, „denen alles, was im Norden dynastisch und aristokratisch hieß, abhold war". Doch konnte man auch später noch die friesischen Ansiedler, „die Vogdemänner", von den sächsischen „Wollersmännern" an den Wappenbildern unterscheiden, indem jene die zackigen Mauerzinnen, diese die gekreuzten Anker im Schilde führten. Mit der Vermischung beider Stämme gingen die Naturanlagen ineinander über: von den Friesen erbten die Dithmarschen den Freiheitssinn und die Thatkraft, von den Sachsen den Sinn für Ordnung und Gesetz. Seitdem das Christentum unter ihnen Eingang gefunden, standen die Dithmarschen unter der Schutzherrschaft des Erzbischofs von Bremen, der Meldorf zum kirchlichen Hauptort erklärte, einen offenen Flecken, aber frühe mit Stadt- und Marktrecht beschenkt. Die Vögte, die allmählich von einem auf fünf stiegen, wählte der Erzbischof aus dem Landesadel. Ihr Geschäft war, die Rechte und Einkünfte des Landesherrn, die schuldige Heeresfolge und den weltlichen Gerichtsbann wahrzunehmen; denn das geistliche Gericht übte der Hamburger Dompropst in Person oder durch seinen Offizialen, der zweimal im Jahr nach Meldorf kam; er allein sprach den Bann aus, erhob große Brüche, zog aus mehreren Kirchspielen einen Zehnten, besetzte mit wenig Ausnahmen alle Pfarren im Lande, wobei er sich einen Anteil des Einkommens reservierte. Die landesfürstlichen Einnahmen waren gering: sie flossen aus dem „Willkommen", der jedem antretenden Erzbischof mit einer festen Summe entrichtet ward, aus Bruchgeldern, Strandgut und Flußzöllen. Das Volk war in eng verbundene, zu gemeinsamem Kampf und zur Blutrache verpflichtete Geschlechter und Familien (Klüfte), das Land in Kirchspiele eingeteilt. An die Stelle der Blutrache trat mit der Zeit für Totschlag die Mannbuße, die von allen Geschlechtsgenossen erhoben ward; Unkeuschheit galt für ein Verbrechen und wurde häufig durch Ausstoßung aus dem Familienverbande gestraft. In Meldorf wurde die Landesversammlung gehalten, in welcher Vögte, Ritter und die Ältesten oder „Ratgeber" aus den Kirchspielen über Gerichtshändel vor der Landes-

Land und Volk der Dithmarschen.

gemeinde entschieden. — Die Befreiung von der dänischen Herrschaft der Waldemare durch die Schlacht von Bornhöved (VII, 141) führte die Dithmarschen einen Schritt vorwärts in der Entwickelung zur Freiheit: man machte dem Adel als bevorrechteten Stand ein Ende. Die Ritter wurden allmählich aus dem Lande verdrängt, wie die Reventlows; die nicht weichen wollten, mußten sich darein finden, keine Höfe und Hintersassen mehr zu besitzen und in der Landesgemeinde den Bauern gleichzustehen. Adlige Namen blieben; aber die Bauern waren freie Eigentümer und besaßen alle gleiche Rechte ohne Feudallasten, sie übten sich in den Waffen und trugen dieselben stets bei sich. Seitdem mußte der Erzbischof seine Vögte aus der Bauernschaft nehmen; ja man versuchte sogar, den herkömmlichen Willkommen von fünfhundert Mark Pfennige zurückzuhalten; als aber deshalb der Hamburger Dompropst die Vögte und Ältesten mit dem Bann belegte, fügte man sich der herkömmlichen Verpflichtung. Aber die Landeshoheit schwand in dem Maße, als das bäuerliche Selbstregiment sich mehr entwickelte. Bereits mußte Meldorf achtzehn gleichberechtigte Kirchspiele neben sich anerkennen; man befestigte das Land durch Verschanzungen, Gräben und Wehren, um feindlichen Angriffen zu begegnen; dem Erzbischof verblieb außer dem „Willkommen" nur das Recht, fünf geborne Dithmarschen zu Vögten zu ernennen. Von Heeresfolge und jenen alten Nutzungen und Einkünften blieb keine Spur mehr. Dem Erzbischof war die Landeshoheit verloren gegangen, er war das Oberhaupt eines Freistaats. In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wurde die Verfassung, die durch innere Kämpfe einiger mächtigen Landesgeschlechter Not gelitten hatte, ihrer Vollendung entgegengeführt. Um im Innern den Landfrieden, nach außen das Ansehen und die Unabhängigkeit fester zu begründen, wurde das Land in vier Kreise oder Vogteien geteilt, die den Namen Döffte führten; ein Oberlandesgericht von achtundvierzig auf Lebenszeit aus sämtlichen Kirchspielen gewählten Mitgliedern, das in dem neugegründeten Flecken Heide seinen Sitz aufschlug, sollte in Landfriedenssachen erkennen und die Kreismannschaft aufbieten; wer Recht außer Landes suchte, wurde für ehrlos erklärt. Neben dieser richterlichen Oberbehörde, welche die Interessen der Gesamtheit zu wahren hatte, bestanden für geringere Sachen die Kirchspielgerichte in alter Weise fort. „Vorsteher derselben sind die Schließer (Slüter), in kleinen Kirchspielen zwei, in großen vier; sie sind die Verwalter (Schlüsselführer) des Kirchenguts, nehmen die kirchlichen Einkünfte an Pacht und Zehnten ein, welche jede Bauernschaft in ihrem Kreise zur bestimmten Zeit zu erheben und abzuliefern hat, sie führen des Kirchspiels Siegel und die Kirchspielsrechnung. Sonst aber sind sie als Friedensrichter thätig, üben polizeiliche Macht, vollführen Pfändungen u. s. w." Diese „Schließer" waren auch die Vorsteher und Leiter der „Kirchspielsgerichte", die in den größeren mit zwanzig, in den kleineren mit zehn Geschwornen allwöchentlich auf dem Kirchhofe des Hauptorts zu Recht saßen. Von ihren Aussprüchen konnte man zunächst an das Kirchspiel selbst, welches sich jedes Quartal versammelte, und in letzter Instanz an die Achtundvierziger appellieren. Zu den Schließern gehörten auch die vier Vögte. Von der Zeit an galt Heide, wo die Obergerichtsbehörde ihren Sitz hatte und die Schließer und Geschwornen zur Beratung um sich sammelte, als der Haupt- oder Vorort der Dithmarschen. Die laufenden Ausgaben, Besoldungen und Tagegebühren wurden aus den Brüchen und Zehnten entnommen; für außerordentliche Bedürfnisse wurden außerordentliche Auflagen über das Land verteilt. Zölle, Grundsteuer und andre ständige Abgaben waren unbekannt. Für den Krieg sorgten die Dithmarschen bei Zeiten durch Geschütz und Pulvervorrat. In ihrer Lebensweise gab sich ihr Selbstgefühl und Nationalstolz kund. Ohne mit adliger Lebensweise zu wetteifern, liebte der Bauer Fülle und Zierde des Lebens, schmückte das Haus seines von Wassergräben umzogenen Hofes mit Schnitzwerk, Schildereien und bunten Farben,

trug mit Weib und Kind sich stattlich, aber nach Landesart. Gelehrsamkeit hielt er hoch. Die Staatsschriften der Achtundvierziger sind mit Einsicht und Vorsicht abgefaßt. „Mochte Holstein sich groß dünken in seinen festen Schlössern und Städten, der Dithmarsche war es zufrieden, keine Feudallasten, keine Bewirtungen von Fürsten und Hofhalten zu kennen und Meldorf, seine einzige Stadt im Lande, durfte der völligen Gewerbefreiheit auch nicht das geringste Bannrecht entgegensetzen."

König Johann und sein herzoglicher Bruder suchten lange nach einer günstigen Gelegenheit, um ihre angebliche Lehnsherrlichkeit über die Dithmarschen zur Geltung zu bringen. Endlich vereinigten sich mehrere Umstände, die ein kriegerisches Vorgehen rechtfertigen mochten. „Die Insel Helgoland, von alters her ein Teil der nordfriesischen Gebiete, zuletzt durch eine Schenkung Christians I. dem Schleswiger Domkapitel übergeben, erlangte in dieser Zeit für den Fang des Herings, der sich in die Nordsee gezogen hatte, eine größere Bedeutung. Die benachbarten Städte, Bremen, Stade und Hamburg, gründeten hier Niederlassungen: sie betrachteten die wenig bewohnte und bisher kaum beachtete Insel als ein freies Land, ohne auf die Hoheit der Schleswiger Herzöge sonderlich Rücksicht zu nehmen. Doch Herzog Friedrich behauptete 1497.
sein Recht und ließ die eigenmächtig angelegten Häuser der Bremer zerstören; die Städte erwiderten das mit einem feindlichen Anlauf gegen eine Feste des Herzogs und schienen entschlossen den Besitz zu behaupten." Die Städter, denen sich eine Anzahl Dithmarschen angeschlossen, wurden jedoch von dem herzoglichen Vogt zurückgeschlagen und viele in Gefangenschaft geführt. Zur Vergeltung dafür machten die Dithmarschen einen Angriff auf Eiderstedt und schleppten die Bewohner fort, um Lösegeld zu erpressen. Noch war diese Sache 1498.
nicht zum friedlichen Austrag gebracht, so entbrannte ein neuer Streit, welcher bald in lichten Flammen emporschlug. Das Bremer Domkapitel hatte den Propst Johann Rode, den Sohn eines Ratsherrn der Stadt, zum Erzbischof gewählt und die Dithmarschen denselben durch Entrichtung des herkömmlichen Willkommens von fünfhundert Mark als Oberherrn anerkannt. Aber die benachbarten Fürsten, der Graf von Oldenburg und der Herzog Magnus von Sachsen-Lauenburg, erzürnt, daß die Wahl nicht auf einen Angehörigen ihrer Häuser gefallen, fügten dem Stift großen Schaden zu und der letztere entriß ihm das Land Hadeln. Da nahmen sich die Städte und die Dithmarschen des Erzbischofs an und gewannen Hadeln zurück. Bei dieser Gelegenheit kamen die Hamburger Söldner mit den Dithmarschen in Streit und erschlugen eine Anzahl derselben. Ergrimmt über diese Unbill, für welche ihnen keine Genugthuung gegeben ward, brachten die Dithmarschen einige Hamburger Kornschiffe auf. Darüber entstand eine lange Fehde, welche die Hamburger auf die gegnerische Seite trieb. Sie gewährten den deutschen Söldnern, welche die Herzöge von Schleswig-Holstein und Sachsen-Lauenburg in ihre Dienste nahmen, freie Überfahrt über die Elbe. Es war dies die „große oder schwarze Garde",

Der Fürstenkrieg gegen Dithmarschen.

jenes gefürchtete Fußvolk, das jedem Herrn diente, der Sold reichte, kriegsgeübte Abenteurer aus allen Orten und Enden Deutschlands, denen sich der Auswurf andrer Länder angeschlossen. „Unbarmherzige Sieger, keines Alters und Geschlechtes schonend, praßten sie in Überfluß und Wohlleben, solange es gut ging; ging es schief, so mußten sie dafür gewärtig sein, als Räuber auf das Rad gelegt zu werden." Viele derselben hatten dem Dänenkönig schon drei Jahre früher auf seinem Zug gegen Schweden Dienste geleistet.
1499. Im Vertrauen auf solche Hilfe begehrte nun König Johann auf einer Versammlung zu Rendsburg von den Dithmarschen völlige Unterwerfung, eine Schatzung von fünfzehntausend Mark, die Errichtung von drei festen Burgen in ihrem Land. Die Dithmarschen erklärten, lieber sterben zu wollen als in solche Schmach zu willigen. Sie wandten sich an den Erzbischof, an die Städte, an das Reich um Hilfe. Aber ihre Stimme verhallte an dem Eigennutz oder der Schwäche der Angerufenen. Alles was sie erreichten, war eine kaiserliche Abmahnung von dem Krieg, die nirgends Beachtung fand. Selbst Lübeck vergaß des alten Bundes mit der Bauernschaft. Ohne jegliches Hindernis gelangte die Garde nebst andern frisch geworbenen Truppen, im ganzen über viertausend Mann, unter der Führung des „Junker Slentz" nach Neumünster. Bald stellte sich auch berittene Mannschaft von allen Seiten ein: die Fürsten von Mecklenburg, Lauenburg, Pommern, Brandenburg, Braunschweig und Lüneburg sandten Reiter und Knechte; zwei Grafen von Oldenburg, Gerhards Söhne, zogen selber mit. Aus Dänemark und aus den Herzogtümern hatte sich der Adel in Menge eingefunden; die holsteinische Ritterschaft nährte alten Haß gegen die trotzigen Bauern, gegen welche schon so viele ihrer Vorfahren im Kampfe gefallen; jetzt hoffte man sich zu rächen; auch die Friesen nahmen aus nachbarlichem Groll an dem Kriegszuge teil; die Aussicht auf Beute lockte weit und breit aus Stadt und Land Bewaffnete herbei. Die Dithmarschen haben die Gesamtzahl des feindlichen Heeres auf 30—40,000 Mann veranschlagt. Wenigstens die Hälfte war wirklich versammelt; außer den eigentlichen Streitern ein zahlloser Troß, Wagen und Pferde die Menge. „Man zog wie zum Spiel und Fest aus." Diesem Heer hatten die Dithmarschen höchstens 6000 gewaffnete Männer entgegenzustellen, Fußvolk mit eisernem Brustharnisch und kurzer Hellebarde, zum Hiebe so gerecht wie zum Stoß. Fremde Söldner fand man wenig und glaubte ihnen auch nicht trauen zu können. „Es gab einige, die verzagen wollten, im Lande; ein paar Überläufer waren selbst im Heere der Fürsten. Aber die große Mehrzahl des Volkes hielt unerschütterlich Stand: für die mit Blut besiegelte Freiheit wollten sie auch diesmal kämpfen, für die freigebornen Kinder, daß sie nicht Knechte und Leibeigne würden. Den Mut der Männer belebten die Frauen, welche sich selbst in den Kampf drängten: bei der Entscheidung trug eine dem Heer das Banner vor.

Man betete und erflehte den Schutz der Gottheit. Aber man bot auch auf, was man konnte.“

Die Schlacht bei Hemmingstedt.

Ohne auf Widerstand zu stoßen rückte das Fürstenheer von Hanerau aus auf Meldorf, denn die Dithmarschen hatten sich in die nördliche schwer zugängliche Marsch zurückgezogen. Die Stadt wurde ausgeplündert, was von den Einwohnern zurückgeblieben war, Greise, Weiber und Kinder, unbarmherzig niedergemacht, die umliegenden Dörfer in Brand gesteckt. Nach kurzer Rast ging der Zug weiter gen Norden. In drei Abteilungen rückte das Heer aus: voran die Garde mit Geschütz. „Hüte dich Bauer, die Garde kommt,“ war ihre Losung, die von Mund zu Mund lief; dann kamen die Mannschaften der Bürger und Bauern, zuletzt die Ritterschaft, einen dichten Zug von Packwagen hinter sich. Bei **Hemmingstedt**, zwischen Meldorf und Heide, an einer Stelle, die im Volksmunde „Tausendteufelswarf“ hieß, hatten die Dithmarschen, denen der feindliche Kriegsplan verraten worden, unter der Leitung von **Wolf Isebrand** eilig eine Schanze aufgeworfen, hinter der eintausend Mann mit Geschütz die Ankunft des Feindes abwarteten, welcher in langsamem Zug auf dem engen, durch Regen und Tauwetterr bodenlos gewordenen Weg heranrückte. Hier ereignete sich nun die in Sagen und Liedern vielgefeierte Schlacht von Hemmingstedt, in welcher die Fürsten und ihre Reisigen durch die dithmarsische Bauernschaft unter dem Volkshelden Wolf Isebrand eine ähnliche Niederlage erlitten, wie einige Jahrzehnte vorher Herzog Karl der Kühne von Burgund durch die Schweizer bei Granson und Murten. Nun hörte man den umgekehrten Losungsruf: „Hüte dich Garde, der Bauer kommt!“, und noch lange sang das Volk von dem großen Reimer von Wimerstedt mit den gelben krausen Haaren, welcher die große Garde totgeschlagen. Das Danebrog ward erobert, die Hälfte des feindlichen Heeres, darunter die Blüte des Adels und die beiden oldenburgischen Grafen, blieben auf dem Kampfplatz. Nach dieser Schlacht blieben die Dithmarschen ein halbes Jahrhundert von äußeren Kriegen verschont. König Johann, durch die Unruhen in Schweden mit andern Sorgen erfüllt, gab den Gedanken eines neuen Rachezugs auf und nahm die Friedensvermittelung der Lübecker und Hamburger an.

(Randnotizen: 13. Febr. 1500. — Mitte Febr. 1500.)

Verlauf der Schlacht.

Der Widerstand, auf den das fürstliche Heer bei Hemmingstedt stieß, so schildert G. Waitz den Verlauf des merkwürdigen Kampfes im einzelnen, war unerwartet. Doch suchte man ihn zu brechen. Man stürmte gegen die Schanze, man suchte sie zu umgehen. Allein der weichgewordene Marschboden, mit zahlreichen Gräben durchschnitten, hemmte jede Bewegung: das nasse Wetter machte den Gebrauch des Geschützes fast unmöglich. Ein erster Ausfall aus der Schanze ward zurückgeschlagen: die Dithmarschen wiederholten ihn, ein Haufe, 300 bis 400 an der Zahl, kämpfte mit der weit überlegenen, aber dicht zusammengedrängten Garde. Schon wankte sie und viele waren gefallen, als bei einbrechender Flut die Schleusen geöffnet wurden und die Wasser höher stiegen. Nun lösten sich die Reihen auf, die Vorderen drängten die hinteren Glieder, und eine allgemeine Verwirrung brach ein. Auch der

Führer der Garde ward erschlagen, die Fürsten waren mit den Rittern zurück, und jede Führung hörte auf. Seitwärts wurden die Scharen angegriffen und fast ohne Widerstand in die Gräben gestoßen. Die Ritter mit ihren schwer gerüsteten Pferden konnten nicht vom Platze, man erstach die Rosse, und sie sanken mit den Reitern hin; diese wurden mehr erstickt, zertreten, ertränkt als erschlagen. Die eintretende Dunkelheit, verbunden mit Regen und Schnee, erhöhte nur die Verwirrung. Nur wenige bahnten sich über die Leichen der andern einen Weg. Es war eine der größten Niederlagen, welche die Geschichte dieser Zeiten kennt. Drei Stunden reichten hin um das glänzende Heer fast vollständig zu vernichten. Glücklicher als vor hundert Jahren die Schauenburger, entkamen wenigstens die Fürsten, aber mit wenigen Begleitern, erst nach Meldorf, dann als die Mannschaft des Südstrandes gegen die Stadt heranzog, über die Grenze des Landes. Aber gefallen waren die Vettern aus Oldenburg und die Blüte des schleswig-holsteinischen Adels, an der Spitze der Marschall Hans von Ahlefeld mit zehn Geschlechtsgenossen, sechs Sehnstedt, wenigstens fünf Pogwisch, vier oder fünf Rantzau, vier Buchwald, vier von der Wisch, vier Ratlow und viele andre, fast nur die unmündigen Söhne waren zu Hause geblieben. Die Gefallenen aus den Städten und Dörfern hat niemand gezählt: von den zweihundert Fehmaranern sollen nur vierzehn entkommen sein, aus Rendsburg werden fünfzig Erschlagene genannt. Die Garde hatte mit ihrem Hauptmann die Hälfte ihrer Mannschaft eingebüßt. Die Dithmarschen, heißt es, wußten sich über die Zahl der Gefallenen nicht genug zu wundern, sie selber sollen nur sechzig Mann verloren haben. Noch an den Leichnamen ließ man seine Wut aus; als später um die Auslieferung der angesehensten unter den Toten gebeten ward, konnte sie niemand unter dem modernden Haufen erkennen. — Unermeßlich war die Beute an Rüstungen und Geschütz, an reichen Gewändern und goldenem Schmuck und Gerät. Dazu die Fahnen der Dänen, das stolze Danebrog aus der Zeit jenes Waldemar II., der auch über Dithmarschen geherrscht hatte, es ward zum Andenken des Ereignisses in der Kirche zu Oldenburg aufgehängt. Auch andere Geschenke brachte man den Kirchen dar. Ein Nonnenkloster aber, das man gelobt hatte und dessen Bau begonnen ward, fand kein Gedeihen, da die gesunden Töchter des Landes für das klösterliche Leben keinen Sinn hatten. Man widmete den Erschlagenen Seelenmessen und feierte das Andenken des Tages.

2. Die Unionskönige und die Sturen.

Johanns Stellung zu den drei Reichen. Obwohl sich Johann den Titel beilegte: „Erwählter König zu Dänemark und Schweden, rechter Erbe zu Norwegen" u. s. w., so dauerte es doch lange, ehe dieser Titel zur Wahrheit wurde. Wenn auch in Dänemark schon im Mai 1482 Prälaten, Ritterschaft und Freie, sowie Abgeordnete der Städte und Bauernschaften zu Kallundenburg die frühere Wahl bestätigten und dem „König Hans" huldigten, so zögerten dagegen die Norweger, die den Verlust des Hebridenzinses, der Orkaden und Shetlands-Inseln nicht verschmerzen konnten, noch ein ganzes
1. Febr. 1483. Jahr, ehe der Reichsrat in Halmstad auf Grund einer Handfeste mit beschränkenden Bedingungen seine Anerkennung aussprach; und in Schweden wußte Sten Sture, der Reichsverweser, so viele Schwierigkeiten und Verwickelungen zu bereiten, daß Johann fünfzehn Jahre lang ohne Macht und Ansehen blieb, wenngleich durch den „Kalmarer Rezeß" aufs neue feierlich ausgesprochen ward, daß

die drei Reiche wieder „zusammen bleiben sollten in ewigem Frieden, Liebe und 7. Sept. 1483.
Verbündnis unter einem Herrn und König zu ewigen Zeiten".

Es half nicht viel, daß die Königin Dorothea, welche in ihren alten Tagen Sten Sture mit Johann
noch eine Pilgerreise nach Rom unternahm, einen päpstlichen Bannbrief gegen ausgesöhnt.
den ungehorsamen Reichsvorsteher auswirkte; Herr Sten, der bei den Dalekarlen 1488.
eine feste Stütze hatte, und die Bauern, die nach der Ansicht des Königs und des Adels „Gott zu Sklaven erschaffen, er aber zu Herren erhoben habe", unter seinem Banner sammelte, wußte den Stammesneid der Schweden gegen die dänische Herrschaft aufzustacheln und die Herzen mit Mißtrauen und Abneigung zu erfüllen, so daß Johann, obwohl der Erzbischof von Upsala und ein großer Teil des Adels und der Geistlichkeit auf seiner Seite standen, weniger Macht und Ansehen hatte als der Reichsvorsteher Sture, ein geschickter, behutsamer und freimütiger Herr, wie der Geschichtschreiber Laurentius Petri von ihm rühmt, und dazu in seinen Anschlägen glückhaft. Erst als Ivar Axelson, Karl Knudsons Schwiegersohn, welcher auf Gotland waltete, sich mit Sten Sture veruneinigte und der Dänenkönig mit einem deutschen Söldnerheer an demselben
Brunkeberg, wo er früher eine Niederlage erlitten, einen glänzenden Sieg erfocht, 28. Okt. 1497.
gab Sten Sture den Widerstand auf und versöhnte sich mit Johann. Für Leistung der Huldigung wurde er nicht bloß jeder Verantwortlichkeit wegen seiner Verwaltung überhoben, er empfing auch so viele Lehen und Gnadenerweisungen, wie kaum ein andrer Edelmann vor ihm. Johann ernannte ihn zum Reichshofmeister und hielt Arm in Arm mit ihm seinen Einzug in Stockholm, wo die
Krönung vollzogen ward. So wurde die Union, nachdem sie gerade hundert Nov. 1497.
Jahre lang ihren „Spottnamen" geführt, wieder erneuert, ohne jedoch größere Kraft zu erlangen. Als König Johann für seinen sechzehnjährigen Sohn Christian vom schwedischen Reichsrat die Anerkennung der Thronfolge erlangte, dachte er wohl nicht, daß dieser der letzte Unionskönig sein würde. Er erteilte vielen Adligen den Ritterschlag, um sie in guter Stimmung zu erhalten und ernannte den tapfern S v a n t e S t u r e, den Sohn von Stens altem Waffengefährten Niels Sture, zum Reichsmarschall.

Wenn Johann glaubte, durch solche Versöhnlichkeit sein königliches Ansehen Sten Stures Machtstellung
in Schweden zu kräftigen, so täuschte er sich. Als er nach Dänemark zurückkehrte, und Ende.
wo bald die Händel mit den Dithmarschen ihn ganz in Anspruch nahmen, benutzten die Sturen seine Abwesenheit, um das Regiment wieder in die eignen Hände zu nehmen. Mochte auch der Adel voll Mißgunst auf den Mann blicken, welcher an der Spitze der mächtigen Familie stand und durch seinen Herrschergeist sich so hoch über seine Standesgenossen emporschwang: Herr Sten wußte sich in der Macht zu behaupten; und wenngleich Johann fortfuhr sich König von Schweden zu nennen und hier und da sich auf kurze Zeit wieder in Stockholm sehen ließ oder seine Gemahlin dahin absandte, um in dem festen Schlosse durch ihre Gegenwart einen Schatten von königlicher Herrschaft zu wahren:

29. Juli 1501. der eigentliche Regent blieb doch Sten Sture, besonders seitdem er in Wadstena
1502. wieder zum Reichsvorsteher gewählt worden. Das Stockholmer Schloß wurde nach tapferem Widerstand bezwungen, die Königin längere Zeit gefangen gehalten und nur auf Verwendung der Lübecker freigegeben; Sten Sture führte das gebietende Wort im Reichsrat. Stark durch die Macht des Volkes, besonders des kräftigen Bauernstandes der nördlichen Landschaften, der in ihm den Verfechter seiner Freiheit und seiner Rechte ehrte, verstand er es, den Adel in Gehorsam zu halten. Indem er klug die Eifersucht der einzelnen Geschlechter und das Mißtrauen zwischen den geistlichen und weltlichen Großen nährte und den beiden bevorzugten Ständen einen mächtigen Gegensatz in den Vertretern der Städte und der Freibauern schuf, verhinderte er ein gemeinsames Vorgehen der Feudalherren und bewaffnete Schilderhebungen. Dabei besaß er große Herrschergaben: er hob die Kultur des Landes, indem er im Jahr 1476 die Universität Upsala gründete, wo Erich Olai, Professor der Gottesgelehrsamkeit, die Geschichte seines Vaterlandes von den ältesten Zeiten bis zum Jahr 1464 verfaßte; er berief Gelehrte ins Reich und beförderte die Errichtung von Buchdruckereien und einer Landesbibliothek. Als Sten Sture der dänischen Königin bei ihrer Rückkehr das Ge-
13. Dez. 1503. leite gab und auf der Reise in der Nähe von Jönköping plötzlich starb, wie das Volk glaubte, an Gift, war allgemeine Trauer im Lande.

Verfall der dänischen Herrschaft in Schweden. Svante Sture.

Die dänische Herrschaft kam auch nach Stens Tod nicht wieder zu Kraft und Ansehen. Sein Freund und Nachfolger in der Würde eines Reichsvorstehers, Svante Sture, führte das Regiment in demselben Geiste fort und wies alle Versuche der Dänen und ihrer schwedischen Parteigenossen, die Union wieder aufzurichten und neuen Einfluß zu gewinnen, mit Festigkeit zurück, so eifrig auch der Erzbischof Erich Trolle und viele Geistlichen und Ratsherren „um des Friedens willen“, wie sie angaben, für die Fortdauer oder Erneuerung der dänischen Herrschaft in die Schranken traten. Und wie sollte König Hans, der nicht nur mit den Dithmarschen im Krieg lag, der sich die Norweger zu Feinden machte, der durch Begünstigung der Seeräuberei und Erschwerung des Handels mit Schweden die Hanseaten reizte und Lübeck zu einer feindseligen Haltung trieb, sondern von einer krankhaften Vielgeschäftigkeit hin und her gerissen ward und seitdem er einen seiner Rentenschreiber aus Verdacht einer Veruntreuung hatte am Galgen sterben lassen, zeitweise an Trübsinn und Geistesstörung litt, Mittel und Wege finden, ein Regiment zu erhalten, das der Nation widerstrebte? Die Versuche, den russischen Großfürsten zum Bundesgenossen zu gewinnen und zu einem Angriff auf Finnland zu bewegen, oder den Papst und den Kaiser zu vermögen, seine Ansprüche mit Acht und Bann zu unterstützen, blieben erfolglos und erweiterten nur die Kluft zwischen beiden Reichen. Man gewöhnte sich in Schweden, in den Sturen die Herren des Landes zu erblicken, wenn ihnen auch die Königswürde abging.

„Svante Sture war ein tapferer Krieger von freigebiger und fröhlicher Sinnes-

art," heißt es in Geijers Geschichte von Schweden. „Man sagt, es habe keiner in seinen Dienst treten dürfen, der bei dem Schlage der Streitaxt mit den Augen zuckte, und daß er sich eher der Kleider beraubt, als einen Kriegskameraden unbelohnt gelassen. Am meisten, behauptet man, habe er das Wohl des Soldaten beachtet; auch war seine Regierung ein ununterbrochener Kriegszustand. Das Volk leitete das Unglück des Landes von den Zeitumständen her, erinnerte sich dagegen, wie der Reichsverweser beim Eintritt in das Haus des Bauern den Mann, das Weib und die Kinder mit Handschlag begrüßte, mit ihnen an dem nämlichen Tische aß und sich unter fröhlichen Gesprächen nach ihren Angelegenheiten erkundigte. Gehilfe in der Regierung war ihm Hemming Gadd, dem Stande und der Gelehrsamkeit, nicht aber den Sitten und der Denkart nach ein Geistlicher; ihm war der Bischofstab bestimmt, den er nie trug, und öfter hat man ihn an der Spitze des Heeres und der Flotte als am Altar gesehen; übrigens in Staatssachen wohl erfahren und erglühend in Haß gegen den dänischen Namen."

Die Herrschaft der Sturen.

Unter der Leitung dieser Männer schlugen die Schweden alle Angriffe der Dänen zurück und hielten die Umtriebe des Klerus und hohen Adels nieder. Sie eroberten nach vieljähriger Belagerung das von den Dänen tapfer verteidigte Schloß von Kalmar, „den Schlüssel Schwedens", und brachten Öland nebst Borgholm an das Reich zurück. Durch diese Erfolge gewann Svante Sture die Gunst des schwedischen Volkes in solchem Grade, daß bei seinem unerwar- 2. Jan. 1512.
teten Hinscheiden in Westerås sein einziger Sohn **Sten Sture der Jüngere** an des Vaters Stelle zum Reichsvorsteher ernannt ward. Die Sturen galten für die Verteidiger des Bürger- und Bauernstandes gegen die Härte des Adels und die Herrschbegier der Geistlichkeit, und diesen Ruhm teilte auch der jüngere Sture mit seinen beiden Vorgängern. Ein edler, ritterlicher Mann erwarb er sich die Liebe des Volkes, dessen Lasten er schon bei seines Vaters Lebzeiten zu erleichtern gesucht. Aber er hatte viele Gegner. Wenn auch der niedere Adel zu seiner Fahne hielt, die einflußreichsten Glieder des Reichsrats, welche fürchteten, die königliche Würde möchte in dem emporstrebenden Geschlechte erblich werden, waren ihm entgegen. Den heftigsten Widersacher aber fand Sten Sture in dem neuen Erzbischof Gustav Trolle, einem Manne von leidenschaftlicher Natur und unversöhnlicher Gemütsart, der durch große Besitzungen in Dänemark an das Unionsinteresse gebunden war und dessen Familie in den zwei vorhergehenden Geschlechtsfolgen sich als Feind der Sturen gezeigt hatte.

König Christian II.
Sten Stures des Jüngeren Ausgang.
Johann. † 21. Febr. 1512.

Auf diese mächtige Partei gestützt, forderte König Christian II., welcher kurz nach Stures Erhebung seinem Vater Johann in der Herrschaft über Dänemark und Norwegen gefolgt war, die schwedische Krone, die ihm schon in seiner Jugend zuerkannt war, und griff, als er mit seinem Verlangen nicht durchdrang, zu den Waffen. Aber seine Unternehmungen hatten im Anfang keinen Erfolg: Gustav Trolle, sein entschlossenster Parteigänger, wurde durch Sten Sture seiner Würde entsetzt, und als Christian mit einer dänischen Flotte in der Nähe von Stockholm eine Landung versuchte, erlitt er bei Brännkyrka eine

22. Juli 1518. Niederlage. In dieser im Volkslied vielgefeierten Schlacht trug der junge Gustav Erichson Wasa das schwedische Banner. Der König begehrte eine Zusammenkunft mit Sten Sture. Zur Sicherheit wurden mehrere schwedische Edelleute als Geiseln auf die dänische Flotte gestellt, unter ihnen der siegreiche Kämpfer Gustav Wasa. Diese wurden dann, als Christian die Unterhandlungen verräterisch abbrach und nach Dänemark zurückkehrte, wider Treu und Glauben als Gefangene weggeführt. Auch der entsetzte Erzbischof folgte über den Sund. Er veranstaltete in Dänemark ein geistliches Gericht, welches über den Reichsvorsteher und das ganze Land Schweden Bann und Interdikt verhängte. Der römische Stuhl gab seine Zustimmung und übertrug dem Dänenkönig die Vollstreckung des Strafurteils. Christian, ein energievoller, aber gewaltthätiger und blutdürstiger Fürst, machte nunmehr große Anstrengungen, die widerspenstigen Schweden, die sich um den Bann wenig kümmerten, zum Gehorsam zu zwingen. Neue Steuern wurden ausgeschrieben, Werbungen in allen Ländern vorgenommen; und als zu Anfang des Jahres 1520 eine starke dänische Flotte in Schweden landete, ließ der Feldherr Otto Krumpe die Bannbulle an allen Kirchen anschlagen. Auf dem beeisten See bei Åsunden bei Bogesund in Westgotland kam Sten Sture dem Feind entgegen. Es ereignete sich eine Schlacht, welche durch die Verwundung des Reichsvorstehers einen unglücklichen Ausgang für die Schweden nahm. Als der ritterliche Mann in Strengnäs die Nachricht von der Niederlage der Seinen erhielt, raffte er seine letzten Kräfte zusammen,
3. Febr. 1520. um die Hauptstadt zu retten. Aber ehe er Stockholm erreichte, starb er in seinem Schlitten auf dem Eise des Mälarsees. Dadurch löste sich alle Regierung in Schweden auf. „Die Großen hielten Zusammenkünfte, allein keiner erdreistete sich zu befehlen, keiner mochte gehorchen. Das Landvolk lief zusammen, wurde aber aus Mangel eines Anführers durch die fremden Soldaten und Reiter bald zerstreut, die ihren Weg durch Mord und Brand bezeichneten und im Übermut ausriefen, sie würden sich nicht daran kehren, ob es in Schweden auch Bauern vom Himmel regnete."

Das Stockholmer Blutbad. 1520. Nun war die nationale Kraft der Schweden gebrochen. Gustav Trolle wurde in sein geistliches Amt wieder eingesetzt und ein unter seinem Einfluß in Upsala tagender Herrentag erkannte Christian II. als König von Schweden an, unter der Bedingung, daß er nach einheimischem Recht und den kalmarischen Verträgen gemäß regiere. Christian leistete den verlangten Eid auf der Flotte; darauf wurde Stockholm von Christina Gyllenstierna, der heldenmütigen Witwe Sten Stures, übergeben und der König in der Kathedrale gekrönt. So war die Union hergestellt, aber sie sollte mit Blut fester gekittet werden. Der König war entschlossen, die Häupter seiner Widersacher zu fällen und durch Schrecken jedem
8. Nov. 1520. künftigen Abfall vorzubeugen. Auf den Rat des Dietrich Slaghök, eines ehemaligen Barbiergesellen und Verwandten der allmächtigen Siegbrit, Mutter der königlichen Buhlerin, ließ Christian durch seine Schergen, die ihm als Gegner

der dänischen Herrschaft und des Erzbischofs bezeichneten Personen aus den verschlossenen Häusern nach dem Markte führen und hinrichten. Olaus Petri, der mit seinem Bruder Laurentius nur mit Mühe dem Tode entging, sah vierundneunzig Häupter fallen; andre starben am Galgen oder auf andre martervolle Weise. In der Nacht wurden die Häuser der Getöteten ausgeplündert, ihre Frauen und Töchter mißhandelt. „Das Morden wurde den zweiten und dritten Tag fortgesetzt, nachdem öffentliche Kundmachung des Friedens und der Sicherheit neue Schlachtopfer hervorgelockt. Die Leichname lagen drei Tage auf dem großen Marktplatz, bevor sie aus der Stadt geführt und auf Südermalm verbrannt wurden. Sten Stures Leiche und die eines zarten Kindes von ihm riß man aus dem Grabe und warf sie auf den Scheiterhaufen." Bis nach Finnland erstreckte sich die blutige Verfolgung; selbst der achtzigjährige Hemming Gadd mußte sein Haupt unter das Beil legen. Mitten unter dem Blutbade ließ Christian Sendschreiben in alle Landesteile ergehen, des Inhalts: „er habe Sten Stures vorzüglichste Gehilfen als offenbare und mit dem Kirchenbann belegte Ketzer nach dem Urteilsspruch der Bischöfe, Prälaten und weisesten Männer Schwedens bestrafen lassen, wolle aber hinfüro das schwedische Reich nach dem Gesetze des heil. Erich in Frieden beherrschen". Über sechshundert Häupter waren gefallen, als König Christian das schwedische Land verließ. So wurde die kalmarische Union hergestellt und zugleich geschlossen. Denn unter diesen Schrecknissen geschah es, daß in den Waldungen Dalekarliens herumirrend, flüchtig vor den Dienern des Tyrannen, bei den Bauern dreschend, vor seinen Verfolgern bald in einem Strohfuder, bald unter umgestürzten Bäumen, bald in Kellern und Gruben versteckt, jener edle Jüngling von der Vorsehung aufbewahrt wurde, dessen große Seele schon damals an die Rettung des Vaterlandes dachte und sie auch durch „Gott und Schwedens Bauernschaft" vollführte.

D. Die Reiche im Osten.

I. Zur Orientierung.

Die östlichen Grenzlande standen zu dem Deutschen Reiche von jeher in so vielfachen Wechselbeziehungen bald friedlicher bald feindlicher Natur, daß in den obigen Blättern öfters auf die Vorgänge und geschichtlichen Erscheinungen in denselben Rücksicht genommen werden mußte. Es wird also genügen, wenn wir im folgenden die Konsolidierung der verschiedenen Länder zu nationalen Staaten und deren Ausbau auf Grund eigenartiger Verfassungen und Gesetzgebungen an der Hand der Königsgeschichten nachweisen und die Kriegsthaten der rauhen, waffenfrohen Völker nur soweit in den Kreis unsrer Darstellung ziehen, als sie früher Behandeltes erläutern und ergänzen oder Resultate herbeigeführt haben, welche für die Schicksale der Nationen selbst von eingreifender Bedeutung geworden sind.

Ungarn. Besonders gilt dies von Ungarn und Polen, welche manche Bildungskeime von den deutschen Nachbarn entlehnt haben, auch zu dem Reiche mehrfach in Lehnsverband standen, sich demselben aber mit der Zeit mehr und mehr entfremdeten und eigenartig entwickelten, während die böhmischen Tschechen, obwohl innerlich dem deutschen Wesen feindselig, durch das Schicksal so eng an die deutsche Geschichte geknüpft wurden, daß sie am Ausgange der mittelalterlichen Völkergeschichte als Glied des Reiches dastehen, so daß ihre historische Stellung und Bedeutung schon in den vorhergehenden Blättern gewürdigt worden ist. Doch sind auch die Magyaren, wenngleich der Lehnsverband mit dem deutschen Kaisertum nicht erhalten blieb, durch dynastische Interessen, durch germanische Ansiedelungen und Kultureinflüsse, durch die gemeinsame Kriegsbedrängnis von Osten her vielfach an das Reich gewiesen und demselben verbunden geblieben, und in der Person Kaiser Siegmunds wurde eine Union der Kronen eingeleitet, welche in der Folge durch das Haus Habsburg fester geschlungen ward.

Polen. Einen andern Entwickelungsgang hat Polen genommen. Wenngleich einige kraftvolle Herrscher aus dem Hause der Piasten, wie Boleslaw Chrobry, die Länder an der Weichsel und Warthe aus dem Lehnsverband mit dem

Deutschen Reich zu lösen und unter Annahme des Königstitels ein einheitliches Slawenreich zu gründen suchten und Boleslaw III. durch Einführung eines Senioratsgesetzes der Zerstückelung der Nation durch Erbteilungen zu begegnen strebte, so gewann dennoch im dreizehnten Jahrhundert das deutsche Element so festen Boden, daß die polnischen Fürstentümer an der Oder vollständig germanisiert wurden und in das deutsche Rechts- und Kulturleben eintraten, daß an der unteren Weichsel der Orden der Deutschherren von Pommern und dem polnischen Herzogtum Masovien große Landstrecken durch Schenkung, Pfandschaft oder Gewalt an sich brachte und germanisierte und daß auch in den andern Fürstentümern, in dem westlichen Großpolen, wie in dem südlichen Kleinpolen mit der Hauptstadt Krakau, deutscher Einfluß zur Geltung kam. Die hohen Kirchenämter waren großenteils in den Händen von Deutschen, die Klöster wurden meistens von deutschen Mönchen gegründet und bevölkert; in den Städten und in vielen Dorfschaften ließen sich deutsche Kolonisten nieder, welche abgeschlossene Gemeinden mit eignem Rechts- und Verfassungsleben bildeten und einen einträglichen Handel trieben, gen Westen bis nach Flandern, gen Osten bis zum Schwarzen Meer; viele polnische Herzöge aus dem Piastengeschlechte nahmen deutsche Frauen in die Ehe. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurde Polen von Juden überschwemmt, welche den Deutschen im Handel und Geldwesen starke Konkurrenz bereiteten. Aber noch größere Hemmnisse bereitete diesen der Adel. Denn der polnische Herrenstand, der unter den unaufhörlichen Fehden der Teilfürsten zu großer Macht emporstieg, also daß er die kleineren Freibauern zu gutshörigen Zinsleuten herabdrückte und sich selbst als den eigentlichen Kern und Repräsentanten der Nation aufstellte, widerstrebte dem deutschen Wesen und wirkte ihm entgegen. Er beförderte zunächst, um die nationale Zerstückelung durch den territorialen Partikularismus der Teilfürsten zu verhindern und die Gründung eines großen Slawenreichs zu ermöglichen, die Erhebung des Böhmenkönigs Wenzel, Ottokars Sohn, auf den polnischen Fürstenstuhl (1301). Nach dem frühzeitigen Ableben des Tschechenfürsten brachte es der unternehmende, thatkräftige Wladislaus Lokietek von Krakau zur Begründung eines nationalen Königtums, indem er mit Zustimmung des Papstes sich krönen ließ und dann durch kriegerische Großthaten seine Herrschaft befestigte und mehrte. Sein kirchlicher Sinn ließ es geschehen, daß deshalb die Kurie in Polen eine ähnliche Oberhoheit beanspruchte wie in Ungarn. Wladislaus' Sohn Kasimir „der Große" kann als der eigentliche Gründer des polnischen Staates betrachtet werden. Er vereinigte mehr durch kluge Unterhandlungen und Friedensverträge als durch das Schwert die polnischen Stämme, die ihre Nationalität noch zu wahren gewußt, teils unmittelbar, teils durch Lehnsverband unter seinem Zepter und faßte festen Fuß in Galizien und Wolhynien. Zugleich ließ er sowohl das polnische Gewohnheitsrecht als die Sonderrechte der deutschen Einwohner in Städten und Flecken

kodifizieren, stellte für beide Rechtsgenossen Obergerichte auf, wodurch der bisherige Rechtsgang nach Magdeburg in Abgang kam, und traf zweckmäßige Anstalten zur Ausbildung des Staats auf nationaler Grundlage, aber mit Heranziehung germanischer Kulturelemente. Ein ritterlicher, lebensfroher Mann, liebte er eine glänzende Hofhaltung und zog die aufstrebenden Adelsgeschlechter durch Vergünstigungen in seine Nähe; doch nahm er sich auch der unteren Stände mit Milde und Gerechtigkeit an, und das Emporkommen städtischer Bürgerschaften mit deutschem Recht beförderte er aus Fürsorge für den Wohlstand und die Betriebsamkeit der Nation. Der Sohn seiner Schwester Elisabeth, Ludwig der Große von Ungarn, erlangte die Krone von Polen nur gegen bedeutende Zugeständnisse an den Adel und die Geistlichkeit. Die Edelleute erhielten Steuerfreiheit für ihre Güter, und wenn sie außer Landes Kriegsdienste leisteten, sollte ihnen Entschädigung gereicht werden. Auch sollten sie frei sein von allen Lieferungen für das Heer und den königlichen Haushalt. Als Ludwigs schöne Tochter Hedwig genötigt ward, ihre Hand dem Litauerfürsten Jagello zu reichen und dadurch die Union der beiden Nachbarländer zu begründen, ließen sich die polnischen Magnaten ihre Dienste durch neue Privilegien lohnen. Von der Zeit an erlangte die Adelsgemeinde eine Machtstellung auf Kosten der Nationalfreiheit, welche die der Grafen und Barone in den Feudalstaaten weit übertraf. Alle Würden und Ämter, geistliche wie weltliche, durften nur mit eingebornen Edelleuten besetzt werden, die Waffenführung galt als das Vorrecht der adligen Familienglieder, die in Beziehung auf politische Rechtsstellung einander sämtlich gleich waren; gegen ihre Person durfte nur in wenigen bestimmten Fällen mit Haft und Gericht eingeschritten werden. Der Großfürst Witold von Wilna, dem die Allmacht des Reichstags widerstrebte, suchte Litauen von der polnischen Lehnshoheit zu lösen und sich zum unabhängigen König zu machen. Aber er starb vor der Ausführung, und weder Jagello-Wladislaus, ein Fürst von geringer Einsicht und schwachem Charakter, noch sein unmündiger Sohn Wladislaus III. waren im stande der geschlossenen Macht der Adelsgeschlechter Einhalt zu gebieten. Selbst die Entscheidung darüber, welcher Sprößling der königlichen Familie die Krone tragen sollte, behielt sich der Reichstag vor. Unter Wladislaus' III. Bruder, Kasimir II., erlangte das Königreich bedeutende Ausdehnung und die Jagellonische Dynastie großes Ansehen, zugleich aber bildete sich Polen zu einer Adelsrepublik aus, in welcher das Wahlkönigtum wenig Macht hatte und die Staatshoheit an den Reichstag, an die aus Senat und Landboten bestehende Nationalversammlung kam.

Rußland. Um dieselbe Zeit, da Polen seine Adelsverfassung dem Abschluß entgegenführte, warf Rußland die Fesseln ab, welche sein politisches Leben bisher in der Entwickelung gehemmt hatten. Als Wladimir der Große (V, 757 ff.) das griechisch-katholische Christentum zur Landesreligion erhob, vereinigte er die slawischen Stämme, welche einst die normännischen Russen bei sich aufgenommen

und das Herrscherrecht des Rurikschen Geschlechts anerkannt, zu einer Gesamtnation mit dynastischer, politischer und kirchlicher Einheit. Der normännische Volksstamm, dem das Herrscherhaus und ein großer Teil des waffenfrohen Adels angehörte, ging in die slawische Nationalität über; die slawische Sprache, durch den kirchlichen Gebrauch geheiligt, wurde die Gesamtsprache aller Russen; der griechische Ritus vereinigte die ganze Nation zu einer kirchlichen Gemeinschaft unter einer eingebornen Geistlichkeit. Denn daß das Oberhaupt der russischen Nationalkirche, der Metropolit von Kiew, von dem Patriarchen in Byzanz eingesetzt werden sollte, war mehr ein Zugeständnis der Ehrfurcht und Pietät als daß dadurch ein kirchliches Abhängigkeitsverhältnis begründet worden wäre. Mancher Metropolit wurde, nachdem er von russischen Bischöfen gewählt worden, durch den Großfürsten von Kiew in seiner Würde bestätigt, ohne daß man die Genehmigung dazu in Konstantinopel einholte. Aber diese neue Staatseinheit wurde im zehnten und elften Jahrhundert schwer gefährdet durch das Teilungssystem, das Wladimirs Sohn Jaroslaw in der Rurikschen Dynastie einführte. Denn das Senioratsgesetz, das dem ältesten des Geschlechts mit dem Herrschersitz in Kiew eine gewisse Suprematie über alle Glieder des Hauses bewahren sollte, vermochte sich sowenig in Geltung zu halten als die ähnliche Institution in Krakau. Vielmehr legte es den Keim zu zahllosen Fehden der „Teilfürsten" gegen den „Großfürsten". Unter diesen litt die Kraft und Einheit des russischen Reichs Schaden, so daß im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert einzelne Fürstentümer ihrer Selbständigkeit verlustig gingen. Im Westen gewannen die Litauer, ein verwandter slawischer Nebenstamm der Russen, der lange den russischen Fürsten einen ärmlichen Tribut an Bast und Besenreisern gezahlt, immer mehr Boden, so daß Polozk, Witebsk, Minsk und endlich sogar das Fürstentum Smolensk unter ihre Herrschaft gerieten und die große Handelsstadt Pskow sich nur mühsam der litauischen Abhängigkeit zu erwehren vermochte. Das mächtige Nowgorod, dessen Besitzungen sich weit nach Norden erstreckten, bildete sich zu einem republikanischen Gemeinwesen aus, das seinen Fürsten wählte und durch Eidschwur zur Beobachtung der Verfassung anhielt. In Südrußland ging die Schöpfung des Ruriker Roman, der Wolhynien mit Halicz (Galizien) vereinigt hatte, unter seinen Nachfolgern wieder unter, so daß diese Länder bald unter Polens, bald unter Ungarns Obmacht kamen und sogar ihres griechisch-katholischen Glaubens verlustig gingen. Selbst bis nach Kleinrußland, zu den alten Herrschersitzen am Dnjepr dehnte sich der polnische Einfluß aus. Aber den größten Schlag erfuhren die russischen Fürstentümer durch die Mongolen oder Tataren, wie wir früher dargethan (VII, 375 f.) Der Großchan der goldenen Horde von Kaptschak, dessen Residenz und Standlager im Osten der Wolga war, erhob zwei Jahrhunderte lang einen drückenden Tribut von den russischen Fürsten und schaltete als Oberrichter und Gebieter über Land und Leute. Erst als innere Zwietracht und Timurs Waffenglück die Macht der

goldenen Horde gebrochen, gelang es dem Großfürsten Iwan Wasiljewitsch von Moskau am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sein Reich von der Zinspflicht zu befreien und durch glückliche Kriege das Verlorne wieder zu gewinnen und zu mehren. Zugleich unterwarf er Nowgorod seiner Herrschaft und verlieh durch Beseitigung des Teilungssystems und Begründung einer festen Thronfolgeordnung dem Reich dauernde Einheit.

Galizien. Galizien (Halicz), das fruchtbare Terrassenland am nördlichen Abhange der Karpathen, war seit uralter Zeit von slawischen Völkerschaften bewohnt, die teils dem russischen, teils dem polnischen Stamme angehörten und auch in ihrer geschichtlichen Entwickelung von den vorherrschenden Impulsen dieser beiden Nationen bestimmt wurden. Während der westliche Teil, das eigentliche Halicz, von den Piasten in Krakau abhängig ward, gehorchte der östliche Teil, Wladimir (Lodomirien), dem Großfürsten von Kiew aus Ruriks Geschlecht. Zu dem einen oder dem andern standen die galizischen Fürsten in einem Klientelverhältnis. Bei Einführung des Christentums erlangte durch russischen Einfluß das griechisch-katholische Bekenntnis anfangs die Oberhand. Mit Rußland und Polen teilte auch Galizien das traurige Los, durch Teilungen und Fehden unter den stammverwandten Fürstenhäusern verwirrt und geschwächt zu werden, wodurch in den Nachbarstaaten die Hoffnung geweckt werden mußte, das Land zu gewinnen. Legte sich doch Bela III. von Ungarn bereits im Jahr 1190 den Titel Galiciae Rex bei. Aber bei den inneren Unruhen, von denen sowohl Ungarn als Polen am Ende des zwölften Jahrhunderts heimgesucht waren, gelang es dem unternehmenden, kriegerischen und staatsklugen Fürsten Roman von Wladimir das ganze Land unter seiner Herrschaft zu vereinigen und von Polen und Ungarn unabhängig zu machen. Auch die wilden Litauer, die in Wolhynien eingedrungen waren, besiegte er und spannte die Gefangenen vor den Pflug. Nach seinem Tode 1205 brachte ein Streit um die Erbfolge unter mehrerer Prätendenten stürmische Jahre über das Land, welche sowohl dem polnischen „Großherzog" von Krakau als den ungarischen Königen neue Gelegenheit zu kriegerischen Einmischungen boten. Bald kam die Oberhoheit Polens zur Anerkennung, bald behaupteten ungarische Fürstensöhne (Koloman und Andreas) den Herrscherstuhl in Halicz. Der Mongolensturm, welcher dem Großfürstentum von Kiew den Todesstoß versetzte, trennte Halicz und Wladimir von dem übrigen Rußland und erzeugte in Daniel, dem kraftvollen Sohne Romans, den Gedanken, durch engeren Anschluß an das Abendland dem Reiche eine selbständige, unabhängige Stellung zu geben. Zu dem Ende knüpfe er mit den Piasten und den Arpaden verwandtschaftliche Verbindungen, begünstigte die Unionsbestrebungen mit der römischen Kirche und empfing aus den Händen eines päpstlichen Legaten die Königskrone (1253). Fast ein ganzes Jahrhundert blieb die Herrschaft über Galizien in Romans Haus, bald geteilt unter mehrere, bald in einer Hand vereinigt. Die kluge Politik Daniels, der die Oberhoheit des Chans von Kaptschak durch Tributzahlung anerkannte, sich aber stets eine gewisse Selbständigkeit zu erhalten wußte, wurde auch von seinem Nachfolger Leo befolgt und trug viel zur Blüte des Landes bei. Die Versuche, das Volk zur römisch-katholischen Kirche hinüberzuziehen, hatten ihren Fortgang, doch wurde die Union erst durchgeführt, als um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die polnische Herrschaft dauernd in Galizien aufgerichtet ward. Ludwig der Große, zugleich König von Ungarn und Polen, knüpfte Galizien und Wolhynien (Rotrußland) wieder näher an Ungarn, indem er zunächst Wladislaus von Oppeln als Klientelfürsten einsetzte, nach dessen

Entfernung aber, die Länder unmittelbar durch „Gouverneure" verwalten ließ. Aber als nach seinem Hinscheiden Ungarn durch innere Erschütterungen in demselben Grade geschwächt wurde, als Polen seit der Vermählung Hedwigs mit dem Großfürsten von Litauen sich stärkte und vergrößerte, kamen auch die südrussischen Länder wieder an Polen. Hedwig wurde in Wladimir, Jaroslaw, Lemberg u. a. O. freudig als Herrscherin begrüßt.

Während die christliche Feudalmonarchie im Abendlande ihrer Auflösung entgegenging, erhob sich im Osten eine neue Macht, die, wie einst die Araber, mit dem militärischen Ungestüm eines Nomadenvolkes und mit dem fanatischen Impulse religiöser Begeisterung in den Kampf zog, um mit der Schärfe des Schwertes und der Stärke ihrer Glaubenskraft die europäische Welt zu bezwingen und mit Sklavenketten an das Heil ihres Gesetzes zu schmieden. Von einem seldschukkischen Lehnsfürsten und Herdenbesitzer, der mit einer kleinen Schar flüchtiger Stammesgenossen sich in dem bithynischen Alpenlande niedergelassen, sehen wir Osman zum Stifter eines Reiches emporsteigen, das unter seinen Nachfolgern gleich einem gewaltigen Bergstrom sich nach allen Seiten Bahn bricht, alles Widerstrebende niederreißt. Doch mieden die Sultane den stürmischen Gang nomadischer Welteroberer, die wie Attila, Dschengischan, Timur gleich zermalmenden Orkanen über die Erde dahinbrausten; vielmehr erfaßten sie mit planmäßiger Politik immer das Nächstliegende und schritten erst weiter, wenn sie das Errungene in ihre religiöse und staatliche Gemeinschaft eingefügt hatten. So traten die osmanischen Türken allmählich in das Erbe der Romäer im byzantinischen Reich ein. In Asien, wo der Islam schon längst Boden gefunden, gelang es ihnen, die ganze Bevölkerung zu einer einheitlichen Glaubens- und Lebensordnung heranzubilden, indem sie die mohammedanischen und christlichen Stammhäupter und Dynasten in ein Klientelverhältnis mit Zinspflicht und Heeresfolge brachten und die ehrsüchtige, waffenfrohe Jugend durch Errichtung des Janitscharenordens an ihre Fahne fesselten. Mühevoller war die Begründung ihrer Herrschaft in den christlichen Donauländern, wo das byzantinische Kaisertum auf der zähen Macht einer tausendjährigen Tradition ruhte und das christliche Abendland ihnen hemmend in den Weg trat. Aber indem der Hof von Adrianopel die Streitigkeiten, Rivalitäten und egoistischen Interessen der kleinen Teilfürsten und Statthalter klug ausnutzte, die Despoten von Serbien, Bosnien, der Walachei u. a. in den militärischen Lehnsverband des Reichs zog und durch eine feste Heeresorganisation die Trotzigen niederwarf, die Ruhmbegierigen anlockte, schlug auch hier das osmanische Wesen bald feste Wurzeln; und hatte auch das Staatsgebäude anfangs mehr den Charakter einer auf Lager und Festungen gegründeten Militärdespotie, so gewann es mit der Zeit wie an Umfang so an Tiefe, bis das Haupt des Byzantinerreichs, nachdem die Glieder abgeschnitten und die Adern unterbunden waren, nach einem ruhmvollen Verzweiflungskampf der neuen Großmacht zufiel. Das

Die Osmanen.

christliche Abendland, dessen geistlicher Führer einst Millionen von Streitern nach dem Morgenlande zu senden vermochte, hatte die Glaubensstärke und die einheitliche Kraft eingebüßt; als es sich anschickte, den furchtbaren Feind über den Hellespont zurückzuwerfen, war derselbe bereits zu mächtig geworden; und als der Legat des Papstes bei Gelegenheit des Szegediner Friedens den Grundsatz geltend machte, daß Verträge mit Ungläubigen geschlossen keine bindende Kraft hätten, wurde eine Scheidewand zwischen der christlichen und mohammedanischen Welt aufgerichtet, die keine Lebensgemeinschaft zuließ. Krieg und Feindschaft war fortan die Losung: die Osmanen sahen in den Christen ihre gebornen Gegner und legten allen Bekennern des Kreuzes, die sie mit dem Schwerte unter ihre Botmäßigkeit brachten, das Sklavenjoch auf. Die Eroberung von Konstantinopel am 29. Mai 1453 und die Aufrichtung der Türkenherrschaft in Griechenland und Morea können als die Grenzscheide der mittelalterlichen Welt angesehen werden. Nun traten neue Faktoren und neue Verhältnisse in die Geschichte ein und andre Lebensziele mußten erstrebt, andre Aufgaben gelöst werden. Erschrocken flohen viele gelehrte und gebildete Griechen nach dem Abendlande und beförderten, als Ehrengäste in Florenz und Rom huldreich aufgenommen, durch Mitteilung der griechischen Sprache und Litteratur die neue Zeit.

II. Ungarn.

Litteratur. Die wichtigsten Quellen der ungarischen Geschichte, darunter die Chronica Hungarorum von M. Jo. de Thuróczy (Thurocz); Anonymi Belae Regis historia Hungarica; Simon de Keza, Chronicon Hungaricum u. a. m. findet man in den Sammelwerken von S. G. Schwandtner, Scriptores rerum Hungaricarum cet. Vindob. 1746—1748. 3. voll. fol.; St. L. Endlicher, Rerum Hung. monumenta Arpadiana. Sangall. 1849; Historiae Hungariae fontes domestici: Scriptores. Leipzig 1881. Vgl. im allgemeinen Marczali, Ungarns Geschichtsquellen im Zeitalter der Arpaden. Gekrönte Preisschrift. Berlin 1877. Die Urkunden sind gesammelt in Monumenta Hungariae historica: Codex diplomaticus Andegavensis 1301—1332. Pest 1878—1881; Monumenta vetera historica Hungariam sacram illustrantia (1216—1526) ex tabulariis Vaticanis deprompta ed. A. Theiner. Rom, Paris u. Wien 1859—1860, und Codex diplomaticus patrius ed. Nagy, Pano, Rath u. Veghely. Pest 1865. Dazu als Ergänzung das Corpus juris Hungarici. Tyrnaviae 1751. fol. Gesetzesurkunden enthaltend. Über Siebenbürgen: Scriptores rerum Transsilvanarum cet. von J. C. Eder nebst dessen Observatt. criticae et pragmaticae ad histor. Transsilv. Die bedeutendsten Geschichtswerke über Ungarn sind die lateinischen von Katona, Historia critica Regum Hungariae stirpis Arpadianae. Pestini 1779 sqq. 7 voll. 8°, und von G. Pray, Annales regum Hungariae. Vindob. 1764 sqq. 5 voll. fol., sodann die deutschen Werke von J. Ch. v. Engel, Geschichte des ungarischen Reichs. Wien 1813. 5 voll. 8°; J. A. Feßler, Geschichte der Ungarn und ihrer Landsassen. Leipzig 1815. 10 voll. 8°, Joh. Graf Mailath, Geschichte der Magyaren. Wien 1828. 5 Bde.; Geschichte der Ungarn

von Mich. Horváth, in das Deutsche übersetzt. Pest 1851. 2 voll.; Max Büdinger, Ein Buch ungarischer Geschichte (1058—1100). Leipzig 1866; Feßler, Geschichte von Ungarn. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von E. Klein. Bd. I u. II. (bis 1457). Leipzig 1867—1869; v. Szalay, Geschichte Ungarns. Deutsch von Wögerer. 2 Bde. Pest 1873—1874.

1. Ungarn unter den Arpaden.

a. Die Zeit der nationalen Gesetzgebung und Reichsordnung.

Wir wissen, welche Leiden und Drangsale einst das kriegerische Ungestüm und die Raub- und Zerstörungswut der magyarischen Reiterschwärme den deutschen und italienischen Völkern zugefügt haben. Sie führten von den verödeten Brandstätten köstliche Habe und zahllose Gefangene in die Heimat zurück. Aber auch sie traf die Nemesis der Geschichte. Nicht nur, daß ihr Geist verwilderte und jede staatliche Ordnung zerfiel; die magyarische Bevölkerung, ohnedies für das ausgedehnte Land dürftig, nahm unter den unaufhörlichen Kriegsfahrten ab, während fremde Gefangene und Einwanderer in ihrer Mitte sich ansiedelten, welche eine ihnen feindliche Gesinnung hegten und fortpflanzten; die geraubten Schätze aber reizten in der Folge die Habgier der Mongolen und wurden die Quelle unsäglicher Bedrückung. Doch empfingen die Magyaren aus Deutschland und Italien die Keime der Kultur und Gesittung, die mit der Pflanzung des Christentums in den Donauländern verbunden waren. Wirkungen der ungarischen Raubzüge.

Es wurde erwähnt (VI, 76), daß schon Fürst Geisa für die Verbreitung des Evangeliums wirkte, Glaubensboten und Benediktinermönche ins Land rief, christliche Sklaven in Freiheit setzte und eine friedliche Lebensordnung zu begründen suchte. Aber er selbst und sein Hof lagen noch zu sehr unter dem Banne der rauhen Volksnatur, als daß die Bestrebungen von bedeutendem Erfolg hätten sein können. Sein Herz blieb hart und grausam; mit eigner Hand erschlug er jeden, der seinen Zorn reizte, und während er mit wilder Leidenschaft gegen Götzendiener wütete, opferte er selbst noch den heidnischen Göttern. Ähnlich handelte seine Gattin Sarolta, „die schöne Herrin“, „ein Mannweib nach Denkart und Sitte“. Von desto größeren Erfolgen war die Regierung ihres Sohnes Stephan begleitet, dem sein Eifer für die Durchführung christlich-monarchischer Staatsordnungen den Namen des „Heiligen“ eingetragen hat. Wir haben ebenfalls (VI, 77) schon die Züge angedeutet, durch die er Gesetzgeber, Ordner und Reichsbegründer seines Volkes geworden ist. Noch jetzt wird die von Papst Silvester II. behufs der Königsweihe übersandte Krone, das Symbol des Königtums der romanisch-germanischen Nationen, als das Palladium der magyarischen Nationalität verehrt. Seitdem liebte es der römische Stuhl, Ungarn als ein zum Erbe Petri gehöriges Land zu betrachten und ihm gegenüber von Zeit zu Zeit Hoheitsrechte geltend zu machen. Einführung des Christentums. Geisa. 972—997. Stephan der Heilige. 997—1038.

Stephans Reformthätigkeit. a. Begründung der Hierarchie. Nachdem Stephan mit deutscher Hilfe die auf den wachsenden Einfluß der Fremden eifersüchtigen und an dem Glauben und den Lebensordnungen der Väter festhaltenden Großen in heißer Feldschlacht überwunden und die abgetrennten Körperteile des trotzigen Rebellenführers Kupa an verschiedenen Orten des Landes zum abschreckenden Beispiel hatte anheften lassen, gebot er, daß jedermann bei Verlust seines Vermögens bis zu einer bestimmten Frist getauft sein müsse, und rief zu dem Zweck zahlreiche Mönche ins Land, für welche er das bereits von seinem Vater begonnene Kloster auf dem Martinsberg ausbauen ließ, dem er einen Schüler des heil. Adalbert, Radla, mit seinem kirchlichen Namen „Anastasius", von den Ungarn Askrit geheißen, einen eifrigen Glaubensboten, vorsetzte. Neben der Missionsthätigkeit wurde zugleich die kirchliche Organisation des Landes eifrig betrieben. Zehn passend gelegene Orte, darunter vor allen Gran und Stuhlweißenburg, wurden zu Bischofsitzen erkoren, wo bald unter den Händen deutscher und italienischer Baumeister stattliche Kirchengebäude sich erhoben. Mit Grundbesitz, Zehnten, eigner Gerichtsbarkeit und mancherlei Privilegien beschenkt, entwickelte sich der ungarische Klerus rasch zu einer mächtigen Hierarchie, so daß die hohe Geistlichkeit, obwohl größtenteils der Fremde entstammt, mit der Zeit den ersten Reichsstand bildete. Kirchspiele wurden errichtet, Gotteshäuser und Klosterschulen gegründet, christliche Sklaven in Freiheit gesetzt. Bei dieser Thätigkeit stand dem König seine bayrische Gemahlin Gisela hilfreich und fördernd zur Seite.

b. Monarchische Reichsorganisation. Aber was halfen alle Verordnungen und Einrichtungen, wenn die Volks- und Stammhäupter in ihrer Unabhängigkeit und Unbotmäßigkeit verharrten? Es genügte nicht, durch Zwangsgebote christliche Institute einzuführen, die bei einem Umschlag wieder vernichtet werden konnten; man mußte das gesamte Volks- und Staatsleben unter eine christlich-monarchische Form bringen, es mußten Einrichtungen getroffen werden, welche durch ihren gesetzlichen, geheiligten Charakter gegen Zeitströmungen und Willkür gesichert waren, es mußten Schutzwehren für die neue Königswürde geschaffen werden, stark genug ihre Macht zu erhalten. Zu dem Behuf berief Stephan die Stammhäupter, Bischöfe, Magnaten und Großbeamten und erließ mit ihrer Zustimmung durch Verbindung deutscher Verhältnisse mit den überlieferten nationalen Gewohnheiten und Ordnungen die Gesetze und Verordnungen, die in den Hauptzügen erhalten blieben und die dauernden Fundamente des ungarischen Staats- und Rechtslebens wurden. König und Palatin. Der Krone, die in Arpads Geschlecht forterben sollte, wurden Hoheitsrechte beigelegt, welche dem König die höchste vollziehende und richterliche Gewalt verliehen, so daß er als Haupt der Nation die öffentlichen Angelegenheiten leitete, entweder in eigner Person oder durch frei bestellte Hofbeamte, unter welchen der Palatin oder Pfalzgraf als sein Gehilfe in der Regierung und Rechtspflege den ersten Rang einnahm. Dem Palatin waren der Hofrichter, der Schatzmeister und andre Hofbeamte untergeordnet.

Komitatsordnung. Aber eine so gesteigerte Königsmacht konnte unmöglich behauptet werden, solange die großen Stammhäupter, die ursprünglich dem Arpadschen Geschlechte als Gleiche gegenüber gestanden und demselben nur einen Ehrenrang eingeräumt hatten, in ihren ausgedehnten Territorien mit fürstlicher Gewalt über eine Bevölkerung herrschten, die teils aus freien Gutsherren und Edlen, teils aus halbfreien Hintersassen und Leibeignen bestehend, nur jene als ihre Herren und Gebieter kannte und ihnen gehorchte. Es war daher zur Sicherung der neuen Monarchie notwendig, daß durch eine neue Landesverteilung diese patriarchalische Gewalt der großen Stammhäupter aufgelöst ward. Zu dem Ende teilte König Stephan das ganze Reich in Komitate oder Gespanschaften, vermutlich zweiundsiebzig, und setzte über jeden dieser Bezirke einen Obergespan oder Komes, der gleich den Grafen in der Frankenzeit den Heerbann

aufbot und die bürgerliche Verwaltung leitete. Obwohl in der Regel dem hohen Adel angehörend, war er doch ein königlicher Beamter. Zu seinem Wohnsitz und Unterhalt war ihm eine der Burgen mit den umliegenden Ländereien zugewiesen, welche das Arpadsche Fürstenhaus für sich in Besitz genommen und Stephan als Krongut erklärte. Unter ihm stand eine Wehrmannschaft, welche der König sowohl auf dem Burggut als auf den übrigen Domaniallanden des Kreises ansiedelte, freie Leute oder freigelassene Christen, wohl auch eingewanderte Fremde, die mit Erblehen ausgestattet einen niederen Adel- oder Ritterstand bildeten und unter der Fahne des Burggrafen dem König zum Waffendienst verpflichtet waren. Alle Kroneinkünfte wurden von dem Komes des Bezirks verwaltet, der dritte Teil war ihm als Gehalt zum eignen Gebrauch zugewiesen. Mit dieser Kreisorganisation war die Macht der Stammhäupter, welche gleich den alten deutschen Volksherzögen landesherrliche Gewalt geübt oder doch in Anspruch genommen, unterbunden und gebrochen. Die Häupter der fürstlichen und adligen Geschlechter ließen sich die Burggrafenämter oder Komitatswürden übertragen, und wohl selten wird einer der ungarischen Magnaten einen Länderbesitz im früheren Umfang in die Hand bekommen haben, es sei denn, daß königliche oder väterliche Huld einen Abkömmling des Arpadschen Herrschergeschlechts über Gebühr und Klugheit begünstigte oder außerordentliche Zeiten und Ereignisse eine solche Machtstellung herbeiführten.

Der Komes und der hohe und niedere Adel.

Fortan war der Komes in der Herrenburg (Castrum) der mächtigste Mann im Kreis. Ihm oder seinem Stellvertreter waren nicht nur alle königlichen Diener, Verwalter und Lehnsmannen untergeben, auch der niedere Adel mit freiem Erbeigentum mußte seinem Aufgebot zum Kriegsdienst Folge leisten und, wenigstens im Anfang, ehe eigne königliche Kreisrichter aufgestellt wurden, ihm als oberstem Distriktrichter zu Rechte stehen. Nur der hohe Adel war von dem Amtskreis des Komes ausgenommen und dem König unmittelbar untergeordnet und zu Dienst verpflichtet. Unter andern Vergünstigungen besaß er das Recht, seine Klagen und Anliegen direkt vor den Richterstuhl seines königlichen Oberherrn zu bringen, zu welchem Zweck dieser in Begleitung des Palatins öfters das Land bereiste und bald da, bald dort Gerichtstage hielt. Neben Eid und Zeugenaussagen, wozu jedoch nur Freie zugelassen wurden, waren auch Gottesurteile, Feuer- und Wasserprobe, in Gebrauch. Kleriker wurden dem geistlichen Gerichte des Bischofs zugewiesen. Mord konnte durch Blutgeld an die Verwandten gebüßt werden. Das ganze Strafverfahren war auf das Prinzip der Vergeltung (Talio) gegründet.

Charakter und Wirkung der Stephanschen Reichsverfassung.

Stephans Gesetze und Einrichtungen, von späteren Königen ergänzt und ausgebildet, machten der bisherigen heidnischen, noch wesentlich nomadischen Lebensordnung unter patriarchalischen Stamm- und Geschlechtshäuptern ein Ende und schufen einen christlichen Feudalstaat mit monarchischer Spitze. Die Magnaten oder großen Grundbesitzer, welche unmittelbar unter dem Könige standen (Servientes Regis), die Burggrafen oder Obergespane, als die Vertreter des niederen Adels und der königlichen Lehnsritterschaft, bildeten mit den Prälaten und den hohen Hof- und Reichsbeamten die Repräsentation der Nation, welche der König bei wichtigen Angelegenheiten auf „Herrentagen“ um sich sammelte, mit deren Beirat wichtige Anordnungen getroffen wurden, deren Zustimmung und Gegenwart bei einem Thronwechsel und bei der feierlichen Inauguration eines neuen Königs erforderlich war. Die königlichen Befugnisse erhielten durch

die neue Reichsverfassung größere Ausdehnung und eine feste Rechtsbasis, so daß der kleinere Edelmann und Gutsbesitzer, der bis dahin nur den fürstlichen Stammhäuptern gehorcht, nun zu dem König selbst in unmittelbare Beziehung trat; dagegen wurde eine weite Kluft zwischen den privilegierten Ständen und dem Volke geschaffen und der Keim der Zwietracht zwischen den Magnaten und dem niederen Adel gelegt. Denn während jene nur dem Aufgebote des Königs selbst zum Kriegsdienst und vor Gericht Folge zu leisten hatten und über ihre Güter vollständiges Eigentums- und Vererbungsrecht ohne andre Verpflichtung als den Waffendienst innerhalb der Landesgrenzen besaßen, war der niedere Adel der kleineren Grundherren dem Komes des Kreises unterworfen, mußte dessen Kriegsruf zur Landesverteidigung folgen, dessen Gerichtsladung nachkommen, mußte mancherlei andre Pflichten und Lasten auf sich nehmen, wenn er auch in bezug auf seine Güter das Volleigentum und Vererbungsrecht mit den hohen Herren gemein hatte. Der niedere Grundadel stand somit in manchen Stücken fast auf gleicher Linie mit den Burgunterthanen oder königlichen Lehnsmannen, welche den Hauptbestandteil des Heeres in auswärtigen Kriegen bildeten.

In diesem Verhältnis lagen die Keime vieler inneren Kämpfe und Unruhen: die Reicheren und Ehrgeizigen unter dem kleinen Landadel suchten sich dem Amts- und Gerichtskreis des Komes zu entziehen und zu dem Range der dem König unmittelbar unterstellten Magnaten emporzusteigen, während umgekehrt der Obergespan stets einen Gegendruck auf die hohe Adelskorporation übte, um mehrere derselben sich zu subordinieren oder um Lasten auf sie hinzuwälzen, die bloß der zu tragen verbunden war, den der Komes als seinen Mann ansehen durfte. Unter diesen Adelskämpfen kam die große Masse des Volks in eine gedrückte Lage, indem die Grundherren die auf ihren Gütern lebende Bauernbevölkerung zu Kriegs- und Hofdiensten zwangen und ihr mancherlei Abgaben an Naturerzeugnissen auflegten. Erst als im Laufe der Zeit um die königlichen Burgen einzelne Städte entstanden, die anfangs meistens mit eingewanderten „Gästen" und Freigelassenen sich bevölkerten, leuchtete auch für die unteren Stände ein Schimmer von Hoffnung: doch dauerte es noch drei Jahrhunderte, ehe sich in Ungarn ein freier Bürgerstand zu politischen Rechten emporzuarbeiten vermochte. Der Adel, von jeder Steuer und Leistung außer dem Dienst im königlichen Heer oder in der Landwehr befreit, bildete den Kern der Nation und den herrschenden Stand. Von den ausgedehnten Kronländereien kam ein großer Teil durch Schenkungen und Vermächtnisse an Kirchen und Klöster, vieles ging auch durch Verpfändung oder Verschleuderung an die Burgherren und den Adel verloren. — „Es war eine treffliche, schön in einander greifende Verfassung, solange 'alles so bestand und blieb, wie König Stephan es geordnet hatte. Nur wars unmöglich, daß unter einem großen Volke, das so unkultiviert war, als damals und noch lange hin nachher die Magyaren sein mußten, eine solche neugebildete Verfassung in ihrer ganzen Integrität sich halten konnte. Noch über hundert Jahre lang, nach König Stephan dem Heiligen, wohnten sie des Sommers und Winters unter Zelten, und noch unter Ladislaus I. waren Verordnungen auf den Fall notwendig, wenn einer der Großen der Nation stehle. Man schien kein Verbrechen gegen die gesellschaftliche Ordnung mit größerer Mühe ausrotten zu können als gerade den Diebstahl. Wer von Freien oder Unfreien auch nur eine Gans oder Henne entwende, dem sollte ein Auge ausgestochen werden, und nur wenn der Dieb

ein Kleriker sei, sollte er mit der Rute davonkommen. — Natürlich war nicht daran zu denken, daß der König oder die Großen der Nation schreiben oder auch nur Geschriebenes lesen konnten. Noch einige Jahrhunderte lang nach Stephan dem Heiligen war es ganz gewöhnliche Sitte, daß, was auf Reichskonventen oder im Rate des Königs als Gesetz ausgemacht worden, das schrieben zwar oft die geistlichen Herren für sich als Schreiber, aber der König schickte gewöhnlich nur seine Herolde aus, und ließ es den Grafen mündlich melden, und die Grafen hatten wieder ihre Herolde, die dem Volke, wenn es zu großen Märkten oder bei hochheiligen Messen zusammenkam, bloß mündlich verkündigen mußten, was für ein neues Gesetz gemacht worden. Wie schwer mußte es also halten, bis bei einem Volke, wo damals selbst die Unkultur der Vornehmsten noch so groß war, eine neue Verfassung sich halten und ausbilden konnte."

Siebenbürgen mit Ungarn verbunden.

Es war natürlich, daß eine in das bisherige Volksleben so tief eingreifende Staats- und Religionsveränderung nicht ohne Kämpfe durchgeführt werden konnte. In Siebenbürgen erhob der jüngere Gyula, ein Verwandter des königlichen Hauses, die Fahne der Empörung zum Schutze des väterlichen Glaubens und der herkömmlichen Einrichtungen. Im Bunde mit Knan, dem Fürsten der Moldau, führte er einen verheerenden Krieg gegen den König und seine größtenteils deutsche Wehrmannschaft. Stephan trug jedoch den Sieg davon; Gyula und seine Söhne gerieten in Gefangenschaft; Siebenbürgen wurde enger mit Ungarn verbunden und erhielt in Karlsburg ein Bistum; auch Knan erlag im Kampf, und die großen, aus dem griechischen Reiche geraubten Schätze wurden die Beute des Königs.

Die Ordnung der Thronfolge.

Ein Hauptfehler der Verfassung war der Mangel eines genau bestimmten Thronfolgegesetzes. Nur daß ein Glied des Arpadschen Hauses die Regierung führen sollte, stand fest, aber in welcher Ordnung die Erbfolge zu geschehen habe, wie weit die Vertreter der Nation bei der Entscheidung mitzuwirken hätten, in welchem Verhältnis Erb- und Wahlrecht zu einander ständen, war ganz unbestimmt. Häufig geschah es, daß bei dem Tode eines Königs der Bruder dem Sohne voranging, eine Sitte, die sich zu einer Art Gewohnheitsrecht bildete. Wollte der Herrscher von diesem Herkommen abgehen und dem eignen Sohn oder einem andern Verwandten die Krone zuwenden, so griff er zu der Auskunft, daß er die Brüder mit Herzogtümern abfand oder sie aus dem Wege räumte, sei es, daß er sie in Haft hielt und durch Blendung und anderweitige Verstümmelung zum Regieren unfähig machte, oder daß er sie zur Flucht ins Ausland trieb. Aus dieser Unbestimmtheit der Thronfolge erwuchsen dem ungarischen Reiche in den folgenden Jahren viele Verwirrungen und Bürgerkriege. Es war ein großes Unglück für das Magyarenreich, daß der bereits zum Nachfolger erkorene, trefflich erzogene Sohn Stephans, Emmerich, vor dem Vater starb und nun der König durch die Ränke seiner Schwester Gisela, Witwe des Dogen Otto von Venedig, sich bewegen ließ, ihren Sohn Peter, einen im Auslande erzogenen Fürsten, zum Thronerben einzusetzen, und die Stimme des

Peter I. 1038—1041.

Adels, die einen oder den andern der königlichen Vettern zum König verlangte, unbeachtet ließ.

Die Verschwörung, welche noch die letzten Lebensjahre Stephans trübte, war ein Vorspiel der Thron- und Bürgerkriege, die nach seinem Hingang über das Reich herein- *Ungarn im Lehnsverband mit Deutschland.* brachen. Die Magyaren ließen sich die Regierung eines Fürsten, der die Eingebornen haßte und verachtete, nur Deutsche und Italiener in seinen Rat berief und selbst die verwitwete Königin, die hochverehrte Gisela, hart behandelte und in Gefangenschaft *1041.* hielt, nicht lange gefallen. Seine Vertreibung hatte den Kriegszug des Kaisers Heinrich III. zur Folge, von dem früher gehandelt worden (VI, 207 ff.). Peters *Samuel Aba. 1041—1044.* Nachfolger, **Samuel Aba**, ein leidenschaftlicher, grausamer Fürst, starb nach einer *Peter (zweite Periode). 1044—1046.* verlornen Schlacht durch die Hand des Scharfrichters, worauf Peter zum zweitenmal den Thron bestieg, aber für die empfangene Hilfe die Lehnsherrlichkeit des deutschen Kaisers anerkannte und in Zinspflicht trat (VI, 209). Wir wissen bereits, welche traurige Folgen diese Erniedrigung für Peter selbst und für das Christentum in Ungarn hatte (VI, 223 f.): während der geblendete König im Kerker seine Tage ver- *Andreas. 1046—1061.* trauerte und die heidnischen Altäre wieder aufgerichtet wurden, regierte König **Andreas** *1051. 1052.* aus Arpads Geschlecht. Kaiser Heinrichs zwei Feldzüge in das Donauland hatten keinen Erfolg (VI, 229 f.); die Lehnsherrlichkeit des Reichs konnte nicht behauptet werden. Doch lenkte Andreas, als die Kriegsgefahr vorüber war und er fest auf dem Throne saß, in die Bahnen Stephans ein: die Hierarchie lebte von neuem auf und der Einfluß der Deutschen überwog wieder wie zuvor. Aber noch einmal entbrannte der Nationalhaß: wir kennen das unglückliche Ende des Andreas und den Ausgang des deutschen Feldzugs unter Heinrich IV. (VI, 240 f.). Der siegreiche Bruder des *1061.* Königs, **Bela**, bestieg den Thron, und die nomadische Ungebundenheit der heidnischen Zeit drohte von neuem sich über Ungarn zu lagern. Doch auch diesem Sturm entging *Bela. 1061—1063.* die Nation; denn ein kräftiger und verständiger Fürst, suchte Bela das Reich zu beruhigen und die christlichen Ordnungen fest zu begründen: unerbittlich warf er die Götzendiener nieder und bestrafte die aufrührerischen Großen mit Hinrichtung und Kerkerhaft. Zugleich beförderte er die Verschmelzung der einzelnen Volkselemente. Er traf einheitliche Markteinrichtungen für das ganze Reich und ordnete das Münzwesen, indem er die byzantinische Goldwährung einführte. Seine Regierung war jedoch nicht von langer Dauer: es wurde bereits erzählt (VI, 246), daß ein deutsches Heer in *1063.* Ungarn eindrang, um Salomon, des Andreas Sohn, der in Deutschland sich mit der Schwester Heinrichs IV. verlobt hatte, auf den väterlichen Thron einzusetzen. Belas *Salomon. 1063—1074.* plötzlicher Tod begünstigte das Unternehmen; Salomon wurde in Stuhlweißenburg gekrönt. Wenn bei dieser Gelegenheit, wie behauptet wird, nochmals die Lehnsherrlichkeit des Deutschen Reichs anerkannt ward, so hat dieselbe doch keinen Bestand und keine realen Wirkungen gehabt. Die Zerrüttung Deutschlands unter Heinrich IV. war nicht danach angethan, auswärtige Eroberungen zu behaupten. Salomon sicherte sich auf dem Thron nur dadurch, daß er gemäß einer schon von Andreas verfügten Reichsteilung den drei Söhnen Belas, Geisa (Magnus), Ladislaus und Lambert, den dritten Teil des Landes als Herzogtum überließ, und nur dem Beistand dieser thatkräftigen und ritterlichen Männer, insbesondere der beiden älteren, hatte er es zu danken, daß er acht Jahre lang ruhig regierte.

Es scheint, daß die erwähnten strengen Gesetze zur Sicherung des Eigentums und zur Befestigung des verwirrten Rechtszustandes, die gewöhnlich als „drittes Dekret“ unter den Gesetzen Ladislaus des Heiligen aufgeführt sind, schon bei Gelegenheit der Krönung Salomons in Fünfkirchen von der Reichsversammlung beschlossen wurden. Es geht aus diesen Ver-

ordnungen hervor, daß der alte Hang der Ungarn zu Raub und Diebstahl während der unruhigen Zeiten seit Stephans Hingang wieder mit neuer Stärke erwacht war, aber auch, daß das Königtum bei weitem nicht mehr die Gewalt besaß, die ihm einst Stephan verliehen. Schon hatte sich in dem obersten Pfalzbeamten, dem Palatin, eine Macht neben der königlichen gebildet, welche ganz geneigt war auf eigne Hand Königsrecht zu üben. — „Man wird an unerbauliche Zustände erinnert", bemerkt Büdinger, „wenn man liest, daß die angesehensten Männer von ganz Ungarn sich eidlich verpflichtet haben, einen Dieb nicht zu schonen noch zu verhehlen. Des Königs Boten erhielten den Auftrag, die freien Leute in den Dörfern Mann für Mann denselben Eid ablegen zu lassen. Dieser Eid wurde aber die Grundlage einer durchgreifenden, höchst entsetzlichen Justizübung, derengleichen sich bei romanisch-germanischen Völkern, selbst in den normännischen Staaten, nicht so leicht finden mag. Jegliche Dorfschaft hat dem Königsboten ihre Diebe anzugeben, unter denen die ohnehin berüchtigten ohne weiteres gehenkt werden; die übrigen dürfen sich der Feuer- oder Wasserprobe unterziehen. In größeren Ortschaften haben die Aufseher der Wächter die Diebe in Abteilungen zu je zehn Mann zu bringen, wo dann einer die übrigen neun durch das Gottesurteil frei losen kann; bei ungünstigem Ausgange muß sich das ganze Zehnt demselben nochmals unterwerfen; die Strafe des alsdann schuldig Befundenen ist allemal und unabänderlich der Galgen. Die ganze Dorfschaft wird um die Verhehlung eines Diebes als Meineid mit schweren Brüchen und Kirchenbuße bestraft. Verlaufene Sklaven und Tiere müssen bei Strafe gänzlichen Verlustes von Freiheit und Besitz in bestimmter Frist eingeliefert werden."

Unter der geschickten Führung Geisas gewannen die Ungarn in Kroatien Einfluß, wo sich neben dem König Crescimir (VI, 443) ein Verwandter des Fürstenhauses, Suinimir (Demetrius), Gemahl von Geisas schöner Schwester Lepa oder Helena, zu dem Rang eines selbständigen Herzogs (Banus) emporschwang. Auch im Osten, wo um diese Zeit gegen das Tiefland an der mittleren Donau neue Völkerfluten anstürmten, erfochten sie Lorbeeren. Wir haben in der Geschichte des byzantinischen Reiches (V, 753. VI, 442 ff.) jene wilden Stämme kennen gelernt, welche sich in dem illyrisch-thrakischen Ländergebiet an der Niederdonau und im Norden des Schwarzen Meeres ausgebreitet hatten und die umliegenden Länder mit verheerenden Einfällen heimsuchten. Unter ihnen waren die Kumanen (oder Kunen), von den Byzantinern Uzen, von den Russen Polowci genannt, die zahlreichsten und wildesten, ein türkisches Volk, den Petschenegen so nahe verwandt, daß ihre Sprache für die gleiche gehalten wurde, und von solcher barbarischen Roheit, daß sie Nestor das gesetzloseste Volk auf der ganzen Welt nennt. Als die häßlichen kahlgeschornen Reiterscharen der Kumanen mit Pfeil und Bogen bewehrt und leichte Kähne zum Überschreiten der Ströme mit sich führend aus Siebenbürgen durch das Völkerthor in die ungarische Ebene an der Maros hereinbrachen, zog ihnen Salomon in Begleitung seiner Vettern entgegen und brachte ihnen im tapferen Kampfe eine Niederlage bei, daß sie sich zum 1070.
Abzuge genötigt sahen.

Salomon im Streit mit seinen Vettern.

Blickte König Salomon schon bei dieser Gelegenheit mit Eifersucht auf die tapferen Vettern, welche durch ritterliche Großthaten die Volksgunst erwarben, so wuchs sein Neid noch, als das wichtige Belgrad, das einen Raubzug der Petschenegen in die ungarischen Grenzlande begünstigt hatte und deshalb belagert wurde, von dem byzantinischen Befehlshaber nach tapferem Widerstand an Geisa übergeben ward und Kaiser 1072.
Michael VII. Dukas demselben zum Dank für die humane Behandlung der griechischen Gefangenen reiche Geschenke zusandte, ohne auf den König Rücksicht zu nehmen. Durch die Einflüsterungen eines Günstlings von deutscher Herkunft, Vid oder Veit, wurde Salomon immer mehr mit Groll und Argwohn erfüllt, und beschloß auf einem Feldzug gegen die Griechenstädte an der Save und Niederdonau, Geisa verräterisch in

seine Gewalt zu bringen. Der Anschlag mißlang, steigerte aber die Feindschaft bis
26. Febr. 1074. zum Bürgerkrieg. Durch den Abfall einiger Großen von Geisa siegte Salomon; als jedoch Ladislaus, der die Hilfe Ottos von Olmütz angerufen, dem Bruder neue Mannschaft zuführte, wurde der König an den Höhen von Magyorod, nordöstlich von Pest, in die Flucht geschlagen. Er eilte nach Wieselburg und rief die Hilfe des deutschen Königs an, ihm einen Teil des Reichs und die Herstellung des alten Lehnsverbandes anbietend. Heinrich zog auch wirklich mit einem in der Eile gesammelten Heer dem bedrängten Schwager zu Hilfe (VI, 284 f.), und empfing von ihm die Festung Wieselburg und andre Stücke an der Reichsgrenze, aber die Bewegungen in Sachsen riefen ihn bald wieder ab. Salomon blieb auf Preßburg beschränkt, während Geisa, von Papst Gregor VII. begünstigt (VI, 295), „nach dem Verlangen der
Geisa I. 1074—1077. Ungarn" in Stuhlweißenburg die Regierung übernahm, ohne sich jedoch den Königstitel beizulegen.

Geisa I. und Papst Gregor VII. Diese Lage suchte der Papst für seine herrschsüchtigen Pläne zu benutzen. Er behauptete, Ungarn sei seit den Zeiten Stephans ein echtes Lehen des heil. Petrus, und zeigte sich bereit, demjenigen der beiden Fürsten die Weihe der Kirche zu geben, der diese Ansprüche anerkennen würde. Zu dem Zweck führte er einen lebhaften Briefwechsel sowohl mit Geisa als mit der in Regensburg weilenden Königin. Es wäre für ihn ein großer Triumph gewesen, wenn Salomon statt der deutschen Lehnshoheit die römische auf sich genommen hätte. Doch erreichte er sein Ziel nicht. Unter den Wirren, die bald nachher über das Reich und die Häupter der Christenheit hereinbrachen, wurde Salomon vergessen; der „Herzog" Geisa aber wagte nicht, die Gunst der Nation, der er seine Erhebung zu verdanken hatte, durch eine solche Demütigung aufs Spiel zu setzen, vielmehr trat er mit Konstantinopel in Verbindung und ließ sich, da Salomon die Krone Stephans mit den übrigen Reichsschätzen zu sich genommen haben wird,
1075. mit einer andern Krone krönen, die ihm sein byzantinischer Gönner zusandte.

25. April 1077. Zwei Jahre nachher schied Geisa aus dem Leben: da seine Söhne minderjährig waren und Salomon durch seine bisherige Haltung sich weder Achtung noch Vertrauen erworben hatte, so wurde Geisas Bruder, der schöne, tapfere und ritterliche Ladislaus, von den versammelten Edlen als König ausgerufen. Auch Papst Gregor erkannte ihn an, aus Furcht, die Ungarn möchten durch seinen Widerstand zum näheren Anschluß an das byzantinische Reich und damit
20. Aug. 1083. an die griechische Kirche bewogen werden. Die feierliche Heiligsprechung Stephans und seines Sohnes Emmerich besiegelte den Bund der Magyaren mit der römischen Kirche. Auch Salomon fügte sich in die Verhältnisse und wurde mit einem standesmäßigen Einkommen abgefunden; als er aber, wie früher dargethan (VI, 390), neue Versuche machte, mit fremder Hilfe den Thron wieder zu erlan-
1087. gen, wurde er zur Flucht getrieben und endete als Abenteurer unter den Petschenegen, als er denselben im Kampf gegen die Byzantiner beistand. Seine Witwe Juditha-Sophia ging eine zweite Ehe ein mit dem Herzog Wladislaus (Hermann) von Polen und wurde die Beschützerin von Otto, dem Bekehrer der Pommern (VI, 385).

In diesen Jahren hat die Zusammenfügung der beiden Kronen, der römischen, welche Salomon in Händen hatte, und der griechischen, welche Ladislaus von seinem Bruder überkommen, stattgefunden. „Sie ist das rechte Symbol der beiden Elemente, auf denen Ladislaus' Macht beruhte, der Volkswahl und des Vertrags mit dem bisherigen rechtmäßigen Könige. Mit einem roh gearbeiteten goldenen Kreuze, welches mit Durchbrechung der zart emaillierten Darstellung des Salvators auf dem Scheitel der lateinischen Krone zerstörend eingesetzt wurde, gab man zugleich die Anhänglichkeit an die römische Kirche und den Anspruch auf volle Selbständigkeit neben den Kaisertümern des Ostens und des Westens zu erkennen."

Die heil. Krone der Ungarn.

Ladislaus der Heilige. 1077–1095.

Wir haben früher (VI, 390) die Regierung des als Gesetzgeber und Kriegsheld gleich ausgezeichneten Königs Ladislaus kennen gelernt. Er brachte es dahin, daß die Kroaten nach dem Tode des von dem Papste zum König von Kroatien und Dalmatien erhobenen und unter römische Lehnshoheit gestellten Suinimir-Demetrius seinen eignen Neffen Almus als König anerkannten, wodurch die spätere Vereinigung dieses Landes mit dem Magyarenreich angebahnt ward; er schlug die Kumanen zurück und machte ihren Raubzügen ein Ende; er kämpfte siegreich gegen Russen und Polen. Dabei war er eifrig bemüht, die sittlichen und geistigen Kräfte der Nation zu entwickeln. Wir wissen, daß er in Agram ein Bistum errichtete; er gründete das Kloster Sümeph und bevölkerte es mit französischen Mönchen, welche die Studien ihrer Heimat nach dem Donaulande verpflanzten; er ordnete auf einer Synode in Szabolcs die kirchlichen Verhältnisse, schärfte den Besuch des Gottesdienstes, die Sonntagsfeier und die Beobachtung der heiligen Gebräuche ein und untersagte aufs strengste alle heidnischen Opfer an Brunnen, Quellen und Bäumen. Die zahlreichen Juden und „Ismaeliten", welche noch aus den Zeiten der Chazaren im Lande waren, wurden harten Beschränkungen unterworfen. Und nicht nur für Religion und Kirche, sondern auch für das gesellschaftliche Zusammenleben traf Ladislaus treffliche Anordnungen. Alle früheren Gesetze zur Sicherung des Eigentums wurden wiederholt und erweitert, die Rechtspflege wurde verbessert, das königliche Ansehen gehoben, der Adel zur ehrfurchtsvollen Unterwerfung unter die Krone genötigt. Mit Recht konnte man von Ladislaus rühmen, er habe durch seine Thätigkeit Pannonien zu einer solchen Ordnung und Blüte gebracht, daß es nach den Zeiten des heil. Stephan in Gesetzen, Freiheit und Reichtum niemals so glänzend geleuchtet hat. Als er in der von ihm selbst gebauten Kirche von Großwardein beigesetzt ward, trauerte das ganze Land über den „heiligen" König.

29. Aug. 1095.

Koloman. 1095–1114.

Auch von seinem Neffen und Nachfolger, der nach dem einst in Österreich hingerichteten, dann als Heiliger hochverehrten irischen Wandermönch den Namen **Koloman** führte, ist schon früher die Rede gewesen (VI, 390 f.). Er vereinigte Kroatien, wo sein Bruder Almus einem Abkömmling des alten Königshauses hatte weichen müssen, mit Ungarn, indem er nach Bewältigung des Prätendenten die zwölf mächtigsten „Zupane" auf einer Zusammenkunft zu einem friedlichen Übereinkommen bewog, durch welches sie sich in den mildesten Formen

Kroatien mit der ungarischen Krone vereinigt.

unter die Lehnshoheit des Magyarenkönigs stellten. Niemals sollten nach diesem Vertrage sie selbst oder ihre Familien oder ihre Leute von ihrem Eigentum Zins geben; zum Krieg aufgeboten, sollten sie mit je zehn wohlbewaffneten Reitern dem Könige zuziehen, auf ihre Kosten bis zur Drau, von da an auf Kosten des Königs. Nur in der Person des Staatsoberhauptes sollte somit Kroatien mit Ungarn vereinigt sein, in allen inneren Angelegenheiten dagegen unter eigner Verwaltung stehen.

Verhältnis zu Dalmatien. Wenn Koloman vorerst noch von der Erwerbung Dalmatiens absah, so geschah es nur um die Eifersucht der Italiener, insbesondere der Venetianer, nicht zu reizen, welche in der größtenteils romanischen Bevölkerung der Küstenstädte viele Sympathien hatten; aber seine Vermählung mit der Tochter des Normannenfürsten Roger I. und die Besitznahme der Hafenstadt Brindisi ließen deutlich erkennen, daß er auch am Adriatischen Meere festen Fuß zu fassen gedenke. Die große Kreuzzugsbewegung, welche, wie früher dargethan (VI, 553 f.), die Magyaren in viele Kämpfe mit den ungeordneten Scharen verwickelte, die dem Hauptzug vorangingen, nötigte Koloman zunächst seine Waffen in andre Gegenden zu tragen; als er aber durch die Siege bei Neitra und Wieselburg über die wilden Schwärme Meister geworden und sich von der großen Niederlage erholt hatte, die er als Bundesgenosse des russischen Großfürsten Swjatopolk
1099. von Kiew durch die Kumanen erlitt, gedachte er auch wieder des dalmatischen Landes und fügte den ganzen nordöstlichen Teil der adriatischen Meeresküste dem Magyarenreiche bei. Ohne den Aufstand des Herzogs Almus, den wir früher behandelt (VI, 391) und der Koloman in einen Krieg mit Kaiser Heinrich V. verwickelte, wäre die Eroberung vielleicht noch weiter ausgedehnt worden. Es war ein Glück für die Venetianer, bemerkt Spittler, daß die ungarischen Könige weder Lust zum Seewesen, noch die Nation selbst Sinn für Seehandel hatte; hier hätte sonst der gefährlichste Feind für sie entstehen können.

Kolomans legislatorische Thätigkeit. 1100. In der gesetzgeberischen Thätigkeit war Koloman ein würdiger Nachfolger Stephans und Ladislaus'. Die Bestimmungen, die er mit dem Beirate der geistlichen und weltlichen Großen erließ, führten Staat und Kirche, das öffentliche Leben und den Handelsverkehr einer weiteren Entwickelung entgegen, indem sie auf Grund der früheren Gesetzgebung einen gesicherten Rechtsgang zu begründen, die Stellung des Königs, der Geistlichkeit und des Adels genauer zu bestimmen, die christliche Lebensordnung des Volkes nach dem Vorbilde des romanisch-germanischen Abendlandes zu regeln, das Steuerwesen, die Dienstverhältnisse und die Rechte und Pflichten der einzelnen Stände auf festen Fuß zu setzen suchten.

Königs- und Staatsrecht. Zur Verbesserung der Rechtspflege und zur Beseitigung eingerissener Mißbräuche wurde das Reich nach den bischöflichen Sprengeln in zwölf Gerichtskreise eingeteilt und angeordnet, daß alljährlich zweimal, im Frühjahr und im Herbst, die vornehmsten Geistlichen, sowie der Burggraf (Komes) und sämtliche königliche Amtleute ohne besondere Ladung in der bischöflichen Residenz zusammentreten und die schwebenden Rechtssachen zwischen Laien und Klerikern, zwischen Grafen, Beamten und Gauen zur Entscheidung bringen sollten. Doch behielt der König, so oft er in den Bezirk kam, sich selbst und seinen richterlichen Beisitzern die oberstrichterliche Gewalt vor.

Überhaupt war die ungarische Königsmacht so scharf ausgeprägt, daß sie die Bewunderung Ottos von Freising erregte: „Niemand als der König hat Münze und Zoll; auch die geringste ihm zugefügte Beleidigung wird an dem Vornehmsten gerichtet: ein beliebiger Diener holt ihn aus der Mitte seines Gefolges, legt ihn in Fesseln und bringt ihn zur Folter. Kein Gericht durch Standesgenossen wird von einem solchen Großen verlangt, keine Verteidigung des Angeklagten findet statt. Der Wille des Königs wird als ausreichender Grund betrachtet." Aber ein großer Übelstand, der Mangel einer gesetzmäßigen Thronfolgeordnung, blieb auch in Kolomans Gesetzgebung unerledigt und wurde die Veranlassung vieler ferneren Zerrüttungen. — Zugleich wurden die königlichen Einkünfte und die Steuer- und Finanzordnung sorgfältig reguliert, wobei wohl die im griechischen Reiche bestehenden Einrichtungen als Vorbild dienten. „Von allen Fremden, Tagelöhnern und sonstigen Gästen," heißt es bei **Büdinger**, „wird ein Kopfgeld für ihre Freiheit erhoben, von den Stadtleuten dieses Kopfgeld und eine Arbeitssteuer; die bisherige Handelsabgabe der „nur um Reichtums willen" feilhabenden Kaufleute wird verdoppelt, während die ärmeren bei dem einfachen Satze belassen werden. Die bisherige Steuer der Gemeinfreien von acht Denaren wird wohl abgeschafft, aber von den Wochenarbeitern bleibt sie als Arbeitssteuer. Das sind die direkten Einnahmen; die von Gütern, die Zoll- und Paßeinnahmen kommen natürlich hinzu. Die Erhebung der direkten Steuern ist Sache des Gaugrafen, der beliebige Diener verwenden mag; genug, daß er seine Quote bei Strafe doppelter Zahlung alljährlich bis zu Ende des September in Gran abzuliefern hat; ein Drittel wird dort dem Grafen ausbezahlt, zwei Drittel behält der König." Auch die Heeresfolge wurde genau bestimmt. Waffenpflichtige Burgunterthanen blieben von jeder Steuer befreit; der Dienst auf den Grenzmarken war besonders sorgfältig ins Auge gefaßt. Eigne Markgrafen leiteten die Bewachung und mußten bei jeder drohenden Gefahr sofort Eilboten an den König abgehen lassen.

Neben den Königsrechten verbreitete sich die Legislation Kolomans über die **Rechte des Adels**. Alle Adelsgüter, welche auf einer Verleihung König Stephans beruhten, sollten nach wie vor für vollkommen frei und erblich gelten und die gutshörigen Leute auf denselben nur ihren Herren abgabenpflichtig sein. Für jüngere Verleihungen wurde bestimmt, „daß sie mit Ausschluß der Weiber nur auf die direkte Deszendenz oder die nächsten Agnaten vererblich sein, in Ermangelung solcher an den König zurückfallen sollten". Alle seit König Stephan veräußerten Krongüter sollten zurückgenommen werden und die vertriebenen Einwohner wieder einziehen. Die Rechte des Adels.

Am ausführlichsten verbreitete sich Kolomans Gesetzgebung über die kirchlichen Dinge. Nicht genug, daß die Kirchengebote über christliche Sonn- und Feiertage, über Gottesdienst, über Eheschließung, Sakramente u. a. wiederholt, alle heidnischen Opfer und Gebräuche mit Haft und bei geringen Leuten mit körperlicher Züchtigung bedroht, Juden und „Ismaeliten" großen Beschränkungen im bürgerlichen Verkehr unterworfen werden, für die Geistlichkeit sollte das kanonische Recht in allen Beziehungen Geltung haben, die bischöfliche Gerichtsbarkeit sich über den gesamten Klerus in allen Rechtshändeln erstrecken, das Cölibat allenthalben durchgeführt werden, das Kirchengut vor Säkularisation geschützt, die Abgaben des Zehnten allgemein verbindlich, die freie Bischofswahl ohne königliche Investitur geltend sein u. a. m. Durch die ganze Gesetzgebung geht „ein Zug scharfer hierarchischer Ordnung und Zucht". Dafür wird der Geistlichkeit Loyalität gegen das Königtum zur Pflicht gemacht. Die Gesetzgebung „beginnt mit einer Einschärfung täglichen Kirchengebetes für König und Reich und bedroht mit Bannstrafe auch nur die Mitwissenschaft an einem gegen Wohl oder Würde des Königs gerichteten Verschwörungsversuche". Auch vor eigenmächtigen Eingriffen in Kirchenrecht.

die Rechte des Adels hütet sich der Klerus: „Wer einen unfreien oder sonst in Dienstbarkeit stehenden gemeinen Mann ohne Vorwissen und Genehmigung seines Herrn in litterarischen Dingen unterweist oder in den geistlichen Stand aufnimmt, soll ihn nicht nur zurückliefern, sondern auch noch eine bedeutende Geldbuße bezahlen." Gottesurteile sollten nur an den Sitzen der Bischöfe und Pröpste gestattet sein. Mit Recht bemerkt Spittler über die durch die Kolomansche Gesetzgebung begründeten Zustände: „Man findet in Ungarn um diese Zeit Spuren von roher Barbarei und von guten Einrichtungen der Staatspolizei wunderbar beisammen. Das Steuerwesen ist schon auf einem regelmäßigen Fuß; eine Art Post geht durch das ganze Reich, und doch konnte in den Volkssitten die christliche Religion noch nicht triumphieren, der Ackerbau stieg nur langsam, und manche der schönsten Gegenden des Landes wurden bloß als Pferde- und Viehweiden benutzt. Die Kultur mußte hier einen höchst unregelmäßigen Gang gehen, weil sie fast bloß von außen herein kam und nicht als eigne Blüte des ganzen Nationalzustandes sich entwickelte. Überdies war es ein seltsames Gemische von byzantinischer und von westeuropäischer Kultur; viel kam von Konstantinopel her, noch mehr aus Italien und Deutschland."

b. Ausbau der monarchisch-aristokratischen Verfassung unter byzantinischem Einfluß.

Stephan II. 1114–1131. Nach Kolomans Tod kamen schlimme Zeiten über Ungarn. Unter seinem
1. Dalmatien. Sohn Stephan II. versuchte die romanische Bevölkerung Dalmatiens, die besonders in der Hauptstadt Spalatro das Übergewicht hatte, sich der Herrschaft der Ungarn zu entziehen und an die Republik Venedig anzuschließen. Die Jugend des Königs, der bei des Vaters Tode erst dreizehn Jahre zählte und eine Zeitlang noch unter vormundschaftlicher Aufsicht stand, schien das Vorhaben zu begünstigen. Aber der Sieg der Ungarn in der Schlacht bei Zara, in welcher der
1117. Doge Ordelaffo Falieri, der Anstifter und Leiter der Bewegung, fiel, befestigte die Herrschaft der Magyaren im dalmatischen Küstenlande. Nur Zara selbst und die Inseln blieben bei der Republik.

Krieg mit Österreich und Konstantinopel. Dieser Erfolg bot jedoch keinen genügenden Ersatz für die großen Unfälle, welche Stephan nach erlangter Volljährigkeit durch seine Leidenschaften und Unbesonnenheit über das Reich brachte. Der Versuch, den Landstrich jenseits der Leitha, der unter Salomon an das Deutsche Reich verloren gegangen, zurückzuerobern, verwickelte ihn in einen mehrjährigen Krieg mit Herzog Leopold von Österreich, der ihm nur Schmach und Niederlagen brachte; und als er aus Haß gegen den geblendeten Oheim Almus, der seiner Haft entflohen am byzantinischen Kaiserhof eine freundliche Aufnahme und bei der Kaiserin, seiner Verwandten, ein mitleidiges Herz fand, seine Waffen über die Donau trug und die thrakischen Lande verheerte, führte er einen Krieg herbei, der dem Magyarenreiche großen Schaden zufügte und der byzantinischen Staatskunst Gelegenheit bot zu unheilvollen Einmischungen in die inneren Angelegenheiten. Schon vor-
1123. 3. Boris. her hatte Stephan einen Feldzug in das südliche Rußland unternommen, um den vertriebenen Großfürsten Jaroslaw von Wladimir bei der Wiedereroberung seines Reichs zu unterstützen und zugleich Rache zu nehmen für die Niederlage

seines Vaters. Auch dieser Feldzug brachte ihm nur Schaden. Als sein Bundesgenosse bei der Belagerung von Wladimir fiel, nötigten die ungarischen Führer den König zum Abzug. Wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit lernte er den Boris kennen, welchen die von Koloman wegen Untreue verstoßene Predslawa in ihrer russischen Heimat geboren hatte. Wir haben die Geschicke dieses Fürsten, dem der königliche Halbbruder große Gunst erwies, früher kennen gelernt (VI, 644). Da der König in kinderloser Ehe lebte und bei dem ausschweifenden Leben, dem er sich von Jugend auf ergeben, keine Aussicht auf Nachkommenschaft hatte, so gedachte er Boris zu seinem Nachfolger zu ernennen. Dem widerstrebte aber die Nation, weil der Makel der Illegitimität auf dem Sohne der Königin Predslawa haftete. Es entstanden aufrührerische Bewegungen unter den Großen, welche die ganze Regierungszeit Stephans dauerten. Die Unzufriedenheit mit dem König stieg, als er den Kumanen, den alten Halbbrüdern 4. Die Kumanen.
des magyarischen Nomadenvolks, die von den Byzantinern aus Bulgarien vertrieben, in Ungarn eine freundliche Aufnahme gefunden, auffallende Gunst zuwandte. Er hatte den ganzen Schwarm, mehrere tausend Familien „rüstige Männer, leichtfertige Weiber und fröhliche Mägde" auf den fruchtbaren Krongütern jenseits der Theiß angesiedelt und verbrachte Wochen und Monate in ihrer Mitte, mit ihren Frauen und Töchtern buhlend und dadurch die Kraft und Gesundheit seines Körpers vollends aufreibend. Stephan erstickte zwar den Aufruhr im Blute der Urheber; aber er überzeugte sich doch, daß die Nation sich keinen König gefallen lassen würde, der als Bastard galt. Er vernahm daher mit Freuden, daß Bela, der Sohn des mittlerweile in Konstantinopel verstor- 5. Bela.
benen Herzogs Almus, welcher einst mit seinem Vater der Augen beraubt worden, durch zwei befreundete Männer gerettet und in der Verborgenheit am Leben erhalten worden sei. Er ließ ihn sofort an den Hof kommen, vermählte ihn mit 1129.
Helena, der Tochter eines serbischen Fürsten, und erhob ihn zum Thronfolger. Zwei Jahre nachher starb er unter schweren körperlichen Leiden und mit angsterfüllter Seele über sein sündhaftes Leben, den Tod im Mönchskleide erwartend.

Nun bestieg Bela der Blinde, ein durch seine leidensvolle Jugend ge- Bela II. der Blinde. 1131—1141.
brochener, unselbständiger Fürst, den Thron. Er selbst hätte in seiner Gutmütigkeit den schlimmen Männern, die einst bei seiner und seines Vaters Verfolgung und Blendung mitgewirkt, vielleicht vergeben, aber seine leidenschaftliche Gemahlin dürstete nach Rache, um so mehr, als die feindliche Partei, die einst Kolomans Herz zur Grausamkeit wider den Bruder und Neffen gereizt, mit Boris verräterische Verbindungen unterhielt, um demselben die Krone zuzuwenden. Kaum war daher der Angriff, den Boris im Vertrauen auf die magyarischen Freunde mit polnischen und russischen Bundestruppen wider Ungarn unternahm, zurückgewiesen und unter Vermittelung des deutschen Kaisers Lothar ein Abkommen getroffen (VI, 644), als eine Reichsversammlung nach Arad berufen 1136.
wurde. Hier forderte die Königin in so beredten Worten Bestrafung der ruch-

losen Männer, welche einst dem Vater ihrer Kinder das Augenlicht geraubt und seitdem stets darauf bedacht gewesen, ihm auch den Thron zu rauben, daß unter den Anwesenden eine heftige Bewegung entstand und eine Rachethat verübt wurde, welche Zeugnis gab von dem wilden Sinne und der Herzenshärtigkeit der Magyaren jener Tage. „Alsbald fiel alles Volk über jene her, die zu des Königs Blendung geraten," erzählt Mailath. „Viele wurden in Ketten gelegt, achtundsechzig grausam getötet, ihre Weiber und Kinder geächtet, ihre Besitzungen an die Kathedralen verteilt." Graf Lambert, des heil. Ladislaus Schwager, Stifter der Abtei Bozok, wurde von dem eignen Bruder mit einem Stuhlbein erschlagen, daß das Hirn ausfloß, sein Sohn endete durch Enthauptung. Durch diese Blutthat wurden die Familien der alten Stamm- und Volkshäupter ins Herz getroffen. Nach zehnjähriger Regierung schied der blinde König aus dem Leben, mit Dank gegen Gott, daß er ihn für sein hartes Mißgeschick mit einem frommen Gemüt belohnt. Seine Tochter Sophie, die einst mit dem Sohne des Hohenstaufen Konrad verlobt gewesen, wählte nach dem frühen Hinscheiden des Bräutigams freiwillig das Klosterleben.

Geisa II. 1141–1161. Deutsche Kolonisten in Siebenbürgen.

In minderjährigem Alter folgte Geisa II. dem Vater auf den Thron. Unter ihm fand eine neue Einwanderung fremder Kolonisten statt. Eingeladen von den Reichsvorstehern und einigen mächtigen Herren wandten sich in den ersten Regierungsjahren Geisas II. Scharen flandrischer und niederdeutscher Ansiedler, welche die mächtig hereinbrechenden Meeresfluten nicht länger abzuwehren vermochten, gen Osten und ließen sich, vereinigt mit andern arbeitsamen und kriegslustigen Gesellen aus verschiedenen Gauen der deutschen Erde, in dem von den wilden Petschenegen entvölkerten Lande „jenseits des Waldes" im jetzigen Siebenbürgen nieder, wo sie unter dem Namen Sachsen bis auf den heutigen Tag ihre vaterländischen Sitten, Sprache und Einrichtungen beibehielten. Sie haben die Thäler der Maros und der Aluta, das Land der „sieben Burgen" durch Fleiß und Ausdauer aus einer Wüste in einen blühenden Landstrich mit reichen Städten und wohlhabenden Dörfern umgeschaffen und sich die großen Rechte, die man ihnen bei der Ansiedelung zusicherte und in der Folge mehrmals bestätigte — wahres Grundeigentum, eigne Gerichtsbarkeit, freie Wahl ihrer Beamten, unmittelbaren Stand unter dem König u. a. — gegen alle Anfechtungen kräftig gewahrt. Um 1160 gründete ein edler Bürger aus Nürnberg Hermanstadt; die andern größeren Städte, wie Klausenburg und Kronstadt, entstanden nicht viel später.

„Wo der verschiedenen Völkerschaften so viele sind, wie in Ungarn und Siebenbürgen, wo die Verschiedenheit in Sprache und Lebensart und im ganzen Nationalcharakter die Kontraste so scharf macht und auch selbst die Regirrung jahrhundertelang so wenig that und thun konnte, um allmählich zusammenzuschmelzen, da mochten sich die Spuren des ersten Werdens der Dinge leicht bis zu den neuesten Zeiten herab erhalten."

Um die Zeit, da der heil. Bernhard den Kreuzzug predigte, trat der junge König in die Jahre der Mündigkeit, und die erste That nach seiner Wehrhaftmachung war der glänzende Sieg an der Leitha über Boris und seine deutschen Verbündeten, wie in den früheren Blättern berichtet worden (VI, 644). Boris fand jedoch einen neuen Verbündeten in dem byzantinischen Kaiser Manuel, dessen große Eigenschaften und Regentengaben wir früher kennen gelernt (VI, 461 f.). Manuel nahm den Flüchtling um so lieber bei sich auf, als er dadurch einen Vorwand für seine Eroberungspläne in den Donaugegenden erhielt. Denn Serbien und Bosnien, auf deren Unterwerfung sein Sinn gerichtet war, standen durch die Bande naher Verwandtschaft mit Ungarn in Verbindung; dort herrschte Geisas mütterlicher Oheim, hier sein eigner Bruder Ladislaus. Ein mehrjähriger verheerender Krieg, wobei die ungarischen Landschaften an der Donau hart mitgenommen wurden, war die Folge dieser politischen Verwickelungen.

Kriegerische Verwickelungen mit Byzanz. 1146.

Boris fand während dieses Krieges durch den Pfeil eines kumanischen Reiters sein Ende. Sein Tod und die damit verbundene Niederlage der Griechen brachten jedoch nur kurze Ruhe. Die beiden Brüder des Königs, der erwähnte Ladislaus von Bosnien und Stephan, dem einst der Vater Sirmien als Herzogtum zugewiesen, gerieten in Streit mit Geisa und suchten, des Hochverrats und Abfalls angeklagt, Zuflucht bei Manuel, der sie freundlich an seinem Hofe aufnahm und seine Nichte Maria mit Stephan vermählte; dadurch empfing der Krieg neue Nahrung; und als Geisa noch vor Herstellung des Friedens aus der Welt ging, benutzte der Kaiser die unbestimmte Thronfolgeordnung zu neuen Eroberungsplänen. Nicht nur, daß er die Länder im Süden der Donau unter seine Oberherrschaft zu bringen hoffte, er gedachte auch Ungarn in ein schutzhöriges Verhältnis zum Kaiserreich zu setzen. Kaum nämlich war Geisas Erstgeborner, der zwölfjährige Stephan III., als König anerkannt, so rückte Manuel in Begleitung seiner Schützlinge in Serbien ein und ließ den Ungarn durch eine Gesandtschaft entbieten, sie sollten im Sinne alter Gebräuche dem Bruder des verstorbenen Königs, seinem Verwandten Stephan (IV.), die Krone zuwenden. Man wies dies Verlangen mit Entrüstung zurück; als er aber mit einem Heer vor Belgrad erschien und zugleich die Mittel der Bestechung und Verführung anwandte, gelang es seinem Schützling einen Anhang unter den parteisüchtigen Großen zu gewinnen. Nun hatte Ungarn, da auch der andre Bruder Ladislaus sich den Herrschertitel beilegte, drei Könige, die in verschiedenen Teilen des Reichs Anerkennung fanden. Zum Dank versprach Stephan IV. dem Kaiser Sirmien. Im folgenden Jahr starb Ladislaus und bald nachher erlitt auch der Bruder eine Niederlage und geriet in die Gefangenschaft seines königlichen Neffen. Gegen das Versprechen, das Land nicht ferner zu beunruhigen, gab ihm dieser die Freiheit. Aber ungerührt durch solche Großmut entfloh Stephan IV. wieder in das byzantinische Heerlager und reizte den Kaiser von neuem zum Krieg. Für Manuel war die Aussicht auf Ländergewinn unter einem Klientelkönig zu lockend, als daß er nicht die erprobten Künste der Verführung und diplomatischer Unterhandlungen, unterstützt durch eine schlagfertige Armee in den Grenzlanden, von neuem hätte in Anwendung bringen sollen. Selbst als sein Schützling bei Gelegenheit eines Aderlasses, wie man glaubte an Vergiftung, plötzlich in Semlin starb, hörte der Krieg nicht auf. Nunmehr trat Manuel mit dem Vorschlag auf, Stephans III. Bruder, Bela, solle in Konstantinopel erzogen werden und in der

Stephan III. 1161–1173.

1162.

1164.

Folge, mit des Kaisers Tochter vermählt, in beiden Reichen das Zepter führen. So gefährlich das Anerbieten für die Unabhängigkeit Ungarns war, zumal da der Kaiser sofort das Erbe Belas, Syrmien, in Anspruch nahm, so gewann er doch auch für diesen Plan einen Teil der Großen. Bela wurde nach der griechischen Hauptstadt geführt, wo er eine gute Erziehung erhielt (IV, 462); da aber Stephan III. und seine Partei von dieser Übereinkunft nichts wissen wollten, so hatte der Krieg seinen Fortgang. Der Plan einer künftigen Vereinigung beider Kronen und einer Verheiratung Belas mit der Kaisertochter wurde zwar aufgegeben, als dem byzantinischen Herrscher in seiner zweiten Ehe ein männlicher Thronerbe, Alexius, geboren ward; aber durch die Überlegenheit seiner Waffen brachte er den größten Teil von Dalmatien in seine Gewalt. Das zerrüttete Ungarn konnte das Verlorne nicht zurückerobern; denn als Stephan III. im vierundzwanzigsten Lebensjahr aus der Welt ging, wie die trauernden Freunde meinten, durch Gift, und Bela zur Übernahme des Thrones aus Konstantinopel herbeieilte, fand er so viele Gegner, daß er seine ganze Thätigkeit den inneren Angelegenheiten zuwenden mußte. Die nationale Partei, an ihrer Spitze der Erzbischof von Gran, Lukas Banfy, nahm Anstoß an seiner griechischen Erziehung, an seiner Hinneigung zu den Sitten und Religionsformen des christlichen Morgenlandes, welche auch seine Gemahlin Agnes (Anna) von Antiochia, Schwester der Kaiserin, teilte, sowie an dem eidlichen Versprechen, das er bei seiner Abreise von Konstantinopel abgelegt, stets alles zu thun, was dem Kaiser und dem oströmischen Reiche nützlich sei. Sie begünstigte den jüngeren Bruder Geisa, für den auch die Mutter Euphrosyne wirkte. Erst im zweiten Jahr wurde Bela Herr des Widerstandes. Er erlangte die Krönung durch den Erzbischof von Kalocsa, den Papst Alexander III. dazu ermächtigt, entfernte seine Mutter nach dem griechischen Reiche und hielt seinen Bruder, als er mit Hilfe des Böhmenfürsten den Flüchtigen in seine Gewalt bekam, in strenger Haft.

Bela III. 1173—1196. Griechische Einflüsse in Ungarn.

Von der Zeit an regierte Bela III. kräftig und weise. Nun geschah aber, was die nationale Partei gefürchtet hatte: griechische Einrichtungen und Regierungsweise traten an die Stelle der bisherigen, noch an die nomadische Vorzeit erinnernden primitiven Formen. Eine Hofkanzlei mit einem goldenen Siegel besorgte jetzt schriftlich die Staatsgeschäfte, die früher mündlich abgemacht zu werden pflegten; eine glänzende Hofhaltung mit prunkenden Hofämtern sollte die Würde und Majestät des Königs erhöhen. Aber auch andre Seiten des öffentlichen Lebens gewannen unter König Bela, der durch seinen Aufenthalt in der byzantinischen Weltstadt Bildung und höhere Einsicht erlangt hatte. Durch eine wachsame Polizei steuerte er dem Raubwesen und dem Hang zum Diebstahl, die während der unruhigen Zeiten sehr zugenommen hatten; er beförderte das Städtewesen, und als er nach dem Tode seiner Gemahlin sich eine zweite Ehegenossin aus Frankreich holte, wurde nicht nur das Gesellschaftsleben bei Hofe vornehmer und eleganter, auch manche junge Männer von Adel widmeten sich in Paris den Studien und suchten nach ihrer Rückkehr Sinn für Bildung und Wissenschaft unter ihren Landsleuten zu wecken.

Dabei suchte Bela auch die politischen Verhältnisse des Auslandes im Interesse seines Landes zu nutzen. Die Verwirrungen, die nach Manuels Tod über das griechische Reich hereinbrachen (VI, 462 ff.) gaben ihm Gelegenheit, das dalmatische Küstenland wieder mit Ungarn zu vereinigen und mit den Waffen gegen die Vene-

tianer zu behaupten, und wie fein und liebenswürdig er sich gegen Friedrich Barbarossa zu benehmen wußte, als dieser auf seinem Kreuzzug durch Ungarn kam, wurde früher dargethan (VI, 774 ff.). Damals entließ Bela auch seinen Bruder Geisa der langjährigen Haft, damit er sich der heil. Fahrt anschließe. Er selbst konnte nicht teilnehmen, aber er übertrug die Erfüllung seines Gelübdes seinem zweiten Sohne Andreas, ihm zugleich einen großen Schatz hinterlassend.

Belas Erstgeborner, **Emmerich**, der schon bei des Vaters Lebzeiten gekrönt Emmerich. 1196—1204.
worden war, folgte auf dem ungarischen Thron. Andreas beeilte sich jedoch keineswegs, das Kreuzzugsgelübde auszuführen. Vielmehr verlangte er von dem Bruder Kroatien und Dalmatien als Erbteil und erhob, als dieser die Forderung zurückwies, Krieg wider ihn. Wie sehr der Papst, um den Kreuzzug besorgt, wie sehr die benachbarten Fürsten sich Mühe gaben, den Bruderkrieg, der sich zugleich durch die Parteisucht des Adels zu einem Bürgerkrieg gestaltete, auszugleichen, keine Übereinkunft war von Dauer: der leichtsinnige, verschwenderische, dabei aber ritterliche Andreas, den seine ehrgeizige Gemahlin Gertrud von Meran fortwährend aufreizte, fand mehr Geltung bei den ungarischen Großen als der unkräftige, von geistlichen Einflüssen abhängige Emmerich. Unterdessen ging Zara an Venedig verloren (VII, 93 f.), der Fürst von Serbien entzog sich der Oberlehnshoheit; der Kreuzzug, zu dem sich auch Emmerich verpflichtet, kam nicht zu stande.

Selbst als endlich Emmerich durch eine entschlossene, mutige That, indem er waffenlos die feindlichen Schlachtreihen durchschritt, den Kriegern zurufend, wer es wage, seine ruchlose Hand wider den König zu erheben? und seinen Bruder aus der Mitte der überraschten Menge gefangen wegführte, dem Kampf ein unerwartetes Ziel 1203.
setzte, kam das Reich dennoch nicht zum dauernden Frieden. Denn bald nachher starb Emmerich, nachdem er seinen kleinen Sohn **Ladislaus** zum Nachfolger bestimmt und Ladislaus. 1204—1205.
der Obhut des wieder in Freiheit gesetzten Bruders empfohlen; aber weder Andreas noch seine herrschsüchtige Gemahlin mochten die Gelegenheit zur eignen Erhebung vorübergehen lassen. Die verwitwete Königin Konstanze von Aragonien sah sich bald zurückgesetzt und bedroht, so daß sie sich mit ihrem Knaben unter den Schutz des Herzogs von Österreich flüchtete, und als der zarte Königssohn bereits im nächsten Jahr dem Vater ins Grab folgte, kehrte sie in ihre Heimat zurück und vermählte sich in der Folge mit dem jungen Hohenstaufen Friedrich II. (VII, 46). Die um diese Zeit erfolgte Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer machte dem griechischen Einfluß in Ungarn ein Ende. Er hatte dem Lande viele Verwirrung gebracht und in der Königsfamilie und unter dem Adel Unfrieden erzeugt; aber er hatte auch zur Erhöhung der Königsmacht und zur Begründung europäischer Regierungsformen beigetragen und das Land kultivierteren Zuständen entgegengeführt. Mehr und mehr verschwanden von der Zeit an die Reste des alten Nomadenwesens, welches die Magyaren aus ihrer asiatischen Urheimat mitgebracht.

Die Ungarn gewannen wenig durch die Thronbesteigung des zweiten Andreas II. 1205—1235.
Andreas. Der neue König war bei aller Ritterlichkeit von schwachem, unselbständigem Charakter, der sich dem Einfluß seiner leidenschaftlichen Gemahlin Gertrud überließ. Er überhäufte ihre beiden Brüder Berthold und Ekbert,

unwürdige und ungebildete Männer, mit Ämtern und Ehrenstellen, ja er ernannte den ersteren zum Ban von Kroatien und Dalmatien und ließ ihn zum
1206. Erzbischof von Kalocsa wählen; er verschwendete auf leichtsinnige Weise den Staatsschatz; wenn er in Geldverlegenheit war, schritt er zu drückenden Maßregeln und gab, um bei der wachsenden Unzufriedenheit der Großen seinen Anhang zu vermehren, viele Burggüter weg, wodurch er nicht nur die königlichen Einkünfte schmälerte, sondern auch die militärische Ordnung der Landesverteidigung gefährdete. Während er das eigne Reich nur mühsam zusammenhielt, strebte er nach dem Besitze von Galizien (Halicz) und vergeudete seine Kräfte, um seinem jüngeren Sohne Koloman eine Fürstenkrone zu verschaffen, die er nach kurzer Zeit wieder schmählich einbüßte.

Ermordung der Königin.
1214. Unterdessen stifteten einige ungarische Großen, empört über die schmachvolle Gewaltthat, die der Königin Bruder Ekbert der Gemahlin eines hochgestellten Edelmanns anthat, eine Verschwörung, in deren Folge Gertrud in ihrem Palaste ermordet ward; aber die Brüder entkamen mit den Schätzen, welche sie und die Schwester zusammengescharrt hatten. Andreas bestrafte einige der Schuldigen; doch tröstete er sich bald und schloß schon im nächsten Jahr eine zweite Ehe mit Jolanta von Auxerre.

Noch schlimmer wurde die Lage Ungarns, als Andreas II., gedrängt von dem Papste, endlich den lange verzögerten Kreuzzug antrat, von dem wir
1217. früher gehandelt haben (VII, 109). Während er im syrischen Lande unfruchtbare Lorbeeren zu erringen suchte, geriet sein Sohn Koloman in polnische Gefangenschaft und die Magnaten eigneten sich einen guten Teil der Kronländereien an und zwangen viele vom niederen Adel unter ihre Botmäßigkeit. Die Rückkehr des Königs brachte keine Heilung. Um die Mittel zu einem neuen galizischen Feldzug zu erlangen, schritt Andreas II. zu dem verderblichen Kunstgriff einer Münzverringerung, übertrug Juden und „Ismaeliten“ die Eintreibung der Kammereinkünfte und eignete sich die Summen an, die einst Emmerichs Witwe Konstanze bei ihrer Flucht in dem Johanniterhause zu Gran niedergelegt hatte.

Vater und Sohn im Streit.
Umsonst suchte Bela, der während des Vaters Abwesenheit das Reich verwaltet hatte, den König zu bewegen, die entfremdeten Krongüter wieder an sich zu nehmen und dadurch den Einkünften und dem Kriegsdienst wieder aufzuhelfen; die Großen wußten das Vorhaben zu hintertreiben; nur gegen das eidliche Gelöbnis des Königs, nicht an ihre Besitzungen zu rühren, versprachen sie ihm Kriegshilfe. Sie stifteten Zwietracht in der königlichen Familie, so daß endlich Vater und Sohn einander bewaffnet gegenübertraten, jener auf die Magnaten, dieser auf den niederen Adel gestützt. Endlich gelang es der Vermittelung des Papstes und der Geistlichkeit eine friedliche Ausgleichung zu bewirken. Doch gingen die Magnaten als Sieger aus dem Kampfe hervor, denn das große
1222. Reichsprivilegium, „die Goldene Bulle“ genannt, welches Andreas II. mit dem Reichstage vereinbarte und das bis auf die neueste Zeit die Grundfeste der ungarischen Verfassung bildete, kam vorzugsweise den privilegierten Ständen

zu gute, denen steuerfreies Eigentum, gesetzlicher Rechtsgang vor dem königlichen Gericht und die Beschränkung der Kriegsdienstpflicht auf die Landesverteidigung zugesichert ward. Die erlangten Rechte wurden dadurch für alle Zukunft sichergestellt, daß den Magnaten für den Fall einer Verletzung des großen Freibriefes von seiten des Königs das Recht bewaffneten Widerstands zuerkannt wurde. Adel und König traten somit als gleichgestellte Gewalten einander gegenüber, ja jenem wurde sogar eine Art richterlicher Autorität über den Herrscher beigelegt.

Das Goldene Privilegium.

Nachdem in der Einleitung hervorgehoben, daß die einst von König Stephan dem Adel und andern Reichseinwohnern gewährten Freiheiten und Rechte unter den früheren Regierungen häufig verletzt worden und daß daher in Erfüllung wiederholter Bitten jetzt Eintracht und Frieden zwischen Krone und Ständen durch Erneuung des alten Rechts gesichert werden sollen, werden in einer Reihe von Artikeln die Privilegien des Adels und die Befugnisse der Krone genau bestimmt. Jene hohen Guts- und Gerichtsherren, die zum unmittelbaren Aufgebot und Dienst des Königs gehörten, in deren Zahl aber allmählich viele vom niederen Adel, die früher unter dem Grafenbann gestanden, eingedrungen waren, sollten ihre Güter ohne irgend welche Belastung, Abgabe oder Einquartierung, die Kriegspflicht ausgenommen, als freies, vererbliches Eigentum besitzen, sollten ohne ausdrückliches Vorwissen des Königs oder ohne gerichtliche Vorladung und Verhör weder am Leben gestraft, noch ihres Vermögens verlustig erklärt werden, sollten zur Heeresfolge auf eigne Kosten nur innerhalb der Landesgrenzen verpflichtet sein, bei Kriegen außer Landes dagegen für den freiwilligen Dienst einen Sold beziehen. Nur die Insassen der Domanial- oder Burggüter sollten zu allen Diensten, Lasten und Abgaben, wie sie von König Stephan festgesetzt worden, verpflichtet sein, darum sollte das entfremdete Krongut zurückerstattet und künftigen Verschleuderungen vorgebeugt werden. Auch sollte jährlich in Stuhlweißenburg ein Reichstag stattfinden, auf welchem jeder Edelmann erscheinen und seine Anliegen vorbringen möge. Güter und Reichswürden sollten ohne Zustimmung des Landes nicht an Fremde vergeben werden; Juden und Ismaeliten nicht mehr die Kammergefälle eintreiben. Dazu war die Klausel beigefügt: Wenn der König oder einer seiner Nachkommen diese Gesetze verletze, so sollten die Großen und Adligen, ohne dadurch einen Treubruch zu begehen, widersprechen und sich widersetzen dürfen.

Die gemeinschaftliche Regierung.

Die Vergünstigung der „Goldenen Bulle" nahmen die Magnaten gern hin, als aber auf Belas Betreiben das entfremdete Krongut zurückgefordert ward, erregten sie neue Verwirrung. Der „junge König" sah sich genötigt auf einige Zeit das Land zu verlassen. Dennoch wurde die Maßregel durchgeführt: Andreas selbst fühlte die Folgen seiner Verschwendung zu drückend, als daß er davon hätte abstehen sollen. Zuerst entzog er ohne Rücksicht auf die Einsprache des Papstes dem Deutschen Orden das „Burzenland" in Siebenbürgen (VII, 271) und unterwarf es der Gerichtsbarkeit des sächsischen Grafen; dann rief er seinen Sohn zurück und übertrug ihm die Regierung in Siebenbürgen und den Theißbezirken, wo die meisten Güter veräußert worden waren. Der entschlossene Fürst ging mutig vor; weder Aufstände noch Verschwörungen schreckten ihn ab. Aber die Schwierigkeiten mehrten sich; die Geldnot war so groß, daß man abermals zu den Ungläubigen seine Zuflucht nehmen mußte;

von den Karpathen bis an die Küstenlande der Adria herrschten Aufruhr, Zwietracht und Unzufriedenheit.

Zusätze zur Goldenen Bulle. 1231. Da sahen die beiden Könige ein, daß sie sich neue Stützen gegen die Übermacht des hohen Adels schaffen müßten. Die große Bevorzugung, welche in der „Goldenen Bulle" den Magnaten zu teil geworden, hatte die übrigen Stände verletzt. Sollte dieselbe, wie in England die Magna Charta, ein Palladium der Volksfreiheit werden, sollte das Königtum eine solide nationale Basis gewinnen, so mußten auch die andern Stände in das Rechts- und Verfassungsleben hereingezogen, so mußten Königtum und Nation in ein gesetzliches Vertragsverhältnis gebracht werden. Dies geschah durch die Ergänzungen und Erläuterungen, welche auf einem neuen Reichstag der Goldenen Bulle beigefügt wurden: in diesen wurde auch der niedere Adel, der Stand der kleinen Gutsbesitzer gegen Willkür in der Übung des Heer- und Gerichtsbannes gesichert, der Klerus in seiner Gerichtsbarkeit und Immunität geschützt und der Krone, damit sie nicht ferner zu ungesetzlichen Besteuerungen und Erpressungen gedrängt werde, der Fortbesitz der Domanialgüter und der daraus herfließenden Revenuen gewährleistet. Für den Bürger- und Bauernstand war auch diesmal noch wenig Sorge getragen; doch war es schon eine große Wohlthat, daß alle ungesetzlichen Abgaben und alle Erpressungen und Wucherkünste durch Juden und Ismaeliten untersagt, der Gerichtsgang in den Komitaten gesetzlich bestimmt und der bäuerliche Unterthan vor Schaden und Druck bei Gütereinziehungen in Schutz genommen war. Von dem Widerstandsrecht des Adels wurde stillschweigend Umgang genommen. Im Falle einer Gesetzesverletzung sollte der Graner Erzbischof den König an das Recht weisen und, wenn er nicht in sich gehe, den Bann über ihn aussprechen. Und schon im nächsten Jahr, als der leichtsinnige und unbeständige Andreas von seinen widerrechtlichen Maßregeln nicht abließ und die Bestimmungen des Privilegiums nur unvollkommen ausführte, fand das ungarische Kirchenhaupt Veranlassung, mehrere Hofbeamte mit dem Kirchenbann und das ganze Reich mit dem Interdikt zu belegen. Dadurch kam neue Verwirrung über die letzte Regierungszeit des Königs Andreas. Doch seine Tage neigten zu Ende. Kurz nachdem er sich in dritter Ehe mit Beatrix Aldobrandini von Este vermählt hatte,
1235. wurde er zu seinen Vätern versammelt und Bela IV. bestieg den Thron. Er verwies seine Stiefmutter, die bereits in der Hoffnung war, in ihre Heimat; dort gebar sie einen Sohn, Stephan, den jedoch Bela nicht als rechtmäßigen Bruder anerkennen wollte.

Bela IV. 1235—1270. Unter dem kraftvollen König Bela IV. schien Ungarn einer bessern Zukunft entgegenzugehen. Er führte mit aller Energie die im Nationalprivilegium aufgestellten Reformen durch, trieb mit unerbittlicher Strenge die entfremdeten Krongüter ein und bändigte den Trotz der widerstrebenden Magnaten. Aber ein großes Nationalunglück brach über das Donaureich herein und schädigte das Staatsleben und den Wohlstand des gesamten Volkes so furchtbar, daß Jahrzehnte zur Heilung der tiefen Wunden erforderlich waren. Wir haben in den früheren Blättern (VII, 376 f.) jener mongolischen Völkerwanderung gedacht, welche alle Länder vom Schwarzen Meer bis zur Oder überflutete und namentlich Ungarn zur Leichenstätte und Einöde machte. Die vor den Mongolen fliehenden, von Bela im Reiche angesiedelten Kumanen erwiesen sich als zweideutige Gäste, indem sie sich zum Teil den Feinden zuwandten; die verstimmten Großen

zeigten sich lässig zum Kriegsdienst; Herzog Friedrich der Streitbare von Österreich leistete ungenügende Hilfe. So erfolgte denn die furchtbare Niederlage auf der Heide von Mohi am Sajo. Mit Not rettete sich der König nach Österreich, 1241.
wo der Herzog, die Gastfreundschaft mißbrauchend, ihm den von seiner Gemahlin geretteten Schatz nebst einigen Grenzbezirken als Entschädigung abpreßte. Als Bela nach Abzug der wilden Horden in sein Reich zurückkehrte, wie war da alles verändert! Der Überrest des Volkes war in Höhlen und Wäldern versteckt; Wölfe, von der Menge unbegrabener Leichen angelockt, durchstreiften die Ebenen; die durch die Verwüstung der Felder erzeugte Hungersnot hielt eine neue Todesernte.

Bela erwies sich bei der Restauration als umsichtigen Fürsten. Er rief deutsche, italienische und slawische Einwanderer ins Land und traf zweckmäßige Einrichtungen zur Gründung oder Erweiterung von Städten (Ofen-Pest, Schemnitz, Käsmark u. a.), zur bessern Bebauung des Bodens, zur Anlegung von Weinbergen, zum Aufsuchen der Metalle, zur Belebung des Handels und der Gewerbthätigkeit. Die Kumanen wurden in den verödeten Gegenden an der Theiß angesiedelt, die noch jetzt von ihnen den Namen tragen; und zum Schutze gegen ähnliche Hordeneinfälle wurden die alten Burgen wieder aufgerichtet und durch neue vermehrt (Wissegrad). Zugleich wurden die Bauern auf den Kron- und Kirchengütern besser gestellt, da der verfallene Landbau tüchtiger Kräfte bedurfte, die der Leibeigenschaft abgingen. Selbst die Juden erhielten Rechte, die ihre Person und ihr Eigentum sicherstellten. Ein Rachekrieg gegen Österreich war anfangs unglücklich für Ungarn; als aber der streitbare Herzog die fliehenden Kumanen zu lebhaft verfolgte, fand er seinen Untergang (VII, 214), worauf Bela 1246.
die abgetretenen Grenzlandschaften zurückeroberte. Daß er auch in Steiermark festen Fuß faßte, ist schon früher in der Geschichte Ottokars von Böhmen erwähnt worden (VII, 261 ff.), und auf S. 325 ff. ist der böhmisch-ungarische Krieg dargestellt, der nach dem Siege Ottokars auf dem Marchfelde die Räumung Steiermarks durch die Ungarn 1260.
zur Folge hatte. Daraus entspann sich dann wieder ein innerer Krieg zwischen Bela und seinem bereits zum König gekrönten Sohne **Stephan**, der neue Leiden über das Magyarenland brachte, bis nach einer Niederlage des Sohnes unter geistlicher Vermitte- 1267.
lung eine Aussöhnung zu stande kam. Allein in diesem Meer von Unglück und Wirrsal gingen die Früchte der gesetzgeberischen Thätigkeit in den ersten Regierungsjahren Belas großenteils wieder verloren. Die Magnaten erlangten von neuem das Übergewicht. Stark durch die Burgen, die sie mit des Königs Willen auf ihren Besitzungen zum Schutz des Reichs gegen feindliche Invasionen errichtet, eigneten sie sich wieder einen guten Teil vom Kronland an und brachten in die Komitatseinrichtungen und das darauf beruhende Landwehrsystem Unsicherheit und Verwirrung. Jeder Zwangsversuch war erfolglos, solange die Könige miteinander im Streit lagen und jeder bedacht sein mußte, die Reihen seiner Anhänger zu mehren oder wenigstens zu erhalten. Wie sehr die ehrgeizige Politik Ottokars fortwährend bemüht war, diese Unruhen und Spaltungen in dem Ungarnreich zu nähren, haben wir früher gesehen (VII, 336).

Belas Regierung nach dem Abzug der Mongolen.

Nach dem Friedensschluß mit dem Sohne suchte Bela mit der alten Kraft die gestörte Verfassung und Rechtsordnung herzustellen und dem niederen Adel die Stellung zurückzugeben, die ihm in dem Nationalprivilegium zugesichert war. Aber die Tage des vielgeprüften Fürsten neigten dem Ende zu. Nieder-

Belas Ausgang und Charakter.

gebeugt durch den Tod seines geliebten Sohnes gleiches Namens und seiner Gattin, starb Bela IV. in einem Alter von vierundsechzig Jahren, „ein Mann voll Tugend", wie der Chronist Thuroczy sagt, „dessen Andenken gleich süßem Honig im Munde der Ungarn und der fremden Völker lebt".

„Bela war sicher einer der größten Regenten," urteilt Mailath. „Seine ebenso kräftigen als umfassenden und zweckmäßigen Anstalten retteten das magyarische Reich, als es nach dem Mongolen-Einfall der Auflösung nahe war. Das Emporkommen der Städte, die neue Bevölkerung des Landes, geregelterer Gang der Geschäfte, frischer Betrieb der Bergwerke, Bestätigung der Freiheiten des Landes im Einklang mit der Befestigung des königlichen Ansehens, Sicherung der Grenzen durch Bündnisse, Erhöhung der Einkünfte sind die unvergeßlichen Wirkungen seiner Weisheit. Als Gatte liebend, als Vater sorgsam und mild, fest im Unglück, dankbar im Glück, edelherzig und fromm, erscheint er als Mensch ebenso liebenswürdig, wie er preiswürdig als König ist."

Stephan V. 1270—1272. Stephan V. war unter den Waffen herangewachsen und auch die zwei Jahre seiner Regierung verbrachte er größtenteils unter Waffen. Wir haben den Krieg mit Ottokar von Böhmen schon früher dargestellt (VII, 337); kaum war derselbe leidlich beigelegt, so suchte Rudolf von Habsburg den König aufs neue aufzustacheln. Er soll angeblich Joachim Pektari, Ban von Slawonien, bestimmt haben, den zweiten Sohn, Andreas, zu entführen. Stephan eilte dem Räuber nach, verfiel aber infolge der Aufregung und des anstrengenden Ritts in glühender Sonnenhitze in eine Krankheit, der er, erst dreiunddreißig Jahre alt, 1. Aug. erlag.

Man rühmte dem König Stephan V. nach, daß er die Stadtgemeinden zu heben gesucht. Gegen die Verpflichtung, jährlich 300 Mark an die Staatskasse und 50 Krieger zu der königlichen Fahne zu liefern, erhielten 24 Zipser Städte zum Lohn für die geleisteten treuen und tapferen Dienste Befreiung von allen weiteren Lasten und Abgaben. Die Stadt Raab bekam die Erlaubnis Burghörige als Bürger aufzunehmen, damit die wichtige Festung eine größere Menge von Kriegern erhalte.

Ladislaus IV. 1272—1290. Auch unter seinem anfangs unmündigen Nachfolger Ladislaus IV. wurde das Reich, wie früher gezeigt (VII, 337, 777), in den großen Kampf zwischen Ottokar von Böhmen und Rudolf von Habsburg verflochten. Auf dem Marchfelde stritten ungarische und kumanische Reiter für den deutschen König (VII, 781 f.). War schon während dieser Jahre Ungarn durch Parteiung zerrissen, so nahm diese Zerrüttung noch zu, als der Arpadenfürst seine Gunst in auffallender Weise den Kumanen zuwandte, so daß er in der Geschichte den Beinamen „Kumaner" führt. Er kleidete sich in ihre Tracht, ergab sich in den Armen ihrer verbuhlten Weiber zügelloser Wollust, gewährte den kumanischen Edlen und Volkshäuptern dieselben Rechte und Privilegien wie den magyarischen Magnaten und gestattete die Übung ihrer altheidnischen Opfer und Gebräuche. Mit seiner Gemahlin Isabella von Sizilien lebte er in Unfrieden und schloß sie in ein Kloster ein.

Die wachsenden Klagen der ungarischen Großen bewogen endlich den Papst zur Einmischung. Er schickte einen Legaten mit ausgedehnten Vollmachten ab, welcher auf einer Reichssynode die Mißstände zu heben suchte: die Kumanen sollten von ihren Götzenbildern und heidnischen Gebräuchen lassen, nicht mehr unter Zelten, sondern gemeindeweise in festen Häusern wohnen und den christlichen Kirchengeboten gehorchen. Zugleich wurden die königlichen Befugnisse über die Geistlichkeit eingeschränkt. Ladislaus zeigte sich anfangs willig, den Forderungen des Legaten nachzugeben; aber die Naturtriebe waren mächtiger als die Vernunft: er erzwang die Auflösung der Synode und behielt die kumanischen Buhlerinnen bei sich. Da sprach der Legat den Bann über ihn aus, und die ungarischen Großen bemächtigten sich seiner Person. Nun ging Ladislaus in sich; er rief seine Gemahlin wieder an seine Seite, und als die Kumanen, empört über die gewaltsame Unterdrückung ihrer alten Sitte und Religion, zum Schwert griffen, sah man den König tapfer wider sie streiten. Nach einem blutigen 1282.
Treffen wurden die Kumanen zur Unterwerfung oder zur Flucht gezwungen. Nun reizten sie die an den Donaumündungen und am Pontus hausenden Mongolen zu einem neuen Einfall in das Magyarenreich; unter ihrer Begleitung und Führung durchstreiften die wilden Horden abermals das Land zwischen Theiß und Donau bis nach Pest, alles 1284.
mit Mord und Plünderung füllend. Auch bei dieser Gelegenheit bewies Ladislaus Mut und Tapferkeit, und diesem Auftreten, mehr aber noch der zuchtlosen Ungebundenheit der Feinde hatte es Ungarn zu verdanken, daß die neue Invasion nicht solche Spuren der Verwüstung zurückließ wie die frühere. Die Mongolen wurden über den Wald zurückgeworfen, die Gefangenen in besonderen Gegenden angesiedelt. Nach diesen Anstrengungen aber versank der König wieder in seine frühere weichliche Schlaffheit. Er brachte seine Gemahlin von neuem in ein Kloster, lebte mit Edua, einer vornehmen Kumanin, im Konkubinat und wendete ihren Stammesgenossen die frühere Gunst zu. Der geringe Grundadel der Komitate wurde aufs neue von den Magnaten unterdrückt; das Heerwesen geriet in Verfall. Auf Anregung der Geistlichkeit griff der Papst wieder in die Angelegenheiten des verwirrten Reiches ein; aber der angeordnete Kreuzzug gegen die heidnischen Kumanen brachte neue Leiden über das Land. Die 1287.
Kreuzfahrer, aus zusammengelaufenem Volke aller Nationen bestehend, wetteiferten in Ausschweifung und Gewaltthätigkeit mit den wilden Scharen, zu deren Bekämpfung und Bekehrung sie ausgesandt waren, so daß die Magyaren selbst die Waffen wider sie ergreifen mußten.

Synode und Kreuzzug gegen die Kumanen.

Ein Zustand der Anarchie und Gesetzlosigkeit lagerte sich über das ungarische Land: einige Großen, wie Graf Johann von Güssingen, Matthäus Csak, Graf von Trentschin u. a. erwarben durch Vergewaltigung des niederen Adels solche Macht an Land und Leuten, daß sie wie unabhängige Fürsten auftraten und auf eigne Hand kriegerische Raubzüge nach Österreich unternahmen, für die Herzog Albrecht schwere Vergeltung übte; die Obergespane dehnten ihren Gerichts- und Heerbann über die Edelleute ihrer Komitate aus; die Städte wurden gedrückt; Handel und Industrie lagen danieder, Räuber und Wegelagerer machten die Landstraßen unsicher; aus Mangel an Zugvieh mußte der Bauer an manchen Orten sich selbst vor den Pflug spannen; Serbien und Galizien fielen ab; das dalmatische Küstenland rissen die Venetianer an sich. Das Königreich war seiner Auflösung nahe, als Ladislaus auf Anstiften seiner eifersüchtigen Geliebten Edua, die sich hinter andern Buhlerinnen zurückgesetzt und vernachlässigt glaubte, durch

Ladislaus' Ausgang.

10. Juli. ihre kumanischen Verwandten in der Nacht ermordet ward, ein Fürst, von Natur weder bösartig noch unfähig, aber durch schlechte Erziehung verwöhnt, charakterlos und der Sinnenlust ergeben.

So endete Ladislaus im achtundzwanzigsten oder neunundzwanzigsten Jahr seines Lebens. Unter diesem König, sagt Thuroczy, fing Ungarn an, von der Höhe des Ruhmes zu sinken; denn es erhoben sich Bürgerkriege, Städte wurden zerstört, Dörfer niedergebrannt und zunichte gemacht, Friede und Eintracht verschwanden, die Reichen verarmten, die Adligen machte das Elend zu Bauern. Zu dieser Zeit kamen zweiräderige Karren in Gebrauch, die von den Einwohnern Wagen des Königs Ladislaus genannt wurden; denn durch die unaufhörlichen Räubereien verminderte sich das Zugvieh so sehr, daß die Menschen die Stelle desselben vertreten mußten.

Andreas III. der Venetianer. 1290–1301. Nun war von Arpads Stamm nur noch ein einziger Sprößling vorhanden. Jener nachgeborne Königssohn Stephan, den Bela IV. nicht als Bruder anerkannt (S. 506), hatte sich mit einer edlen Venetianerin, Katharina Morosini, vermählt und einen Sohn gezeugt, der den Namen seines Großvaters Andreas führte. Diesen hatte Ladislaus aus Venedig nach Ungarn gerufen, zum Herzog von Slawonien ernannt und, da er selbst kinderlos war, zum Nachfolger bestimmt. Aber nur unter schweren Kämpfen vermochte Andreas III. die Krone zu behaupten. Nicht nur daß die fürstlichen Herren, insbesondere der Güssinger Graf Johann und die Aristokratie von Kroatien, ihm durch Aufstände und Verschwörungen entgegenwirkten, auch Albrecht von Österreich, dem Kaiser Rudolf Ungarn als ein erledigtes Reichslehen übertrug, weil Bela IV. 1241 durch Stephan, den Bischof von Waitzen, Kaiser Friedrich II. gehuldigt habe, trat als Prätendent auf und Papst Bonifacius VIII. erkannte Karl Martell, welchen des Ladislaus Schwester Maria ihrem Gemahl, Karl II. von Anjou,
1296. in Neapel geboren, und nach dessen frühem Hinscheiden seinen Sohn **Karl Robert** als König von Ungarn an, in der Hoffnung, das Donaureich in ein ähnliches Lehnsverhältnis zu dem römischen Stuhl zu bringen wie Sizilien.

Jetzt schien der Augenblick gekommen, wo die alten Ansprüche der Kurie verwirklicht werden möchten, da ein großer Teil der Magnaten die Erhebung des Anjou begünstigte. Andreas behauptete sich jedoch, da die hohe Geistlichkeit ihm beistand. Er verglich sich mit Albrecht von Österreich und nahm dessen Tochter Agnes zur Gemahlin, dann brachte er den niederen Adel auf seine Seite, indem er auf einer Reichsversamm-
1298. lung in Pest, welcher auch Abgeordnete der Kumanen und Sachsen anwohnten, die in den Nachträgen zum Goldenen Privilegium zu gunsten dieses Standes aufgestellten Gesetze bestätigen ließ, die unter die Gewalt der Magnaten gezwungenen Edelleute für frei erklärte, das entfremdete Krongut zurückforderte und den Burgenbau ohne vorhergehende königliche Bewilligung untersagte. Diesen Beschlüssen, die freilich nur zum kleinsten Teil zur Ausführung kamen, hatte es Andreas zu danken, daß der Gegenkönig in Ungarn lange nicht gegen ihn aufkam. Vergebens suchte der Papst durch seinen Legaten Gregor den König als Feind der Kirche und Friedensstörer darzustellen und das Volk von ihm abwendig zu machen, die Geistlichkeit und der niedere Adel hielten zu ihm. Als jedoch Karl Robert auf sizilianischen Schiffen nach Spalatro übersetzte und im Bunde mit der mächtigen Güssinger Partei und den unzufriedenen

Großen in Kroatien zu Agram die Krönung empfing, hätte Andreas wohl schwerlich sich auf die Dauer als König zu halten vermocht. Allein er starb in jungen Jahren, 14. Jan. 1301. wie viele meinten, an Gift, ein wohlmeinender Fürst von edler Bildung, aber den stürmischen Zeiten nicht gewachsen. Mit ihm erlosch der Mannstamm des Arpadschen Geschlechts. Seine Gemahlin Agnes kehrte kinderlos zu ihrem Vater nach Österreich zurück; seine Tochter Elisabeth, einst mit dem böhmischen Königssohne verlobt, beschloß ihre Tage im Kloster.

2. Ungarn unter den Königen vom Hause Anjou.

a. Karl Robert und Ludwig der Große.

Wenn der sizilianische Fürst Karl Robert, der von seiten seiner Großmutter Die Zeit der Gegenkönige. Maria dem Hause Arpad angehörte, des Glaubens lebte, nach dem Tode des 1301–1310. Nebenbuhlers werde ihm die ungarische Krone ohne Kampf zufallen, so war er im Irrtum. Nicht nur ein großer Teil der Geistlichkeit, an ihrer Spitze der Erzbischof Johannes von Kalocsa, sondern auch mehrere Magnaten, voran der mächtige Matthäus Csak und der von der päpstlichen Partei abgefallene Güssinger Graf Johann, weigerten sich, aus der Hand des Papstes einen König anzunehmen. Wir haben die Verhältnisse Ungarns, insoweit König Albrecht von Österreich in dieselben verflochten war, an einem andern Orte beleuchtet (VII, 821 f.). Die Verfechter der nationalen Unabhängigkeit sahen sich nach einem andern Herrscher um, unter dem ihre Freiheit weniger Gefahr liefe. Sie fanden ihn in Wenzel, dem Sohne des Böhmenkönigs, dessen Mutter Kunigunde, die Enkelin Belas IV., gleichfalls dem Arpadschen Stamme angehörte. Dagegen hielt eine andre nicht minder mächtige Partei, die sich um Gregor, erwählten Erzbischof von Gran, und Paul Brebir, Ban von Kroatien, scharte, zu dem vom Papste begünstigten Prätendenten. Jene trugen den Sieg davon; der Graner Erzbischof floh nach Italien, wo er bei einem Volksaufstand den Tod 27. August. fand; sein gekrönter Schützling kehrte nach Neapel zurück; der böhmisch-polnische Königssohn Wenzel wurde in Weißenburg auf den Arpadschen Herrschersitz erhoben und nannte sich als König von Ungarn nunmehr Ladislaus. Aber die Gegner fanden eine kräftige Stütze an Papst Bonifacius VIII., der den böhmischen Fürsten und alle, welche die oberherrlichen Rechte des römischen Stuhles über das Erbe des heil. Stephan nicht anerkennen wollten, mit dem Bann belegte. Die Geistlichkeit und ein Teil des hohen Adels jedoch hielten fest an der nationalen Unabhängigkeit des Reichs und nötigten den Legaten zur Flucht. Doch war Wenzel, ein schwacher, der Wollust ergebener Jüngling, den Schwierigkeiten nicht gewachsen; auch trugen die räuberischen Kriegshaufen, die sein Vater ihm zu Hilfe sandte, dazu bei, ihm noch den letzten Rest von Sympathie zu rauben; er folgte den von den erzürnten Magyaren zurückgeschlagenen Böhmen 21. Juni 1305. in seine Heimat, wo er, von Jugend an schwächlich und durch Ausschweifungen erschöpft, bald danach starb. Aber noch immer wollte die nationale Partei von dem

päpstlichen König nichts wissen; sie wählte vielmehr Herzog Otto von Niederbayern, einen andern Enkel Belas IV. Der Kirchenfluch, ausgesprochen von den Erzbischöfen von Gran und Kalocsa, war von geringer Wirkung, da der größere Teil der niederen Geistlichkeit auf der gegnerischen Seite stand und
6. Dez. den Bannfluch auf die Häupter zurückschleuderte. Auch Otto wurde gekrönt, und der unselige Bürgerkrieg hatte seinen Fortgang.

Das Reich schien seiner Auflösung entgegenzugehen; denn nicht nur, daß die Güssinger Grafen, welche den Herzog Rudolf von Österreich, den Verbündeten der päpstlichen Partei, mit Heeresmacht bekämpften, sich an der Westgrenze, zwischen Raab und Leitha, ein Fürstentum zu gründen suchten; Matthäus Csak, nur zum Schein Ottos Anhänger, übte in Oberungarn fast königliche Gewalt, und ganz Siebenbürgen mit den reichen Silbergruben kam in die Hand des mächtigen Woiwoden Ladislaus Apor, der selbst nach der ungarischen Krone strebte. Er lockte den jungen
1306. König Otto unter dem Vorwande der Vermählung mit seiner Tochter in sein Land und hielt ihn dort gefangen. Unterdessen wütete ein furchtbarer Parteikrieg in dem herrscherlosen Land. Ofen wurde erstürmt, mehrere Stadträte hingerichtet, die ungehorsamen Geistlichen von dem Erzbischof zum Hungertod im Kerker verdammt. Endlich erzielte der päpstliche Legat, Kardinal Gentilis, durch kluge Unterhandlungen,
1308. Versprechungen und Drohungen eine Verständigung mit den Häuptern der Gegenpartei. Otto wurde seiner Haft entlassen und kehrte nach Bayern zurück. Aber Ladislaus Apor gab die Hoffnung nicht auf, seinem Eidam, dem Fürsten Milutin von Serbien, der durch seine Mutter gleichfalls mit dem Arpadschen Hause verwandt war, die Herrschaft zu erwerben und Matthäus Csak hielt sich immer noch in beobachtender Ferne. Der Siebenbürge konnte trotz des erzbischöflichen Bannfluches nicht zur Herausgabe der heil. Krone, die er dem König Otto abgenommen, bewogen werden, so daß Karl von Sizilien mit
15. Juli 1309. einer neuen Krone gekrönt werden mußte. Erst im folgenden Jahr gelang es den diplomatischen Künsten des Legaten, den Woiwoden zur Herausgabe des Nationalheiligtums
Juni 1310. und zur Huldigung zu bewegen, worauf die Krönung Karls, nunmehr zum viertenmal, in Stuhlweißenburg wiederholt ward. Matthäus Csak dagegen beharrte noch immer im Widerstand. Herr des ganzen Landstriches von Komorn bis an die Karpathen und im Besitz einer großen Streitmacht verachtete er alle Bannflüche und führte in Verbindung mit dem Palatin Gottlieb und dessen Söhnen einen verheerenden Bürgerkrieg. Bis in die Zips streiften ihre wilden Scharen, Land und Volk wie Feinde behandelnd. Mehrere Jahre lang herrschte der mächtige Graf von seiner Burg Trentschin aus in den Berggegenden wie ein selbständiger König: er ließ Geld prägen, legte Steuern auf, stellte Amtleute und Richter an. Karl, ein leichtsinniger, weichlicher Fürst, der seine Hofhaltung nach Temeswar verlegte, vergaß über Festlichkeiten und Ritterspielen die Not des Landes. Unterdessen setzten sich die Venetianer wieder in Dalmatien fest, brachten die Magnaten wieder Krongüter und freie Edelleute unter ihre Herrschaft, und der päpstliche Hof in Avignon, der das Recht der Ernennung der Bischöfe und die Hälfte aller erledigten Benefizien als Lohn seiner Hilfe davontrug, mehrte den Druck. Selbst als endlich der gewaltthätige Burgherr von Trentschin einer greulichen
1318. Krankheit erlag, kam das zerrissene Reich nicht zur Ruhe. König und Papst wetteiferten mit der hartherzigen Aristokratie in Bedrückung des Volkes: Klerus und Laien wurden von gleichen Leiden heimgesucht. Der neue Herrscher, in der Fremde geboren und erzogen, hatte für das magyarische Volk kein Herz.

Karl I. 1310–1342. Karls Regierung bezeichnet den Anfang einer neuen Periode: während

unter der Arpadenherrschaft Nation und Dynastie durch Gleichheit der Interessen aufs innigste verbunden waren und die Wohlfahrt beider Hand in Hand ging, verfolgen die Könige aus dem französisch-sizilianischen Hause Anjou ihre eignen dynastischen Pläne. War unter den Arpaden die Geschichte Ungarns wesentlich eine Geschichte der inneren Entwickelung von nomadischer Wildheit zu höherer Kultur unter Einwirkung fremder Zivilisation, so tritt nun das Magyarenreich in die abendländische Völkerfamilie ein, der es nach vielfacher Berührung mit Deutschen, Italienern und Slawen zuletzt als Vormauer und Bollwerk gegen die vordringende Türkenmacht dient. Wir haben bereits erwähnt (VII, 874), daß Karl seinem Verbündeten Friedrich von Österreich eine Hilfsschar kumanischer Reiter gegen Ludwig den Bayer zusandte, welche bei Mühldorf mitkämpfte, 1322.
und daß er im Bunde mit Johann von Böhmen durch diplomatische Künste eine Stellung in der europäischen Politik zu gewinnen suchte. Die neue Zeit kündigte sich schon in dem verfeinerten Hof- und Gesellschaftsleben an. Im Gegensatz zu den einfachen derben Sitten der Arpaden, die noch in manchen Stücken an das Lager- und Zeltleben kriegerischer Nomadenhäuptlinge erinnerten, erstand nun in Pest ein glänzender Hof mit italienischem und französischem Luxus, mit feineren Manieren und zierlichen Formen, mit einflußreichen Hofämtern, die bald das Ziel ehrgeiziger Bewerbung der hohen Aristokratie wurden. Wenn die Arpadenkönige ihre wichtigste Aufgabe darin erblickt hatten, durch Gesetze und Waffen die wachsende Magnatenmacht niederzuhalten und sich der mittleren Stände, des kleinen Landadels, der bürgerlichen Einwohner, der unteren Geistlichkeit anzunehmen, so suchte dagegen Karl die Magnaten in das ritterliche Hofleben hereinzuziehen und durch Aufstachelung ihres Stolzes, ihrer Ehrbegierde, ihrer Prachtliebe sich dienstbar zu machen. Er führte glänzende Wappenschilder ein, die von dem hohen Adel als Embleme ihres Standes gewählt und ihren Fahnen aufgeprägt die Kennzeichen ihres Namens wurden. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, bei Hof, bei Turnieren und Ritterspielen mit ihren glänzenden Abzeichen sich zu brüsten, ihre Burgmannen, in eigne Fähnlein oder Banderien geschart, ins Feld zu führen. Dabei war Karl auch beflissen, die geschwächten Reihen der königlichen Wehrmannschaft zu ergänzen: kräftige Burgknechte wurden in den freien Ritterstand erhoben; aus kumanischen Pfeilschützen bildete er die gefürchtete Kriegsschar der Jazygier, und als der Papst die Erhebung des Türkenzehnten von den geistlichen Gütern gestattete, führte der König einen beträchtlichen Teil davon der Staatskasse zu und erlangte so größere Mittel für das Heer und für seine Hofhaltung.

Karls ganzes Streben ging darauf hinaus, im Inneren dem Stolze der Nation zu schmeicheln, im Auslande derselben größeres Ansehen zu verleihen. Es schmerzte ihn sehr, daß bei König Roberts Tod der Papst seine Ansprüche auf Neapel und Salerno nicht unterstützte; doch hoffte er durch die Vermählung seines jüngeren Sohnes Andreas mit der Königin Johanna seine dynastischen Rechte zu wahren. Wie tragisch

dieser Ehebund endigte, haben wir früher erfahren (S. 319). Aber auch in Ungarn selbst fühlte er noch hier und da die Nachwirkungen der alten Parteileidenschaften. Felician Zach, einst Genosse von Matthäus Csak, dann unter des Königs vertraute Räte gewählt, wurde durch Kasimir von Polen, der Königin Bruder, der wegen eines Bündnisses an den ungarischen Hof zu Pest gekommen war und sich in die schöne Tochter Zachs, Klara, verliebt hatte, in seiner häuslichen Ehre gekränkt. Wutent-
1330. brannt überfiel er die königliche Familie in Wissegrad an der Mittagstafel, verwundete Karl und seine Gemahlin, welche die Leidenschaft des Bruders gefördert hatte, und wurde nur durch das schnelle Einschreiten der Dienerschaft, die den kühnen Frevler in Stücke hieb, an der vollständigen Ausführung seines Mordplanes verhindert. Die gräßliche Rache, die darauf an dem ganzen Geschlecht geübt wurde, war noch ein Rückfall in die Barbarei früherer Jahre. „Der gevierteilte Leichnam Felicians ward nach verschiedenen Städten geschickt, die unselige Klara unter furchtbarer Verstümmelung im Lande umhergehetzt, ihr jüngerer Bruder an einen Roßschweif gebunden und über Äcker und Straßen umhergeschleift, bis der entseelte Leichnam ein Fraß der Hunde wurde; alle Verwandten bis ins dritte Glied wurden zum Tode und Verlust der Güter, entferntere Deszendenten zu ewiger Knechtschaft verdammt." Der ganze Adel hatte seinen blutdürstigen Anteil an dieser unmenschlichen Rachsucht. Ganze Scharen der verfolgten Familie Zachs wanderten nach Polen aus, wo ihnen Kasimir, wohl im Bewußtsein seiner Schuld, eine Freistätte gewährte. Bald nachher erlitt Karl auch einen Unfall im Krieg, als er auf Anstiften des feindselig gesinnten Woiwoden von Siebenbürgen den walachischen Fürsten Michael Bazarad (Bessaraba) ohne gerechte Ursache mit den Waffen angriff. Bei unvorsichtigem Vordringen in einer Thalschlucht eingeschlossen, wurde der größte Teil des Heeres niedergehauen.

Karls letzte Regierungszeit und Ausgang.

Die letzten Regierungsjahre beschäftigten Karl diplomatische Unterhandlungen, welche seinem Hause eine große Zukunft bereiteten. Er unterstützte seinen Schwager Kasimir von Polen wiederholt in schwierigen Lagen bald mit den Waffen, bald mit seiner gewandten Vermittelung und gewann sich dessen Gunst in solchem Grade, daß der kinderlose Fürst alle Hebel in Bewegung setzte, um dem ungarischen Thronerben Ludwig auch die Nachfolge in Polen zu verschaffen. Zugleich knüpfte er mit dem mächtigen Luxemburger Haus in Böhmen, Mähren und Schlesien Bande der Freundschaft und Verwandtschaft, die seinem Geschlechte zum Vorteil gereichten. Geehrt als das Haupt der Familie Anjou, war Karl von Ungarn einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit: sein Wort fand Beachtung von der sizilianischen Meerenge bis an die Mündungen der Weichsel. Unermüdlich war er bestrebt, das ungarische Volk der Vorteile der abendländischen Kultur teilhaftig zu machen: er ordnete das Steuerwesen, indem er die alten, teilweise in Verfall geratenen Bestimmungen auf Grund anderweitiger Erfahrungen reformierte; er verbesserte die Münzprägung, beschützte und begünstigte die Kaufmannschaft und das Städtewesen und beförderte Handel und Verkehr; er führte einen ordentlichen Rechtsgang ein nach italienischem und französischem Muster und untersagte die Gottesurteile; nur den gerichtlichen Zweikampf, der zu tief in dem kriegerischen Geiste der Nation wurzelte, mußte er bestehen lassen. Wie ganz anders sah es in Ungarn aus, als Karl nach langer

Regierung in Wissegrad, seiner gewöhnlichen Hofburg, aus der Welt schied und zu Stuhlweißenburg mit großen Feierlichkeiten beigesetzt ward! Und welchen Rang sollte das alte Arpadenreich erst einnehmen, als Karls Erstgeborner Ludwig den Thron des Vaters bestieg und während einer vierzigjährigen Regierung nach innen und außen so glorreich waltete, daß die Geschichte ihn mit dem Beinamen des Großen ehrte. Juli 1342.

Kaum hatte Ludwig durch billige und gerechte Anordnungen die in Siebenbürgen herrschende Unzufriedenheit ausgeglichen, die sächsischen Gemeinden durch Bestätigung ihrer alten Privilegien zufriedengestellt und von dem Walachenfürsten den Eid der Treue und die Huldigung empfangen[1], so sah er sich durch die Vorgänge in Neapel, die wir in den früheren Blättern (S. 341) kennen gelernt, in die italienischen Wirren hineingezogen und zu mehreren Feldzügen in das südliche Apenninenland gezwungen. Freilich trug Ludwig von diesen Feldzügen außer dem Bewußtsein den blutigen Schatten seines Bruders gerächt zu haben, keine Vorteile davon, da die päpstliche Politik und die italienische Staatskunst seine Eroberungspläne vereitelten; aber für die ungarische Nation waren diese Kriegsunternehmungen doch nicht fruchtlos. Mit welchem Erstaunen mögen die jungen Edelleute und Ritter in Italien auf die vornehmen Städte und Bauwerke, auf die eleganten Formen der höheren Stände, auf das reiche Industrie- und Gesellschaftsleben, auf den herrlichen Anbau der Fluren und Hügel, auf das entwickelte Staatswesen in den Stadtrepubliken geblickt haben! In der Apenninischen Halbinsel sahen und lernten die Magyaren Dinge, auf die sie bei ihrem einheimischen Umhertreiben schwerlich gekommen sein würden. „Allgemeine Kultur und Lebensgenuß nahmen daher sichtlich zu, und man bemerkt als ein Beispiel des steigenden Landbaues, daß zuerst während Ludwigs Regierung die Berge von Tokay mit Reben bepflanzt worden.“ In Ludwig selbst erscheinen „italienische Kultur und wahre Magyarenkraft auf höchst seltene Weise vereinigt, und man weiß nicht, ob der Kriegsheld oder der Regent höhere Bewunderung verdient“. Ludwig der Große. 1342–1382. Die italienischen Feldzüge.

Von Neapel zurückgekehrt zog der König gegen die Litauer, welche Polen verheerend durchschwärmt und Galizien erobert hatten. Er besiegte die wilden Gäste in der Feldschlacht, gewann das Land dem Reiche zurück und setzte den gefangenen Fürsten nur unter der Bedingung in Freiheit, daß er den Christenglauben annehme und ihn bei seinem Volke einführe. Ebenso siegreich waren seine Waffen gegen die Tataren in der Moldau. Nachdem ihr Fürst Atlamos im heißen Kampf Sieg und Leben verloren, warf Ludwig die Feinde weit nach Osten zurück und eroberte die Moldau; und als sie im folgenden Jahr sich mit den Litauern zu einem neuen Kriegszug verbanden, fügte er beiden eine zweite Niederlage bei, zwang den Sohn des gefallenen Atlamos zum Treueid und zum Tribut und sicherte Polen, auf das ihm die Anwartschaft zustand, gegen weitere Einfälle. In den nächsten Jahren machte er die Walachen zinspflichtig, brachte Ludwigs Eroberungen. 1351. 1352. 1353.

Rotrußland in seine Gewalt, setzte einen Klientelfürsten als Herzog darüber und machte glückliche Kriegszüge gegen Bosnien und Serbien. Alle diese Unternehmungen im Norden und Osten trugen den Charakter von Kreuzzügen, da sie zugleich die Verbreitung des Christentums zum Zwecke hatten, daher auch der Papst den König gern mit geistlichem Segen und kirchlichen Indulgenzen dabei unterstützte und die christlichen Fürsten zu seiner Unterstützung aufforderte. Auch sah der heil. Vater es lieber, daß der mächtige Magyarenkönig seine Waffen an den Dnjestr und an die Weichsel trug, als daß er die Venetianer aus dem Besitze der dalmatischen Städte drängte und sich in Istrien festsetzte.

Dalmatien. Aber auch dies mußte der Papst geschehen lassen. Als Ludwig Treviso einnahm und im Bunde mit dem Patriarchen von Aquileja und den Herren von Carrara das Gebiet der Republik von San Marco bedrohte, räumten die Venetianer Zara und Spalatro und verzichteten nach mehreren Kriegen auf Dalmatien, das sie in früheren Jahren mit so großer Anstrengung in ihre Gewalt zu bringen gestrebt. Und wie gern 1382. räumten sie endlich in einem Friedensvertrag die ganze Küste bis Durazzo herab, wie gern versprachen sie dem Ungarnkönig noch einen jährlichen Tribut von 7000 Dukaten, um nur seine Allianz mit den Genuesen zu trennen, die ihnen so gefährlich war! Der steigende Handelsverkehr mit Ungarn brachte der regsamen Kaufmannstadt reichliche Entschädigung für die Opfer (S. 407 f.).

Ludwigs Machtstellung. Als Ludwig nun bei dem Tode seines Oheims Kasimir auch König von Polen wurde, erstreckte sich sein Reich vom Ausfluß der Weichsel bis zur Adria und von den Westküsten des Pontus bis an den Saum der Ostsee, und alle Völker, die zwischen diesen drei Meeren wohnten, wie verschieden sie auch waren an Sprache, Kultur, Sitten und Religion, beherrschte er mit solchem Ansehen, daß er an der Weichsel, wie an der Save gleich geliebt und gefürchtet war. Obwohl von ganzer Seele dem magyarischen Wesen und den Überlieferungen seines Volkes zugethan, ehrte er doch mit gerechtem Sinn die Freiheiten der dalmatischen Städte wie die Gesetze, Gewohnheiten und nationalen Eigentümlichkeiten der slawischen Völkerschaften, die unter seinem Zepter vereinigt waren. Ganz besonders aber begünstigte er die deutsche Kolonisation, in der er eine Hauptquelle des Wohlstandes und der Kultur für die Ostländer erblickte. Mit Sorge mochte ihn dagegen die aufstrebende Macht der osmanischen Türken erfüllen, die während seiner Regierung bereits ihren Eroberungszug in den unteren Donauländern begannen, aber weder der Ehrenrang eines Feldhauptmanns der Christenheit, womit ihn der Papst auszeichnete, noch die dringenden Hilfegesuche der Byzantiner vermochten ihn zum voreiligen Kampf gegen diesen unheimlichen Feind zu verleiten.

Legislatorische Thätigkeit des Königs. Hat Ludwig der Große im Felde wie in der auswärtigen Politik eine hervorragende Stellung behauptet, so war er nicht minder ausgezeichnet als Gesetzgeber und Staatsordner im ungarischen Reiche. Eingedenk des Berufes, der den Königen seit Stephans Tagen als heilige Regentenpflicht oblag, war er eifrig bemüht, dem abendländischen Christentum den endlichen Sieg und die dauernde

Herrschaft in seinem ganzen Reiche zu verschaffen. Wir wissen, daß seine Feldzüge nach Osten gegen die Serben, Bosnier, Walachen ebensowohl der Verbreitung der römischen Kirche als der Mehrung seiner Herrschaft galten; und vermochte er auch nicht die Ketzereien der Patarener zu unterdrücken oder das griechische Glaubensbekenntnis zu verdrängen, so gelang ihm doch die Bekehrung der Kumanen und die Ausrottung des Heidentums. Ludwigs religiöser Eifer, der in seinem ritterlichen, romantischen Charakter begründet lag, verlieh dem christlichen und kirchlichen Leben mehr Wärme und Innigkeit, und „des Glaubens äußere Zeichen standen in schönem Einklang mit der Reinheit seines Herzens". Viele fromme Stiftungen haben seinen Namen auf die Nachwelt gebracht. Selbst für die strenge Maßregel der Judenvertreibung mögen die Motive nicht minder in seinem christlichen Eifer als in seiner Politik gesucht werden. Die Wucherkünste derselben waren unter den Arpaden dem Gemeinwohl des Staats zu verschiedenen Zeiten so verderblich gewesen, daß er seinen Nachkommen jede Versuchung, auf drückende Weise ihre Kammergefälle zu mehren, von Grund aus entziehen wollte. Doch behielt er nichts von ihren Reichtümern zurück. Rechtlicher als andre Fürsten bei ähnlichen Gelegenheiten ließ er sie ziehen mit allen Schätzen, die sie durch Handel oder Wucher erworben hatten; sie verloren sich nach Österreich oder Böhmen. Bei den legislatorischen Arbeiten weltlichen Charakters hatte Ludwig den Vorteil, daß er auf dem unter den Arpaden gelegten Grunde weiterbauen und die von seinem Vater eingeschlagene reformatorische Bahn verfolgen konnte. Indem er, auf einem großen Reichstag zu Ofen, „die 1351.
Goldene Bulle" des zweiten Andreas bestätigte, mäßigte er an der Hand des abendländischen Lehnsystems das unbeschränkte Eigentumsrecht des Adels dahin, daß die Allodialgüter wohl auf die Kinder und Verwandte als freies Erbe übergehen, nicht aber von den Besitzern willkürlich und ohne vorausgegangene königliche Erlaubnis durch Schenkung oder Verkauf veräußert werden dürften, und daß die Güter aussterbender Familien an die Krone fallen sollten.

Bei dieser Bestimmung hatte der König den Zweck, das Familiengut, auf welchem die Pflicht der Kriegsfolge lastete, vor Zersplitterung oder vor dem Übergang in die tote Hand zu bewahren, damit die Magnaten mit zahlreichen „Banderien" dem königlichen Aufgebote Folge leisten könnten. Hätte Ludwig noch die Geschlossenheit und Unteilbarkeit der Erbgüter durchzuführen vermocht, so wäre auch in Ungarn eine Lehnsmonarchie entstanden, die bei dem kriegerischen und ritterlichen Naturell der Nation unter kraftvollen Herrschern einen starken Militärstaat begründet haben würde. Einer solchen tiefgreifenden Ummwandlung des bisherigen Gewohnheitsrechts aber widerstrebte der Geist der Nation und das Herkommen. Nicht nur, daß die Güter unter die Söhne geteilt werden durften, auch den Töchtern sollte der vierte Teil zufallen. Diese Rechtsbestimmung, die Grundlage der ungarischen „Avitizität", hatte übrigens für die Krone den Vorteil, daß sie der großen Übermacht des hohen Adels und der Häufung eines ausgedehnten Grundbesitzes in der Hand einzelner Familien und Geschlechtshäupter eine Schranke setzte, die Herausbildung mächtiger Feudalherrschaften erschwerte und die Kluft zwischen Magnaten und niederem Adel verminderte; und damit diese Kluft

allmählich ganz schwinde und dem königlichen Kriegsherrn eine größere Militärmacht zu Gebote stehe, dehnte Ludwig die Privilegien, welche früher nur den großen Grundherren zukamen, die unmittelbar unter des Königs Aufgebot und Gericht standen, auch auf die kleineren adligen Gutsbesitzer aus, welche bisher im Gerichts- und Heerbann des Burggrafen oder Obergespan gewesen. Beiden früher geschiedenen Adelsklassen sollten nun dieselben Rechte und Freiheiten zustehen. Damit aber zugleich der geringere Edelmann den durch die Rangerhöhung vermehrten Kosten und Lasten gewachsen sei, wurde auf demselben Reichstag den Bauern die Abgabe des neunten Teiles vom Jahresertrag ihrer Güter auferlegt, die Niederlassung und Übersiedelung von der Erlaubnis ihrer Herren abhängig gemacht und alle Gutshörigen an das Gericht ihrer geistlichen oder weltlichen Patrone gewiesen. Wenn diese wichtigen Gesetze neben der guten Seite, der Kräftigung des königlichen Ansehens, der erhöhten Wehrhaftigkeit der Nation, der Ausgleichung der Rivalität unter den Adelsklassen, auch Nachteile hatten, indem sie den Bauernstand, der in Ungarn sich bisher einer freieren Stellung erfreute als in den meisten andern Ländern, in bezug auf Gericht und Besteuerung an die geistliche oder weltliche Gutsherrschaft wiesen, auch mehr den Adel und das Kriegswesen als die Industrie und die materiellen Interessen des Reichs berücksichtigten, so trugen dagegen andre Bestimmungen des Königs ganz das humane Gepräge seines Geistes. Dahin gehört die strenge Durchführung des schon von seinem Vater erlassenen Verbotes aller Gottesurteile, und vor allem das Gesetz, daß bei großen Verbrechen nur die Schuldigen selbst, nicht aber ihre Kinder und Angehörigen bestraft werden sollten. Auch bestimmte er genau die Grenzen zwischen geistlicher und weltlicher Gerichtsbarkeit und schützte den Laien vor klerikalem Zwang mittels Kirchenbannes.

Charakter und Resultate seiner Regierung.

Als eine Wirkung der Züge nach Italien darf man das Interesse betrachten, das Ludwig der Hebung der Wissenschaft und des städtischen Lebens widmete. In Fünfkirchen wurde eine hohe Schule begründet und nicht nur Ofen, wohin er die königliche Residenz von Wissegrad verlegte, sondern auch eine Reihe andrer Städte erhielten durch ihn mancherlei Rechte und Freiheiten; die Gewerbthätigkeit blühte auf und die städtische Verwaltung gewann durch Einführung der Zunfteinrichtung an innerer Festigkeit und gesetzlicher Ordnung. Dafür mußten die Städte freilich auch nicht selten durch bedeutende Abgaben den Bedürfnissen des Königs abhelfen. Denn die glänzende Hofhaltung und das liberale und großmütige Wesen des ritterlichen, galanten Königs, verbunden mit den Feldzügen und der diplomatischen Vielgeschäftigkeit verursachten ihm große Ausgaben und brachten ihn häufig in Geldnot. Und wie bei Hofe, so gab sich auch bei der gesamten Nation ein Umschwung kund, der in dem gehobeneren Gesellschaftsleben, in der gesteigerten Bildung, in der Entwickelung und Regsamkeit aller Kräfte zu Tage trat. Durch die Vereinigung vieler Länder und Völkerschaften unter Ludwigs Zepter nahm der Handel größere Dimensionen an, und der König war eifrig bemüht, durch Sicherung der Straßen, durch Verträge mit dem Auslande, durch Erleichterung der Niederlassung fremder Kaufleute dem Warenumsatz größere Kreise zu schaffen und den Verkehr zu beleben. Seitdem der morgenländische Handel der Venetianer durch die Türken zur See gefährdet ward, wurden die ungarischen und sieben-

bürgischen Städte, besonders Kronstadt, Hermannstadt und Bistriz, ihre wichtigsten Märkte und Warenlager. Solide Münzprägung schuf Vertrauen und Kredit; Handelsprivilegien und Monopole mehrten die königlichen Einnahmen und bereicherten einzelne Firmen. Aber während durch die Anjous das ganze Reich in die Reihe der europäischen Kulturstaaten eingeführt ward, verlor das alte nationale Wesen und volkstümliche Leben der Magyaren an innerer Kraft und Regsamkeit; die fremden Sitten und Bildungsformen drängten das Heimische und Naturwüchsige in den Hintergrund; unter dem äußeren Glanze und der feineren Lebensweise, die über den Hof und die höheren Stände ausgegossen war, trat die altmagyarische Natur und Eigentümlichkeit zurück. In dieser Beziehung, sagt ein ungarischer Historiker, glich Ludwigs des Großen Regierung dem Nordlicht, welches durch seinen großartigen Schimmer zur Bewunderung hinreißt, aber mit seinem Strahl nicht erwärmt, nicht belebt.

b. König Siegmund und seine nächsten Nachfolger.

Einen noch höheren Glanz erhielt Ludwigs Regierung durch die Stürme, Aufruhr und Parteiung.
die nach seinem Hingang über das Reich hereinbrachen und das Volk aus der lange genossenen Ruhe unsanft aufstörten. Wir haben früher der Ereignisse gedacht, welche in den drei Jahren, als die beiden Königinnen Elisabeth und Maria das Regiment führten und Karl von Durazzo von einer Partei unzufriedener und aufrührerischer Großen zur Krönung geführt ward, den Herrscherpalast zu Ofen erfüllten (S. 345 f.). Kaum war König Karl II. im Kerker zu Wissegrad seinen Wunden erlegen, so erhoben seine Anhänger, an ihrer Spitze Johann 24. Febr. 1386.
Horváthy mit seinen Brüdern und Johann Palisnay, die Fahne der Empörung: die Urheber der Blutthat, Gara und Forgacs, wurden samt den in ihrem Geleite befindlichen Königinnen in Diakovar überfallen und nach verzweifelter Gegenwehr getötet; ihre Häupter sandte man an Karls II. Witwe nach Neapel; die beiden Königinnen, Mutter und Tochter, wurden in dem dalmatischen Küstenschloß Novigrad gefangen gehalten, bis sich ihre Geschicke in verschiedener Weise erfüllten. Die verwitwete Königin Elisabeth wurde im Kerker vor den Augen ihrer Tochter durch Palisnay erdrosselt und ihr Leichnam über die Festungswerke hinabgeworfen, Maria dagegen auf nachdrückliche Verwendung der Republik Venedig in Freiheit gesetzt und zu ihrem Gemahl Siegmund geleitet, der, aus Böhmen herbeieilend, auf der Krönungsstätte zu Stuhlweißenburg als König 1387.
anerkannt und geweiht ward.

Aufruhr und Bürgerkrieg dauerten jedoch noch lange fort und brachten das Reich um die Früchte von Ludwigs glorreicher Herrschaft. Nicht nur, daß Horváthys Partei, im Verein mit dem Fürsten von Bosnien, Dalmatien und Kroatien im Aufstand hielt, Marias Schwester, die Polenkönigin Hedwig, und ihr Gemahl Wladislaus II. Jagello suchten Galizien und die Moldau von Ungarn loszureißen, und an der Ostgrenze tobten die Türken mit kriegerischem Ungestüm.

Siegmund und seine Gegner. Selbst als endlich der Aufruhr in Dalmatien und Kroatien nach dem Tode Palisnays und nach der grausamen Hinrichtung der Horváthy niedergeworfen war (1392), fand Siegmunds Regiment noch viele Gegner. Wir haben diesen mächtigen, länderreichen Fürsten bei andern Gelegenheiten kennen gelernt: der leidenschaftliche, eigenwillige Charakter, die leichtfertigen Sitten, die Vorliebe für Fremde, welche er allenthalben den Eingebornen vorzog, die selbstherrliche Überhebung des ausländischen Gewalthabers reizten die auf ihre nationale Selbständigkeit eifersüchtigen Magyaren
17. Mai 1395. zur Unzufriedenheit. Namentlich in den Forsten Syrmiens sammelten sich die edlen Häupter der nationalen Partei. Endlich gelang es einem der Diener Siegmunds sie
1393. durch tückische List an sich zu locken und dann treulos zu überwältigen und mit Ketten belastet nach Ofen zu führen. Als sie dort vor den König gebracht wurden, öffnete keiner unter ihnen den Mund zum Gruße, ehrte ihn keiner durch Neigung des Hauptes oder Kniebeugung. Ihr stummer Trotz versetzte Siegmund in solche Wut, daß er sie, einunddreißig an Zahl, ohne gerichtliches Verhör und Urteil sogleich nach dem Platze des heil. Georg schleppen und in seiner Gegenwart enthaupten ließ. Stephan Konth Herdervary, der Sohn des zu Ludwigs Zeiten verdienten Palatins, legte, als die Reihe an ihn kam, den Kopf rückwärts auf den Block. „Hundertmal," rief er, „habe ich dem Tod ins Auge geschaut und fürchte ihn auch jetzt nicht." Sein Knappe Czoka brach darüber in Wehklagen aus; Siegmund sprach tröstend zu ihm: „Weine nicht, mein Sohn, fortan werde ich dein Herr sein und dir mehr als der vorige geben." Da verwandelte sich die Trauer des treuen Dieners in Wut gegen den Mörder seines Herrn. „Dir böhmischen Schweine werde ich nie dienen," rief er, und wurde der zweiunddreißigste, dessen Haupt an diesem schrecklichen Bluttage fiel. „Das waren die Edlen," schreibt der Chronist, „welche unsre Zeit die zweiunddreißig Helden nennt, die lieber starben, als unter einem König, den sie nicht mochten, leben wollten. Ihr Tod hat die Funken, welche unter der Asche glimmten, zwischen Ungarn und Siegmund zu hellen Flammen angefacht; er hat dessen Regierung bis zum letzten Tage aller Sicherheit beraubt." Die Gährung wuchs noch bedrohlich, als die edle Königin Maria, der Siegmund allein seine Erhebung auf den ungarischen Thron zu verdanken hatte, ohne Kinder aus der Welt schied und sowohl die jüngere Schwester Hedwig und ihr Gemahl Wladislaus, als König Ladislaus von Neapel, gestützt auf ihre Abstammung vom Geschlechte der Arpaden, Erbansprüche geltend machten. Selbst während des
1396. großen Feldzugs wider die Türken, den Siegmund 1396 mit der abendländischen Kriegsmacht unternahm, wütete der Faktionsgeist fort; ein Anhängrr der Ladislausschen Partei, Stephan Laczkycz, ward beschuldigt, durch voreilige Flucht das große Unglück von Nikopoli hauptsächlich verschuldet zu haben. Als er nach der Rückkehr seine Umtriebe in der Heimat fortsetzte, ließ ihn Siegmund während eines Reichstags, für den
1398. er ihm sicheres Geleit verbrieft hatte, samt seinen Gefährten treulos festnehmen und enthaupten.

Siegmund in Haft. Aber durch solche blutige Maßregeln waren die Gegner nicht zu schrecken und gefügig zu machen: als Siegmund bald darauf nach Krakau reiste, um sich mit dem Polenkönig Wladislaus über ein gemeinsames Vorgehen zur Beendigung des Schismas zu verständigen und an festlichen Turnieren sich ergötzte, traten mehrere feindlich gesinnte Magnaten, voran der Graner Erzbischof, Johann Kanizsay, früher ein Anhänger Siegmunds, und die beiden Beuvek, Diet-
April 1401. rich der Palatin und Emmerich, der Prior von Vrana, in einen Bund zusammen, um einen andern König zu wählen. Selbst Siegmunds Günstlinge, die

Stibor, Cilli, Gara u. a., schlossen sich, von der Aussichtslosigkeit jedes Widerstandes überzeugt, der mächtigen Verschwörung an. Auf diese Nachricht eilte Siegmund nach Ofen zurück. Bald erschienen die Verschwornen unter dem Vorwande einer Beratung auf dem Schlosse, warfen dem König alle seine Rechtsverletzungen und Bluttthaten vor und erklärten ihn für ihren Gefangenen. Er wurde zuerst nach Wissegrad gebracht, dann unter die Aufsicht der Gara gestellt. Hätte man sich damals in Ungarn über die Wahl eines Königs einigen können, oder wäre Ladislaus von Neapel in der Lage gewesen, dem Rufe seiner Getreuen Folge zu geben, so hätte die Welt das Schauspiel erlebt, daß fast um dieselbe Zeit die beiden luxemburgischen Brüder Wenzel und Siegmund ihrer Throne entsetzt worden wären; aber über dem Streit, ob man dem polnischen oder dem neapolitanischen Prätendenten die Krone zuwenden solle, fand die Gegenpartei Zeit, sich zu erholen und ihre Kräfte zu mustern, zumal da Wladislaus kein großes Verlangen zeigte, sich in das wilde Treiben der ungarischen Adelsfaktionen zu mischen, und der Neapolitaner durch das Beispiel seines Vaters gewarnt, sich keiner persönlichen Gefahr aussetzen wollte. So gelang es dem gewandten Nikolaus Gara, der den schlauen Vermittler spielte und durch die Reichtümer Cillis und das Waffenglück des polnischen Grafen Stibor unterstützt ward, einen Vertrag zustandezubringen, kraft dessen Siegmund nach achtzehnwöchiger Gefangenschaft die Freiheit erhielt, dafür aber den Urhebern derselben Amnestie zusicherte.

Doch fehlte viel, daß damit aller Streit ein Ende gehabt hätte und die Ruhe zurückgekehrt wäre. Die großen Ehren und Reichtümer, welche die Häupter der königlichen Partei von dem dankbaren Herrscher zum Lohn erhielten, reizten die Eifersucht der andern; denn bereits hatte der Parteikampf einen persönlichen Charakter angenommen, gegen den die höheren Fragen des Rechts, der Verfassung, der nationalen Freiheit in den Hintergrund traten: jede Faktion suchte über die andre den Vorrang zu erlangen und der königlichen Gnade näher zu kommen. So geschah es denn, daß in den ersten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts, als Siegmund durch die Wirren im Deutschen Reich in Anspruch genommen war und König Ladislaus im Bunde mit dem Papste in Italien eine hohe Machtstellung erlangt hatte (S. 348), seine Parteigänger aufs neue die Hoffnung faßten, schließlich doch noch die Krone auf die neapolitanische Linie der Anjous zu pflanzen, zumal da Siegmund durch willkürliche Verfügung über die Erbfolge die nationale Eifersucht der Magyaren gereizt hatte. Neue Parteiung.

Als Ladislaus in Dalmatien landete, wurde er in den südlichen Landschaften zum König ausgerufen. Die alten Anhänger scharten sich unter seine Fahne und der Papst suchte seine Sache durch Rundschreiben an die Geistlichkeit zu fördern. Allein Ladislaus trug Scheu, in das eigentliche Ungarn vorzudringen, während Siegmunds Anhänger, besonders der tapfere Stibor, große Thätigkeit entfalteten und das Glück an ihr Banner hefteten. Als daher Siegmund, die blutigen Maßregeln früherer Jahre vermeidend, einen Gnadenbrief ausgehen ließ, worin er allen, welche die Waffen bis zu einer bestimmten Zeit niederlegten Siegmund als König anerkannt. 1403.

und zum Gehorsam zurückkehrten, Amnestie verhieß und zugleich dem Adel das Versprechen gab, in Zukunft nach den Gesetzen des Landes zu regieren und sich aller Willkür zu enthalten, legte sich allmählich die oppositionelle Bewegung; Ladislaus kehrte nach Italien zurück und die Ungarn fügten sich der Herrschaft Siegmunds. Das Land war müde des wüsten Treibens der egoistischen Adelsfaktionen, und auch der König war durch die Erfahrungen der Vergangenheit milder und gemäßigter geworden. Daher herrschte von nun an ein besseres Einvernehmen zwischen Fürst und Volk: die Magyaren gewöhnten sich an das Regiment des Luxemburgers, der auch in zweiter Ehe eine Tochter des Landes zu seiner Gattin erhoben; es war Barbara aus dem Geschlechte der Cilli, welches Siegmund zum Lohne seiner treuen Dienste mit dem fürstlichen Range schmückte und mit großen Reichtümern ausstattete, und alles freute sich, als er in der Folge den ritterlichen Herzog Albrecht von Österreich, dem er seine Tochter Elisabeth in die Ehe gab, zu seinem Erben und Nachfolger in Ungarn bestimmte.

Reform der Verfassung. Diese Jahre der inneren Ruhe benutzte Siegmund zu Reformen, welche das gesunkene Ansehen des Königtums stärken, die öffentliche Sicherheit und die Wehrhaftigkeit des Landes fester begründen und die Verfassung mit den Zeitverhältnissen mehr in Übereinstimmung setzen sollten. Zu dem Zweck suchte er durch Hebung der landständischen Versammlungen die Gesamtheit der Nation zur Teilnahme an dem öffentlichen Leben heranzuziehen und für des Reiches Not und Nutzen empfänglicher und dienst-
1404. williger zu machen. Nachdem er auf einem Reichstag zu Preßburg energische Maßregeln gegen die feindselige Haltung des Klerus und die Umtriebe der päpstlichen Agenten ergriffen, traf er, auf Grund der von Ludwig dem Großen angebahnten
Heeresorganisation. Heeresorganisation, zweckmäßige Anordnungen zur Landesverteidigung, indem er die dafür zu leistenden Dienste möglichst gerecht auf die Stände verteilte. Um den plötzlichen Angriffen der Türken Widerstand bieten zu können, mußten viele Städte und Burgen durch ständige Besatzungen in wehrhaften Stand gesetzt werden. Dazu gebrauchte Siegmund vorzugsweise den niederen Adel, der unter des Königs eignem Banner (Banderium) vereinigt und dem Gesichtskreise der Komes enthoben eine Art stehendes Heer bildete, das von den Magnaten und ihrem Dienstgefolge unabhängig nur dem königlichen Aufgebot folgte. Und sowenig es auch in Siegmunds Macht und Willen lag, den hohen Adel und seine Banderien zu schwächen, so sehr vielmehr seine übergroße Freigebigkeit gegen die Gara, Cilli, Stibor, Frangepani, Kanizsay und andre ihm ergebene Häuser zur Mehrung der Macht der großen Geschlechter beitrug, so konnte er doch jetzt über eine eigne Streitmacht gebieten, welche den in der Regel zwieträchtigen Adelsfaktionen mehr als gewachsen war und ihm ebenso schnell zur Unterdrückung innerer Empörungen als gegen äußere Feinde zu Dienst stand.

Reichsstände. Dazu waren aber größere Ausgaben erforderlich, die nur durch die gemeinsamen Anstrengungen aller Stände und vor allem durch Heranziehung der städtischen Kommunen zu den Reichsversammlungen aufgebracht werden konnten. Siegmund entschloß sich daher zu einem für das ungarische Staatsleben ebenso neuen als kühnen Schritt:
1405. auf einem Nationalkonvent, zu dem er neben den Prälaten, dem hohen und niederen Adel auch Abgeordnete der Städte berief, wurde der Grund zu einer vollständigen Nationalrepräsentation gelegt. Indem er die Zahl der königlichen Freistädte mehrte, ihnen eigne Verwaltung und Gerichtsbarkeit verlieh, aber auch bestimmte Abgaben und Leistungen für die königliche Kammer wie für die Bedürfnisse des Hofes auferlegte

und ihnen das Recht einräumte, ihre Vertreter zu den regelmäßigen Reichstagen abzuordnen, erhob er das Bürgertum, obwohl es großenteils aus fremdländischen Elementen zusammengesetzt war, zu einem wichtigen Faktor des Staatslebens. Mit dem niederen Adel der Komitate, der gleichfalls durch gewählte Deputierte sich vertreten ließ, in den meisten Fragen durch Gleichheit der Interessen verbunden, bildeten diese Abgeordneten, vorzugsweise als „Stände" bezeichnet, ein natürliches Gegengewicht gegen die Prälaten, großen Barone und Reichswürdenträger, die den Namen „Magnaten" führten; und wenn auch diese fürstlichen Männer der „Magnatentafel" noch längere Zeit als Stamm und Kern der Nationalkonvente angesehen wurden, so legte doch Siegmund durch diese Neuerung den Grund zu einem verfassungsmäßigen landständischen Körper, durch dessen Einfluß die Macht der Oligarchie ermäßigt, durch dessen Anhänglichkeit, politisches Gewicht und Geldkraft der Thron befestigt werden konnte. Zugleich gewährte Siegmund volle Freizügigkeit, so daß alle Gutsunterthanen das Recht hatten, sich in Städten niederzulassen und an deren Rechten und Freiheiten teilzunehmen. Dadurch nahm die bürgerliche Bevölkerung einen bedeutenden Aufschwung, der wieder auf die Verhältnisse zu den Gutsherren eine rückwirkende Kraft ausübte. Daß bei alledem die „Stände" gegenüber den hohen Baronen, Reichsräten und Prälaten an der „Staatentafel" von geringem Einfluß waren, hatte seinen Grund hauptsächlich darin, daß Siegmund die deutsche Bevölkerung der königlichen Städte in ihrer Sonderstellung ließ, daher in Ofen und andern Städten die deutsche Bevölkerung häufig mit der ungarischen in Fehde lag, und sodann darin, daß der niedere Adel seine Anliegen meist auf besonderen Komitats-Landtagen verhandelte und daher die Reichstage größtenteils nur von den Magnaten besucht wurden. Auch suchte Siegmund *Ungarn geeinigt.* durch strenge Strafgesetze gegen Raub, Selbsthilfe und Gewaltthätigkeit die Rückkehr der anarchischen Zustände früherer Jahre zu hindern und den Landfrieden aufrecht zu halten. Diesen Maßregeln und dem Beistand mehrerer getreuen Adelsgeschlechter, besonders der Gara, Cilli, Zeng u. a. war es zu verdanken, daß während der Jahre, da die Wirren im Deutschen Reich und in der Kirche Siegmund in Anspruch nahmen und ihn auf einen andern Schauplatz riefen, in Ungarn die Ruhe nur wenig gestört ward, daß Kroatien und Dalmatien (mit Ausnahme von Zara, welches Ladislaus den Venetianern verkauft hatte) wieder mit dem Königreich vereinigt wurden und daß auch Bosnien, nach einem blutigen Strafgericht über die besiegten und gefangenen 1409. Empörer, aufs neue die Oberhoheit Ungarns anerkannte. Der Drachenorden, kurz nach der Vermählungsfeier mit Barbara Cilli gegründet, sollte ein Lohn und Sporn sein für Verdienste um die Verteidigung des römisch-christlichen Glaubens und der königlichen Majestät und Familie.

Siegmunds Regiment in Ungarn. Der Glanz, der durch die Erhebung Siegmunds zur Kaiserwürde und durch die Bedeutung, die er als Friedensstifter in Kirche und Reich in Europa gewann, sich über die Person des Ungarnkönigs verbreitete, schmeichelte auch dem Nationalstolz der Magyaren und machte sie dienstwillig und fügsam. Die Großen ergötzten sich an den prachtvollen Hoffesten, an den Ritterspielen und Jagdpartien, die der Luxemburger Herrscher im stolzen Gefühl seiner Macht und Größe in der ungarischen Hauptstadt veranstaltete und zu denen er gern fürstliche Gäste des Auslandes um sich sammelte. Die Venetianer gaben die Eroberungspläne in Dalmatien auf, als Siegmund Friaul besetzte und bis Treviso vordrang, und waren zufrieden durch Vermittelung des Papstes gegen Zahlung einer beträchtlichen Kriegsentschädigung einen leidlichen Frieden zu

erlangen. In den späteren Regierungsjahren des Königs, als die Hussiten ihre Streifzüge auch über die nördlichen Landschaften Ungarns ausdehnten, während die Türken die südöstlichen Grenzmarken mit wilden Eroberungskriegen heimsuchten, kamen auch für das Donaureich wieder schlimme Tage. Die Vielgeschäftigkeit des Kaisers hinderte die energische Durchführung der neuen Gesetze; seine Gemahlin Barbara, die während seiner Abwesenheit die Reichsverwesung führte, schändete durch ausschweifende Lebensweise die Würde und Ehre des Hauses, so daß der Kaiser sie einige Zeit unter Aufsicht stellte; die Magnaten und Lehnsfürsten mißbrauchten ihre Kriegsmannschaften zu anarchischen Umtrieben, zu Privatfehden und Gewaltthätigkeiten. Siegmund, welcher Ungarn stets als den Kern und Mittelpunkt seiner Reiche betrachtete, suchte in den Zeiten, die er an der Donau verbrachte, den Übelständen nach Kräften zu steuern, und wenn auch sein unruhiger Geist, mehr fruchtbar an Entwürfen als standhaft und ausdauernd in der Ausführung, ihm nicht immer gestattete sein Vorhaben fest und folgerichtig durchzuführen, so sind doch durch ihn viele Keime für künftige Organisationen, für Verbesserung und Beschleunigung der Rechtspflege, für bürgerliche Freiheit, für Hebung des Handels und des materiellen Gedeihens in den Boden gesenkt worden.

Durch die Einrichtung, daß der Komitatsadel auf seinen Versammlungen jährlich Stuhlrichter erwähle, welche in Verbindung mit dem Burggrafen oder Obergespan über die Aufrechthaltung der Gesetze wachen sollten, bereitete Siegmund den Boden für eine größere Selbstverwaltung der landschaftlichen Kreise, und durch den Reichstagsbeschluß, kraft dessen auch der Bauernstand in einer gewissen Ausdehnung zum Nationalheer herangezogen werden, somit die Pflicht der Landesverteidigung nicht mehr ausschließlich an persönliche Freiheit und Eigentum geknüpft sein sollte, legte er den Grund zu einem ausgedehnteren Landwehrsystem.

Resultate. Überhaupt ließ das gesamte Leben Ungarns noch lange die Wirkungen der langen Regierung Siegmunds erkennen, welche in eine mannigfach bewegte und an neuen Bildungen reiche Übergangszeit fiel. Die nähere Verbindung, in welche das Donauland durch Siegmund mit den abendländischen Kulturstaaten trat, führte ihm viele neue Bildungselemente zu. Die Fortschritte, die sich damals auf den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft, der Industrie, des Weltverkehrs zeigten, kamen auch Ungarn zu statten und bereicherten das geistige und gesellschaftliche Leben. Und es war ein großes Glück für die Magyaren, daß die Nation Kraft und Ausdauer genug besaß, diese Kulturelemente zu schützen und in Sicherheit zu bringen gegen die neue Barbarenmacht, die sie von Süden und Osten her zu überwältigen trachtete.

König Albrecht. 1437–1439. Wie man dem Kaiser Siegmund versprochen hatte, wählte der Reichstag zu Preßburg seinen Eidam Albrecht von Österreich zum König; und kurz nachdem der verstorbene Herrscher in Großwardein beigesetzt worden, fand die 1. Jan. 1438. feierliche Krönung des königlichen Paares in Stuhlweißenburg statt. Wir haben die kurze Regierung dieses ritterlichen Fürsten schon früher berührt

(S. 294. 297). Nur mit ausdrücklicher Zustimmung der Magyaren nahm er die deutsche Kaiserkrone an. Bald riefen Schreckensbotschaften den König nach der Ostgrenze: die Türken hatten die serbische Festung Semendria erobert und waren durch das eiserne Thor in Siebenbürgen eingedrungen, Brand und Mord vor sich hertragend; 70,000 Gefangene waren auf den Sklavenmarkt geführt worden. Zugleich lag in Ofen die deutsche Bevölkerung mit der ungarischen in Fehde, wobei ein angesehener Magyar, Eötvös, ermordet und seine Leiche in die Donau geschleift ward. Albrecht entbot die Kriegsmacht des Reiches wider den Nationalfeind: die Magnaten benutzten die Gelegenheit, um dem König auf dem Reichstag zu Ofen mehrere Zugeständnisse abzupressen: nur mit Zustimmung der geistlichen und weltlichen Herren sollte in Zukunft das Pfalzgrafenamt besetzt werden und alle Ausländer von den Reichs- und Hofämtern ausgeschlossen sein. Bei allen wichtigen Angelegenheiten, insonderheit der Landesverteidigung sollte der König die Reichsstände zu Rate ziehen. Noch andere Privilegien wurden in Anspruch genommen. Dennoch führte der Adel nur eine geringe Streitmacht ins Feld; Mutlosigkeit ergriff das Heer; Krankheit lichtete die Reihen; der König selbst wurde davon ergriffen und starb, 27. Okt. 1439.
seine Gemahlin gesegneten Leibes zurücklassend.

Nun drang der Reichsrat in die Königin, daß sie dem jungen Polen- Zwei Könige in Ungarn.
fürsten **Wladislaus** III., in dessen Adern das Blut der Anjous rollte, ihre Hand zum neuen Ehebund reiche, in der Hoffnung, durch die vereinte Kriegsmacht der Ungarn und Polen dem furchtbaren Feinde widerstehen zu können. Aber Elisabeth sträubte sich gegen diese Anmutung, und als sie bald nachher eines Sohnes genas, der den Namen **Ladislaus** empfing, bewirkte sie durch ihre Anhänger, daß derselbe in Stuhlweißenburg gekrönt ward. Mittlerweile 15. Mai 1440.
jedoch hatte sich eine ansehnliche Gesandtschaft nach Krakau begeben und dem Polenkönig die Krone von Ungarn angeboten. Wladislaus nahm dieselbe mit Zustimmung seiner Stände an und rückte in Ungarn ein, um unter dem Beistande einer zahlreichen Partei, die sich für ihn erklärt hatte, die Krönung zu erlangen. Nun brach ein neuer Bürger- und Thronkrieg aus, während der furchtbare Feind Siebenbürgen besetzt hielt und durch den Nationalhelden **Hunyadi** nur mühsam von weiterem Vordringen abgehalten ward. Elisabeth entwich mit den Reichsinsignien nach Wien, stellte den königlichen Knaben Ladislaus unter den Schutz und die Vormundschaft ihres Verwandten, des deutschen Königs Friedrich III., und unterstützte ihre Parteigänger mit deutschen und böhmischen Truppen. Um die Kosten für die Söldner aufzubringen, verpfändete sie Ödenburg und andre Städte. Wladislaus wurde in Ofen gekrönt, aber mit einer neugefertigten Krone, da die echte aus Schloß Wissegrad 17. Juli 1440.
entführt worden war. So hatte denn Ungarn zwei Könige; die Nation war gespalten, fremde Kriegshaufen durchtobten das Land; die Friedensversuche des Papstes waren erfolglos. Doch gewann Wladislaus III. immer mehr

Boden, besonders da sich Hunyadi für ihn erklärte; zum vollen Besitz der
19. Dez. 1442. Herrschaft gelangte er jedoch erst durch den unerwarteten Tod der Königin Elisabeth. Aber auch ihm war nur ein kurzes Leben beschieden; wir werden später die Schlacht von Varna kennen lernen, worin König Wladislaus, als er gegen Hunyadis Rat treulos den Waffenstillstand brach, im einundzwanzigsten Lebens-
10. Nov. 1444. jahr unter den Säbeln der Janitscharen den Tod fand. Nun erklärten die ungarischen Stände den jungen Ladislaus zum König; da aber Friedrich III. den Mündel nicht aus seiner Hut geben wollte, so wurde bis zu dessen Volljährigkeit der tapfere Hunyadi zum Reichsverweser mit königlicher Machtvollkommenheit erwählt. Sechs Jahre lang führte der heldenmütige Mann das Regiment und beschützte die Grenzen erfolgreich gegen die Feinde der Christenheit. Dann kam der dreizehnjährige Ladislaus nach Ungarn, um in demselben Jahr, da Kon-
1453. stantinopel in die Hände der Osmanen fiel, das väterliche Reich anzutreten. Seine Regierung war ein vierjähriger Schreckenstraum in der Geschichte des magyarischen Volkes. Mit ihm erlosch das Haus der Anjous auf dem Thron der Arpaden.

III. Polen.

Litteratur. Über die Quellen der polnischen Geschichte für diesen Zeitraum handelt eingehend H. Zeißberg, Die polnische Geschichtschreibung des Mittelalters. Leipzig 1873. Von der ältesten bedeutenden Chronik Polens bis 1203, welche Bischof Vinzenz Kadlubek von Krakau († 1223) in Dialogform verfaßt hat und welche im 11. Bd. der Monum. German. hist. ed. Pertz und außerdem verschiedentlich (Chronica Polonorum ed. Al. Przezdziecki. Crac. 1862) abgedruckt ist, wird man in dem folgenden Abriß am geeigneten Ort einige Notizen finden. Wichtige Urkunden über die mittelalterliche Geschichte Polens vom dreizehnten Jahrhundert an gibt die Sammlung des Piaristen Dogiel: Codex diplomaticus regni Poloniae et magni Ducatus Litthuaniae. Vilnae 1758—1864. 3 voll. fol. Die wichtigste allgemeine Geschichte über das polnische Mittelalter ist unstreitig das Werk des Krakauschen Kanonikus Joh. Dlugosz († 1480) (Historiae Polonicae libri XIII. bis 1480. Lips. 1711. 1712. 2. voll. fol.), welcher die Summe der nationalen Überlieferung zu ziehen unternahm und, bei seinem ausgesprochen national-polnischen Standpunkte außerordentlich beliebt und weit verbreitet, die Auffassung der polnischen Geschichte lange Zeit vollständig beherrscht hat, trotz seiner Einseitigkeit und seines Mangels an Kritik, namentlich in den älteren Zeiten. Denn „seitdem Jan Dlugosz gegen den Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts sein umfangreiches Geschichtswerk geliefert hatte, welches in Rücksicht auf die Zeit, in der er schrieb, die vollkommenste Anerkennung verdient, überhoben sich mehrere Jahrhunderte hindurch fast alle seine Nachfolger eigner umfassender Untersuchungen. Matthias von Miechow, Kromer (l. XXX de origine et rebus gestis Polonorum. Col. 1585. fol und anderwärts), Herb. von Fulstin (Compendiosa descriptio Poloniae) u. a. berichtigten nur sehr weniges im einzelnen, im ganzen nahmen sie die Überlieferungen des Dlugosz in ihre Werke auf, und erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts begann Gottfried Lengnich, Syndikus in Danzig, von dem damaligen Standpunkt der Wissenschaft aus jene Über-

lieferungen einer eindringenderen Kritik zu unterwerfen (Historia Poloniae a Lecho ad Augusti II. mortem. Lips. 1740; 8. Deutsch von A. Schott. 1741). Was Lengnich begonnen, setzte (nachdem mittlerweile der in Diensten des Stanislaus Leszczynski stehende Chev. de Solignac eine vielgelesene Histoire générale de Pologne geschrieben, welche in Amsterdam 1751 in 5 Bdn. 12. gedruckt und in der deutschen Übersetzung von C. Fr. Pauli, Halle 1764 weiter geführt worden und D. E. Wagner in der Guthrie-Gray'schn Allgem. Weltgeschichte Bd. 14. 1. Abth. Leipz. 1775 eine „Geschichte von Polen" geliefert hatte) gegen Ende des Jahrhunderts Adam Naruszewicz in größerem Maßstabe fort. In seiner (in der Sprache des Landes geschriebenen) Geschichte des polnischen Volkes liegt eine ausgebreitete Gelehrsamkeit, wie ein fleißiges Studium von Urkunden offen zu Tage; eine reine Sprache und eine einfach würdige Form erheben dies Werk weit über alle Leistungen seiner Vorgänger empor; aber auch Naruszewicz' Kritik war weder scharf noch umfassend, und auch er hat die Tradition des Dlugosz in ihrer ganzen Fülle, nur in ihren Einzelheiten berichtigt, in seine Geschichte aufgenommen, welche dann ihrerseits wiederum die Hauptgrundlage der das Mittelalter betreffenden Partien in den nach andern Beziehungen schätzenswerten Geschichten Polens von Bandtke (Begebenheiten der poln. Nation, Breslau 1826) und J. Lelewel (Geschichte Polens. Leipz. 1846) geblieben ist." Auch in den deutschen Werken von K. Hammerdörfer (Dresden u. Leipz. 1792); Feyerabend (Dzg. u. Leipz. 1809) und Brohm (Posen u. Leipz. 1810) wurden keine neuen Quellen benutzt. Dies geschah erst in umfassender Weise in der „Geschichte Polens" von Richard Roepell (in der Geschichte der europäischen Staaten von Heeren-Ukert. Hamburg 1840), aus dessen Vorrede obige Urteile entnommen sind, und von seinem Fortsetzer Jakob Caro: Bd. II—IV. Gotha 1863—1875.

1. Polen in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens.

Wir sind den slawischen Stämmen, welche die weiten Tiefländer an der Weichsel und Warthe bewohnten und im Laufe der Jahre unter dem Gesamtnamen „Polen" zusammengefaßt wurden, in den früheren Blättern dieses Werkes zum öftern begegnet. Seit der Bekehrung des Piasten Mieczyslaw zum Christentum (V, 650) wurde der Herzog als „Mann" des Kaisers, das polnische Land als Reichslehen angesehen; aber Fürst und Volk sträubten sich gegen die fremde Obmacht, so daß der Lehnsverband nie zu rechter Geltung kam. Nur die kraftvollen deutschen Herrscher des elften und zwölften Jahrhunderts vermochten es, der Reichshoheit Anerkennung zu verschaffen, mußten aber nicht selten die Widerstrebenden mit dem Schwerte an ihre Pflicht erinnern. Von den Kämpfen und Kriegszügen der Deutschen gegen Boleslaw Chrobry, Mieczyslaws gewaltthätigen Sohn, und mehrere seiner Nachfolger ist früher gehandelt worden (VI, 131 ff. 150 ff. 184 ff. 202 ff. 383 ff.). Noch unter den Hohenstaufen wurde das gelockerte Lehnsband wieder geknüpft, als Friedrich I. in dem Bruderkrieg zwischen Wladislaus II. und Boleslaw III. das schiedsrichterliche Wort sprach (VI, 633). Von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an ist aber von einem Abhängigkeitsverhältnis zum Deutschen Reich in Polen keine Rede mehr. Es gestaltete sich ein polnisches Königreich, das in seinen politischen und kirchlichen Einrichtungen mit den römisch-germanischen Staaten der Zeit manche

Polens Stellung zum Reich.

Mieczyslaw I. † 992.

Boleslaw Chrobry. † 1025.

Züge der Verwandtschaft trug, aber doch durchaus eigenartig blieb und der Entwickelung der Nationalität freien Spielraum ließ.

Die Piasten. Die fürstliche Gewalt, welche uns während dieser Kämpfe gegen die vordringende Macht der Deutschen schon als festbegründet und ausgebildet entgegentritt, war erblich in dem Dynastengeschlecht der Piasten, das seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts aus seinen Stammsitzen an der Warthe und Netze seine Herrschaft allmählich über die Nachbarstämme ausgedehnt und durch glückliche Waffenthaten ein hervorragendes Ansehen erworben hatte, so daß kein andres Geschlecht unter den Polen ihm gleich geachtet ward. Auf welche Weise diese Erhebung vor sich gegangen ist, entzieht sich der geschichtlichen Forschung. Denn die historischen Aufzeichnungen reichen nicht über das dreizehnte Jahrhundert hinauf; die früheren Entwickelungsstufen können nur aus einzelnen Sagen und Andeutungen und durch Rückschlüsse aus späteren Zuständen vermutet werden.

Geschlechtsverbände. Wir haben das slawische Wesen in seinen Hauptzügen bereits kennen gelernt (IV, 823 ff. V, 752 u. VI, 20 ff.). Daraus erhellt, daß auch die Polen sowohl in der nomadischen Urzeit als nach ihrem Übergang zu einem seßhaften Leben, zu Ackerbau und Viehzucht ursprünglich in patriarchalischen Zuständen mit strengen und umfassenden Familien- und Geschlechtsverbänden und wahrscheinlich ohne Sondereigen des Einzelnen sich bewegten. „Läßt es sich auch nicht nachweisen," bemerkt Röpell, „daß bei den polnischen Stämmen an der Warthe und Weichsel, wie nach einiger Meinung bei den Russen, Böhmen und Serben, die Familie soweit ein Ganzes bildete, daß alles Grundeigentum in älterer Zeit auch im ungeteilten Besitz der gesamten Familie sich befand und von den durch die Glieder derselben gewählten Ältesten zur gemeinschaftlichen Nutzung verwaltet ward, so scheint dennoch wenigstens die Vorstellung von einem solchen ursprünglichen Gesamteigentum der Familie vielen Bestimmungen des späteren polnischen Rechts zu Grunde zu liegen." Alle auf Sitte und Herkommen beruhenden Rechtsgebräuche, Erbschaftsbestimmungen und Verwandtschaftspflichten, deuten auf einen weitumfassenden und festbegründeten Familien- oder Geschlechtsverband als Grundlage aller Privat- und öffentlichen Rechtsverhältnisse. Der Einzelne hatte nur als Glied der Familie eine bestimmte rechtliche Stellung zum Ganzen, wie denn auch wieder die gesamte Verwandtschaft die Verletzung jedes Einzelgliedes zu strafen und zu rächen hatte. Daraus entwickelte sich naturgemäß das Rechtsinstitut der Blutrache, die dann im Laufe der Jahrhunderte eine Milderung durch das Wergeld oder die Mannbuße erfuhr.

Kreisverbände. Als eine weitere Entwickelung dieses Familien- und Geschlechtsverbandes kann der Kreisverband angesehen werden, welcher im zwölften und dreizehnten Jahrhundert unter dem lateinischen Namen Vicinia, dem polnischen Opole uns entgegentritt als eine Verbindung mehrerer Gemeinden zu einem rechtlichen Ganzen. „Nach verschiedenen Rechtsbeziehungen hin erscheinen die Einwohner der Vicinia als eine Einheit betrachtet. Sie zahlten die Buße für einen innerhalb ihres Distrikts vorgefallenen Totschlag, wahrscheinlich in dem Fall, daß der Thäter nicht zu ermitteln war, sie mußten dem Bestohlenen den erlittenen Schaden ersetzen, wenn sie dessen Aufforderung zur gemeinschaftlichen Verfolgung des Diebes nicht Folge leisteten, sie verfielen in Strafe, wenn sie auf den Hilferuf eines auf öffentlicher Straße Angefallenen nicht herbeieilten" u. a.

Auf diesen Kreisverband gründete in der Folge die Fürstengewalt die Verpflichtung zu Abgaben und Diensten.

Die Vicinia war nur ein erweiterter Familien- und Geschlechtsverband. „Die Familien eines Geschlechts siedelten sich wohl von vornherein zusammen in einem Distrikte an; bei der Vermehrung der Familien suchten sich diejenigen Glieder, welche neuer Wohnsitze bedurften, dieselben zunächst in der Nähe der alten ihrer Verwandtschaft, so daß der Distrikt, welchen diese einnahm, sich allmählich erweiterte. Indem nun die Familien eines Geschlechts eine rechtliche Einheit bildeten, ward auch der ganze von ihnen in Besitz genommene Distrikt in rechtlicher Beziehung zu einem geschlossenen Ganzen, welches derselbe auch dann blieb, als bereits einerseits im Verlaufe der Zeit das Bewußtsein von dem Zusammengehören der Familien zu einem Geschlecht im allgemeinen mehr oder weniger verloren gegangen war, andrerseits aber auch dem Geschlecht ursprünglich fremde Familien in dem Distrikt sich angesiedelt hatten."

Über die Stellung und Rechtsverhältnisse der Stämme, welchen die einzelnen Geschlechter angehörten, fehlt es an allen sicheren Nachrichten. Es scheint, daß alle Stammesgenossen ursprünglich in demokratischer Gleichheit gelebt und sich alle derselben persönlichen Freiheit und Rechtsstellung erfreut haben. Sklaven mögen durch Kauf oder Kriegsgefangenschaft erworben worden sein. Mit der Zeit aber verlor sich die ursprüngliche Gleichheit der Stammesgenossen durch den natürlichen Wechsel des Güterlebens, indem einzelne Familien oder Geschlechter ihr Eigentum vermehrten, andre das ihrige einbüßten und an Reichere und Mächtigere abgeben mußten, die es ihnen dann gegen Zins und Dienst wieder übertragen mochten. „Auf diesem Wege entsteht zwischen den Freien des Stammes und den Sklaven oder Leibeignen eine dritte Menschenklasse, welche zwar persönlich frei, aber dinglich unfrei ist und in Polen, so früh als die Rechtsdenkmale heraufreichen, unter dem allgemeinen Namen Cmetones, Kmieti, Kmeten erscheint. Im Gegensatz zu diesen nehmen dann erst alle diejenigen, welche ihre persönliche und dingliche Freiheit bewahrten, den Charakter und Namen des Adels (szlachta) an. Die polnische Szlachta ist ursprünglich nichts andres als der Inbegriff aller Freien des Volkes. Die persönliche und dingliche Freiheit sind die beiden charakteristischen Momente ihres Begriffs." Der polnische Adel war also weder ein Lehns- noch ein Amtsadel; er war die Gemeinschaft der freien Gutsbesitzer mit gleichen Standesrechten ohne Unterschied der Größe des Eigenguts. „Das Fehlen eines vollkommen freien Bauernstandes neben dem Adel erklärt sich, weil jeder Grundeigentümer, auch der kleinere, sobald er sich nur in freiem Besitz hielt, auch zum Adel gehörte, als diese Bezeichnung der Vollfreiheit sich feststellte. Jene Gleichheit aller Mitglieder des Adels ist das Ergebnis der festgehaltenen Rechtsgleichheit und Gemeinfreiheit aller ursprünglich freien Stammgenossen, und für die eigentliche Nation gilt die Szlachta, weil ihre Mitglieder eben allein die vollkommenen Freien des Stammes sind." Daß sich aus diesen freien Gutsbesitzern im Laufe der Jahrhunderte wieder einzelne Stamm- und Geschlechtshäupter über die andern Standesgenossen emporschwangen und durch Kriegsthaten, verwandtschaftliche Verbindungen, Reichtümer und andre Ursachen zu fürstlichem Rang aufstiegen, liegt in der natürlichen Entwickelung aller Ständeunterschiede.

Freie und Unfreie. *Die Szlachta.*

Als die polnische Nation in die Geschichte eintrat, war das Geschlecht der Piasten im erblichen Besitze der Herrschaft. Ihnen zur Seite standen kriegerische Stammhäupter als Waffengefährten und Feldhauptleute, mit denen seit der Einführung des Christentums die Häupter des Klerus sich in die öffentliche

Die Zustände im elften Jahrhundert.

Macht und in die Staatsgeschäfte teilten. Die Szlachta, die freie vollberechtigte Adelsgemeinde, bildete die Nation im Gegensatz zu den Kmeten oder Kmetonen, dem unfreien, zins- und dienstpflichtigen Bauernstand, und zu den leibeignen Sklaven. Der Herrenstand der größeren und kleineren freien Grundeigentümer bildete den zahlreichen Kern der Nation und war vorzugsweise der waffenfähige, kriegerische Teil derselben, während die Kmeten hauptsächlich das Land bauen und jenen Zins zahlen mochten. Über beide hatte sich die fürstliche Gewalt erhoben, welcher die Szlachta zum Kriegsdienst und zu gewissen Abgaben verpflichtet war, welche mancherlei Regalien an sich gebracht hatte und die höchste Jurisdiktion übte. Als Boleslaw Chrobry, der eigentliche Schöpfer des Polenreichs, der sich kurz vor seinem Tod als König krönen ließ, den dritten Otto zum Grabe des heil. Adalbert nach Gnesen geleitete (VI, 121), staunten die Deutschen über das reiche, prachtvolle Hoflager des Polenfürsten und über den Glanz seiner Ritterschaft.

Die Kastellaneiverfassung. Dieser kraftvolle Fürst legte auch den Grund zu der für den späteren Verwaltungsorganismus so wichtigen „Kastellaneiverfassung," indem er, ähnlich der ungarischen Komitatseinrichtung, in den Distrikten Burgen oder fürstliche Höfe errichtete, wo die von ihm eingesetzten Beamten oder Grafen die Rechtspflege leiteten, den Heerbann ordneten und ins Feld führten, die königlichen Güter und Einkünfte verwalteten. Ohne Zweifel diente der alte Kreisverband, die Vicinien, zur Unterlage dieser Burgdistrikte. Der „Kastellan", wie man in der Folge diesen Oberbeamten nannte, „bot die in dem ihm untergebenen Bezirk eingesessene Szlachta zum Kriege auf, sprach das Recht, verteilte die etwa nötigen Dienste und sammelte die Abgaben ein". — Dabei sorgte Boleslaw Chrobry eifrig für die Verbreitung des Christentums. In den von ihm eroberten Landschaften, zu Kolberg, Krakau, Breslau errichtete er Bistümer, er rief fremde Geistliche herbei und wies ihnen den Zehnten und andre Einkünfte zu; er gründete Klöster, die in dem barbarischen Lande die ersten Keime der Kultur in den Boden senkten.

Gründung von Bistümern.

Nationale Opposition. Es konnte nicht fehlen, daß so durchgreifende Einrichtungen eine nationale Opposition hervorriefen, sobald schwächere Hände die Zügel der Herrschaft faßten. Wir haben in der Geschichte von Ungarn und den skandinavischen Reichen gesehen, mit welcher Hartnäckigkeit sich das heidnische Volk der Einführung des Christentums widersetzte, wie manches Kloster und Gotteshaus bei jeder nationalen Erhebung in Ruinen sank, wie mancher eifrige Glaubensbote unter den Streichen heidnischer Volkshaufen den Märtyrertod starb. Ähnlich erging es auch in Polen. Das Christentum trat nicht bloß den religiösen Überlieferungen der Völker feindselig entgegen und zerstörte die alten Gebräuche und Volksfeste, schlug nicht nur den teuersten Gefühlen, den heiligsten Gemütsregungen, den Jugendeindrücken und der Pietät tiefe Wunden, es brachte auch manche drückende Einrichtung, wie den verhaßten Kirchenzehnten, es legte manches schwere Joch auf die Nacken der Menschen, und was vor allem verletzte und ins Herz schnitt, es wurde durch fremde Männer verkündigt, kam meistens im Gefolge deutscher Heere, denen die Slawen im Felde gegenüber-

standen, die sie von Grund ihrer Seele haßten. So vereinigten sich denn zwei
tief wurzelnde Gefühle, Vorliebe für den Glauben und die religiösen Gebräuche
der Väter und Anhänglichkeit an das heimische nationale Wesen, zum Wider-
stand gegen die christlich-germanische Kultur und deren Förderer, das polnische
Fürstenhaus. Wir haben in der Geschichte der ersten fränkischen Kaiser gesehen,
welche Stürme durch diese nationale Antipathie unter Boleslaws Sohn, **Mie-** Miecyslaw II.
czyslaw II., und seiner deutschen Gemahlin Richenza, der Vormünderin ihres † 1034.
Sohnes Kasimir, über das Polenreich hereinbrachen (VI, 186. 202 f.). Alle
unterdrückten Elemente des früheren Volkslebens suchten von neuem zur Herr-
schaft zu kommen: „die alte Volksfreiheit im Gegensatz zur fürstlichen Gewalt,
die Kmeten gegen die Szlachta, das Heidentum gegen das Christentum".
Richenza und ihr Sohn wurden zur Flucht nach Deutschland gezwungen, und
eine wilde Anarchie brach über Polen herein. Diese Umstände suchte der streit-
bare Böhmenherzog Bretislaw zu seinem Vorteil zu benutzen. Er wollte Polen
mit seinen übrigen Besitzungen vereinigen und dem deutschen Kaiserreich ein
mächtiges Slawenreich im Osten entgegensetzen. Aber Heinrichs III. gutes
Schwert vereitelte das Unternehmen. Die Herrschaft der Piasten wurde in
Polen hergestellt und **Kasimir** erkannte zum Dank für seine Wiedereinsetzung Kasimir. † 1058.
die Oberhoheit des Reichs von neuem an und arbeitete eifrig an der Durchfüh-
rung des Christentums (VI, 205 f.).

Daß Kasimirs Sohn und Nachfolger **Boleslaw Smialy** andre Wege ging, Boleslaw II. Smialy.
daß aber nach dessen Vertreibung und Tod in Ungarn sein Bruder **Wladislaus** 1058–1081. Wladislaus
Hermann wieder in die Bahnen des Vaters einlenkte, und welche Zustände unter Wla- Hermann.
dislaus' kraftvollem Sohne **Boleslaw** „Schiefmund" in Polen obwalteten, haben 1081–1102. Boleslaw III.
wir früher kennen gelernt (VI, 385 ff.). 1102–1139.

Die letzte That des gewaltigen Fürsten Boleslaw Schiefmund, welcher Das Senioratsgesetz.
das Polenreich nach allen Seiten ausdehnte, die Pommern zur Unterwerfung
brachte und die Missionsthätigkeit des Bischofs Otto von Bamberg, des
„Apostels der Pommern", aus allen Kräften unterstützte, war das „Seniorats- 1139.
gesetz", kraft dessen stets der Älteste der Familie mit dem Besitze von Krakau
nicht nur ein Ehrenprinzipat über die andern Familienglieder erhalten, sondern
auch als „Großherzog" eine höhere Gewalt ausüben, dadurch die Einheit des
Reichs sichern und in seiner Person darstellen sollte. Aber wir haben gesehen
(VI, 633 f.), wie wenig dieses Gesetz dem Familienhader und Erbfolgestreit ein
Ende zu bereiten vermochte. Gleich Boleslaws Sohn Wladislaus machte den Wladislaus II.
Versuch, seine drei Brüder ihrer Territorien, die ihnen der Vater im Testament 1139–1146.
zugewiesen, zu berauben, was jedoch seine eigne Vertreibung und die Erhebung
seines Bruders Boleslaw von Masovien und Kujavien zur Würde eines „Groß- 1146.
herzogs" zur Folge hatte. Wladislaus hoffte vergebens durch die Hilfe Fried-
richs I. wieder in die Herrschaft eingesetzt zu werden; er starb als Flüchtling in
Deutschland, während **Boleslaw IV.** den großherzoglichen Thron in Krakau Boleslaw IV. 1146–1173.

bestieg. Doch erhielten Wladislaus' drei Söhne Besitzungen in Schlesien, welche sich mit der Zeit zu eignen Fürstentümern entwickelten.

Verfehlte Aufgabe. Vielleicht hätte sich die polnische Vielherrschaft niemals zu einer königlichen Monarchie konsolidiert, hätten nicht die fortwährenden Kriege gegen die heidnischen Nachbarvölker, die Pommern, die Litauer, die Russen, die Preußen u. a. ein oberstes Heerführeramt nötig gemacht. Ein solches aber konnte füglich nur mit einer erblichen Herrscherwürde verbunden sein. Wären die Nachfolger Boleslaws Chrobry in die Fußstapfen dieses bedeutenden Herrschers getreten, so hätte sich leicht eine slawische Großmacht im Osten bilden und den Fortschritten des Deutschen Reichs Einhalt gebieten können; aber innere Spaltungen, Mangel an politischer Einsicht und nationale Ungebundenheit machten solche Pläne unausführbar. Die Kriege mit den heidnischen Nachbarvölkern waren ohne nachhaltige Früchte. „Die Verteidigung des eignen Landes, ein Rache- und Beutezug in das des andern, der Versuch, diesen zur Unterwerfung d. h. zur Tributpflichtigkeit zu bringen, höchstens die Zurückführung eines vertriebenen Prinzen, die Unterstützung eines bedrohten Nachbars — das sind die Tendenzen, um die es sich handelt, die Notwendigkeit des Kriegs, die Lust an demselben, Beute und persönlicher Ruhm seine weiteren Motive." Auch mit Deutschland standen die Polen meistens auf dem Kriegsfuß. Als vorgeschobener Vorposten der abendländischen christlichen Welt hätten sie den Beruf gehabt, mit den Kaisern vereint die umwohnenden rohen heidnischen Völkerstämme der Kultur und Gesittung entgegenzuführen; aber auch zu einer solchen Politik konnten die Piasten, trotz der verwandtschaftlichen Bande, die viele von ihnen an die deutschen Dynastien knüpften, sich nicht aufschwingen. Rassenhaß, Mißtrauen und Leidenschaft ließen kein freundschaftliches Verständnis aufkommen.

Adel und Bauernstand. So hatten denn die unaufhörlichen Kämpfe und kriegerischen Anstrengungen nur schlimme Resultate für die nationale Entwickelung der Polen. Der freie Stand der Szlachta, der den Kern der Nation bildete, verminderte sich mehr und mehr, indem Kriegslasten oder Unfälle eine große Menge in Abhängigkeit von reicheren, mächtigeren und beglückteren Standesgenossen brachten und sie so mit den „Kmeten" gleichstellten. Dagegen mehrte sich durch Kriegsgefangenschaft die Zahl der Leibeignen und Sklaven. Und selbst in dem Stande der Kmeten, die kein freies Eigentum an Grund und Boden besaßen, trat mit der Zeit eine weitere Gliederung ein zwischen solchen, welche zwar dem Herrn zu Zins und Dienst verpflichtet, aber persönlich frei waren, zu bestimmten Zeiten und unter bestimmten Bedingungen das Gut verlassen konnten und ein gewisses beschränktes Erbrecht an ihren Hof hatten, und solchen, welche an die Scholle gebunden, als Hörige ganz von dem Willen ihrer Herren abhingen und zu allen Diensten und Verrichtungen gebraucht wurden.

In demselben Verhältnis, wie die Szlachta sich zur Adelsgemeinde verengerte, mehrten auch die Fürsten ihre Gerechtsame und Befugnisse. Denn es gelang dem polnischen Grundadel nicht wie dem Herrenstand in den Feudalstaaten das unmittelbare Verhältnis zwischen dem Herrscher und dem unfreien Stande aufzulösen oder zu unterbrechen; vielmehr dehnte sich die Fürstengewalt über alle Einwohner aus. „Nicht allein, daß Adel wie Bauern ihm zu Kriegsdiensten verpflichtet sind," heißt es bei Röpell, „daß er allein über beide im Besitz der Gerichtsgewalt ist, hat er auch noch das Recht, von beiden sowohl Abgaben als Dienste zu fordern. War der Adel auch in geringerem Maße als die Bauern zu diesen verpflichtet, so war er doch keineswegs von ihnen gänzlich befreit. Auch er zahlte nach Maßgabe des Grundbesitzes von jedem Acker seines Landes eine Pflugsteuer, und gewisse öffentliche Dienste lasteten auch auf seinem Hofe." Doch fiel die größere Last auf die Bauern. Sie waren zum Brücken- und Burgenbau verpflichtet, mußten den Beamten Vorspann und Fuhren leisten, bei der Jagd behilflich sein, Produkte und Schlachtvieh für die Hofhaltung liefern u. a. m. Dabei besaß der Landesfürst große Domänen und einträgliche Regalien, wie Münz- und Marktrecht, Zölle, Gerichtsgefälle und andere Einkünfte. Mit der Fürstengewalt wuchs auch die Zahl und Macht der Beamten. Der Kastellan, welcher in bestimmten Distrikten den Heerdienst ordnete und leitete, die Rechtspflege überwachte, die fürstlichen Einkünfte gegen einen bestimmten Anteil am Ertrag verwaltete, mußte Tribunen, Richter, Kämmerer und andere Unterbeamte heranziehen, um der vermehrten Geschäftsthätigkeit gewachsen zu sein. Die Fürstengewalt.

Bei den Gerichten ist nirgends von bürgerlichen Beisitzern oder Schöffen die Rede. Untersuchung und Urteil lagen in den Händen von Justizbeamten. Als Rechtsmittel findet man, wie in andern Ländern, neben Eid und Eideshilfe, Gottesurteile durch Zweikampf, Feuer- und Wasserproben u. dgl.

Die Kastellane bildeten mit den großen Hofbeamten in der Umgebung des Fürsten, unter denen der Paladin (Woiwod) den ersten Rang einnahm, den hohen Adel und werden von den Chronisten nach dem Vorbilde anderer Länder als Grafen und Barone bezeichnet. Alle Hof- und Ehrenämter wurden durch fürstliche Ernennung verliehen und erlangten nie, wie in den Feudalstaaten, einen erblichen Charakter. Auch die Kirche hatte in Polen nicht die feste Organisation und freie Stellung wie in andern Ländern. In Rom beklagte man sich bitter, daß der Fürst die Besetzung der höheren geistlichen Würden an sich gezogen, von den Geistlichen Dienste und Abgaben heische und sich vielfache Eingriffe in die kirchlichen Verhältnisse erlaube. Nur mit Mühe konnten die Bischöfe von Krakau, Breslau, Lebus, Posen, Kujavien und Masovien dahin gebracht werden, die Metropolitanrechte des Erzbischofs von Gnesen anzuerkennen. Von geringer Bildung, war der Klerus nicht im stande, auf das Volk einen veredelnden Einfluß zu üben. Überhaupt geht aus allem hervor, daß Der hohe Adel und die Geistlichkeit.

die christlichen Polen vor ihren heidnischen Nachbarn wenig voraus hatten. Der Adel war roh, gewaltthätig und ebenso raubgierig als verschwenderisch; das Volk abergläubisch, streitsüchtig und dem Trunke und rohen Ausschweifungen ergeben. Schon im Mittelalter treten in dem polnischen Charakter die Grundzüge zu Tage, die in der Folge so häufig bemerkt wurden, Tapferkeit und Kriegsmut, Ruhmbegierde und ritterliche Gastfreiheit, daneben ein unbotmäßiger Geist, leidenschaftliche Parteiwut und wirtschaftliche Unordnung.

Resultate. So stellt sich uns denn nach diesem allen die altpolnische Verfassung als eine in sich wenig gegliederte dar, urteilt Roepell. Auf einer breiten Unterlage eines teils persönlich und dinglich, teils nur dinglich unfreien, mit vielen Diensten und Abgaben belasteten Bauernstandes hebt sich ein in seinem Grundbesitz freier, allen seinen Mitgliedern gleiche Rechte gewährender kriegerischer Adel als allein vollfreier Stand hervor, welchem nur noch die Kirche als freie Grundbesitzerin an die Seite tritt. Allen Dreien gebietet ein Fürst, dessen Gewalt sie alle unterworfen sind, insoweit sie nicht geradezu sich empören. Von ihnen allen nimmt er unmittelbare Abgaben und Dienste in Anspruch. Seiner Gerichtsgewalt unterliegen der Adel nicht anders als alle Hintersassen; nach ein und demselben Landrecht werden alle gerichtet.

2. Teilfürstentümer und Seniorat.

Gang der Geschichte. Wir haben bisher zwei Entwickelungsformen des polnischen Volkes kennen gelernt: die Herausbildung der Szlachta als der eigentlichen Nation gegenüber dem unfreien Stande der Kmeten und die wachsende Fürstengewalt auf Grund monarchischer Staatsorganisation. Im dreizehnten Jahrhundert bilden die Kämpfe um die Oberherrschaft, die dadurch erzeugte Schwächung und Brechung der Fürstengewalt und die Stärkung des Adels und der Hierarchie den Hauptinhalt der polnischen Geschichte.

Die Ursache der Schwächung der Fürstengewalt lag in den unaufhörlichen Kämpfen der Teilfürsten um das Seniorat. Schon Boleslaw IV. wurde mit seinen Neffen, welche die Fürstentümer Breslau, Ratibor und Glogau zum Besitz erhalten und kraft des Erstgeburtsrechts ihres Vaters Ansprüche auf das Seniorat geltend
Mieczyslaw III. machten, in viele Streitigkeiten verwickelt. Sein Nachfolger Mieczyslaw III.,
1173—1177. der sich durch schlimme Ratgeber zu großer Härte und Ungerechtigkeit verleiten ließ, wurde durch eine Empörung zur Flucht getrieben, worauf Boleslaws IV. jüngster
Kasimir. 1177—1194. Bruder Kasimir den Herrscherſitz in Krakau einnahm. Der neue Großfürst, der sich den Namen „der Gerechte" verdiente, war eifrig beflissen, den Bedrückungen und Mißbräuchen zu wehren, deren sich unter den Wirren der Zeit Adel und Beamten schuldig gemacht, und schloß sich zu dem Zweck näher an die Geistlichkeit an; aber die Umtriebe des flüchtigen Mieczyslaw und der mit ihm verbundenen Verwandten nötigten auch ihn, seine Kräfte in inneren Kämpfen zu verzetteln. Mittlerweile ging Pommern an Heinrich den Löwen und dann an die Dänen verloren, und nur um den Preis einer neuen Anerkennung der Hoheitsrechte des Reichs vermochte Kasimir den
1184. Kaiser Friedrich I. von einem Feldzug zu gunsten des flüchtigen Mieczyslaw abzubringen.

Dagegen benutzte der Polenfürst die Verwirrung, die um dieselbe Zeit in den südöstlichen Grenzlanden durch Erbstreitigkeiten und Mißregierung einzelner Fürsten entstanden war, um Wolhynien und **Galizien** (Halicz) in Abhängigkeit zu bringen, legte aber dadurch den Keim zu vielen blutigen Kämpfen mit Ungarn. Wir wissen, daß Bela III. das galizische Land für seinen Sohn Andreas zu gewinnen gesucht. Was damals mißlang, wurde in der Folge öfters angestrebt. Von der Zeit an war Galizien der Kampfpreis zwischen Ungarn und Polen, und das slawische Gebirgsland stand bald unter der Oberhoheit von Krakau, bald von Ofen. Galizien. 1190.

Der polnische Adel war unzufrieden, daß Kasimir den grausamen und wollüstigen Roman von Wladimir als Klientelfürsten eingesetzt und daß er in allen Dingen auf die Ratschläge des Palatin Nikolaus horchte. Diese Stimmung machte sich Mieczyslaw zu nutzen, um in Krakau neuen Aufruhr zu erregen und seine Rückkehr zu bewirken. Durch Kasimirs Kraft und Klugheit wurde die Empörung jedoch schnell unterdrückt und das Unternehmen vereitelt. Kasimir behauptete seine Würde und verherrlichte noch das Ende seiner Regierung durch einen glorreichen Sieg über das wilde räuberische Volk der Jazygen, das in den morastigen und waldigen Gegenden des mittleren Bug im rohen Heidentum dahinlebte.

Als Kasimir bei einem Mahle plötzlich durch einen Schlagfluß weggerafft wurde, (4. Mai 1194), erhob Mieczyslaw wieder Ansprüche auf die Herrschaft in Krakau. Aber der Bischof von Krakau und der Palatin Nikolaus wirkten für die unmündigen Söhne des Verstorbenen, Leszek und Konrad, die der Vater zu Erben eingesetzt, ohne auf das Senioratsgesetz Rücksicht zu nehmen. Auch die Mehrzahl der Magnaten war für die minderjährige Regierung, unter der sie ihre eigne Macht zu vergrößern hofften. Roman von Wladimir, ein Verwandter Kasimirs, ein streitbarer und politisch gewandter Mann, wurde zum Vormund ernannt. Dies hatte einen neuen Krieg zur Folge, indem Mieczyslaw drohend die Anerkennung seines Prinzipats forderte und von seinen schlesischen Neffen unterstützt mit Heeresmacht ins Land einfiel. Die blutige Schlacht am Flusse Mozgawa blieb ohne Entscheidung, aber die mutige Haltung Krakaus sicherte der vormundschaftlichen Regierung, welche in Abwesenheit Romans die Witwe Kasimirs, Helene, und der Palatin Nikolaus in die Hand nahmen, den Sieg. Mieczyslaw gab indessen sein Vorhaben nicht auf; was er nicht durch Waffen zu erreichen vermocht, suchte er nun durch List zu erwerben. Es war der Familie Kasimirs nicht entgangen, daß der fortwährende Streit im Herrscherhause der Übermacht des Adels in bedenklicher Weise Vorschub leistete und die Entscheidung der öffentlichen Dinge in die Hände der trotzigen Magnaten legte. Als nun Mieczyslaw den Vorschlag machte, man solle ihm die Senioratswürde, die ihm nach dem Gesetze zustehe, auf Lebenszeit übertragen, dann wolle er seinen Neffen Leszek zu seinem Nachfolger einsetzen, gingen die Großfürstin Helene und der Palatin auf den Vertrag ein. So gelangte der alte Mieczyslaw nach vielen Jahren zum zweitenmal in den Besitz des Prinzipats in Krakau. Aber Alter und bittre Erfahrungen hatten ihn weder gerechter noch weiser gemacht. Von den Vertragsbedingungen war ferner keine Rede: ohne eine Bestimmung über die Nachfolge zu treffen, schied er nach zweijähriger Herrschaft aus dem Leben. Nun schwankte man in Krakau, ob man den Sohn des Geschiedenen, Wladislaus Laskonogi, Fürsten von Großpolen, oder Kasimirs Erstgebornen Leszek zur Senioratswürde berufen solle. Durch friedlichen Vergleich wurde endlich der erstere als Großfürst anerkannt. Mieczyslaw zum zweitenmal Großherzog. 1195–1202. 1195. 1200. 1202.

Damals machte Papst Innocenz III. ernste Anstrengungen, auch unter den slawischen Völkern die kirchliche Organisation mit der römischen mehr in Übereinstimmung zu setzen, als bisher geschehen war, und dem Klerus in Polen die freiere Stellung Wladislaus Laskonogi. 1202–1206.

gegenüber der Fürstengewalt zu verschaffen, die er in andern Ländern errungen. Denn noch immer wurden die kirchlichen Ämter von dem Landesfürsten besetzt und die Geistlichkeit und die Hintersassen der Kirche gleich den Laien der weltlichen Jurisdikton und Besteuerung unterworfen. Als der Großherzog den hierarchischen Anordnungen nicht Folge leistete, geriet er mit dem päpstlich gesinnten Teil der Geistlichkeit in Hader, so daß der Erzbischof den Bann über ihn aussprach. Nun vereinigten sich die Bischöfe und viele Magnaten zum Sturze des durch die klerikale Opposition gereizten und zu Willkürhandlungen fortgerissenen Fürsten und übertrugen die Herrschaft in Krakau dem Herzog Leszek, der von jeher gegen den päpstlichen Hof größere Fügsamkeit gezeigt hatte.

Leszek. 1206—1227. So kam Kasimirs Stamm wieder in die Höhe. Leszek trat seinem Bruder Konrad Masovien und Kujavien als eigne Herzogtümer ab und traf die Bestimmung, daß die Landschaft Krakau für immer im Besitze seiner Nachkommen verbleiben und zunächst auf seinen ältesten Sohn übergehen sollte, eine Bestimmung, wodurch das Senioratsgesetz Boleslaws III. aufgehoben ward. Der Papst erteilte gern seine Zustimmung, als der neue Herzog sein Land unter den Schutz des heil. Petrus stellte und sich verpflichtete einen jährlichen Zins von vier Mark Silbers nach Rom zu zahlen und die Kirche als seine Mutter zu ehren und zu verteidigen. Seitdem schlossen sich die einzelnen Herzogtümer immer mehr zu völlig selbständigen Ganzen ab, und nur selten vereinigten sich die Fürsten zu gemeinsamen Unternehmungen.

Die Grenzlande entfremdet. Die inneren Spaltungen hatten eine Schwächung des polnischen Einflusses in den Grenz- und Nachbarländern zur Folge. Obwohl Roman von Wladimir, 1. Galizien. welcher **Galizien** erobert und durch unerhörte Tyrannei in Gehorsam zu halten gesucht, durch polnische Waffen überwunden und auf dem Schlachtfelde getötet ward, so entzog sich dennoch das reiche galizische Land, nachdem Polen, Ungarn, Russen und eingeborne Kronprätendenten über zwölf Jahre um die Herrschaft gestritten, der Oberhoheit von Krakau, die einst Kasimir begründet; in Galizien wie in Wolhynien behaupteten die Nachkommen Romans, russische Fürsten, die väterlichen Besitzungen und hinderten die Bekehrung zum römischen Kirchenwesen, welche die Ungarn und Polen in den Perioden ihres Übergewichts mit Eifer betrieben. — Auch in den westlichen Gebieten erlitt die polnische Na- 2. Großpolen. tionalität schwere Einbußen. In **Großpolen** stritt Wladislaus Laskonogi zwanzig Jahre lang mit seinem Neffen Wladislaus Odonicz um die Herrschaft über das Land an der Warthe und Netze, ein Kampf, in den nicht nur die polnischen Fürsten von Schlesien, sondern zuletzt auch Herzog Leszek von Krakau verflochten ward. Auch aus diesem Wirrsal wußte die Kirche und ihr staatskluges Oberhaupt Innocenz III. Vorteil zu ziehen. Um sich in der Gunst des Volkes herzustellen, gab Wladislaus Laskonogi, durch ein strenges Mahnschreiben von Rom erschreckt, die Opposition gegen den Klerus auf, gewährte die freie Wahl der Bischöfe, erkannte die geistliche Gerichtsbarkeit an und stellte endlich, wie der Vetter in Krakau, sein Land unter den Schutz des heiligen Stuhles, der päpstlichen Kammer zugleich einen Zins von zehn Mark Goldes von drei zu drei Jahren verheißend. Nun wurde auch die innere Ordnung der Kirche ernstlich in Angriff genommen und insbesondere das Cölibat, das in Polen

noch wenig Beachtung gefunden, mit Strenge durchgeführt. Herzog Leszek fand in der Schlacht seinen Tod, als er in Verbindung mit Heinrich von Breslau dem 1227. bedrängten Wladislaus Laskonogi zu Hilfe zog; und dieser selbst schied noch vor Beendigung des verheerenden Krieges kinderlos aus der Welt. Nun erst kam der 1231. Neffe zum ruhigen Besitz Großpolens. Um sich eine Stütze an der Kirche zu verschaffen, verlieh er dem Bistum Posen große Privilegien. Der Bischof erhielt das Jagd- und Münzrecht, und seine Hintersassen wurden von allen öffentlichen Diensten und Leistungen sowie von der Gerichtsbarkeit des Palatins und der Kastellane befreit.

Während die großpolnischen und schlesischen Herzöge mit einander im Kampfe lagen und der Großfürst von Krakau seine Kräfte in erfolglosen Unternehmungen gegen Galizien verzehrte, wurden Masovien und Kujavien von den verheerenden Einfällen der heidnischen Preußen und Litauer heimgesucht. Wir haben im vorigen Band (VII, 265 ff.) die wichtigen Ereignisse kennen gelernt, die dadurch an der Niederweichsel und Ostsee herbeigeführt wurden. Als sich Herzog Konrad von Masovien, Leszeks Bruder, der feindlichen Übermacht nicht mehr zu erwehren vermochte, rief er die Ritter des Deutschen Ordens zu Hilfe. Wir wissen, wie wenig dieser Schritt den eigentlichen Absichten des Herzogs entsprach. Anstatt daß die Deutschherren sich der polnischen Landeshoheit unterordneten, wie Konrad gehofft, und mit Schwert und Kreuz seine Unternehmungen gegen das feindliche Nachbarvolk der Preußen unterstützten, gründeten sie einen unabhängigen Ordensstaat unter päpstlicher Oberhoheit und fügten das Küstenland der Weichsel dem deutschen Reichsverbande ein. *3. Das untere Weichselland.*

Von der Zeit an wich in den vorderen Landen das slawische Wesen mehr und mehr dem germanischen. Nicht nur, daß Pommern und die Wendenländer zwischen Elbe und Oder, von der slawischen Heidenwelt im Osten getrennt, nun vollends germanisiert wurden, daß die deutschen Ansiedelungen bei den Klöstern und Bischofsitzen sich mehrten, daß Kolonisten aus Westdeutschland neue Städte gründeten oder durch Einwanderung in die älteren dem germanischen Element das Übergewicht verschafften; die Piasten, welche in den Burgen an der Oder ihre Herrschersitze aufgeschlagen hatten, vor allen Herzog Heinrich „der Bärtige" von Breslau, begünstigten und förderten aus allen Kräften deutsche Ansiedelungen und germanisch-christliche Kultur in Nieder- und Oberschlesien. Neue Städte, wie Goldberg, Neiße, Kosel u. a. erhielten deutsches Stadtrecht und wurden mit ihrem regen Verkehrsleben neue Stützen der germanisch-christlichen Kultur des Reiches. Die Vermählung der Fürsten mit deutschen Frauen belebte die Verbindung und förderte die Einwanderung deutscher Männer geistlichen und weltlichen Standes. Die Klöster wurden meistens von Deutschen bevölkert. Je weiter das Christentum nach Norden und Osten vordrang, desto mehr Boden gewann auch das germanische Wesen. *Ausbreitung des Deutschtums.*

Bald erlangte derselbe Herzog Heinrich und durch ihn die ältere Linie der *Die schlesischen Herzöge.*

Piasten eine überwiegende Macht über alle Stammesgenossen. Da nämlich Leszeks Sohn Boleslaw noch unmündig war, so erhoben Konrad von Masovien und Heinrich von Breslau Ansprüche auf die vormundschaftliche Regierung in Krakau. Darüber entstand ein mehrjähriger wechselvoller Krieg, der schließlich zu Heinrichs gunsten entschied. Dieser erhielt nicht nur die Vormundschaft über den jungen Fürsten Boleslaw, sondern derselbe übertrug ihm auch aus Dankbarkeit für geleistete Dienste die Herrschaft über das Stadtgebiet von
1233. Krakau, so daß sich Heinrich forthin Herzog von Schlesien und Krakau nannte. Zugleich führte er die vormundschaftliche Regierung in Oberschlesien für die Söhne seines Vetters Kasimir von Oppeln. Im folgenden Jahr nahm er mit den übrigen Polenfürsten teil an dem gemeinsamen Kreuzzug wider die Preußen,
1234. der mit dem glänzenden Sieg an der Sirgune schloß (VII, 276). — Herzog Heinrich I. der Bärtige mochte mit Vertrauen auf die Zukunft seines Geschlechts
1238. blicken, als er beim Sterben seinem Sohne Heinrich II. dem Frommen, den ihm die heilige Hedwig aus dem Geschlechte der Grafen von Andechs geboren, das durch seine Kraft, Klugheit und Thätigkeit so sehr vergrößerte Erbe zur Verwaltung übertrug. Aber diesem hochherzigen Fürsten war ein kurzes Lebenslos beschieden. Wir kennen jenen entsetzlichen Mongolensturm, der sich über das südliche Rußland heranwälzend, Galizien verheerte, Sandomir und Krakau in Asche legte und die schlesischen Städte von Oppeln bis Breslau mit Feuer und
1241. Schwert verheerte (VII, 376 ff.). Auf der Walstatt bei **Liegnitz** ließ der ritterliche Herzog sein Leben; doch setzten die Mongolen ihren Zug nicht fort, sondern vereinigten sich mit dem Hauptheer, welches mittlerweile Ungarn zur Wüste und zum weiten Leichenfeld gemacht. — Mit dem Falle Heinrichs des Frommen erbleichte der Ruhm und die Macht des schlesischen Fürstenhauses. Nicht nur, daß die Erben Wladislaus Odonicz alle Besitzungen von Großpolen, welche ihnen der bärtige Heinrich in vielen Fehden entrissen, wieder an sich brachten, daß die Krakauer Magnaten, ergrimmt über die Begünstigung der Deutschen durch den Gemahl der heil. Hedwig, den Sohn Leszeks, Boleslaw, wieder in das väterliche Erbe einsetzten; auch die Söhne des gefallenen Heinrich II., welche sich in das Odergebiet teilten, so daß Breslau, Liegnitz mit Glogau und das Land Lebus eigne Teilfürstentümer wurden, schwächten einander durch Bruderkriege und feindselige Gesinnung.

Schlesien germanisiert. Diese Teilungen und Kämpfe erleichterten das Vordringen des deutschen Wesens in Schlesien. Denn der Unterliegende suchte gewöhnlich Hilfe bei den Nachbarfürsten, die er nur gegen Abtretung von Städten und Territorien
1249. erlangen konnte. So kam Burg und Gebiet von Krossen an den Markgrafen Heinrich den Erlauchten von Meißen und das ganze Land Lebus an Magdeburg und Brandenburg, die alsbald zur Germanisierung schritten und in kurzer Zeit zum Ziel kamen. Diese zunehmende Verbindung mit dem Deutschen Reich und Volk ist die einzige Erscheinung von allgemeinem Interesse in der Geschichte

Schlesiens im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert; denn die kleinen Kriege und Fehden der Fürsten untereinander oder mit den Grenznachbarn, die mit Gewaltthätigkeiten und Exkommunikationen verbundenen Streitigkeiten mit der Kirche und was sich sonst dergleichen in den Chroniken verzeichnet findet, ist ohne alle nachhaltige Bedeutung geblieben. Gingen doch die schlesischen Piasten in ihren Länderteilungen so weit, daß zur Zeit Rudolfs von Habsburg allein in Niederschlesien sechs selbständige Fürsten unabhängig voneinander Land und Leute regierten. Die Machtstellung Ottokars von Böhmen that dem Germanisierungsprozeß nur vorübergehend Abbruch: die folgenden Herrscherhäuser in den Ostmarken, vor allen die Luxemburger, leisteten ihm wieder um so größeren Vorschub. Das Beispiel Herzog Heinrichs III. von Breslau, der von dem ersten Habsburger sich die Grafschaft Glatz übertragen ließ und mit dem „Reich" einen näheren Staatsverband einging, wird nicht lange ohne Nachahmung geblieben sein. Wenigstens war die Förderung deutschen Wesens, deutscher Kultur und Sitte das einzige, worin alle schlesischen Fürstenhöfe übereinstimmten, wie feindselig sie auch in allen andern Dingen einander gegenüberstehen mochten. Alle Städte, die im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts gegründet oder vergrößert wurden, waren im Besitze deutscher Stadtrechte und der angesehenere Teil der Einwohner bestand aus Deutschen. Ein lebhafter Verkehr und eine rege Industriethätigkeit war die Folge dieser Verbindung mit dem großen Reich der Mitte. Breslauer Kaufleute hatten Warenniederlagen in Nowgorod und Kiew; ihr Handel teils mit den Produkten der Gewerbthätigkeit ihrer Mitbürger, Eisen, Leder, Wolle, Leinwand, Tuch u. a., teils mit den Waren des Ostens und Nordens ging über Posen, Gnesen nach Danzig und Preußen, über Krakau nach Rußland und Galizien, südwärts nach Wien und Venedig, nordwärts zu den märkischen Städten, den Vermittlern der Handelsorte an den Küsten der Ostsee und des Mittelmeeres.

Ein so ausgebreiteter Handels- und Gewerbebetrieb machte die Bürger von Breslau und andern Städten wohlhabend und reich, bemerkt Roepell, der Luxus stieg und allmählich kam auch in seinem Gefolge die Kunst und Wissenschaft zu Achtung und Ansehen. Die hölzernen Häuser machten steinernen Platz; Rathäuser, Kirchen und andre öffentliche Gebäude, wie Wage, Kaufhalle u. s. w. wurden erbaut, Mauern und Türme traten an die Stelle der hölzernen oder Erdumwallungen, und ganz vereinzelt mag das Beispiel nicht geblieben sein, das Breslau im Jahr 1267 durch die Errichtung einer eignen Stadtschule, Marien Magdalenen, gab. Deutsche Sprache, Recht und Sitte erhielten in den Städten fast vollkommen, auf dem Lande etwas später und wohl auch nicht ganz in solchem Umfange das Übergewicht, und auch an den Höfen der Fürsten, welche nach wie vor größtenteils deutsche Frauen heimführten, überwog allmählich in Sitte und Leben das deutsche Element. Machte sich doch sogar ein schlesischer Herzog, Heinrich IV., als deutscher Minnesänger bekannt. Breslaus Blüte.

Ähnliche Teilungen, mit Gewaltthätigkeiten und Bruderkriegen verbunden, erfolgten auch in den übrigen polnischen Herzogtümern, in Masovien, wo Polens Schwäche.

Konrads Söhne, der streitsüchtige Kasimir und Boleslaw, das väterliche Erbe in die beiden Fürstentümer Kujavien und Masovien zerlegten, in Großpolen, wo Gnesen, Posen und Kalisch die Sitze verwandter Herrscher aus dem Piastengeschlecht wurden, und in Krakau, wo Boleslaw, Leszeks Sohn, nachdem er sich mühsam der Angriffe des masovischen Vetters erwehrt, das Land auf seine Nachkommen vererbte. Diese Länderzerstückelung, die immer weitere Ausdehnung gewann, also daß um das Jahr 1270 elf oder gar vierzehn Nachkommen Boleslaws III. voneinander unabhängig regierten und in dem Kriege Ottokars gegen die Ungarn verwandte Fürsten in beiden Heerlagern dienten, zerstörte die Kraft der polnischen Nation und verschaffte den feindlichen Nachbarvölkern das Übergewicht. Im Norden dehnten die Pommern ihre Herrschaft bis an die Netze aus; von Westen her drangen die Brandenburger über die Oder vor, ihre Besitzungen in fortwährenden Fehden gegen die Pommern und Polen vermehrend. Bald war die ganze Neumark in ihren Händen und wurde von deutschen Colonisten bevölkert, welche die Wälder lichteten, Städte und Dörfer anlegten und das Feld urbar machten. Im Osten der unteren Weichsel bis zur Meeresküste setzten die Ordensherren ihr Eroberungswerk gegen die Preußen und die heidnischen Nachbarstämme fort, von den polnischen Fürsten wenig gehindert, ja mitunter von denselben unterstützt. Denn die heidnischen Völkerschaften in den Ostseeländern waren nicht minder heftige Gegner der christlichen Polen als der Ordensritter. Noch gefährlichere Feinde aber hatten die Masovier an den wilden, grausamen Litauern, welche, seit die Macht der Russen durch die Mongolen gebrochen war, ihre Waffen ungehindert gegen die polnischen Völker im Südwesten kehren konnten. Die kleinen Teilfürsten, unter sich entzweit und teils fehdelustig, teils abergläubisch andächtig und ohne irgend eine hervorragende Persönlichkeit, leisteten nur geringen Widerstand. — Nicht minder furchtbare Feinde hatten die Fürsten von Krakau an den Mongolen, welche von ihren Zeltstädten an der Wolga das ganze südliche Rußland mit ihrer eisernen Zwingherrschaft drückten und ihre schrecklichen Raubzüge bis an die Weichsel, bis nach Sandomir und Krakau ausdehnten, Beute und Gefangene aus den verwüsteten Städten und Burgen mit sich fortschleppend. Und wie demütig auch die russischen Fürsten und der staatskluge, kriegserfahrene Beherrscher von Galizien, Daniel, Romans Sohn, das Mongolenjoch trugen und vor dem Chan der goldenen Horde ihre Knie beugten und Tribut entrichteten, gegen das Polenreich von Krakau und Sandomir fühlten sie sich stark genug. Der staatskluge Fürst Daniel mochte sich mit stolzen ehrgeizigen Entwürfen tragen, als er verwandtschaftliche Bande mit den Piasten und Arpaden knüpfte, die päpstlichen Unionsbestrebungen förderte und sich von einem römischen Legaten die Königskrone aufs
7. Mai 1253. Haupt setzen ließ. Sein Sohn Lew schuf dann in der von ihm gegründeten Stadt Lwów (Lemberg) einen neuen Herrschersitz. Vergebens ließ der Papst allenthalben das Kreuz predigen und zum heiligen Krieg wider die Feinde

Christi, die Mongolen und Litauer, auffordern; Selbstsucht und gegenseitiges Mißtrauen ließ keinen allgemeinen Waffenbund aufkommen. Die Jazygen, der wildeste Stamm der Litauer, wetteiferten mit den Mongolen an Raubgier und verheerender Kriegswut; und nicht selten fanden sie bei ihren kriegerischen Einfällen Beistand an dem polnischen Adel, dessen Macht und Ungebundenheit unter diesen unaufhörlichen Kämpfen und Wirrnissen bedeutend stieg. Soweit war die Fürstengewalt der Piasten von ihrer früheren Höhe gesunken, daß bei dem kinderlosen Absterben Boleslaws von Krakau der von ihm zum Nachfolger † 10. Dez. 1279.
ernannte Leszek Czarny nur durch die Wahl und Zustimmung des Adels den Fürstenstuhl besteigen konnte und daß die ganze Regierung dieses kraftvollen Herrschers ein ununterbrochener Kampf gegen äußere und innere Feinde war.

Ein Streit mit dem Bischof von Krakau, den er des Einverständnisses mit den Litauern beschuldigte und in Gefangenschaft hielt, zog den Bannstrahl der Kirche auf sein Haupt, und eine Empörung der über die Begünstigung der Deutschen ergrimmten Magnaten gestaltete sich so drohend, daß der Herzog sich auf einige Zeit nach Ungarn flüchtete.

Als auch Leszek Czarny kinderlos starb, erhob sich ein lebhafter Streit über 30. Sept. 1288.
die Nachfolge zwischen dem eingebornen Adel, der den Herzog Boleslaw von Thronkämpfe in Krakau.
Masovien oder den Bruder des Verstorbenen, Wladislaus Lokietek, zum Nachfolger wünschte, und den Deutschen in Krakau und Sandomir, welche Heinrich IV. von Breslau, den bürgerfreundlichen Minnesänger, der mit dem Reich das alte Lehnsverhältnis wieder geknüpft hatte, zum Herzog ausriefen. Nach einem kurzen Bürgerkrieg erlangte die deutsche Partei die Oberhand; Wladislaus Lokietek flüchtete in der Kutte eines Franziskanermönchs aus der Stadt. Nun gebot ein deutscher Reichsfürst in Krakau, ein Ereignis, das für Kleinpolen leicht eine ähnliche Germanisierung hätte herbeiführen können, wie in Großpolen und noch mehr in Schlesien, wäre nicht Heinrich schon nach wenigen Jahren kinderlos gestorben. Sein Tod trennte nicht nur das Herzogtum Krakau wieder von 23. Juni 1290.
Schlesien, er führte auch einen fremden Gebieter auf den polnischen Fürstenstuhl. Müde der unaufhörlichen Erbfolgekriege berief der Adel auf den Vorschlag der Herzogin Griphina, Leszeks Witwe, den Böhmenkönig **Wenzel**, Jan. 1291.
Ottokars Sohn, nach Krakau und übertrug ihm die Herrschaft. Der Böhme überwand in einem kurzen Feldzug die Widerstrebenden, vereinigte Polen mit seinen ausgedehnten Besitzungen und brachte die übrigen polnischen Fürsten zur Huldigung.

Aber die polnische Nation fügte sich nur mit Widerwillen der Fremdherr- Wenzel zum König gewählt.
schaft, zumal da auch Wenzel nicht im stande war, den verheerenden Einfällen der Litauer Einhalt zu gebieten, vielmehr gerade damals einer der schrecklichsten Plünderungszüge stattfand. Unter diesen Umständen faßte **Przemyslaw** von 1294.
Großpolen, der kurz zuvor von dem kinderlosen Herzog Mestwin von Pommerellen zum Erben dieses nördlichen Landes mit der wichtigen Handelsstadt Danzig

eingesetzt worden, den Gedanken, ein slawisches Reich im Geiste Boleslaws Chrobry wieder aufzurichten. Dazu sollte die Kirche ihm die Weihe verleihen. Als die Kurie ihre Einwilligung gegeben, wurde er in der Kathedrale von Gnesen von dem Erzbischof feierlich zum „König von ganz Polen und Herzog von Pommern" gesalbt und gekrönt. Schon rüstete er sich zum Kampf gegen den böhmischen Rivalen, als er in Rogosno überfallen und ermordet ward. Wer die Anstifter der blutigen That gewesen, ist nie sicher ermittelt. Mit ihm sanken alle Entwürfe für Polens Einigung ins Grab. Bald war die Zersplitterung größer als zuvor. Alle Ordnung des Lebens löste sich auf. Gewaltthätigkeiten aller Art erfüllten das Land, das unter Raub und Plünderungssucht des gänzlich verwilderten Adels auf das entsetzlichste litt, und endlich sprach nun auch noch der Bischof von Posen, Andreas, über seine ganze Diözese das Interdikt aus, „da bei der allgemein herrschenden Gesetzlosigkeit die Güter der Kirche gleich allen andern von Verheerungen heimgesucht wurden, Arme, Waisen, Witwen und Unmündige aber der Mächtigen Gewalt rettungslos erlagen." Alles seufzte nach einer kräftigen Regierung, welche dem ruchlosen Gebahren der kleinen Tyrannen Einhalt zu gebieten vermöchte: man glaubte in dem reichen und mächtigen Böhmenkönig den rechten Mann gefunden zu haben; ihn rief man daher auch in Großpolen zum Herrscher aus. Im Anfang des neuen Jahrhunderts wurde Wenzel in Gnesen zum König von ganz Polen gekrönt. Um der Besitznahme der Krone „die Weihe des Rechts" zu verleihen, vermählte er sich mit Przemyslaws Tochter Richsa (Elisabeth). Wladislaus Lokietek floh aus dem Lande und zog als Pilger zum Jubelfest nach Rom, wo er bei Bonifacius VIII. eine wohlwollende Aufnahme fand. Die übrigen polnischen Fürsten fügten sich und leisteten dem Sohne Ottokars den Lehnseid. Wenzel selbst aber hatte bereits die Oberhoheit des deutschen Königs Albrecht anerkannt. So trat Polen unter doppelter Fremdherrschaft in das vierzehnte Jahrhundert ein. Fürsten und Volk hatten ihre Unfähigkeit zur Selbstregierung sattsam dargethan.

(Randnotizen: 26. Juli 1295. — 6. Febr. 1296.)

Die Fürstengewalt geschwächt. Hatte unter Boleslaw III. die Fürstengewalt eine Höhe erreicht, daß sie einer absoluten Monarchie nahe kam, so war sie unter seinen Nachfolgern in Ohnmacht verfallen. Das Senioratsgesetz war nicht lange in Geltung geblieben; die Selbstsucht und Herrschgier der einzelnen hatte über Politik und Staatswohl gesiegt; die Teilung der Territorien unter die Glieder des Herrscherhauses ohne eine gültige Obergewalt hatte notwendig zur Schwächung und Auflösung der Nation und zur Minderung der fürstlichen Rechte und Befugnisse führen müssen. Nicht nur, daß die Teilfürsten dem Anprall der feindlichen Völkerschaften, der Preußen, Litauer, Mongolen u. a. nicht zu widerstehen vermochten und Land und Volk hilflos den Barbaren preisgegeben waren, auch im Innern war ihre Macht und ihr Einkommen durch Verleihung von Immunitäten und Privilegien gebrochen und geschmälert worden. Selbst die beiden Faktoren, welche

die Herzöge zur Hebung der Volksbildung beförderten, die kirchliche Hierarchie und die deutsche Kolonisation, trugen zur Schwächung der monarchischen Fürstengewalt und zur Auflösung bei. Die Kirche gewann eine selbständige Stellung gegenüber dem Staat. „Die Wahl der Bischöfe und Äbte, die Vergebung der Pfründen, soweit nicht ausdrücklich Patronatrechte entgegenstanden, kam in ihre alleinige Gewalt, die geistliche Gerichtsbarkeit, wie das kanonische Recht dieselbe bestimmte, setzte sich durch, und indem endlich alle Güter der Kirche mit allen ihren Hintersassen der Gerichtsbarkeit der fürstlichen Beamten entzogen und von den meisten der zahlreichen den Fürsten zustehenden Abgaben und Dienste befreit wurden, drang das abendländische Institut der Immunität in den slawischen staatlichen Organismus des Reiches ein und hob dessen bisherige Einheit auf.“ a. Durch die Kirche.

Dieselbe Wirkung hatte auch das Hereinziehen deutscher Kolonisten, die auf geistlichen und weltlichen Gütern angesiedelt, eine bessere Rechtsstellung forderten und erlangten als die polnischen Bauern, die in harter Dienstbarkeit lebten. Um die Einwanderung zu befördern, gestatteten ihnen die Herzöge die Beibehaltung des deutschen Rechts, entbanden sie von den Landesgerichten und den Kriegspflichten, gewährten ihnen Zoll- und Marktfreiheit und erließen ihnen die schweren Abgaben und Dienste, die auf den Eingebornen lasteten. In den meisten Städten entstanden gefreite deutsche Gemeinden, die unter Magdeburgischem Rechte lebten, deutsche Dorfschaften, mit eignen Gemeindeordnungen und Exemtionen verschiedener Art, durchbrachen die Kastellanei- und Vizinalbezirke, in deren Mitte sie angelegt waren, indem sie in bürgerlichen Rechtsfällen eignen Vögten (Lokatoren), welche die Ansiedelung ins Leben gerufen, unterstellt waren. — Noch nachhaltiger aber war die altpolnische Verfassung durch die wachsende Macht des Adels gebrochen worden. Es war eine natürliche Folge der entstandenen Scheidung zwischen Freien und Unfreien, daß die Zahl jener in den schlimmen Kriegszeiten sich verminderte, bis sie sich endlich zu einer Adelsgemeinde abschloß, welche in ihrer Macht- und Rechtsstellung den Fürsten immer näher rückte, auf das öffentliche Leben immer größeren Einfluß gewann und sich zwischen Regierung und Volk drängte. Dieser Entwickelungsgang wurde durch die fürstlichen Teilungen wesentlich gefördert. Um sich für ihre Fehden zu stärken, suchten die Herzöge die Gunst der Mächtigen zu gewinnen. „Sie verschenkten zahlreiche Güter an einflußreiche Geschlechter, teils aus Dankbarkeit für geleistete Dienste, teils um sich solche für die Zukunft zu sichern, bewilligten die Immunitätsrechte für deren Güter und mußten auch wohl nachsehen, wenn einzelne sich derselben ohne ihren Willen anmaßten.“ Bald traten mächtige „Barone“ an die Spitze der Adelsgemeinde, deren Zustimmung die Fürsten bei allen wichtigen Landesangelegenheiten, bei Besteuerung und Gesetzgebung einholen mußten. Ihre Zahl und Macht wuchs mit den Erbteilungen des fürstlichen Hauses. „Jeder Herzog von den vielen Piasten hatte seinen Palatin, die

b. Durch die deutschen Kolonisten.

c. Durch den Adel.

Menge der Kastellane war mit der Errichtung neuer, bei dem fortdauernden Kriegszustande nötiger Burgen gestiegen. Hofrichter, Kanzler, Jägermeister, Kämmerer u. a. fanden sich jetzt an jedem Hofe." Alle diese „Barone" strebten nach Immunitätsrechten für ihre Güter, wodurch die Bauern dem Gerichtsstand der fürstlichen Amtleute entzogen und der unmittelbaren Jurisdiktion der Gutsherren unterworfen wurden. Dadurch litten die Herzöge nicht nur große Einbuße in ihrem Einkommen, sie verloren auch die unmittelbare Fühlung mit dem Volke. Gleich den Magnaten in den Feudalstaaten waren die reichen und mächtigen Edelleute die eigentlichen Herren und Gebieter ihrer Gutshörigen; ihre Gerichtsbeamten schlichteten die Streitigkeiten nach willkürlichen Gewohnheits- und Hofrechten; ihre Vögte und Verwalter legten drückende Lasten und Dienstleistungen auf; bei Kriegsfällen hing es meistens vom guten Willen der Gutsherrschaft ab, wenn die Hintersassen dem fürstlichen Aufgebot folgen sollten.

„Eine Unsicherheit des Besitzes war eingetreten. Ohne Zweifel verlor damals eine Menge noch übrig gebliebener kleinerer freier Grundbesitzer ihre Freiheit durch Gewalt oder dadurch, daß sie sich freiwillig in den Schutz der Barone, des reicheren und mächtigeren Adels stellten; oft flohen auch die Beraubten, die durch Plünderungen und Verheerungen der Landsleute und der Heiden Verarmten in die Wälder und schlossen sich zu großen Räuberbanden zusammen; fast jede Ordnung des Lebens löste sich auf."

3. Das Königtum der Piasten in Krakau.

Wenzels Regierung und Ende.

Nach seiner Krönung in Gnesen besaß König Wenzel ein Reich, das an Umfang dem seines Vaters Ottokar kaum nachstand. Denn Polen nebst dem dazu gehörigen Pommern, die nun mit Böhmen und Mähren vereinigt wurden, glichen die Verluste im Süden aus; zugleich hatten die Ungarn ihre Blicke auf ihn gerichtet und riefen, als er für seine Person die Krone des heiligen Stephan ablehnte und seinen Sohn dafür empfahl, den jüngeren Wenzel als König gegen den Neapolitaner ins Land (S. 511). Aber der weiche, furchtsame Fürst, „der bei herannahendem Gewitter in einen Reliquienkasten sich verkroch und bei dem Anblick einer Katze ohnmächtig wurde", der sich, um mit Dante zu reden, „in Üppigkeit und Trägheit weidete", war nicht der Mann, das zerrüttete Polenreich wieder aufzurichten. Wie sehr er sich auch bemühte, die Magnaten durch huldvolles Entgegenkommen, den Klerus durch Bestätigung seiner Rechte und Immunitäten, das Volk durch schonungsvolle Rücksicht auf das polnische Nationalgefühl bei Anstellungen und Gnadenerweisungen auf seine Seite zu ziehen, zu großem Ansehen konnte er nicht gelangen. Gehemmt und gelästert von dem Papste, der ihm wegen Ungarns grollte und allenthalben Feinde zu bereiten bemüht war, verfeindet mit König Albrecht und von ihm mit Krieg bedroht, schied Wenzel in einem Alter von vierunddreißig Jahren

aus der Welt, ohne etwas Namhaftes ausgerichtet zu haben. Im nächsten Jahr fiel sein Sohn gleiches Namens, ein in Schwelgerei und Sinnengenuß verstrickter Fürstenknabe, durch Mörderhand, der letzte vom Mannsstamme der Przemysliden (VII, 822). 21. Juni 1305. 4. Aug. 1306.

Das Erlöschen des mächtigen Tschechengeschlechts war für die slawischen Reiche an der Moldau wie an der Weichsel gleich wichtig. In Böhmen kam nach einigen Kämpfen das luxemburgische Haus an die Regierung (VII, 829), in Polen erkämpfte sich jener **Wladislaus Lokietek**, der einst vor Wenzel aus Krakau entflohen und dann als Pilger in Rom den Segen des heil. Vaters erfleht hatte, unter Nöten und Widerwärtigkeiten aller Art den Fürstenstuhl in Krakau. Doch mußte er, um die zerstreuten Kräfte zu sammeln und die zahlreichen Gegner unter den Magnaten wie dem Klerus und bei den deutschen Kolonisten bestehen zu können, die Territorien westwärts der Weichsel, welche Przemyslaw mit Großpolen verbunden hatte, vor der Hand aufgeben. Wladislaus Lokietek gewinnt den Thron.

Im Innern zerrüttet durch den Zwiespalt der Polen und Deutschen und durch die eigensüchtigen Bestrebungen des ehrgeizigen Geschlechtes der Swenza, welche die Palatinswürde schon viele Jahre bekleidet hatten, waren die Einwohner und die polnischen Besatzungen nicht im stande, die Angriffe der Brandenburger Markgrafen, welche nach dem Erlöschen des pommerellischen Fürstenhauses Ansprüche auf das Herzogtum erhoben, zurückzuweisen. Schon hatten die Brandenburger sich Danzigs bemächtigt und belagerten den polnischen Hauptmann Bogussa im Schlosse, da riefen die bedrängten Polen den Orden zu Hilfe. Ihrem vereinten Angriff vermochten die Brandenburger nicht zu widerstehen; sie mußten die Stadt Danzig aufgeben. Das Schloß blieb zwischen den Polen und dem Orden geteilt, bis der Komtur eines Tages durch plötzlichen Überfall den polnischen Schloßhauptmann vertrieb. Bald kam auch die Stadt durch einen Verräter, der die Thore öffnete, in die Gewalt des Landmeisters Heinrich von Plotzke. Von Danzig zog dieser weiter nach Dirschau, auch von dessen Zinnen wehte bald die Ordensfahne; das feste Schwetz wurde durch Verrat gewonnen. Mit treulosen Ränken und blutiger Härte setzte sich der Orden in dem Lande fest. Dem Polenkönig wurde für die Einräumung von Danzig eine unerschwingliche Summe als Kriegskosten abgefordert. Um sich einen Rechtstitel auf das Land zu erwerben, kauften dann die Ritter dem Markgrafen von Brandenburg seine Ansprüche ab. So entstand hier ein neues deutsches Ordensland, an der Stelle des slawischen Herzogschlosses erhob sich eine Ordensburg; aber grollend und drohend blickte der Polenkönig auf das unredliche Spiel. Der Deutsche Orden gewinnt Pommerellen. 1310.

Es war dies um dieselbe Zeit, als der Großmeister Siegfried von Feuchtwangen seinen Sitz in Marienburg aufschlug und damit eine neue Periode in der Geschichte des Ordenslandes eröffnete (VII, 287). Kurz nachher erwarben die Ritter durch Kauf von der Herzogin Salome von Kujavien die sog. Fischwerder, das Landgebiet zwischen Nogat, Weichsel und Haff. Damit war der Orden Gebieter der Weichselmün-

dungen und Polen von der See abgeschnitten, und wenn auch in der Folge die Nordländer wieder an Polen kamen, so war der Besitz nur formaler Natur. „Eine andre Kultur, eine andre Menschengattung, unter andern Institutionen und Gewohnheiten aufgewachsen, hatte sich daselbst niedergelassen und die Lebenspulse, die von dort ausgingen, setzten in dem Slawentum kein Blut mehr in Bewegung, sondern ihr Schaffen und Wirken kam nur der eignen Art zu gute. — Die materielle Kraft, die äußere Macht konnte erdrückt werden, die physische Gewalt des Ordens konnte durch eine umfangreichere niedergeworfen werden; was aber der Pflug der deutschen Ansiedler im Norden in den Boden geritzt hatte, das Gepräge, welches der deutsche Geist der dortigen Bevölkerung aufgedrückt hatte, die gründliche und beinahe völlige Ausrottung aller wahlverwandtschaftlichen Bezüge, welche die Bevölkerung vordem zu dem Genius des Slawentums hatte, diese konnten nicht wieder von der Lebensatmosphäre dieses Landesteils abgehoben werden."

Die widerstrebenden Elemente. So schwer der energische Wladislaus Lokietek den Verlust im Norden tragen mochte, er mußte ihn hinnehmen, weil er im eignen Lande zu viele Gegner hatte. War gleich anfangs der Bischof und die deutsche Bürgerschaft Krakaus dem slawisch gesinnten Piasten abgeneigt, so steigerte sich die Feindschaft, als der Herzog, der stets in Geldnot war und den ungarischen und mährischen Mietstruppen den Sold schuldete, sich Eingriffe in die Kirchengüter und in das Vermögen der reichen Kaufherren erlaubte. Es bildete sich eine Gegenpartei, welche mit den schlesischen Piasten in Verbindung trat und endlich sich in Aufruhr erhob. Aber mit Hilfe der Nationalen, welche auf den wachsenden Einfluß der Deutschen mit Neid und Haß blickten, schlug Wladislaus den Widerstand nieder und übte ein strenges Strafgericht. Von den Rädelsführern wurden etliche von Pferden durch die Straßen geschleift und vor den Stadtthoren aufgeknüpft; viele Geistliche und Äbte wanderten ins Exil; der Krakauer Stadtvogt Albert floh nach Schlesien, das Vogteihaus wurde in eine herzogliche Burg verwandelt, die Privilegien der Deutschen erlitten manche Verkürzung.

Antagonismus gegen die Deutschen. Mehr und mehr wuchs der Gegensatz des slawischen und deutschen Elementes: Heinrich von Glogau, welcher die deutsche Sprache pflegte und förderte und seinen Söhnen eine deutsche Erziehung gab, reizte durch seine Vorliebe für deutsches Wesen den slawischen Adel Großpolens so sehr gegen sich auf, daß dieser der Herrschaft Wla-
1302. dislaus' Vorschub leistete und die Vereinigung der beiden slawischen Fürstentümer herbeiführte. Von dem Augenblick an datierte auch eigentlich die Neubildung des polnischen Staates, und der Kern des Reichs, zu dem der Grund durch Boleslaw Chrobry gelegt worden war, befand sich nun nach Jahrhunderten wieder in einer Hand, die entschlossen war, ihn auch festzuhalten. Der nationale Sinn fing an zu erstarken, und indem er sich an Wladislaus Lokietek anklammerte, hob und festigte er dessen Macht. Es ging wie ein Wehen durch die Gemüter, daß etwas geschehen müsse, um den zerbröckelten Massen wieder einen inneren Zusammenhang zu verschaffen. Hoch und niedrig machte sich mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut, „daß es einer einheitlichen Spitze bedürfe, und daß diese mit dem Nimbus und der Weihe einer vom Papste legitimierten Krone geschmückt sein müsse".

Wladislaus erwirbt die Königskrone. 1319. Diese Abneigung der slawischen Völker gegen die Deutschen suchte der Herzog zu seinem Vorteil zu nutzen. Er konnte es dem Orden nicht vergeben,

daß ihn derselbe aus Pommerellen verdrängt und gewissermaßen ihm zu Häupten eine starke geschlossene Macht bildete. Gelang es ihm, von dem Papste als König von Polen und Herzog von Pommern anerkannt zu werden, so konnte er vielleicht das Verlorne wieder an sich bringen. Darum suchte er besonders mit der hohen Geistlichkeit sich gut zu stellen, welche, wie er wußte, dem Orden zürnte, daß er durch seine kirchlichen Privilegien ihr den Boden unter den Füßen wegzog. Auch mit dem Landesadel und den Bürgerschaften befreundete er sich. Bald war er das Haupt der Opposition gegen den Orden. Eine von den angesehensten Ständen abgeordnete Gesandtschaft, an ihrer Spitze Bischof
Gerward von Leslau, trug in Avignon die Bitte vor, der päpstliche Oberherr 1318.
möge dem Herzog Wladislaus von Krakau, Polens und Pommerns Fürsten und Erben, die Krone des Reichs, welche seit dem Tode Przemyslaws keinen Träger gehabt hätte, wieder verleihen. Papst Johann XXII. gab der Bitte, die vielleicht noch mit nachdrücklicheren Gründen unterstützt war, ein geneigtes Gehör; wenngleich der neue Böhmenkönig, der ritterliche Luxemburger Johann, wie es scheint auf Anregung des Ordens, Einsprache erhob, „weil er selbst als Erbe der letzten Przemysliden auch den polnischen Königstitel miterlangt habe", so brachte
Bischof Gerward dennoch von Avignon die Erlaubnis zur Krönung mit, und 1319.
Wladislaus Lokietek zögerte nicht mit der Ausführung der Zeremonie. Trotz des Widerspruchs der verwandten Fürsten von Masovien und Kujavien, denen der Gedanke eines Gesamtpolens durch die Teilungen fremd geworden war, ließ er sich durch den Metropolit Janislaw von Gnesen in der Kathedrale zu Krakau
nebst seiner Gemahlin Hedwig als König von Polen krönen. Die Krone 20. Jan. 1320.
war eine Gabe der Kirche, die mit voller Unterwürfigkeit bezahlt werden mußte; aber sollte die polnische Nation dem Skythentum im Osten und dem Germanentum im Westen widerstehen und ihren geschichtlichen Beruf erfüllen, sollte Polen, wie es sich gern nannte, „die Vor- und Schutzmauer europäischer Gesittung gegen die Barbarei der östlichen Völker" werden, so mußte es die staatliche und territoriale Zerrissenheit überwinden und zur nationalen Einheit emporwachsen. Das Königtum war dazu der erste Schritt und der traditionelle Ausdruck dafür.

Wladislaus' Politik gegenüber der Kurie und dem Orden.

Um dem Königtum eine festere Stütze zu geben und die Eifersucht der Mächtigen im Lande zu ersticken, räumte Wladislaus den Baronen, dem zahlreichen Amtsadel und der höheren Geistlichkeit eine beratende Stimme bei allen wichtigen Staatsangelegenheiten ein. Aus allen Handlungen Lokieteks erkennt man den umsichtigen Mann, den die bittern Erfahrungen seiner Jugend weise und besonnen gemacht. Dabei war ihm auch das Glück hold. Die Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit Karl Robert von Ungarn knüpfte zwischen den Reichen ein inniges Verhältnis, das über das Leben der beiden Könige hinausreichte, und brachte selbst die Völker einander näher. Vor allem war König Wladislaus beflissen, sich die Gunst und Gnade des Papstes zu erhalten. Er mochte hoffen, durch Hingebung und Unterwürfigkeit die Kurie zu einem entscheidenden Richterspruch gegen den Orden in Beziehung auf Pommern zu bewegen.

35*

In der That hatte Bischof Gerward mit der Zustimmung zur Krönung auch eine Bulle von Avignon mitgebracht, durch welche drei dem Orden abgeneigte Prälaten mit der schiedsrichterlichen Untersuchung der Klagsache betraut wurden. Ihr Urteil
1321. lautete, daß der Orden das Land Pommern mit einer Entschädigung für den Nießbrauch zurückgeben und die Prozeßkosten tragen sollte. Aber weit entfernt diesem Ausspruch nachzukommen, wußten die Ritter, deren Hochmeister sich selbst nach Avignon
1323. begab, an dem päpstlichen Hof rasch eine Sinnesänderung zu bewirken. Wladislaus' Ansprüche wurden mit strengen Worten als unbegründet zurückgewiesen, das schiedsrichterliche Urteil der drei geistlichen Herren verworfen und der Bischof von Samland, ein Verbündeter der Ordensherren, zu einer neuen Untersuchung bevollmächtigt. Doch gab der König nicht alle Hoffnung auf. Er war aus so vielen Mißgeschicken als Sieger hervorgegangen, warum sollte nicht auch in dieser für ihn so wichtigen Sache schließlich eine Wendung des Schicksals eintreten? Mußte nicht dem Papst in seinem Streit mit Ludwig dem Bayern ein ergebener Bundesgenosse willkommen sein? Und dem polnischen Gesandten in Avignon war es klar geworden, daß der heil. Vater seine persönlichen und politischen Interessen höher anschlug als die kirchlichen. Von solchen Erwägungen geleitet, warf sich Wladislaus zum eifrigen Verfechter der päpstlichen Sache auf, als Johann XXII. die Markgrafen von Brandenburg aus dem Wittelsbacher Hause mit dem Banne belegte und das Land ihnen absprach. Gingen doch dabei die Interessen beider Hand in Hand, da der Orden auf seiten der gebannten Fürsten stand und überhaupt zu Ludwig dem Bayern hielt.

Wladislaus' Bund mit Litauen.

Um aber mit größerer Macht auftreten zu können, da die Brandenburger zu hartnäckiger Gegenwehr gerüstet waren und von den Bürgerschaften ihrer Städte, besonders Frankfurt und Brandenburg, energische Kriegshilfe erhielten, ging Wladislaus Lokietek eine wichtige Verbindung ein. Er bewirkte die Vermählung seines Sohnes Kasimir mit Aldona oder, wie sie nach ihrer Taufe genannt ward, Anna, der Tochter des Königs Gedimin von Litauen, welcher mit der frischen und ursprünglichen Kraft seines in Kriegs- und Streifzügen auferzogenen Volkes eben erst ein mächtiges Reich auf Kosten seiner russischen Nachbarn gegründet hatte und gerade den Widersachern Lokieteks gegenüber der gefürchtetste Feind war. Er hatte den Nachkommen des Königs Daniel von Halicz die Reichshauptstadt Kiew entrissen und die Tataren weit nach Osten zurückgeworfen. Es verschlug nicht viel, daß Fürst und Volk von Litauen noch dem Heidentum anhingen; in den Augen des heil. Vaters waren die Götzendiener des Ostens minder gefährliche Feinde als die exkommunizierten Wittelsbacher. Zudem hieß es, Gedimin „kokettiere" mit dem Christentum, mit der Taufe und mit dem Papst. Als Brautschatz brachte die Verlobte eine edle Gabe in die Ehe — die Freilassung aller gefangenen Polen, deren Zahl sich auf 24,000 belaufen haben soll. Wir werden sehen, von welcher Bedeutung diese Verbindung der Fürstenhäuser für die späteren Geschicke der beiden Völker geworden ist.

Überhaupt hat die Regierung Wladislaus' eine weit höhere Schätzung zu beanspruchen „durch alles das, was sie angebahnt und im Keime niedergelegt, als durch ihre wirklichen Erfolge, daß gleichsam ein großer Teil des gesamten nationalen Bil-

dungsprozesses mit seinen Anfängen und Wurzeln in die Epoche dieses vorletzten der Piasten hineinfällt".

Das Ziel freilich, das Wladislaus bei dieser Vermählung zunächst im Auge gehabt — die Wiedergewinnung der verlorenen Territorien an der Weichsel — wurde nicht erreicht. Der polnisch-litauische Feldzug in die Brandenburger Lande war nur ausgezeichnet durch barbarische Grausamkeit, durch wilde Greuel an Leben und Eigentum der Bewohner, durch fanatische Wut gegen Kirchen und Klöster; aber kriegerische Lorbeeren wurden nicht erzielt. Auf dem Rückzug aus dem zertretenen Land empfing der zügellose Führer der Litauer, ein grimmiger Feind der Christenheit, durch das Geschoß eines Polen die Todeswunde. Auch Wladislaus, einer der pommerschen Herzöge, der gegen die Brandenburger das Schwert gezogen, starb um diese Zeit in Stralsund. Pommerellen verbleibt dem Orden. 1326. 1. Aug. 1326.

Die Hoffnungen Wladislaus' auf Pommerellen waren damit abermals zu nichte geworden; und um dieselbe Zeit erlitt das Polentum auch in Schlesien seinen letzten entscheidenden Verlust. Die sämtlichen Fürsten von Oberschlesien sowie Heinrich IV. von Breslau erkannten König Johann von Böhmen als Oberherrn an und traten durch feierliche Huldigung in den luxemburgischen Reichsverband ein. Städte und Ritterschaft gaben freudig ihre Zustimmung; denn in den Territorien an der Oder hatte das germanische Wesen bereits die Oberhand über das polnische erlangt. Unter dem deutschen Böhmenkönig hofften sie Schutz gegen den Ehrgeiz und die Eroberungssucht des Piasten von Krakau zu finden. Die Stammverwandtschaft hatte bei den schlesischen Teilfürsten bereits ihren Einfluß verloren. In Masovien und Kujavien stellten sich die Fürsten, als bei einem verheerenden Grenzkrieg der deutschen Ritter gegen die polnisch-litauische Kriegsmacht die verwilderten Scharen der letzteren die Brandfackel bis in die Nähe von Plozk trugen und alles mit Raub und Mord füllten, unter den Schirm des Ordens und förderten auch auf jener Seite die deutsche Herrschaft. Und gerade damals rüstete der Böhmenkönig zu der vielbesungenen „Heidenjagd" gegen die Litauer, die Verbündeten des Piasten von Krakau, und drang, unterstützt von den Ordensherren, tief in ihr Land ein. Der König und die Ritter bewiesen mehr religiösen Eifer als der heil. Vater in Avignon, welcher aus Haß gegen das deutsche Kaiserhaus die polnischen Waffen segnete und mit dem Orden haderte, dabei aber auch seinen Vorteil nicht aus dem Auge ließ. Die Polen mußten die Hingebung ihres Königs an den päpstlichen Stuhl mit reichen Spenden in Peterspfennigen bezahlen und seufzten unter dem Druck klerikaler Erpressung. Nach der Rückkehr vom Litauer Feldzug belohnte der Böhmenkönig den Orden für seine Dienste mit wichtigen Schenkungen. Er entsagte zu dessen gunsten für sich und seine Nachfolger allen Rechten und Ansprüchen auf Pommern und wies demselben, da die wankelmütigen Teilfürsten der Gegend in ihrer Gesinnung wieder umgeschlagen waren, die eroberten Landstrecken und Burgen in dem Gebiet von Masovien und Dobrzyn an. Diese Gunstbezeigung des romantischen Königs steigerte das Selbstvertrauen der übermütigen Ordensherren, das die Polen bald zu fühlen bekamen. Ein Streifzug über die Weichsel in das Gebiet des den Rittern feindlich gesinnten Bischofs von Wlozlawsk war der Anfang zahlloser Raub- und Kriegsfahrten, die von der Zeit an die Blätter der Geschichtsbücher füllen und die Besitzungen des Ordens stromaufwärts mehrten. Die feste Burg Wyszogrod (bei Fordon), welche die Weichsel beherrschte und den Handelsschiffen der deutschen Kaufleute schon so manchen Schaden zugefügt hatte, ging in Flammen auf; Raciaz, wohin

Johann von Böhmen gewinnt Schlesien. 1327. König Johann und der Deutsche Orden. 1328. 1329. Zunehmende Macht des Ordens. 1329.

sich ein Teil des Klerus mit den Kirchenschätzen geflüchtet, wurde erstürmt und dem
Erdboden gleich gemacht; Radziejewo am Goplosee und die Burg Nakel wurden zer-
stört. Die Teilfürsten von Kujavien, Dobrzyn und Masovien, welche ihre wichtigsten
Besitzungen in die Gewalt des Ordens fallen sahen, schwankten in ihren Entschlüssen, ob
sie sich den Deutschherren unterwerfen oder die Hilfe des Stammesgenossen in Krakau
1330. anrufen sollten. Endlich rückte Lokietek, unterstützt von Litauen und Ungarn, ins Feld,
um dem nach Süden vordringenden Feinde Einhalt zu gebieten, und er hatte wenigstens
18. Okt. 1330. die Befriedigung, daß er durch den Waffenstillstand vom St. Lukastag eine kurze
Ruhe in dem blutigen Kriegswerk herbeiführte. Aber schon im folgenden Jahr brach
der Sturm von neuem los. Wir werden später bei der Geschichte des Ordenslandes
den Krieg kennen lernen, der mit einer furchtbaren Verheerung Großpolens durch die
1331. Ritter begann und mit der blutigen Schlacht von Plowcze endigte. Um sich an dem
Bischof von Kujavien, der den Orden bei dem Papste verklagt hatte, zu rächen, er-
gossen sich die deutschen Krieger wie ein verzehrender Feuerstrom über die kujavischen
und großpolnischen Landschaften; über Gnesen, Peisern (Pysdry) bis in die Nähe von
Kalisch ging der verheerende Zug. Sie hofften sich mit dem Böhmenkönig zu verbin-
den; der weilte aber zu lange in Italien. Schon war ein Teil des Heeres im Begriff,
die königliche Burg und Hauptfeste von Kujavien, Brzesc, zu nehmen, als König Wla-
Stellung des Ordens zu Polen. dislaus und sein tapferer Sohn Kasimir ihn einholte. Die Schlacht bei Plowcze führte
übrigens auf keiner Seite zu einem entscheidenden Sieg. Aber die Ritter erlitten die
schwersten Verluste. Mehrere der höchsten Gebieter fielen. Der Bischof Matthias, der nächste
Urheber des schrecklichen Krieges, sammelte auf der blutgetränkten Walstatt die Leichen
der Gefallenen, über viertausend an Zahl, und bestattete sie in geweihter Erde. Mitten
unter den Gräbern erhob sich später eine Kapelle. Aber so wenig war der Deutsche
1332. Orden geschwächt, daß er im Laufe des nächsten Jahres Brzesc, Inowrazlaw, Gniew-
kowo u. a. O. in seine Gewalt brachte. Ein großer Teil der polnischen Einwohner
wanderte in das Krakauer Land. Wenn der Orden bei dieser Kriegspolitik die Absicht
verfolgte, die Eroberungen weiter auszudehnen, um bei einem künftigen Friedensschluß
durch die Abtretung der Außenwerke die näheren Besitzungen, insbesondere Pommerel-
len zu erhalten: so war die Berechnung klug gestellt. Obgleich der hochbetagte König
Wladislaus Lokietek in seinem Haß gegen die deutschen Herren jede Friedensvermittelung
von sich wies und das Schwert nur auf kurze Zeit aus der Hand legte, so wurde doch
unter seinem Nachfolger Kasimir durch Vermittelung der Könige von Böhmen und
Ungarn ein Friede geschlossen, der dem Orden den unbestrittenen Besitz von Pommerel-
len zusicherte.

Zustand des Königreichs bei dem Tode Wladislaus'. 1333. Als Lokietek in einem Alter von dreiundsiebzig Jahren aus dem Leben
schied und in der Kathedrale von Krakau beigesetzt ward, war das Königreich in
einem zerrütteten Zustande. Wie rühmend man auch hervorheben mochte, daß
er das zerklüftete Land aus dem Elend der Erbteilungen zur nationalen Einheit
erhoben, sein sturmvolles Regiment und seine unversöhnliche Feindschaft gegen
den Orden hatten dem Königreiche tiefe Wunden geschlagen. „Die Handels-
straßen waren unsicher geworden vor einem verwilderten Adel, einem beutesüch-
tigen Raubrittertum, dem die Königsgewalt keine Gegenwehr zu leisten ver-
mochte, ja das sie mit schonungsvoller Rücksicht behandeln mußte; die Städte-
entwickelung war ins Stocken geraten, weil das Schwert verwegener Feinde
von allen Grenzen aus über ihrem Haupte hing; der Fleiß der Kmetonen,

der Schweiß des Leibeignen erlangte vom Boden keine Frucht mehr, denn über die Äcker und Triften trieben zermalmend und verwüstend Kriegsscharen ihre Rosse, unter deren Hufen der Segen des Landmannes verkümmerte und erstickte." Sollte das polnische Volk nicht die Ehre und den Ruhm des Monarchen mit der Wohlfahrt des Landes bezahlen, so mußte ein dauernder Friedenszustand geschaffen werden. Dies erkannte der große König, der einige Wochen nach des Vaters Tod in der Kathedrale der Hauptstadt durch den Erzbischof von Gnesen in Gegenwart vieler weltlichen und geistlichen Herren feierlich gekrönt ward. Wenngleich der heißblütige Jüngling einst, als er aus dem halbklösterlichen Schlosse von Krakau plötzlich an den üppigen galanten Hof von Ofen versetzt ward, zu der blutigen Katastrophe gegen die unglückliche Klara von Zach Veranlassung gegeben (S. 514), so zeigte er sich doch, sobald er in einem Alter von dreiundzwanzig Jahren den väterlichen Thron bestieg, als ein Fürst von trefflichen Eigenschaften und edlen Regententugenden, der ritterliche Tapferkeit mit Friedensliebe verband. Die Ehrfurcht gegen die Kirche hatte er von seinem strengen Vater und seiner frommen Mutter Hedwig geerbt, die sich nach dem Hinscheiden ihres Gatten in das St. Klarenkloster zu Alt-Sandec zurückzog, wo sie unter der Regel des heil. Franziskus, frommen Werken hingegeben, ihre Lebensjahre beschloß, doch wußte er sein Ansehen gegen geistliche Übergriffe und das Volk gegen päpstliche Erpressung mit Würde zu wahren. Um den Schwierigkeiten, die ihn von allen Seiten bedrängten, begegnen zu können, strebte Kasimir vor allen Dingen nach einer Ausgleichung mit dem Orden und mit Böhmen. Die große Verehrung, die er für den ritterlichen Charakter des Luxemburgers hegte, räumte leicht manche Hindernisse aus dem Wege. Auf einem glänzenden Fürstenrat in Wissegrad erfolgte eine Ausgleichung zwischen den beiden Königen. Für die Anerkennung der Lehnsrechte der böhmischen Krone auf die schlesischen Fürstentümer von seiten Kasimirs ließ Johann den Titel „König von Polen", den er bisher geführt, fallen. Auch mit dem Orden wurde nach langen Unterhandlungen eine Verständigung erzielt; allein wir werden später sehen, wie wenig durch den Vertrag von Wissegrad das feindselige Verhältnis zwischen Polen und den deutschen Rittern sich besserte.

Kasimir der Große. 1333–1370. 24. April 1333.

Friedensverträge.

Herbst 1335.

Die Friedensbestrebungen Kasimirs wurden durch die Umtriebe des polnischen Adels und Klerus, welche den Deutschen unversöhnlichen Haß trugen und des Königs Neigung für deutsche Ansiedelungen in Polen mit Ärger betrachteten, fort und fort durchkreuzt. Der päpstliche Nunzius Galhard von Chartres teilte diese Gesinnung, und seine Berichte an die Kurie, die gewöhnlich von Wechseln auf florentinische oder flandrische Handelshäuser begleitet waren, trugen nicht wenig zur Mehrung der Zerwürfnisse mit dem Orden bei. Um so größere Huld erwies demselben König Ludwig der Bayer. Er beschenkte ihn kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit mit ganz Litauen und den angrenzenden Ländern und veranlaßte dadurch blutige Kämpfe, die wir in der Folge kennen lernen werden.

Nach einigen Jahren aber traten wichtige Ereignisse ein, welche Polen und

Der Friede von Kalisch. 1343. den Orden einander näher brachten. In Galizien hatte Herzog Boleslaw, welcher mit Hilfe der Litauer zur Herrschaft gekommen, seinen unvorsichtigen Eifer für die Aufrichtung der römisch-katholischen Kirche mit einem gewaltsamen Tod durch 1339. Gift gebüßt, und da um dieselbe Zeit das Romansche Haus ausstarb, so war das zerrüttete Land ein lockendes Ziel für die eroberungssüchtigen Nachbarn. Kasimir, bestrebt Vorkämpfer der Kultur in dem Ostlande zu werden, wollte diese Gelegenheit einer Erweiterung seiner Herrschaft nicht unbenutzt lassen, die der Nation einen Ersatz für die Verluste im Westen bieten konnte. Mit den Litauern war das Freundschaftsverhältnis erloschen, seit Gedimin aus der Welt geschieden und seine Tochter, Kasimirs Gattin, ihm im Tode nachgefolgt war. Von ihren kriegerischen Brüdern aber, welche das väterliche Reich erbten, durfte Polen wie das Ordensland schlimme Tage erwarten. Auf der Ostgrenze lauerten die Tataren und in Esthland tobte wilder Aufruhr.

Königin Anna. Trotz der Taufe, die Anna bei ihrer Verheiratung empfangen, war sie doch ihren Jugenderinnerungen, den kindlichen Gewohnheiten eines heiteren Naturdienstes stets hold geblieben. Sie liebte Spiel und Tanz; „wenn sie mit ihren Frauen ausging oder auf flüchtigen Rossen dahinjagte, dann zogen Tympanenschläger, Flötenspieler und andre Musiker vor ihr her — zum großen Verdruß der augenverdrehenden Klerisei, welche die Königinnen mit schwindsüchtigem Himmelsheimweh immer vorzieht. Und doch soll dieses wilde Kind des Waldes im Verborgenen gar manche Thräne getrocknet und arme, fromme Männer gern und freudig unterstützt haben“.

Alle diese Umstände machten eine aufrichtige Ausgleichung mit dem Orden wünschenswert; die ganze abendländische Christenheit hatte ein Interesse an der Beilegung des langen Haders unter den Glaubensgenossen. Selbst in Avignon arbeitete man für Versöhnung. So gelang es denn den Bemühungen des 8. Juli 1343. Erzbischofs Jaroslaw von Gnesen den Frieden von Kalisch zum Abschluß zu bringen, in welchem Kasimir aufs feierlichste für alle Zeiten seinen Ansprüchen auf das Kulmer Land, auf Michelau und Pommern entsagte, wogegen der Orden die besetzten Lande Kujavien und Dobrzyn räumte.

Bogislaw V. von Pommern-Wolgast, Gemahl von Kasimirs Tochter Elisabeth, und die übrigen pommerschen und polnischen Fürsten stimmten dem Vertrage bei und versprachen jeden Bruch zu verhindern. Der König und der Ordensmeister besiegelten das wichtige Werk durch feierlichen Eidschwur und Friedenskuß und der päpstliche Stuhl erteilte demselben durch apostolische Bestätigung die letzte Weihe und Unverbrüchlichkeit.

Kasimirs Haltung in dem Krieg der deutschen Ritter gegen die Litauer. In den nächsten Jahren fanden die heftigen Kämpfe der Ordensritter gegen die Litauer statt, von denen wir später berichten werden. Olgierd von Krewa und Witebsk hatte in Verbindung mit Kieystut von Troki den dritten Bruder Jawnut seines Teilfürstentums Wilna beraubt und sich dann mit Zustimmung Kieystuts die Würde eines Großfürsten über ganz Litauen beigelegt. So konnte die geeinigte Kraft des kriegerischen Volkes mit größerem Erfolg gegen die Ordensritter gekehrt werden. Wenn Kasimir sich diesen Kämpfen fern hielt, so geschah es aus Abneigung gegen die Luxemburger, welche diese neue „Heidenjagd“ am eifrigsten betrieben hatten. Es gab eine Zeit, da der Polenkönig in Johann von Böhmen sein Ideal und Vorbild erblickte und dessen Sohn Karl wie seinen Bruder liebte. Aber die Selbstsucht der

böhmischen Herrscher, die sich auf Kosten des Polenkönigs mancherlei Vorteile zu schaffen suchten, hatte das Freundschaftsverhältnis erschüttert und den polnischen Fürsten wieder auf die Seite der Wittelsbacher, des Kaisers Ludwig und seines Sohnes, des Markgrafen von Brandenburg getrieben. Es war sogar zu kriegerischen Bewegungen gekommen, bis der Papst, dem diese Haltung seines „getreuesten Sohnes" sehr zu Herzen ging, die Wiederherstellung des alten Bündnisses bewirkte. Wenige Monate nach- 1346.
her fand König Johann in der Schlacht von Crecy seinen Tod. Sein Sohn Karl aber war beflissen, das freundschaftliche Verhältnis mit Kasimir aufrecht zu erhalten, um denselben von dem Anschluß an seine zahlreichen Feinde abzuhalten.

Kasimir Ordner und Mehrer des Reichs.

Die Jahre der Ruhe benutzte Kasimir zu legislatorischen Arbeiten für die Wohlfahrt und Sicherheit des polnischen Reiches, soweit es aus der früheren Zerklüftung sich zur Einheit und Nationalität emporgearbeitet hatte. Sein richtiger Blick erkannte die Notwendigkeit, im Widerstreit der feindlichen Gewalten, von denen Polen im Osten und Westen bedroht war, die nationalen Eigentümlichkeiten zusammenzufassen und dadurch künftigen Teilungen, der Zersplitterung und Schwächung vorzubeugen. Dies geschah durch das Statut von Wislica für Kleinpolen und von Petrokow für Großpolen. In diesem ersten polnischen Gesetzbuch, das Kasimir mit dem Beirat geistlicher und weltlicher Magnaten durch rechtskundige Männer zusammenstellen ließ, wurden die alten Rechtsgewohnheiten des Volkes und die Verordnungen früherer Fürsten schriftlich aufgezeichnet und den kommenden Geschlechtern zum Gebrauch bei dem Gerichtsgang überliefert.

Aus diesem Kodex erhält man das Bild von einem Staat, in welchem die Fürstengewalt durch die Stände der einzelnen Provinzen eine natürliche, durch das Herkommen geheiligte Beschränkung erlitt, diese beratenden Stände aber sich noch nicht zu einem Reichstage im späteren Sinne konsolidiert und ausgebildet hatten.

Galizien und Wolhynien mit Polen vereinigt.

Die Zerrüttung, in welche um diese Zeit Litauen durch die große Niederlage an der Strebe geraten war, begünstigte nicht nur die organisatorische Thätigkeit des Polenkönigs, sie setzte ihn auch in den Stand, Wolhynien und den größten Teil von Galizien in seine Gewalt zu bringen. Er beförderte den 1350.
Handel der deutschen Kaufleute nach diesen Ostländern, wo er polnische Sprache und römisch-katholisches Kirchenwesen einzuführen bestrebt war. Von der Zeit an wurde Lemberg der Mittelpunkt polnisch-katholischer Missionsthätigkeit.

Um das Werk des glaubenseifrigen Fürsten zu fördern, gestattete ihm der Papst den Zehnten aller kirchlichen Einkünfte in seinem Reich. Auch bedurfte der König solcher Unterstützung, da die Litauer alle Kräfte anstrengten, die Besitznahme der Länder durch die Polen zu hindern. Um dem mächtigen Feind widerstehen zu können, verpfändete Kasimir dem Orden das Gebiet von Dobrzyn und rief den Ungarnkönig Ludwig, seinen Neffen, dem einst der polnische Thron zu teil werden sollte, zu seinem Beistande herbei. Ihren vereinten Anstrengungen gelang es, wenigstens das Lemberg-Haliczer Land bei der Krone Polen zu erhalten. Auf einem späteren Feldzug vereinigte 1352.
er damit noch Wladimir und alles Land am oberen Lauf des Bug.

Zu gleicher Zeit knüpfte Kasimir auch die gelockerten oder zerrissenen Fäden

Lehnsverband mit den masovischen Fürsten.

an der Westgrenze wieder an. Boleslaw von Masovien nämlich, der in dem galizischen Kriege ihm Bundeshilfe geleistet, hatte seinen Tod im Schlachtgetümmel gefunden. Der Polenkönig verglich sich nun mit den übrigen Fürsten, welche Erbansprüche auf die Hinterlassenschaft erhoben, daß sie die erledigten Territorien von der Krone Polen zu Lehen nahmen. Dadurch wurden die masovischen Fürsten, welche bisher in den meisten Fällen auf der Seite der Ordensritter gestanden, wieder mehr zu dem stammverwandten Reich gezogen. Als einige Jahre später auch Herzog Ziemowit III. von Masovien-Warschau dem Lehnsverbande beitrat, ging Polen seiner nationalen Einigung und Abrundung

Die erste Konföderation in Großpolen.

entgegen. Selbst der Bruderbund, zu dem damals in Großpolen die Magnaten zur Wahrung ihres Eigentums und ihrer Sicherheit gegen den wachsenden Übermut verwegener Raubritter zusammentraten, das erste Beispiel jener „Konföderationen“, welche in der Folge so großen Einfluß auf das politische Leben Polens übten, diente der nationalen Monarchie zur Kräftigung, indem die Verbündeten ausdrücklich erklärten, daß gegen den König kein Mitglied unterstützt werden sollte.

Wachsende Macht des Adels.

In diesem Bunde lag indessen der Keim zu der ständischen Geschlossenheit der polnischen Aristokratie. Wie in Großpolen vereinigte sich auch in Kleinpolen der Adel zu einer Körperschaft, die sich zum ersten Mal kund gab, als die Thronfolge Ludwigs 1355. von Ungarn festgestellt werden sollte. Um die Zustimmung der Magnaten zu erlangen, mußte König Ludwig die Zusicherung geben: „er wolle keine neuen Steuern und Lasten auflegen und sich mit dem begnügen, was bisher königliches Gefälle war, also auch alle Immunitäten und Freiheiten achten und wahren; er wolle ferner die drückende Beherbergung des Fürsten und seines Gefolges beim Adel, der Geistlichkeit und deren Hörigen niemals in Anspruch nehmen, sondern zu allen Zeiten die Verpflegung auf eigne Kosten bestreiten; für Kriegszüge außerhalb des Landes werde er Entschädigung leisten“.

Kasimirs häusliche Verhältnisse.

Ludwig sollte nur für den Fall der Nachfolger seines Oheims Kasimir werden, daß dieser keinen männlichen Leibeserben in legitimer Ehe erziele. Dazu war aber keine Aussicht. Als die heitere, lebensfrohe Litauerin aus dem Leben geschieden, hatte sich der König mit Adelheid, der frommen Tochter des Landgrafen von Hessen, vermählt, die aber nicht die Gabe besaß, den feurigen, liebebedürftigen Mann zu fesseln. Er ließ sie auf ein abgelegenes Schloß bringen, das er niemals besuchte, während er sich am Königssitz in den Armen von schönen Nebenfrauen vergnügte. Umsonst richtete der Papst, dem die Verstoßene ihr Leid klagte, ernste Mahnschreiben an Kasimir; sein Herz blieb verstockt, namentlich seitdem er in Prag die schöne Christine aus dem angesehenen Hause Rokitzan kennen gelernt und eine leidenschaftliche Liebe zu ihr gefaßt hatte. In ihrem Innersten verletzt über die Zurücksetzung, verließ endlich die gekränkte Fürstin das Land, das ihr nur Schmerz und Thränen geboten, und kehrte in ihr Vaterhaus zurück, um nie wieder den polnischen Boden zu betreten. Doch wurde ihre Ehe nie gesetzlich geschieden, und als der König noch in seinen

alten Tagen zu einer neuen Vermählung mit Hedwig, der Tochter des Herzogs von Sagan schritt, konnte der Papst nicht bewogen werden, die Verbindung zu sanktionieren. Hedwig blieb stets die „königliche Geliebte“.

Erst kurz vor dem Tode Kasimirs wurden ihre beiden Töchter für legitim erklärt. Die älteste, Anna, vermählte sich in der Folge mit dem Grafen Wilhelm von Cilli und ihre Tochter wurde die zweite Gemahlin Jagellos.

Nur die beiden nach Brandenburg und Pommern verheirateten Töchter der Königin Anna hatten fürstlichen Rang. Die ältere, Elisabeth, hatte ihrem Gemahl, Herzog Bogislaw V. von Stettin-Wolgast, außer vier Söhnen eine Tochter gegeben, die denselben Namen führte und nach dem Tode ihrer Mutter (1361) in Krakau erzogen ward. Sie wurde die dritte Gemahlin des Kaisers Karl IV., und die Chronisten können nicht genug rühmen, mit welcher Pracht und Herrlichkeit das Beilager des hohen Paares in Gegenwart vieler Könige und Fürsten in der Hauptstadt Polens gefeiert wurde. Dez. 1362.

Den Schatten, welchen die zerrütteten Familienverhältnisse auf die Regierung Kasimirs warfen, hat der große Fürst durch glänzende Eigenschaften und Herrscherthaten ausgelöscht. (Kasimirs Sorge für Wohlfahrt, Bildung und Rechtspflege.) Als um die Mitte des Jahrhunderts der Norden mehrere Jahre lang von Seuchen und Mißwachs heimgesucht ward, suchte er dem Elend aus allen Kräften zu steuern; er legte den Grund zu der Universität Krakau, (1362.) und wenn es ihm auch nicht vergönnt war, das Werk zur Vollendung zu führen, und die zarte Pflanze unter dem eisigen Hauche der nächsten Jahrzehnte wieder verdorrte, so waren doch die Grundlagen so sicher und umsichtig gelegt, so waren doch alle Verhältnisse und Bedürfnisse so richtig ins Auge gefaßt, daß der spätere Aufbau sich an das Vorhandene anlehnen konnte. Die größte Sorgfalt aber wendete Kasimir auf die Rechtspflege und die deutschen Kolonisationen.

Nachdem der König in dem oben erwähnten Gesetzbuch einen festen Anhalt für nationales Recht geschaffen, errichtete er in Krakau einen höchsten Gerichtshof mit zwei königlichen Gerichtsbeamten und sieben rechtskundigen Schöffen, welcher für alle Rechtsfälle als oberste Appellationsinstanz dienen sollte, und gebot, daß im ganzen Reich gleiches Rechtsverfahren beobachtet werde. „Denn ein und dasselbe Volk,“ ließ er sich vernehmen, „darf unter einem Fürsten nicht vielerlei Rechte genießen, sonst gleicht es jenem Scheusal, das mehrere Köpfe hat. Darum nützt es dem Staat, wenn nach dem nämlichen und gleichen Recht, gleichviel ob in dieser oder jener Provinz, gerichtet wird.“ Auch das deutsche Recht, das in den meisten Städten und Flecken Geltung hatte, ließ er kodifizieren und errichtete Oberhöfe für diejenigen Unterthanen, die diesem Recht folgten. Denn er hatte die wohlthätigen Folgen der deutschen Ansiedelungen für den Reichtum und die Betriebsamkeit der Nation erkannt, und war daher sein lebenlang eifrig beflissen, städtisches Wesen durch Beförderung der deutschen Einwanderung zu heben. Die deutsche Kolonisation überzog in seiner Zeit den ganzen Kern des polnischen Reichs bis zu den Gegenden jenseits der Weichsel, und die ersten fürsorglichen Regierungsakte des Königs in den neuerworbenen südrussischen Provinzen waren die Ausstattung der wesentlichsten Städte mit deutschem Recht, die Verpflanzung deutscher Ansiedler auf die dünn bevölkerten Länderstrecken. Aber indem er zugleich einheimische Rechtsinstitute für die Appellationen schuf, hörte der umständliche und kostspielige

Rechtsgang nach Magdeburg, der bisher in Übung war, auf, so daß auch die mit Immunitäten und Sonderrechten ausgestatteten Gemeinheiten und Körperschaften im Lande selbst ihr Recht in den gewohnten Formen suchen konnten. Kasimir erhielt ein ausgesogenes, thränenerfülltes Land von seinem Vater, und bei seinem Tode hinterließ er es in einer Blüte und in einem Wohlstande, die mit den gesegnetsten Staaten seiner Zeit wetteifern konnten. „Und überall ist es eine Folge der deutschen Einwanderung, der das deutsche Recht verbürgt wurde." — Er traf ferner Vorkehrung, daß im ganzen Lande einerlei Gewicht und Münze in Anwendung käme, daß die Regalien bestimmten Satzungen unterworfen würden, daß im Stadtrat von Krakau die verschiedenen Stände ihre Vertretung fänden, daß die einträglichen Salzwerke von Bochnia und Wieliczka in gutem Stande erhalten und gewissenhaft verwaltet würden. Er gründete viele Städte und Stadtteile (Kasimierz), baute Burgen und Gotteshäuser, bevölkerte Wälder und Steppen mit fleißigen Ansiedlern.

Kasimirs Charakter.

Durch solche Arbeiten verdiente sich Kasimir den Namen des Großen, den ihm das dankbare Volk beilegte. Als er infolge eines unglücklichen Falles auf
5. Nov. 1370. einer Hirschjagd in Krakau zu seinen Vätern versammelt ward, trauerte das ganze Land. Er war der letzte Polenkönig aus dem Stamme der Piasten, mit welchem die Schicksale der Nation viele Jahrhunderte hindurch aufs innigste verknüpft waren. Sein Grab in der Kathedrale von Krakau wurde bis in die neueste Zeit von dem Volke wie ein Heiligtum verehrt. Allenthalben erblickte man die Spuren seiner segensreichen Thätigkeit und seiner friedlichen Regierung. Milde, Gerechtigkeit und Toleranz waren seine hervorragendsten Eigenschaften. Wie sehr er auch den Adel begünstigte und dem Streben der vornehmen Geschlechter, nach Art der abendländischen Feudalherren durch Ahnenreihen, Wappen und Edelbürtigkeit sich über die geringeren Standesgenossen zu erheben, entgegenkam, so ehrte er doch auch den Bürgerstand, und der gedrückten Bevölkerung der Kmeten und Landbauern nahm er sich mit solchem Wohlwollen an, daß ihn der Adel spottend den „Bauernkönig" schalt. Noch oft nachher sollen die Bauern in ihrem Leid zu dem Grabe Kasimirs gewallfahrtet sein und bittere Thränen daselbst vergossen haben, „denn mit Kasimir war die Zeit ihres Wohlbefindens dahingeschwunden". Denselben Geist der Humanität und Gerechtigkeit bewährte der große König auch gegen die verschiedenen Glaubensgenossen. Ein so treuer Sohn der römisch-katholischen Kirche er auch war, so hat er doch auch griechische und armenische Christen unter seinen Schutz genommen und gegen Intoleranz und Verfolgung durch gesetzliche Bestimmungen sicherzustellen gesucht; und die zahlreichen Juden, die seit dem zwölften Jahrhundert das Königreich überschwemmten, hatten sich mehr als irgendwo sonst des königlichen Schutzes zu erfreuen. Auch ehrte er Bildung und Wissenschaft. Der Geschichtschreiber und Vizekanzler Janko von Czarnkowo, der die Geschichte seiner Zeit mit Treue, Wahrhaftigkeit und Freimut verfaßt hat, stand an seinem Sterbelager.

Kasimir wird uns geschildert als eine erhabene Gestalt, heißt es bei Caro von gedrungenem Körperbau, mit freier, achtunggebietender Stirn und reichem, lockigem Haar. Seine Sprache war nicht sehr flüssig, aber hell und sonor klingend. Er

liebte den heiteren Lebensgenuß, und in seinen Tugenden wie in seinen Fehlern bekundet sich ein hoher Grad echter und reiner Menschlichkeit. Niemals war die Weltgeschichte gerechter, als darin, daß sie Kasimir den Namen des ‚Großen‘ beilegte.

Ludwig der Große von Ungarn, Kasimirs Schwestersohn, wurde in Krakau als König gekrönt und erlangte in Gnesen die Huldigung der Großpolen. Wir haben den ritterlichen König schon in der Geschichte von Ungarn und Neapel kennen gelernt; für Polen war seine Regierung kein Segen. Um die Thronfolge zu erlangen, auf welche die Piasten in Masovien und Schlesien nähere agnatische Erbrechte geltend machen konnten, hatte er schon vor fünfundzwanzig Jahren den Magnaten große Rechte einräumen müssen. Diese wurden auf einer Versammlung in Kaschau durch ein eignes Reichsgesetz, in dem man den Anfang der späteren pacta conventa erblicken darf, in der Art festgestellt, daß von dieser Zeit an der Schwerpunkt aller politischen Rechte in den Adel zu liegen kam. Dafür erlangte Ludwig die Zustimmung der Großen zu der Einführung der weiblichen Erbfolge, die ihm um so mehr am Herzen lag, als er keine Söhne hatte und die polnische Krone auf eine seiner Töchter zu vererben wünschte.

Ludwig der Große. 1370–1382.

1374.

Nach diesem Reichsgrundgesetz sollte nur den eingebornen Edelleuten das Kriegsrecht, die „gemeine Wehre“, zustehen, nur ihnen sollten die hohen Ämter, Ehren und Würden und insbesondere das Richteramt verliehen werden. Ihre Güter sollten frei von Abgaben und Lasten sein, die Kronsteuer in einem allgemeinen Hufzins von zwei Groschen bestehen, alle Verpflichtung für die Beherbergung und den Unterhalt des königlichen Hofes bei Reisen wegfallen u. a. m. Mehr und mehr trat jetzt eine Scheidung ein zwischen dem hohen Adel, den „Baronen“, welche mit adliger Geburt großes Grundeigentum verbanden und im Besitze der Hofämter oder der bischöflichen Tiara waren, und den niederen, wenig begüterten Gliedern der edlen Geschlechter, welche sich wie eine Art Klientelschaft um die Häupter scharten, wenn sie gleich nach dem Grundsatz der „Brüderlichkeit“ aller Edelgebornen Namen und Wappen der Familie führten und die Rechte und Prärogative der Adelsgemeinde teilten, die sich noch aus der alten Gemeinfreiheit und Gleichberechtigung herleiteten. Das westeuropäische Feudalwesen blieb Polen auch jetzt fremd, und die Abstufungen in der polnischen Adelskörperschaft waren nur durch die persönliche Stellung einzelner Häupter herbeigeführt; in den Rechten, in der Standesehre, in der Geburtsnobilität waren alle gleich. „Jeder einzelne hatte an dem gemeinschaftlichen Gut der Brüderschaft, an dem Wappen, an dem Namen und an der Ehre beider teil. Die Verletzung des einzelnen Individuums schloß immer zugleich eine Verletzung der gesamten Brüderschaft mit ein.“ Um den grundbesitzenden Geschlechtsvertreter scharte sich eine zahllose Vetterschaft, stets bereit, das Schwert, das sie zu führen berechtigt war, für die Solidarität des Geschlechtsverbandes zu gebrauchen.

Stellung des Adels.

Eine unübersteigliche Kluft trennte den freigebornen Edelmann von dem gutshörigen Kmetonen; nur jener besaß das Waffenrecht, nur jener beteiligte sich am Staatsleben, und die Fälle, in denen das Gesetz den Kmetonen gestattete, die Gutsherrschaft zu verlassen, traten so selten ein, daß kaum ein Unterschied zwischen ihm und dem Leibeigenen obwaltete. Die Kmetonen mußten harte Frondienste verrichten, von der Ernte und dem Viehstand beträchtliche Abgaben in Natur liefern und standen in dem engsten Abhängigkeitsverhältnis zu dem Grundherrn. Seit den Tagen Ludwigs

Die Kmetonen.

des Großen „begann für den Bauer das eherne Zeitalter, das durch Druck und Qual seiner Menschenwürde Trotz bot".

Die deutschen Kolonisten. Je mehr der polnische Adel sich als privilegierte Körperschaft zusammenschloß, als der allein gebietende Stand im Staat auftrat, desto mehr waren die deutschen Kolonisten, welche unter Zusicherung ihres gewohnten Rechtes und persönlicher Freiheit und Immunität ins Land gezogen worden, beflissen, diese gesonderte Rechtsstellung zu wahren. Mit welchem Neid mochte der polnische Adel auf die Fremdlinge blicken, welche in den Städten den wohlhabendsten Teil der Einwohnerschaft bildeten, welche eine Menge Ortschaften in allen Teilen des Reichs angelegt hatten, in deren Händen sich nicht nur Handel und Betriebsamkeit, sondern auch die meisten Kirchenämter und die höhere Bildung befanden, die durch Reichtum und Schmuck des Lebens häufig den Edelmann überragten! „Wenn Kasimir in seinen Luxusbeschränkungen den Krakauer Bürgern untersagt, mehr als acht Hausnarren zu halten, und den Bürgerfrauen verbietet, mit einem zahlreicheren Gefolge als zwanzig Personen ins Bad zu gehen, so setzt das einen Reichtum und eine Wohlhabenheit voraus, die an die üppigsten Zeiten der deutschen Reichsstädte heranreichen." Die Holzflößerei auf der Weichsel, der Handel mit Metallen, Rauchwerk und besonders mit den gefeierten Stoffen, „polensche Laken" genannt, wurde fast ausschließlich von deutschen Kaufleuten betrieben. Krakau, Thorn und Breslau vermittelten den Verkehr zwischen den fernen Ostländern und den Handelsstädten Deutschlands und der Niederlande. Wir haben gesehen, wie sehr Kasimir diese Einwanderung begünstigte, von der der Wohlstand und die Blüte des Landes vorzugsweise herrührte. Die Einwanderer bildeten geschlossene Gemeinwesen, wo deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsches Gericht nach Magdeburger oder Kulmer Recht herrschten. In demselben Geiste handelte auch König Ludwig, sowohl in Ungarn als in Polen, so daß das deutsche Wesen weit über den Osten sich verbreitete. In Lemberg zählte man zwölfhundert deutsche Familien, welche durch ihre Handelsverbindungen, ihren Reichtum, ihre Bildung die Herren der Stadt waren; in Wladimir war der große Markt, wo der Danziger und Thorner Kaufmann mit den Tataren und Armeniern seine Geschäfte machte. Es war begreiflich, daß der slawische Adel die fremdartige Nationalität, welche die polnische Bevölkerung durchbrach und ein Gegengewicht gegen die wachsende Macht der Aristokratie bildete, mit Groll und Mißtrauen betrachtete. Die Sicherheit derselben beruhte auf der engen Verbindung mit den Landesfürsten; und daher erklärt es sich, daß die Städte von dem Rechte der Steuerfreiheit nicht immer Gebrauch machten, um dem König unentbehrlich zu werden und bei ihm Schutz gegen den Adel zu finden. „Wenn die Bürger," heißt es in den polnischen Grundrechten, „mit Ausschluß der Adligen in irgend einem Notfall oder bei irgend welcher Gelegenheit steuern wollen, so wollen wir ihnen darin keinen Zwang auflegen." Die deutschen Stadtbürger und Kolonisten hielten zum König und stärkten die fürstliche Gewalt.

Die polnischen Chronikschreiber. Die älteste Geschichtschreibung der Polen weist gleichfalls auf Deutschland hin. Aus dem deutschen Kloster St. Gallen ging wohl der älteste Chronist, Gallus, hervor, welcher bei Boleslaw III. „fremdes Brot aß" und zum Dank die Hofgeschichte dieses Herzogs schrieb und lateinische Lieder dichtete. Auch der erste Chronikschreiber polnischer Abkunft, Vinzenz Kadlubek, vom Papste Innocenz III. als Bischof von Krakau bestätigt, dessen polnische Urgeschichte wegen ihrer nationalen und patriotischen Färbung und ihrer romantischen Rhetorik in den Kreisen des Adels zur Unterhaltung gelesen ward, hat von deutschen Cistercienſermönchen seine Bildung empfangen. Zeigt die Chronik Kadlubeks auch nicht die „prunklose Simplicität eines alten Annalisten", so ist sie trotz ihrer oratorischen Form,

ihrer Fabeln und „romantischen Abgeschmacktheiten" eine nicht unwichtige Geschichtsquelle aus dieser an Urkunden und Aufzeichnungen armen Zeit Polens.

Auch der Strom der jüdischen Einwanderung, die seit dem zwölften Jahrhundert sich über das ganze polnische Land ergoß, scheint aus Deutschland gekommen zu sein. Wenn die Juden im Anfang gleich den deutschen Kolonisten Landbau trieben, so wendeten sie sich in der Folge, wie in den andern Ländern Europas, ausschließlich dem Handel, den Geldgeschäften, dem Wucher zu. Sie teilten daher auch bald mit ihren Brüdern im Abendlande den Haß des Volkes, besonders seitdem Polen enger mit dem Papsttum verbunden ward und zu dem Rassenhaß noch der religiöse Fanatismus sich gesellte. Das „große Sterben" um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war auch für die polnischen Juden eine Zeit schwerer Drangsal. Dennoch war ihre Lage im ganzen günstiger als in Deutschland, da sie als „fürstliche Kammerknechte" unter der unmittelbaren Jurisdiktion des Königs standen und dadurch leicht Mittel fanden, sich gegen Verfolgung und Bedrückung Schutz zu verschaffen. Auch hatte die Kirche in Polen gegen Heiden, Mohammedaner und Schismatiker ein so weites Missionsfeld, daß die Juden oft übersehen wurden. Selbst das Gebot, daß sie ein rotes Abzeichen auf dem Kleide tragen sollten, scheint nicht immer eingehalten worden zu sein. Es ist daher begreiflich, daß sie sich in den polnischen Städten sehr vermehrten. Besonders gnädig erwies sich ihnen Kasimir, so daß die Sage von einer jüdischen Geliebten zu erzählen wußte, welche den König, wie einst Esther den Ahasverus, mit Liebesbanden umstrickt habe. Auch König Ludwig, welcher alle Juden aus Ungarn vertrieb (S. 517), dehnte die strenge Maßregel nicht auf Polen aus; vielmehr hat gerade jenes Gebot nicht wenig zu ihrer Vermehrung in den polnischen Landen beigetragen. Für ihre Einwanderung aus Deutschland zeugt ihre Sprache, die sie bis in die neueste Zeit beibehalten haben. Doch standen sie außerhalb des Magdeburger Rechts. Mitunter hatten sie, wie in Lemberg, eigne Gerichtsbarkeit. Juden.

Wenn die Polen König Kasimir schon bei Lebzeiten hochstellten, so erschien er ihnen bald in noch verklärterem Lichte, als die neue Herrschaft in so manchen Dingen andere Wege wandelte. Da Ludwig in Ungarn und anderwärts in Anspruch genommen war, so setzte er seine Mutter Elisabeth zur Regentin ein, eine Frau voll Leidenschaften und Launen. Er mochte der Meinung sein, daß die in Polen geborne Fürstin, durch die er zur Krone gelangt war, am geeignetsten wäre, die Polen mit der neuen Herrschaft zu versöhnen. Dem war jedoch nicht so. Nicht nur, daß sich eine Schar übermütiger Magyaren, deren innere Roheit mit einem Anflug höfischer Politur übertüncht war, um den Thron drängte, daß Schmeichler und Intriganten, wie der ränkevolle Zawisza von Kurozwęki, die ersten Ämter und Hofstellen an sich rissen und die altverdienten Räte Kasimirs um allen Einfluß brachten, auch die nationale Einheit Polens, deren Sicherung sich Kasimir zur Hauptaufgabe seines Lebens gesetzt, wurde aufs neue gefährdet. Ziemowit von Masovien, zu stolz um sich als Piast einem fremden Herrscher unterzuordnen, zerriß das Lehnsband mit der polnischen Krone; die Großpolen fühlten sich durch die Vorliebe der Königin Elisabeth für ihre näheren Landsleute verletzt, so daß Wladislaus der Weiße, der einst den Herzogshut mit dem Mönchsgewand vertauscht, als er aus dem Benediktinerkloster von Die ungarische Regentschaft in Polen.

Dijon plötzlich zurückkehrte und als fahrender Ritter sein Land wieder erobern wollte, so viele Anhänger fand, daß er mehrere Jahre lang das Feld behauptete, bis Ludwig, der mit einer Nichte des Abenteurers vermählt war, ihn mit einer Geldsumme abfand. Auf den Grenzen lauerten die Litauer, begierig die verlornen Städte und Landschaften in Südrußland, die sich zu einem Klientelstaat unter einem Lehnsfürsten Ludwigs, Wladislaus von Oppeln, zusammengethan, wieder an sich zu bringen, und benutzten die erste Gelegenheit, als die Bekehrungsversuche der Minoriten und des römisch-katholischen Klerus Zwietracht
1376. und Unzufriedenheit bei dem Volke erzeugt hatten, zu verheerenden Einfällen. Unterdessen ergötzten sich die alte Königin und ihre Gäste an heiterem Minnespiel, und vom Schlosse der Hauptstadt klang helle Fröhlichkeit in die Straßen nieder. Endlich machte sich die Wut des Volkes durch einen Aufstand Luft, in welchem mehr als hundertundsechzig ungarische Hofleute und Beamten erschlagen
1377. wurden. Erzürnt verließ darauf die Königin ihr Heimatland, um den Rest ihrer Tage in Ungarn zu verleben. Bis in ihr Greisenalter wußte sie ihre Schönheit und ihre Lebenslust zu bewahren.

Böse Zeiten. Aber auch nach Elisabeths Entfernung kam Polen nicht zur Ruhe. Ludwig, „der die polnische Luft nicht ertragen konnte", ernannte jenen Herzog Wladislaus von Oppeln, welcher sich in Wladimir (Lodomerien) und Halicz (Galizien) einen guten Namen gemacht hatte, zum Statthalter in Krakau und fügte die von demselben bisher verwalteten Länder dem ungarischen Reichsverbande ein. Die hohen Adelsgeschlechter haßten jedoch den deutschen Fürsten, der sich mehr dem niederen Adel und den Bürgerschaften anschloß, und erschwerten ihm sein Regiment. In Masovien befestigte Ziemowit, ein Mann von lebhaftem, erregbarem Gemüt, der „verführt von böser Leute Rat" in leidenschaftlicher Eifersucht seine Gemahlin im Kerker ermordete (eine Begebenheit, die den Stoff zu Shakespeares „Wintermärchen" bildet), seine unabhängige Herrschaft, indem er nach dem Vorbilde Kasimirs seinem Volke ein Gesetzbuch gab. Bei der Vielgeschäftigkeit Ludwigs war Polen ein herrenloses Land, wo der Übermut der Magnaten immer schroffer hervortrat, Faustrecht und Wegelagerung in erschreckender Weise zunahmen. Während der König seinen Blick auf die großen politischen Ereignisse in Europa gerichtet hielt, führte in seinem Namen jener ränkevolle Zawisza, der mit der Kanzlerwürde auch den Krakauer Bischofstuhl an sich gebracht hatte, als „Reichsvikar" oder „Vizekönig" die Reichsgeschäfte mit schlaffer Hand, ein wollüstiger, prachtliebender Edelmann, dem der Fluch des Volkes ins Grab folgte.

Die Thronfolge. König Ludwigs eifrigstes Anliegen war es, die Nachfolge in Polen seiner ältesten Tochter Maria zu sichern, die in ihrer Kindheit an Siegmund aus dem böhmisch-luxemburgischen Herrscherhaus vermählt worden war. Er berief zu dem Zweck die Kronbeamten und einige ihm ergebene Barone und Prälaten nach Altsohl und hatte die Genugthuung, daß die Anwesenden dem vierzehn-

jährigen Fürsten, dem sein Vater Karl IV. die Markgrafschaft Brandenburg übergeben hatte, huldigten. Einige Wochen nachher starb König Ludwig der Große zu Tyrnau im fünfundsechzigsten Jahr seines Lebens. 11. Sept. 1382.

Dieses Ereignis änderte die Sachlage von Grund aus. In Großpolen bildete sich eine mächtige Partei, welche dem ungarisch-deutschen Einfluß, der schon solange herrschend gewesen und durch die Thronfolgeordnung Dauer erhalten sollte, entgegenarbeitete. Sie stellte an das neue Herrscherpaar die Forderung, ihren Sitz im Lande zu nehmen. Als dieses Verlangen zurückgewiesen ward, da ja Maria auch zur Königin von Ungarn bestimmt war, so gelang es der Thätigkeit einiger einflußreichen Geschlechtshäupter, die Opposition auch über Kleinpolen zu verbreiten und alle gegnerisch Gesinnten zu einer „nationalen" Partei zu vereinigen. Nach dem früheren Beispiele schloß man eine „Konföderation", eine aus altslawischem Gewohnheitsrecht hervorgegangene, auf dem Prinzip der Brüderlichkeit des gesamten Adels beruhende Institution, kraft deren die verschiedenen Geschlechter für bestimmte Zwecke zu einer höheren Einheit sich zusammenschlossen. Man gelobte mit Eidschwüren derjenigen Tochter des verstorbenen Königs Treue und Gehorsam, welche in Polen ihren Wohnsitz nehmen wolle. Durch diese Beschränkung des Zweckes auf die einzige berechtigte Forderung, daß der Thronerbe im Lande wohne, erlangten die „Nationalen" bald so sehr das Übergewicht, daß auf der Tagsatzung zu Wislica, die durch die Teilnahme von Abgeordneten aus allen Landschaften den Charakter eines Reichstages erhielt, sie das entscheidende Wort führten. Selbst am ungarischen Hofe fand ihr Bestreben heimlich Unterstützung. Nirgends wurde dem Markgrafen Siegmund gehuldigt. Dieser gab indessen seine Ansprüche nicht auf. Im Vertrauen auf die mächtige Adelssippschaft der Grzymala, insbesondere des Domarat, den er zum Generalstarosten in Großpolen eingesetzt, und auf die deutschen Besatzungen in den Hauptburgen Posen, Gnesen, Kalisch, Peisern u. a. hoffte er doch noch zum Ziele zu kommen. Denn wenngleich die Nationalen die Treue gegen die ungarische Königsfamilie auf ihre Fahne geschrieben hatten, so merkte man doch bald eine Scheidung in „Konföderierte", denen die Nachfolge der ungarischen Dynastie zu sichern als Hauptzweck galt, und in „Masovier", welche den Thron dem Piasten Ziemowit (Ziemaszko) zuwenden, somit die fremde Dynastie durch einen Zweig der altpolnischen verdrängen wollten. Zu letzteren hielt sich ein großer Teil des Adels und des Klerus, selbst der Erzbischof Bodzantha von Gnesen; zu ersteren die meisten Kleinpolen, welche unter der ungarischen Königin größeren Einfluß auf die Regierung zu erlangen hofften. Sie fanden eine Stütze an der verwitweten Königin von Ungarn, jener leidenschaftlichen Bosnierin Elisabeth, welche den Deutschen so abhold war. Diese zeigte den polnischen Großen einen Ausweg, wie sie ihre Anhänglichkeit an die Dynastie der Anjous mit ihren nationalen Interessen vereinigen könnten, indem sie ihnen heimlich die jüngere Königstochter Hedwig, die in der Wiege mit Herzog Wilhelm von

Das Interregnum.

Der Kronprätendent Siegmund.

Parteikämpfe. Österreich verlobt worden, als Herrscherin von Polen vorschlug. Ein leidenschaftlicher Parteikampf voller Intrigen und eigensüchtigen Faktionswesens durchtobte nunmehr das polnische Reich. Alle Parteien standen mit dem Auslande in Verbindung: die Kleinpolen erhielten ihre Weisungen von Ofen, wo man indessen aus Furcht vor Österreich und den Luxemburgern mit der wahren Gesinnung zurückhielt, Ziemowit entlieh von dem deutschen Ordensmeister Vorschüsse auf Pfandschaften, um seine Anhänger in Atem zu halten, Domarat und die Grzymala wurden von Siegmund mit Geld und Bewaffneten unterstützt. Und schon mehrmals waren die letzteren mit der Nationalpartei hart und blutig aneinander geraten. Verwüstungen und Überfälle, Hinterlist und Untreue erfüllten das ganze Land. Selbst Wladislaus von Oppeln, welcher den Verlust der südrussischen Lehnslande nicht verschmerzen konnte, griff zum Schwert, ohne sich irgend einer Partei fest anzuschließen. Besonders wurden die Besitzungen des Herzogs Ziemowit und des Erzbischofs von Gnesen hart mitgenommen. Als die ungarischen und kleinpolnischen Kriegshaufen wegzogen, sagt der Chronist Janko von Czarnkowo, ein Augenzeuge dieser Parteikämpfe, ließen sie hinter sich „einen ewigen Fluch". Endlich überzeugte man sich in Ungarn, daß die beiden Kronen nicht ferner in einer Hand vereinigt bleiben könnten. Es drohte Gefahr, daß bei längerem Zaudern die polnischen Magnaten sich über eine andere Wahl einigen würden. So drang denn Elisabeth mit ihrem geheimen Plan durch. Man schickte die dreizehnjährige Hedwig in Begleitung zweier hochgestellten Prälaten nach Krakau, wo die jungfräuliche Tochter Ludwigs, deren lieb-
15. Okt. 1384. liche Erscheinung aller Herzen gewann, feierlich als „König von Polen" gekrönt ward.

4. Polen mit Litauen vereinigt.

Hedwig und Jagello. Die Polen hatten alle Ursache, die Krönungsfeier in der Kathedrale zu
1384–1386. Krakau als ein glückverheißendes Ereignis mit Jubel und Freudenfesten zu begrüßen, denn es bildete den Anfang eines neuen geschichtlichen Lebens, den Übergang aus einer Zeit der Zerrissenheit und Ohnmacht zu nationaler Größe, zu Ruhm und Macht. Die Verbindung mit dem Litauerfürsten Gedimin, die unter dessen Söhnen Olgierd und Kiejstut sich wieder gelöst hatte, sollte unter dem „Großfürsten" Jagello, Olgierds staatsklugem Sohne, aufs neue und fester geknüpft werden. Wir werden in der Geschichte des Deutschen Ordens die Zerwürfnisse in dem litauischen Herrschergeschlecht und den tragischen Untergang des greisen Heidenfürsten Kiejstut kennen lernen. Für die alte Naturreligion mit ihrer wildromantischen Freiheit und ihrem düsteren Opferdienst war auch in den Wäldern Litauens kein Raum mehr. Jagello hatte in seinen Verhandlungen mit den Ordensrittern auf dem Werder bei Dubissa wiederholt seine Bereitwilligkeit erklärt, sich mit seiner Familie und seinem Volke taufen zu lassen; noch war

jedoch das Versprechen nicht erfüllt worden. Als nun aber Boten von Krakau anlangten, welche ihm im Namen der herrschenden Partei die Hand der jugendlich schönen Hedwig und die Herrschaft in Polen antrugen, wenn er der römisch-katholischen Kirche beitreten und seinen Sitz in Krakau nehmen wolle, da verschwanden bald alle Bedenken. Eine stattliche Gesandtschaft, an der Spitze zwei bereits zum Christentum übergetretene Brüder Jagellos, erschien in Krakau und Ofen, um für den Großfürsten von Litauen die Hand Hedwigs zu begehren, als 1385.
Entgelt die Bekehrung des gesamten Volkes, die Vereinigung Litauens mit der Krone Polen und andre Vorteile in Aussicht stellend. Aber Hedwig war, wie erwähnt, schon in der Kindheit dem Herzog Wilhelm von Österreich angetraut und das treue Festhalten an diesem Bündnisse seitdem wiederholt mit feierlichen Eiden beschworen worden. In ihrem Herzen hatte sich eine warme Zuneigung ausgebildet für den jungen, schönen Fürstensohn, den man ihr von Jugend auf als Gemahl genannt, ein Gefühl, das noch sehr an Stärke gewann, als der Herzog unerwartet in Krakau erschien, um das verabredete Beilager zu feiern, und mit der Jugendgeliebten zuerst im Refektorium Aug. 1385.
des Franziskanerklosters „Spiele der Minne" aufführte, dann im Schlosse selbst Tage und Wochen in Heiterkeit und festlicher Lust verlebte. Aber weder die politischen Eide noch der Herzenszug der jungen Königin fanden Beachtung. Hedwigs Mutter Elisabeth, der deutschen Heirat ohnedies abgeneigt, war durch die früher geschilderten Vorgänge in Ungarn (S. 345) so sehr von ihren eignen Anliegen erfüllt, daß sie mit ihrer Entscheidung zurückhielt; die Magnaten in Polen wirkten aus allen Kräften für die litauische Verbindung; die Geistlichkeit führte der Königin zu Gemüte, welche Verdienste sie sich um die Kirche erwerbe, wenn sie den Heidenfürsten und sein Volk zum wahren Glauben hinüberleite; selbst Ziemowit von Masovien und Wladislaus von Oppeln, beide Nachkommen der Piasten, ließen sich für den Plan gewinnen. Wilhelm von Österreich mußte Krakau verlassen; während er in seinen Hoffnungen getäuscht und von falschen Freunden seiner Schätze beraubt in die Heimat zurückkehrte, wo er bald auch noch den Tod seines Vaters Leopold in der Sempacher Schlacht zu betrauern hatte, zog Jagello mit fürstlichen Begleitern und glänzendem Gefolge in Krakau ein, empfing von dem Erzbischof Bodzantha von Gnesen die Taufe und den gefeierten Namen Wladislaus und wurde dann mit der schönen Hedwig in der 13. Febr. 1386.
Kathedrale getraut und einige Zeit nachher zum König von Polen gekrönt. Nunmehr 4. März 1386.
sanken auch in Litauen die alten Götterbilder und die heiligen Eichen; das ewige Feuer zu Wilna erlosch, die heiligen Schlangen wurden getötet. Zu Tausenden wurden die halbwilden Letten zum geweihten Wasser getrieben oder herbeigelockt durch das Geschenk von wollenen Röcken, jenen geschätzten „polnischen Laken", die Jagello von den polnischen Märkten mitgebracht und die nun den Willigen zum Lohn gereicht wurden; aber niemand dachte daran, den Getauften auch nur die ersten Begriffe von der neuen Lehre beizubringen. In Wilna

erhob sich bald eine Kathedrale und ein Bischof schlug in der Hauptstadt des Großfürsten seinen Sitz auf. Die Missionsthätigkeit der Geistlichkeit richtete sich nun auch gegen die griechisch-katholische Kirche, der ein großer Teil des Volkes schon angehörte.

Die Privilegien des Adels vermehrt.

Die Vermählung und Krönung Jagellos war das Werk des polnischen Adels, und dieser versäumte nicht, sich seine Dienste reichlich belohnen zu lassen. Hatten die einflußreichen Magnatenhäupter schon während der Verhandlungen große, an Bestechung grenzende Gaben empfangen, so ließen sie sich jetzt auch noch wichtige Privilegien erteilen: alle Würden, Lehen und Ämter sollten nur „eingebornen" Edelleuten unter dem Beirat des heimischen Provinzialadels verliehen, alle Schlösser, Burgen und Starosteien nur Männern aus ihrer Mitte zur Verwaltung übertragen werden. In betreff der Landesverteidigung und Waffenführung, die mehr als ein Recht denn als eine Last angesehen ward, wurden die früheren Bestimmungen wiederholt, aber die Entschädigungsansprüche auch auf den Kriegsdienst innerhalb der Landesgrenzen ausgedehnt. Dem Adel und der Geistlichkeit werden Steuerfreiheit und eigne Gerichtsbarkeit zugesichert; von jeder diesen beiden Ständen angehörigen Kmetonenhufe erhält der König eine Abgabe von zwei Groschen; die Patrimonial- und Gemeindegerichtsbarkeit sollte dem richterlichen Einfluß der Justitiare entzogen sein. Und um diese Privilegien gegen jede künftige Gefährdung sicherzustellen, sollte der Staatsvertrag nur für die Lebenszeit Jagellos Geltung haben, nicht sich zugleich auf dessen Nachkommen erstrecken, eine Bedingung, die mit der Zeit zum Wahlkönigtum führen mußte. „Aus der unumschränkten piastischen Monarchie, wie sie Wladislaus Lokietek neu begründet hatte, war somit gegen Ende des Jahrhunderts dem Wesen nach eine reine Oligarchie geworden." Die Magnaten übertrugen dem „König" Hedwig und ihrem Gemahl die Ausübung der Staatshoheitsrechte. Auch die beiden Herzöge Ziemowit von Masovien und Wladislaus von Oppeln wurden mit Ländern und Rechten reichlich ausgestattet und in der Folge, wie auch Herzog Janusz von Ratibor, durch Verheiratung an das Haus Jagellos geknüpft. „So begann sich das Blut des ‚Heiden' und Usurpators Gedimin mit dem der europäischen Fürstenfamilie zu mischen."

Aufschwung des Slawentums.

Nach und nach legte sich auch in Großpolen die Opposition. Hatte der Krakauer Freibrief für den gesamten polnischen Adel Geltung, was konnten dann die Grzymala und die Nalesz, geführt von Domarat, dem Kastellan von Posen, und dem wilden Bartosz von Adelnau oder Wiesenburg, bei längerem Widerstande gewinnen? Sie erkannten daher den Großfürsten von Litauen als König und Schutzherrn von Polen an und erhielten dafür dieselben Zugeständnisse wie die kleinpolnischen Magnaten. Von Siegmund, der kurz vorher sich mit der Braut seiner Jugend vermählt hatte, war ferner keine Rede mehr. Er hatte umsonst sein Geld ausgegeben und Länder und Städte verpfändet. Galt es doch jetzt die vereinte Slawenmacht zur Vernichtung des deutschen Einflusses in den Ostländern anzuwenden. Denn die Preisgebung der wesentlichsten Kronrechte an die „Kommunität von Prälaten, Baronen und Edelingen" ohne jegliche Erwähnung des Bürgertums als eines Faktors im Staatsleben war der Anfang eines großen und langen Kampfes gegen alles deutsche Wesen. In dem Haß gegen das Deutschtum stimmten Polen und Litauer, stimmten Jagello und die

Magnaten und Bojaren überein. Der Übertritt Jagellos und seines Volkes zum römischen oder, wie man gewöhnlich sagte, zum „deutschen Glauben“ bezeichnet den Kampf und Sieg des Slawismus gegen das Germanentum, gegen die deutsche Kolonisation, gegen die abendländische Kultur, Sprache und Sitte.

Land und Volk in Litauen.

Bald nach der Krönung zogen der König und die Häupter des litauischen und polnischen Adels, begleitet von dem Erzbischof von Gnesen und den Bischöfen von Krakau und Posen, mit zahlreicher Gefolgschaft und Scharen von Mönchen in Litauen ein, um das Missionswerk in Gang zu setzen. Kurz zuvor hatte Jagellos Bruder Skirgiello einen glorreichen Sieg über den Fürsten Swiatoslaw von Smolensk errungen, der verheerend in Litauen eingebrochen war, aber vor den Mauern von Mstißlawl seinen Tod fand. Und da auch der Deutsche Orden friedliche Zusagen gemacht, so hatte das Werk seinen ruhigen Fortgang. Die polnischen Kriegsmänner und Mönche mochten erstaunt auf das düstere, von dichten Wäldern und sumpfigen Heiden durchzogene Land blicken, wo nur dürftige Spuren menschlicher Kultur sich zeigten, die Einwohner nach Nomadenart mit Viehzucht, Jagd und Fischerei ihr armseliges Dasein fristeten und die elenden Hütten, aus Holz und Astwerk dürftig zusammengezimmert, zerstreut und weit voneinander entfernt lagen. Soweit der kurze Sommer gestattete, wurde einiger Anbau von Lein und Hanf zur Gewinnung der Bekleidungsstoffe, von Getreide und Rüben zur Nahrung betrieben. „Was sonst das Leben erheischte, das mußte der Wald, der See, die rossenährende Steppe hergeben.“ — Die Religion war ein wenig entwickelter Naturdienst: der Himmel, die Erde, der See, der Wald, die ganze Welt war bevölkert von Göttern und Geistern, von deren dämonischer Macht sich der Mensch abhängig fühlte und in knechtischer Furcht beugte. Alle Erscheinungen der Natur im wechselnden Lauf des Jahres, alle Geschäfte und Ereignisse des Lebens und der Familie standen unter der waltenden Hand göttlicher Wesen, deren Gunst zu erflehen, deren Zürnen abzuwenden, der Zweck des vielgestaltigen Kultus, der Beschwörungen und mystischen Formeln war, welche von einer zahllosen Schar von „Griwen“, Priestern, Zauberern und Beschwörern unter der Aufsicht eines Oberpriesters verrichtet wurden. Und wie in den göttlichen Dingen, so herrschte auch in der weltlichen Gesellschaft eine „organisierte Knechtschaft“. Der Gutsherr (Bojar), der seine Zinsbauern mit Frondiensten und Abgaben drückte, der seine Sklaven wie eine Sache oder Ware behandelte, unterlag rechtlos der Willkür und Tyrannei seines Fürsten, dem er zur Dienstpflicht und zu Abgaben (Robot) für öffentliche Zwecke verpflichtet war.

Die Bojaren.

Übrigens waren diese Bojaren der eigentliche Kern der Nation; sie bildeten die Kriegshaufen, welche unter der Leitung der Fürsten oder Stammhäupter die Nachbarländer mit Raubzügen heimsuchten; aus ihnen wurden die Beamten und Richter gewählt; aber an Kultur standen sie nicht höher als der leibeigne Bauer. Sie wohnten

in ärmlichen Holz- und Lehmhütten, fröhnten der Trunksucht „von Mittag bis zur Mitternacht“ und hatten so wenig Achtung vor fremdem Eigentum, daß noch sechzig Jahre nach Einführung des Christentums man nur durch Androhung des Galgens der allgemeinen Dieberei glaubte steuern zu können. — In demselben kläglichen Zustande wie die ländlichen Wohnsitze waren die Städe. „Von Wilna haben wir Nachricht, daß dort das königliche Schloß aus Backsteinen erbaut war; sonst bestanden die Baulichkeiten alle aus Holz. Dichter, aber regellos, ohne Straßen zu bilden, standen dieselben um den Fürstensitz und wurden von den Eingebornen, meist dem Hoftroß, bewohnt. Daran schlossen sich die zerstreuten Ansiedelungen der fremden Nationalitäten, die sich wiederum nach eignen Gemeinden gruppierten. An Zahl überwogen wohl in allen litauischen Städten die russischen Gemeinden, die überhaupt den größeren Plätzen ihr Gepräge aufdrückten; daneben saßen die truppweise eingewanderten Deutschen, denen sich jedes Jahr die „fahrenden Wintergäste“, Kaufleute aus den deutschen Städten, anschlossen. Besondere Gemeinden bildeten noch die Armenier oder auch tatarische Kolonien und endlich die zahlreichen Juden. Alle bewahrten ihre eigne Sprache und ihre eigne Religion.“ Wie in Rußland geboten auch in Litauen viele kleine Fürsten in den einzelnen Landdistrikten; aber der Großfürst von Wilna galt als oberster Herrscher und als Lehnsherr seiner Verwandten. Unter ihm stand die gesamte Heeresmacht.

Die Städte. *Der Großfürst von Wilna.*

Stellung Litauens zu Polen. So waren Land und Volk beschaffen, die jetzt mit der Krone Polen verbunden wurden. Um die Bojaren für die neue Ordnung zu gewinnen, erteilte ihnen Jagello eine gesicherte Rechtsstellung, setzte eigne Richter in den Landschaften ein und minderte ihre Abgaben und Leistungen. So wurden auch in Litauen mit dem Christentum die Begriffe von Menschenrechten und Freiheit eingeführt. Indessen war die Verbindung mit Polen keineswegs so vollständig, daß beide Länder sofort zu einem einzigen Staat zusammengewachsen wären. Noch fast zwei Jahrhunderte liefen die beiden Ströme unvermischt nebeneinander her: nach wie vor behielt Litauen seinen eignen Großfürsten, nur daß derselbe vom König von Polen eingesetzt ward und von ihm abhängig blieb; auch fehlte viel, daß Jagello und seine nächsten Nachfolger die hohen Rechte, welche die polnischen Magnaten gegenüber dem Thron einnahmen, auch den litauischen Bojaren hätte verleihen mögen.

1387. Als Jagello nach Krakau zurückkehrte, setzte er seinen Bruder Skirgiello, der ihm so wichtige Dienste geleistet, zum „Großfürsten von Litauen“ ein, und dieser trug Sorge, daß die Interessen seines Vaterlandes gewahrt wurden, daß Litauen nicht als ein erobertes Land des mächtigeren und gebildeteren Nachbarstaates behandelt ward, zumal da in den Augen der Polen Hedwig als der eigentliche „König“ galt, Jagello nur als der Königin Gemahl. Als am Ende des Jahrhunderts Witold, der kühne, unternehmende und gewaltthätige Sohn des Heidenfürsten Kieystut, die Würde eines Großfürsten aus den Händen seines königlichen Vetters empfing, die Teilfürsten zum Gehorsam zwang und die Grenzen des Reichs nach Osten und Süden erweiterte, bis
1399. seine Macht durch die Tataren von Kiptschak in der Feldschlacht an den Ufern des Worskla auf längere Zeit erschüttert ward, konnte das geeinigte Litauen als das mächtigere und vorwiegende Reich gelten. Im Jahr 1401 wurde die Union Litauens und Polens feierlich beschworen und urkundlich festgesetzt. Die Litauer versprachen, den Polenkönig als ihr Oberhaupt anzuerkennen und ihm durch den Treueid zu hul-

digen, wogegen die polnischen Würdenträger schwuren, „die Litauer in allen Stücken zu schützen und ihnen in allen Nöten beizustehen und Witold bis zu seinem Lebensende als Großfürsten anzuerkennen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß nach seinem Tode das Großfürstentum samt allen Besitztümern an die polnische Krone heimfalle; stürbe aber der König früher, so wollten die Polen keinen König ohne Vorwissen Witolds auf den Thron setzen". Aber wir werden sehen, wie eifersüchtig das litauische Volk seine nationale Selbständigkeit zu wahren bestrebt war, obwohl Jagello während seiner ganzen langen Regierung an der Verschmelzung beider Länder und an der Verpflanzung der polnischen Einrichtungen auf das Nachbarland arbeitete.

Polens Aufschwung.

Viele Umstände vereinigten sich, um Polens Machtvergrößerung zu erleichtern. Die zunehmende Verwirrung in Ungarn machte es dem Königspaar möglich, seine Besitzungen nach Osten hin auszudehnen und die Treue und Ergebenheit der polnischen Magnaten mit Burgen und Ländereien zu lohnen. Nicht nur Galizien mit den reichen Handelsstädten Wladimir, Lemberg und Jaroslaw wurde wieder mit Polen vereinigt, sondern auch Wolhynien und Podolien, die altrussischen Städte Kiew und Tschernigow, welche unter Litauens Herrschaft gefallen, die Moldau und Bessarabien erkannten nach und nach die Oberhoheit des Königshofes von Krakau an. Und hinter diesen fruchtbaren Abhängen des Gebirges dehnten sich die unabsehbaren Triften der Ukraine, auf denen zahllose Rossescharen unbehelligt umherschwärmten. Hier war zur Zeit gar kein Herr, kein Besitzer, denn die allmählich sich mehr und mehr nach der Krim und dem Kaukasus zurückziehenden Tataren ließen die flachen Ebenen als Freigut für jedermann, dem danach gelüstete, hinter sich liegen. Der einzige Staat, der in dieser Zeit zum Aufnehmen dieser Gebiete freie Hände hatte, war Polen, und die polnischen Magnaten griffen gern danach und richteten sich hier Herrschaften von großer Ausdehnung ein. Auch nach Norden und Westen suchte der neugekräftigte Staat sich auszubreiten. Die Polen konnten es nicht verschmerzen, daß die deutschen Herren sie von der See zurückgedrängt und damit dem Lande die Adern unterbunden hatten. Und gerade jetzt verloren die „Reisen" der christlichen Ritter durch die Bekehrung der Litauer ihren höheren ethischen Hintergrund. Die vornehmen Gäste wurden seltener und blieben endlich ganz aus, zumal seitdem die Türkenkriege ein weiteres Feld für christliche Ritterlichkeit und Abenteuerlust boten. Wir werden an einem andern Orte die kriegerischen Verwickelungen kennen lernen, in die das polnisch-litauische Reich unter der Regierung Wladislaus II. mit den deutschen Ordensrittern geriet: bei der national-slawischen Feindschaft gegen die deutschen Elemente, in welche das neue Königtum in Krakau sich fortreißen ließ, war ein Kampf um die Herrschaft unvermeidlich.

Wladislaus von Oppeln.

Die nächste Veranlassung zum Kampfe zwischen Jagello und dem Deutschen Orden gab der wankelmütige Wladislaus von Oppeln, dem wir schon wiederholt begegnet sind. Immer mit Entwürfen sich tragend und stets in Geldverlegenheit bot er das Herzogtum Dobrzyn, das ihm König Ludwig einst zur Verwaltung übertragen, das

aber von der Krone Polen abhängig war, dem Großmeister als Pfand für ein Darlehn an, worauf derselbe einging. In diesem Handel erblickte König Wladislaus einen Eingriff in seine Hoheitsrechte und entbrannte in heftigem Zorn gegen den Ordensmeister wie gegen den treulosen Herzog, der am ungarischen Hofe, bei dem Kaiser und bei den deutschen Fürsten fortwährend Intrigen gegen Polen anzettelte. Ging doch damals allgemein die Rede, man habe sich in Ofen, Wien, Prag und Marienburg über eine Teilung des Königreichs verständigt. Der unruhige Herzog Wladislaus erlebte die
1396. Folgen seiner Umtriebe nicht mehr. Er starb in dem Augenblick, da die Spannung zwischen Polen und dem Deutschen Orden eine Höhe erreicht hatte, welche einen nahen Ausbruch des Krieges erwarten ließ.

Hedwigs Ausgang. Nur der versöhnenden Thätigkeit Hedwigs, welche stets eine große Ehrfurcht gegen den Orden und seine religiöse Mission hegte, war es zu danken, daß man den Zwiespalt noch einige Zeit durch Unterhandlungen auszugleichen oder zu verhüllen suchte; allein das Leben der edlen, liebenswürdigen Fürstin neigte dem Ende zu. Sie hatte sich so sehr gesehnt, ihrem Gatten ein Pfand der Liebe und dem Reiche einen Erben zu geben, ihr Wunsch sollte jedoch nicht in Erfüllung gehen. Kurz nach der Geburt eines Töchterchens, welches nur
17. Juli 1399. wenige Tage lebte, wurde auch sie der Erde entrückt, die ihr mehr Leid als Freude gegeben. Auf ihrem Sterbelager riet sie dem Gatten, seinen Rechtsanspruch auf den polnischen Thron durch eine zweite Vermählung mit einer Piastin zu stärken. Wir wissen, daß die an den Grafen von Cilli verheiratete Tochter Kasimirs in König Ludwigs Augen nicht die volle Ehre legitimer Geburt erlangen konnte, obwohl die Ehe die nachträgliche Sanktion der Kirche erhalten hatte. Ihre Tochter Anna sollte nun Hedwigs Stelle einnehmen und ihre in ihrer Abstammung beruhenden Ansprüche auf die Krone dem Gemahl als Mitgift zubringen. Mit Hedwig erlosch das Haus des großen Ludwig, denn ihre ältere Schwester Maria war schon mehrere Jahre vorher gleichfalls kinderlos aus der Welt geschieden. Wir haben gesehen, welche Zerrüttung ihr Ableben in Ungarn hervorrief: waren doch viele Großen der Meinung, man solle die beiden Kronen auf Wladislaus' Haupt vereinigen. Zugleich suchte auch Herzog Wilhelm von Österreich aus dem Schiffbruch seines Glücks noch einige Güter zu retten: er bewarb sich unter der Hand um den Thron in Krakau und in Ofen. Aber auch diese Hoffnungen sollten ihm fehlschlagen. Siegmund wie Wladislaus blieben im Besitze der Kronen, die durch die verstorbenen Töchter Ludwigs in ihre Hände gekommen; und beide wählten Frauen aus dem mächtigen Geschlecht der Grafen von Cilli zur zweiten Ehe. Als Anna im Beisein ihrer Mutter in
25. Febr. 1403. Krakau feierlich als Königin gekrönt ward, saß die Krone von Polen fester als je auf dem Haupte des Litauers.

Jagello und der Deutsche Orden. Bald darauf wurden auch die Streitigkeiten mit dem Deutschen Orden wegen Dobrzyn freundschaftlich beigelegt. Nach einer Zusammenkunft Jagellos, Witolds und
Mai 1404. des Großmeisters Konrad von Jungingen bei dem Schlosse Raciaz am Ufer der Weichsel, vereinigte man sich dahin, daß das Herzogtum gegen Rückerstattung der ursprünglichen Pfandsumme an Polen zurückgegeben, dem Orden dagegen der Besitz von Samogitien,

um das er mit Witold lange Streit geführt, zugesichert ward. Ein festlicher Besuch 10. Juni 1405.
des Königs in Thorn besiegelte den Frieden; aber es fehlte den beiden Häuptern, die sich damals bei Turnieren und Ritterspielen Friede und Freundschaft gelobten, die aufrichtige Gesinnung und der Zug des Herzens. In Wladislaus war das slawische Nationalgefühl zu scharf ausgeprägt, als daß er dem Ordensmeister die Bruderhand zum ewigen Bunde hätte reichen mögen. Es waren nur diplomatische Friedenspausen, während deren man die Kräfte zum Entscheidungskampf sammelte. Wir werden später erfahren, wie noch in den Tagen Konrads von Jungingen die Verpfändung der Neumark an den Orden durch den geldbedürftigen Siegmund zu Verwickelungen zwischen dem König und dem Hochmeister führte, welche durch boshafte Zwischenträgerei bald einen gereizten Charakter annahmen. Die großpolnischen Magnaten sahen mit Groll das zu Raubfahrten so bequem gelegene Gebiet in die Hände des Ordens übergehen; und bei der Unbestimmtheit der Grenzen konnte es nicht an Streit fehlen. Als Ritter Ulrich von der Ost „Haus Driesen" an der Netze, eine vielumstrittene Grenzburg, an die deutschen Herren verkaufte und zugleich die Samogiten bittere Klagen über die 1407.
Bedrückungen der Ordensritter führten, erreichte die Spannung den höchsten Grad. Unter düsteren Ahnungen sank Konrad von Jungingen ins Grab; sein Bruder Ulrich wurde sein Nachfolger, ein unternehmender, waffenfroher Mann, von dem Geiste des Rittertums erfüllt. Wir werden in der Geschichte des Ordenslandes den großen Krieg kennen lernen, welcher von den Greueln in der Gilgenburg auf die blutige Walstatt von Tannenberg führte, die den Ordensstaat ins tiefste Herz traf und den helden- 1410.
mütigen Hochmeister mit der Blüte seiner Ritterschaft in das Grab stürzte.

Polens Machtstellung nach der Schlacht bei Tannenberg.

In der Geschichte Polens war die Schlacht bei Tannenberg oder auf dem „Grünfeld" die ruhmvollste That, daher auch Mit- und Nachwelt sich anstrengten sie mit romantischen Zügen auszuschmücken, zu einer nationalen Epopöe zu verherrlichen. Es war der erste große Sieg des Slawentums über das deutsche Wesen, dessen überwältigende Macht man so lange mit nationalem Ingrimm getragen. Es wirkte lähmend und niederdrückend auf die gesamte deutsche Kultur, die den slawischen Osten durchzog und zersetzte; und wenn auch der Friede 1411.
von Thorn, den Wladislaus aus Besorgnis vor der kriegerischen Haltung Siegmunds von Ungarn mit dem Orden abschloß, das erschütterte Gebäude vor dem gänzlichen Einsturz bewahrte, das siegreiche Vordringen des germanischen Wesens, der deutschen Kolonisationen nach den slawischen Ländern im Osten hatte ein Ende. „Das Triumphgeschrei auf dem Felde, wo die Blüte mittelalterlicher Romantik hingemäht lag, verkündete die Absicht der Polen, die slawische Welt auf die Höhe der germanisch-romanischen bringen zu wollen." Aber die Natur des Volkes war für eine solche Aufgabe zu dürftig angelegt.

Siegmunds diplomatische Thätigkeit.

Damals war König Siegmund für den bedrängten Orden ein Freund in der Not. Wir wissen, mit welcher diplomatischen Gewandtheit der länderreiche Fürst die politischen Verwickelungen jener tiefbewegten Zeit zu lenken verstand, wie klug er Staatsbündnisse zu knüpfen und zu lösen wußte, wie vielgeschäftig er sich in alle Verhältnisse einmischte. Der Tag von Tannenberg erfüllte ihn mit der Sorge, Wladislaus möchte allzu mächtig werden; er suchte daher zu verhindern, daß der Sieg zu sehr ausgebeutet werde; anderseits wollte er den

König sich nicht zum Feinde machen, da ihm dessen Einmischung in seine Händel mit den Venetianern Verlegenheit bereiten konnte. Diese schwierige Aufgabe löste Siegmund mit großem Geschick. Indem er im Norden seines Reiches eine solche Haltung annahm, daß Wladislaus besorgen mußte, er wolle die alten Ansprüche Ungarns auf Galizien wieder geltend machen, verschaffte er dem Orden Zeit, sich zu sammeln und zu erholen; und indem er den ehrgeizigen Großfürsten Witold auf den Gedanken führte, Litauen von Polen zu trennen und mit seiner und des Papstes Beihilfe zu einem eignen Königreich zu erheben, lähmte er das einträchtige Handeln der beiden Fürsten und legte den Keim des Mißtrauens in die Seele des Polenkönigs. Zugleich wußte er wieder die offene
April 1412. und hingebende Natur Jagellos an sich zu fesseln, so daß der berühmte Hoftag zu Ofen, wo in der schönen Pfingstzeit die beiden Herrscher eine Zusammenkunft hatten und Fürsten und vornehme Herren von allen Seiten sich einstellten, mit solcher Fröhlichkeit und ritterlichen Lust gefeiert ward, daß man glauben konnte, die Monarchen seien ein Herz und eine Seele. Dabei ließ Siegmund keine Gelegenheit vorbeigehen, sich aus der Geldnot zu helfen, in der er sich fortwährend befand. Der Orden mußte seine Dienste mit beträchtlichen Summen lohnen, und dem Polenkönig verpfändete er gegen ein Darlehn dreizehn Orte der Zipser Gespanschaft.

Die Union von Horodlo.

Wenn König Wladislaus, durch politische Rücksichten gebunden, aus der Tannenberger Schlacht nicht alle Vorteile zog, die viele lebhafte Geister erwarteten, so benutzte die polnisch-litauische Aristokratie die günstige Zeitlage desto eifriger zur Erhöhung ihrer Macht. Um dieselbe Zeit, da durch das Verfahren gegen den Hochmeister Heinrich von Plauen im Orden die deutsche Treue und Brüderlichkeit einen schweren Stoß erlitt und Siegmund die Saat des Mißtrauens zwischen Wladislaus und Witold streute, feierten die polnischen und litauischen Magnaten geistlichen und weltlichen Standes in dem Schlosse zu
1413. Horodlo am Bug ein Verbrüderungsfest, das für den Ausbau der Staatsverfassung von den wichtigsten Folgen war. Hier wurde in einer „Generalkonvention oder Parlament" eine Vereinigung des litauischen Adels römisch-katholischer Konfession mit dem polnischen Adel zu gleichen Privilegien und Freiheiten beschlossen.

Zu dem Zweck wählte man das Mittel, „immer einen der litauischen Bojaren in eine der polnischen Sippen als Mitglied zu adoptieren und ihm alle die Rechte und Immunitäten, Geschlechtsnamen und Wappen zu teil werden zu lassen, deren sich der polnische Geschlechtsverband bis dahin erfreute". Wie die Adligen in Klein- und Großpolen sollten auch die Bojaren das freie Verfügungs- und Vererbungsrecht ihrer Güter besitzen und die Befugnis, über die Verheiratung ihrer weiblichen Angehörigen nach freiem Ermessen zu verfügen, vorausgesetzt, daß sie nur katholischen Männern in die Ehe gegeben würden. Auch in der Landeseinteilung und in der Gerichts- und Amtsverwaltung sollte Litauen mit dem Königreich in Übereinstimmung gesetzt werden, doch sollten nur Bekenner des römisch-katholischen Glaubens Ämter und Würden be-

kleiden dürfen. Schließlich wurde festgesetzt, „daß alle Adligen des polnischen Reichs und der Länder Litauens zum Vorteil und Nutzen des Reichs Konvente und Parlamente, wann immer es nötig sein sollte, in Lublin oder Parczow oder an einem andern passenden Orte unter Zustimmung und Einwilligung der Fürsten abhalten werden". Damit war ein weiterer Schritt in der Entwickelung der Adelsherrschaft gethan. Die Aufrichtung des polnischen „Parlaments", die mit einer „Kongregation" der Adelsglieder als gleichbedeutend betrachtet werden konnte, „war die gesetzliche Anerkennung der in den Händen des Adels thatsächlich sich befindenden Staatshoheit". Und wie früher die polnische Nationalität im Gegensatz zum Germanismus betont ward, so hier die römisch-katholische Kirchengemeinschaft im Gegensatz zu der griechisch-schismatischen und den heidnischen, jüdischen oder mohammedanischen Religionsformen, die von der privilegierten Adelskörperschaft ausgeschlossen sein sollten.

Bekehrung von Samogitien.

Mit dem Unionsakt von Horodlo war Litauen unlöslich in den „Bannkreis des polnischen und katholischen Lebens gedrängt" und die Doppelspur gebahnt, „auf welcher sich das Leben der Nation für alle Zeit bewegen sollte"; und indem Witold diesen Beschlüssen beitrat, war der Plan eines slawischen Reiches, wie er ihn gehegt oder wie er ihm untergelegt worden, eine Unmöglichkeit. Der religiöse Eifer, welcher in der Versammlung am Bug sich kund gab, zeigte sich in den nächsten Jahren auch in der Bekehrung des im Thorner Frieden an den König von Polen zurückgegebenen Landes Samogitien. Dorthin hatten sich die letzten Bekenner der heidnischen Naturreligion zurückgezogen, als Jagello in Wilna das „flammende" Haupt des Perkunos niederschlagen ließ, und mit todesmutiger Festigkeit die alten Überlieferungen bewahrt. Aber nun schlug auch ihre Stunde. Was der Orden bisher nicht vermocht hatte, gelang dem polnischen Fanatismus. Triumphierend konnte der Großfürst Witold den in Konstanz versammelten Vätern melden, daß der letzte Burgwall des Heidentums gebrochen sei. Mit dem Schwert hatte man die Einwohner massenweise zur Taufe getrieben, die Götterbilder und Altäre umgestürzt und zerschlagen.

Verfehlter Angriff wider den Orden. 1414.

Damals ging ein kühner Eroberungszug durch die Herzen der Slawen. Schon wagte der polnische Übermut auf einer Zusammenkunft Jagellos mit dem Hochmeister zu Grabau der Rückgabe von Pommerellen, Kulm und Michelau u. a. O. zu erwähnen und damit das Ziel zu bezeichnen, das er seit der Vereinigung mit Litauen zu erreichen trachtete. Als aber die polnischen Kriegsscharen das Ordensland betraten, fanden sie das flache Land größtenteils verwüstet und abgebrannt, die Burgen dagegen wohl verteidigt und die Mannschaften zum äußersten Widerstand entschlossen. Es half nichts, daß die wilden Slawenhorden durch barbarische Grausamkeit Schrecken zu verbreiten suchten; ihre eigne Not war bald so groß, daß die Polen selbst den Waffengang, der auf den „großen Krieg" folgte, als „Hungerfeldzug" bezeichneten und zufrieden waren, als unter Vermittelung des Kaisers und des Papstes zu Straßburg ein Waffenstillstand auf Grund des Bestehenden geschlossen ward, währenddessen beide Par-

teien ihre Rechte vor dem Konzil darthun sollten. Es war ein für alle Teile höchst unheilvolles Unternehmen gewesen, so daß der Chronist mit Recht sagen konnte: „es heerte ein Land das andre und hatten beide davon kleines Frommen".

Die polnisch-preußische Streitfrage auf dem Konstanzer Konzil.

Auf dem Konstanzer Konzil sollte also auch der Streit zwischen dem Orden und Polen zur Entscheidung kommen. Es zeugt für die große europäische Bedeutung jener Versammlung, daß man vor ihrem Forum Heilung für alle klaffenden Wunden und Schäden suchte. Beide Teile bemühten sich, die Väter von der Gerechtigkeit ihrer Sache und von ihren Verdiensten um die Verbreitung der christlichen Kirche zu überzeugen und Papst und Kaiser in ihr Interesse zu ziehen. Und so sehen wir denn vier Jahre hindurch auch die polnisch-preußische Frage in die großen Weltfragen, die auf dem Konzil entschieden werden sollen, hineinspielen, und da sie in manchen Fällen die großen Prinzipien berührte, welche die Versammlung in verschiedene Heerlager teilte, so wurde sie zeitweise mit einer Heftigkeit behandelt, als ob es sich um eine Lebensfrage von größter Wichtigkeit handelte. Wenn der Orden sich auf seine vergangene Wirksamkeit für die christliche Mission berief, so erhoben sich bereits kritische Stimmen, ob eine Bekehrung mit Blut und Eisen oder mit Gewalttaufen im Geiste des Evangeliums sei, und ob nicht vielmehr Belehrung und Humanität zweckmäßigere Mittel gewesen wären. Und in der That, gegen diese Argumente konnten die Polenfürsten viel größere Triumphe ins Feld führen. Es machte einen überraschenden Eindruck, als sechzig Samogiten in ihrer Landestracht in dem Konzilsaale erschienen, um Zeugnis abzulegen für die christliche Gesinnung des Polenkönigs und des Großfürsten Witold, welche der Dominikanermönch Johannes Falkenberg, angeregt von dem Ordensmeister, in einer boshaften und verleumderischen Flugschrift angefochten hatte. Das Pamphlet wurde nach langen Kämpfen verdammt und der Verfasser mehrere Jahre in Haft gehalten, aber es gab zu vielen bitteren Worten Veranlassung.

Stimmung und Entscheidung des Konzils.

Und nicht nur durch die Bekehrung der Litauer hatten die Polenfürsten sich um das Christentum verdient gemacht und ihren Religionseifer beurkundet — denn in diesem Falle unterlag ihre Thätigkeit derselben Anfechtung wie die des Ordens — Witold hatte auch den Tatarenhorden, die um diese Zeit die reiche und blühende Stadt Kiew zerstörten und ihren innersten Lebenskeim knickten, kräftig Halt geboten, hatte durch Bundesverträge mit den Stadtgebieten von Nowgorod und Pskow der russisch-griechischen Kirche einen Damm entgegengeworfen und sogar in ihrem Inneren eine ähnliche Spaltung hervorgerufen, wie sie damals in der abendländischen klaffte. Waren doch auf dem Konzil mehrere russische Bischöfe erschienen mit „wunderlichem Gefährte und in sonderlicher Kleidung", um eine Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche zu versuchen. Und von welcher Bedeutung war das polnische Königtum mit den angrenzenden Klientelstaaten für den großen Weltkampf gegen die Osmanen! Es war daher kein Wunder, wenn das Konzil den beiden

Fürsten große Aufmerksamkeit schenkte und sie beschwor, „gleich den Makkabäern über die Feinde des christlichen Namens herzufallen“; wenn der Papst beide zu Generalvikaren der römischen Kirche in den Ländern Pskow, Nowgorod und Samogitien ernannte und Witold noch insbesondere zum Schutzherrn des Bistums Dorpat, „ein Schnitt in das lebendige Fleisch des Ordens“. Was vermochte die geschwächte, abgelebte Kreuzritterschaft an der unteren Weichsel gegenüber einer solchen Machtstellung der polnisch-litauischen Herrscher? Die Erbauung der Burg Memel durch Witold enthüllte die Pläne der Polen zur Gewinnung der Küstenländer und zur Entwickelung einer Seemacht, und wenn Jagello den Gedanken aussprach, „den Orden nunmehr nach Cypern zu verlegen“, so konnte dies als Beweis gelten, daß in den Augen praktischer Staatsmänner die ritterliche Glaubensbrüderschaft den Ideen der damaligen Zeit nicht mehr entsprach. Diese Ansicht sprach sich auch in dem wiederholten Verlangen Siegmunds aus, der Orden solle das Reich als oberste Autorität anerkennen, d. h. seinen geistlichen Charakter aufgeben und ein kaiserlicher Lehnsstaat werden, eine Forderung, die jedoch standhaft zurückgewiesen ward. Wenn auch die der „deutschen Nation“ zugeteilten polnischen Gesandten auf dem Konzil keine hervorragende Rolle spielten, so war doch der Eindruck von dem Reich, das sie repräsentierten, derart, daß Papst Martin Polen als „ein notables Glied der kämpfenden Kirche“ bezeichnete. Es war bereits als ein bedeutsam wirkender Staat in das Getriebe der europäischen Völker eingetreten. Doch trug die Einmischung des Konzils auch für den Orden gute Früchte. Nicht nur, daß der Straßburger Waffenstillstand von Jahr zu Jahr verlängert ward, der Vermittelung des Kaisers gelang es auch zuletzt, durch den Breslauer Schiedsspruch 1420. den deutschen Herren den Besitz von Pommern, Kulm und Michelau zu sichern (S. 242). In der großen Bewegung, von welcher die östliche Welt infolge des Konstanzer Ketzergerichts wider Huß und Hieronymus geraten war, bedurfte der Kaiser eines zuverlässigen Rückhalts, den ihm der Orden mehr als Polen gewährte.

Haltung der Polen in der hussitischen Bewegung.

Wie sehr auch die polnischen Magnaten und die beiden Fürsten ihre römisch-katholische Gesinnung zu betonen liebten, so fand doch die hussitische Reformbewegung in Polen starke Sympathien. Mit richtigem Instinkte erkannte man in der kirchlichen Opposition der Böhmen zugleich eine national-slawische Reaktion gegen das Germanentum und die deutsch-römische Weltkirche; und wenn auch bei der hohen Macht des Adels und der Hierarchie die Opposition der volkstümlichen Kraft entbehrte, die ihr in Böhmen große Stärke verlieh, so erkannte man doch schon an der freundlichen und wohlwollenden Teilnahme, welche die polnischen Abgeordneten auf dem Konzil der Person und den Lehren des böhmischen Reformators zuwendeten, eine gewisse innere Zustimmung. Mochte auch der hochbetagte König Wladislaus selbst, der in seiner heidnisch-sinnlichen Auffassung des Christentums in den Zeremonien und Mysterien der

römisch-katholischen Kirche die geheimnisvolle Kraft der Religion erblickte, der keine Messe und keine Andachtsübung versäumte und vor jedem Kirchturm, an dem er vorbeiritt, den Helm lüpfte, streng zu Papst und Konzil halten, so war dagegen der Großfürst Witold im Herzen der böhmischen Reformation zugethan. Er hatte offen ausgesprochen, daß Huß ungerecht verdammt worden sei; ihn scheint die Idee einer selbständigen slawischen Nationalkirche, wozu die hussitische Bewegung den Anstoß geben konnte, gelockt zu haben. Als die böhmischen Sendboten von König Wladislaus, dem sie die Krone mit den vier Artikeln anboten, zurückgewiesen wurden (S. 248. 252.), fanden sie bei Witold eine zuvorkommende Aufnahme. Und wenn auch der Großfürst aus Rücksicht auf die feindliche Stimmung der Magnatenkreise nicht selbst auf die Anträge der Böhmen eingehen mochte, so begünstigte er doch die Einmischung seines Neffen Siegmund Korybut (S. 254).

Witolds Haltung und Pläne. Es geschah dies um dieselbe Zeit, als wieder ein neuer Krieg mit dem Orden bevorstand. Wir werden den Verlauf dieses sogenannten „Golubschen Krieges", der mit dem Frieden am Melno-See endete, in der Geschichte des Ordens kennen lernen. Um den Kaiser abzuhalten, den bedrängten Rittern die versprochene Hilfe zu leisten, gaben die polnischen Fürsten nach einer persönlichen
März 1423. Zusammenkunft mit Siegmund in Käsmark die bisherige Politik auf und überließen die Hussiten ihrem Schicksal (S. 256). Der Bischof Zbigniew Olesnicki von Krakau, ein Mann von überlegenem Geist, der als Kanzler großen Einfluß auf den König hatte und der päpstlichen Kirche eifrig zugethan war, suchte den polnischen Namen vor jeder ketzerischen Befleckung zu bewahren. Und doch war damals die Zeitlage für die Errichtung eines slawischen Gesamtreiches in der kraftvollen Hand eines Heldenfürsten wie Witold günstiger als jemals. Auf der Basis des Hussitentums konnten die slawischen Bekenner der griechisch-katholischen Kirche, die ja gleichfalls „aus dem Kelch tranken", den römisch-katholischen Stammesgenossen die Hand zum nationalen Bruderbund reichen. Und wer konnte einen solchen Bund erfolgreicher betreiben als der gewaltige Kriegsheld aus Gedimins Geschlecht, dessen Reich damals von den Gestaden der Ostsee bis an die Untiefen des Schwarzen Meeres reichte, dessen Schwiegersohn den Herrscherstab in Moskau führte, auf den alle Völker slawischer Zunge mit Stolz und Bewunderung schauten, der kurz zuvor dem altersschwachen Vetter in Krakau eine Fürstentochter von Kiew, russischen Glaubens, in die vierte Ehe zugeführt? Selbst Kaiser Siegmund, der mit mehreren andern deutschen Fürsten dem glän-
Jan. 1424. zenden Krönungsfest der neuen Königin Sophie in Krakau anwohnte, überzeugte sich, „daß der Schwerpunkt der polnischen Politik und die Entscheidung über ihre Bahnen jetzt bei dem Großfürsten liege, da der König, in Jagdlust verloren, zu unzweideutiger Unselbständigkeit heruntergekommen war". Man hatte Witold in Verdacht, daß er die heimliche Flucht seines Neffen Siegmund Korybut nach Böhmen, über welche Jagello so bitter klagte, begünstigt habe. Daß der hoch-

betagte Großfürst sich am Abend seines Lebens mit mancherlei politischen Ideen getragen, unterliegt keinem Zweifel und war notwendig durch die Lage der Dinge. Litauen war durch seine Thatkraft ein großes Reich; blieb es mit Polen in der bisherigen Weise verbunden, so spielte es stets eine Nebenrolle, so war es stets zu Trabantendiensten gegenüber dem glänzenderen Gestirn verurteilt.

Dieser Gedanke mußte den Großfürsten um so schwerer drücken, als er selbst ohne Erben war und Wladislaus, mit dem er stets in gutem Vernehmen gestanden, erst im hohen Alter von seiner vierten Gemahlin mit einem Söhnchen beschenkt ward, das den Namen des Vaters erhielt. Dieses wurde nun wohl als Nachfolger anerkannt, aber die Adelsgenossenschaft knüpfte an die Anerkennung solche Bedingungen, daß dadurch das Königtum zu einem Schatten herabgedrückt ward. Der Prinz sollte bei dem Tode des Vaters den Thron erben, „wofern er zuvor und vor allem die Briefe, Rechte, Freiheiten und Immunitäten aller Stände, der geistlichen und weltlichen, bestätigt, bewahrt und achtet. Verweigert er diese Bestätigung, so hält sich der Reichstag aller Pflichten ledig". Zerwürfnisse zwischen Hof und Adel.

Zu diesen Rechten sollte gehören, daß alle weltlichen und geistlichen Würden und Ämter nur mit Gliedern des eingebornen Adels besetzt, die Zahl dieser Stellen weder gemindert, noch ihre Einkünfte verkürzt und niemand verhaftet werden sollte, er sei denn vor dem ordentlichen zuständigen Richter verurteilt oder bei einem Kapitalverbrechen unmittelbar ergriffen. Bei einem Aufgebot zum Kriegsdienst sollte jede Lanze mit fünf Mark bezahlt und dieser Lohn zum voraus verabreicht werden. Das Münzrecht sollte von der Bewilligung des Reichstags abhängig sein und die früher gewährte Steuerfreiheit für alle Zukunft fortdauern.

Der schwache Wladislaus würde in alle Bedingungen gewilligt haben, aber Witold, dessen stolzer Sinn sich gegen eine solche Herrschaft des Reichstags empörte, bewog den Vetter, die Successionsakte zurückzuweisen. Da zogen auf dem stürmischen Reichstag in Leczyc die ergrimmten Magnaten ihre Schwerter 1426.
und hieben die Anerkennungsurkunde vor den Augen des erschrockenen Königs in Stücke. Diese Vorgänge erregten um so größeres Aufsehen, als die Königin, die ein Jahr nach der Geburt des Thronerben einen zweiten Sohn, Kasimir, zur Welt brachte, in den Verdacht ehebrecherischen Umgangs kam und genötigt ward, durch zwölf Eideshelfer sich von dem Vorwurf der Untreue zu reinigen. Nun trat eine schroffe Spaltung zwischen den Magnaten und dem Hof ein: Witold und die Königin haßten den anmaßenden Reichstag und suchten den König zu bestimmen, daß er im Widerstand verharre; auch Kaiser Siegmund, der sich in seiner schwierigen Lage in Polen und Litauen eine Stütze verschaffen wollte, stimmte auf einer glänzenden Fürstenversammlung zu Luck diesem Rate bei, er- 1429.
munterte aber zugleich, da der schwache Charakter Jagellos keine Bürgschaft bot, den Großfürsten in seinem Vorhaben, Litauen von der Verbindung mit Polen zu lösen und zu einem selbständigen Königreich zu erheben. Eine Krone, sei es

aus den Händen des Papstes oder des Kaisers, würde dem mächtigen Großfürsten auf immer von der Sache der Hussiten getrennt und an die Kirche und das Reich geknüpft haben.

Witold strebt nach der Königskrone von Litauen.

Witold ging gern auf den Gedanken ein, weil er nur auf diese Weise sein heimatliches Reich, für das er sein lebenlang gewirkt und geschafft hatte, von der Herrschaft des polnischen Reichstages und eines von diesem geleiteten unmündigen Königs befreien konnte. „Nicht für sich wollte er das Königtum, sondern für sein Land.“ Kam Witolds Plan zur Ausführung, so war es um die künftige Größe Polens gethan. Die drohende Gefahr bewog daher die Magnaten, sich dem König wieder zu nähern. Sie erneuerten auf dem Reichs-
4. März 1430. tage zu Jedlno die Anerkennungsurkunde, die sie früher mit dem Schwert zerschnitten, unter dem Vorbehalt, von den beiden Söhnen des Königs denjenigen zu wählen, der ihnen zum Regieren am geeignetsten scheinen würde, wogegen Wladislaus den Konstitutionsentwurf seinem ganzen Umfang nach bestätigte. Und auch die Furcht einer Trennung der Reiche sollte noch in demselben Jahr verschwinden. Schon waren in Wilna alle Anstalten zur Königskrönung Witolds getroffen, schon fanden sich vornehme Gäste von nah und fern ein, um den wichtigen Akt durch ihre Gegenwart zu verherrlichen, schon waren die kaiserlichen Boten mit der Krone und den Insignien der Herrschaft auf dem Wege und wurden nur durch die Nachstellungen und Hindernisse, welche ihnen die Polen in den Weg legten, von der Vollendung ihres Auftrags abgehalten, da wurde die
27. Okt. 1430. Welt durch die Kunde von dem Tode des Großfürsten Witold von Litauen überrascht.

Charakter des Großfürsten.

Über ein halbes Jahrhundert war der Name des achtzigjährigen Greises, den man in der Kirche des heil. Stanislaus zu Wilna ins Grab senkte, bei jedem wichtigen Ereignis im Osten in hervorragender Weise genannt worden; und wie sehr auch in jüngeren Jahren Grausamkeit, Härte und Treubruch den Barbaren der Steppe bezeichneten, am Abend seines Lebens hat er manche Schuld vergangener Tage gesühnt. Seine Anhänglichkeit an die römisch-katholische Kirche hat ihn nicht abgehalten, die Tugend der Duldung gegen Andersgläubige zu üben und über Hussiten und griechische Schismatiker mit Milde und Gerechtigkeit zu urteilen. Ein echter Sprößling aus Gedimins ehernem Geschlecht, ragte er in der Slawenwelt mächtig empor und die Größe seiner Thaten und seiner Ziele läßt manchen Flecken seines Charakters übersehen.

5. Die Jagellonen in Krakau.

Ausbildung des Adelsstaats.

Der Tod des gewaltigen Großfürsten war ein Gewinn für die polnische Aristokratie. Nun war Litauen, wo bald ein heftiger Erbfolgekrieg zwischen dem Bruder des Polenkönigs, Svidrigal, und dem Bruder Witolds, Siegmund, zum Ausbruch kam und Russen, Polen und Ordensritter ihre Kriegshaufen

einrücken ließen, nicht mehr ein Gegenstand der Furcht, und der Reichstag konnte solche Anordnungen treffen, daß der polnische Staat den Charakter einer Adelsrepublik mit monarchischer Spitze erhielt. Der König hatte ja gegen das Versprechen, daß die Krone seinem Hause erhalten bleiben sollte, den Magnaten bereits alle Rechte und Privilegien, die ihre Väter erworben, bestätigt, zu der Steuer-Immunität noch die persönliche Sicherheit und Freiheit hinzugefügt und eingewilligt, daß alle geistlichen und weltlichen Würdenträger mit allen ihren Rechten und Einkünften in ihrer bisherigen Integrität bleiben und nur ein Edelmann und Eingeborner des Landes, wo die Würde vakant geworden, dieselbe erlangen sollte. Auch hatte sich die Adelsgemeinde mit ihrer demokratischen Gleichheit und Brüderlichkeit zu einer politischen Körperschaft, zu einem Reichstag ausgebildet, worin der spätere Staatsorganismus im Keime enthalten war.

Dem König zur Seite stand ein Rat, bestehend aus den Landesbischöfen, den Hofbeamten, den Palatinen oder Woiwoden der einzelnen Landschaften, den Generalstarosten der Provinzen, einer Anzahl von Kastellanen der königlichen Hauptstädte und hier und da einem Landrichter, ein Rat, ohne dessen Zustimmung der Monarch nichts Bedeutendes auszuführen wagte und zuletzt nicht durfte, aus dem sich der spätere Senat naturgemäß entwickelte. Dieser königliche Rat, dieser „senatorische Teil des Gesamtadels" bildete den Kern, an den sich bei wichtigen Fragen von allgemeinem Interesse einzelne Glieder des Provinzialadels als „Landboten" zu einer „Generalkonvention" oder „Generalkongregation", zu einem „Parlament" oder „Reichstag" anschlossen. Zu dieser Mission waren alle Angehörigen adliger Geschlechter in gleichem Grade berechtigt; doch erschienen in der Regel nur Delegierte, entweder als Vertreter ihrer Landschaften, d. h. des darin seßhaften Adels, oder als Repräsentanten der Geschlechter, denen sie angehörten.

Das Königtum selbst bewegte sich noch auf der unsicheren Linie zwischen Erb- und Wahlreich. Wenn die Magnaten als Preis für die Bestätigung ihrer Konstitutionsakte dem König die Zusicherung gaben, die Krone seinem Hause zu erhalten, so wahrten sie doch zugleich die freie Wahl zwischen seinen beiden Söhnen. Unter diesen Umständen konnten sie es ruhig geschehen lassen, daß bei dem Tode des altersschwachen Königs das Zepter in die Hände seines neunjährigen Sohnes Wladislaus III. überging, somit die Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt scheinbar gewahrt wurde und das wahre Sachverhältnis noch einige Zeit in ungewissem Dämmerlicht blieb. Seitdem die polnische Aristokratie durch den Tod Witolds der Gefahr enthoben war, die litauisch-russische Welt, welche sich nicht von dem polnischen Reichstag die politischen Gesetze und von der Bischofssynode des Gnesener Sprengels das religiöse Bekenntnis zurechtmachen lassen wollte, unter der Leitung eines energischen, klar blickenden Fürsten zur nationalen Selbständigkeit sich ausbilden zu sehen, war keine ernste Bedrohung, keine dauernde Beschränkung ihrer Autokratie mehr zu fürchten. Zudem stand ja der junge König noch mehrere

Jahre lang unter der Vormundschaft der hohen Herren, welche unter seinem Vater den königlichen Rat geleitet, an ihrer Spitze der kluge Bischof Zbigniew Olesnicki. Dennoch wurde die Krönung nicht früher vollzogen, als bis die verwitwete Königin und alle Verwandten und Großbeamten sich eidlich verbürgt hatten, daß Wladislaus nach erlangter Mündigkeit die verbrieften Rechte und Freiheiten des Adels beschwören und halten werde. Zugleich trug man Sorge, daß die Regierungsgeschäfte in der bisherigen Weise unter der Aufsicht eigner „Provisoren“ in jeder Woiwodschaft fortgeführt wurden.

Jagellos Ausgang und Charakter. Der polnische Adel wurde in seinen ehrgeizigen und herrschsüchtigen Bestrebungen vom Glück begünstigt. Der König, der die Jagellonische Dynastie auf den Thron von Krakau geführt, war selbst in den Tagen seiner Mannesstärke ein Fürst von schwachem Willen und Charakter gewesen, abhängig von seinem Vetter Witold, beherrscht von seinen Frauen, jedem Einfluß von außen zugänglich, verschwenderisch mit seiner Gunst wie mit seinen Schätzen und Gütern; während der vier Jahre aber, die ihm nach dem Hingang des Großfürsten noch gegönnt waren, führte er das Zepter mit ohnmächtigen
31. Mai 1434. Händen, bis er zu Grodeck im hohen Alter starb. Dem römisch-katholischen Christentum, zu dem er mehr durch Überredung und politische Rücksichten als durch Überzeugung geführt worden, war er sein lebenlang treu geblieben, weil die Mysterien und der feierliche Kultus desselben seiner phantastischen, für alle Eindrücke leicht empfänglichen Natur imponierten; doch hatte er die heidnischen Gewohnheiten seiner Jugend nie ganz aufgegeben: in seiner unbegrenzten Jagdlust, in der Einfachheit seiner Lebensweise, in seiner Freude an Wald und Heide, an lauterem Quellwasser, seinem einzigen Getränke, konnte man stets den Sohn der Steppe erkennen. Auch die Neugründung der Universität Krakau nach dem von Kasimir aufgestellten, der Prager Hochschule entlehnten Vorbilde, das rühmlichste Denkmal seiner Regierung, war mehr die Schöpfung seiner ersten Gemahlin Hedwig, der gebildeten Tochter des Ungarnkönigs Ludwig, als das Werk des halbwilden Litauers.

Wladislaus III. 1434–1444. Noch günstiger war die Regierung Wladislaus III. für die Ausbildung der Adelsherrschaft. Durch den „ewigen Frieden“, der bald nach der Krönung
1435. des jungen Fürsten mit dem deutschen Orden in Brzesc zum Abschluß kam, im Westen gesichert, durch die bürgerlichen Kämpfe in Litauen zwischen Svidrigal und Siegmund jeder Sorge vor einer Emanzipation dieses Landes enthoben, konnten die hohen Herren in des Königs Rat ihr ganzes Augenmerk auf die inneren Angelegenheiten des Reichs richten und von den schwierigen Verhältnissen der Nachbarstaaten Vorteil ziehen. Durch den Bruderzwist der beiden Fürsten
Machtstellung nach außen. von der Moldau und Walachei erhielt Polen, dessen schiedsrichterliches Urteil man einholte, eine günstige Gelegenheit, die beiden Donauländer in Lehns-
1436. und Zinspflicht zu bringen. Noch eine größere Aussicht eröffnete sich dem pol-
Böhmen. nischen Ehrgeiz in Böhmen. Wir wissen, daß der Hussitismus in Polen und

noch mehr in Litauen Sympathien gefunden. An der neugegründeten Universität Krakau waren meistens Prager Professoren angestellt, durch welche die Lehre vom Kelch weit ins Land eindrang. Noch zu Lebzeiten Wladislaus' II. hatte man dem jungen Königssohn die Krone von Böhmen angeboten (S. 280), und dem Schwiegersohn Siegmunds, Albrecht, stellte man den Bruder des dritten Wladislaus, den zwölfjährigen Kasimir, entgegen und rief ihn in Prag 1438.
zum König aus. Wir werden in der Geschichte Böhmens erfahren, daß der Hof von Krakau bereitwillig auf den Plan einging, daß der Gedanke Witolds wieder mit neuer Kraft auftauchte; aber bei dem polnischen Adel und Prälatenstand war die römisch-katholische Rechtgläubigkeit mit dem Nationalgefühl aufs innigste verwachsen; ein Abfall von Rom wäre ihnen wie eine Verleugnung ihres Blutes und Stammes erschienen. Als einige hussitische Priester in Großpolen Proselyten zu machen suchten und von einigen Edelleuten begünstigt wurden, ließ der Bischof von Posen fünf derselben, die er mit Gewalt gefangen nahm, in den Flammen sterben. So zerrannen die Hoffnungen auf die böhmische Krone. Aber bald eröffnete sich eine noch glänzendere Aussicht für das Jagellonische Herrscherhaus in **Ungarn**. Um dieselbe Zeit, Ungarn.
da Wladislaus III. in die Jahre der Mündigkeit getreten, starb König Al- 1439.
brecht II. und die ungarischen Magnaten suchten durch die Vermählung der verwitweten Königin Elisabeth eine Vereinigung der beiden Reiche zu erzielen. Es wurde früher erzählt, daß der Plan an dem Widerstand der Königin, dem jüngeren Manne ihre Hand zu reichen, scheiterte und große Verwirrung über das Magyarenreich brachte. Dennoch wurde Wladislaus in Ofen gekrönt; die 1440.
Polen unterstützten den ritterlichen Jüngling aus allen Kräften; viele kämpften unter seiner Fahne in Ungarn; wer nicht in den Krieg zog, sollte nach einem Beschluß des Reichstags eine Steuer zahlen. Aber das Leben des jungen Jagellonen war ein kurzer Traum voll kriegerischer Unruhen. Wir werden später seinen tragischen Ausgang in der Schlacht von Varna erfahren. Der Adel versäumte nicht, auch aus diesem schweren Unglück des Königshauses Vorteile zu ziehen. Der Reichstag von Siradz schritt zur Königswahl. Man entschied sich für den legitimen Erben, den Bruder des kinderlos verstorbenen Wladislaus, **Kasimir**, und ließ somit die Unbestimmtheit zwischen Wahl- und Erbreich noch länger bestehen. Aber Kasimir, der nach der Ermordung Interregnum. 1444—1447.
Siegmunds durch Iwan Czartoryski Herr von Litauen geworden war, zögerte 1440.
mit der Annahme einer Krone, die nur eine Zierde ohne Macht war; ihm sagte die Stellung in dem Nachbarreiche als Nachfolger Witolds mehr zu; er hielt die Mahnenden mit Gesandtschaften und unbestimmten Versprechungen hin, so daß die Häupter des Adels und der Geistlichkeit zu Rate gingen, ob sie nicht einen andern Fürsten sich zum König setzen sollten. Man unterhandelte zunächst mit Friedrich von Brandenburg, den schon Wladislaus II., ehe ihm noch ein Sohn geboren war, zu seinem Eidam und Nachfolger ausersehen hatte; als

aber dieser eine förmliche Entsagungsurkunde des Großfürsten zur Bedingung der Annahme machte, welche von demselben nicht zu erlangen war, wurde der Beschluß gefaßt, falls Kasimir noch länger zurückhalte, dem Herzog Boleslaw von Masovien die Krone zuzuwenden. Nun erst zeigte sich der Jagellone nachgiebiger. Er erklärte einer Gesandtschaft des Reichstags, daß er auf ihren
25. Juni 1447. Wunsch eingehen wolle, und begab sich zur Krönung nach Krakau. Doch betrachtete er Litauen als den Kern seiner Herrschaft und war bemüht, dasselbe durch Einverleibung von Podolien und andern Territorien zu vergrößern.

Kasimir II. 1447—1492. Während dieses dreijährigen Interregnums mußte die Ansicht, daß Polen ein Wahlreich sei, sich immer mehr befestigen; und wenn auch Kasimir II. sich mehrere Jahre sträubte, die Rechte und Immunitäten der polnischen Aristokratie zu bestätigen und ihre usurpierte Machtstellung anzuerkennen, er konnte den Entwickelungsgang des Reichs zu einer Adelsrepublik mit einem gewählten königlichen Oberhaupt nur verzögern, nicht verhindern. Vergebens suchte er zwischen Klein- und Großpolen Zwietracht zu säen; die alte Rivalität der beiden Reichsteile war nicht so stark als die Furcht vor einer Erneuerung der Übermacht Litauens durch des Königs Vorliebe für die nordöstlichen Landschaften. So sehen wir denn durch die lange thatenreiche Regierung des zweiten Kasimir eine tiefgehende Spaltung ziehen zwischen der Adelsnation, welche ihrer Reichsverfassung den letzten Schlußstein einzufügen trachtete, und dem König, der sich wie ein wildes Steppenroß gegen Zügel und Joch sträubte und das litauische Stammland der Familie zum Schwerpunkt der Jagellonischen Herrschaft zu machen bestrebt war, ein Bestreben, in dem er von den litauischen Großen kräftig unterstützt ward; denn diesen war die Vereinigung mit Polen stets ein Dorn im Auge. Kasimir war ein willenskräftiger, unternehmender Fürst, welcher, wie einst Witold, seinen Blick nach allen Seiten schweifen ließ und dem polnisch-litauischen Reich die Obmacht über die verwirrten und zwieträchtigen Nachbarstaaten zu erwerben wünschte; allein gerade diese weitgreifenden Pläne, die Kriege und diplomatischen Schachzüge in Preußen, Böhmen, Ungarn und anderwärts nahmen die Kräfte der Nation so sehr in Anspruch, daß er sich entschließen mußte, die Unterstützung der Stände durch große Opfer und Zugeständnisse zu erkaufen.

Kasimirs äußere Politik. Wir werden in den folgenden Blättern die Kämpfe und Zerwürfnisse im deutschen Ordensland kennen lernen, welche im Thorner Frieden die Lehnshoheit der polnischen Krone an der Weichsel und Ostsee begründeten; wir hören von verschiedenen Feldzügen nach den Donauländern, um die Fürstentümer Moldau und Walachei in Lehnsabhängigkeit zu bringen; nach mehreren Fehden erwarb Kasimir die Herzogtümer Auschwitz (Oswieczym) und Zator an der schlesischen Grenze um den Preis von 60,000 Mark für das polnische Reich; bis nach der Krim erstreckten sich seine diplomatischen Verbindungen. Als Gemahl der jüngeren Tochter des Kaisers Albrecht, Elisabeth, welche von den beiden ersten Geistlichen, dem Erzbischof von Gnesen und
1454. dem Kardinalbischof von Krakau, in der Kathedrale der Hauptstadt ihm angetraut

und dann gekrönt worden, erhob er nach dem Tode seines Schwagers Ladislaus An- 1457.
sprüche auf den böhmischen und ungarischen Thron, wodurch er in viele unfruchtbare Kämpfe und Verhandlungen verflochten und in die größte Geldnot versetzt ward; aber wir werden später erfahren, wie er in beiden Ländern einheimischen Wahlkönigen weichen mußte, in Böhmen, wo doch die Kurie und ein Teil des katholischen Adels auf seiner Seite stand, dem klugen und gewandten Georg Podiebrad; in Ungarn dem tapferen Matthias Corvinus, obgleich sowohl er selbst als sein Sohn gleiches Namens unter den Magyaren manche Anhänger zählte. Diese äußeren Angelegenheiten, so- wie die schwierige Lage des Reichs im Innern, wo fehdelustige Barone eine ritterliche Anarchie voll Unordnung und Gesetzlosigkeit herbeiführten und die Tataren ihre letzten Kräfte zu räuberischen Einfällen verwandten, zwangen den König, sich den guten Willen des Adels durch Opfer zu erkaufen, um der Dynastie der Jagellonen einen kräf- tigen Halt, gegründet auf loyale Gesinnung in der polnischen Nation, zu schaffen.
Nachdem er endlich auf dem langen Reichstag von Petrokow in Gegenwart der Häupter 1453.
des Volkes die Reichskonstitution ihrem ganzen Inhalte nach feierlich beschworen, war sein Hauptstreben dahin gerichtet, die Verfassung und Gesetzgebung in solchen Gang zu bringen, daß der Krone gegenüber der Adelsrepublik doch noch eine gewisse Autori- tät gewahrt bliebe. Die unaufhörlichen Fehden, in welche Kasimir verflochten war, insbesondere der vieljährige Krieg wieder die Ordensritter, nötigten ihn häufig die Hilfe der Polen an Geld und Truppen in Anspruch zu nehmen; daher mußte sich der Reichstag öfters versammeln, wobei es denn an Beschwerden und Klagen nicht fehlte.
Als auf einem zweiten Reichstag in Petrokow sich heftige Klagen erhoben gegen Münzver- 1459.
schlechterung, gegen ungleiche Gerechtigkeitspflege, gegen Bevorzugung der Litauer, gab Kasimir den Herren zur Antwort, sie hätten die königlichen Güter und Einkünfte so sehr verringert, daß er die Kosten zur Verteidigung des Landes und zu den Staats- und Gerichtsgeschäften nicht bestreiten könnte; sie sollten der Krone das entfremdete Gut zurückstellen, dann werde er alle Mißstände zu heben suchen.

Unter keiner Regierung wurden so viele Reichstage abgehalten, als unter Kasimir II. Alle Angelegenheiten im Innern und nach außen wurden vor die Stände gebracht. Dadurch erwuchs dem Adel eine solche Last von Ge- schäften und Ausgaben, daß man auf eine Erleichterung mittels Teilung der Pflichten und Arbeiten denken mußte. So kam man denn zu der oben ange- deuteten Einrichtung, daß in den Provinzialkonventen oder „Kolloquien“, welche schon seit langer Zeit in den einzelnen Woiwodschaften abgehalten zu werden pflegten, eine Anzahl Delegierte oder „Landboten“ gewählt wurden, „welche in ihrer aller Namen zum Reichstag gehen, dort Steuern verwilligen oder verweigern und bald auch in andern Angelegenheiten des Reichs die Ratgeber des Königs sein sollten“. Die Zahl der Deputierten war unbe- stimmt, je nachdem Zufall oder allmählich entstehende Observanz es gaben, doch blieb es jedem Edelmann unbenommen, sich auch auf eigne Hand in den Versammlungen einzufinden. Diese Landboten bildeten bald die eigentliche Nationalrepräsentation, da in Polen der Adel allein die Nation ausmachte. Und bald wurde es zum Gesetz erhoben, „daß ohne ihre Einwilligung nichts Neues eingeführt, nichts in der Verfassung des Reichs geändert werden durfte“. Durch den Beitritt dieser Delegierten wurden die alten Hoftage, zu welchen die

Vollendung der Adelsrepublik.

Landboten.

Senat.

Könige den hohen Amtsadel, die hohe Geistlichkeit, die Woiwoden und Kastellane um sich zu versammeln pflegten, zu eigentlichen Reichstagen oder Ständeversammlungen erweitert, in welchen jene geistlichen und weltlichen Würdenträger, die aus den Reihen der Barone oder großen Grundbesitzer hervorgingen, als „Senat“ den ersten Reichsstand bildeten. Von städtischen Abgeordneten ist kaum mehr die Rede. Nur in seltenen Fällen wurden einzelne Deputierte der größeren Städte zu Reichskonventen einberufen, doch nicht infolge eines Grundrechts, sondern aus Gnade und Gunst. „Ihr höchster Vorzug, den sie erhielten, war nur der, daß sie dem neuen König die Hand küssen und auch bisweilen eine Urkunde zwar nicht mit verwilligen, aber doch mit unterschreiben durften. Denn es blieb unerschüttert ewiger Grundsatz des polnischen Staatsrechts, allein der Edelmann ist Staatsbürger.“

Die Dynastie der Jagellonen.

Für diese Einbuße an Macht im Innern wurde Kasimir durch äußere Erfolge einigermaßen entschädigt. Da er sowohl den böhmischen König Georg Podiebrad, als seinen mächtigsten Widersacher Matthias Corvinus überlebte, so hatte er den Triumph, daß die Dynastie der Jagellonen zu hohen Ehren gelangte. Sein ältester Sohn Wladislaus, den die Böhmen nach Georgs Tod zu ihrem König erwählt, trug auch in Ungarn den Sieg über alle Mitbewerber davon. Unter diesen war sein eigner Bruder Johann Albrecht der namhafteste. Wladislaus bewog denselben endlich zum Rücktritt, doch nur gegen Abtretung aller Besitzungen, welche Matthias Corvinus in Schlesien erworben hatte, so daß, als bei dem Tode Kasimirs Johann Albrecht durch die Wahl der Großen den Thron in Krakau bestieg, die „Republik Polen“ ein bedeutendes Ländergebiet umfaßte und mehrere Klientelfürsten ihre Hoheit anerkannten. So war durch Kasimir die Weichsel wieder ein polnischer Fluß geworden. Aber freilich wurden diese Eroberungen im Westen aufgewogen durch die Fortschritte, welche um dieselbe Zeit die Russen im Osten und Norden machten.

Kasimir und seine nächsten Nachfolger.

Kasimir starb zu Troki in Litauen, unter dem Volke, das zum Ärger der Polen stets seinem Herzen am nächsten gestanden. Er war kein unwürdiger Nachfolger des ersten Königs seines Namens gewesen. Wo es anging, hatte er friedliche Unterhandlungen und diplomatische Staatskunst den Waffen vorgezogen, daher er auch in dem gebildeteren Auslande, insbesondere bei den Venetianern, in größerem Ansehen gestanden als bei seinen turbulenten, kriegslustigen Landsleuten. Bei dem raschen Thronwechsel, der nach seinem Tod unter seinen drei Söhnen Johann Albrecht, Alexander und Siegmund, eintrat, kam das Wahlrecht der Nation zu immer freierer Ausübung und die Adelsrepublik erhielt eine immer schärfere Prägung. Der königlichen Gewalt fehlte die Festigkeit, die allein langdauernde Regierungen geben; innere Spaltungen und Parteiungen schwächten die Nation gerade in einem Zeitpunkt, da im Nordosten sich in Iwan Wasiliewitsch ein furchtbarer Feind erhob, im Südosten die Macht der Osmanen immer näher rückte und die Klientelfürsten jede günstige Gelegenheit zum Abfall erspähten.

Johann Albrecht. 1492–1501. Alexander. 1501–1506. Siegmund. 1506–1548.

IV. Rußland.

Litteratur. Die wichtigste Quelle für die altrussische Geschichte ist die Bd. V, 664 erwähnte Chronik von Nestor, Mönch in dem Kiewschen Höhlenkloster († 1115), bis 980 und die Fortsetzungen derselben durch andre Geistliche. Nestor schrieb in der Sprache des Landes zum Teil nach alten Überlieferungen, welche er nach griechischen Chroniken ergänzte und berichtigte, zum Teil nach eignen Beobachtungen. Seine von Schlözer u. a. (Göttingen 1802 bis 1809, 5 Bde.) übersetzte Chronik diente allen folgenden zum Vorbild. „Bis zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gleichen sich die Chroniken in ihrem Inhalte und schildern die Ereignisse in ganz Rußland; nach dem Einfall der Mongolen aber erzählen sie vorzugsweise nur Provinzialbegebenheiten." Durch die archäographische Kommission in Petersburg wurden im Laufe der letzten vier Jahrzehnte reiche Sammlungen von russischen Annalen, Urkunden und Aktenstücken aller Art und aus allen Zeiten veranstaltet. — Die älteren Geschichtswerke, sowohl in deutscher als in französischer Sprache: wie Schlözers Geschichte von Rußland. Göttingen 1769 und Handbuch der Geschichte des Kaisertums Rußland u. s. w. Göttingen 1802; Ewers, Geschichte der Russen. Dorpat 1816 u. a.; Histoire de Russie cet. par Levesque und Leclerc. Paris 1782, 1783, 1784 u. a. W. sind weit überholt worden durch das große Werk von Karamsin, das von St. Thomas et Jauffret in französischer Übersetzung erschienen ist: Histoire de l'empire de Russie. Paris 1819 ff., und auch mehrfach deutsch bearbeitet wurde, sowie durch die „Geschichte des russischen Staats" von Strahl und Hermann (in Heeren-Ukerts Geschichte der europäischen Staaten). Hamburg 1832 ff., 5 Bde. und durch die mehrfach ins Deutsche übersetzte Geschichte Rußlands von Ustrialow. Stuttg. u. Tübingen 1840, 2 Bde. Auch Th. von Bernhardi in seiner Geschichte Rußlands und der europäischen Politik 1814—1831, Bd. II, 1 gibt eine Übersicht über die altrussische Geschichte.

1. Rußland unter Wladimir und Jaroslaw.

Wirkungen des griech. Ritus auf die russische Nation.

Als Wladimir „der Große", mit dem wir die älteste Geschichte Rußlands im V. Band dieses Werkes (S. 757) geschlossen, das Christentum nach griechisch-katholischem Ritus einführte, wies er das russische Volk nach dem Orient. Von den Byzantinern erhielt das Land die Schreibkunst und mancherlei Kulturelemente; mit dem byzantinischen Reiche wurde ein lebhafter Handelsverkehr eingeleitet; byzantinische Staats- und Lebensformen bahnten sich den Weg in das innere Rußland und bewirkten, daß das Nomadenwesen mehr und mehr durch bäuerliche Ansiedelungen und städtische Einrichtungen durchbrochen und zersetzt ward, daß an Stelle des Tauschhandels geprägte Münzen zur Einführung kamen. Brachte dieser Anschluß an die griechisch-morgenländische Staats- und Kirchenordnung der russischen Nation mancherlei Vorteile, indem ihr die christliche Religion nicht in einer fremden, dem Volke unverständlichen Kirchensprache zugeführt ward, sondern in dem durch die Missionäre Cyrillus und Methodius begründeten und zur Schriftsprache ausgebildeten slowenischen Idiom (V, 647 ff., 757), wodurch sie, von Anfang an in sich geeinigt, eine selbständige Richtung,

ein eigentümliches Gepräge annahm, so war dennoch diese Verweisung an den Orient ein Hemmnis in der allgemeinen Entwickelung. „Denn das occidentalische Mönchswesen war der Landes- und Nationalkultur viel günstiger als das orientalische, und selbst der Dominat des Papstes, je mehr er alle Länder zu einer recht innig verbundenen geistlichen Monarchie zu vereinigen suchte, war dem Völkerverkehr und auch der Kultur und besseren Staatenorganisation viel vorteilhafter als die losere griechische Hierarchie. — Was entbehrten nicht überdies die Länder griechischer Religion, daß kein römisches Recht bei ihnen eindrang oder einzudringen suchte, und daß nicht das kanonische Recht, wie es sich im Mittelalter vom kultivierten Italien aus bildete, auch auf ihre Verfassungen und Nationalzustände wirken konnte!“ Russische Schriftsteller rühmen als vorteilhafte Wirkungen dieser Verbindung mit dem Orient, daß durch den griechischen Ritus in der slawischen Landessprache die christlich-orthodoxe Religionslehre zum wahren Eigentum des Volkes ward, daß durch die innige Verbindung der Religion und Sprache mit dem Gemüts- und Geistesleben der Einwohner die Stammesverschiedenheit der einzelnen Völkerschaften allmählich verschwand und in dem Slawentum aufging, daß somit die russische Nation ihren selbständigen Charakter und das eigentümliche Gepräge empfing, das ihre spätere Weltstellung begründete, daß nur auf diese Weise die Entstehung einer in sich abgeschlossenen Landes- und Nationalkirche ermöglicht, nur dadurch eine Geistlichkeit geschaffen werden konnte, die als Glied innerhalb des Staats- und Nationalverbandes stand, daß nur auf diese Weise die stärksten Gefühle des Menschen, Religion, Vaterland und Stammesgleichheit, zu lebendigem Bewußtsein, zur scharfen individuellen Ausprägung gelangen konnten. Dabei darf jedoch anderseits auch nicht vergessen werden, daß durch die Ausschließung von der abendländischen Kultur die Gesamtentwickelung des russischen Volks jahrhundertelang nur unmerkliche Fortschritte machte; daß durch die Verbindung mit einem in Verfall begriffenen Staatsorganismus die junge russische Welt in eine geistige Stagnation gezogen ward, daß jene Hilfsmittel der abendländischen Kulturentwickelung für alle weniger gebildeten oder im Naturzustand sich bewegenden Völker bedeutende Faktoren zum rascheren Übergang in ein reicheres, entwickelteres Dasein gewesen sind.

Umfang des Reichs und Volksstände.

Als Wladimir sich zum Sterben hinlegte, war das russische Reich bereits zu einem bedeutenden Umfang herangewachsen. „Seine Grenzen erstreckten sich von Wolhyniens Berghöhen über den Peipus-See bis zum Finnischen Golf, bestrichen im Norden und Osten die Länder der finnischen Völkerschaften, mochten wohl auch sich bis ans Weiße Meer und zur nördlichen Dwina ziehen, gingen von da neben den Bulgaren, Mordwinen und andern Völkerschaften zur Oka und zu den Wasserfällen des Dnjepr und waren im Süden durch die Petschenegen und Chazaren vom Schwarzen Meer und der Krim getrennt. Isoliert an der nordöstlichen Seite des Pontus lag das Fürstentum Tmutaraken.“

In diesem weiten Lande, wo neben fruchtbaren Ebenen und fetten Weiden undurchdringliche Wälder, Moräste, menschenleere Einöden und Steppen sich hinzogen, gab es Raum zu verschiedenen Lebensweisen und Beschäftigungen: während in den entlegeneren Flachländern des Nordens und Ostens Wanderhirten ihre großen Herden weideten, sah man weiter südwärts eine seßhafte, meistens unfreie Bevölkerung mit Getreidebau sich beschäftigen, und etwa vierundzwanzig Städte, größtenteils im Süden und Westen gelegen und von vielen fremden Kaufleuten, besonders Deutschen, Griechen und Juden bewohnt, unterhielten einen lebhaften Handelsverkehr mit Konstantinopel und dem Orient und vermittelten den Warenaustausch zwischen Asien und dem europäischen Abendland. Unter diesen Städten nahmen Kiew und Nowgorod, deren in früheren Blättern öfter Erwähnung geschah, den ersten Rang ein. Sie besaßen wichtige Freibriefe: sie besorgten ihre öffentlichen Angelegenheiten selbständig durch freigewählte Stadträte und Richter, standen unmittelbar unter der Hoheit des Großfürsten und hatten als ständige Auflage nur einen mäßigen Zins zu entrichten. Nowgorod hielt zu seinem Schutze ein Soldheer auf eigne Kosten. Neben diesen beiden Hauptsitzen des Großhandels ragten Smolensk, Pskow, Rostow und Tschernigow durch Größe, Macht und Bevölkerung hervor. Oleschin an der Dnjeprmündung diente der Stadt Kiew als Stapelplatz für die Waren aus der Levante. Das in allen Ländern hochgeschätzte Pelzwerk, der wichtigste Ausfuhrartikel des russischen Handels, war ein Sporn zur Jagd, die daher von den Großen mit Leidenschaft gepflegt ward — Der Großfürst von Kiew aus Ruriks Geschlecht war das Haupt des Volkes, der Eigentümer des Landes, der oberste Heerführer und Richter, die Quelle alles Rechts und aller Amtsgewalt. Seinen Unterhalt zog er teils von den ausgedehnten Herrengütern, von den großen Herden und Jagden, teils von den Tributleistungen unterworfener Völkerschaften und Regalien, teils aus der Kopf-, Grund und Haussteuer oder aus Geschenken. Im Namen des Großfürsten führten Amtleute das Regiment in den Landschaften und Städten, in den Provinzen und größeren Stadtgemeinden fürstliche Statthalter, in kleineren Orten Starosten oder Vorsteher. Bei dem Großfürsten stand die oberste Richtergewalt, und die Brüche und Gerichtsstrafen bildeten keinen unbeträchtlichen Teil seines Einkommens. Seit der näheren Verbindung mit Byzanz nahm auch das Staats- und Hofleben einen andern Charakter an, und die Rechts- und Lebensstellung der verschiedenen Volksklassen wurde durch die Entstehung von Rangstufen mit gesellschaftlicher Über- und Unterordnung durchbrochen. Ein fürstlicher Hofstaat mit einer Leibgarde, wobei noch immer die Abkömmlinge der alten Warägerfamilien bevorzugt wurden, sollte die Macht und Herrlichkeit des Herrschers darthun. Für ihre Ehrendienste wurden diese Hofleute durch Überlassung von Städten und Territorien zur Nutznießung auf Lebenszeit belohnt. Sie bildeten mit den Gliedern des Herr-

Ländliche und städtische Bevölkerung.

Der Großfürst.

Hof und Adel.

scherhauses und mit den fremden Volkshäuptern und ihren Angehörigen, welche durch Verträge oder Gewalt unter die russische Oberhoheit gekommen, den Fürstenstand, der an Rang und Ehren allen andern Russen voranging und dessen Würde erblich war. Ihnen zunächst standen die „Bojaren", d. h. die durch Geburt, Grundbesitz oder persönliche Verdienste hervorragenden Freien, denen die Fürsten den Rang und die Würde von Edelleuten verliehen. Mit beiden Ständen mochte der Großfürst in wichtigen Angelegenheiten Rats pflegen; auf seinen Ruf zogen sie mit ihren gewappneten Kriegsknechten und Reitern ins Feld, wofür sie wohl von jeder weiteren Besteuerung ihrer Güter befreit waren. Neben den Fürsten und Bojaren standen die „Gäste", die fremden Kaufleute und ihre Abkömmlinge in den großen Städten, in besonderem Ansehen, sowohl wegen ihres Reichtums und ihrer gesellschaftlichen Bildung als wegen ihrer Verbindungen im Ausland. Auch die Geistlichkeit, die wie allenthalben einen geschlossenen Stand mit eignen Einkünften, eigner Gerichtsbarkeit und eignem Rechtsstand bildete, erlangte bald großen Einfluß auf das Staatsleben. Doch war dieselbe nicht wie im Abendland einer fremden Autorität unterworfen, da das Oberhaupt des russischen Klerus, der Metropolit von Kiew, nur mit schwachen Banden an den Patriarchen von Konstantinopel geknüpft war und nicht selten der von der einheimischen Geistlichkeit Gewählte ohne Mitwirkung des Patriarchen vom Großfürsten unmittelbar eingesetzt ward. — Nur wer freies Eigentum besaß, hatte das Kriegs- und Waffenrecht; der Bauer, der auf fremder Hufe wohnte, mochte er auch anfangs noch persönlich frei sein und als Zinsbauer freies Zugrecht haben, war schutz- und wehrlos und sank bald in gänzliche Leibeigenschaft. Sein Schicksal war kaum verschieden von dem der Knechte und Sklaven, der großen Menge unfreier Leute, unter welchen die Kriegsgefangenen und ihre Kinder und Nachkommen die größte Zahl ausmachten. Für die durch Abgaben, Lieferungen, Fronarbeiten schwer gedrückte Klasse der Leibeignen, die kein bürgerliches Recht gegen die Härte und Willkür des Gutsherrn in Schutz nahm, war das Christentum eine Quelle des Trostes und der inneren Erhebung. Die Worte der Heil. Schrift in verständlicher Sprache drangen tief in das Volksleben ein und brachten manchem gedrückten Gemüte erquickende Lebensspeise. Die gesangliebende Natur des russischen Volkes erheiterte und erhob sich an den geistlichen Liedern, und zu dem in Armut und Entbehrung lebenden Priesterstande der Popen fühlte sich die Menge in ähnlicher Weise vertraulich hingezogen, wie die unteren Volksklassen des Abendlandes zu den Bettelmönchen. Und daß etwa hundert Jahre nach Wladimir ein Mönch aus einem Kloster in Kiew, Nestor, die Chronik seines Volkes in der Landessprache schrieb, zu einer Zeit, da im Abendlande die gelehrten Klosterleute nur lateinische Historienbücher mühsam zusammenstellten, zeugt von der frühen Ausbildung der slawischen Schriftsprache durch die Kirche. Diese Sprache, von der Religion geheiligt, hat die Vereinigung der slawischen Menschheit zu einem

Marginalia: Stadtbürger. — Geistlichkeit. — Unfreie. — Die Heil. Schrift und die Landessprache.

Volke, zu einem bürgerlichen Gemeinwesen mehr gefördert als Stammesverwandtschaft und Gesetze vermocht hätten.

Großfürst Wladimir konnte nach den Rechtsbegriffen seines Volkes das Reich als sein Eigentum ansehen. Er handelte daher ganz in Übereinstimmung mit dem herkömmlichen, von den Normannen eingebrachten Erbrecht, wenn er das Reich unter seine Söhne dergestalt verteilte, daß jeder ein eignes Fürstentum erhalten sollte. Aber indem er die Bestimmung hinzufügte, daß die geteilten Fürstentümer unter einem Großfürsten vereinigt sein sollten, der seinen Sitz in Kiew hatte, senkte er den Keim der Zwietracht und wilder Unthaten in den Boden des jungen Reichs. Ein Zusammenhang, der zu lose war, um als eine Macht gegen auswärtige Feinde zu wirken, und doch nicht lose genug, um der Entwickelung einzelner Fürstentümer völlig freien Spielraum zu lassen, konnte nicht zum Heil führen. Wladimirs Einrichtung mußte bei dem Ehrgeizigen den Gedanken erzeugen, sich zur Großfürstenwürde emporzuschwingen, und den Gutmütigen und Schwachen den Nachstellungen des Kühnen und Frevelhaften preisgeben. Das Teilsystem.

Noch bei Wladimirs Lebzeiten haderten zwei Söhne mit dem Vater. Kaum war der Großfürst zu Grabe gebracht, so ließ Swatopolk von Kiew seinen edlen Bruder Boris, dem Wladimir den großfürstlichen Thron bestimmt, durch Meuchelmord aus dem Weg räumen, lockte einen andern Bruder durch falsche Botschaft nach der Hauptstadt, um ihn auf dem Wege töten zu lassen, und sandte einem dritten, der nach Ungarn flüchten wollte, Mörder nach, unter deren Händen er in den Karpathen verblutete. Darauf riß Swatopolk das Land an sich und nannte sich Großfürst. Aber die Ermordeten fanden ihren Rächer. Wladimirs Erstgeborner Jaroslaw herrschte in Nowgorod. Er hatte eine wilde Schar von Warägern in Sold, welche durch ihren Übermut und durch ihre Frechheit den Zorn der Einwohner reizte, so daß diese wider die Mietlinge aufstanden und eine große Anzahl erschlugen. Ergrimmt lud der Tyrann die Häupter der Aufständischen mit heuchlerischer Freundlichkeit auf sein Landhaus, wo sie sämtlich ermordet wurden. Als er nun aber durch seine Schwester vernahm, was in Kiew vorgefallen, fürchtete er, daß der Bruder auch gegen ihn seine Waffen kehren möchte. Er versöhnte sich daher mit den Nowgorodern, indem er ihnen zur Sühne für die erschlagenen Mitbürger ausgedehnte Rechte und Freiheiten verlieh, und zog dann, von ihnen kräftig unterstützt, als Rächer seiner Brüder wider den Tyrannen ins Feld. Am Ufer des Dnjepr erfochten die Nowgoroder und Waräger einen glänzenden Sieg über das feindliche Heer und führten ihren Fürsten im Triumph 1016.
in Kiew ein, während der andre in Polen bei seinem Schwiegervater, dem mächtigen Herzog Boleslaw Chrobry, Hilfe suchte. Wir haben diesen unternehmenden Fürsten hinreichend kennen gelernt. Die gesamte Slawenwelt zu einem großen Reiche unter seinem Zepter zu vereinigen war sein ehrgeiziges Streben. Der Krieg mit dem deutschen Kaiser Heinrich II. (VI, 131 f. 151 ff.) hinderte ihn nicht, dem flüchtigen Swatopolk hilfreiche Hand zu bieten. Konnte er doch dadurch festen Boden im Osten gewinnen. Er erfocht am Bug einen glänzenden Sieg über Jaroslaw und hielt seinen 1017.
Einzug in Kiew, wo er seinem Eidam die Herrschaft zurückgab, aber unter seiner eignen Obmacht. Der andre flüchtete sich wieder nach Nowgorod und gedachte schon nach Skandinavien hinüberzuschiffen, als die Nowgoroder, die von dem polnischen Streit um die Großfürstenwürde zwischen Swatopolk u. Jaroslaw.

Machthaber Gefahr für ihre Freiheit fürchteten, ihm ihre kräftige Hilfe anboten und seine Überfahrt verhinderten. Jaroslaw hatte diese Wendung nicht zu bereuen. Denn
1018. in Kiew geriet Swatopolk bald in Feindschaft mit seinem Schwiegervater, der alle Gewalt an sich riß, Rußland als erobertes Land behandelte und viele seiner Edlen mit Gütern und Städten beschenkte. Auf sein Anstiften wurden die im Lande angesiedelten Polen ermordet und Boleslaw Chrobry selbst durch einen drohenden Aufstand zum Abzug genötigt. Viele vornehme Russen wurden von ihm als Gefangene weggeführt, unter ihnen auch Predslawa, die Schwester des Großfürsten, um deren Hand er vergebens geworben und die er jetzt, wie die russischen Chronisten berichten, aus Rache zu seiner Beischläferin machte. Mit geraubten Schätzen beladen, kehrte Boleslaw Chrobry nach Polen zurück, fügte aber die tscherwenischen Städte (Galizien) seinem Reiche bei.

Jaroslaw Großfürst. 1019–1054. Nach der Entfernung des Polen vermochte der grausame und verhaßte Swatopolk den Thron von Kiew nicht lange zu behaupten. An der Alta, wo das
1019. Blut des unschuldig gemordeten Boris geflossen, von Jaroslaw besiegt, floh er verwirrten Geistes in die Weite und verschwand seitdem aus der Geschichte. Nun schlug Jaroslaw als Großfürst seinen Sitz in Kiew auf, belohnte seine Getreuen mit Geld und Gut und stellte der Stadt Nowgorod die berühmte Urkunde aus, welche bald die Grundlage des peinlichen und bürgerlichen Rechtes für ganz Rußland werden sollte. Die darin durchgeführte Beschränkung der Blutrache und die Einführung einer Geldbuße für alle Verbrechen außer Mord und Totschlag und für jede körperliche Verletzung war ein bedeutender Fortschritt in der Rechtsentwickelung. Durch seine Vermählung mit Ingegard, der Tochter des Schweden Olaf Schoßkönig (V, 674 f.), wurde das alte Band zwischen Rußland und Skandinavien fester geknüpft. Aber der Bruder- und Bürgerkrieg, der Jaroslaw auf den Thron geführt, unterbrach noch mehrmals seine lange Regierung. Mit seinem Neffen Brätschislaw von Polozk fand er
1021. sich nach kurzem Waffengange durch die Überlassung der Städte Swätsch und Witebsk ab; mit seinem tapferen Bruder Mstislaw dagegen, welcher sein Fürstentum Tmuturakan durch glückliche Kriege wider die kaukasischen Völkerschaften, besonders die Chasaren in Taurien, erweitert hatte, mußte er nach einem
1024. unglücklichen Treffen einen Teilungsvertrag eingehen, kraft dessen Mstislaw alles Land östlich des Dnjepr mit der Stadt Tschernigow erhielt, während Jaroslaw von Kiew aus die Länder im Westen dieses Stromes beherrschte. Von der
1031. Zeit an lebten die Brüder in Frieden: sie machten einen gemeinsamen Zug wider Polen und brachten die tscherwenischen Städte wieder an Rußland; und als sich die Liven der Zinspflicht entziehen wollten, die ihnen Wladimir auferlegt, zog Jaroslaw gegen sie ins Feld und gründete an den Ufern der Embach die Burg Jujrew (Georg), da, wo in der Folge die Stadt Dorpat sich erhob. Und welche Zukunft eröffnete sich für Rußland, als kühne Seefahrer aus Nowgorod den nördlichen Ozean von der Dwina bis zur Mündung des Ob befuhren und das zobelreiche Jugrien entdeckten, und eine andre Schar Aben-

teurer aus derselben Stadt unter Jaroslaws rüstigem Sohne Wladimir über 1040.
den Kymene tief in Finnland vordrang! Als Jaroslaw nach Mstislaws unerwartetem Tod, wobei der Verdacht einer Vergiftung nahe lag, dessen Be- 1036.
sitzungen wieder an sich brachte und bald darauf durch einen glorreichen Sieg über die Petschenegen die Grenzen nach Süden ausdehnte, konnte der Großfürst von Kiew über ein Reich gebieten, dem kein andres an Ländergebiet gleich kam. Die Hauptstadt am westlichen Ufer des Dnjepr gab durch die großartigen Bauwerke, welche Jaroslaw von griechischen Künstlern aufführen ließ, Zeugnis von der Größe und Macht dieses Reiches im Osten, und die verwandtschaftlichen Verbindungen, welche mehrere europäische Höfe durch Verheiratungen mit dem großfürstlichen Hause eingingen, konnte als Beweis des wachsenden Ansehens im Auslande gelten. Saß doch seine Tochter Anna als Gemahlin Heinrichs I. auf dem französischen Thron.

Seinen Eifer für Religion und Bildung bethätigte Jaroslaw durch Stiftung von Kirchen und Klöstern, durch Pflege des geistlichen Gesanges mittels griechischer Musiker, durch Errichtung einer öffentlichen Schule in Nowgorod, durch Veranstaltung von Übersetzungen aus dem Griechischen ins Slawonische. Aber bei aller Achtung, die er für den byzantinischen Kulturstaat an den Tag legte, hielt er doch über die russische Kirche seine Hand und besetzte den erzbischöflichen Stuhl zu Kiew ohne Mitwirkung des Patriarchen. Seine Nachfolger erneuerten die Verbindung mit Byzanz, ließen sich mitunter Metropoliten und Bischöfe empfehlen, holten auch manchmal bei kirchlichen Vorfällen die Entscheidung des Patriarchen ein, gestatteten aber dem Oberhaupte in Konstantinopel niemals, sich willkürlich in die kirchlichen und noch weniger in die bürgerlichen Angelegenheiten einzumischen, und ernannten nicht selten die Metropoliten selbst. „Solchergestalt bildete sich seit den Zeiten Jaroslaws die russische Hierarchie, der griechischen ähnlich in der inneren Einrichtung, in den Rechten und Pflichten der Geistlichkeit, eng mit ihr verbunden durch die Glaubenslehre und die Zeremonien des Gottesdienstes, aber darum nicht minder selbständig und unabhängig in den Angelegenheiten der inneren Verwaltung."

Jaroslaws kirchliche Haltung.

Als Jaroslaw sein Ende herannahen fühlte, teilte er nach Wladimirs Vorgang das Reich in der Art, daß er jedem seiner fünf Söhne eine Provinz als erbliches Fürstentum zuwies, zugleich aber festsetzte, daß der älteste der Familie das Haupt des Reiches der Vermittler, Friedensstifter und Beschützer seiner Brüder sein und diese dagegen jenen wie einen Vater ehren sollten. Seit dieser Zeit bildete Rußland ein System verbundener, voneinander unabhängiger Staaten, welche jedoch durch Glauben, Sprache und die Herrschaft eines Hauses zu einem Ganzen vereinigt waren. Jeder Teilfürst war unabhängiger Gebieter in seinem Land; er erhob Abgaben, setzte Bischöfe und weltliche Beamten ein, übte die oberste Gerichtsbarkeit, belehnte die Bojaren, führte Krieg und schloß Frieden, wie es ihm zusagte. Bei seinem Tod ernannte er seinen Nachfolger aus seinen Söhnen oder Brüdern, doch war weibliche Thronfolge ausgeschlossen. Der älteste des Herrscherhauses hatte als Großfürst keinerlei oberherrliche Autorität oder Suprematsrecht über die andern,

Jaroslaws Erbfolgeordnung.

nur daß er im Falle eines auswärtigen Krieges, wozu er hauptsächlich Waräger und andre Soldtruppen verwendete, auch die Teilfürsten zur Waffenhilfe aufbieten konnte. In wichtigen Angelegenheiten mochte er die Fürsten und Großen zur Beratung einberufen; doch ist von regelmäßigen Reichstagen keine Rede.

Wirkungen des fürstlichen Föderativsystems.

Es ist ein Beweis großer nationaler Befangenheit, wenn russische Historiker, wie Ustrialow, diesem Föderativstaat große Vorzüge gegenüber dem abendländischen Feudalismus beimessen. Man mag es vom Standpunkt des slawischen Absolutismus als glückliche Wirkung des Teilungssystems rühmen, daß durch dasselbe „im ganzen russischen Lande allenthalben gleichförmige Ansichten, Wünsche und Hoffnungen wurzelten und der russische Typus sich so tief eingrub, daß in der Folge weder die Länge der Zeit noch die Ereignisse den Nationalstempel wieder auslöschen konnten"; man mag es von demselben Standpunkt als einen Vorzug erkennen, daß sich auf diese Weise nicht wie bei dem Feudalsystem eine ständische Unterlage bildete, auf welcher sich in der Folge der moderne Rechtsstaat entwickeln konnte: daß aber zwei Jahrhunderte lang die russische Nation kaum bemerkbare Fortschritte im Kulturleben machte, daß die Kreuzzüge, daß der schwunghafte Handel, den Nowgorod mit dem Morgenland und Abendland führte, auf die Masse des Volkes keine merkliche Wirkung hatten, daß in den heimischen Chroniken die Nachfolger Wladimirs und Jaroslaws als „böse Geister" erscheinen, „welche im lärmenden Getümmel auf die Szene treten, einander verdrängen, nach kurzer Zeit still verscheiden und aufs neue einen allgemeinen Kampf beginnen, den sie ihren Söhnen, Enkeln und Urenkeln überliefern", das alles spricht ein hartes Verdammungsurteil gegen das fürstliche Föderativsystem. Eine Einrichtung, welche die Kräfte der Nation durch endlose innere Fehden aufrieb, ohne ein höheres Thatenziel, einen würdigen Kampfpreis zu bieten, mußte auf die mehr rezeptive als aktive Natur des Slawenvolks lähmend und erschlaffend wirken

Schon Spittler macht die Bemerkung, daß die verzögerte Kulturentwickelung in Rußland nicht allein die Folge der inneren Kämpfe und Unruhen gewesen sein könne, sondern daß die Volksnatur und die staatliche und gesellschaftliche Organisation dabei wesentlich mitgewirkt haben müßten; denn auch Italien, Frankreich, Deutschland und England hätten in dieser Zeit durch unaufhörliche Kriege gelitten und dennoch sei, trotz solcher Hindernisse und zum Teil selbst durch sie befördert, in diesen Ländern alles weit schneller einer Vervollkommnung entgegengerückt, als im Slawenland am Dnjepr und im Slawenland an der Moskwa geschehen. „Wenn der Slawe und seine gesellschaftliche Verfassung gedeihen sollte," heißt es dann weiter, „so mußte die Kraft von außen her auf ihn wirken und mit starkem Stoß ihn in Schwung setzen. In jenen Westeuropäern aber kam und wirkte die Kraft von innen, aus der Nation selbst; und wie alle wahre innere Kraft durch äußere Hindernisse mehr gereizt als gelähmt wird, so überwand endlich die Entwickelung derselben im Westen von Europa alle Folgen der kriegerischen gesellschaftlichen Anarchie. Das Slawenvolk am Dnjepr

aber und das Slawenvolk an der Moskwa erlag fast ganz unter dem Druck seiner äußeren Verhältnisse."

2. Das Großfürstentum Kiew und die Teilfürstentümer der Buriker.

Jaroslaws Erstgeborner, Isäslaw, sollte als Großfürst Kiew und Nowgorod beherrschen, die vier andern Söhne in Tschernigow (Swätoslaw), Perejaslawl (Wsewolod), Smolensk (Wjätscheslaw) und Wladimir (Igor) ihre Fürstenstühle aufrichten. Isäslaw. 1054—1078. Daß es bei der Unbestimmtheit des Verhältnisses des Großfürsten zu den Teilfürsten schon unter diesen zu Streitigkeiten kam, war ganz natürlich; aber der Ausbruch der Feindseligkeiten wurde noch beschleunigt durch die Ausschließung der jüngeren Linien aus Wladimirs Geschlecht und durch die Schwäche und Unfähigkeit der ersten Nachfolger Jaroslaws. Die Polowzen, ein nomadisches Volk, das an den südöstlichen Grenzen Rußlands die Sitze der Petschenegen eingenommen und den ganzen Raum von den Ufern des Pruth bis an die Wolga mit festen Wachttürmen als Stützpunkten für ihre Raubzüge geschützt hatte, boten jedem, der Lohn und Beute verhieß, willfährig ihre Waffenhilfe. Dies erfuhr schon Isäslaw selbst, als der wilde Wseslaw, Sohn des früher erwähnten Brätschislaw, Fürst von Polozk, mit ihnen einen Bund schloß, den Großfürsten an den Ufern der Alta besiegte und sich Kiews bemächtigte. Wie ehedem Swatopolk wandte sich nun Isäslaw an die Polen, die ihn in sein Reich zurückführten, aber durch ihren Übermut abermals die Volksrache herausforderten. Wie einst Boleslaw Chrobry, so kehrte auch der zweite Boleslaw 1070.
schleunig in sein Reich zurück, nachdem viele seiner Leute auf dem Felde oder im stillen Gemach durch die Dolche der ergrimmten Kiewer gefallen. Jetzt entbrannte der Krieg von neuem zwischen den verwandten Fürsten, und von neuem drangen die Polowzer raubend und verheerend bis nach Tschernigow und an die Ufer der Desna. Endlich versöhnte sich Isäslaw mit Wseslaw von Polozk. Nun erhob sich aber Swätoslaw von Tschernigow wider den großfürstlichen 1073.
Bruder und nötigte ihn abermals zur Flucht aus Kiew. Isäslaw floh mit seinen Schätzen wieder nach Polen und als er dort keine Hilfe fand, eilte er zu König Heinrich IV. nach Mainz, dessen Beistand er durch Geschenke und das Versprechen, sich unter die Hoheit des Reichs zu stellen, zu erlangen suchte. Heinrich schickte eine Gesandtschaft nach Kiew. Sie wurde von Swätoslaw freundlich aufgenommen und mit großen Geschenken und höflichen Worten entlassen; aber Erfolg hatte sie so wenig wie die Verwendung Gregors VII., dessen Fürsprache der flüchtige Großfürst gleichfalls angerufen. Bald nachdem die deutschen Gesandten zurückgekehrt waren, voll Bewunderung über die Reichtümer an Gold, Silber und kostbaren Stoffen, die sie in Kiew geschaut, starb Swätoslaw, und nun gelang es dem flüchtigen Isäslaw zum drittenmal den groß- 1077.
fürstlichen Thron in seiner alten Hauptstadt einzunehmen. Bald jedoch erhoben

sich andre Brüder und Neffen; das Herrscherhaus spaltete sich in zwei feindliche Parteien, die einander blutig bekämpften, während die Polowzer abermals ihre Raubzüge bis nach Tschernigow ausdehnten. Im Kampfe mit diesen wilden Horden empfing Isäslaw die Todeswunde, ein schwacher Fürst, ohne hervorragende Tugenden und Laster, von dem man nur rühmte, daß er das Nowgoroder Gesetzbuch im ganzen Reiche eingeführt, daß er an die Stelle der Blutrache die Sühne durch Geld gesetzt und durch Anlegung des Kiewer „Höhlenklosters" die christliche Bildung gefördert habe. Mönche vom Athos bevölkerten die heilige Stätte, wo einst Hilarion, der Metropolit von Kiew, als Einsiedler gewohnt, und viele Missionäre, welche das Evangelium zu den Heiden im Norden und Osten trugen, gingen aus diesem Kloster hervor.

5. Okt. 1078.

Schlimme Zeiten.

Und wahrlich! es that not, daß sich die Kirche der leidenden Menschheit in Rußland annahm und der wachsenden Verwilderung der Sitten entgegen wirkte! Denn als nach Isäslaws Tod sein Bruder Wsewolod als der älteste des Herrscherhauses den Thron in Kiew bestieg, brach eine unheilvolle Zeit über Rußland herein. Verheerende Kriege, Einfälle wilder Feinde, Mißwachs, Hungersnot und Pest erfüllten das russische Land mit unerhörten Drangsalen. Der Großfürst selbst, ein schwacher Mann, vermochte keine Hilfe zu gewähren; dagegen war sein tapferer Sohn Wladimir Monomach eine Säule des Thrones und seine Tochter Janka (Anna), die Gründerin des Nonnenklosters zum heil. Andreas, worin sie selbst den Schleier nahm und Unterricht erteilte, eine Wohlthäterin der Hilfebedürftigen und Armen. Jene Praxedis oder Adelheid, die wir oben als zweite Gemahlin Heinrichs IV. kennen gelernt (VI, 363), war wohl eine Tochter des Großfürsten Wsewolod. Mit Recht bemerkt Karamsin, daß das Gemälde dieser traurigen Zeiten, so arm an rühmlichen Thaten und so reich an unfruchtbaren Kämpfen der einzelnen Fürsten, die als blutbefleckte Schatten durch die Geschichte ziehen, wenig Interesse bieten könne, daß aber der Russe sein Vaterland begleiten müsse durch die Tage des Unglücks, wie durch die Tage des Ruhms und der Ehre.

Wsewolod. 1078–1093.

Swatopolk Michael. 1093–1113.

Nach einer fünfzehnjährigen an Unfällen reichen Regierung wurde Wsewolod in der Sophienkirche zu Kiew neben seinem Vater bestattet. Sein Nachfolger auf dem großfürstlichen Thron war Swatopolk, Isäslaws Sohn, ein Fürst, der alle Fehler schwacher Seelen und wenig Tugenden besaß. „Er war treulos, undankbar, argwöhnisch, hochmütig im Glück und feigherzig im Unglück. Mit Eiden und Versprechungen spielte er nach Willkür, und obgleich äußerlich fromm und demütig gegen Mönche, wälzte er sich dennoch in Lastern." Es wäre eine fruchtlose Arbeit, wollten wir das Trauergemälde seiner zwanzigjährigen Regierung in den einzelnen Zügen entrollen, den Kampf der Fürsten und ihrer Parteigenossen, die blutigen Vorgänge im Herrscherhaus, die verheerenden Einbrüche der Polowzer und die Wegführung gefesselter Gefangenen in fremde Knechtschaft, die mit Treubruch und Verrat verbundenen Fehden der Fürsten

untereinander, welche Glauben und Treue vernichteten und dem Throne alles Ansehen raubten. Unterdessen drangen die Feinde von allen Seiten über die Grenzen, zerstörten die Städte und die heil. Orte und verwandelten die Saatfelder in Einöden. Rußland glich einem weiten Kriegslager. Es brachte dem Volke nur eine kurze Erholung, daß sich die Fürsten endlich zu einem gemeinsamen Zug wider die räuberischen Polowzer vereinigten und nach einem entscheidenden Sieg in deren Land eindringend durch die Wegführung von Herden und 1109.
Gefangenen Vergeltung für die erlittenen Drangsale übten; bald herrschte wieder die alte Zwietracht und führte die wilden Feinde von neuem ins Land. Die Provinz Tmuturakan mußte ihnen abgetreten werden und ging dem Reiche auf viele Jahrhunderte verloren.

Swatopolks Tod gab in Kiew das Zeichen zu einer Verfolgung der Juden, Wladimir II. Monomach.
die unter dem Schutze und der Beihilfe des geldgierigen Großfürsten das Volk 1113—1125.
durch Wuchergeschäfte, besonders im Salzhandel, gedrückt und geplagt hatten. Um der Anarchie und zunehmenden Gewaltthätigkeit zu steuern, suchte die Bürgerschaft der Hauptstadt den schon bejahrten Sohn von Wsewolod, **Wladimir Monomach**, der allein in diesen Wirren Kraft und Mut gezeigt hatte, zur Annahme der großfürstlichen Würde zu bewegen. Nach einigem Bedenken willfahrte er ihren Bitten. Nachdem er sich mit Swatopolks Söhnen abgefunden, traf er Maßregeln zur Erhaltung der Ordnung und der Einheit des Reichs. Seine erste Regierungshandlung war ein Gesetz gegen den Wucher und die Vertreibung der Juden aus dem Reiche. Darauf erneuerte er das Jaroslawsche Teilungssystem, indem er seinem Hause ausschließlich die großfürstliche Würde mit dem Senioratsrecht zuwandte. Denn nur auf diese Weise war nach seiner Ansicht die Zerstückelung Rußlands in verschiedene selbständige Teile zu vermeiden und die Reichseinheit wenigstens in der Idee festzuhalten. Das Glück begünstigte ihn in diesem Vorhaben: drei der mächtigsten und kräftigsten Teilfürsten starben vor ihm; ihre jungen Erben wurden gezwungen sich dem Willen des Oberhaupts zu fügen oder ihrer Länder beraubt. So brachte Wladimir Monomach den größten Teil Rußlands, nämlich außer Kiew und Nowgorod noch Smolensk, Susdal, Perejaslawl und Wladimir in Wolhynien an sein Haus, so daß nur Tschernigow, Polozk und Tscherwen den andern Linien verblieben. Überhaupt war Wladimir Monomach einer der bedeutendsten Fürsten des mittelalterlichen Rußlands, dessen Namen sich lange im Gedächtnis und in der Volkssage erhalten hat. Mit äußerlicher Frömmigkeit, die er durch Stiftung von Kirchen und Klöstern, durch fromme Schenkungen und Vermächtnisse und durch sein ehrerbietiges und demütiges Betragen gegenüber der Geistlichkeit kund gab, verband er politischen Verstand und einen staatsklugen Geist, der im Alter lieber die Wege friedlicher Unterhandlung als die Waffen wählte. Von dem byzantinischen Hof empfing er wertvolle Geschenke, Reliquien und Insignien der Herrschaft, welche er in der von ihm gegründeten neuen Stadt **Wladimir**

aufbewahren ließ, in jener Stadt an der Kljäsma, welche bald durch die Pracht ihrer Kirchen und Häuser so sehr hervorragte, daß sie in der Folge der Sitz des Großfürsten und des Metropoliten ward.

Mstislaw I. 1125—1132. Monomachs Nachfolger, sein ältester Sohn Mstislaw, setzte mit Klugheit und Glück die väterliche Politik fort. Auch er suchte die großfürstliche Würde in seiner Familie zu befestigen und ihr wieder die Obergewalt zu verschaffen. Zu dem Zweck hielt er seine Brüder und Neffen in strenger Unterwürfigkeit, beraubte die Fürstenfamilie von Polozk, die von jeher eine feindselige Haltung gegen Kiew eingenommen, ihrer Besitzungen und verlieh die Fürstentümer Minsk und Polozk seinem Sohne Isäslaw. Sämtliche Glieder des entthronten Hauses wurden als Gefangene nach Konstantinopel gebracht. Aber die Polozker bewahrten ihnen ein treues Andenken, und als einige Jahre nachher einer der Gefangenen, Wassilko, wieder entkam, fand er bei ihnen eine freudige Aufnahme. Eine solche Politik aber konnte nur zum Ziele führen, wenn eine eiserne Hand das Zepter schwang und alle widerspenstigen Regungen mit Gewalt niederhielt. Als daher an Mstislaws Stelle sein schwacher Bruder Jaropolk II. 1132—1139. Jaropolk den großfürstlichen Thron bestieg, brachen die alten Bürgerkriege wieder aus, indem die Fürsten von Tschernigow, die als Nachkommen von Swätoslaw Jaroslawitsch nähere Ansprüche auf die Obergewalt zu haben vermeinten, sich gegen das Haus Wladimir Monomachs erhoben und aus frevelhaftem Ehrgeiz die wilden Polowzer gegen ihr eignes Vaterland zu Hilfe riefen. Auch die Handelsrepublik Nowgorod, wo im Wettkampf mit Pskow der demokratische Geist immer weiter um sich griff, so daß die Bürger nicht selten ihren Fürsten aus Nuriks Stamm selbst sich erkoren und bereits anfingen, den bisher von dem Großfürsten eingesetzten städtischen Obervogt (Posadnik) aus ihrer Mitte zu wählen, schloß sich an das Tschernigowsche Haus an, ohne sich durch das Interdikt schrecken zu lassen, das der Metropolit von Kiew, dem Beispiel der abendländischen Hierarchie folgend, über die ungehorsame Stadt aussprach.

Wsewolod Olgowitsch. 1139—1146. Die Tschernigower trugen den Sieg davon. Nach dem Tode Jaropolks erlangte Wsewolod Olgowitsch die großfürstliche Würde in Kiew, die er aber fortwährend gegen das Haus Monomach mit den Waffen schützen mußte. „Seine Regierung ist daher ein fast unauflösbares Gewirr von Begebenheiten aller Art, wo der Geschichtschreiber den Leitfaden nur zu oft vermißt.“ Bündnisse und Befehdungen, Friede und Treubrüche, Austausch der Teilfürstentümer unter sich, stets gesteigerte Ansprüche auf Vergrößerung und Erweiterung der Ländergebiete von seiten der Teilfürsten, Trotz der mächtigen Fürsten und Intrigen der Schwachen, Ohnmacht des Großfürsten, Verwirrung in der Kirche, auswärtige Kriege bilden die Hauptzüge in diesem Trauergemälde. Die einzige erhebende Erscheinung ist die wachsende Macht und Freiheit Nowgorods, welches um die Zeit mit den italienischen Handelsrepubliken den Vergleich auszuhalten vermochte. Wsewolod hatte seinen Bruder Igor zum Nachfolger bestimmt, und

eine Zeitlang schien es auch, als könnte dieser sich in Kiew behaupten. Aber die Anhänger des Hauses Monomach erhielten wieder die Oberhand. Im Kampf wider die Gegner geriet Igor in Gefangenschaft, und Mstislaws Sohn Isäslaw erlangte die väterliche Herrschaft. Seine Regierung war ein fast ununterbrochener Bürgerkrieg, der seit der Ermordung des gefangenen Igor an leidenschaftlicher Wut alle früheren übertraf. Bald mischten sich alle benachbarten Völker ein, die Polowzer, Halitscher, Ungarn und Polen, so daß Rußland in jener Zeit das traurige Bild eines in seinem Innern tief zerrissenen Staats darbietet. Isäslaw II. Mstislawitsch. 1146—1154. 1148.

Dazu kam auch noch eine Spaltung unter der Geistlichkeit, als Isäslaw eigenmächtig von sechs Landesbischöfen den Metropoliten Clemens wählen ließ, in welchem die Patriarchenpartei einen „reißenden Wolf" erblickte. Während dieser Kämpfe wurde an der Stelle, wo der Hauptmann Stephan Kuschko erschlagen worden, die Stadt Moskau angelegt, die bald von großer Bedeutung werden sollte, und in den Steppen am Don erwähnen um diese Zeit die Chronisten zum erstenmal die umherschweifenden Reiterstämme der Kosaken, welche wie die Polowzer gern zu jedem Waffendienst bereit waren, der Geld und Beute verhieß. c. 1150.

Nach Isäslaws Tod trat eine vollständige Anarchie ein, während welcher die großfürstliche Würde innerhalb fünf Jahren fünfmal in andre Hände überging und alles Ansehen verlor. Georg (Jurji) Wladimirowitsch, „Langhand" (Dolgoruki) genannt, der bedeutendste unter ihnen, verlegte seine Residenz nach Wladimir und raubte dadurch dem Thron den letzten Schimmer von Autorität, den Tradition und Gewohnheit in den Augen der Menschen zu erzeugen pflegen. Von der Zeit an brach das von Monomach aufgestellte System, eine Vereinigung der russischen Fürstentümer in ein Ganzes unter der Herrschaft des Großfürsten von Kiew, völlig zusammen. Der Begriff vom Recht der Nachkommen auf die erbliche Gewalt, auf unbegrenzte Selbständigkeit kam zur vollen Entwickelung, zerriß das Band der Teile und zertrennte Rußland unter der Familie des heil. Wladimir in eine Menge unabhängiger Fürstentümer, von denen jedes eine besondere Welt bildete, ausschließlich einer Familie angehörte und unter deren Sprößlingen in neue, noch kleinere Fürstentümer zerfiel. Auflösung der Reichseinheit. Georg I. (Jurji) Dolgoruki. 1155—1157.

Vom Tode Jurjis bis zum Einbruch der Mongolen herrschten vier Hauptlinien: 1. die Familie Isäslaws von Polozk, 2. die Familie Wolodars von Peremyschl, 3. die Familie Swätoslaws von Tschernigow, 4. die Familie Monomachs. Dazu kamen noch Spaltungen in der Kirche, so daß der russische Staat völliger Auflösung entgegenging. Kiew trat im Gegensatz zu dem aufblühenden Wladimir in Schatten. Bei dieser Zerrissenheit gerieten mehrere Fürstentümer unter die Oberherrschaft benachbarter Slawenstämme, so die Familie Wseslaws von Polozk und Minsk unter die der heidnischen Litauer, jenes wohlberittenen Nomadenvolks slawischer Abstammung, das lange unter der Herrschaft des Großfürsten gestanden, jetzt aber über den durch die Teilungen geschwächten Nachbar die Oberhand erhielt. Die Territorien von Peremyschl, welche Wolodars Sohn, der kluge und streitbare Wladimirko über Halicz und Wolhynien ausdehnte, fielen unter seinen Nachfolgern an Roman, jenen gewaltthätigen

tyrannischen Fürsten aus Wladimir Monomachs Geschlecht, den wir oben (S. 484) als Gründer des Herzogtums Galizien kennen gelernt. Er nannte sich „Selbstherrscher von ganz Rußland". Nur die Nachkommen des Hauses Oleg von Tschernigow, die wieder in die Linien Severien, Rjäsan u. a. auseinander gingen, und Wladimir Monomachs, zu dem die Fürsten von Wolhynien, Smolensk, Susdal, Nowgorod u. a. gehörten, bewahrten ihre Unabhängigkeit.

Andreas I. † 1174. Jurjis Sohn Andreas, „der Bogoljubowsche", von Susdal ging mit dem Gedanken um, die Großfürstenwürde wieder an sein Haus zu bringen, und sein weites Gebiet, das er durch glückliche Unternehmungen von Nowgorod bis an die Ufer der Kama ausdehnte, wo zu seiner Zeit die russische Kolonie Wjatka gegründet ward, hätte ihm wohl die Macht dazu verliehen, aber sein früher Tod gab auch Susdal wieder neuen Teilungen preis. Doch galt der Fürst von Susdal noch lange als das Haupt des östlichen Rußland, Nowgorods Größe. daher ihm vorzugsweise der Rang eines „Großfürsten" gebührte. Unter seinen Nachfolgern erlangten die Nowgoroder solche Freiheiten, daß die ganze Staatsgewalt bei der Bürgergemeinde stand, welche in Volksversammlungen den Fürsten (Knäs), den Stadtvorsteher (Posadnik) und den Erzbischof (Wladyka) wählte, die gesetzgebende Gewalt übte und die Leiter der Verwaltung, des Gerichtswesens und der Kriegführung ihrer Kontrolle unterwarf, zu welchem Zweck alljährlich ein „Tausendmann" aufgestellt ward, der wie ein altrömischer Volkstribun Hüter der Verfassung und Volksfreiheit sein sollte. So bildete Nowgorod eine Welt für sich, das keiner Linie des russischen Fürstenstammes ausschließlich angehörte. Der Feldzug des Fürsten Igor gegen die Polowzer, seine Gefangenschaft, seine Vermählung mit der Tochter des Chans und seine Rettung nach Nowgorod bilden den Inhalt einer reizenden historischen Dichtung, die auf Volkssagen beruhend von einem unbekannten Verfasser in phantasievoller Darstellung der Nachwelt überliefert ward.

Das Gebiet des Fürstentums Nowgorod war sehr ausgedehnt. Im dreizehnten Jahrhundert bemächtigte sich Nowgorod des ganzen Landes zwischen dem Weißen und dem Eismeere und bis zum uralischen Gebirge, empfing die Reichtümer des nördlichen Asiens und von den Ufern des Ob, wo es bereits feste Ansiedelungen hatte, stand in engem Bündnis mit den Bulgaren, welche seinen Kaufleuten die Schätze Persiens lieferten, sandte Schiffe ins Baltische Meer, baute russische Kirchen auf der Insel Gotland, und seine Truppen drangen bis Stockholm. Welche bedeutende Stellung es im Hansabund einnahm, haben wir früher gesehen. Der stolze Freiheitssinn der reichen Nowgoroder kam voll Selbstgefühl auch in dem bekannten Spruche zum Ausdruck: „Wer käme gegen Gott auf und gegen Nowgorod." Auch Pskow war bis ins vierzehnte Jahrhundert abhängig von der mächtigen Republik, strebte aber schon um diese Zeit nach Selbständigkeit.

Zustand beim Einbruch der Mongolen. So war zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts das russische Reich in zehn voneinander unabhängige Fürstentümer geteilt, als ein furchtbarer Feind von Südosten her mit gewaltigen Schlägen an die Pforten pochte und die geschwächte Nation unter ein eisernes Joch beugte. Ein Reich, dessen Arealfläche

40,000 deutsche Quadratmeilen betragen haben mochte, hätte gegen die Mongolenflut einen unüberwindlichen Damm bilden können, wäre nicht die nationale Kraft und das Stammesgefühl durch die Teilungen und die daraus hervorgehenden Bürgerkriege gebrochen gewesen, hätten nicht die Gewaltherrschaften einzelner Fürsten, die Einbrüche feindlicher Nachbarvölker, die leidenschaftlichen Fehden der fürstlichen Geschlechter und ihrer Anhänger den vaterländischen Sinn abgestumpft, die Gemüter verwildert, das Bewußtsein gemeinschaftlicher Interessen und staatlicher Zusammengehörigkeit verdunkelt! Aber wie schwer auch das Joch war, welches das streitbare Hirtenvolk vom Kiptschak den Fürsten aus Ruriks Stamm auflegte, die slawische Nationalität des russischen Volks wurde von der Fremdherrschaft nicht zerstört. Trotz der Zerstückelung des Reichs und der endlosen Bürgerkriege waren doch noch sämtliche Teile Rußlands durch starke Bande zu einem Ganzen, zu einer in sich verbundenen Welt vereinigt. „In allen Bewohnern sprach sich ein Typus aus, sie redeten eine Sprache, bekannten sich zu einem Glauben, standen unter der Herrschaft eines Hauses, hatten gleiche innere Einrichtung, einerlei Ansicht der Dinge, einerlei Tugenden und Fehler.“

3. Die mongolische Fremdherrschaft.

Wir haben im VII. Bd. dieses Werkes S. 369 ff. jene asiatische Völkerflut kennen gelernt, womit Dschenchischan und seine Söhne und Enkel die nördlichen Ufer des Schwarzen Meeres überschwemmten, und immer weiter gen Westen strebend in den Feldern von Mohi die Ungarn und bei Liegnitz die polnischen Fürsten von Schlesien in den Staub warfen. Schon Dschenchischan hatte die Polowzen und die Fürsten von Kiew und Tschernigow an der Kalka, Juni 1224.
in der Nähe des heutigen Marinpol, aufs Haupt geschlagen und die fliehenden Scharen bis an den Dnjepr verfolgt. Drei Jahre nachher wurde er weit in 1227.
den Tiefen der Tatarei vom Tode abgerufen; aber sein Enkel Batu erschien zehn Jahre später mit unendlichen Scharen wilden Steppenvolkes an der Kama 1237.
und Wolga, vernichtete die russischen Heere des Großfürsten Georg (Jurji) in einer furchtbaren Schlacht an den Ufern des Ssitflusses, zerstörte seine Städte Rjäsan, Komna, Moskau und die feste Hauptstadt Wladimir und drang bis 4. März 1238.
auf eine Entfernung von nur fünfzehn Meilen gegen Nowgorod heran. Es wurde früher erzählt (VII, 376), daß zwei Jahre nachher die Polowzer zersprengt und zur Auswanderung nach Ungarn gezwungen, die Städte Tschernigow 1239.
und Kiew nach heldenmütiger Verteidigung erstürmt und Wolhynien, Galizien, die polnischen und ungarischen Länder mit Feuer und Schwert verheert wurden. Kamenez, Halicz, Peremyschl und andere Orte wurden zerstört, viele edle Geschlechter ausgerottet. Die Fürsten retteten nach schwachem Widerstand ihr Leben durch die Flucht, ihre Unterthanen bargen sich in den Wäldern oder fielen auf den rauchenden Trümmern der Städte und Dörfer durch das Schwert der

Die goldene Horde von Sarai im Kiptschak.

1241. Barbaren. Wir kennen die Umstände, welche Batu endlich zum Abzug aus Ungarn und Schlesien bewogen (VII, 377 ff.); aber die „goldene Horde“, mit Völkern tatarischen Stammes gemischt, gründete in den weiten Steppen von Astrachan und Saratow das Reich des Kiptschak oder Kaptschak, das von den Ufern des Dnjestr bis zum Ural, vom Schwarzen und Kaspischen Meer bis zur Mündung der Kama und den Quellen des Choper reichte. An der Achtuba erhob sich die Steppenstadt Sarai, von wo aus die Nachfolger Batus, die Chane der goldenen Horde des Kiptschak, über zwei Jahrhunderte lang das russische Volk in harter Botmäßigkeit hielten und die Fürsten aus Rurikš Geschlecht zu Zins- und Kriegspflicht zwangen. Der Chan von Sarai ernannte nach freiem Ermessen den Großfürsten und die Teilfürsten Rußlands; er verlangte, daß der Gewählte vor ihm erscheine, mit der Stirne den Boden berührte und mit Geschenken an ihn und seine Höflinge sich für die Gnade bedankte; er forderte, daß jeder ihm als seinem höchsten Richter zu Recht stehe, jeder ihm Tribut zahle, wenn er nicht sein Herrscheramt oder sein Leben verlieren wollte. Und dieser Tribut war um so drückender, als ihn der Chan durch eigne Amtleute, Baskaken, nach der Kopfzahl der Bevölkerung erheben ließ oder auch den Ertrag an fremde Kaufleute und Zöllner verpachtete, die dann die Abgabe noch durch wucherische Kunstgriffe steigerten. Von allen Erzeugnissen der landwirtschaftlichen und städtischen Industrie wurde unter verschiedenen Formen Zoll erhoben, von der Zufuhr, von der Niederlage, vom Wägen und Messen, vom Kauf und Verkauf; alles Eigentum und Einkommen, Haus und Hof, Bude, Fischfang und Mühlen wurden zur Besteuerung herangezogen; an allen Thoren und Brücken waren Zollstätten errichtet. Wer einer Veruntreuung oder Umgehung beschuldigt war, wurde mit Folter oder Schuldhaft bestraft. Der Generaleinnehmer dieses Tributs, unter dessen Oberbefehl zugleich die im Lande verteilten Besatzungstruppen standen, wohnte zu Wladimir im Palaste des Großfürsten. Doch enthielten sich die Chane jedes Eingriffes in die inneren Einrichtungen der Staaten, in die Verwaltung, Rechtspflege und Kirche; das Verhältnis der Fürsten zu ihren Unterthanen wurde nicht gestört, auch wichen die Mongolenherrscher bei Besetzung der großfürstlichen Würde wie der Teilfürstentümer nicht von Ruriks Stamm ab. Nur wenn einer den Versuch machte, sich dem Joche zu entziehen, wie Andreas, der Sohn des von Batu zum Großfürsten in Wladimir eingesetzten Jaroslaw Wsewolodowitsch, dann wurden die Zügel straffer angezogen und der Ungehorsame mußte Rettung in der Flucht suchen. Wer sich dagegen gefügig und dienstfertig zeigte, öfters mit Geschenken am Hofe des Chan sich einfand, der konnte ungehindert sein Herrscheramt verwalten und selbst seine Waffen gegen feindliche Nachbarn kehren. Dies erfuhr ein andrer Sohn von Jaroslaw, der gefeierte Alexander. Da er den Mongolen Treue und Hingebung erwies und die Zinserhebung nicht hinderte, ernannte ihn Batu zum Großfürsten und legte ihm keine Schwierigkeiten in den Weg, als er seine

Die Jahre der Knechtschaft.

Jaroslaw II. † 1247.

Alexander Newski. 1252–1263.

Waffen gegen die Schweden und die Schwertritter in Livland kehrte und an der Newa einen glänzenden Sieg erfocht, der ihm den Namen Newski eintrug und Nowgorod und Pskow von ihren heftigsten Feinden befreite.

Zerrüttung des Reichs und Zwietracht der Fürsten.

Alexanders früher Hingang wurde um so mehr in Rußland von Mit- und Nachwelt betrauert, als unter seinen Nachfolgern durch Zwietracht und Kämpfe im Herrscherhaus das Reich an den Rand des Untergangs geführt ward. Im Streben nach der großfürstlichen Würde zerstörten die Ruriker ihr Ansehen und die Wohlfahrt des Landes. „Einer nach dem andern erschien bei der Horde, verleumdete seinen Nebenbuhler, rief den Urteilsspruch des Chan an und mietete Scharen von Mongolen, mit deren Hilfe sie einander verjagten. Diese verderbliche Verblendung der Fürsten dauerte über ein halbes Jahrhundert.“

Jaroslaw. 1264—1272. Wasili Jaroslawitsch. 1272—1276. Dimitri. 1276—1294. Andreij. 1294—1304. Michael Jaroslawitsch. 1304—1319. Jurji Danilowitsch. 1319—1325.

Unter Alexanders Brüdern und Söhnen Jaroslaw, Wasili, Dimitri, Andreij war Rußland den gräßlichsten Parteikämpfen im Inneren und den Feindseligkeiten der Mongolen preisgegeben, welche jene widereinander zu Hilfe riefen. Darüber erbleichte jedes Erb- und Successionsrecht des Rurikschen Hauses und die Großfürstenwürde wurde gänzlich der Verfügung des Machthabers an der Wolga anheimgestellt. Man stützte sich nicht mehr auf das Recht, sondern allein auf die Gnade des Chans der goldenen Horde. Dem Volk blieb nichts übrig, als zu dulden und für die verblendeten Fürsten sein Blut zu vergießen. Michael Jaroslawitsch von Twer und Jurji Danilowitsch von Moskau, jener der Neffe, dieser der Enkel Alexanders, stritten um die großfürstliche Ehre und riefen beide die Entscheidung des Chan Usbek an. Michael wurde anerkannt; aber Georg nahm die Tochter des Mongolenfürsten in die Ehe, erlangte Hilfsmannschaft aus der Horde und bekriegte damit den Nebenbuhler. Er wurde besiegt und seine mongolische Gemahlin starb in der Gefangenschaft Michaels. Dies benutzte Georg, um durch Verleumdungen den Zorn des Chan zu reizen. Michael wurde nach der Horde berufen und ermordet, worauf Georg von Moskau die erste Fürstenstelle erhielt. Allein Michaels Sohn Dimitri machte ihm die Ehre streitig: beide riefen die Entscheidung Usbeks an. Doch noch ehe der Spruch gefällt war, durchstieß Dimitri bei einer Zusammenkunft den verhaßten Verwandten und wurde dann auf Befehl des Chans getötet. Michaels zweiter Sohn Alexander sah sich nach kurzer Herrschaft in Twer zur Flucht nach Litauen genötigt, während Johannes Kalita von Moskau durch die Gunst des Mongolenhäuptlings zum Großfürsten ernannt wurde. Vergebens suchte einige Jahre nachher Alexander die väterliche Herrschaft in Twer wieder zu erlangen: er wurde besiegt und nebst seinem Sohn in der Horde hingerichtet. Johannes (Iwan) behauptete sich durch die Gunst des Chan auf dem großfürstlichen Thron und war bemüht, Moskau durch Paläste und Kirchen zu einem würdigen Herrschersitz zu machen. Er legte den Grund zu der festen Burg, der er den tatarischen Namen Kreml (Festung) gab, und begünstigte die Ansiedelung vieler Bojaren in der Stadt.

Das Mongolenjoch.

Als Johann Kalita in der goldenen Horde den Herrscherstab empfing, hatte die Knechtschaft Rußlands durch die Zwietracht im Hause Wladimir Monomachs den höchsten Grad erreicht. Die mohammedanischen Chane von Sarai, insbesondere der kluge und gewaltthätige Usbek, hielten diesen Geist der Zwietracht lebendig, indem sie keiner Familie ausschließlich den Vorzug gaben, den Groß-

fürsten bald aus dieser, bald aus jener ernannten und keinen zu Kraft kommen ließen. Alle Fürsten waren gleich, jeder konnte auf die großfürstliche Würde hoffen, und wie diese ehrenvoller, zum mindesten einträglicher wurde, und es nur möglich war, sie durch die Willfährigkeit des Chans zu erlangen, so eilten bei jeder Erledigung des Throns alle zur Horde, beugten sich vor dem Oberherrn, suchten seine Verwandtschaft, beschenkten seine Frauen, seine Mursas, und kehrten als unversöhnliche Feinde zurück. Usbek ließ die Vasallenfürsten den Kelch der Demütigung auf die Neige leeren. Seine Baskaken zogen die Nachkommen Monomachs vor Gericht, vernahmen ihre Rechtfertigung und entschieden über die Streitigkeiten der Fürsten als oberste Richter. Das Volk zahlte einen schweren Tribut: Steuereinnehmer und Zollbeamte durchzogen das Land, erhoben die Abgaben mit beispielloser Tyrannei, nötigten die Säumigen durch Qualen zur Zahlung oder schleppten sie in die Sklaverei. „Das Volk gewöhnte sich an die Knechtschaft, schweigend versank es in Roheit und betrachtete in abergläubischem Schrecken seine Unterdrückung wie ein von der Vorsehung bestimmtes Geschick.“

Diese lange Zeit schwerer und entwürdigender Knechtschaft unter barbarischen Zwingherren hat auf den Charakter des russischen Volks nur nachteilig einwirken können und manche von den Zügen in demselben werden von dorther zu leiten sein. Der nie ruhende Zwist unter den Fürsten, sagt Th. von Bernhardi, der Bürgerkrieg, der ganz Rußland unaufhörlich in einer verderblichen Bewegung erhielt, sicherte die Oberherrschaft der Tataren. — — Eine zweite und sehr mächtige Stütze fand die Fremdherrschaft dann an der Geistlichkeit. Die Tataren waren klug — aber schlau und verschlagen in der Weise der Orientalen — und fanden es ihren Zwecken entsprechend, Kirche und Geistlichkeit in Rußland mit großer Schonung zu behandeln und ihnen sogar große Hochachtung zu beweisen. Sowie die Oberherrschaft der Horde im Lande anerkannt war, wurde die Kirche von dem Großchan Mangu-Timur (1247—1259) mit dem willkommenen Vorrecht der Steuerfreiheit ausgestattet. Später (1313) wurden dann ihre Freiheiten durch einen neuen „Jarlyk“ (Freibrief) bestätigt und erweitert. Da werden die Religion der Russen, jede ihrer Kirchen, jedes Kloster und Bethaus für heilig und unverletzbar erklärt; die Diener dieser Kirche werden bis auf den niedrigsten herab unter den besonderen Schutz des Chans gestellt; es ist bei Todesstrafe verboten sie durch Wort oder That zu beleidigen; den Dienern der Kirche wird ihre eigne, von den Landesherren unabhängige Gerichtsbarkeit gesichert; die Geistlichen und Kirchendiener sind nicht nur für ihre Person steuerfrei, sondern auch alles Eigentum der Kirche, ja das persönliche Eigentum ihrer Diener ist von jeder Abgabe und Steuer befreit; jeder Eingriff in das Eigentum oder die Rechte der Kirche wird mit dem Tode bestraft; selbst was im Dienst und zum Nutzen des Chans der Kirche entnommen ist, muß dreifach ersetzt werden. — So befand sich denn die russische Geistlichkeit ungemein wohl unter der Herrschaft der Tataren, und sie erwies sich dankbar. Die Geistlichkeit, die übrigens immer tiefer in Unwissenheit, Roheit und Unsittlichkeit versank, lehrte vor allem Unterwürfigkeit als höchste Tugend und brandmarkte jeden Versuch sich dem erhabenen Willen des Chans zu widersetzen als argen Frevel. — — Welche Vorstellungen von Recht und Unrecht, von sittlicher Würde unter dem Druck solcher Verhältnisse in Rußland herrschend werden mußten, sobald das allgemeine Gefühl sich nicht mehr gegen die Verhältnisse empörte, der ganze Zustand vielmehr als ein berechtigter hingenommen wurde, das ist nur zu leicht zu übersehen. Da wurde denn unbedingte Unterwürfigkeit unter das Gebot der Macht in den herrschenden Vorstellungen zur höchsten Tugend, die den Wert des Menschen bestimmte,

Auflehnung gegen den Willen der herrschenden Gewalt zum sträflichen Frevel. Das Unglück, das den Widerspenstigen trifft, wird eine gerechte Strafe, es wird eine „Lehre" genannt: strafen heißt lehren. Jede weiter gehende Würdigung des sittlichen Wertes und Gehaltes menschlicher Bestrebungen und Handlungen hört auf. An die Stelle der selbständigen, sittlich-freien Begriffe „gut" und „schlecht", „Recht" und „Unrecht" treten die äußerlich bestimmten Begriffe „befohlen" und „verboten" — selbst in der Sprache. Selbst die Satzungen der Religion zu befolgen ist nicht deshalb Pflicht, weil sie das Gute an sich aussprechen, sondern weil sie die Befehle und Verbote der höchsten Macht, der Allmacht sind. Neben der Unterwürfigkeit behielt eigentlich nur noch die schlaue Gewandtheit Wert, die ohne Widersetzlichkeit einen und den andern Vorteil zu gewinnen wußte.

4. Das Großfürstentum Moskau.

Da ging inmitten des allgemeinen Elends in Moskau ein Stern der Hoffnung auf. Johann (Iwan) Kalita, der Enkel Alexander Newskis, verfolgte eine Politik, welche allein zur Abwerfung des fremden Joches führen konnte. Indem er sich durch äußerliche Devotion, durch Geschenke und Huldigungen die Gunst des Chans zu gewinnen wußte, benutzte er seine Stellung als „Großfürst von ganz Rußland" und als Statthalter des Mongolenherrschers in Nowgorod und Wladimir, um die großfürstliche Würde in seiner Familie zu befestigen und sein Fürstentum Moskau durch Erwerbung neuer Gebiete zu vergrößern. Niemand war eifriger im Dienste des Gewaltherrschers von Sarai als Johann Danielowitsch; er ließ als Generalsteuerpächter des Chans durch seine Bojaren mit der größten Beflissenheit die Steuern und Abgaben für die Horde eintreiben, aber zugleich füllte er die eigne Kasse, erwarb Städte und Dörfer und verlieh seiner Residenz Moskau solches Ansehen, daß sie allgemein als die Hauptstadt Rußlands galt, besonders seitdem auch der Metropolit seinen Sitz dahin verlegte. Die Gunst des Chans für Johann Kalita verschaffte seinem Sohne Simeon den väterlichen Rang gegen die beiden älteren Mitbewerber, die freilich ihren Gesuchen nicht so kräftigen Nachdruck mit Gold zu geben vermochten als der reiche Fürst von Moskau. Simeon folgte ganz der Politik des Vaters; er zeigte dem Chan Usbek und dessen Nachfolger Tschanibek die größte Unterwürfigkeit, wußte aber zugleich sein Ansehen gegenüber den Teilfürsten zu sichern, so daß er in der Geschichte den Beinamen „der Stolze" führt. Als Simeon vom schwarzen Tod hingerafft wurde, folgte sein jüngerer Bruder Johann; und obgleich dieser weniger bedeutend war, als die beiden Vorgänger, so gelang es doch den Freunden des Hauses und den Bemühungen des Metropoliten, ihn in der ersten Würde zu erhalten. Und so sehr galt Moskau schon allgemein als die Hauptstadt Rußlands, daß nach kurzer Unterbrechung Johanns unmündiger Sohn Dimitri zum „Großfürsten von ganz Rußland" erhoben ward. Dieser war der würdige Nachfolger des Großvaters. Er nötigte die Teilfürsten, ihn als Oberherrn anzuerkennen, und als der Fürst von Twer, im Vertrauen auf die Hilfe der Litauer, sich ihm mit den Waffen

Johann Kalita. 1328–1340.

Simeon Johannowitsch. 1340–1353.

Johann II. Iwanowitsch 1353–1359.

Dimitri Iwanowitsch der Donische. 1362–1389.

widersetzte, erlitt er von dem Moskowiter so heftige Schläge, daß er sich zur Unterwerfung gezwungen sah. Auch der trotzige Fürst von Rjäsan mußte sich fügen.

Sieg über die Mongolen auf dem Kulikowschen Feld. 1380. Mit Eifersucht blickte man in der Horde auf dieses eigenmächtige Vorgehen Dimitris, doch dieser wußte durch Demut und Unterwürfigkeit die Wolken immer wieder zu zerstreuen. Endlich glaubte er den Zeitpunkt gekommen, sich der tyrannischen Zwingherrschaft zu entziehen. In der Horde waren große Spaltungen ausgebrochen; jeder Thronwechsel war von blutigen Szenen begleitet; Vater und Verwandtenmord befleckte das Haus Usbeks. Da bot Dimitri alles Volk und alle Teilfürsten des östlichen Rußland zum Kampfe auf; nur wenige entzogen sich dem Rufe, denn die Tyrannei der Tataren lastete zu schwer auf der ganzen Nation. Nur Oleg von Rjäsan ließ das Vaterland in der Not im Stich. Das kühne Wagnis sollte nicht zu schanden werden. In einer furchtbaren Schlacht auf der Kulikowschen Ebene am oberen Don im Gouvernement Tula wurden die Mongolen unter Dimitris Führung besiegt; 8. Sept. 1380. Mamai, der kraftvolle Gebieter der Horde, suchte Rettung in der Flucht; die Trümmer seines Heeres wurden zersprengt, er selbst starb in Kaffa durch die Genuesen. Es war ein glänzender Sieg, der dem Großfürsten mit Recht den Namen des Donschen eintrug. Und dennoch waren die Anstrengungen erfolglos für das Schicksal Rußlands.

Die Zinspflicht verlängert. Wir werden später die blutigen Wege kennen lernen, auf welchen Timur der Mongole einherschritt, um das verfallene Reich des Dschenchischan wieder aufzurichten. Er setzte den Toktamisch, seinen Waffengefährten, zum Herrscher über die goldene Horde ein und stellte die Macht und Einheit des Nomadenstaats im Kiptschak wieder her. Dieser forderte drohend den alten Tribut, und der Großfürst, dessen Kräfte in der Feldschlacht am Don erschöpft worden waren, mußte gehorchen, als der Wüstenherrscher mit zahllosen Mongolenscharen vor Moskau erschien und die Stadt den Flammen zu übergeben drohte. 1382. Fürst und Volk mußten noch länger das Joch der Knechtschaft tragen; aber der Donische Sieg hatte die Russen wieder mit Selbstvertrauen erfüllt; der Ruhm der Unbesiegbarkeit war von der Mongolenhorde gewichen, und mit dem Fürstenhaus von Moskau war fortan der hoffnungsvolle Gedanke an Freiheit und Erlösung verknüpft. Die Errichtung eines großen einheitlichen Moskowiterreichs schwebte dem Donischen Dimitri und seinen Nachfolgern als Ziel vor. Alle Teilfürsten fügten sich dem Sieger; nur Nowgorod pochte auf seine Macht und Unabhängigkeit; als aber der Moskowiter die Stadt mit einem Belagerungsheer einschloß, sahen sich die stolzen Bürger genötigt, ihn als Oberherrn anzuerkennen und einen jährlichen Tribut zu entrichten. Den größten Dienst aber erwies Dimitri seinem Vaterlande dadurch, daß er die ersten Schritte zur Begründung einer Thronfolgeordnung that. Er bewog seinen Vetter Wladimir, den tapfern Helden, der zu dem Kulikowschen Sieg am meisten beigetragen, der

großfürstlichen Gewalt, auf welche er als der älteste gegründete Ansprüche hatte, zu gunsten des Neffen zu entsagen, so daß bei des Vaters Tod der Erstgeborne unter seinen Söhnen **Wasilij Dimitrijewitsch** den großfürstlichen Stuhl in Moskau bestieg und im Geiste seines Vaters und treu der Politik des Hauses Kalita die Regierung fortführte. Wasilij Dimitrijewitsch. 1389–1425.

Diese Politik ging dahin, alle Kräfte Rußlands in dem Staate von Moskau zu vereinigen, diesen vor Litauen zu retten, den Händen der Mongolen die Herrschaft zu entreißen und das neue Recht der Thronfolge, welches allein dem Teilungssystem den Todesstoß geben konnte, zu befestigen. Diese Pläne wurden von Wasilij mit großer Klugheit und Umsicht durchgeführt. Um die Teilfürsten und das stolze Nowgorod in Unterwürfigkeit zu halten, strebte er nach dem Vertrauen der goldenen Horde, zu welchem Zweck er mehrmals dem Chan in Sarai seine persönliche Aufwartung machte und Huldigung und Geschenke darbrachte. So gelang es ihm die Fürstentümer Wladimir, Rostow, Susdal, Nishegorod und Murom nach und nach mit dem moskowitischen Reich zu vereinigen. Fast noch größere Gefahr als von den Mongolen drohte damals der Unabhängigkeit Rußlands von Litauen. Wir kennen die hochfliegenden Pläne des gewaltigen Großfürsten Witold, der seine gierigen Blicke sogar auf Pskow und Nowgorod gerichtet hielt. Wasilij suchte mehr durch freundschaftliche Verträge und kluge Unterhandlungen als durch das zweifelhafte Glück der Waffen den mächtigen Nachbar von weiteren Eroberungen abzuhalten. Er führte dessen Tochter Sophia als Gemahlin heim und gab zu, daß sich Witold in den Besitz von Smolensk setzte; desto sorgfältiger wahrte er die übrigen Lande und scheute selbst den Krieg nicht. Mit derselben Klugheit benahm er sich gegen die Mongolen, deren Kraft überhaupt seit dem Eindringen Timurs in die Horde und seit dem energischen Vorgehen des Litauers erschüttert worden war. Um nicht durch offenen Ungehorsam ihren Zorn zu reizen, brach er das alte Tributverhältnis nicht ganz ab, aber seine Gaben wurden immer kärglicher, und bei persönlichen Begegnungen unterließ er es, mit der Stirn die Erde zu berühren. Bei Gelegenheit eines Einfalls der Mongolenscharen Timurs ließ er das wunderthätige Marienbild, angeblich ein Werk des Evangelisten Lukas, feierlich von Wladimir nach Moskau bringen, wo es noch jetzt als das Palladium des Reichs 1395.
verehrt wird. Und wenn auch die wilden Kriegshaufen der mohammedanischen Barbaren wiederholt das Land durchstreiften und manche Städte, wie Kasan und Nishnij-Nowgorod von ihren Schlägen hart betroffen wurden, so hatte doch das Moskowiterreich am Ende seiner Regierung bereits solche Stärke und Festigkeit erlangt, daß selbst die Regierung seines schwachen Sohnes **Wasilij II.**, so viele Anfechtungen und Unfälle dieselbe auch erfuhr, die Einheit nicht mehr zu zerstören vermochte und daß die Idee des Erbrechts nach der Erstgeburt allgemein zur Geltung kam. Wasilij Wasiljewitsch der Finstere. 1425–1462.

Überhaupt näherte sich Rußland unter dem ersten Wasilij infolge wichtiger Reformen mehr dem übrigen christlichen Abendlande. Die alte Zeitrechnung, die Jahre von Erschaffung der Welt und vom Märzmonat an zu zählen, wurde vermutlich auf den Rat des Metropoliten Cyprian abgeschafft und der Julianische Kalender eingeführt; eigne Familiennamen statt der sonstigen Beinamen oder alter slawischer Namen kamen unter den vornehmeren Bürgern auf, und der Glanz ihrer Familie suchte sich von Geschlecht zu Geschlecht zu erhalten und zu verbreiten; das alte Ledergeld wurde abgeschafft und dafür Metallgeld eingeführt; die bürgerlichen Rechte und moralischen Obliegenheiten wurden durch eigne Edikte des Großfürsten und Sendschreiben des Metropoliten näher bestimmt und geordnet; die Städte wurden mit Ringmauern und Gräben zum Schutz und Trutz umgeben; im Kriegswesen wurde nach dem erfundenen Reformen im Moskowiterreich.

Gebrauche des Schießpulvers ein ganz neues Exerzitium eingeführt; endlich wurden manche Künste geweckt und geübt, von denen die Russen früher kaum eine Ahnung hatten. Als der Metropolit Isidor, welcher den Unionsvertrag von Florenz unterzeichnet hatte, in Moskau Änderungen mit der Liturgie vornahm, wurde er der Irrlehre angeklagt und in Klosterhaft gebracht. Er entfloh nach Rom, wo ihn Papst Eugen mit dem Kardinalshut lohnte.

Iwan Wasiljewitsch. 1462–1505. Als Johann (Iwan) Wasiljewitsch die großfürstliche Würde von Moskau erhielt, bestanden noch vier Teilfürstentümer, in Twer, Rjäsan, Nowgorod und Pskow. Aber in seiner Hand lag die ganze politische Gewalt; Unterwerfung der Teilfürsten. die Teilfürsten waren oder wurden seine Vasallen; sie mußten im Kriege ihre Mannschaften unter seine Fahne stellen; nur mit seinem Wissen durften sie Fehden führen oder mit der Horde und mit Litauen Verbindungen unterhalten. Mit Recht konnte er sich „Herr von Rußland" nennen. Die Nowgoroder ehrten ihn als „Beschützer" mit Tribut und Geschenken, dafür verpflichtete er sich, ihre Selbständigkeit in Verwaltung und Gericht nicht anzutasten und die Integrität ihres Gebietes zu wahren. Das Teilungssystem war somit schon in seinen Wurzeln erschüttert; wie die Feudalherrschaft im Abendlande mußte es der monarchischen Alleinherrschaft erliegen. Im Gegensatze zu dem „Großfürsten von Rußland", der mit feierlichem Pomp in der Kathedrale von Wladimir geweiht wurde, traten fast alle Nachkommen des heil. Wladimir nach und nach in die Klasse von Unterthanen, sie führten den fürstlichen Titel fort, aber ohne fürstliche Rechte, und nahmen nur unter den Bojaren und Woiwoden den ersten Rang ein. Bei den meisten geschah die Unterwerfung vertragsweise und freiwillig; einige, welche mit der Horde verräterische Verbindungen angeknüpft, wurden mit den Waffen besiegt und endeten entweder im Gefängnis oder als Flüchtlinge in der Fremde. Der Fürst von Rjäsan rettete einen Schatten von Herrscherrecht nur durch die unbedingte Hingabe an den Moskowiter.

Nowgorod bezwungen. Bald schlug auch den Nowgorodern die letzte Stunde. Mit Glück hatten die staatsklugen Handelsherren die Eifersucht der Großfürsten von Litauen und Rußland benutzt, um ihre Freiheit zu wahren, so daß die höchste Gewalt wesentlich in der Volksversammlung und dem Posadnik oder Bürgermeister ruhte; die Abgaben an den Fürsten, den sie durch freie Wahl aus dem Hause Ruriks erkoren, waren Gaben, die sie selbst festsetzten. Auch Iwan begnügte sich anfangs, wie wir gesehen, mit dieser beschränkten Herrschaft; doch brachte er mit der Zeit die oberrichterliche Gewalt an sich und benutzte den dadurch erlangten Einfluß zur Bildung einer russischen Partei. Er kam bald zum Ziel. Denn die reichen Kaufherren regierten mit aristokratischem Übermut und verletzten häufig die niedere Bürgerschaft durch Stolz; diese wurde daher leicht für die russische Herrschaft gewonnen. Bald gab sich eine Spaltung kund: es hieß, die Nowgoroder wollten sich ganz und gar von Moskau losreißen und unter dem Schutze der Litauer und der Hanseaten ein republikanisches Gemeinwesen gründen. Aber

Litauen war seit dem Tode Witolds von seiner Macht heruntergestiegen; Kasimir II. war für Iwan kein furchtbarer Gegner mehr. Iwan rückte daher rasch mit Heeresmacht in das Gebiet von Nowgorod ein, schlug und zersprengte die 1471.
städtische Kriegsmacht an den Ufern der Schelon und ließ die Häupter der Gegenpartei enthaupten oder in das Innere seines Reichs abführen, während andre an Nase und Lippen grausam verstümmelt zu abschreckendem Beispiel in die Stadt zurückgeschickt wurden. Der Erzbischof vermittelte einen Frieden, welcher die Stadt einen großen Teil ihrer bisherigen Rechte kostete und namentlich zu regelmäßiger Tributzahlung verpflichtete. Auf den Ruf seiner nun schnell erstarkenden Partei griff er dann wenige Jahre später in die künstlich genährten inneren 1475.
Streitigkeiten ein, um die „Unterdrücker der Bürger" zu strafen: in Ketten wurden die Häupter des Rates und der vornehmsten Familien nach Moskau zur Hinrichtung oder zu elender Kerkerhaft abgeführt. Bald genug fand er einen Vorwand noch weiter zu gehen. Als ihn eine um Freilassung der Gefangenen bittende Gesandtschaft demütig gegen den bisherigen Brauch als Herrscher anredete (bisher war der Großfürst von den Nowgorodern bloß „Herr" genannt worden), nahm er die Stadt beim Wort und verlangte, daß sie ihm als unumschränkten Herrn huldigte. Vergebens widerstrebten die angeseheneren und 1477.
reicheren Bürger und erklärten mit patriotischem Mute, die Freiheit und Rechte ihrer Vaterstadt mit den Waffen schirmen zu wollen; als Iwan die Stadt mit einem Belagerungsheer einschloß und durch Hunger bedrängte, erlangten die russischen Parteigänger, an ihrer Spitze der Erzbischof Theophil, die Oberhand. „Nowgorod unterwarf sich unbedingt. Die Volksversammlung wurde aufgeho- 15. Jan. 1478.
ben, die Benennung des Bürgermeisters (Posadnik) verändert und die alten Formen des Gerichtswesens und der Steuererhebung, welche an die Selbständigkeit der inneren Verwaltung erinnerten, machten neuen Formen im Geiste der Alleinherrschaft Platz." Fürst Obolinski Striga führte als Iwans Stellvertreter das Regiment in der gedemütigten Stadt und förderte die Politik seines staatsklugen Gebieters. Alle Bojaren und Kaufherren, auf deren Treue und Hingebung nicht zu rechnen war, wurden teils in Haft gebracht, teils mit ihren Familien in fernen Provinzen angesiedelt, ihre Güter wurden eingezogen und an moskowitische Beamten und Parteigänger verteilt. Ebenso wurden fünfzig einflußreiche Mitglieder der Hansa-Innung, die der russischen Gewaltherrschaft am standhaftesten widerstrebte, ins Gefängnis geworfen, wo sie größtenteils starben. Ihr Vermögen wurde eingezogen, ihre Buden, Kaufhöfe, Kapellen geschlossen. Nowgorod verlor alles, was ihm Kraft gegeben, seine Reichtümer vermehrt, den Geist der Unabhängigkeit erhalten hatte, und unterschied sich bald durch nichts mehr vor den übrigen Städten. Pskow rettete noch einen Schatten von Selbständigkeit durch demütige Unterwerfung unter die Machtgebote Moskaus.

Dieselbe staatskluge Taktik, die Iwan bei der Unterdrückung des Teilungs- Zerrüttung in der goldenen Horde.
systems und des Nowgoroder Freistaats bewiesen, bewährte er auch in der

Befreiung Rußlands von dem Joche der Mongolen. Er hatte an dem Beispiel seines Vorgängers, des „Donschen“ Demetrius, ersehen, daß ihre goldene Horde nicht durch eine siegreiche Feldschlacht zu überwinden sei, weil die Verluste leicht durch Zuzüge von Osten wieder ausgeglichen werden konnten, sondern daß man die innere Zwietracht nähren und dadurch die Wurzeln ihrer Kraft untergraben müsse. Seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts kämpften zwei mächtige Geschlechtshäupter um den Thron von Sarai, Timur Kutlui, ein Waffengefährte des Großchans Timur, und Toktamisch, der alte Herrscher des Kiptschak. Beide stärkten sich durch Bundesgenossen, jener durch Edigei, den Chan der nogaischen Horde am Ural, dieser durch den Litauerfürsten Witold. Witold aber erlitt eine schwere Niederlage an der Worskla, worauf Timurs Geschlecht sich in der Herrschaft des Kiptschak befestigte. Aber die Timuriden konnten nicht verhindern, daß die Nachkommen Toktamischs nach vielen Kämpfen und Kriegsgreueln sich in den südlichen und westlichen Landschaften behaupteten und in der Krim und in Kasan eigne Reiche gründeten. Hadschi Ghirei, der Ahnherr der Krimschen Chane, welche bis zur Zeit Katharinas II. in Taurien herrschten, nährte einen tiefen Haß gegen die Timuriden, die Herren der großen Horde in Sarai, einen Haß, der sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbte. Eine ähnliche feindselige Stellung behauptete Ulu Machmet, der, von den Timuriden vertrieben, an der Kama neben der alten halbverfallenen Stadt Kasan eine hochgelegene Feste baute und die Herrschaft über die umwohnenden Stämme der Tataren, Bulgaren und Tscheremissen gewann. Sein Sohn Mamutjak legte sich den Titel Zar oder König von Kasan bei. So war Batus Reich aufgelöst, die Stärke der goldenen Horde gebrochen.

Iwan bricht das Mongolenjoch. Dennoch vermied es Iwan im Anfang seiner Regierung, durch eine feindselige Haltung den Zorn Achmets, des Chans der großen Horde, zu reizen. Er zahlte den Tribut fort, nahm die Gesandten ehrenvoll auf und schickte Geschenke nach dem Steppenlager. Erst nachdem er sich durch einen Waffenbund
1473. der Treue und Kriegshilfe des Chan der Krim, Mengli Ghirei, versichert, traf er Anstalten zur Abschüttelung der Fremdherrschaft. Er nötigte nun die Gesandten des Chan, sein Reich zu verlassen, hielt den Tribut zurück und zog, als Achmet im Bunde mit Litauen den Krieg wider Rußland begann, mit seiner ganzen Streitmacht ins Feld. Aber auch jetzt noch wich er einer Entscheidungsschlacht aus. Wochenlang standen die Heere an der Ugra einander gegenüber. Allein während der kluge Großfürst den Feind durch Unterhand-
1480. lungen hinhielt, rückte sein Feldhauptmann Nosdrowaty, unterstützt von dem Krimschen Tatarenchan, in das von Streitern entblößte Gebiet der großen Horde ein, zerstörte Sarai und führte Gefangene und Beute weg. Eilends kehrte Achmet nach der Wolga zurück. Aber seine Herrschaft neigte dem Ende zu. Ein abtrünniger Nomadenfürst am Ural erhob die Waffen wider ihn; von allen Seiten bedrängt floh Achmet südwärts in das Steppenland am Asowschen

Meer, fand aber dort bald ein gewaltsames Ende. Seine Söhne schweiften 1481. mit ihren Nomadenstämmen noch lange am Don und Dnjepr umher, mit den Krimschen Tataren in unaufhörlichen Kämpfen ihre Kräfte messend, aber der Titel „Herrscher von Rußland", den sie mit eitler Prahlerei noch fortführten, hatte keine Bedeutung mehr. Das Moskowiterreich war frei von der zweihundertjährigen Knechtschaft und Schmach. Drei Jahre vor Iwans Tod wurde der 1502. letzte Chan von Kiptschak von seinen feindlichen Stammesgenossen in der Krim aufs Haupt geschlagen und zur Flucht nach Litauen gezwungen, wo er im Kerker zu Kowno seinen Tod fand. Mittlerweile war auch das Königreich Kasan, Kasan in Abhängigkeit gebracht. wo ein Thronstreit zwischen zwei Brüdern dem Moskowiter Gelegenheit zur Einmischung gab, in Abhängigkeit geraten. Der durch den russischen Woiwoden Cholmski eingesetzte „Zar von Kasan", Machmet Amin, mußte den Großfürsten von Moskau als seinen Herrn anerkennen und ihm Tribut entrichten.

Und schon war der Blick des staatsklugen Mannes auch nach Westen Iwans Stellung zu Polen. gerichtet. Er wußte, daß in Litauen, in Wolhynien und Kiew die polnische Herrschaft viele Gegner hatte. In den Städten, die früher zu Rußland gehört hatten, lebten noch alte Erinnerungen und Sympathien, besonders unter der griechisch-katholischen Bevölkerung, die von den römischen Katholiken als Schismatiker gehaßt und bedrückt wurde. Iwan wußte die abgerissenen Fäden mit geschickter Hand wieder anzuknüpfen, und seine Bemühungen waren von so glücklichem Erfolg begleitet, daß Kasimirs Sohn Alexander, den die Litauer zu ihrem Großfürsten ausgerufen, um die Hand seiner Tochter Helene warb und ihm das Fürstentum Severien abtrat. Aber seine übrigen weitreichenden 1494. Pläne mußte er aufgeben. Als Alexander nach dem Tode seines Bruders auch den polnischen Thron bestieg, und die Nachbarfürsten, besorgt über die rasch aufstrebende Macht des Moskowiterreichs, eine mißtrauische oder feindselige Haltung annahmen, sah sich Iwan genötigt, insbesondere als der livländische Ordensmeister, der tapfere **Plettenberg**, im Bunde mit Polen den Russen an der Siriza bei Isborsk eine empfindliche Niederlage beibrachte, 1501. die Hand zum Frieden zu bieten und sich mit dem bisher Errungenen zu begnügen. So blieben sowohl Smolensk als Kiew, Tschernigow und andre ehemalige Russenstädte unter der polnisch-litauischen Herrschaft.

Zwei Jahre nach diesem Frieden (1503) starb Iwans Gemahlin Sophie, Die griechische Heirat und ihre Folgen. jene schöne Griechin aus dem erlauchten Hause der Paläologen, welche während ihrer dreißigjährigen Ehe auf die Neugestaltung Rußlands so vorteilhaft eingewirkt. Ihr Vater Thomas Paläologos, Bruder des letzten byzantinischen Kaisers, war nach der Eroberung Konstantinopels mit ihr nach Rom geflohen. Der Papst beförderte ihre Vermählung mit dem Moskowiterherrscher in der Hoffnung, die in den Grundsätzen des florentinischen Konzils erzogene Fürstin würde ihren Gemahl bewegen, den Papst als das Haupt der russischen Kirche anzuerkennen

und zur Vertreibung der Osmanen aus dem Donaulande kräftig mitzuwirken. Diese Hoffnungen sollten zwar nicht in Erfüllung gehen: nichtsdestoweniger war der Einfluß dieser Heirat mit der hochgebildeten Fürstin von großer Bedeutung für die Entwickelung der Kultur und der monarchischen Staatsform in Rußland. Nicht nur, daß das Hofwesen eleganter und zeremonienreicher wurde, daß viele neue Hofämter, Würden und Titel aufkamen, welche an ergebene Fürsten und Bojaren von hoher Geburt verliehen wurden, daß Iwan selbst den Titel „Zar von Großrußland" sich beilegte und den zweiköpfigen byzantinischen Adler mit dem russischen Wappen, dem Bilde des heil. Georg, vereinigte, in der ausgesprochenen Absicht, damit ein Anrecht auf den byzantinischen Kaiserthron zu erwerben und sich als den Rechtsnachfolger der Paläologen in der Herrschaft über die Kaiserstadt am Bosporus zu legitimieren, die griechische Heirat förderte auch die Verbindung des russischen Reichs mit dem übrigen Europa und die Einwanderung giechischer und italienischer Gelehrten, Künstler und Werkmeister. Europa, sagt Ustrialow, durch das Unglück Konstantinopels erschüttert, blickte mit lebhafter Neugier auf ein Land, wohin der letzte Sprößling des berühmten Hauses der Paläologen zog, und erfuhr, daß Moskowien ein christliches Reich sei, daß sein Beherrscher weite Länder besitze und im stande sei, selbst mit den Türken es aufzunehmen. Die Gesandten Europas erschienen einer nach dem andern in Moskau, schlossen Freundschafts- und Handelsverträge und hofften namentlich auf eine thätige Mitwirkung Rußlands bei einem Kreuzzuge zur Verjagung der Türken, womit man sich im Westen viel beschäftigte. Johann befreundete sich gern mit den europäischen Fürsten, und obwohl er an dem Schicksale der westlichen christlichen Welt keinen Teil nahm, sondern seine Politik auf die benachbarten Länder beschränkte, so verstand er es doch, aus dem Bündnis wesentliche Vorteile für sein Vaterland zu ziehen: er berief namentlich aus Venedig, Mailand und Florenz geschickte Baumeister, Gießer, Münzmeister, Silberarbeiter und Bergleute, errichtete mit ihrer Hilfe prächtige Gebäude im Kreml, goß Kanonen, schlug Münzen, ließ nach kostbaren Metallen forschen und befestigte die Städte. Der griechischen Fürstin folgten nach Moskau viele Griechen, welche kostbare Handschriften mit sich brachten und ihre Kenntnisse, zum Teil auch ihre Staatskunst, den Russen mitteilten.

Begründung der Reichseinheit. Große Fortschritte waren während der zweiundvierzigjährigen Regierung Iwans Wasiljewitsch gemacht worden. Die größte Wohlthat aber erwies der Großfürst der russischen Nation dadurch, daß er nach einigen durch Familienstreit und Weiberintrigen veranlaßten Schwankungen kurz vor seinem Ende die Thronfolge so ordnete, daß die Einheit des Reichs erhalten blieb. Sein ältester Sohn **Wasili** III. folgte ihm auf dem moskowitischen Thron und bezog die durch italienische Architekten neu aufgeführte Zarenburg des Kreml, die starke Citadelle von Moskau; und wenn er auch den jüngeren Söhnen und den übrigen Gliedern des Herrscherhauses noch beträchtliche Besitzungen mit Vorrechten und

Einkünften zuwies, so waren dieselben doch so zerstreut, daß man nie mehr eine gefährliche Vereinigung zu fürchten hatte. Auch entzog er ihnen die wichtigsten Herrscherrechte, durch deren Besitz die früheren Teilfürsten sich zu Landesherren gemacht hatten, den Blutbann, das Kriegs- und Bündnisrecht und die Münzprägung. Fortan lag die staatliche Machtvollkommenheit bei dem Herrscher von Moskau. Und mit der Einheit des Reichs war auch die Einheit und Unabhängigkeit der Kirche verbunden, indem man seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken nicht länger die Bestätigung des russischen Metropoliten bei dem dortigen Patriarchen einholte. Fortan wählten die russischen Bischöfe ihr Oberhaupt selbst, und ein Jahrhundert später wurde der Metropolit zum Patriarchen. Diese Konzentration hatte indessen auch ihre Schattenseiten, indem sie eine Grenzwehr gegen alles Ausländische aufrichtete. „Sprache, Religion, Sitten und Schriftart machten eine so starke Scheidung dieser Nation von den kultivierteren Südeuropäern und zum Teil selbst auch von ihren Nachbarn, daß ohne recht planmäßige, vielfache und fortdauernde Anstalten der Regierung keine wirksame Mitteilung der Erfindungen und Ideen statthaben konnte.“ Es dauerte noch über hundert Jahre, ehe von der Buchdruckerei, welche seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Mainz in Anwendung kam, in Moskau Gebrauch gemacht werden konnte.

Den Zaren als Erben des byzantinischen Reichs schildert v. Bernhardi: In die Tage jenes Iwan Wasiljewitsch, der die russische Staatseinheit begründete und sein Vaterland von der Mongolenherrschaft befreite, fallen die Einnahme Konstantinopels durch die Türken und die vollständige Vernichtung des oströmischen Reichs. Zur Rettung dieses Staates hatte der um die Grundlagen seiner Existenz kämpfende russische Staat nichts thun können, — zur Übernahme der Erbschaft desselben meldete der erste Zar von ganz Rußland sich unmittelbar, nachdem er die Hände frei bekommen hatte. In der ausgesprochenen Absicht, damit ein Anrecht auf den byzantinischen Kaiserthron zu erwerben, nahm der Großfürst Iwan III. (als Zar der erste dieses Namens) den ihm durch seinen Münzmeister Iwan Fröſin übermittelten Vorschlag Papst Pius' II. an, sich um die Hand der schönen Sophie, der Tochter des Tyrannen Thomas von Morea und Nichte des letzten, bei der Verteidigung von Konstantinopel gefallenen oströmischen Kaisers, zu bewerben. 1475 wurde die Vermählung des nunmehr ersten Vorkämpfers der orthodoxen Kirche mit der Erbin von Byzanz vollzogen und gleichsam als Kommentar zu diesem Ereignis der doppelköpfige griechische Reichsadler dem Wappen des russischen Reichs hinzugefügt.

V. Das osmanische Reich und das oströmische Kaisertum.

Litteratur. Die Geschichte der Osmanen, soweit sie aus einheimischen echten Quellen geschöpft werden kann, ist erst durch das Werk von Joseph v. Hammer: „Geschichte des Osmanischen Reichs, großenteils aus bisher unbenutzten Handschriften und Archiven" Pest 1827—1835. 10 Bde. 8. dem Abendlande erschlossen worden. Unter den einheimischen Quellen, die man in der Einleitung zum ersten Bande des genannten Werkes verzeichnet findet, ist das große Werk „Krone der Geschichte", welches der gelehrte Prinzenlehrer, Heeresrichter und nachmalige Mufti Seadeddin im Auftrage des Sultans Murad III. verfaßt hat, durch eine (allerdings mangelhafte) italienische Übersetzung von Bratutti aus Ragusa dem größeren Publikum zugänglich geworden (Chronica dell' origine e progessi della casa Ottomana composta da Saidino Turco, parte prima Vienna 1649, parte secunda Madrid 1652); von den älteren morgenländischen Chroniken sind früher nur die sogenannte Veranzische und das von Hoffammerrat Beck von Leupoldsdorf nach Wien gebrachte Manuskript durch lateinische (letzteres auch durch deutsche) Übersetzung bekannt gewesen in dem Werk: Annales Sultanorum Othmanidarum, a Turcis sua lingua scripti a Jo. Leunclavio latine redditi. Ed. II. Francof. 1596. fol. Das lateinische Werk des moldauischen Fürsten Demetr. Kantemir, Geschichte des Osmanischen Reichs, von dem eine englische und eine deutsche Übersetzung angefertigt ward, beruht nur zum geringsten Teil auf türkischen Quellen. Man sah sich daher vor Hammer fast ausschließlich auf die byzantinischen Schriftsteller angewiesen, die man in dem bereits erwähnten großen Sammelwerk Corpus scriptorum historiae Byzantinae consilio B. G. Niebuhrii. Bonnae 1835—1837 ed. sec. findet, sowie auf die Partikularschriften des Callimachus (De rebus Wladislai, bei Schwandt), die Denkwürdigkeiten von Boucicault (Memoires du bon Messire Jean de Maingre, dit Boucicault, maréchal de France, in der Sammlung von Buchon), die Biographie über Castriota (Marini Barletii Ll. XIII de vita, moribus ac rebus gestis Ge. Castriotae praecipue advers. Turcas. Argent. 1537. fol.) und die ungarischen Geschichtswerke, deren wir schon früher Erwähnung gethan. Von den byzantinischen Historikern, welche hier in Betracht kommen, sind besonders die Geschichts- und Zeitbücher von Dukas, Chalcondylas und Phranza von Wichtigkeit. Über die Eroberung von Konstantinopel handelt die Schrift des Leonardus von Chios: Historia C. a Turcis expugnatae. Aus diesen griechischen und lateinischen Arbeiten hat Gibbon für die letzten Bücher seines öfter erwähnten großen Werks das Material geschöpft, und auch Zinkeisens Geschichte des osmanischen Reichs in Europa (in der Sammlung der Heeren-Ukertschen Staatengeschichten) Hamb. 1840 ff. 7 Bde. hat sich außer den griechischen und lateinischen Werken nur an die italienische Übersetzung des Seadeddin und an Hammers Autorität gehalten. Über die Geschichte Griechenlands während des Mittelalters ist zu den schon aufgeführten Werken von Zinkeisen, Finlay und Fallmerayer (Gesch. der Halbinsel Morea, Stuttg. 1830—1836, 2 Bde.) noch in neuerer Zeit hinzugekommen: Geschichte Griechenlands im Mittelalter und in der Neuzeit von C. Hopf in der Encyklopädie von Ersch und Gruber. I. Sect. 85. 86. Teil. Leipz. 1867, und die im wesentlichen darauf beruhende Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart von G. F. Hertzberg. 4 Bde. Gotha 1876—1879 (in der von W. v. Giesebrecht weitergeführten Geschichte der europäischen Staaten von Heeren und Ukert).

1. Die Osmanen und das byzantinische Reich bis zum Übergang der Türken nach Europa.

In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wanderte Suleiman, das Haupt einer türkischen Nomadenhorde, um dem Schwerte der Mongolen zu entrinnen, aus Chorasan, dem bisherigen Wohnsitze, nach Armenien aus, bei den Volksgenossen, den Seldschukken, Zuflucht suchend. Der Stamm, der ihm gehorchte, zählte fünfzigtausend Seelen. Sechs Jahre später, als Dschengischan gestorben war, zogen sie den Euphrat hinab, um in das Vaterland zurückzukehren. Als sie beim Schlosse Dschaber über den Strom setzen wollten, stürzte das Pferd Suleimans vom steilen Ufer hinab, und er ertrank in den Fluten. Noch jetzt heißt die Stätte das „Türkengrab“. Von seinen vier Söhnen kehrten zwei mit dem größten Teil des Stammes in die Heimat zurück, die beiden andern, Dindar und Ertoghrul, zogen mit vierhundert Familien westwärts, um bei dem Seldschukkensultan Alaeddin Unterkunft und Schutz zu finden. Zum Lohn für die tapferen Dienste, welche Ertoghrul, „der gerade Mann“, dem Sultan in einem Kampf wider die Mongolen leistete, wies ihm dieser einen Landstrich unweit Doryläon in Phrygien, Sultan-Öni oder Sultan-Ogi genannt, die Grenzmark gegen die Griechen, zum erblichen Lehen an. Schloß Karahissar sollte ihm im Winter, die Alpen von Tumanidsch (Temnos) und Ermeni im Sommer zum Wohnsitz dienen. Diese klassische Gegend um Dorylāon mit ihren Karawanseraien und warmen Bädern, ihren Gärten und Weinbergen, ist die Wiege des osmanischen Reiches. Von hier aus mehrte Ertoghrul, ein in der mohammedanischen Sage hochgefeierter Kriegsheld, durch glückliche Gefechte gegen die zwieträchtigen Byzantiner seine Besitzungen. Er gewann Sögud, das griechische Thebasion am Ufer des Sangarios (h. Sakaria), wo noch jetzt seine Grabstätte gezeigt wird, und unterwarf das südliche Gebirgsland bis Kutahia seiner Herrschaft.

Niederlassung der Osmanen in Karahissar. 1224. 1231. Ertoghrul. 1231—1288.

Als er in hohem Alter aus dem Leben schied, trat sein Sohn Osman, bereits zum Helden gereift, an die Spitze des Stammes. Träume und Weissagungen, von Einsiedlern und Weisen ausgelegt, verkündigten schon in seiner Jugend die künftige Größe des Mannes, von dem einst der ganze Volksstamm den Namen tragen, der als der Heros der ganzen Nation in der Geschichte prangen sollte. Alte Lieder feiern seine Liebestreue zu der schönen Malchatun, die er durch kühne Fehde wider den falschen Nebenbuhler, den Statthalter von Eski-Schehr (Dorylāon), und durch lange ritterliche Werbung erlangte, und die ihm zu Sögud (Thebasion) im Todesjahre Ertoghruls den Sohn Urchan gebar, dessen Name in Osmans Geschlecht im glänzendsten Lichte strahlt. Wie die Jugendgeschichte des Propheten, so begann auch Osmans Laufbahn mit Streifzügen und geringfügigen Fehden, und die Stätten, wo er mit seinen Waffen-

1288. Gründung des Reichs durch Osman.

gefährten wider die christlichen Befehlshaber der umliegenden Orte und Burgen stritt, sind in der heiligen Sage des Moslem in dankbarer Erinnerung geblieben. Als er dem griechischen Statthalter in heißem Kampfe Malangena oder Karadschahissar abnahm, sandte ihm der Seldschukkensultan von Ikonium die Zeichen fürstlicher Gewalt und gab ihm die Stadt zu eigen. Osman machte sie zu seiner Residenz, verwandelte die Kirchen in Moscheen und bemühte sich, die „Schwarzstadt" (Karadschaschehr), fortan den Hauptort der Landschaft Sultan-Öni, zu einem würdigen Herrschersitz zu erheben. Bald war sie der verkehrsreiche Mittelpunkt eines neu aufblühenden Reiches. Durch List und Gewalt brachte Osman in dem nächsten Jahrzehnt die festen Burgen Biledschik (Belokoma), Jarhissar und Ainegöl (Angelokoma) unter seine Herrschaft, und als zu
1307. Anfang des vierzehnten Jahrhunderts der letzte Seldschukkenfürst Alaeddin III. durch die Mongolen seinen Untergang fand und sein Reich in Trümmer sank, so erklärte sich der türkische Häuptling zum unabhängigen Herrn, legte sich den Titel Sultan bei und gebot, daß sein Name im öffentlichen Gebet genannt und auf den Münzen eingeprägt werde. Damit wurde der Grund zum osmanischen Reich gelegt.

Wachstum des Reiches durch byzantinische Eroberungen. Seitdem die Paläologen ihren Herrschersitz wieder in Konstantinopel aufgeschlagen (VII, 104), hatte Bithynien mit der Hauptstadt Nicäa in ihren Augen nicht mehr die Bedeutung wie in den Jahren, da sie dort ihre Residenz hatten. Früher waren die Pässe des Olympos sorgsam durch die Einwohner selbst verteidigt worden, wofür Sicherheit und Steuerfreiheit sie lohnte. „Der Kaiser Paläologos hob ihre Vorrechte auf und übernahm ihre Pflicht; aber die Steuern wurden streng eingesammelt, die Bewachung der Pässe dagegen vernachlässigt, und die kühnen Gebirgsbewohner arteten in eine zitternde Schar von Bauern ohne Mut und Mannszucht aus." Daher konnte es leicht geschehen, daß der neue Türkensultan im Süden dieser Provinz sich mehr und mehr befestigte und ausdehnte. Von der Landschaft Sultan-Öni, die im Osten vom Fluß Sangarios, im Westen vom Berg Olympos eingeschlossen war, zog er zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts nordwärts, wo die wichtigen Städte Brussa, Nikomedien und Nicäa seine Herrschgier reizten und die spärlichen griechischen Besatzungsmannschaften einem vorwärts strebenden erobernden Volke keine großen Hindernisse zu bereiten vermochten. Der greise Dindar, Osmans Oheim, der das kriegerische Ungestüm des ehrsüchtigen Fürsten hemmen wollte, fiel bei der Einnahme des befestigten Fleckens Köprihissar durch des Neffen eigne Hand. Wie Rom wurde somit auch das Osmanenreich an der Schwelle seiner Entstehung mit Verwandtenmord befleckt. Als die wilden Scharen in das bithynische Land einfielen, Raub, Mord und Kriegsgreuel vor sich hertragend, flüchtete das wehrlose Landvolk voll Entsetzen nach den Städten und bis an die Meeresküste; aber vergebens erfüllten sie die Lüfte mit ihrem Schmerzensruf; die Thore blieben verschlossen, damit die Festungen nicht durch Übervölkerung in ihrer Sicherheit gefährdet würden, und aus Konstantinopel kam keine Hilfe. Was half es, daß der byzantinische Befehlshaber von Nikomedien, Muzalo, bei dem Bergschlosse Bapheum (Kujunhissar) dem furchtbaren Feind tapferen Widerstand entgegensetzte, die geringe Zahl seiner Streiter sank in den Staub; er selbst rettete sich mit Not hinter die Mauern seiner Stadt. Die Aussicht auf Beute führte den Türken täglich neue Krieger zu, während die christlichen Heerhaufen durch Abfall

und Ausreißen sich fort und fort verminderten. Als Osman sich der Stadt Marmara näherte, warf sich der griechische Vogt vor ihm nieder, küßte seine Füße und huldigte ihm als seinem Herrn und Gebieter. Der Mohammedaner lohnte das willkommene Beispiel des Verrats an Religion und Vaterland durch ein Ehrenkleid, das Zeichen der Belehnung. Der Erfolg entsprach seinen Erwartungen. In wenigen Jahren unterwarfen sich die meisten griechischen Befehlshaber der kleineren Orte und Burgen und erkannten die Oberhoheit Osmans an. Nur die größeren Städte leisteten noch Widerstand; um aber auch ihren Fall mit der Zeit herbeizuführen und seine Herrschaft zu sichern, erbaute er in der Nähe eine Reihe von Burgen, die er mit dem umliegenden Grundbesitz als Ritterlehen seinen tapferen Waffengenossen verlieh zur Belohnung und zur Aufmunterung.

Schon in diesen ersten Jahren des heranwachsenden Reiches zeigten die Osmanen bei allen ihren Unternehmungen ebensoviel Umsicht und Klugheit als Kraft und Energie. Belohnung und Schrecken dienten als Hebel ihrer Macht. Bald wagten sie sich auch auf die See. Noch bei Osmans Lebzeiten wurde von türkischen Freibeutern die Insel Chios erobert und als Stützpunkt für weitere Angriffe auf andre Eilande des Ägeischen Meeres benutzt. Nachdem die christlichen Bewohner teils erschlagen, teils auf den Sklavenmarkt geführt worden, verteilte der Sultan das ausgeplünderte und verwüstete Land unter seine Genossen. Auf ähnliche Weise hausten die türkischen Horden auch in den Städten des asiatischen Festlandes, die nach und nach in ihre Gewalt fielen. Kenchreä, Tripoli am Mäander, Philadelphia, Sardes, Ephesus, Thraia wurden erobert und aufs grausamste behandelt. Von Thasos bis Rhodus, von den ilischen Gestaden bis nach Knidos stöhnten die christlichen Bewohner unter den Schlägen und Mißhandlungen der Moslems. Die Schreckenstage des entstehenden Islam waren zurückgekehrt, und die jetzigen Träger desselben übertrafen die alten an Fanatismus und roher Zerstörungssucht. Scharen von Flüchtigen sah man am Ufer des Hellespont, unter den Mauern und in den Vorstädten von Byzanz, Bilder des Jammers und Elends; denn zu den Leiden des Kriegs und der Armut gesellten sich noch Hunger und Pest. Heer und Flotte waren im Verfall, und wie sehr auch der Kaiser Andronikos der ältere, ein schwacher, dem Aberglauben hingegebener Fürst, sein Reich mit Steuern und Abgaben drückte, für die Bedrängnis und Notstände, von denen die Byzantiner an allen Orten und Enden heimgesucht waren, reichten die Streitkräfte zu Land und zu Wasser nicht aus: Byzanz neigte seinem Ende zu, der letzte Teil seiner Geschichte ist ein mehr als hundertjähriger Todeskampf.

Türkische Eroberungspolitik. *1308.* *Andronikos II. 1273–1328.*

Als sich Osman zum Sterben hinlegte, stand sein Sohn **Urchan**, welcher an den Erfolgen des Vaters den größten Anteil hatte, vor **Brussa**. Seit dem Falle von Edrenos am Olympos, dessen Befehlshaber in die Berge floh und sich vor den verfolgenden Feinden von einem Felsen herabstürzte, war die Stadt von allen Seiten eingeschlossen, und da Andronikos nichts zu ihrer Rettung that, so sah sich der Statthalter zur Kapitulation gezwungen. Gegen ein Lösegeld von

Brussa zur Hauptstadt erhoben.

30,000 Goldstücken durfte er unter sicherem Geleite mit Weib, Kind und be-
1326. weglicher Habe abziehen. Nachdem Urchan seinen Triumpheinzug in die bezwungene Christenstadt gehalten, die kurz darauf zur Hauptstadt des osmanischen Reiches erhoben ward, eilte er mit der Siegesbotschaft nach Sögud an das Sterbelager des Vaters, empfing in der Mitte seiner Waffengenossen dessen Wünsche und Ermahnungen und ließ die Leiche in einer Kapelle der Schloßkirche zu Brussa feierlich beisetzen. Das „silberne Gewölbe“, das die Gebeine des Reichsstifters in sich faßt, blieb den nachgebornen Geschlechtern eine heilige Wallfahrtsstätte.

Osmans Charakter. „Osman war ein für den Ruhm seines Stammes und die Größe seines Volkes begeisterter Nomadenfürst, dessen Tugend auf der Kraft seines Schwertes, einer hohen persönlichen Tapferkeit, einer tiefen religiösen Überzeugung, einem festen Glauben an die Worte und Verheißung des Propheten, einem edlen Sinne und jener Einfachheit der Sitten beruhte, welche die meisten Begründer großer Reiche ausgezeichnet hat.“ Er hinterließ seinem Nachfolger keine Schätze, aber eine ruhmbedeckte Fahne und Herden von Schafen und Pferden; sein Kopfbund von weißer Leinwand, um eine rote Haube gewunden, blieb fortan das Kennzeichen seines Stammes.

Nikomedien erobert. Nur der Stärke der Mauern und der Unerfahrenheit der Türken im Be-
1328. lagerungskriege hatten es die beiden Städte Nicäa und Nikomedien, obgleich seit Jahren durch türkische Standlager unter ihren Mauern hart bedrängt, zu danken,
Urchan. 1326–1359. daß sie nicht sofort in die Gewalt des neuen Sultans **Urchan** fielen. Aber auch ihre Stunde kam. Nachdem sich der Feldherr Aghdsche Kodscha durch eine Kriegslist Semendras bemächtigt, der kühne Abd ur Rahman Ghasi mit Hilfe der Tochter des Befehlshabers die Stadt Aidos in seine Gewalt gebracht und als Preis des Sieges die schöne Verräterin zur Gemahlin empfangen, rückte der Sultan mit seiner ganzen Heeresmacht gegen die altberühmte Griechenstadt Nikomedien. Der Befehlshaber Kalojoannes wurde bei einem Ausfall durch einen Pfeilschuß getötet und sein Haupt als drohendes Schreckbild vor den Thoren aufgepflanzt. Die hilflosen Einwohner wagten nicht durch längeren Widerstand die Rache des Sultans zu reizen; sie unterwarfen sich freiwillig,
1328. um Leben und Gut zu retten. Von der Zeit an war Nikomedien eine Türkenstadt; die meisten Kirchen und Kapellen wurden in Moscheen und mohammedanische Bethäuser umgewandelt und in den Mauern, wo der erste christliche Kaiser sein Leben beschlossen, erhob sich bald eine Lehranstalt des Islam.

Andronikos III. In demselben Jahr, da Nikomedien verloren ging, beraubte der jüngere Andro-
1328–1341. nikos nach mehreren Empörungen und Bürgerkriegen seinen Vorgänger des Kaiserthrons und nötigte den augengeschwächten Greis zu einem Mönchsleben voll Armut
13. Febr. 1332. und Entbehrung, aus dem ihn nach vier Jahren der Tod erlöste. So wurde durch innere Zwietracht das byzantinische Reich zerrüttet zu einer Zeit, da türkische Reiterscharen den Ufersaum des Bosporus durchschwärmten, gierige Blicke auf die gegenüberliegende Hauptstadt richtend, und kühne Seeräuber auf der europäischen Seite schon in die Nähe des goldenen Hornes vordrangen.

Umsonst versuchte Andronikos III. durch einen Feldzug nach dem westlichen Bithynien, Nicäa, den alten Kaisersitz der Paläologen, die bedeutendste Grenzfestung des Reiches, zu retten; die Schlacht von Philokrene entschied gegen die Christen; das in der Eile gesammelte, zum großen Teil schlecht bewaffnete Heer wurde geschlagen, zersprengt, in wilde Flucht gejagt, der Kaiser selbst verwundet und mit Mühe vor Gefangenschaft gerettet. Nicäa, von den feindlichen Kriegsscharen bedrängt, von Hunger und Krankheit heimgesucht, konnte nicht länger widerstehen. Mit dem Einzuge Urchans in die altberühmte Stadt ging die Herrschaft der Byzantiner jenseits des Bosporus zu Ende. Nicäa eine Türkenstadt. 1330.

Wie Nikomedien wurde auch Nicäa eine mohammedanische Stadt mit Moscheen und Bethäusern, mit einer hohen Schule und einem Hospitale. Die Einwohner behandelte Urchan mit Schonung und Menschlichkeit. In kurzem erhob sich Nicäa, aus dem Jammer und Elend einer zehnjährigen Bedrängnis befreit, zu einer der blühendsten und wohlhabendsten Städte des osmanischen Reichs. Geschickte Lehrer des menschlichen und göttlichen Wissens, welche der Sultan aus allen Gegenden herrief, trugen zur Erhöhung ihres Ruhmes bei.

Noch während der Regierung des schwachen Andronikos geriet ganz Bithynien bis an das Schwarze Meer und an die Propontis in die Gewalt der Osmanen. Die Einwohner wurden zur Zinspflicht gezwungen, wer abziehen wollte, mußte sich durch ein Lösegeld freikaufen, die Witwen der Erschlagenen wurden den Siegern zur Ehe gegeben, für die Kirchengefäße, Reliquien und heil. Bücher zahlte man in Konstantinopel hohe Preise. Bald wendete sich Urchans Schwert auch gegen die mohammedanischen Fürstentümer, die sich auf den Trümmern des Seldschukkenreichs erhoben hatten. Als der Beherrscher von Karasi im alten Mysien mit Tod abging, bildete sich gegen den Erben desselben eine Verschwörung, um dem jüngeren Sohn Tursun, welcher am Hofe Urchans weilte, das väterliche Reich zuzuwenden. Der Sultan unterstützte das Vorhaben; er führte seinen Schützling nach Balikesri und Bergama, nötigte den von dem Volke gehaßten Fürsten, durch dessen Pfeil Tursun vor den Mauern von Bergama seinen Tod fand, zur Unterwerfung und vereinigte das Land mit seinen übrigen Besitzungen. Die Furcht vor der wachsenden Macht Urchans führte die beiden Fürsten von Ssaruchan und Aidin, welche den größten Teil von Lydien und Jonien beherrschten, zu einem Bündnis mit dem byzantinischen Kaiser; allein gegenseitiges Mißtrauen und ein kraftloses Regiment auf beiden Seiten hinderten einen gemeinsamen Kriegsplan. Urchan aber war auf seiner Hut. Um den Gegnern im Süden wie im Norden mit Erfolg widerstehen zu können, knüpfte er Verbindungen mit den Genuesen in Galata an, welche damals wegen der Besetzung von Mytilene und Phokäa mit dem Kaiser auf gespanntem Fuße lebten und in den beiden Türkenfürsten ihre natürlichen Feinde erblickten, und suchte zugleich durch innere Reformen und Verbesserung der Heerverfassung seinem jungen Reiche neue Lebenskraft einzuflößen. Bithynien, Mysien und Jonien erobert. 1335.

Das Reich Urchans aber konnte nur dann Bestand haben, wenn die Souveränitätsrechte des Sultans auf religiöser Grundlage aufgerichtet und das Heerwesen, welches noch immer den Charakter der alten Nomadenhorden an sich trug, einer besseren Organisation entgegengeführt ward. Beides faßte Urchan daher fest ins Auge und wurde dabei von den Talenten seines Bruders Alaeddin geleitet, eines einsichtsvollen Mannes von tiefen Kenntnissen in der Politik und Innere Organisationen.

in der Kriegskunst, der, allem Anteil an dem väterlichen Erbe freiwillig entsagend, seine ganze Kraft dem inneren Ausbau des wachsenden Staates widmete.

Auf den Rat Alaeddins, den Urchan zum ersten „Wesir der Osmanen" ernannte, wurde das Reich, welches der Sultan in drei größere Militärdistrikte, Sandschaks d. h. Fahnen, unter der Oberleitung seiner Söhne geteilt, in Verfassung und Verwaltung nach den Satzungen des Koran und der Sunna eingerichtet, denen dann noch die „willkürliche Gesetzgebung" (Urfi) beigefügt ward, um die etwaigen Lücken und Mängel in der heil. Gesetzgebung durch besondere Bestimmungen nach den Bedürfnissen der Zeit auszufüllen und zu ersetzen. Die Aussprüche des Propheten, die Tradition und das besondere osmanische Staatsrecht, mit dem griechischen Namen Kanon (Kanun) bezeichnet, bildeten somit die Grundrechte und die Verfassungsurkunden des osmanischen Reichs, dessen Oberhaupte, dem Sultan von Brussa, das Vorrecht zukam, daß sein Name im Gebet genannt und auf den Gold- und Silbermünzen eingeprägt war, und daß er durch eine besondere Form der Kopfbedeckung, den kegelförmigen Bund oder Turban von weißer Farbe, sich auszeichnete. Auch die übrigen Stände waren durch Abzeichen in der Tracht kenntlich und alle Moslems im Äußeren von den christlichen Eingebornen unterschieden.

Die Janitscharen. Die wichtigste Einrichtung Urchans aber betraf das Heerwesen: auf Alaeddins Rat schuf er aus den schönsten und kräftigsten Jünglingen, die er aus den besiegten christlichen Völkern ausheben ließ und zum Islam bekehrte, durch kriegerische Erziehung ein streitbares Fußvolk, die Janitscharen. Der im Ruf großer Heiligkeit stehende Derwisch Hadschi Begtasch gab der „neuen Truppe" (Jeni-Tscheri) die Weihe, indem er den Ärmel seines Mantels auf das Haupt des ersten Kriegers legte. Zum Andenken an diese Weihe trug die Kriegerschar, eine Art militärischer Brüderschaft ähnlich den christlichen Ritterorden, eine eigne Kopfbedeckung mit einem über den Rücken herabhängenden weißen Streifen. Anfangs nur gering an Zahl wuchs das neue Fußvolk in kurzem zu großer Macht und Stärke heran, indem teils die Not der Zeit, teils der hohe Sold und mancherlei Vorteile viele junge Christen zum Eintritt bewogen. Die Janitscharen, die mit der gleichfalls besoldeten Reiterei der Spahis den Kern der türkischen Heere bildeten, wurden bald der Schrecken des Abendlandes.

Gegen dieses stehende Heer trat die alte Lehnsritterschaft, welche für die Überlassung steuerfreier Ländereien zum Kriegsdienst verpflichtet war, so wie das ungeordnete Fußvolk der Asab oder Ledigen bald gänzlich in den Hintergrund. Die letzteren sanken mit der Zeit zu Ruderknechten, zu Schanzarbeitern und zu niedriger Troßmannschaft herab. In der Folge begleitete ein ständiger Kriegsrichter das Heer.

Unternehmungen zur See. Die gierigen Blicke Urchans schweiften bald auf das europäische Festland hinüber. Während er mit der Eroberung Bithyniens und Mysiens beschäftigt war, hatten die türkischen Emire, welche einige Herrschaften in Kleinasien aus dem Schiffbruch der Seldschukkenreiche noch behaupteten, Streifzüge zur See nach der thrakischen Küste unternommen und Beute und Gefangene fortgeschleppt. Selbst der Frieden des Kaisers mit den Fürsten von Ssaruchan und Aidin setzte den Piratenzügen der Mohammedaner kein Ziel. Ganze Scharen von kleinen türkischen Raubschiffen durchschwärmten unaufhörlich das Ägeische Meer, überfielen die abendländischen Kauffahrer, plünderten die kleinen un-

verteidigten Inseln, streiften sogar bis in die ionischen Gewässer und landeten ohne Widerstand an mehreren Punkten des Festlandes. Die ungestrafte Kühnheit der Korsaren war für Urchan ein Sporn zu einem ähnlichen Unternehmen. Kaum hatte er die neue Heerverfassung vollendet, so landete ein Geschwader von vierundzwanzig Ga- 1337.
leeren in der Nähe von Rhegium, einige Meilen von Konstantinopel, steckte die Dörfer in Brand und führte Güter und Menschen weg. Die aufsteigenden Feuersäulen und das Jammergeschrei der Fliehenden verkündeten der Hauptstadt die Landung der Barbaren; und wie gering auch die Streitkräfte waren, mit denen der Großdomestikus Johannes Kantakuzenos zu Land, der Kaiser Andronikos zu Wasser den Bedrängten zu Hilfe eilten, die Gefahr des Reichs, wenn das Wagnis der Barbaren gelingen sollte, hauchte ihnen Mut und Stärke ein. Die Osmanen, in früher Morgenstunde unerwartet angegriffen, erlitten eine vollständige Niederlage; gegen tausend Mann fielen, dreihundert wurden als Gefangene weggeführt, die meisten Schiffe kamen in die Hände der Griechen. Ein solcher Sieg, nach so vielen Unfällen, erfüllte die Byzantiner mit unaussprechlichem Jubel; man erblickte darin den Beistand der christlichen Himmelsmächte und dankte der Gottesmutter durch eine feierliche Prozession. Auch auf Urchan schien das Fehlschlagen der ersten Landung entmutigend gewirkt zu haben; wenigstens machte er drei bis vier Jahre lang keinen neuen Versuch; die Korsaren sorgten schon dafür, daß das byzantinische Reich darum doch nicht zur Ruhe kam, und die Leidenschaften und Intrigen der Höflinge und Beamten in der alten Kaiserburg am Bosporus arbeiteten dem lauernden Feinde in die Hände.

Kantakuzenos und das Parteitreiben am byzantinischen Hof. 1341—1347.

Als der jüngere Andronikos aus dem Leben schied, übertrug er seinem erprobten Freunde **Kantakuzenos**, der ihm in den Kämpfen wider den Großvater stets treu zur Seite gestanden, als Reichsverweser die Vormundschaft über seinen neunjährigen Sohn, den Kaiser Johannes Paläologos. Kantakuzenos, dessen Name unter den Schriftstellern des sinkenden Griechenreichs glänzt, entwirft ein anschauliches Bild von den großen Reichtümern an Gütern und Herden, an Gold und Silber, die er von seinen edlen Vorfahren ererbt, und von der hohen Gnade, womit ihn der Kaiser Andronikos stets behandelt. Der Großdomestikus war nicht nur der Nächste am Thron, in vertrauten Stunden schwand jeder Unterschied zwischen den Jugendfreunden. Aber er hatte Neider am Hof. Der Großadmiral Apokaukos, kühn, schlau und herrschsüchtig, verschwor sich mit der Kaiserin-Mutter, Anna von Savoyen, und mit dem stolzen Patriarchen zum Sturze des Reichsverwesers. Er wurde des hochverräterischen Planes beschuldigt, das Diadem um seine eigne Stirn zu flechten, und während seiner Abwesenheit mit Acht und Bann belegt und seines Vermögens beraubt. Nach seiner eignen Versicherung war das Urteil ungerecht und ein Werk seiner Feinde; und wenn er nun die Beschuldigung zur Wahrheit machte und in seiner thrakischen Stadt Demotika den Purpur annahm, so geschah es nur, um sich und seine Freunde vor dem Verderben zu retten und die Bosheit seiner ränkevollen Gegner zu vernichten. Er sammelte ein Heer von Mietlingen und zog auf die Hauptstadt. Allein sein Unternehmen mißlang: Bestechung und Verführung erzeugten Abfall, und als er sich der Stadt Thessalonich bemächtigen wollte, erlitt er durch den Großadmiral eine Niederlage. Mit einem kleinen

Haufen Getreuer suchte er Zuflucht bei dem Fürsten von Serbien; als aber auch dieser von dem Hofe in Konstantinopel sich gewinnen ließ und den Gastfreund fortstieß, verband sich Kantakuzenos mit Umurbeg von Aidin, der in Smyrna und Ephesus einige griechische Bildung sich angeeignet und dem Großdomestikus durch alte Freundschaft verbunden war. Der Türkenfürst segelte mit einer großen, gutbemannten Flotte nach der Mündung des Hebros (Maritza), schützte die Gemahlin seines Bundesgenossen, die „Kaiserin" Irene, in Demotika gegen die Bulgaren, welche der byzantinische Hof zu Hilfe gerufen, und rückte dann mit einer auserlesenen Mannschaft weiter nordwärts, um sich mit Kantakuzenos zu verbinden. Die Einladung Irenes zu ihren Prunkgemächern wies er zurück und verbrachte den Winter unter seinen Waffengefährten im Zelte, und ihre Gaben, hundert Pferde und reiche Gewänder, verteilte er unter seine Hauptleute. Eine falsche Botschaft und das Drängen seines Heeres auf Rückkehr
1342. nötigten den Türkenfürsten zum Abzug, ehe er sich mit Kantakuzenos vereinigt; doch lief er im nächsten Frühjahr abermals aus, landete trotz eines heftigen Sturmes in der Nähe von Thessalonich und geleitete dann seinen Verbündeten
1343. nach Didymoteichon am Hebros. Schon zitterte der Hof in Konstantinopel vor dem furchtbaren Feind und suchte den Emir durch Gold zu gewinnen. Mit Vorwissen des Freundes nahm Umurbeg die dargebotenen Summen an, um sie zu dessen Dienst zu verwenden. Aber ehe er einen neuen Kriegszug nach Thrakien beginnen konnte, sah er sich im eignen Lande durch die Galeeren der Venetianer, des Königs von Cypern und der Rhodiser Ritter bedroht, welche die
1344. Kriegsschiffe im Hafen von Smyrna in Brand steckten. Nichtsdestoweniger setzte Kantakuzenos den Krieg fort; die Tyrannei seines Gegners Apokaukos mehrte seinen Anhang, und Umurbeg führte ihm eine Reiterschar zu. Bald war das
1345. ganze Reich in zwei Heerlager gespalten. Selbst als der Admiral von einigen vornehmen Gefangenen, die seine Härte zur Verzweiflung trieb, im Kerkerhof mit Keulenschlägen niedergeschlagen ward, kehrte der Friede nicht zurück. Die Kaiserin, ohne Liebe für das fremde Land und eifersüchtig am Glanze der Herrschaft sich sonnend, verschmähte jede Versöhnung, die sie in eine untergeordnete Stellung bringen konnte. Sie gab zu, daß die Witwe des Apokaukos an allen Gefangenen, schuldigen wie unschuldigen, die blutigste Rache nahm, und beharrte im Widerstand selbst als schon das ganze thrakische Land bis auf die Umgebung der Hauptstadt in die Hände ihres Gegners geraten war. Erst als der Rivale durch den Verrat des bestochenen neuen Großadmirals, eines Italieners, auch in
Jan. 1347. den Besitz von Konstantinopel gelangte, kam ein Vertrag zu stande, kraft dessen Kantakuzenos zehn Jahre lang die vormundschaftliche Regierung führen, seine Tochter dem kaiserlichen Mündel vermählt und über das Vergangene der Schleier des Vergebens und Vergessens gebreitet werden sollte. Nun hatte Konstantinopel zwei Kaiser und drei Kaiserinnen; dabei waren die öffentlichen Kassen so erschöpft, daß zur Bestreitung der täglichen Ausgaben die Gerätschaften des

Palastes verkauft oder verpfändet, die echten Juwelen durch falsche ersetzt werden mußten.

Kantakuzenos hatte seine Erfolge hauptsächlich dem Bündnis mit den Osmanen zu danken. Auf den Rat Umurbegs hatte er seine schöne junge Tochter Theodora dem bejahrten Sultan zur Gemahlin gegeben und sich dadurch dessen Beistand erkauft. In Selymbria war die glänzende Brautschau gehalten und dann die christliche Fürstentochter nach der türkischen Hauptstadt geführt worden, wo sie alles that, ihren in Sklaverei schmachtenden Glaubensgenossen ihr Schicksal zu erleichtern. Diese Verbindung bot den Osmanen die erwünschte Gelegenheit, die Übergänge nach Europa zu wiederholen. Mochten sie auch als Bundesgenossen und Freunde des kaiserlichen Reichsverwesers erscheinen und ihn bald gegen Serben und Bulgaren, bald gegen die inneren Feinde unterstützen, die Einwohner von Thrakien und Romanien hatten von ihrer Raubsucht und Grausamkeit nicht weniger zu leiden, als in den früheren Feldzügen, wo sie als Feinde gekommen waren. Die Zwietracht zwischen den regierenden Häusern begünstigte die herrschgierigen Absichten Urchans. Dem jungen ehrgeizigen und genußsüchtigen Kaiser Johannes Paläologos mißfiel bald die untergeordnete Stellung, in der ihn sein Schwiegervater und Mitherrscher zu halten suchte. Auch war er besorgt, Kantakuzenos möchte das Diadem und die Dynastie den Paläologen entreißen und seinem eignen Sohn Matthias zuwenden. Seine Mutter Anna unterließ nicht, das Mißtrauen zu steigern. Zugleich knüpfte auch sie Verbindungen mit den Türken an, sowohl mit Urchan als mit dem Fürsten von Ssaruchan, und gestattete, daß gefangene Christen ihrer eignen Hauptstadt als Sklaven verkauft wurden. So verzehrte der byzantinische Hof seine sittliche und physische Kraft und bahnte dem Nationalfeind den Weg in das Herz des Reiches. Die Feindschaft zwischen den beiden Kaisern ging schließlich in offenen Bürgerkrieg über: Johannes wurde genötigt, die Hauptstadt seinem ehrgeizigen Schwiegervater zu überlassen und bei den Lateinern auf der Insel Tenedos Zuflucht zu suchen. Schon traf Kantakuzenos Anstalten, das Reich seinem eignen Sohne zuzuwenden, als es einem edlen Genuesen gelang, die Hauptstadt für das legitime Herrscherhaus unter die Waffen zu bringen und in einem Aufstand den Usurpator zu stürzen. Kantakuzenos vertauschte den Purpur mit dem Mönchsgewand und widmete die Jahre seines Alters in den Klosterzellen von Konstantinopel und auf dem Berge Athos den Studien und mystischen Forschungen über das himmlische Licht vom Berge Tabor, sowie den löblichen Zwecken der Friedensstiftung. Nun regierte Johann VI. Paläologos das byzantinische Reich im eignen Namen — ohne Vormund und Mitregent. Aber der Anfang seiner Regierung war auch zugleich der Anfang der dauernden Niederlassung der Osmanen auf dem thrakischen Chersones.

Der Kaiserhof und die Türken.

1346.

1353.

1356.

Johann VI. Paläologos. —1391.

2. Sultan Murad I. und die ersten Kämpfe mit den Christen.

Suleiman besetzt Gallipoli. 1356.

Im vierten Buch der osmanischen Geschichte von Hammer werden zwanzig Übergänge der Türken nach Europa im Laufe eines Jahrhunderts vorgeführt; es waren Raubfahrten von längerer oder kürzerer Dauer, welche das Land entvölkerten und verödeten, die Einwohner in Armut und Elend stürzten, die Einkünfte der Staatskasse, soweit sie durch Steuern aufgebracht werden mußten, auf das geringste Maß herabdrückten. Aber von weltgeschichtlicher Bedeutung war erst der achtzehnte Übergang, den Urchans Sohn Suleiman Pascha in dem Jahre unternahm, da das byzantinische Reich noch von den letzten Zuckungen des Bürgerkriegs zerrissen ward. Die osmanischen Geschichtschreiber haben diese denkwürdige Begebenheit durch poetische Ausschmückung in ein romantisches Dämmerlicht gestellt. Sie gefallen sich in der Erzählung, wie der Fürstensohn unter den eingestürzten Trümmern und Säulen der altberühmten Griechenstadt Kyzikus, in Träumen versunken über die alte Herrlichkeit, den Entschluß gefaßt habe, Europa mit Asien zu verbinden durch bleibende Eroberung und Herrschaft der Osmanen. Nachdem seine getreuen Feldhauptleute Adschebeg und Ghasi Fasil einen günstigen Punkt ausgekundschaftet, wo ein sicherer Standort zu gewinnen sei, setzte Suleiman selbst, von dem Segen seines Vaters begleitet, auf einem in der Eile zusammengefügten Floß mit achtzig seiner tapfersten Waffengenossen über den Hellespont, überrumpelte das feste Küstenschloß Tzympe kaum eine Meile oberhalb Gallipoli (Kallipolis) und zog in den nächsten Tagen neue Kriegsmannschaft aus Asien herbei. In kurzem betrug die osmanische Besatzung von Tzympe dreitausend streitbare Männer. Noch in demselben Jahr fiel Gallipoli in ihre Gewalt. Ein Erdbeben, das viele thrakische Städte stark beschädigte, soll ihre Unternehmungen begünstigt haben. Gefangene Griechen wurden nach Asien verpflanzt, während angesehene Türkengeschlechter sich in den entvölkerten Städten oder auf dem herrenlosen Boden des offenen Landes ansiedelten, ein Verfahren, das in der Folge konsequent und in weiterer Ausdehnung durchgeführt, zur festen Begründung der osmanischen Herrschaft wesentlich beitrug. Bald reichte die Macht Suleimans über den ganzen thrakischen Chersones und nordwärts bis an die Ufer des Hebros, und die feste militärische und administrative Organisation, welche er den eroberten Landschaften verlieh, gab Zeugnis von dem politischen Scharfblick des mohammedanischen Fürsten.

Unternehmende und ergebene Hauptleute, die er zu Statthaltern einsetzte, dienten ihm als Wahrer und Mehrer seiner Besitzungen. Adschebeg und Ghasi Fasil erhielten die Statthalterschaft von Gallipoli, damals noch einer der angesehensten und wohlhabendsten Handelsstädte des byzantinischen Reichs. Noch jetzt werden ihre Gräber dort gezeigt und verehrt. Vergebens suchte der Hof von Konstantinopel durch Unterhandlungen und Gold die Räumung der europäischen Städte zu erwirken; Urchan begegnete dem Vorwurf des Vertragsbruchs mit der Ausrede, er könne die Unterneh-

mungen des Sohnes nicht verhindern. Die Räumung wurde in Aussicht gestellt, aber nie vollzogen. Mit Gewalt der Waffen aber den starken Feind zurückzuwerfen, dazu reichte die Macht der Paläologen nicht hin.

Bald fand Suleiman durch einen Sturz vom Pferde auf der Jagd bei Bulair seinen Tod; seine Grabstätte in der von ihm erbauten Moschee dieser Stadt blieb fortan einer der besuchtesten Wallfahrtsorte der Mohammedaner, denn als der Begründer der Osmanenherrschaft in Europa wurde er von den nachgebornen Geschlechtern in hohen Ehren gehalten. Der Schmerz über den frühen Hingang des heldenmütigen Sohnes brach dem alten Sultan Urchan das Herz. Er zog sich von der Welt zurück und verbrachte den Rest seiner Tage in Buße und Gebet. Zwei Monate nach dem Tode Suleimanns ging auch Urchan, 72 Jahr alt, in die ewige Ruhe ein. Seine Gruft in Brussa blieb fortan die Begräbnisstätte seines Stammes, und Tausende von Pilgern wallfahrteten nach dem Grabe des großen Herrschers, welcher Tapferkeit und kriegerische Kraft mit Gerechtigkeit, Klugheit und Frömmigkeit verband.

Suleimans und Urchans Tod. 1358. *1359.*

Urchans zweiter Sohn Murad setzte die Eroberungen des Vaters und Bruders fort. Nachdem er in Kleinasien die Macht des Emirs von Karamanien, der mit einigen andern mohammedanischen Fürsten einen Waffenbund gegen die drohende Übermacht der Osmanen geschlossen, in einem kurzen Feldzug gebrochen und die alte Galaterstadt Angora (Ankyra) mit ihren weiten Fruchtgefilden und berühmten Ziegenherden durch freiwillige Unterwerfung der reichen Gutsbesitzer (Achi) in seine Gewalt gebracht, setzte er nach Gallipoli über und drang, unterstützt von den tapferen Heerführern Hadschi-Ilbeki, Evrenos und Lalaschahin, erobernd nach Norden und Westen vor. Vor der ungestümen Kraft der Janitscharen, deren Organisation durch den kriegerischen Sultan Murad vollendet wurde, bestanden weder die byzantinischen Besatzungsheere in den festen Städten und Burgen Thrakiens und Romaniens, noch die undisziplinierte Tapferkeit der barbarischen Völker im Süden der Donau. Nachdem Hadschi-Ilbeki die Stadt Tschorli eingenommen und den verwundeten und gefangenen Befehlshaber enthauptet hatte, brachte er Didymoteichon, unlängst noch der Herrschersitz Kantakuzenos', in seine Gewalt, indes Murad selbst mit dem Feldherrn Lalaschahin gegen Adrianopel vorrückte und nach einem blutigen Sieg vor den Mauern der Stadt dieses Bollwerk des byzantinischen Reichs zur Übergabe zwang. Bald fiel auch Philippopel, die wohlhabendste Stadt Romaniens, in die Hände des Osmanenherrschers, der sogleich Anordnungen traf, diese beiden Städte durch Anlagen und Bauwerke im Geiste des Morgenlandes zu würdigen Herrschersitzen zu erheben.

Murad I. 1359–1389. *Eroberung von Adrianopel.* *1360.* *1362.*

So war die Vorhut des byzantinischen Kaisertums gebrochen und die Verbindung mit dem übrigen Europa abgeschnitten. Ein allgemeiner Schrecken überfiel das christliche Abendland, als die altberühmten Städte in die Hände der Ungläubigen fielen und diese nun Anstalten trafen, jene dichte Völkermauer

Siegreiches Vorgehen der Türken in den Donauländern.

zu durchbrechen, welche, von den Albanesen, Serben, Walachen und Bulgaren gebildet, sich von den Ufern des Adriatischen Meeres längs der makedonischen und thrakischen Hochgebirge in ununterbrochener Linie bis zu den Gestaden des Pontus Euxinus hinzog. Noch konnte man hoffen, die Osmanen würden an diesen Völkerschaften, welche in so mancher Schlacht ihre Tapferkeit und ihren rauhen Kriegsmut bewährt hatten, einen unüberwindlichen Widerstand finden, da deren ursprüngliche natürliche Kraft noch ungeschwächt fortbestand: aber in kleine Volksteile zersplittert und nicht gewohnt, ihre Sonderinteressen einer höheren politischen Idee unterzuordnen, waren jene Völker den von Herrschsucht und religiöser Begeisterung vorwärts getriebenen Osmanen auf die Dauer nicht gewachsen. Der Kriegsbund, den der Fürst der Serben mit den benachbarten Volksstämmen zustandebrachte, nahm ein klägliches Ende. Hadschi-Ilbeki überfiel die in trunkener Unordnung vor Adrianopel gelagerten zuchtlosen Scharen und vernichtete den weit stärkeren Feind auf einen Schlag. Tausende ertranken
1363. in den Fluten der Maritza, Tausende wurden als Gefangene weggeführt und zu einem bestimmten Preis, den der Sultan als das ihm gesetzlich zustehende Fünftel der Siegesbeute in Anspruch nahm, verkauft oder ausgelöst. Noch jetzt ist das Schlachtfeld bekannt unter dem Namen „der Serben Niederlage“.

Hadschi-Ilbeki starb bald darauf, wie es heißt, vergiftet durch Lalaschahin, der über die ohne seine Mitwirkung ausgeführte glänzende Waffenthat des Rivalen Eifersucht empfand. König Ludwig von Ungarn aber soll aus Dankbarkeit, daß seine Kriegsmannschaft nicht von dem Verderben mitergriffen ward, die Wallfahrtskirche Mariazell im steiermärkischen Hochgebirge gestiftet haben.

Serbien und Bulgarien zinspflichtig. 1365. Nach diesem Sieg verlegte Sultan Murad seinen Herrschersitz nach Adrianopel und erbaute sich am reizenden Ufer der Tundscha ein prächtiges Serai. In wenigen Jahren erstreckten sich die türkischen Besitzungen im Osten bis nach Visa, dem schönen Landsitz des byzantinischen Hofes an der Grenzscheide des Weichbildes von Konstantinopel, im Norden und Westen bis an die Gebirgszüge, welche das alte Thrakien von Mösien und Makedonien trennten; und welche Zukunft eröffnete sich den osmanischen Waffen, als Lalaschahin
c. 1370. durch die Eroberung von Samakov in den Besitz der Engpässe oder Derbennen kam, welche den in jener Gegend zusammenlaufenden Gebirgszügen des Balkan, Argentara und Despoto-Dagh zum Scheitelpunkt dienen, und durch die Einnahme des makedonischen Seres den Weg nach Thessalonich frei machte! Schon eilten die kleineren Fürsten und Stammhäupter, dem Sultan ihre Unterwerfung anzubieten und gegen Zinspflicht und Heeresfolge ihre Klientelherrschaften zu sichern. Selbst der Serbenfürst Lazarus mußte die Oberhoheit Murads anerkennen und Tribut zahlen und Reiter stellen, als seine feste Stadt Nissa mit den daselbst aufgehäuften Reichtümern und Kriegsvorräten nach tapferster Ver-
1375. teidigung erobert und der Plünderung preisgegeben worden. Der Bulgarenfürst Sisman, welcher Nikopolis und Silistria beherrschte, kam einem gleichen

Schicksal zuvor, indem er mit dem mächtigen Sultan, als er drohend an seine Grenze rückte, einen Vertrag abschloß und als Pfand treuer Waffenbrüderschaft seine Tochter in den Harem lieferte und Heeresfolge versprach.

Ähnliche Erfolge trug Murads Staatskunst, verbunden mit seinem Waffenglück, in Asien davon. Als sein Erstgeborner Bajesid (Bajazeth) sich mit der Tochter des Mohammedanerfürsten von Kermian vermählte und dadurch in den Besitz von Kutahia und andern wichtigen Städten kam, schickten alle Emire Kleinasiens, selbst die Sultane von Ägypten und Syrien, Ehrengesandtschaften mit Geschenken und Gaben der Huldigung. Die schöne, fruchtbare, seenreiche Landschaft Hamid mit den Städten Begscheri, Akschehr und Isparta brachte Murad durch Kauf an sich. Durch diese Erwerbung rückte das Osmanenreich an die Grenze von Karaman, wo der mächtigste der Türkenfürsten, Ali-Beg von Konijah (Ikonium), regierte. Auch ihn hatte Murad durch die Hand seiner Tochter zur Bundesgenossenschaft zu bewegen gesucht; aber Ali-Beg haßte und fürchtete die Osmanen und konnte sich nicht zu einer untergeordneten Stellung entschließen. Bald entstand Krieg zwischen beiden; doch vergebens strengte Ali in der Ebene von Konijah alle seine Kräfte an; vor der Kriegskunst Timurtaschs, des Beglerbeg von „Rumili", der unter den Augen des Sultans und seiner Söhne Bajesid und Jakub die Schlacht leitete, und vor dem Ungestüm der Janitscharen erlag die meistens aus leichter Reiterei bestehende Kriegsmacht des asiatischen Fürsten. Nur der Fürbitte seiner Gattin hatte es Ali-Beg von Konijah zu verdanken, daß ihm Murad noch einen Schatten von Herrschaft ließ. Nachdem er des Siegers Füße geküßt und seine Huldigung dargebracht, wurde ein Friedens- und Bundesvertrag abgeschlossen. Fortan war Ali-Beg, vordem der mächtigste Herrscher Kleinasiens, ein Klientelfürst der Osmanen.

Die Oberherrschaft der Osmanen in Asien befestigt. — 1381. — 1386.

Gleiche Erfolge erlangte Murad einige Zeit nachher im Westen: der Fürst von Ssaruchan unterwarf sich freiwillig und verzichtete auf seine Herrscherrechte; der Emir von Aidin wurde auf das Stadtgebiet von Smyrna beschränkt und der Fürst von Mentesche suchte eine Freistatt bei dem Herrn von Kastemuni und Sinope, dem alten Paphlagonien. Unter Murads Nachfolger erhob Ali-Beg noch einmal die Fahne der Unabhängigkeit, aber im Felde überwunden und nach Brussa in Gefangenschaft geschleppt, fand er dort ein blutiges gewaltsames Ende.

Aufruhr und Bündnisse.

Murad ging bei seinen Eroberungsplänen mit Vorsicht und Staatsklugheit zu Werke, und es war ein großes Glück für ihn, daß die zahlreichen Feinde sich niemals zu einem gemeinsamen und gleichzeitigen Angriff vereinigten, daß erst wenn der eine besiegt zu Boden lag, der andre die Waffen ergriff. Während Murad mit den Serben und Bulgaren im Krieg lag, hatten sich die Fürsten Kleinasiens in sorgloser Ruhe gewiegt, und als Ali-Beg die Kriegsfahne erhob, war der Sultan gerade eines gefährlichen Aufruhrs in seinen europäischen Staaten Meister geworden. Erschrocken über die unheimliche Annäherung der Osmanen gegen die Hauptstadt, hatte Johannes Paläologos vor mehreren

Jahren eine Reise nach Italien und Frankreich unternommen, um den heiligen Vater in Rom und die abendländische Christenheit zu kriegerischen Anstrengungen wider den gemeinsamen Feind zu bewegen. Leere Verheißungen und eine große Schuldenlast bei den Wechslern von Venedig waren die einzigen Früchte der prunkhaften Kaiserfahrt. Als er von der Markusstadt wieder heimkehren wollte, drangen die Gläubiger auf Bezahlung ihrer Vorschüsse und hielten den Gebieter des Ostens fest, bis er Zahlung geleistet haben würde. Sein Sohn Andronikos, der während des Vaters Abwesenheit die Regentschaft führte, beeilte sich nicht, durch Übersendung der erforderlichen Geldsummen die Rückkehr des Kaisers zu beschleunigen; vielmehr wünschte er auch ferner im Besitz der Herrschaft zu bleiben. Dagegen raffte der zweite Sohn Emanuel, der bisher die Handelsstadt Thessalonich gegen Timurtasch mutig verteidigt hatte, auf die Kunde von des Vaters Gefangenhaltung alles Gold und Silber, das er aufbringen konnte, zusammen und bewirkte, nach Venedig eilend, die Befreiung des byzantinischen Herrschers. Zum Dank ernannte Johannes nach seiner Rückkehr den jüngeren Sohn zum Thronerben. Ergrimmt über die Zurücksetzung, sann Andronikos auf Rache. Er verband sich mit Saudschi, Murads Sohn, der gleichfalls mit seinem Vater in Unfrieden lebte, und beide faßten den Plan, durch offene Empörung die Herrschaft an sich zu reißen. Die Gleichheit der Lage und der Interessen führte nunmehr auch die Väter zu einem Bund zusammen, dessen Zweck die Bestrafung der ungehorsamen Söhne sein sollte. Die Empörer wurden überwältigt; Saudschi fiel zu Didymoteichon in die Hände des erzürnten Sultans, der den Gefangenen zuerst blenden, dann enthaupten und seine
1383. Mitschuldigen über die Stadtmauer in die Maritza stürzen ließ. Nun verlangte Murad von seinem byzantinischen Verbündeten, daß er dieselbe Strafe auch an Andronikos vollziehe. Johannes wagte nicht zu widerstehen. Er gebot, daß der im Purpur geborne Thronfolger nebst seinem Sohne des Augenlichts beraubt und in einem festen Turm vor dem Thore eingeschlossen werde. Aber die Strafe wurde so milde oder so ungeschickt vollzogen, daß der Quell des Sehens nicht ganz verlosch.

„In Murads Verfahren gegen Saudschi liegt der Keim zu jener heillosen Politik des osmanischen Despotismus, welche in späterer Zeit die Brüder und Verwandten des Thronfolgers zu ewiger Gefangenschaft in dem Serai oder zu gewaltsamem Tod durch die Hände der Sklaven des Großherrn verdammte. Die Zeit trieb den Keim nach den Gesetzen einer gewaltigen Notwendigkeit nach und nach zur Entwickelung empor, und die Früchte, die er getragen hat, sind ebensoviele Schandflecken in den mit seinem eignen Blute getränkten Annalen von Osmans Herrscherstamm geworden."

Die Schlacht auf dem Amselfelde und Murads Ausgang. Die Abwesenheit Murads in Asien gab dem Serbenfürsten Lazarus den Gedanken ein, sich der Macht des Sultans, die seit der Eroberung Sophias, der altberühmten Stadt Sardika, in der fruchtbaren Ebene am Orbelos (1382), in das Herz der Donaustaaten vorgedrungen, zu entziehen und das Klientelver-

hältnis zu zerreißen. In Verbindung mit den Bosniaken und Albanesen griff er die zerstreuten Heerhaufen der Türken an und schlug sie mit großem Verluste zum Lande hinaus. Bald schloß sich auch Sisman, der Bulgarenfürst, an, die Sache der Freiheit und Nationalität höher achtend als die Bande der Verwandtschaft. Nun eilte Murad von den Festlichkeiten zu Jenischehr mit großer Streitmacht nach Adrianopel und rückte in Bulgarien ein. Schumna fiel in die Hände Ali-Paschas, welcher die Vorhut führte, und diente als Stützpunkt gegen die Donau. Bald waren die kleineren Festungen im Süden des Stromes in der Gewalt der Türken, und Murad schickte sich bereits an, Nikopolis zu belagern. Da verlor Sisman den Mut. Er warf sich dem Sultan zu Füßen und erkaufte sich Leben und Freiheit um den Preis seines Landes. Bulgarien wurde Provinz des osmanischen Reichs. Jetzt raffte der kühne Serbenfürst seine ganze Kraft zusammen. Die gemeinsame Gefahr führte die Beherrscher von Bosnien, Albanien, der Walachei und der Herzegowina unter seine Fahne. Auch ungarische Hilfstruppen und flüchtige Bulgarenhaufen fanden sich ein. Auf der Ebene von Juni 1389.
Kossowa sammelte sich ein Christenheer, das an Zahl den Osmanen um das fünffache überlegen war. Die ganze Ebene, das „Amselfeld" genannt, war von schwergepanzerten Kriegern übersäet: der Serbenfürst Lazarus setzte die Hand seiner Tochter und zehn reiche Städte demjenigen als Preis aus, der ihm den Sultan gefangen vorführen würde. Die Schlacht war heiß und blutig; man kämpfte Mann gegen Mann, Brust gegen Brust. Der Sultan selbst, sein Sohn Bajesid, der mit seiner eisernen Keule Wunder der Tapferkeit verrichtete, seine Feldherren, der graue Held Ewrenos und Balan Beg, der Eroberer Sophias, mischten sich persönlich in das Kampfgewühl. Lange schwankte der Sieg; das Blut der Gläubigen und Ungläubigen floß in Strömen, und weit und breit deckte sich das Schlachtfeld, „gleich einem buntfarbigen Tulpenbeet", mit den Köpfen der Gefallenen. Endlich neigte sich der Sieg auf die Seite der Osmanen, deren Minderzahl den vielgeteilten Christen gegenüber durch die Einheitlichkeit der Leitung reichlich aufgewogen wurde; das leichte türkische Fußvolk war den schwergepanzerten Reihen der abendländischen Heeresmassen überlegen. Zahllose Leichen lagen auf dem Waffenfelde zerstreut, darunter auch König Lazarus; was nicht fiel oder durch die Flucht entkam, wurde in Fesseln auf den Sklavenmarkt geführt. Aber auch Murad sollte seinen Sieg nicht überleben. Ein verwundeter serbischer Edelmann, Milosch Kobilowich, drängte sich durch das Gefolge und stieß dem verhaßten Großherrn einen Dolch in den Leib. Der Thäter wurde auf der Flucht ergriffen und erschlagen. Bald darauf hauchte Murad sein Leben aus, mitten unter den Trophäen, die Hinfälligkeit menschlicher Dinge beklagend. Der Leichnam des großen Sultans, der nicht minder wegen seiner Frömmigkeit, seiner Gerechtigkeit und seiner Liebe zur Bildung berühmt war, als wegen seiner Feldherrngaben und seines unternehmenden Geistes, wurde in Brussa beigesetzt. Die Mohammedaner ehrten ihn als

Märtyrer für die heilige Sache ihres Glaubens und ihres Reichs; aber auch das Andenken seines Mörders wurde von den Christen in Lied und Legende gefeiert.

Murads ganzer Lebenslauf, sagt Hammer, füllte die beiden Beinamen des Herrn (Chudawendkiar) und des Siegers (Ghasi), unter denen er in der osmanischen Geschichte berühmt ist, im vollsten Maße aus; er war ein unermüdeter Kämpfer im heil. Krieg und meistens ein gerechter Herr." Obwohl er den Umgang der Gelehrten liebte, war er doch des Schreibens unkundig. Bei Unterzeichnung eines Handelsvertrags mit der Republik Ragusa bediente er sich seiner ganzen in Tinte getauchten Hand, welche er als Unterschrift und Siegel am Anfang der Urkunde abdrückte. „Das auf diese Weise entstandene Zeichen, das Tughra, ist seitdem die offizielle Unterschrift der Sultane geblieben und hat durch spätere Deutung, indem man in den rohen Umrissen der Hand gewisse Schriftzeichen gefunden hat, als Namenszug des Sultans mit dem Beisatz „Immer siegreich", einen höheren Sinn erhalten.

3. Sultan Bajesids Eroberungszüge.

Bajesid. 1389—1403. Auf dem Schlachtfelde von Kossowa empfing **Bajesid** den Fußkuß und die Huldigung seiner Vasallen. Um in seiner Herrschaft keinen Nebenbuhler zu haben, ließ er seinen Bruder Jakub, der auf dem Amselfelde an seiner Seite gefochten, ermorden. So wollte es die grausame Politik des Hauses. Wenn schon bei den Vorgängern neben manchen Tugenden und löblichen Eigenschaften ein gewaltthätiger Sinn und eine rauhe, oft harte und grausame Gemütsart zu Tage trat, so waren diese Gegensätze in noch höherem Grade in Bajesid vereinigt. Die Gläubigen rühmten seine Wohlthätigkeit, seine Freigebigkeit gegen Moscheen und Klöster, seine Gerechtigkeit, Milde und Pietät; und dennoch tötete er mit kaltem Blute seinen jüngeren Bruder und erfüllte die Welt mit wilden Kriegsthaten. Denn auf Waffen und Eroberung war sein ganzer Geist gerichtet, und die kriegerischen Unternehmungen verfolgte er mit solchem Ungestüm, mit so plötzlicher und überwältigender Kraft, daß man ihm den Beinamen Jildirim, d. h. „Blitz" oder „Wetterstrahl" beilegte. — Um die Früchte des Sieges von Kossowa rasch auszunutzen, ließ er seine Heere nach allen Seiten ins Feld rücken. Während Timurtasch Serbien in Besitz nahm und Stephan, des Lazarus Sohn und Nachfolger, so hart bedrängte, daß er dem Sultan
1390. als seinem Oberherrn huldigte, ihm die jugendlich blühende Schwester in den Harem gab und Tribut und Heeresfolge gelobte, durchzog Jigit Beg raubend und verheerend Bosnien, gründete im nördlichen Makedonien die Statthalterschaft Skopi, die, durch türkische Ansiedler bevölkert, gleich der südlichen Stadt Seres, ein Stützpunkt für weitere Eroberungen ward, und unternahm Streifzüge nach Albanien und in das illyrische Küstenland bis in die Gegend von Durazzo; eine dritte Abteilung setzte bereits über die Donau und suchte die südlichen Landstriche der Walachei mit Plünderung heim, und als Fürst Myrtsche

sich endlich zur Gegenwehr setzte, wurde er von dem Sultan selbst aufs Haupt geschlagen und in das Verhältnis eines zins- und kriegspflichtigen Klientel- 1391. fürsten gebracht.

Zugleich öffnete sich dem neuen Sultan die Aussicht, auch den Rest des Bajesid und der byzantinische Kaiserhof. byzantinischen Reichs unter seine Schutzherrschaft zu stellen. Wir wissen, daß Johannes Paläologos seinen Erstgebornen, Andronikos, und dessen jungen Sohn Johannes zu gunsten seines Lieblings Manuel von der Thronfolge ausgeschlossen und mit geschwächtem Augenlicht eingekerkert hatte. Auf die Kunde von Murads Tod entflohen die Gefangenen zu Bajesid und flehten dessen Hilfe zur Durchsetzung ihres Thronrechts an, wofür dem Sultan ein jährlicher Tribut und mancherlei andre Vorteile in Aussicht gestellt wurden. Bajesid ging sogleich auf den Vorschlag ein. Seinem Hilfsheer von 6000 Reitern und 4000 Mann Fußvolk vermochten Johannes und Manuel nicht lange zu widerstehen. Nach kurzer Belagerung fiel das „goldene Schloß“, ihr Aufenthaltsort, in die Gewalt Bajesids, und nun wurden beide, der Kaiser und der erklärte Thronfolger, in demselben Turm eingeschlossen, wo die andern vorher geschmachtet hatten, während Andronikos die Zügel der Herrschaft in Konstantinopel ergriff. Der Türke gab ihm den Rat, sich durch Mord der Nebenbuhler zu entledigen; aber Andronikos trug Scheu, sein Gewissen so schwer zu belasten. So kam es, daß sich nach zwei Jahren der wunderbare Schicksalswechsel wiederholen konnte. Durch die Bestechlichkeit der bulgarischen Wächter gelang es den eingeschlossenen Fürsten zu entfliehen. Sie eilten zu Bajesid und flehten nun ihrerseits dessen Beistand an, die Bedingungen des Andronikos durch größere Verheißungen überbietend. Bajesid ließ zuerst die Volksstimmung auskundschaften; und als er fand, daß die Byzantiner mehr zu Manuel neigten als zu dem älteren Bruder, so lieh er nunmehr wieder seinen Arm zur Vertreibung seines früheren Schützlings und ließ es geschehen, daß der Patriarch den zweiten Sohn mit dem kaiserlichen Diadem schmückte. Zu solcher Ohnmacht war bereits der Thron der Konstantine herabgesunken. Manuel, der noch einige Zeit als Thronfolger dem Vater zur Seite stand, dann, als Schmach und Kränkungen denselben ins Grab gestürzt, selbst den Kaisertitel annahm, war in gänzlicher Abhängigkeit von dem Osmanenherrscher, auf dessen Befehl er mit seiner Kriegsmannschaft sich unter die Türkenfahne stellen mußte, als Bajesid die letzte christliche Herrschaft in Kleinasien zur Unterwerfung zwang und die eroberte Griechenstadt Philadelphia in die mohammedanische Stadt Alaschehr verwandelte, an dessen Hoflager er als Klientelfürst mit hundert Bewaffneten sich demütig einfand, um Zeuge zu sein, wie der Osmane durch Befestigung der Stadt Gallipoli und des Hafens den Hellespont in seine Gewalt zu bringen und jede fremde Hilfe zur See unmöglich zu machen suchte. Manuels Herrschaft war, da Andronikos und Johannes sich in einigen Landschaften behaupteten, auf die Hauptstadt und deren nächste Umgebung beschränkt; und es wäre dem Sultan nicht schwer gefallen,

schon jetzt dem Schattenreich im Osten ein Ende zu bereiten, hätte er nicht gefürchtet, durch einen solchen Schritt die gesamte Christenheit unter die Waffen zu bringen. Er zog es vor, den Kaiser in Zins- und Heerespflicht zu halten, die christlichen Einwohner zu nötigen, mohammedanische Ansiedler in ihrer Mitte aufzunehmen, eine Moschee und einen türkischen Kadi zu dulden, durch Beschränkung der Stadt auf die nächste Umgebung die Bürgerschaft in steter Furcht und Abhängigkeit zu halten. Die Rivalität der fürstlichen Häupter, des Manuel in Konstantinopel, seines Vetters Johannes in Selymbria, welche sich beide das ausschließliche Thronrecht und die Ehre des Kaisertums beilegten, machte den Sultan zum eigentlichen Gebieter. Jeder Versuch, sich der Klientelschaft zu entziehen, konnte Bajesid durch Begünstigung des Nebenbuhlers im Keime ersticken. Der „Kaiser der Römer" war zum Sklaven eines fremden Machtherrschers herabgesunken, der Gesalbte des Herrn in den Dienst eines Sarazenenfürsten gegeben. Am Hoflager zu Adrianopel oder Seres sah man bald den einen, bald den andern im Gefolge des Sultans eifrig beflissen, durch Unterwürfigkeit die Gnade des Gebieters zu gewinnen.

Bajesids Gewaltherrschaft und Siegeslauf.

Sie mochten sich trösten, daß es andern noch schlimmer erging. Als der Bulgarenfürst sich von der drückenden Abhängigkeit zu befreien suchte, wurde er nach Philippopel in Gefangenschaft geführt, wo er seine Tage beschloß. Sein Sohn trat zum Islam über und erlangte eine Stelle unter den Großen des Osmanenreichs; die bulgarischen Donaufestungen Widdin, Nikopolis, Silistria, Sistowa u. a. fielen in Bajesids Gewalt, und bald fühlten die südlichen Landschaften von Ungarn und Siebenbürgen die Leiden und Drangsale verheerender Kriegszüge und räuberischer Überfälle. Auch andre Gegenden erzitterten unter dem eisernen Fuß des kriegerischen Sultans. Er eroberte ganz Makedonien und Thessalien, drang durch die Thermopylen nach den verödeten, in kleine dynastische Herrschaften zerspaltenen Hellas und Peloponnes, erstürmte Argos und ließ seine raschen Reiter die Südspitze des alten Lakoniens durchstreifen. Die buhlerische Herzogin von Delphi und ihre Tochter behielt er an seinem Hof und zwang sie, zum Islam überzutreten. Theodoros, der Statthalter seines kaiserlichen Bruders Manuel in Sparta, welcher sein Land an die Johanniter verkauft hatte, starb durch die Hand des türkischen Wesir; Argos, das die Venetianer tapfer verteidigt hatten, wurde nach der Erstürmung dem Erdboden gleich gemacht und alle Bewohner wurden nach Asien in die Sklaverei geführt. Türkische Statthalter geboten im Süden und Norden des Isthmus. Zugleich wurden die Inseln des Ägeischen Meeres mit Raubzügen heimgesucht und nur mühsam durch die Johanniter auf Rhodus und durch die Galeeren der christlichen Seestaaten geschützt.

Das christliche Abendland zieht zum Kampf aus. 1396.

Da waffnete endlich, von den flehentlichen Bitten Manuels bestürmt, das ganze Abendland wider den furchtbaren Feind. Siegmund, König von Ungarn und Böhmen, war die Seele der Unternehmung, welche die Ungläubigen nach

Asien zurückwerfen und die christliche Hauptstadt im Osten vom Untergange retten sollte. In Frankreich war durch den Marschall Boucicault (S. 384), eine begeisterte Kriegslust erweckt worden, die an die Kreuzzüge in den Tagen der Väter erinnerte. Der ritterliche Kriegsmann, welcher kurz vor der Schlacht von Kossowa das Morgenland besucht, im Hoflager von Gallipoli sich von der drohenden Macht der Osmanen überzeugt und in Konstantinopel das Elend des byzantinischen Reichs mit angesehen, hatte nach seiner Rückkehr von einer abenteuerlichen Pilgerfahrt nach dem Heil. Lande durch seine Erzählungen die Gemüter des kampflustigen Adels mächtig aufgeregt. Als daher eine ungarische Gesandtschaft vom König Siegmund in Paris eintraf, um bei König Karl VI. Hilfe zu suchen wider den Urfeind der Christenheit, fand sie am französischen Hofe gute Aufnahme. Der Papst unterstützte ihr Gesuch mit feurigen Ermahnungen, und Boucicault, der schon früher mit Siegmund eine persönliche Zusammenkunft gehabt hatte, und der Graf von Eu, Connetable von Frankreich, der Leidensgefährte des Marschalls in der ägyptischen Gefangenschaft, leisteten ihren Bemühungen Vorschub. Der Hof, der hohe Adel und die Geistlichkeit strengten alle Kräfte an, um einen der Größe und des ritterlichen Ruhmes Frankreichs würdigen Feldzug zu stande zu bringen. Tausend Ritter in voller Rüstung, darunter Glieder der edelsten Geschlechter, eine gleiche Anzahl Knappen und 6000 Mann Söldner zu Roß und zu Fuß zogen unter der Führung des Grafen von Nevers, des jugendlichen Sohnes Johanns von Burgund, zum Kampfe aus, nachdem sie, wie einst die Kreuzfahrer, in St.-Denis den Beistand des Himmels erfleht. In Ofen, wo König Siegmund ihnen einen feierlichen Empfang bereitete, vereinigten sich mit ihnen die deutschen Hilfstruppen, welche Friedrich von Hohenzollern, Großprior von Deutschland, der Kurfürst von der Pfalz, der Graf von Mömpelgard, Burgvogt von Nürnberg, Graf Hermann von Cilli aus Steiermark und andre Reichsvasallen herbeiführten, so daß die Gesamtstärke des Kreuzheeres sich nunmehr auf 100,000 berittene und wohlgerüstete Leute belief. Auch die walachischen Truppen unter dem Lehnsfürsten Myrtsche und die Rhodiser Ritter unter dem Großmeister Philibert von Naillac schlossen sich dem Zuge nach der unteren Donau an.

Wenn man die übermütigen Reden der siegesgewissen französischen Ritterschaft hörte, so war an den glänzendsten Erfolgen nicht zu zweifeln. Nicht nur Europa sollte von den Ungläubigen befreit werden, man träumte bereits von Eroberungen in Asien und Wiedergewinnung des Heil. Landes. Und als ob der Feind schon geschlagen wäre, verbrachten Ritter und Edle Tage und Nächte bei Schmaus und Gelagen und buhlten mit den leichtfertigen Dirnen, welche dem Lager in Menge folgten. Alle Mannszucht war gewichen; die Führer waren ohne Autorität; die Strafreden der Geistlichen wurden verlacht. Die rasche Eroberung mehrerer Donaufestungen, darunter Orsowas und Widdins, erhöhte die Siegeszuversicht der christlichen Streiter. Unter den Mauern Der Feldzug an der Donau.

von Widdin empfingen der Graf von Nevers und dreihundert seiner Kampfgenossen den Ritterschlag zum Lohne ihrer Tapferkeit; Rachowa wurde nach heftigster Gegenwehr vom Marschall Boucicault erstürmt. Bei der Belagerung von Nikopolis, die sich aus Mangel an Werkzeugen in die Länge zog, drangen die ersten unbestimmten Gerüchte von der Annäherung Bajesids zu dem Kreuzheer. Doch vermochten sie nicht den Übermut herabzustimmen. Wenn der Sultan, wie es heißt, einst gedroht hatte, er werde nächstens seinem Pferde auf dem Hochaltar von St. Peter Futter aufschütten, so prahlten jetzt die französischen Ritter, „wenn der Himmel einstürze, würden sie ihn mit ihren Speeren aufhalten".

Die Schlacht bei Nikopolis. Mitte Sept. 1396. Die Ankunft des Sultans, den man noch in Asien oder vor Konstantinopel glaubte, kam den christlichen Streitern so unerwartet, daß König Siegmund kaum Zeit fand, die nötigen Anordnungen zur Schlacht zu treffen. Gegen seinen 28. Sept. Rat erzwangen die schwergepanzerten französischen Ritter den Ehrenplatz im Vordertreffen, den der König seiner leichteren ungarischen Reiterei und dem Fußvolk hatte einräumen wollen. Mit Ungestüm warfen sie sich auf die vorderen Heerhaufen, durchbrachen die gegen sie aufgerichteten Palissaden und fügten den Janitscharen und der unter deren Schutze aufgestellten leichten Reiterei großen Schaden zu; als sie aber rasch vordringend, unerwartet auf die durch eine Anhöhe gedeckte Hauptmacht des Sultans, 40,000 Reiter, stießen, verloren sie, durch den schweren Kampf bereits ermüdet, so sehr allen Mut, daß sie sich, wie von einem panischen Schrecken ergriffen, plötzlich zur Flucht wandten. Aber die Osmanen holten die ermatteten Pferde ein und richteten im Dämmerlicht des aufgehenden Mondes unter den verwirrt fliehenden Scharen eine blutige Niederlage an. Wie viele edle Männer aus den ersten Familien Frankreichs, vordem berühmt und gefürchtet als Helden der Schlacht und der Turniere, erlagen auf dem Felde von Nikopolis unter den Schwertern und den kupfernen Streitkolben der Osmanen! Da fiel im dichtesten Schlachtgetümmel der edle Admiral von Frankreich, Jean de Vienne, das Panier der heil. Jungfrau noch mit sterbender Hand hochhaltend; da fielen Philipp von Bar, Wilhelm de la Tremouille mit seinem Sohne, der alte Herr von Coucy. Aber größer noch war die Zahl derer, welche in Gefangenschaft gerieten und gefesselt in das Lager des Sultans geführt wurden. Unter ihnen waren die Grafen von Nevers, von Eu, von La Marche, der Marschall Boucicault und viele andre. Die Flucht und Niederlage der französischen Kriegshaufen entschied das Schicksal der ganzen Schlacht. Die Walachen und Ungarn auf den beiden Flügeln wichen vor dem wilden Andrang der Türken zurück und gaben dadurch das Mitteltreffen, wo König Siegmund selbst mit dem Kern des Heeres neben Hermann von Cilli, dem Palatin Nikolaus von Gara und dem Kurfürsten von der Pfalz Stellung genommen, dem anstürmenden Feinde preis. Mutvoll widerstanden die tapferen Männer dem Angriff der Janitscharen und Spahis, bis der Fürst von Serbien mit

frischen Truppen den Osmanen zu Hilfe kam und den Sieg entschied. Furchtbar wütete nun das Schwert der Ungläubigen unter den christlichen Streitern. Die niedrigsten Angaben beziffern den Verlust der Christen an Toten auf 12,000. Vielmehr noch wurden in die Gefangenschaft weggeführt; und wie viele fanden in den Fluten der Donau ihren Tod, von den steilen Felsenufern in die Tiefe gestürzt oder in überfüllten Barken versinkend! Nur mit Mühe entging König Siegmund unter dem Schutze seiner treuesten Waffengefährten, des Burggrafen von Nürnberg und Hermanns von Cilli, den Verfolgern. Die Flüchtigen erreichten mit dem Großmeister der Johanniter, dem Erzbischof von Gran und einigen andern auf einem Fahrzeuge die venetianische und rhodische Flotte vor der Mündung der Donau, welche dieselben über Konstantinopel nach Dalmatien rettete. Einzelne zersprengte Haufen irrten in den Waldungen umher, bis auch sie dem Hunger, der Kälte und den Krankheiten erlagen. Nur wenige Glückliche führte ein günstiges Geschick nach der Heimat zurück. Unermeßliche Beute an Gold und Silber, an Edelgestein und Kostbarkeiten aller Art fiel in die Hände der Feinde. Aber auch unter den Türken hatte der Schlachtengott seine blutige Ernte gehalten, sie sollen nicht weniger als 20,000 Mann verloren haben; der Sultan selbst, von einem zackigen Streitkolben verwundet und vom Pferde gerissen, hatte in Lebensgefahr geschwebt. Als er die Leichen seiner Streiter in hohen Haufen auf dem Waffenfelde liegen sah, entbrannte er in heftigem Zorn und ließ dreitausend Gefangene ihren Manen zum Opfer schlachten. Die Gefallenen und Gemordeten wurden auf beiden Seiten als Märtyrer gepriesen. Nur die vornehmen Edelleute, wie die Grafen von Nevers, von Eu, Guy de la Tremouille, Boucicault u. a., von denen ein großes Lösegeld zu erwarten stand, entgingen dem Todeslos; den bayrischen Knappen Schiltberger rettete seine Jugend. Nach Asien hinübergeführt kam er durch eine Reihe neuer Abenteuer zu Timur (Tamerlan) und kehrte erst 1427 in seine Vaterstadt zurück, wo er dann die ausgestandenen Leiden treuherzig beschrieben hat.

Nur mühsam konnten die hohen Geldsummen 200,000 Dukaten, zusammengebracht werden, nach deren Empfang Bajesid die erlauchten Gefangenen aus Brussa entließ. Als Gegengabe für die kostbaren Geschenke, wodurch der französische Hof den Sultan milder zu stimmen gesucht, sandte dieser Waffen und Kriegsgerät, welche das Andenken an die Schlacht von Nikopolis noch unter den nachgebornen Geschlechtern lebendig erhalten sollten.

Bajesid benutzte den durch den Sieg erzeugten Schrecken, um Bosnien in seine Gewalt zu bringen und seine Herrschaft an der Save und Donau zu befestigen. Doch lag eine Festsetzung jenseits dieses Stromes noch nicht in seinem Plane. Es genügte ihm, sich die Uferfestungen zu sichern und durch Streifzüge nach der Walachei und nach den Gebirgslanden an der Drau und in das südliche Ungarn die umwohnenden Völker seine Macht fühlen zu lassen. Sein nächstes Augenmerk war vielmehr auf den Rest des byzantinischen Reichs gerichtet, Bedrängnis und Not in Konstantinopel.

der seine Besitzungen unterbrach und dessen Existenz ihn stets in feindselige Verwickelungen mit der übrigen Christenheit zu bringen drohte. War doch Manuel der Haupturheber des Kreuzzugs an der Donau gewesen, und der Ausgang der Schlacht von Nikopolis schreckte denselben nicht ab, die abendländischen Höfe mit neuen Hilfegesuchen anzugehen. Vergebens suchte Bajesid durch Versprechungen und Drohungen den Kaiser zu einer freiwilligen Abtretung zu bewegen; noch lebte in dem Sprößling der Paläologen ein Gefühl von Pflicht und Ehre; und als der Sultan den an seinem Hofe weilenden Johannes als Werkzeug gegen den Oheim benutzen wollte, erblickte die Welt das merkwürdige Schauspiel, daß beide verwandte Fürsten sich zu einer Übereinkunft verstanden, kraft deren Manuel freiwillig die Herrschaft am Bosporus dem Neffen Johannes übertrug, um Zeit zu persönlichen Verhandlungen und Bündnissen im Abendlande zu gewinnen, wohin er sich sofort mit seiner Familie einschiffte.

1399.

Diese Übereinkunft war das Werk des Marschalls Boucicault, den die Unfälle von Nikopolis nicht von seinem Eifer für die Sache der Christenheit im Morgenlande abzuziehen vermochten. Er war mit Mannschaft und Schiffen, welche der König von Frankreich, die Johanniter auf Rhodus und die Republiken Venedig und Genua gestellt, durch das Ägeische Meer und den Hellespont gesegelt, um den Kaiser bei der Verteidigung seiner Hauptstadt gegen Bajesids Belagerungsheer zu unterstützen. Als er kurz darauf mit Manuel sich nach Frankreich einschiffte, ließ er einen Teil der Mannschaft zum Schutze der bedrängten Byzantiner zurück, die einzige Hoffnung der unglücklichen, von Hunger und Elend zur Verzweiflung getriebenen Bevölkerung und ihres halbblinden, zinspflichtigen Kaisers, der das Los seines entfernten Oheims und Rivalen beneidete.

Während Manuel bei den Fürsten und Seerepubliken in Italien, bei den Königen von Frankreich und England um Hilfe bettelte und mit glänzenden Festlichkeiten und Ehrenbezeugungen empfangen, aber mit leeren Versprechungen entlassen wurde, rückte Bajesid mit seinen Belagerungsanstalten immer näher heran, so daß die hilflose Hauptstadt trotz ihrer Festigkeit auf die Länge der Zeit den Angriffen der Osmanen schwerlich widerstanden hätte, wäre nicht unerwartet ein Feind erschienen, der auf größeren und blutigeren Pfaden als Bajesid selbst einherschritt.

1400.

4. Timur der Mongole und Bajesids Ausgang.

Timurs Weltstellung.

Dieser Feind war der Mongolenbeherrscher **Timur**, der, seitdem er durch eine Wunde verstümmelt worden, den Beinamen „der Lahme“ (Timurlenk, daher Tamerlan) führte, ein Nachkomme Dschengischäns, dessen verfallenes Reich er wieder aufzurichten beschloß (VII, 369 ff.). Von unmenschlicher Grausamkeit gegen seine Feinde, aber groß als Feldherr, Staatsmann und Gesetzgeber, war er nicht bloß Welteroberer, sondern auch „Weltherrschaftsgründer“, streng und ernst, ein Feind der Lüge, der Abgott seiner Krieger und nicht ohne

Sinn für Wissenschaften. Die wilde Grausamkeit seiner aus allen Völkern zusammengerafften Soldaten suchte er durch Dichter und Gelehrte, durch Musiker und Ssofis zu mildern, welche beim Heer sich in Scharen einfanden und mit demselben Asien durchzogen. Anfangs in Diensten des Emir Hosein von Chorasan und Transoxania aus dem Herrscherstamm der Dschagatai in Balch und dessen Schild und Arm in den Kämpfen wider die Dscheten oder Geten an beiden Ufern des Oxus, zerfiel er später mit dem Gebieter, der ihm die Schwester zum Lohn in die Ehe gegeben, und wurde nach dem gewaltsamen Tod desselben durch einige verschworene Emire von dem Reichstag oder Kurultai zum Nachfolger erwählt. Hoseins Herrschersitz Balch war zerstört, die Bevölkerung in Sklaverei geführt worden, darum verlegte der neue Großfürst seine Residenz nach der Stadt Samarkand in reizender Umgebung, die er mit Mauern befestigte, mit Palästen und Gärten verschönerte. Aber nur selten verweilte er in den Städten seiner Heimat, in Samarkand oder Bochara; sein Leben war ein ununterbrochener Kriegs- und Siegeszug; fünfunddreißig Waffengänge machten ihn zum Herrn aller Länder und Völker von Chinas Mauer bis zum Mittelmeer und von den Grenzen Ägyptens bis in das Herz von Rußland und häuften siebenundzwanzig Kronen auf sein Haupt.

Eroberungszüge in Persien. 1380 ff.

Nachdem Timur die Länder Charesm und Kandahar wieder mit dem Reiche der Dschagatai vereinigt, zog er zur Eroberung von Persien oder Iran, in dessen weiten Grenzen auf den Trümmern des Reiches Dschengischans sich viele kleine Dynastien erhoben hatten, die nun einzeln die Beute des Mongolenherrschers wurden. In die Herrschaft von Chorasan oder Ostpersien teilten sich die beiden Fürsten von Sebsewar und Herat. Der erstere unterwarf sich, erkannte Timur als Oberherrn an und begleitete ihn als Klientelfürst auf seinen Zügen; der letztere wurde mit den Waffen bezwungen; seine Hauptstadt Herat mit allen ihren Schätzen, welche die früheren Herrscher daselbst aufgehäuft, fiel in die Hände des Siegers; die schön gearbeiteten Thore wurden nach Kesch, der Vaterstadt Timurs, gebracht. Aber das Land war durch viele Festungen geschützt, daher die Eroberung nur langsam vor sich ging. Erst als Nischabur, Sebsewar, dessen Fürst wieder abgefallen war, und Tusch oder Meschhed, die Grabstätte vieler großen Männer vergangener Zeiten und als Wallfahrtsort hochgefeiert, gefallen waren, wurde die Unterwerfung vollendet. Um die Empörung von Sebsewar zu bestrafen, ließ Timur zweitausend der Bewohner lebendig übereinander schichten und statt Bausteinen mit Lehm und Kalk zu Türmen aufmauern. Auch das eigentliche Persien, zu dessen Eroberung Timur nunmehr schritt, war unter zwei Dynastien geteilt: der Fürst von Farsistan aus dem Hause Mosaffer, ein Nachkomme Hulagus (VII, 379), erkaufte sich Gnade durch freiwillige Unterwerfung und reiche Geschenke; der Ilchane d. i. Landesfürst von Aserbeidjan dagegen, der schwarze Jussuf, ein Turkmenenhäuptling „vom schwarzen Hammel“, setzte sich zur Wehr. Als aber die Landschaften im Süden des

Kaspischen Meeres, Masenderan und Rei in die Hände der Mongolen gefallen und die Festungen Sultania und Tabris erstürmt waren, flüchtete er sich von Diarbekr nach Bagdad, indes Timur, sich nordwärts wendend, die Gebirgsländer am Kaukasus zur Unterwerfung zwang.

In den Kaukasusländern. Kars, die in Felsen gehauene Grenzfestung, öffnete ihre Thore; der Fürst von Georgien, der in Tiflis wohnte, huldigte dem gewaltigen Eroberer und erkaufte sich die Bestätigung in seiner Herrschaft durch Verleugnung des christlichen Glaubens; der Beherrscher von Schirwan oder Albanien küßte den Fußschemel des Tatarenchans und brachte Friedensgaben an Seidenstoffen, Pferden, Juwelen und Waffen, neun von jeder Gattung. Als einer der Höflinge bemerkte, daß nur acht Sklaven vorgeführt worden, sprach der Fürst: „Ich selbst bin der neunte“, eine „Offenherzigkeit“, die ihm des Siegers Gnade erwarb. Auch die Fürsten von Gilan, die sich bisher in ihren Bergschlössern, Wäldern und Morästen frei gefühlt, „küßten die Erde vor dem Eroberer“. In Armenien und Mesopotamien. Darauf wurden Armenien und Mesopotamien unterworfen, die tapfern Verteidiger von Wan mit gebundenen Armen in die Tiefe gestürzt, die Mauern Zerstörung von Ispahan. und Felsenmassen zerstört. — Ispahan im alten Fars erhob nach dem Tode des Mosaffer-Schah, der sich dem mongolischen Großchan unterworfen hatte, die Fahne der Unabhängigkeit und tötete die feindliche Besatzung. Rachedürstend rückte Timur herbei, und als die Stadt den stürmenden Angriffen erlag, erging das Gebot, daß jeder Krieger eine bestimmte Anzahl von Köpfen der Einwohner abliefere. Die Zahl der Erschlagenen wird auf 70,000 angegeben. Sie wurden auf den freien Plätzen zu turmhohen Schädelstätten aufgeschichtet. Doch mitten im Taumel der Blutrache gebot der Barbar, daß man das Stadtviertel, wo die Schriftgelehrten und Gesetzeskundigen wohnten, und das Haus des großen Weisen Chodscha Imadeddin Wais verschone.

Die unterworfenen Dynasten. Nun beugten sich die Fürsten und Statthalter der persischen Landschaften, und Timurs Name wurde im Kanzelgebet gefeiert. Aber der Großchan hielt seine Herrschaft nicht für gesichert, solange noch Häuptlinge aus dem Hause Mosaffer in den schönen Gebirgsgegenden am Persischen Meerbusen das Zepter führten. Das Bewußtsein ihrer erlauchten Herkunft von Hulagu, dem Sohne Dschengischans, ließ sie jede Unterordnung als schmachvoll erkennen, und wenn sie auch im Gefühle der Ohnmacht vor dem gewaltigen Eroberer sich demütigten und das Verhältnis abhängiger Klientelfürsten ertrugen, so war doch zu befürchten, daß sie bei irgend einer neuen Wendung, bei irgend einer Aussicht auf Erfolg, das Joch des verhaßten stammverwandten Emporkömmlings abschütteln würden.

Timur im Kiptschak und in Südrußland. 1390 ff. Der Mongolenchan hatte bereits an einem andern Dynasten die Erfahrung gemacht, wie wenig auf die beschworene Lehnstreue zu bauen sei. Vor Jahren hatte er den Toktamisch aus dem Geblüte Dschengischans gegen einen andern Mongolenhäuptling desselben Stammes in Schutz genommen und zum

Gebieter in Kiptschak (Kaptschak) eingesetzt, in jenen pontisch-kaspischen Steppenländern, die sich von den Ufern der Wolga weit nach Osten und Norden ausdehnen. Aber Toktamisch vergaß mit der Zeit die Verdienste und die Macht seines Wohlthäters, und seines erlauchten Ursprungs eingedenk suchte er sich der Herrschaft Timurs zu entziehen. Auf seine Anregung und im Vertrauen auf seinen Beistand erhoben sich die turanischen Völker jenseits des Oxus, welche das Joch des Großchans haßten oder fürchteten. Ein mächtiger Kriegssturm durchtobte ganz Turkestan. Timur drang von Taschkent aus über die Gebirgsketten des Mustagh nach dem südlichen Sibirien, wo er mit Lust auf das wogende Meer der grünen Steppen blickte, während seine Krieger ein rohes Denkmal seiner Thaten aufrichteten. Nach vielen Zügen und Gefechten trafen die Heere der beiden Mongolenfürsten zu einer Entscheidungsschlacht zusammen. Toktamisch wurde in die Flucht geschlagen und weithin nach den Ebenen Rußlands verfolgt. Als er einige Zeit nachher den Kampf erneuerte, erlitt er am Terek 1394.
eine zweite Niederlage und beschloß seine Tage als Flüchtling, während ein tatarischer Fürstensohn aus Timurs Hofdienerschaft den Thron des Kiptschak einnahm. An den Ufern der Wolga, wo die Herrscher der großen Tatarei ihre Hofstadt hatten, schlug Timur sein prachtvolles Lager auf. Unermeßliche Beute wurde eingebracht an edlen Metallen und kostbarem Pelzwerk, an Pferden und Waffen, an schönen Mädchen und Jünglingen, zur Lust des Harems und zum Dienste des Hofes bestimmt; und glänzende Feste, belebt durch Tonkunst und Gesänge, feierten den Sieg des Weltherrschers. Von der Wolga setzte dann der Großchan über den Don und Dnjepr, verheerte Klein- und Großrußland und machte die Einwohner von Moskau erbeben. Die abendländischen Kaufleute, welche in Asow und Astrachan reiche Warenlager besaßen, schickten Gesandtschaften mit wertvollen Gaben in das Prachtgezelt des Großchans, vermochten aber doch nicht die Plünderung und Zerstörung der beiden Städte mit ihren reich gefüllten Vorratshäusern zu verhindern. Auch Sarai am Ufer der Wolga, damals die Hauptstadt von Kiptschak, wurde verbrannt und die Einwohner gleich Herden fortgetrieben.

Der Abfall Toktamischs scheint den Mongolenchan mit Mißtrauen gegen Zweiter persischer Feldzug.
die übrigen Klientelfürsten erfüllt zu haben; er beschloß daher einen zweiten 1394 ff.
Feldzug in die persischen Provinzen, um seine Herrschaft bis an das südliche Meer auszudehnen und fester zu begründen. Nachdem er die Reste der Assassinen, die mit ihren Dolchen sich in seine Nähe gewagt, durch ein furchtbares Blutbad ausgerottet, kehrte er seine Waffen nach dem südlichen Persien. Er durchzog Chusistan und Fars, pflanzte seine Fahnen auf dem Thor von Schiras auf und ließ die fürstlichen Häupter der Familie Mosaffer, welche als Statthalter einzelner Städte geduldet worden, einbringen und hinrichten. Nur zwei, früher von ihren Verwandten geblendet, durften ihr Leben in Samarkand beschließen. Auch die Gestade am Persischen Meerbusen und das Königreich Ormuz, reich

durch den indischen Handel und durch Perlenfischerei, wurden unterworfen und zur Zinspflicht gezwungen. Unermeßliche Reichtümer kamen aus dem paradiesischen Lande in die Hände des Tatarenchans und seiner Emire und Krieger. Darauf wandte sich Timur westwärts durch Kurdistan nach dem Tigris. Nicht weit von Arbela, wo einst Alexander das Los des persischen Reiches entschieden, erschien der Botschafter des Sultans Achmed Dschelair von Bagdad mit Freundschaftsversicherungen und mit kostbaren Geschenken, nach tatarischer Sitte neun von jeder Art, darunter Pferde mit goldenen Sätteln. Timur forderte Verzicht auf alle Hoheitsrechte, und als Achmed zögerte, zwang er ihn zur Flucht nach Ägypten, bemächtigte sich der alten Kalifenstadt und schickte ihre Künstler und schriftkundigen Männer nach Samarkand, um mit den Werken ihres Geistes und ihrer Hand seine Hauptstadt zu verherrlichen. Der ganze Lauf des Tigris und Euphrat, von der Mündung bis zu den Quellen dieser Ströme, wurde seiner Herrschaft unterworfen; Tekrit und das uralte Edessa gerieten in seine Gewalt; die feste Stadt Mardin versprach Tribut und sandte Geschenke.

Die Mongolen in Indien. 1398. Von den Ufern des Euphrat kehrte Timur nach Samarkand zurück, wo er eine Reihe glänzender Feste anordnete und prachtvolle Paläste und Gärten anlegte. Hier setzte er seine vier Söhne zu Statthaltern über die eroberten Länder im Osten (Chorasan), im Westen (Irak), im Norden (Aserbeidjan) und im Süden (Fars) und verließ dann die Stätte der Lustbarkeit, um auch das reiche Indien zu erobern. In Alexanders Fußstapfen tretend, überschritt er bei Attok den Indus, unterwarf das Land der fünf Ströme (Pundschab) von Lahore bis Multan und zog dann, die Grenzaltäre des Makedoniers am Ufer des Hyphasis hinter sich lassend, durch die Wüste nach den Fruchtgefilden des Ganges und der Jumna, um die vielgepriesene Stadt Delhi, wo Sultan Mahmud unter den Wollüsten des Harems ein unkriegerisches, weichliches Leben verbrachte, seinem Zepter zu unterwerfen. Als die zahllose Menge der Gefangenen, von denen viele zu der Sekte der Gheber oder Feueranbeter gehörten, dem Heere lästig zu werden begann, gebot er bei Todesstrafe und Güterverlust, daß jeder seine Sklaven morde. „Binnen einer Stunde bluteten über hunderttausend unschuldige Opfer unter den Händen des Schlächterheeres des Welteroberers, und einer der sanftmütigsten Menschen, der gelehrte Nasireddin Umur, der es für unrecht hielt, das Blut der Tiere zu vergießen und nur ein Lamm zu erwürgen, mußte, um sein eignes Leben zu retten, fünfzehn seiner indischen Sklaven schlachten lassen." Sultan Mahmud ging dem Großchan mit einem beträchtlichen Heer von Fußvolk, Reitern und Elefanten entgegen; aber nach einer blutigen Niederlage in der Nähe von Dehli sah er sich zur Flucht genötigt, worauf die Stadt der Plünderung preisgegeben und die wehrlosen Einwohner ermordet wurden. Vom Heldenmut der Verzweiflung beseelt, zündeten sie ihre Häuser an und stürzten sich mit ihren Weibern und Kindern in das Flammenmeer. Timur verfolgte die Inder bis an die Quellen des Ganges, bis an den Felsenpaß, welcher das

Kuhmaul heißt, und rötete dort die Fluten des heil. Stromes durch ein allgemeines Gemetzel seiner Verehrer; und die Grenzen des Zauberthales von Kaschmir berührend, kehrte er nach Samarkand zurück, wo zum ewigen Denkmal dieses Vertilgungskrieges der Götzendiener die große herrliche Moschee mittels indischer und persischer Steinhauer und Werkmeister aufgeführt ward. Indische Götzenbilder wurden als Bausteine verwendet. Ein Abkömmling aus Timurs Geschlecht, „der große Mogul", sollte fortan in Hindostan das Zepter führen.

Timur in den westlichen Landschaften. c. 1400.

An den Ufern des Ganges wurde Timur benachrichtigt, daß in den westlichen Reichen Unruhen ausgebrochen, daß sich die Christen in Georgien und Schirwan empört, daß in Persien an den Höfen seiner Söhne große Unordnungen eingerissen, daß der Osmanen-Sultan Bajesid seine Herrschaft über die Landschaft Kastamuni, das alte Paphlagonien, ausgedehnt, die Städte Sinope, Siwas, Diwrigi u. a. an sich gebracht und Ersendjan in Armenien in Besitz genommen, daß der Ilchan Achmed Dschelair von Bagdad und sein Schicksalsgenosse, der flüchtige Fürst von Diarbekr, Kara Jussuf, die Wiedereroberung ihrer Länder in Angriff genommen. Diese Nachrichten bewogen den Großchan, trotz seiner dreiundsechzig Lebensjahre nach kurzer Rast in Samarkand sich wieder nach dem Westen seines Weltreichs zu wenden. Er begann sein Strafgericht mit dem abtrünnigen Fürsten von Georgien. Nachdem er auf der schönen Ebene von Karabagh einen großen Heeresreichstag, Kurultai, abgehalten und den armenischen Fürsten Taherten, der mit Geschenken zu ihm geeilt, gnädig aufgenommen und mit Ersendjan belehnt hatte, rückte er in das schwer zugängliche Gebirgsland ein. Auf dem indischen Feldzug hatte er sich auf einem tragbaren Gerüste von den Berghöhen in die Tiefe hinuntergelassen: von dieser neuen Kriegskunst machte er nun auch hier Gebrauch. Um die in ihren unzugänglichen Felshöhlen verschanzten Feinde anzugreifen, wurden die Krieger mittels Hängkörbe und fliegender Gerüste von der Höhe der senkrechten Felsenwände heruntergelassen, bis sie den Höhlen gegenüber die Reihen der Feinde durch Pfeilregen verdünnten, in die Mitte derselben von ihren Luftflößen hineinsprangen oder, wenn solche Höhlenlandung unmöglich, Feuer hineinwarfen und sie samt ihren Speichern und Rüsthäusern verbrannten. Bald war das ganze Land mit der Hauptstadt Tiflis und den zahlreichen Festungen in der Hand des Tatarenchans, der den Einwohnern nur die Wahl zwischen Tod und Abschwörung des Christenglaubens ließ.

Timur und Bajesid.

Als Timur nach der Bewältigung Georgiens südwärts zog, fanden sich die von Sultan Bajesid vertriebenen Fürsten von Kermian, von Aidin, von der Walachei, von Armenien (Ersendjan) als Hilfesuchende in seinem Hoflager ein. Der Großchan nahm sie wohlwollend bei sich auf, weil er vernommen, daß die feindlich gesinnten Sultane von Bagdad und Diarbekr, Achmet Dschelair und Kara Jussuf, Schutz und Zuflucht in Brussa gesucht. Sendschreiben voll bitterer Vorwürfe waren die Einleitung zu einem Krieg, der früher oder später naturgemäß zwischen den beiden Großmächten ausbrechen mußte. Beide waren stolz

auf ihre bisherigen Erfolge. Jeder warf dem andern vor, daß er seine Grenzen verletzt, seine Vasallen bedroht, seine Rebellen geschützt. Der Ton der Schriftstücke war so beleidigend, daß die sie überbringenden Botschafter nur mit Mühe dem Tod entgingen. — Im Anfang des neuen Jahrhunderts brach Timur in Armenien ein, um den Fürsten Taherten, der seinen Schutz angefleht, wieder in sein Land einzusetzen. Die volkreiche Stadt Siwas, früher Sebaste, eine der stärksten Festungen, wurde nach achtzehntägiger Belagerung zur Ergebung gezwungen. Die Moslems wurden zur Sklaverei begnadigt, dagegen die Christen, besonders die viertausend armenischen Reiter, welche durch ihren mutigen Widerstand den Zorn des Tatarenchan gereizt, gebunden in Gruben gestürzt und dort lebendig begraben. Unter den Gefangenen befand sich Bajesids tapferer Sohn Ertoghrul; auch ihn ließ Timur zum Tode führen. Da ließ der Osmane ab von der Belagerung Konstantinopels und setzte, von Schmerz und Zorn erfüllt, nach Asien über. Dadurch wurde die Todesstunde des byzantinischen Schattenreichs um fünfzig Jahre verzögert.

Timur in Syrien. 1401. Aber auch in Asien sollte es nicht sofort zur Entscheidungsschlacht kommen. Timur hatte zuvor noch das verletzte Gesandtschaftsrecht an dem Mamelucken Sultan zu rächen, welcher mongolische Botschafter in Haft gelegt und einen gefangenen Feldherrn zurückhielt. Bei Haleb traf der Großchan auf das ägyptisch-syrische Heer, und alsbald entbrannte der Kampf. Durch die Elefanten, die wie ein Wall vor Timurs Schlachtreihen aufgestellt waren und Schützen und Feuerschleuderer auf dem Rücken trugen, erlangten die Mongolen den Sieg. Furchtbar war die Niederlage der Fliehenden, die von den Elefanten und Reitern niedergetreten, „von den Lanzen der Verfolger durchbohrt, bald mit ihren Leichen die Gräben füllten und dem Feinde eine Brücke bauten, um mit den verwirrten Scharen der Syrier und Ägypter zugleich in die Stadt einzudringen.

Haleb zerstört. Wie die übrigen eroberten Städte wurde auch Haleb, dessen Burg der feige Befehlshaber ohne Widerstand auslieferte, der Plünderung preisgegeben; weder Alter noch Jugend ward verschont.

Der Brand von Damaskus. Von Haleb zog Timur nach Hama und Emesa, bewunderte die Riesensäulen vom Sonnentempel in Heliopolis (Baalbeck) und rückte dann in die paradiesische Gegend von Damaskus vor, wo der Sultan von Ägypten selbst weilte. Vor den Mauern der Stadt wurde die Entscheidungsschlacht geliefert, welche ganz Syrien in die Gewalt des Mongolenchans brachte. Der Sultan entfloh nach Ägypten, um Kairo vor den aufrührerischen Mamelucken zu retten, worauf Damaskus nach tapferster Gegenwehr dem übermächtigen Feinde vertragsweise übergeben ward. Eine Million Goldstücke sollte der Preis der Erhaltung sein. Allein kaum waren die wilden Scharen unter dem Schutze eines Waffenstillstands durch die Thore eingedrungen, so legten sie, von Rache und Raubgier erfüllt, an mehreren Orten Feuer, wodurch die herrliche, meistens aus Holz aufgebaute Stadt in wenigen Stunden in einen Aschenhaufen verwandelt

ward. Der Brand der Zedern- und Cypressentäfelei erfüllte die Luft weithin mit Wohlgerüchen. Die Besatzung, meistens tscherkassische Mamelucken und Neger, wurden unter die Emire verteilt, die Künstler, Handwerker und Gelehrten wurden nach Samarkand abgeführt. Dadurch kam die Kunst der Stahlarbeiten, wodurch Damaskus bisher so berühmt gewesen, nach Chorasan und Persien. Die Religionswut der Schiiten gegen die sunnitischen Verehrer der Omejjaden, die einst Ali und Hosein erschlagen, steigerte die Grausamkeit der Eroberer. Selbst die mit Blei gedeckte große Moschee, das älteste Meisterwerk sarazenischer Baukunst, stürzte in Feuerbächen zusammen.

Erstürmung von Bagdad.

Nachdem Timur über den Gräbern der beiden Frauen des Propheten marmorne Dome hatte wölben lassen, verließ er die Brandstätten von Damaskus, Hama und Haleb, um an der festen Stadt Mardin vorbei in das Gebiet von Bagdad zu ziehen. In den glühendheißen Augusttagen wurde die alte Kalifenstadt erstürmt. Ferrudsch, Statthalter des Sultans Achmed Dschelair, welcher die Mauern und Thore mit dem Mute der Verzweiflung verteidigte, ertrank mit seiner Tochter auf der Flucht im Tigris. So viele Schreckensszenen Bagdad schon gesehen, sie wurden durch den Mongolenchan Timur alle überboten. Mit Ausnahme der Moscheen, Schulen und Spitäler wurde die ganze Stadt zerstört, und von der allgemeinen Ermordung wurden nur die Imame und Gelehrten ausgenommen. „Neunzigtausend Köpfe fielen und wurden vor den Thoren der Stadt in Türme aufgeschichtet zum Siegesdenkmal der Barbarei des Welteroberers.“ Darauf besuchte der Wüterich mit seinen Frauen andachtsvoll die Gräber der mohammedanischen Heiligen und verließ dann die Stätte der Verwüstung, um auf der schönen Ebene von Karabagh den Winter mit Freudenfesten und Jagden zu verbringen.

Die Schlacht bei Angora. 1402.

Der syrische Feldzug des Mongolen hatte dem Sultan Bajesid Zeit gelassen, sich zu dem unvermeidlichen Krieg wider den mächtigen Gegner zu rüsten. Die Wegnahme von Siwas und die Ermordung seines Sohnes Ertoghrul forderten Rache. Ein Schriftwechsel, dessen Ton die innere Gereiztheit erkennen ließ, war die Einleitung zum Waffengang. Nicht nur, daß Bajesid Timurs Forderungen zurückwies, er soll auch in betreff des Harems eine Äußerung gethan haben, die nach den Begriffen eines Muselmannes höchst beleidigend war. Vergebens suchten die Vertrauten und Räte eine friedliche Ausgleichung zu vermitteln; keiner der siegreichen Welteroberer wollte dem andern nachstehen oder entgegenkommen; so mußte denn das Schwert die Entscheidung fällen. Während die Botschafter noch hin und her eilten, hatte Timur seine Streitkräfte von der Ebene Karabagh aus schon nach Armenien bis in die Gegend von Tokat und Siwas vorrücken lassen. Von hier wandte er sich südwärts gen Kaisarije, um die wohlbesetzten Gebirgspässe zu umgehen, und stieg dann von da aus in die Ebene von Angora hinab, wo der Osmanensultan ein mächtiges Heer um sich gesammelt hatte. Neben den Janitscharen und den Schwadronen der Spahis

folgten 20,000 europäische Panzerreiter in undurchdringliche Rüstungen gehüllt seinen Fahnen, und die Kriegshaufen Anatoliens, deren Fürsten zum Teil in Timurs Lager Zuflucht gesucht, standen unter dem Oberbefehl osmanischer Feldhauptleute. Aber die Stimmung des Heeres war gedrückt; übermäßige Anstrengungen, ungenügende Zufuhr, Mangel an Trinkwasser und Rückhaltung des Soldes, da der geizige Sultan seine Kassen verschlossen hielt, hatten Mißmut und Niedergeschlagenheit erzeugt. Vergebens rieten die erfahrensten Kriegsobersten eine Feldschlacht zu vermeiden und den übermächtigen Feind durch kleine Gefechte in Schluchten und waldigen Gegenden zu ermüden und zu trennen. Die bisherigen Erfolge hatten Bajesid übermütig gemacht, und die Leidenschaft trieb
20. Juli 1402. ihn vorwärts. So ereignete sich denn die furchtbare Schlacht bei Angora, wo die ganze Streitmacht des Morgenlandes, angeführt von den größten Eroberern der Zeit, Timur „dem großen Wolf" und Bajesid dem „Wetterstrahl", ihren Söhnen und Enkeln und den waffenkundigsten Feldherren in den Kampf zog.

Gang der Schlacht. Wenn anfangs die Osmanen durch die Tapferkeit der serbischen Panzerreiter, an deren stahlfester Rüstung die Lanzen und Pfeile der Mongolen wirkungslos abprallten, und durch die gedeckte Stellung am Fuße eines Hügels einige Vorteile errangen, so wurden diese schnell aufgewogen, als der Sultan die geschützte Aufstellung durch ein übereiltes Vorgehen preisgab und die Truppen der Landschaften Kermian, Aidin, Ssaruchan und Mentesche beim Anblick ihrer Fürsten zum Feinde übergingen und ihre Waffen gegen die Osmanen kehrten. Bald gerieten die beiden Flügel in Verwirrung und Flucht; nur Bajesid selbst, welcher mit 10,000 Janitscharen das Mitteltreffen befehligte, hielt standhaft aus. Erst als fast alle seine Truppen teils durch die Qualen des brennenden Durstes, teils durch die Lanzen und Geschosse der Tataren aufgerieben waren, wandte auch er sich am Abend mit seinen Getreuen zur Flucht. Aber durch den Sturz seines Pferdes aufgehalten, wurde er von den verfolgenden Reitern eingeholt und nebst seinem Sohne Musa und den namhaftesten Heerführern und Feldobersten in Gefangenschaft geführt. Die älteren Söhne Suleiman, Mohammed und Isa hatten sich nach Karaman gerettet; Mustafa war spurlos verschwunden. „So wurde auf der Ebene von Angora, im Angesicht jener nördlichen Berge, wo Bajesids Vorfahren von den seldschukkischen Sultanen die ersten Weiden auf den Alpen für ihre Herden erhalten hatten, auf der Ebene, wo Pompejus den Mithridates schlug, der siegende Wetterstrahl von dem welterobernden Eisen (Timur) besiegt und abgeleitet, so daß er zum letztenmal zuckend erlosch."

Der Barbarenkrieg in Kleinasien. 1402. Während der Sultan und seine Leidensgenossen im Lager Timurs, wohin sie geführt wurden, über die wunderbaren Glückswechsel im menschlichen Leben nachzudenken Gelegenheit hatten, entsandte der Sieger von Kutahia aus die Diener des Raubes und der Zerstörung nach allen Seiten. Dörfer und Städte wurden in Asche gelegt, die Einwohner erschlagen oder in Knechtschaft geführt, alles Wertvolle als Beute weggeschleppt. Weit und breit wurde das umliegende Land verwüstet, ein entsetzliches Denkmal des erbittertsten Barbarenkrieges. Brussa, die Hauptstadt des Osmanenreichs, wurde von Mirza Mohammed Sultan, dem geliebtesten Enkel Timurs, erobert und der Plünderung und Zer-

störung preisgegeben; doch hatte Bajesids Sohn Suleiman vorher Zeit gefunden, sich mit den Schätzen nach Europa zu retten; gleiches Los erlitt Nicäa, noch immer eine schöne und reiche Stadt. Ganz Kleinasien wurde von den tatarischen Heerhaufen durchstreift und ausgeplündert, die flüchtigen Fürsten von Keriman, Mentesche, Kastamuni, Aidin u. a. in ihre Länder wieder eingesetzt, Mohammed, der Sohn Ali-Begs von Karaman (S. 623), aus der Gefangenschaft in Brussa befreit und mit dem väterlichen Reich in Koniah belehnt, und unermeßlicher Raub zusammengetragen. Bis nach Smyrna, das Timur selbst, trotz der heldenmütigsten Verteidigung der Rhodiser Ritter, mit stürmender Hand nahm und in eine Brand- und Leichenstätte verwandelte, und bis an die Ufer Dez. 1402.
der Propontis dehnten sich die Streifzüge der Barbaren aus. Die abendländischen Fregatten, welche sich an die Küsten wagten, wurden mit abgeschlagenen Christenköpfen begrüßt, die der Mongolenchan mit Wurfmaschinen ihnen zusandte.

Von Ephesus und der ionischen Küste, wo auf der blühenden Stätte alt- Bajesids Ende. 1403.
griechischen Kultur- und Handelslebens Tod und Verödung sich hinlagerte, kehrte Timur nach Akschehr zurück, um Zeuge zu sein von dem Ende seines erlauchten Gefangenen. Die Katastrophe von Angora, die den gewaltigen Völkerbezwinger Bajesid von der Höhe irdischer Macht und Herrlichkeit in die Niedrigkeit der Kerkerhaft herabstürzte, hat auf die Zeitgenossen und die Nachwelt einen so erschütternden Eindruck hervorgebracht, daß die Phantasie den gewaltigen Schicksalswechsel noch durch drastische Züge ausschmückte. Der barbarische Großfürst soll seinen überwundenen Gegner wie ein wildes Tier in einen eisernen Käfig gesperrt und den Völkern Asiens als Schauspiel vorgeführt haben. Sowenig eine solche Behandlung mit den übrigen Thaten Timurs in Widerspruch stehen würde, so haben doch Gibbon und Hammer die Erzählung in das Reich der Fabeln verwiesen und in eine Linie gestellt mit der Sage von den Sklavendiensten des römischen Imperators Valerian in persischer Gefangenschaft (IV, 495). Der Mongolenkaiser fühlte bei dem Anblick des mit Staub bedeckten, von Hunger, Durst und Ermüdung erschöpften Gefangenen Regungen des Mitleids; er wies ihm in seinem eignen Lager drei prachtvoll eingerichtete Zelte zur Wohnung an, behandelte ihn fürstlich und sprach ihm Trost und Mut ein. Diese Milde und Schonung verschwand jedoch, als ein Komplott zu Tage kam, durch welches Bajesid mittels einer in sein Zelt gegrabenen Mine aus der Haft entführt werden sollte. Von der Zeit an wurde der Sultan unter strengere Aufsicht gestellt, so daß er des Tages von verstärkter Wache umgeben, in der Nacht aber gefesselt ward. „Aus dieser verschärften Obhut und aus dem Mißverstande des türkischen Wortes ‚Kafes‘, welches nicht nur Käfig, sondern auch ein vergittertes Zimmer oder eine vergitterte Sänfte bedeutet, ist das Märchen vom eisernen Käfig entstanden, welches so lange Zeit hindurch alle europäischen Geschichtschreiber wiederholt haben.“

Vielleicht hatte Timur die Absicht, den gefangenen Herrscher mit sich nach Samarkand zu führen, damit er seinen Triumph verherrliche; aber dieser Schmach
8. März 1403. wurde Bajesid durch seinen plötzlichen Tod entzogen. Er starb zu Akschehr in der Landschaft Hamid im neunten Monat seiner Gefangenschaft. Der Großchan gestattete, daß Musa die väterliche Leiche nach Brussa führte, wo sie mit großen Feierlichkeiten in der von ihm erbauten Moschee beigesetzt ward.

Timurs Ausgang und Charakter. 1405. Timur verweilte noch einige Zeit in Vorderasien, mit mancherlei Entwürfen beschäftigt und seine stolze Seele weidend an den Huldigungen und Geschenken, die ihm von allen Seiten entgegengebracht wurden. Haben wir doch gesehen, daß selbst der kastilische König eine Gesandtschaft an den Weltbezwinger abschickte (S. 101) „mit Teppichen, welche die Nadel orientalischer Künstler verdunkelte". Timur mochte überlegen, ob er seinen Eroberungszug nach Europa richten sollte, wo der byzantinische Schattenthron und das zersprengte Türkenreich ihm leicht zur Beute geworden wären, oder ob er seine Waffen nach Ägypten und Nordafrika kehren sollte, wo er alte Beleidigungen rächen und neue Völker und Städte unter sein Zepter beugen könnte; aber Mangel an Schiffen und sein vorgerücktes Lebensalter hielten ihn fern von der unbekannten Welt im Westen. Er begnügte sich mit der Ehre, von den Beherrschern in Konstantinopel, Adrianopel und Kairo als Oberherr mit Tribut und Geschenken begrüßt zu werden und wendete sich dann nach dem Osten zurück, um in Samarkand die Vermählung von sechs seiner Enkel mit fabelhafter Pracht und Verschwendung zu feiern. Aber sein ruheloser Geist trieb ihn von neuem vorwärts. Das reiche China, nach dem von jeher die gierigen Blicke der Nomadenvölker gerichtet waren, reizte die Eroberungluft des siebzigjährigen Machtherrschers. Er brach mit großer Heeresmacht und einem unendlichen Zug von Wagen mit Gepäck und Vorräten von Samarkand auf, um das himmlische Reich der Mitte heimzusuchen und in Peking die Herrschaft des Islam aufzurichten. Aber der Herr des Lebens sprach: „Es ist genug!" In der Nähe von
19. Febr. 1405. Otrar, viele Meilen ostwärts von seiner Hauptstadt, ereilte ihn der Tod. Timur glich einem Gewittersturm, der mehr durch Verwüstung als durch befruchtende Wirkung seine Spuren erkennen läßt. Ein großartiger, furchtbarer Gewaltherrscher, der jeden Widerstrebenden erbarmungslos niederwarf und wie ein Würgengel über die Erde dahinfuhr, Brandstätten, Leichenfelder und Pyramiden von Totenknochen und grinsenden Menschenschädeln als Trophäen zurücklassend, war er in Zeiten ruhiger Gemütsverfassung ein gerechter Richter, ein frommer Verehrer des Koran, ein Freund der Wissenschaft und Bildung, ein Gönner von Künstlern und Gelehrten, die er stets ehrte und auszeichnete, mit denen er sich gern über die höchsten Dinge unterhielt.

Verfall seines Reiches. So viele Söhne und Enkel Timur hinterließ, so zerfiel doch sein mit Blut getränkter Herrscherbau bald in Trümmer: in Transoxiana, in Persien und am Kaspischen Meer erhoben sich neue Dynastien, und in Vorderasien erstand nach

zehnjähriger Anarchie das osmanische Reich unter Kämpfen und Wehen zu neuer Lebenskraft. Nur in Hindostan vererbte der „große Mogul" aus Timurs Geschlecht die Herrschaft auf seine Nachkommen.

So entsetzlich die Laufbahn war, auf welcher Timur mit ehernem Tritt die Welt durchstürmte, als Mensch und Herrscher stand er dennoch höher als sein Gegner Bajesid. Nicht nur, daß der Osmanenfürst, bloß auf Kriege und Eroberungen bedacht, das Staatswesen vernachlässigte, die Verwaltung seinem selbstsüchtigen, im Schmutze unnatürlicher Laster versunkenen Großwesir Ali Pascha überließ, die Städte und Landschaften der Habsucht und Ungerechtigkeit gewissenloser und bestechlicher Richter und Amtleute preisgab, er wird auch beschuldigt, daß er zuerst von der alten Einfachheit und Sittenstrenge der Vorfahren abgewichen sei, sich der Schwelgerei, der Prunksucht und der Sinnenlust hingegeben, der Knabenliebe gefröhnt und von seiner serbischen Gemahlin sich zum Genuß des Weines habe verleiten lassen. Vielleicht war es um dieser Versündigung willen, daß Timur Bajesids Tochter zwang, vor den Augen des gefangenen Vaters als Sklavin Wein herumzureichen. Die Moscheen und frommen Stiftungen, die er im Geiste der früheren Sultane in Brussa und andern Städten gründete, waren kein Ersatz für die Sittenverderbnis, die unter ihm und durch ihn in die höheren Kreise der Bevölkerung eindrang und die männliche Kraft und Tugend der Väter untergrub, und die Festsetzung bestimmter Gerichtstaxen für Rechtssprüche war nicht vermögend, der Bedrückung, der Käuflichkeit und der Willkür der Kadi Einhalt zu thun. Viele erblickten daher in dem Unglück von Angora ein Strafgericht, durch welches die Kräfte des osmanischen Reichs noch einmal auf die Probe gestellt und neu gestählt werden sollten.

Bajesids Regierung und Charakter.

5. Wiederherstellung des Osmanenreichs durch Mohammed I.

Die Schöpfungen Urchans und Murads waren bei Bajesids Tod auseinander gefallen. Die Fürsten aus seldschukkischem oder turkmenischem Stamme waren in die kleinasiatischen Staaten, welche ihnen die Osmanen entrissen hatten, zurückgekehrt und herrschten als Klientelfürsten des Großchans in den Reichen ihrer Väter; Bajesids Söhne lebten zerstreut in Europa und Asien, teils geschützt durch die Entlegenheit ihrer Aufenthaltsorte, wie Suleiman in Adrianopel und Mohammed in Tokat und Amasia, teils in der Verborgenheit oder unter mongolischer Schutzherrschaft, wie Musa in Kutahia und Isa in Brussa; aber anstatt mit vereinten Kräften die Wiederherstellung des Reichs in Angriff zu nehmen, stritten sie über der Leiche ihres Vaters um die Trümmer der Herrschaft.

Bajesids Söhne.

Mohammed, der thatkräftigste unter den Söhnen Bajesids, wußte in der nordöstlichen Landschaft, wo ihn der Vater als Statthalter eingesetzt hatte, eine unabhängige Stellung zu behaupten, ohne Timurs Eifersucht zu reizen. Nach dem Abzug des Großchans und nach dem Hinscheiden desselben befestigte und vergrößerte er seine Herrschaft durch glückliche Kriege gegen tatarische und turkmenische Häuptlinge und dehnte seine Besitzungen bis in die Nähe von Boli aus, wo er bald mit seinem Bruder Isa in Brussa, dem der alte Feldherr Timurtasch zur Seite stand, in Grenzstreitigkeiten geriet. Bei Ulubad (Lugadion) stießen

Mohammed. 1403–1421.

ihre Heere aufeinander; nach heißem Kampfe siegte Mohammed: Isa entfloh und fand eine Zuflucht in Konstantinopel, Timurtasch wurde auf den Tod verwundet in das feindliche Lager gebracht und daselbst als Leichnam durch Enthauptung der Schmach überliefert. Unter dem Jubel des Volkes hielt der Sieger nunmehr seinen Einzug in die alte Hauptstadt; bald huldigten ihm auch die Städte Nicäa und Jenischehr; man fing an, ihn als den Erben des asiatischen Teiles des Osmanenreichs zu betrachten. Diese Erfolge weckten jedoch den Neid des ältesten Bruders Suleiman; er rief den flüchtigen Isa nach Adrianopel, unterstützte ihn mit Mannschaft und Geld und schickte ihn über den Hellespont zurück, damit er ihm auch die Herrschaft in den Provinzen Anatoliens verschaffe. Aber als Isa mit seinen Scharen, die wie in Feindes Land hausten, gen Brussa zog, wurde er von Mohammed in die Flucht geschlagen; es gelang ihm, nach Süden zu entkommen und die Fürsten von Aidin, Ssaruchan und Mentesche zu einem Waffenbund wider den Sultan zu vereinigen; aber zum zweitenmal aufs Haupt geschlagen, trieb er sich in den Wäldern und Schluchten Karamaniens umher, bis er auf unbekannte Weise seinen Untergang fand. Seine Bundesgenossen erkannten die Oberhoheit des Herrschers von Brussa an und wurden dessen Vasallen; der Fürst von Ssaruchan starb durch das Richtbeil, nachdem er sich als besondere Gnade ein Grab in der Familiengruft seiner Väter in Magnesia erbeten.

1404.

Suleiman und der byzantinische Hof.

Mit dem Glück des jüngeren Bruders, der bereits den größten Teil des osmanischen Reichs in Asien wieder unter sein Zepter gebracht, stieg der Neid Suleimans, welcher als Erstgeborner auch die väterlichen Besitzungen jenseits des Bosporus und Hellespont in Anspruch nahm. Um freie Hand zu bekommen, schloß er mit Kaiser Manuel, der auf die Kunde von der Schlacht bei Angora aus dem Abendlande herbeigeeilt war und das Regiment wieder an sich genommen hatte, den Neffen Johannes auf die Insel Lemnos verweisend, einen Friedens- und Freundschaftsvertrag, wodurch die Byzantiner, die in der ersten Freude die Osmanenkolonie samt ihren Kadis und Vorstehern aus ihren Mauern getrieben und die Moscheen und Bethäuser niedergerissen hatten, nicht nur straflos ausgingen und von der bisherigen Zinspflicht entbunden wurden, sondern auch eine Reihe von Städten und Landschaften an der trakischen und makedonischen Küste mit Einschluß von Thessalonich zurückerhielten. Und um den Bund noch fester zu knüpfen, gab der Kaiser dem Sultan seine Nichte, die Tochter des Despoten Theodoros, in die Ehe und empfing Suleimans Bruder Kasim und seine Schwester Fatime als Geiseln in den Mauern seiner Hauptstadt, wo bereits ein andrer Sohn Bajesids, Jussuf, weilte, der aus Begeisterung für christliche Bildung und Gelehrsamkeit in der Folge sich taufen ließ. Durch dieses Bündnis erlangte Suleiman nicht nur Zeit und Muße, sich gegen den Bruder zu rüsten und den Lüsten und Üppigkeiten des Hofes ungestört leben zu können, er bewirkte auch, daß das in viele Kriege verflochtene und mit seinen

eignen Anliegen vollauf beschäftigte Abendland den günstigen Augenblick zur Niederwerfung und Vernichtung der osmanischen Herrschaft in Europa unbenutzt verstreichen ließ und der schlaffe, von Ränken und Intrigen unterwühlte und von Parteiwut zerrissene Kaiserhof sorglos am gähnenden Abgrund weiter schritt.

Als Suleiman sich auf diese Weise von Feindseligkeiten in der Nähe sicher- Der Bruderkrieg. gestellt und mit dem Fürsten von Smyrna und Ephesus in Verbindung getre- 1404–1406. ten, setzte er über den Hellespont, um das Osmanenreich in Asien mit dem in Europa wieder zu vereinigen. Nun entstand ein mehrjähriger wechselvoller Krieg zwischen den beiden mächtigsten Söhnen Bajesids. Suleiman eroberte Brussa und Angora, brachte Ephesus und das Küstenland in seine Gewalt und drängte Mohammed in seine östlichen Besitzungen zurück.

Aber während er, statt den Sieg auszunutzen, sich in dem üppigen Lande Suleiman und Musa. der Schwelgerei und Liebesfreuden hingab, entfaltete in Rumelien sein Bruder 1406–1410. Musa die Fahne der Empörung, um in Verbindung mit Myrtsche, dem Woiwoden der Walachei, und mit den unzufriedenen Statthaltern sich selbst das väterliche Reich in Europa zu erkämpfen. Da eilte Suleiman nach seinen thrakischen Besitzungen zurück, lockte durch List die meisten Verbündeten Musas wieder auf seine Seite und brachte den Bruder so sehr in Not, daß sich derselbe in das Hämosgebirg warf und mit einer Schar berittener Leute einige Zeit als Freibeuter lebte. Nun schlug Suleiman sein Hoflager wieder in Adrianopel auf und ergab sich ohne Rückhalt der weichlichen Lust im Kreise von Sängern und Dichtern, dem Hange zum Trunk und zu den niedrigsten Ausschweifungen, wodurch jede männliche Kraft in ihm zerstört ward. Umsonst suchten die alten Freunde und Ratgeber seines Vaters den Gebieter aus den Banden der Wollust und Üppigkeit zu reißen, indem sie ihn auf die Gefahren hinwiesen, die ihm von seinen Brüdern drohten; Schmach und Mißhandlung waren ihr Lohn. Da bildete sich eine Verschwörung in seiner Umgebung, deren Leiter mit Musa in Verbindung traten und diesen aus seinem Waldaufenthalt herbeiriefen. Er ließ 1410. nicht lange auf sich warten. Als er sich den Thoren Adrianopels näherte, gingen die meisten Heerführer zu ihm über. Drei getreue Emire rissen Suleiman aus dem Bade und sprengten mit ihm feldeinwärts, den Weg nach Konstantinopel einschlagend. Aber ehe sie diese Stadt erreichten, wurden sie von einem Haufen Bauern überfallen und unbarmherzig niedergemacht. Vorzüglich an Suleiman, welchen die Schönheit des Rosses und die Pracht des Gewandes kenntlich machte, nahmen sie für die von seinen Statthaltern früher erduldeten Bedrückungen furchtbare Rache. Wie wütende Wespen fielen sie über ihn her, warfen ihn mit tausend Wunden zu Boden und hieben ihm den Kopf ab. Musa, der nach des Bruders Flucht triumphierend in Adrianopel einzog und 5. Juni. von dem jubelnden Volke als Beherrscher des Osmanenreichs ausgerufen ward, verhängte ein schweres Strafgericht über die Mörder, um jeden Verdacht der

Mitschuld von sich abzuwenden. Das ganze Dorf, wo die blutige That verübt worden war, wurde in Brand gesteckt und alles, Männer, Weiber und Kinder, dem qualvollen Flammentod übergeben. Der Leichnam wurde nach Adrianopel gebracht und dann in der Grabstätte zu Brussa beigesetzt. Diese Stadt war damals in den Händen Mohammeds, welcher inzwischen seine frühere Herrschaft wieder aufgerichtet, die kleineren Fürsten von neuem zur Huldigung gezwungen und durch Kraft, Klugheit und Gerechtigkeit sein Ansehen befestigt hatte.

Musas Gewaltherrschaft und Ende. 1410—1413. Hatte Suleiman seines Vaters Hang zur Üppigkeit und Sinnenlust geerbt und ins Übermaß getrieben, so war Musa der Erbe seiner kriegerischen Kraft, wie seiner Härte und Grausamkeit. In den Tagen der Not hatte er dem Bruder Mohammed versprochen, das europäische Reich nur als dessen Statthalter zu regieren; daran dachte er aber jetzt nicht mehr. Vielmehr war sein ganzes Streben darauf gerichtet, das gesunkene Ansehen des Herrscherstuhles von Adrianopel durch Strenge und Gewaltthat wieder herzustellen. Er bestrafte den abtrünnigen Serbenfürsten durch einen verheerenden Einfall in sein Land, führte Beute und Sklaven weg und feierte Bacchanalien auf überdeckten Leichenhaufen; er entriß dem byzantinischen Kaiser die ihm von Suleiman abgetretenen Städte und Landschaften und verlangte wieder den früheren Tribut; er verfuhr mit Strenge gegen die Häupter der Verschwörung, denen er seine Erhebung zu danken hatte, um sie wegen ihrer Treulosigkeit zu züchtigen. Denn so vorteilhaft ihm ihr Verrat gewesen, so glaubte er die Verräter um der Ehre des Stammes willen strafen und schrecken zu müssen. Aber die osmanische Macht war noch nicht gekräftigt genug, um die durch solche Tyrannei erzeugte Erbitterung zu überwinden. Solange die Herrschergewalt noch gespalten, war kein Auftreten möglich, wie in den Tagen der einheitlichen Kraftentfaltung. Es bildete sich in der Umgebung Musas eine Partei, welche dem Sultan Mohammed auch das europäische Ländergebiet zuzuwenden wünschte. An ihrer Spitze stand Ibrahim-Pascha, Sohn des vor einigen Jahren gestorbenen Ali-Pascha. Dieser benutzte eine ihm von Musa übertragene Mission nach Konstantinopel, um zwischen Manuel und dem Sultan von Brussa einen Waffenbund zu stiften, infolgedessen ein türkisches Heer auf byzantinischen Fahrzeugen in das Gebiet von Konstantinopel übergesetzt ward, wo Musa schon seit einiger Zeit einen verheerenden Land- und Seekrieg gegen das griechische Reich eröffnet hatte. Aber der Beherrscher von Adrianopel bewies in dieser kritischen Lage große Thatkraft. Er hatte kurz zuvor einen jungen Sohn Suleimans, den Manuel wider ihn aufgestellt, bei Thessalonich aufs Haupt geschlagen und denselben, als er durch Verräterei in seine Hände geraten, enthaupten lassen; jetzt überwältigte er in einer heißen Schlacht unter den Mauern der byzantinischen Hauptstadt das griechisch-türkische Heer und brachte seinen Bruder, der sich tollkühn zu weit vorgewagt, so sehr ins Gedränge, daß er sich mühsam mit wenigen Getreuen auf einem byzantinischen
1413. Schiff an die asiatische Küste rettete. Aber schon im nächsten Jahr, nachdem er

die wankenden Fürsten Kleinasiens durch sein rasches Eingreifen vom Abfall zurückgeschreckt, wiederholte Mohammed den Feldzug und rückte sogleich weiter nordwärts, um dem Fürsten von Serbien und den unzufriedenen Feldobersten Gelegenheit zum Anschluß zu geben. Bald kam es auf der Ebene von Tscha- 10. Juli.
morlu zwischen Sophia und Istiman zur Entscheidungsschlacht. Musa stritt wie ein Löwe und erlegte mit eigner Hand den ungetreuen Emir Hasan in der Mitte seiner Leute; aber durch Verrat geschwächt und durch die Übermacht des Bruders erdrückt, wandte er sich endlich zur Flucht, um die Walachei zu erreichen. Sein Renner blieb jedoch in einem Sumpfe stecken, so daß die verfolgenden Reiter ihn einholten und in das Lager zurückbrachten. Hier ließ Mohammed den fürstlichen Bruder mit einer Bogensehne erdrosseln und dann 1413.
den Leichnam mit allen Ehren in Brussa in der Familiengruft beisetzen. Damit endigte der zehnjährige Bruderkrieg und Mohammed wurde nun in Adrianopel wie in Brussa als rechtmäßiger Herr der Gläubigen anerkannt und als der echte Nachfolger Bajesids und der wahre Wiederhersteller des osmanischen Reiches gefeiert.

Mohammed sammelt neue Kräfte.

Aber es fehlte noch viel, daß das durch den Tatarensturm und den zehnjährigen Bruderzwist in seinen Grundfesten erschütterte Gebäude der osmanischen Monarchie wieder seine vorige Machtstellung erlangt hätte! Dazu bedurfte das Reich vor allem der Ruhe; dies begriffen und durch verständige Politik einen friedlichen Zustand ermöglicht zu haben, war das hohe Verdienst des verständigen Sultans Mohammed. Er hatte mit Kaiser Manuel einen Freundschaftsbund gegen seinen tyrannischen Bruder Musa geschlossen und er dachte gerecht und redlich genug, dieses Bündnis noch ferner bestehen zu lassen. Er gab ihm die Städte und Landstriche zurück, die Musa an sich gerissen, verwehrte es nicht, daß der jüngste Kaisersohn Andronikos, den Manuel zum Befehlshaber in Thessalonich einsetzte, diese Stadt einige Zeit nachher den Venetianern verkaufte und seine letzten Tage bei seinem Bruder Theodoros, dem Nachfolger seines Oheims gleiches Namens im Peloponnes, zubrachte, in dem gesunden Klima von Mantinea Stärkung für seinen aussätzigen Körper und seine ermattete Seele suchend. Der byzantinische Kaiser war hocherfreut über die glückliche Wendung, er machte eine prunkhafte Reise nach Korinth, betrieb mit großem Eifer die Wiederherstellung der alten Schutzmauer auf dem Isthmus und ergötzte sich im Geiste an der gesicherten Zukunft seiner Dynastie. Die Paläologen waren bescheiden geworden in ihren Ansprüchen an das Schicksal; sie mochten wohl erkennen, daß zur Wiederherstellung des alten Reiches alle materiellen und moralischen Mittel fehlten; sie waren zufrieden, wenn sie mit einigen Fetzen der ehemaligen Herrlichkeit ihre Blöße verhüllen, noch mit einem Schein von Glanz der ungewissen Zukunft entgegen gehen konnten. Auch mit den übrigen europäischen Fürsten, dem Kral der Serben, dem Woiwoden der Walachei, dem Beherrscher der Bulgaren, den Dynasten von Joannina, Achaja, Sparta, schloß

Mohammed Frieden und nahm ihre Huldigungen entgegen. Das kurzsichtige Abendland, durch die Kirchenspaltung zerrissen und mit seinen eignen Angelegenheiten vollauf beschäftigt, freute sich über die friedfertige und milde Gesinnung des türkischen Großfürsten in Adrianopel und ließ ihn ungehindert neue Kräfte sammeln, womit seine Nachfolger die alten Eroberungskriege der Vorfahren in größerem Umfang erneuern konnten.

Siegreiches Vorgehen in Asien. 1414. Dadurch war Mohammed in den Stand gesetzt, seine Waffen nach Asien zu wenden, wo die zwei heftigsten Gegner der Osmanen, die Fürsten von Karamanien und von Jonien, seine Abwesenheit zu kriegerischen Bewegungen benutzt hatten. Er zwang den unternehmenden Dschuneïd von Smyrna und Ephesus zur Unterwerfung, übertrug das Gebiet dem serbischen Renegaten Susman zur Verwaltung und entsandte den überwundenen Fürsten, der Treue und Gehorsam gelobte, als Statthalter nach Nikopolis an der Donau, damit er jeder Versuchung zu einer neuen Schilderhebung entzogen würde. Mit ähnlichem Glück unterwarf er auch die Landschaft Karamanien; und obwohl der Fürst durch Abfall und Treulosigkeit mehrmals den Zorn des Sultans gereizt hatte, so wurde er doch, als er sich demütigte und Gehorsam gelobte, schließlich zu Gnaden angenommen und im Besitz seines Landes und seiner Hauptstadt unter osmanischer Hoheit belassen. Auch im Nordosten stellte Mohammed die osmanische Herrschaft wieder her und setzte seinen Sohn Murad zum Statthalter in Amasia ein.

Seekrieg mit Venedig. 1415–1417. Die Schonung des widerspenstigen Vasallen von Karamanien hatte ihre Quelle in der klugen Politik Mohammeds, seine Kräfte nicht zu zersplittern und einen Waffenbund seiner europäischen und asiatischen Gegner zu verhüten. Denn kaum hatte er den Feldzug gegen Karamanien beendigt, so sah er sich in einen heftigen Seekrieg mit der Republik Venedig verwickelt. So vorsichtig auch die Signorie von San Marco aus Rücksicht auf ihren levantischen Handel einen offenen Krieg mit den Osmanen zu vermeiden beflissen war, bei ihren ausgedehnten Besitzungen im Ägeischen Meer, auf den Cykladen, in Kandia, auf Euböa, im Peloponnes, auf Korfu und anderwärts konnten feindselige Begegnungen nicht ausbleiben. Die Politik zweier Mächte, wovon die eine nach Osten, die andre nach Westen drängte, mußte notwendig zu einem Zusammenstoß führen. Die venetianischen Inselfürsten von Naxos und Andros, die Statthalter von Thessalonich, Patras und andern Orten suchten die Ausbreitung der türkischen Herrschaft aus allen Kräften zu verhindern, während die Osmanen im Hellespont und an den Küsten Kleinasiens feste Seeplätze anlegten, um den fremden Schiffen Durchfahrt und Annäherung unmöglich zu machen oder zu erschweren. Die hieraus hervorgehenden Verwickelungen führten endlich zu einem Seekrieg, den der tapfere und geschickte Flottenführer Pietro Loredano durch die
29. Mai 1416. Seeschlacht von Gallipoli zum Vorteil und zur Ehre der Republik zu Ende führte. Die Signorie freute sich über den Sieg ihres Admirals, der zum abschreckenden Beispiel die größtenteils christliche Mannschaft der erbeuteten türkischen Galeeren, Genuesen, Sizilianer, Kandioten, Katalonier, Provençalen, an den Segelstangen aufknüpfen ließ; sie zog aber dennoch den verwegenen See-

helden wegen eigenmächtigen Vorgehens zur Verantwortung und schickte sofort eine Gesandtschaft nach Adrianopel, um einen neuen Friedensvertrag mit Mohammed abzuschließen.

Kämpfe an der Donau.

Der Sultan ging auf den Friedensvorschlag gern ein, weil seine Seemacht der venetianischen an Stärke weit nachstand und weil er um dieselbe Zeit in einen Krieg an der Donau verwickelt war. Der zinspflichtige Fürst Myrtsche von der Walachei hatte schon seit Jahren den vertragsmäßigen Tribut nicht entrichtet. Bedrängt durch einen Aufstand im Innern und durch ein türkisches Heer, das über die Donau gesetzt war, rief Myrtsche die Hilfe Siegmunds von Ungarn an. Dadurch gewann der Krieg weitere Ausdehnung; bis nach Bosnien und Dalmatien, bis nach Ungarn und Steiermark streiften osmanische Kriegshaufen, und in wiederholten Gefechten maßen Christen und Moslems ihre Kräfte. Myrtsche wurde schließlich wieder zur Zins- und Vasallenpflicht gezwungen; dagegen wahrte Siegmund durch die Tapferkeit der Ungarn und der Hilfsvölker aus Steiermark und Österreich die Grenzen seiner Reiche.

Innere Aufstände. a. Die Stylarier. 1418.

Die letzten Regierungsjahre Mohammeds wurden durch innere Aufstände beunruhigt, wobei sich christliche Schwärmerei und islamitischer Fanatismus zu politischen Zwecken die Hand reichten. Die Kriegsgreuel während der mongolischen Invasion und der darauf folgenden Kämpfe unter den Söhnen Bajesids hatten in der morgenländischen Menschheit die Sehnsucht nach ruhigem und friedlichem Zusammenleben mit religiöser Duldung und Verträglichkeit geweckt. In der Landschaft Aidin, dem alten Ionien, wo die mohammedanische Bevölkerung in vielfacher Berührung mit den Christen lebte und durch den Ehrgeiz der Dynasten so viele Leiden und Drangsale erduldet hatte, trat Mustafa, ein religiöser Schwärmer, den der gelehrte Mahmud Bedreddin, einst Ratgeber Musas, mit Haß gegen Mohammed und das ganze osmanische Herrscherhaus zu erfüllen gewußt, als Prophet der Armut, der Menschenliebe, der Gütergemeinschaft auf, sammelte in den Felsenthälern des Stylarios bei Smyrna bewaffnete Scharen, die seine Lehren annahmen und führte einen blutigen Bandenkrieg gegen die osmanische Herrschaft. Susman, der Statthalter von Aidin, fiel mit allen seinen Waffengenossen unter den Streichen der fanatischen „Stylarier"; sein Nachfolger entkam mit Mühe nach Magnesia. Durch eigne Tracht und Kopfbedeckung kenntlich und unter freiem Himmel lebend, wurde die Sekte bald der Schrecken der Gläubigen im sonnigen Lande Ioniens. Da gebot Mohammed seinem Sohne Murad von Amasia, mit allen Streitkräften, die er aufzubringen vermöchte, wider die Empörer auszuziehen und nicht zu ruhen, ehe Mustafa mit seinem ganzen Anhang vertilgt sein würde. Nun entbrannte ein furchtbarer Vernichtungskrieg, in welchem die Stylarier nach tapferster Verteidigung erlagen. Der „Prophet" selbst fiel in die Hände des Siegers und wurde mit seinen Getreuen in Ephesus unter den größten Martern hingerichtet. Der Heldenmut, mit dem er alle Qualen ertrug, hat bewirkt, daß die wenigen Anhänger, welche der Katastrophe entgingen, sein Andenken fort und fort in Ehren hielten und daß man lange glaubte, er weile noch unter den Lebenden in beschaulicher Verbor-

genheit. Bedreddin, der eigentliche Urheber der Sekte, einst als Heerrichter ein hochangesehener Mann, war nach den waldigen Thälern des Hämos entflohen, wo er eine Räuberschar um sich sammelte und die Grenzlande beunruhigte. Endlich von seinen eignen Leuten gefangen genommen und dem Sultan überliefert, wurde er in Seres als Hochverräter verurteilt und mit dem Strange
1418. hingerichtet. So wurde der gefährliche Versuch, „die Einheit und Reinheit des Islam, als dessen Vorfechter das osmanische Reich der christlichen Welt entgegentreten sollte", durch Sektenspaltung zu schwächen, im Blute der Urheber erstickt.

b. Mustafas Erhebung und Mohammeds Tod.

Um dieselbe Zeit oder kurz nachher sah sich Mohammed von einem andern Aufstande bedrängt, welcher den kaum beendigten Bruderkrieg zu erneuern drohte. In den Grenzprovinzen an der Donau erhob sich ein Mann, der sich für Bajesids Sohn Mustafa ausgab und Anteil an der Herrschaft ansprach. Es ist viel gestritten worden, ob der Thronbewerber wirklich der seit der Schlacht von Angora vermißte Bruder Mohammeds gewesen ist oder ein Betrüger. In jenem Falle wäre es ein ungelöstes Rätsel, wo er sich während der langen Zeit umhergetrieben und warum er nicht in den Jahren der kriegerischen Verwirrung mit seinen Ansprüchen hervorgetreten sei. Der wahre oder angebliche Fürst fand einen Bundesgenossen an Dschuneïd, der in Nikopoli die verlorne Herrschaft von Ionien nicht vergessen konnte, und manchen geheimen Freund unter den unzufriedenen Großen. Aber die Energie des Sultans bewältigte auch diesen Aufstand. Im Felde überwunden, flüchteten sich die beiden Insurgentenführer nach Thessalonich unter den Schutz des byzantinischen Statthalters Leontarios. Mohammed forderte ihre Auslieferung; als aber Leontarios die Entscheidung in die Hand des Kaisers legte und dieser dem Sultan vorstellte, daß es ehrlos und unköniglich wäre, wenn er Schutzflehende von sich stieße, begnügte sich der Osmane mit einer milderen Maßregel. Beide wurden nach Konstantinopel gebracht und dann auf der Insel Lemnos unter Aufsicht gestellt. Doch bestand seitdem ein gespanntes Verhältnis zwischen dem christlichen und dem mohammedanischen Herrscher, das leicht zu kriegerischen Verwickelungen hätte führen können, wäre nicht
1421. bald der Tod dazwischen getreten. Durch einen Sturz auf einer Eberjagd schwer verletzt, starb Mohammed nach kurzem Siechtum in seiner Hauptstadt Adrianopel. Man verheimlichte seinen Hingang, bis sein Sohn Murad aus Asien herüberkam, die Regierung übernahm und die väterliche Leiche nach Brussa in die Familiengruft geleitete.

Mohammeds Charakter und Verdienste.

Mohammed wird mit Recht als der zweite Gründer der Osmanenmacht geehrt, denn er hat das in Trümmer geschlagene und der Auflösung entgegensinkende Reich durch die Stürme der Bürgerkriege und der Anarchie gerettet und Einheit und Ordnung hergestellt; und wenn auch die schwierigen Zeitverhältnisse ihn oft zu strengen und durchgreifenden Maßregeln zwangen, so hat er sich doch den Ruhm eines gerechten, milden und menschenfreundlichen Fürsten erworben.

An Bajesid-Pascha, der sich durch Talente und Geschicklichkeit vom albanesischen Sklaven bis zum Großwesir aufschwang, hatte er einen fähigen Gehilfen in den Staatsgeschäften wie im Krieg. Durch Mohammeds Fürsorge und Kunstsinn nahm Adrianopel einen großen Aufschwung. Moscheen, Prachtgebäude und Anlagen gaben der Stadt ein fürstliches Ansehen, so daß sie mit Brussa, der Hauptstadt der asiatischen Reichshälfte, an Glanz und Reichtum wetteifern konnte.

6. Sultan Murad II. vor Konstantinopel und die Union der griechischen und lateinischen Kirche.

Die versöhnliche und nachgiebige Natur des durch Schönheit und Wohlgestalt ausgezeichneten Sultans Mohammed hatte dem byzantinischen Kaiser wieder einige Autorität verliehen: Manuel liebte es, sein Verhältnis zu dem jungen Sultan wie das eines Vaters zu seinem Sohne aufzufassen. Diese Stellung suchte er auch bei dem Nachfolger zu behaupten: die Botschafter, welche diesem zur Thronbesteigung die Glückwünsche überbrachten, sollten zugleich verlangen, daß Murad seine jüngeren Brüder nach Konstantinopel sende und sie unter die Vormundschaft Manuels stelle, wie es Mohammeds Wille gewesen. Die scharfe Abweisung dieser Forderung galt dem byzantinischen Hofe als Beweis, daß der neue Herrscher andre Wege einzuschlagen gedenke als der Vater, und man lenkte unter Verkennung der wirklichen Sachlage in eine Politik ein, welche früher oder später zum Verderben führen mußte: um das osmanische Reich neuen inneren Kriegen auszusetzen, erkannte man in Konstantinopel den gefangenen Mustafa, den angeblichen Bruder Mohammeds, als Sultan an, unter der Bedingung, daß derselbe Gallipoli und sämtliche Städte am Schwarzen Meer zurückgebe. Anfangs schienen sich die Träume Manuels und seines Sohnes Johannes zu verwirklichen: Mustafa fand bei dem thrakischen und makedonischen Landvolke so viele Anhänger, daß er hoffen konnte, wenigstens den europäischen Teil des Osmanenreichs für sich zu gewinnen; und wenn auch sein Angriff auf Gallipoli scheiterte, so mußte doch ein Sieg auf einer sumpfigen, mit Schilf bewachsenen Ebene in der Nähe von Adrianopel ihn mit den kühnsten Hoffnungen erfüllen. Bajesid-Pascha, der das Oberkommando in der Schlacht führte, geriet in Gefangenschaft und wurde auf Befehl des feindlich gesinnten Dschuneïd hingerichtet; Mustafa hielt seinen triumphierenden Einzug in die Hauptstadt, von dem jubelnden Volk als Sultan der Osmanen begrüßt. Auch Gallipoli ergab sich jetzt; aber anstatt der Übereinkunft gemäß die Stadt den Byzantinern einzuräumen, verstärkten Mustafa und Dschuneïd die Mauern und die Besatzung und machten dem Kaiserhof bittere Vorwürfe, daß man sie auf Lemnos in harter Gefangenschaft gehalten. Von der Zeit an näherte sich Manuel wieder dem Sultan von Brussa.

Falsche Politik des byzantinischen Hofes.

Murad II. 1421–1451.

Mustafas Ausgang. 1422. Dschuneïd war die eigentliche Seele des Aufstandes; Mustafa, ein unfähiger, der Wollust und Schwelgerei ergebener Mann, war nur sein Werkzeug. Um nun aus der Verwirrung für sich selbst Vorteil zu ziehen und vielleicht seine ehemalige Statthalterschaft in Smyrna wieder zu erlangen, beredete der Emir den „Sultan" Mustafa, das üppige Leben in Adrianopel aufzugeben und den Gegner in Asien aufzusuchen. Dies war der Anfang seines Verderbens. Während er unthätig bei Ulubad im Lager verweilte, brachte Sultan Murad einen Teil der gegnerischen Truppen durch einen alten Führer derselben zum Abfall und knüpfte mit Dschuneïd verräterische Verbindungen an. Die Entdeckung der zwiefachen Verschwörung setzte Mustafa in solchen Schrecken, daß er eilig über den Hellespont floh und sich hinter den Mauern von Gallipoli barg. Als aber bald nachher Murad auf genuesischen Schiffen, welche ihm Johannes Adorno, Statthalter von Phokäa, lieferte, nach Europa übersetzte, verlor der angebliche Sohn Bajesids so sehr allen Mut, daß er eilends nach Adrianopel flüchtete, dort alles Wertvolle zusammenraffte und den Weg nach der Walachei einschlug. Aber von den nachjagenden Reitern Murads eingeholt, wurde er in der Hauptstadt, die ihn wenige Monate zuvor als Herrscher begrüßt, öffentlich durch den Strang hingerichtet. Reich beschenkt entließ sodann Murad die genuesischen Bundesgenossen, die ihm zu raschem Sieg verholfen.

Dschuneïds Wechselfälle. Der unternehmende Dschuneïd floh mit siebzig Begleitern aus dem Lager von Ulubad nach Süden, um seine früheren Besitzungen wieder zu gewinnen. Er wurde in Smyrna mit Jubel empfangen, besiegte mit einem schlechtbewehrten Bauernhaufen den gegnerischen Fürsten von Aidin und zog, als dieser unter seiner eisernen Keule erlegen war, als Sieger in Ephesus ein. Stolz wies er die Aufforderung Murads, ihn als Oberherrn anzuerkennen, von sich; er wollte unabhängiger Fürst von Aidin sein. Da schickte der Sultan den Feldherrn Chalil
1425. gegen den verwegenen Abenteurer. Nach einem unglücklichen Treffen floh Dschuneïd nach dem Küstenschlosse Hypsela, Samos gegenüber, wo er sich mit Löwenmut verteidigte, bis er, zu Land und zur See abgeschlossen, sich ergeben mußte. Man hatte ihm Sicherheit des Lebens zugesagt; aber er wurde verräterischerweise mit seinem Bruder und seiner ganzen Familie im Zelte überfallen und hingemordet. Seine gefangenen Söhne ließ Murad in Gallipoli enthaupten und fügte Aidin wieder dem osmanischen Reiche bei. — Auch Karamanien wurde aufs neue unterworfen; als der Fürst Mohammed durch eine steinerne Kugel seinen Tod gefunden (1426), huldigten die Söhne und traten die vielumstrittene Landschaft Hamid an den Sultan ab. Als aber die Waffen Hunyads den osmanischen Siegen an der Donau ein Ziel setzten, glaubte auch Ibrahim, Mohammeds Sohn, sich wieder seines ganzen Landes bemächtigen zu können. Er griff wiederholt zu den Waffen und hatte es nur der Verwendung eines geschickten Unterhändlers und den Rücksichten für die Verwandtschaft und Glaubensgenossenschaft zu danken, daß Murad sich mit seiner freiwilligen Demütigung und reuevollen
1432. Unterwerfung genügen ließ und ihm Karamanien abermals als Klientelfürstentum einräumte. Dagegen wurden die Landschaften Mentesche und Kermian für immer dem osmanischen Reich einverleibt und durch Statthalter regiert. An der Ostgrenze wurden durch List und Gewalt die noch unabhängigen Herrschaften der turkmenischen Stämme zur Unterwerfung gebracht, so daß fortan ganz Kleinasien sich vor dem Zepter des Osmanensultan beugte.

(Ganz Kleinasien unterworfen.)

Murad vor Konstantinopel. 1422. In Konstantinopel erschrak man über den unerwarteten Ausgang Mustafas. Man schickte Friedensboten ab, die den Sultan mit glatten Worten

der Freundschaft und Ergebenheit des Kaiserhofes versichern sollten. Der Osmane hielt sie einige Zeit im Gefängnis und sandte sie dann zurück mit der Meldung, er werde ihnen in kurzem nachkommen. Und er ließ nicht lange auf sich warten. Als er seine Zelte in geringer Entfernung vor den Thoren aufschlug, geriet die Hauptstadt in furchtbare Aufregung. Man schrie über Verrat und forderte den Tod der Türkenfreunde. Korax, der Hofdolmetsch, der als Gesandter und Unterhändler eine zweideutige Rolle gespielt, starb unter unmenschlichen Martern als Opfer der Volkswut. Nun wurden außerhalb und innerhalb der Mauern alle Kräfte angestrengt, dort, um die Stadt, die wie eine brennende Wunde an dem mohammedanischen Reichskörper zehrte, zu Fall zu bringen, hier, um das letzte Bollwerk des Christenglaubens und der nationalen Existenz zu verteidigen. Murad umschloß die ganze Stadt auf der Landseite mit Kriegslagern, ließ Gräben und Wälle aufführen und bedrängte die Mauern mit Belagerungswerkzeug aller Art, mit Schutzdächern, Wandeltürmen und Geschütz. Zugleich wurde alles Land in der Umgegend meilenweit in eine Wüstenei verwandelt, die Dörfer angezündet, die Herden entführt, die Bewohner mißhandelt und in Sklaverei verkauft. Habgier und Fanatismus wurden zu Hilfe gerufen.

Um das Heer der Belagerer zu vermehren, erzählt Hammer, ließ der Sultan ausrufen: daß die Stadt mit allen ihren Schätzen eine Beute der Muselmanen werden solle. Da strömte außer dem Heere von allen Seiten zusammengelaufenes Gesindel zu; Vieh- und Sklavenhändler, Wucherer, Trödler, auf die Beute der Lasttiere, der Knaben, der Mädchen und des Hausgerätes Pläne des Gewinnstes bauend, vorzüglich aber Derwische, die sich vom Sultan die Klosterfrauen als den ihnen gehörigen Anteil der Beute ausbaten. An der Spitze von fünfhundert Derwischen erschien der große Scheich Seid Buchari, der Schwager Sultan Bajesids, der schon diesem das Schwert umgürtete, wenn er in den Krieg zog, der dasselbe auch seinem Enkel Murad bei der Thronbesteigung umgürtet und noch unlängst durch sein Gebet den Sieg über den Thronnebenbuhler Mustafa erfleht hatte. Stolz auf seine Abstammung vom Blute des Propheten, auf seine Verwandtschaft mit dem des Sultans, auf seinen Ehrfurcht gebietenden hohen Wuchs und auf erfüllte Vorhersagung glücklichen Waffenerfolges, zog er auf einem Maulesel herbei, von Scharen fanatischer Seïde und Derwische umgeben, die ihm nicht nur Hände und Füße, sondern auch den Zaum und die Hufe des Maulesels küßten.

Schon hatte Buchari Tag und Stunde bestimmt, da die Stadt den Moslems zur Beute werden würde, und Hohnreden auf Christus und die Heiligen erfüllten die Luft. Als an dem von ihm bezeichneten Tag, es war der 24. August, der allgemeine Sturm begann, sah man ihn auf stattlichem Roß an der Spitze von fünfhundert Derwischen die Kämpfenden anfeuern. Eine furchtbare Angst überkam die Byzantiner, denn Kaiser Manuel lag am Sterben und sein Sohn Johannes war mutlos und unschlüssig. Aber die Verzweiflung verdoppelte ihre Stärke: alles wurde zur Waffe, alles eilte in den Kampf; kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht wollte in der Stunde der Entscheidung, wo

Konstantinopel befreit. 24. Aug. 1422.

es sich um die höchsten Güter, um Sein oder Nichtsein handelte, müßig erfunden werden. Feurige Gebete und flehende Hilferufe an die Himmelsmächte mischten sich mit Waffengetöse und Ermahnungen zum Kampf. Diese vaterländische und religiöse Begeisterung sollte nicht zu schanden werden; noch einmal sollte das Kreuz über den Islam siegen. Die Feinde wurden von der Mauer zurückgeschlagen, die Belagerungsgeräte bei einem Ausfall zerstört oder in Brand gesetzt und das Stadtgebiet befreit. Ehe Murad Anstalten zu einem neuen Angriff treffen konnte, wurde er durch aufrührerische Bewegungen nach Asien abberufen. Konstantinopel war gerettet, und so plötzlich war die Rettung in der höchsten Not erschienen, daß der fromme Glaube darin ein göttliches Wunder erkannte. Man wollte die himmlische Jungfrau in veilchenblauem Gewande auf der Mauer unter den Streitern einherwandelnd erblickt haben!

Der Aufstand in Asien und Manuels Tod. 1425.

Die aufrührerischen Bewegungen, welche den schnellen Aufbruch Murads veranlaßten, waren durch seinen Bruder Mustafa, einen dreizehnjährigen Knaben, den seine ehrsüchtige Umgebung zur Annahme der Sultanswürde beredet hatte, hervorgerufen worden. Der Aufstand, obgleich von dem byzantinischen Kaiserhof und von mehreren unzufriedenen Großen heimlich begünstigt, war bald unterdrückt. Mustafa, der mit kindischer Freude zu Nicäa im Genusse der Herrschaft schwelgte, wurde von einem verräterischen Anführer dem Bruder ausgeliefert und vor der Stadt am Fuße eines Feigenbaums erdrosselt, dann aber mit allen Ehren in der Familiengruft zu Brussa beigesetzt. Die Furcht, daß nunmehr Murad die Belagerung von Konstantinopel von neuem in Angriff nehmen möchte, beschleunigte das Ende des kranken Manuel; sein Sohn Johannes VII. Paläologos bestieg den Thron und erkaufte durch Abtretung der Städte am Schwarzen Meer und am Strymon den Frieden, so daß das byzantinische Reich nunmehr auf das Weichbild der Hauptstadt und einige abhängige Stadtgebiete im Peloponnes beschränkt war.

Johannes VII. Paläologos. 1425–1448.

Osmanen und Venetianer.

Murad gönnte dem armen Überrest des römischen Reichs eine kurze Frist, während er die Grenze gegen die Donaufürsten und die Ungarn sicherte und seine Seemacht stärkte. Denn die Feindseligkeiten mit der Handelsrepublik San Marco hatten seit dem erwähnten Zusammentreffen bei Gallipoli so sehr zugenommen, daß ein Seekrieg nicht mehr zu vermeiden war. Stießen doch die beiden Mächte nicht nur in Dalmatien und Albanien, sondern auch im Peloponnes, in Makedonien, auf Euböa und allen Inseln und Küsten des Ägeischen Meeres aneinander, war doch Gallipoli wiederholt der Gegenstand offenen Kampfes; bedrängten doch die Türken die wichtige Handelsstadt Thessalonich durch ihre Festungswerke auf der Landseite, gingen doch im Peloponnes die Besitzungen so ineinander über, daß die Grenzen schwer zu bestimmen waren. Die Venetianer konnten sich nur auf ihre eigne Kraft verlassen, da die griechische Bevölkerung, besonders die städtischen Aristokratien, die strenge Herrschaft der Handelsherren mit Widerstreben und Unwillen ertrugen. Wir kennen ja die gehässige

Politik der Markusrepublik, welche ihren Untergebenen ein eisernes Joch auflegte und durch Schrecken und despotische Gewalt jede aufrührerische Bewegung niederzuhalten wußte. Die Regierungsform in den Kolonien war das getreue Abbild des Mutterstaats; stramme Verwaltung, inquisitorische Überwachung alles Volkslebens, Druck und Terrorismus gegen alle unruhigen Köpfe, gegen alle Verdächtigen und Unzufriedenen galten als die Seele ihrer Herrschaft. — Durch diese Mittel hielten sie besonders die Thessalonicher in Unterwürfigkeit, erzeugten aber in den Gemütern der Bürgerschaft solchen Haß, daß in der Stunde der Not, als Murad einen allgemeinen Sturm anordnete und, wie vor Konstantinopel, Menschen und Habe dem Heere als Preis der Eroberung ausbieten ließ, die griechischen Einwohner geringe Hilfe leisteten. So wurde trotz der Festigkeit der Mauern und der heldenmütigsten Verteidigung der Venetianer die Stadt Thessalonich erobert, die Bewohner ohne Rücksicht auf Stand, Alter und Geschlecht von den barbarischen Kriegern mißhandelt und in Sklaverei verkauft, alles Wertvolle geplündert und fortgeschleppt. Nur wenige retteten sich zu Schiffe von dem Schauplatz der Gräuel, der wilden Zerstörung, der tierischen Roheit. Murad selbst entsetzte sich über die Verödung, die ihm nach beendigter Plünderung entgegenstarrte; er kaufte einen Teil der Gefangenen los, rief die griechischen Einwohner, die vorher entflohen oder vertrieben worden waren, zurück und trug Sorge für die Wiederbevölkerung. Aber Thessalonich erholte sich nie mehr von dem furchtbaren Schlag. Der Wohlstand und die christliche Bildung waren für immer dahin, besonders seit Murad die Einwohner der benachbarten Osmanenstadt Jenidsche dahin verpflanzte, die verlassenen Wohnungen und Grundstücke unter sie verteilte und dadurch der Stadt „Selanik" einen türkischen Charakter verlieh. Das Schicksal der alten Griechenstadt Salonichi, nunmehr einer der Grundpfeiler des aufstrebenden Osmanenreichs, konnte als Vorspiel für das Konstantinopels gelten. Die Republik Venedig aber beeilte sich, durch einen Friedensschluß ihre übrigen Besitzungen vor einem ähnlichen Fall zu bewahren.

Eroberung von Thessalonich. 1430.

20. März 1430.

Sept. 1430.

Thessalonich bildete fortan einen wichtigen Stützpunkt zur Ausbreitung der osmanischen Macht nach dem Süden und Westen. Carlo Tocci, welcher Joannina nebst den umliegenden Landschaften von Epirus und Akarnanien und den Inseln Zante und Cephalonia beherrschte, suchte im Streit mit seinen unechten Brüdern, die nach seinen Besitzungen trachteten, die Hilfe Murads, welche dieser gern gewährte. Der Feldherr Sinan Beg brachte es mit leichter Mühe dahin, daß die Stadt Joannina mit Beibehaltung ihrer Freiheiten die Oberhoheit der Osmanen anerkannte und daß der Despot für sein Gebiet in Epirus und Akarnanien einen jährlichen Tribut zu entrichten versprach. Siegreich durchzog darauf Sinan Beg Albanien und kehrte beutebeladen in das Lager am Vardar zurück, dem Sultan die schönsten Knaben und Mädchen für sein Serail darbringend.

Der Despot von Joannina zinspflichtig gemacht.

Während der nächsten zehn Jahre suchte Murad die Reichsgrenzen an der Donau auszudehnen und zu sichern. Hatten die osmanischen Heere schon

Murad an der Donau. 1438.

zu Siegmunds Lebzeiten wiederholt den Strom überschritten, so traten Murads Eroberungspläne noch stärker hervor, als der mächtige Kaiser, welchem bei dem großen Umfang seines Reiches stets eine beträchtliche Streitmacht zur Verfügung stand, das Zeitliche gesegnet und sein Schwiegersohn Albrecht von Österreich den Thron von Ungarn bestiegen hatte. Sofort versicherte sich der Sultan der Walachei, indem er den Woiwoden Drakul in Gefangenschaft führte und ihn erst gegen Auslieferung seiner unmündigen Söhne als Geiseln für seine Treue entließ, und rückte dann vor die serbische Festung Semendria. Nach dreimonatlicher Belagerung mußte sich diese ergeben, worauf der Sohn des Fürsten, dem der Vater bei seiner Flucht nach Ungarn die Verteidigung übertragen hatte, nach Asien abgeführt und im Gefängnis geblendet ward. Umsonst rückte König Albrecht mit großer Heeresmacht ins Feld; sein Fußvolk wurde zersprengt, seine schweren Eisenreiter überholt und teils niedergemacht, teils in Gefangenschaft geführt, ganz Serbien mit den Erzgruben bei Novoberda erobert. Erschrocken flehte der König von Bosnien um Frieden und bot einen hohen Jahreszins.

Die Türken vor Belgrad. 1440. Es wurde früher erzählt, daß die Ungarn nach Albrechts Tod den Polenkönig Wladislaus auf den Thron erhoben, in der Hoffnung, die vereinigte Kraft zweier kriegerischen Nationen würde dem weiteren Vordringen der Osmanen ein Bollwerk entgegenwerfen; auch der flüchtige Despot Georg von Serbien hoffte durch den neuen Herrscher aus seiner Not befreit zu werden und das gedrückte Bosnien faßte frischen Mut. Und in der That wurde auch der Regierungsantritt Wladislaus' durch ein glückliches Ereignis eingeweiht. Murad hatte die Stadt Belgrad, das Bollwerk des ungarischen Reichs, auf allen Seiten eingeschlossen und bedrängte sie mit furchtbaren Belagerungsanstalten. Aber alle Stürme scheiterten an der Tapferkeit und Wachsamkeit des Befehlshabers Johannes Uranus, eines ausgezeichneten Kriegshelden aus Florenz. Nachdem Murad sieben Monate lang alle Kräfte angestrengt, um die wichtige Donaufestung in seine Gewalt zu bringen, mußte er die Belagerung, die ihm 17,000 Menschen gekostet, aufgeben und sich mit Verlust aller Sturmwerkzeuge zurückziehen. Johann Hunyad, der große Kriegsheld, welcher Wladislaus' Königswahl am eifrigsten betrieben und zum Lohne seiner treuen Dienste zum Herzog von Siebenbürgen und zum Grafen von Temeswar ernannt worden, zog nun mit großen Streitkräften in Belgrad ein, um die wichtige Grenzstadt, den Schlüssel zum Abendland, mit der ganzen Energie seiner mannhaften Natur zu schirmen. Und wahrlich, der Christenheit that eine solche Säule not. Denn schon im nächsten Jahr überschwemmten zwei osmanische Heerführer, Ischak-Beg und Misid Beg, begierig die Niederlage vor Belgrad zu rächen, Niederungarn und Siebenbürgen mit ihren wilden Kriegsscharen, Raub, Mord und Verwüstung vor sich hertragend und die Gefangenen in Sklaverei fortschleppend. Der ritterliche Bischof von Weißenburg wurde auf der Flucht ergriffen und enthauptet. Eine türkische Gesandtschaft stellte in Krakau an König Wladislaus

Hunyads Heldenkämpfe. 1441. 1442.

die Forderung, entweder Belgrad abzutreten oder Tribut zu entrichten. Aber Hunyads Sieg bei St.-Emerich, in welchem er nur durch die Treue und 1441.
Aufopferung eines edlen Waffengenossen dem Anschlag auf seine Person entging, warf die Barbaren wieder über die Donau zurück, befreite Thron und Reich von der Schmach, die ihnen mohammedanischer Übermut geboten und führte die Woiwoden der östlichen Gebirgsländer von neuem unter die Schutzherrschaft des Ungarnkönigs. Und als im folgenden Jahr Schahin Pascha, 1442.
der zu sagen pflegte: „Mein Schwert ist eine Wolke, welche anstatt Regen nur Blut ergießt", abermals mit großer Heeresmacht in Siebenbürgen eindrang, erfocht Hunyad in der Schlacht bei Vasap mit einer weit geringeren Streitmacht einen seiner glänzendsten Siege. Weithin war das Feld mit Türkenleichen bedeckt und über fünftausend Gefangene, darunter mehrere angesehene Führer, wurden als Sklaven weggeführt. Seitdem war Hunyad der nationale Held; als er mit den erbeuteten Fahnen triumphierend in Ofen einzog, fühlte sich das Volk von einem neuen Geiste beseelt. Er erschien der bedrängten Christenheit und dem Oberhirten in Rom als ein zweiter Gottfried von Bouillon, bestimmt dem heiligen Krieg, den der Papst gegen die Ungläubigen ins Leben zu rufen bemüht war, als gottgesandter Führer zu dienen.

Die Unionsversuche der griechischen und lateinischen Kirche.

Wir wissen, daß schon seit dem neunten Jahrhundert die griechische Kirche sich von der Autorität des römischen Papstes losgesagt und sich selbst den Ruhm der Rechtgläubigkeit beigelegt hat. So oft aber Gefahren vom Islam drohten, gedachte man in Konstantinopel der alten Glaubensgemeinschaft und knüpfte Unterhandlungen zur Ausgleichung der kirchlichen Spaltung an, um der Hilfe des Abendlandes teilhaftig zu werden. Denn nur wenn der Papst als das Haupt der Christenheit im Interesse der Religion für die bedrängten Brüder im Osten in die Schranken trat, die Fürsten an ihre Pflichten als Schirmherren der Kirche ermahnte, die Völker durch die Geistlichkeit zum Kampf gegen die Feinde des Heilandes, sei es mit den Waffen, sei es durch Geldbeiträge, anfeuern ließ und die Schatzkammern der Kirche zum Zweck eines heiligen Krieges öffnete, war nachdrückliche Hilfe zu erwarten. Deswegen waren schon die Kaiser Andronikos und Kantakuzenos mit dem Oberhirten der abendländischen Christenheit in Verbindung getreten; darum hatte schon Johannes Paläologos dem nach Rom zurückgekehrten Papst Urban V. einen Besuch abgestattet (S. 337 f.); darum verweilte sein Sohn und Nachfolger längere Zeit in Italien und Frankreich, eine Reise, welche dem griechischen Geschichtschreiber Chalkokondylas Gelegenheit bot, seine Landsleute über die Völker und Reiche des Abendlandes zu belehren; darum hatten sich byzantinische Gesandte auf dem Konzil in Konstanz eingefunden (S. 216). Aber alle diese Annäherungen waren erfolglos geblieben: die Unionsvorschläge des Hofes von Konstantinopel waren nur diplomatische Schachzüge für politische Zwecke, ohne den aufrichtigen Wunsch nach Ausgleichung der religiösen Spaltung. Der griechische Geschichtschreiber Phranza spricht es offen

aus, daß die Unionsverhandlungen Manuels nur eine Maske sein sollten, um die Osmanen durch das Schreckbild einer Koalition mit dem Abendlande zur Schonung des geschwächten Romäerreichs am goldenen Horn zu bewegen. Deshalb drangen auch die Griechen stets auf eine allgemeine Kirchenversammlung, auf welcher die streitigen Punkte in der Glaubenslehre und im Kultus ausgeglichen werden sollten, wohl wissend, daß der Religionseifer der Geistlichen und Theologen beider Konfessionen eine Vereinigung nie zulassen würde.

Johannes VII. Paläologos in Italien. 1438. 1439. Manuels Nachfolger, Johannes VII. Paläologos, war mehr als der Vater von dem Wunsch beseelt, durch eine Union mit der römischen Kirche seinem Reiche eine nachdrückliche Kriegshilfe der abendländischen Christenheit zu erwirken. Es war vorauszusehen, daß der Sultan bei erster Gelegenheit den Angriff auf Konstantinopel wiederholen, die erlittene Niederlage zu rächen suchen würde. Wir wissen, daß das Konzil von Basel die Unionsangelegenheit in die Hand nahm (S. 288) und daß darüber der Bruch mit dem Papste und die Verlegung des Konzils nach Ferrara und Florenz erfolgte (S. 294). Zu dieser letzteren Maßregel gab der Kaiser den Anlaß, indem er selbst den Unterhandlungen anzuwohnen beschlossen hatte, aber die weite Reise nach der entlegenen Rheinstadt scheute. Damals sah man zwei Geschwader das Ägeische Meer durchschneiden, das eine, von Marseille ausgehend, sollte den Kaiser und sein geistliches Gefolge den Vätern des Baseler Konzils zuführen, das andre, welches bestimmt war von Venedig aus die griechischen Gäste nach der italienischen Stadt zu schaffen. Glänzende Versprechungen und reichliche Summen für die Reisekosten und den Unterhalt in der Fremde wurden von beiden angeboten. Der Paläologe zog den Bund des Papstes den Verhandlungen mit der turbulenten demokratischen Versammlung zu Basel vor. In seinem Gefolge befanden sich außer dem alten Patriarchen Josephos und vielen geistlichen Würdenträgern und Mönchen der morgenländischen Kirche auch der Prediger Syropulos, welcher eine „wahre Geschichte der falschen Union" verfaßt hat, und der gelehrte Bessarion, Erzbischof von Nicäa. Der geistliche Historiker ergeht sich in lebhaften Schilderungen der Seereise, des glänzenden Empfangs in Venedig, der Ehrenbezeigungen, welche den Vertretern der alten Apostelsitze des Morgenlandes in Ferrara zu Teil wurden. Aber diesem Empfang entsprach keineswegs der Verlauf und das Ergebnis der Verhandlungen. Die Wahrnehmung, wie tief der Riß in den Körper der lateinischen Kirche eingedrungen, verminderte die Ehrfurcht der griechischen Väter; der dürftige Unterhalt verstimmte die Prälaten; der Kaiser vergaß über den Freuden der Jagd die Bedrängnis der Kirche und des Staats; die Haltung des Markgrafen von Este, dessen Gäste sie in Ferrara waren, wurde nach einiger Zeit so zweideutig und bedenklich, daß die Häupter der Kirche sich nur mühsam nach Florenz retteten, wohin Eugen IV. unter dem Vorwande einer Pest die Versammlung verlegte.

Das Unionswerk. In Florenz wurde endlich nach langen und heftigen Disputationen über

die Frage, ob der Heilige Geist vom Vater und Sohn oder nur vom Vater ausgehe, und über andre unergründliche oder unwesentliche Lehrbegriffe und Gebräuche unter äußeren Einflüssen und mit Rücksicht auf die Notstände des Reichs am Bosporus in unbestimmten, zweideutigen Ausdrücken ein Vereinigungsvertrag abgeschlossen, der in Gegenwart des Kaisers, des Papstes und der hohen Geistlichkeit aller Nationen in der Kathedrale zu Florenz von Kardinal Julian und Erzbischof Bessarion in lateinischer und griechischer Sprache 6. Juli 1439. verlesen und dann von allen Anwesenden, mit Ausnahme des Bischofs Markus von Ephesus, unterzeichnet ward und nicht wenig zur Erhöhung des Ansehens Eugens IV. und zu seinem Sieg über die widerstrebenden Väter zu Basel beitrug. Aber der künstliche Unionsbau von Florenz verschwand wie ein Traum. Als der Kaiser und sein geistliches Gefolge nach zweijähriger Abwesenheit auf venetianischen Galeeren nach der Hauptstadt am Bosporus zurückkehrten und statt der erwarteten Waffenhilfe ein neues Henotikon überbrachten, sprach sich die Mißbilligung der Bevölkerung, der Religionshaß der Mönche und Priester, der Unwille aller Anhänger des hergebrachten Bekenntnisses und Kultus so laut und heftig aus, daß die heimkehrenden Bischöfe ihre Zustimmung bereuten und sich der Schwäche und Menschenfurcht anklagend die Hand verfluchten, welche die Unionsformel unterschrieben, die Zunge verwünschten, die das lateinische Glaubensbekenntnis ausgesprochen. Die zürnenden Worte, welche Markus von Ephesus gegen die Anhänger der Vereinigung aussprach, gossen Öl in die Flamme der religiösen Zwietracht; laut forderte das Volk, daß er an der Stelle des in Florenz aus dem Leben geschiedenen Josephos den Patriarchenstuhl besteige, und nur sein baldiger Tod vereitelte das Vorhaben. Alle Bekenner der griechischen Orthodoxie in Rußland, in den Metropolitansitzen Asiens, in Alexandrien verwarfen das Werk der Schwäche und Heuchelei und beobachteten die geringfügigste Zeremonie mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit, als hinge das Seelenheil davon ab, so daß die Trennung größer wurde als zuvor und daß man in Konstantinopel sich lieber mit Hussiten und Ungläubigen verbinden als den Geboten des kirchlichen Oberhaupts in Rom unterwerfen wollte. Denn noch immer waren theologische Streitigkeiten die Hauptbeschäftigung der Byzantiner; dreihundert Klöster lagen in und bei der Stadt, indes die Kriegsmacht kaum fünftausend Mann betrug. Bessarion mochte diesen Ausgang vorausgesehen haben; er hatte daher die Würde eines Kardinals in Rom vorgezogen, wo er durch Schriften, Reden und Gesandtschaften für sein Vaterland zu wirken beflissen war, „ein Mittler zweier Völker und Geisterreiche".

7. Murads II. Heldenlaufbahn und Ende.

So wenig Erfolg das Unionswerk von Florenz für das christliche Morgenland hatte, so erwies sich doch Papst Eugen IV. dankbar für den Ruhm, wo- Neuer Kreuzzug gegen die Türken. 1438.

mit dasselbe seinen Namen in der abendländischen Welt geschmückt hatte. Nicht nur, daß er die Ausrüstung von zwei Galeeren und die Unterhaltung von dreihundert Armbrustschützen auf eigne Kosten auf sich zu nehmen versprach, er suchte durch seine Botschafter die Fürsten und Völker zu einem gemeinsamen Feldzug wider die Feinde Christi zu vereinigen, und in Ungarn und Polen war sein gewandter und thätiger Legat Kardinal Julian eifrig bemüht, die durch Hunyads Siege geweckte Begeisterung und Kampflust zu einem neuen Kreuzzug zu entflammen. Aber die Zeiten und die Weltlage waren dazu wenig geeignet: die religiösen Interessen waren an den Höfen hinter die politischen zurückgetreten; in Frankreich, in den Niederlanden, in England nahmen die heimischen Wehen und Leiden alle Kräfte in Anspruch; Kaiser Friedrich III. fürchtete die wachsende Macht des Polen- und Ungarnkönigs Wladislaus mehr als die Osmanen; die Ordensritter in Preußen und Litauen waren durch die eignen Sorgen vollauf in Anspruch genommen. Dennoch waren die Kreuzpredigten nicht ohne Einfluß auf die Gemüter des Volkes, so daß von allen Seiten Kriegsscharen nach Ungarn strömten, um sich der Heerfahrt anzuschließen, die König Wladislaus unter Mithilfe Hunyads und des Despoten von Serbien und begleitet von dem Kardinallegaten Julian, im Sommer 1443 wider die Feinde der Christenheit unternahm. In der Gegend von Semendria, das noch immer in den Händen der Osmanen war, setzte das Kreuzheer über die Donau und drang ohne auf Widerstand zu stoßen bis nach Sophia vor, das geplündert und in Brand gesteckt ward. Ähnlich erging es auch der Stadt Nissa an der Morawa, die Hunyad mit der Vorhut der Armee besetzte. Und als die Osmanen mit einer beträchtlichen Streitmacht den Fluß überschritten, um das königliche Lager anzugreifen, wurden sie in der Nähe dieser Stadt von Hunyad unerwartet angegriffen und
3. Nov. 1443. in einem nächtlichen Treffen aufs Haupt geschlagen. Die Zahl der Gebliebenen wird auf 30,000, die der Gefangenen auf 4000 angegeben. Beladen mit Beute und Siegestrophäen kehrte der Kriegsheld zum Hauptheer zurück.

Hunyads „langer Feldzug". Diese glänzenden Erfolge erfüllten die Christen mit den kühnsten Hoffnungen: von allen Seiten strömte neue Mannschaft herbei, welche mitwirken wollte an dem großen Werke der Befreiung vom Joche der Ungläubigen; von allen Seiten wurden freiwillig Lebensmittel und Kriegsbedarf herbeigeschafft; trotz der vorgerückten Jahreszeit beschloß man daher die Felsenpässe des Hämos zu überschreiten; man hoffte noch vor Winter Philippopel zu überwältigen. Hatte doch der Legat dem Polenkönig verkündigt, daß seine Herrschaft bis an den Hellespont und die Gestade des Ägeischen Meeres reichen würde; und versprach denn nicht Hunyads Name den sicheren Sieg! Von solchen Hoffnungen beseelt, erstieg das Christenheer unter unglaublichen Beschwerden von Isladi aus den steilen, durch Verhaue verschlossenen Bergpaß des Hämos, die „Pforte Trajans", jetzt Ssulu-Derbend genannt, und erfocht, als die mit Schnee und Eis bedeckten Höhen trotz des Pfeilregens der Feinde erreicht waren, am Weih-

nachtstag bei dem Berge Kunowiza einen neuen glänzenden Sieg. Der Ober- 24. Dez.
feldherr Mahmud Tschelebi, Murads Schwager, und viele angesehene Führer wurden als Gefangene weggeführt. Dennoch vermochte das ungarisch-polnische Heer nicht in die Ebene hinabzusteigen. Das rauhe Gebirg und die schwer zugänglichen, wohlverteidigten Engpässe auf den Südabhängen des Hämos boten in der winterlichen Jahreszeit so unübersteigliche Hindernisse, daß der Rückzug angetreten werden mußte. Unter steten Kämpfen mit den nachsetzenden Osmanen gelangten die Christen nach Belgrad und von da nach Pest. Und wenn auch der Rückzug durch Wald- und Moorland manche Verluste brachte, die moralische Wirkung des „langen Feldzugs" Hunyads und des jungen Königs war dennoch so mächtig, daß die ganze Christenheit wieder aufatmete und daß die heimkehrenden Krieger in Stadt und Land mit Siegeshymnen empfangen wurden. Im Gefolge des Königs war sein Schreiber Kallimachos, der die Geschichte des Feldzugs als Augenzeuge der Nachwelt dargestellt hat.

So erhebend diese Vorgänge auf das christliche Abendland wirkten, so tief Der Friede von Szegedin. Juli 1444.
war Murads Gemüt dadurch erschüttert. Seine besten Feldherren waren gefallen oder gefangen; an den kriegerischen Bewegungen, die da und dort zu Tage traten, konnte man bemerken, daß die Mahnungen des Papstes nun größere Beachtung fanden und bald ein neuer Kreuzzug unternommen werden würde; auch in Asien machten sich die Rückschläge von Hunyads Siegen fühlbar. Der Sultan sehnte sich daher nach Frieden, und da auch das von Parteiwut durchwühlte Ungarn der Ruhe bedurfte, so kam unter der Vermittelung Georgs von Serbien auf einem Kongreß zu Szegedin eine Übereinkunft zu stande, kraft deren die Donau als Grenze zwischen beiden Reichen festgesetzt, die Gefangenen ausgewechselt oder gegen ein bestimmtes Lösegeld freigegeben, Semendria und die übrigen Festungen in Serbien zurückerstattet und die Walachei gegen einen von dem Fürsten Drakul und seinen Söhnen an den Sultan zu entrichtenden Tribut der Schutzherrschaft Ungarns unterstellt werden sollten.

Mißmutig über den ungünstigen Verlauf des Krieges und betrübt durch Murads Abdankung.
den Tod seines Erstgebornen Alaeddin, beschloß Sultan Murad, „den Ruhm und die Sorgen der Herrschaft über sein weites Reich" auf das jugendliche Haupt seines zweiten, vierzehnjährigen Sohnes Mohammed zu legen und in dem reizenden Magnesia sich der Ruhe eines beschaulichen Lebens hinzugeben. Nachdem er in Adrianopel den erkorenen Herrscher selbst auf den Thron erhoben, zog er sich mit einigen seiner Vertrauten im kräftigsten Mannesalter in die Einsamkeit zurück, um in Gesellschaft von Heiligen und Einsiedlern die Tugend der Weltentsagung zu üben.

Allein die Zeit des Handelns und der kriegerischen Thätigkeit war für Der Friede gebrochen.
Murad noch nicht vorüber. Der Friede von Szegedin erschien dem päpstlichen Kardinallegaten als eine Störung des großen Kriegsunternehmens, das im christlichen Abendlande im Werke sei, und er strengte alle Kräfte an, die Aus-

führung zu vereiteln. Er stellte in einer Reichsversammlung dem jungen ruhmbegierigen König Wladislaus vor, daß die Friedensbedingungen den glorreichen Waffenthaten in den Ebenen von Siebenbürgen und in den Engpässen des Hämos nicht entsprächen und keine Garantien für die Zukunft böten: schon rüsteten sich die Fürsten und Völker Europas, dem Rufe des heil. Vaters Folge zu leisten und ihre Kriegsheere an die Donau-Ufer, ihre Flotten in die griechischen Gewässer zu entsenden; und Wladislaus, der berufen sei, als ein zweiter Moses der Heerführer der gläubigen Scharen zu werden, wollte diese große Mission aufgeben, wollte das heil. Gotteswerk der Befreiung vernichten! Die Übereinkunft von Szegedin, welche er als König von Ungarn und Polen geschlossen, könne für den Heerführer einer Kriegsmacht, die aus dem gesamten christlichen Abendlande zu ihm stoßen werde, keine bindende Kraft haben, dazu sei die Zustimmung des Papstes erforderlich, auf dessen Ruf die christlichen Streiter zur heil. Fahne strömten. Die Gesandtschaften, welche von vielen Fürsten und Staaten sich in Buda mit Glückwünschen und glänzenden Versprechungen einfanden, die Nachricht, daß auf Anregung des Papstes venetianische Galeeren in den griechischen Meeren kreuzten, um die Bewegungen des Landheeres durch gleichzeitige Angriffe zur See zu unterstützen, die Verheißungen des byzantinischen Hofes, von Süden her die Kriegsunternehmung zu fördern, verliehen den Worten des Kardinals Nachdruck. War doch damals mehr als je die kasuistische Lehre in Geltung, daß man gegen Ungläubige zu keiner Treue verpflichtet sei; und der Kardinal trug kein Bedenken, die kirchliche Logik auf den gegenwärtigen Fall anwendend, im Namen des Papstes den Szegediner Frieden für null und nichtig zu erklären und alle, welche ihn beschworen, ihres Eides zu entbinden. Wenn der junge König nicht schon durch die eigne Ruhmbegierde fortgerissen worden wäre, so hätte ihn der ungestüme Ruf der Versammlung nach Fortsetzung des Krieges überwältigen müssen; selbst Hunyad und der Despot von Serbien, welche als die Urheber und Vermittler des Friedens am längsten den beabsichtigten Vertragsbruch bekämpften, fügten sich endlich der allgemeinen Forderung. Hunyad sollte als Preis des Sieges das Fürstentum Bulgarien erhalten. Man übergab dem Legaten die schriftliche Zusicherung, daß man alles aufbieten werde, um die Türken noch vor Ende des Jahres aus Europa zu vertreiben. Groß war die Freude des Papstes über die Erfolge seines Botschafters.

Der neue Feldzug. Aber wie weit blieb die Wirklichkeit hinter den Erwartungen zurück! Auf die Nachricht von dem Szegediner Frieden waren die begonnenen Rüstungen im Abendlande eingestellt worden und konnten jetzt, auch bei gutem Willen, nicht so schnell wieder in Gang gesetzt werden; die polnischen Truppen waren großenteils heimgezogen, und da die Reichsstände des Königreichs, durch nähere Feinde bedrängt, die Fortsetzung des Krieges überhaupt mißbilligten und die Rückkehr ihres Königs forderten, so war von dort her kein Zuzug zu erwarten; Kaiser Friedrich III. war aus Neid auf Ungarn und den von der nationalen

Partei gewählten König Wladislaus dem ganzen Unternehmen entgegen. Der ritterliche Held Kastriota, gewöhnlich Skanderbeg genannt, welcher in den Berggegenden Albaniens und des alten Epirus eine unabhängige Herrschaft gegründet und die streitbaren Bewohner unter seiner siegreichen Fahne gegen den Nationalfeind gesammelt hatte, wurde durch die Eifersucht und Furcht des serbischen Fürsten vom Anschluß fern gehalten. So kam es, daß die Kriegsmacht, welche im Oktober von Orsowa aus gen Widdin zog, kaum mehr als 30,000 Mann betrug, wovon die Hälfte aus schwerer Reiterei bestand. Um so größer war die Menge der Packwagen, welche neben den Bedürfnissen des Heeres viel unnützes Luxusgerät führten und den Zug durch die unwegsamen, morastigen Gegenden in so später Jahreszeit ungemein erschwerten. Denn gewarnt durch die Erfahrungen des vorigen Feldzugs, hatte man beschlossen, sich nach dem östlichen Thrakien zu wenden und längs der Küste des Schwarzen Meeres nach Adrianopel zu ziehen und dann, von den Byzantinern unterstützt und geleitet, nach Gallipoli vorzurücken, wo man mit der venetianischen Flotte und der christlichen Hilfsmannschaft zusammenzutreffen hoffte. Man glaubte, daß Murad in Asien weile und kein türkisches Kriegsheer den Marsch hemmen würde!

Aber mit Bestürzung erkannten die Führer des Christenheeres bald ihren Irrtum. Als Murad vernahm, daß der Feind, nachdem er die Vorstädte von Nikopolis verbrannt, verheerend durch Bulgarien vorrücke, daß die meisten Festungen, seit dem Frieden schwach besetzt, bei dem unerwarteten Angriff sich ergaben, daß alle Mohammedaner, welche Widerstand schimpflicher Flucht vorzogen, ohne Barmherzigkeit niedergestoßen wurden, da verließ er, von dem Sohne und dessen Räten dringend um Hilfe angerufen, Magnesia, wo er in üppiger Ruhe und religiöser Beschaulichkeit sein Leben zu verbringen gehofft, und eilte mit einem zahlreichen Heer den Christen entgegen, Gott um Rache für deren Meineid anrufend. Die Genuesen wurden beschuldigt, mit ihren Galeeren seinen Übergang über den Hellespont bewerkstelligt zu haben. In der Nähe von Varna, wo das christliche Heer ein von der Natur der Gegend trefflich geschütztes Lager bezogen hatte, trafen die Osmanen auf den Feind. Im Kriegsrat des Königs erwog man die Frage, ob man sich in dem festen Lager halten und den Zuzug der Hilfsvölker abwarten oder die von den Türken angebotene Schlacht annehmen solle. Der Kardinallegat, unter dessen Kommando die aus verschiedenen Ländern freiwillig herbeigezogenen Kreuzfahrer standen, und die meisten ungarischen Bischöfe waren für den Verteidigungskrieg, während Hunyad, in dessen Hände der an einem Fußübel leidende König den Oberbefehl gelegt hatte, für eine rasche Entscheidung stimmte, da hinter Wall und Graben der Kriegsmut erschlaffe. Seine Ansicht erlangte den Beifall des Königs und der ungarischen Magnaten. Und in der That schien im Anfang die Kühnheit den Sieg zu erringen. Das Vordertreffen der Osmanen vermochte den ungestümen Angriff

Die Schlacht bei Varna. 10. Nov. 1444.

10. Nov.

der Ungarn und Polen, die unter der geweihten Fahne des heil. Ladislaus mit dem Ruf „Sieg oder Tod!" vorwärts stürmten, nicht auszuhalten: in wenigen Minuten deckten dreitausend Ungläubige die Walstatt; auf ihren Leichen setzten die Krieger ihren Verzweiflungskampf fort; weithin sah man die türkische Reiterei über das Blachfeld entfliehen; als aber der mutige König an der Spitze seiner Getreuen gegen die Janitscharen, die unter Murads eigner Führung das Mitteltreffen bildeten, seinen Angriff richtete und, von Kampflust und Ruhmbegierde fortgerissen, sich zu weit in die feindliche Schlachtreihe vorwagte und den Heldentod fand, wandte sich das Schlachtenglück wider die Christen. Die Bestürzung der Krieger, als sie den Helmbusch ihres königlichen Führers nicht mehr wehen sahen, ermutigte die Janitscharen zu neuen Anstrengungen; die durchbrochenen Reihen rasch schließend, drangen sie kühn vor. Bei anbrechender Nacht war das blutgetränkte Schlachtfeld in ihrer Gewalt. Bald war die Flucht allgemein; nur Hunyads Feldherrntalent vermochte noch einige Trümmer des geschlagenen und zersprengten Heeres über die Donau zu retten.

Opfer und Folgen der Schlacht. Viele edle Opfer hatte die Schlacht gefordert. Neben dem jungen ritterlichen König, dessen bluttriefendes Haupt von den Janitscharen auf einer Lanze im Triumph durch das Lager zum Sultan getragen ward, hatte sein Bannerträger, Stephan von Bathor, welcher nicht von seiner Seite gewichen, hatte die Blüte des ungarischen und polnischen Adels, hatten die Bischöfe von Wardein und Erlau ihren Untergang gefunden. Den Legaten Julian, der mutvoll bis zum letzten Augenblick ausgehalten, ereilte der Tod auf der Flucht; einer seiner Widersacher fand ihn im Walde mit Wunden bedeckt und verbitterte noch seine Scheidestunde durch den Vorwurf, daß er Urheber des Treubruchs gewesen, der den Zorn Gottes auf das Christenheer herabgerufen; der tapfere Polenführer Lasko hatte in dem furchtbaren Kampfe an der Wagenburg seinen Tod gefunden. Was von dem Waffenfeld sich rettete, fand großenteils seinen Untergang durch Hunger und Elend oder durch das Schwert der verfolgenden Feinde, welche bei Tag und Nacht das Land bis zur Donau durchstreiften. Selbst Hunyad wurde einige Zeit von dem Walachenfürsten Drakul, seinem persönlichen Gegner, in Haft gehalten. Noch größer waren die Verluste der Türken, und Murad mehrte noch die Zahl durch ein strenges Strafgericht über alle, welche beim ersten Angriff die Flucht ergriffen. Dennoch war der Tag von Varna ein glorreiches Blatt in den Kriegsannalen der Osmanen: dem Siegesschreiben an den Statthalter von Brussa fügte der Sultan das in Honig getauchte Haupt des Königs als Ehrengeschenk für die Stadt bei, und an den Herrscher von Ägypten sandte er fünfundzwanzig Panzerreiter zum Beweis, welche Eisenmänner er überwunden. Hundertundfünfzig reich beladene Wagen waren in die Gewalt der Türken gefallen. Seit diesem verhängnisvollen Martinitage schwand der Glaube an die Möglichkeit einer Vertreibung der Türken aus Europa mehr und mehr; und auch das Ansehen des kirchlichen Oberhauptes

litt Schaden, seit der Legat einen Treubruch geheiligt, welcher ein so schweres Strafgericht des Himmels auf die Christenheit herabgezogen. Die Kreuzbullen und Ermahnungsschreiben des römischen Stuhles, schon bisher von geringer Kraft, verloren auf lange hin alle Wirkung. Die Venetianer riefen ihre Galeeren nach dem Adriatischen Meere zurück und schlossen einen neuen Frieden; und der byzantinische Hof eilte, den Unwillen des Sultans über die zweideutige Haltung während des Krieges durch reiche Geschenke zu besänftigen.

Murad zu neuen Kriegsthaten gerufen. 1445 ff.

Vom Schlachtfelde bei Varna eilte Murad nach Adrianopel, um dem gefallenen Karadschah-Pascha die letzte Ehre zu erweisen und seinem Sohne Mohammed den Herrscherstab wieder abzugeben, und kehrte dann in die üppige Einsamkeit von Magnesia, zu den Freuden und Genüssen seiner Paläste und Prachtgärten, in die Gesellschaft von Mönchen, Weibern und Lustknaben zurück. Aber auch diesmal war ihm keine dauernde Ruhe vergönnt. Schon im nächsten Jahr wurde er durch eine Meuterei der Janitscharen, die der junge Sultan Mohammed nicht zu unterdrücken vermochte, nach Adrianopel gerufen; und in den folgenden Jahren machten die kriegerischen Bewegungen im Peloponnes, in Albanien und an der unteren Donau seine Anwesenheit bei dem Heer notwendig, denn unter seiner Führung fehlte selten der Sieg.

1. Die Vorgänge im Peloponnes. 1446.

Kaum hatte Murad die Unruhen in Adrianopel durch seinen persönlichen Einfluß gestillt, so sah er sich veranlaßt, dem byzantinischen Fürsten Konstantin Dragases, einem Sohne des Kaisers Manuel, entgegenzutreten, welcher bei der allgemeinen Erschlaffung und Hoffnungslosigkeit seines Hauses allein noch Thatkraft und Unternehmungsgeist bewahrend durch siegreiche Kämpfe gegen die übrigen byzantinischen Despoten und die letzten Sprossen der fränkischen Ritter und Fürstengeschlechter sich mit List und Gewalt des größten Teils von Morea bemächtigt, das Herzogtum Athen und einen großen Teil von Livadien an sich gebracht und durch Befestigung des Isthmus die Absicht kund gegeben hatte, die neu errungene Herrschaft mutig zu verteidigen. Murad durchzog mit einem Heere, das er in Seres gesammelt, das alte Thessalien, Böotien und Attika, erstürmte mit großer Anstrengung die Festungswerke am Isthmus und ließ den byzantinischen Despoten bis in die Gebirge Arkadiens und Lakoniens verfolgen. Beladen mit kostbaren Stoffen und Silberzeug, mit gefangenen Jungfrauen und Knaben, die sie auf den Sklavenmarkt sandten, kehrten die Osmanen nach Norden zurück, nachdem der Sultan alles Land vom Pindus bis zum Isthmus seinem Reiche einverleibt, den Peloponnes zinspflichtig gemacht und mit einer allgemeinen Kopfsteuer belegt hatte. Wenn Murad dem byzantinischen Kaisersohn, der durch seinen getreuen Gesandten, den Geschichtschreiber Phranzes, um Frieden bat, noch den südlichen Teil der Halbinsel als abhängiges Fürstentum beließ, so geschah es nur, um freie Hand gegen Albanien zu gewinnen.

2. Kastriotas Heldenlaufbahn in Albanien.

In diesem Gebirgslande, wo sich neben den wechselnden Herrschaften fränkischer Dynasten unabhängige Volksstämme in ursprünglicher kriegerischer Kraft und Einfachheit erhalten hatten, war der byzantinische Despotismus nie zu rechter Entfaltung gekommen. Einheimische Stammhäupter führten bald im Namen der Kaiser, bald unabhängig, ein patriarchalisches Regiment und fochten ihre Fehden und Stammeskriege auf eigne Hand aus. Die mächtigsten dieser Stammeshäupter, die Arianiten im südlichen und die Kastrioten im nördlichen Albanien, benutzten die Ohnmacht der

romäischen Kaiser in Konstantinopel zur Gründung eigner Fürstentümer, die sie durch glückliche Eroberungskriege erweiterten und selbst gegen die Osmanen, welche auch in diesen Gegenden als die Erben der Byzantiner auftraten, zu behaupten wußten. Zwar mußten sie schließlich die Oberhoheit des Sultans anerkennen, und Johann Kastriota von Kroja mußte seine vier Söhne als Geiseln nach Adrianopel schicken, wo sie zum Islam bekehrt wurden. Drei dieser Söhne starben in der Blüte der Jahre, wie man glaubte, an Gift, der jüngste aber, Georg Kastriota, erwarb sich durch seine Fähigkeiten, seine ritterlichen Tugenden und seine Sprachkenntnis das Vertrauen und die Gunst Murads in hohem Grade, so daß ihm dieser ein Reiterkommando übertrug und ihn zu hohen Staatsämtern bestimmte. In dem jungen Albaneserfürsten aber lebte eine warme Liebe für Freiheit und Vaterland; er konnte es nicht verschmerzen, daß bei dem Tode seines Vaters Johann Kastriota der Sultan das Land, wo er seine Jugend verbracht, einzog, den trotzigen Unabhängigkeitssinn des Volkes durch Härte und Grausamkeit zu bändigen suchte, der verwitweten Fürstin und ihrer Tochter einen kärglichen Unterhalt anwies, den alten Ruhm des Hauses für immer auszutilgen sich anschickte. Georg Kastriota besaß Selbstbeherrschung genug, seine Gefühle zu verbergen, um den lauernden Höflingen keine Veranlassung zu Verdächtigungen zu geben. Er verrichtete alle Aufträge des Sultans mit Geschicklichkeit und kehrte von allen Kämpfen mit Ruhm bedeckt zurück. Zugleich unterhielt er aber geheime Verbindungen mit den angesehenen Männern seines Heimatlandes und nährte in dem Volke die Hoffnung, daß er den Schmerzensschrei erhören und als Retter und Befreier von dem unerträglichen Joche der Fremdherrschaft erscheinen werde. Endlich kam die ersehnte Stunde. Als das siegreiche Vordringen der Ungarn vor der Schlacht von Varna bei den Osmanen Bestürzung und Furcht erregte, entfloh Georg Kastriota mit dreihundert Albanesen aus dem türkischen Lager und pflanzte, nachdem er sich mit List den Oberbefehl in Kroja verschafft und den Befehlshaber mit der ganzen Be-
1444. satzung niedergemacht hatte, die Fahne der Unabhängigkeit auf. In kurzem stand das ganze Land unter Waffen; überall wurden die Osmanen erschlagen oder vertrieben; der Ruf der Freiheit ertönte in allen Gebirgen; freudig stellten sich die Geschlechtshäupter mit ihren Mannen unter die Fahne des kriegskundigen Nationalhelden, dessen Name bald in aller Munde war und in Volksliedern verherrlicht ward. „Überall, wo sein Panier, ein schwarzer zweiköpfiger Adler in roter Standarte, sich blicken ließ, strömte das bewaffnete Volk scharenweise herbei, führte ihn im Triumph in die von den Osmanen fast schon ganz verlassenen Städte und Dörfer ein und feierte ihn als Herrn und Befreier des Landes." Der ungarische Krieg sicherte ihn gegen die Rache Murads und gab ihm Zeit, das Land in Verteidigungsstand zu setzen und die benachbarten Fürsten zur Bundesgenossenschaft zu vereinigen. Auf einer Versammlung zu Alessio verbanden sich die angesehensten Dynasten und Geschlechtshäupter, an ihrer Spitze der Held Arianites Topia, Skanderbegs Schwiegervater, mit seiner ausgedehnten Sippschaft, durch Eidschwur und Handschlag zum gemeinsamen Kampf wider den Nationalfeind. Sie erkannten Kastriota als Oberfeldherrn an und unterstützten ihn mit Truppen und Geld. Selbst die Venetianer versicherten den albanesischen Helden ihres Beistandes. Der glorreiche Sieg, den Skanderbeg noch in demselben Jahr in den Engpässen der unteren Dibra über Murads Feldhauptmann Ali Pascha davontrug, erhöhte sein Ansehen. 22,000 Osmanen sollen auf dem Schlachtfelde geblieben sein, 2000 Gefangene folgten dem heimkehrenden Sieger, und unermeßliche Beute, darunter vierundzwanzig eroberte Feldzeichen, war die Frucht des Tages. Die Schlacht von Varna hätte wahrscheinlich einen andern Ausgang genommen, wenn Kastriota mit seinen 30,000 Gebirgsmannen sich dem Hauptheer hätte anschließen können; aber

wir wissen, daß er durch den Neid des Fürsten Georg von Serbien ferngehalten ward. Die Versuche der Osmanen, nach der Schlacht bei Varna von Makedonien aus in das 1445. schluchtenreiche Albanien einzudringen, schlugen fehl; mit großen Verlusten zurückgeworfen, beschränkten sie sich auf den Verteidigungskrieg. Auch als einige Zeit nachher, in einem Augenblick da Skanderbeg mit der auf die wachsende Macht der Albanesen eifersüchtig gewordenen Republik Venedig wegen des Besitzes der Landschaft Dagnio unweit Skutari in einen Krieg verwickelt war, die Osmanen unter Mustafa Pascha die Angriffe an der Ostgrenze erneuerten, blieb der Sieg bei Kastriotas Fahne. Mu- 1447. stafa selbst fiel in Gefangenschaft und erlangte seine Freiheit nur gegen ein hohes Lösegeld. Rasch schlossen nun die Venetianer Frieden mit Kastriota und überhäuften ihn, 1448. da er ihnen den Fortbesitz der streitigen Landschaft Dagnio zugestand, mit Ehrenbezeigungen. Er erhielt das Bürgerrecht, wurde in die Reihen der Nobili aufgenommen und zum Befehlshaber ihrer Besitzungen in Albanien und Illyrien ernannt. Skanderbeg sah voraus, daß ihm noch ein harter Kampf mit Murad selbst bevorstehe; deshalb hatte er sich so nachgiebig gegen die Republik San Marco gezeigt, um seine ganze Kraft gegen den mächtigen Feind richten zu können, der in demselben Jahr einen neuen großen Sieg über die Ungarn davontrug.

Wir wissen, daß in Ungarn der fünfjährige Sohn des Kaisers Albrecht 3. Die zweite Schlacht bei Kossowa. 1448. auf den Thron erhoben und Hunyad ihm als Reichsverweser zur Seite gesetzt ward (S. 525). In dieser wichtigen Stellung glaubte der patriotische Fürst seiner Herrscherpflicht nur dann zu genügen, wenn er als Hüter des Reichs und der christlichen Kultur mit blanker Waffe die Grenze gegen die asiatischen Barbaren schützte. Er strengte daher alle Kräfte an, um bei den abendländischen Fürsten und Völkern die Kampflust gegen die Ungläubigen wach zu halten. Es ist merkwürdig, mit welcher Energie der Kriegsmann dem neuen Papst Nikolaus V., einem friedliebenden, kunstsinnigen Fürsten, die Notwendigkeit vorhält, für den Glauben und die Religion einzustehen, wie er ihm als Sache der Ehre und der Wohlfahrt Europas hinstellt, daß der Feind der Christenheit vertrieben werde, wie er im Gegensatz zu der allgemeinen Schlaffheit und Trägheit versichert, daß er sich lieber unter Eisen und Waffen dem Tode weihen als das Elend des Christenvolkes noch länger mit ansehen wolle. Aber er erkannte bald, daß sein Hilferuf wenig Widerhall finde; daß er in dem heiligen Kampfe nur auf die eignen Kräfte gewiesen sei. Und diese strengte er nun auch aufs äußerste an, um die Schmach von Varna auszutilgen. Nachdem er den treulosen Fürsten Drakul in der Feldschlacht überwunden und nebst seinem Sohne unter dem Richtbeil hatte sterben lassen, setzte er in Verbindung mit dem neuen Woiwoden Dan abermals über die Donau. Die Blüte des ungarischen Adels folgte seiner Fahne. Serbien, dessen Fürst Georg aus Furcht vor den Türken und aus Neid gegen Hunyad den Anschluß verweigerte, wurde mit Plünderung und Verwüstung bestraft. Auf dem Amselfelde bei Kossowa, der blutgetränkten Walstatt, wo vor mehr als einem halben Jahrhundert das Schicksal der Donauländer entschieden worden (S. 625), trafen die Heere aufeinander, um in einer dreitägigen furchtbaren Schlacht ihre Kräfte abermals zu messen. Zwei Tage 17.–20. Okt. 1448.

lang schwankte der Sieg; unter der Wucht der ungarischen Panzerreiter stürzte die leichtgerüstete Mannschaft der Osmanen massenweise zu Boden; erst am dritten Tag, als der treulose Verrat der Walachen Bestürzung und Verwirrung im Christenheer erzeugte, entschied die Schlacht zu gunsten der türkischen Übermacht. Furchtbar war die Niederlage der Ungarn; viele treffliche Männer aus den edelsten Geschlechtern deckten das Waffenfeld oder fanden den Tod auf der Flucht. Nur mit einer kleinen Schar Getreuer erreichte Hunyad die Heimat. Die Walachen ernteten schlechten Dank für ihren Verrat. Voll Mißtrauen in ihre Treue ließ Murad sie durch die Janitscharen niederhauen. Nun stand den Osmanen der Weg nach Siebenbürgen und Ungarn offen; aber die großen Verluste bei Kossova (die Zahl der Gefallenen soll sich auf 40,000 belaufen haben) und die siegreichen Fortschritte Kastriotas ließen es ratsam erscheinen, den Eroberungszug auch diesmal nicht über die Donau auszudehnen. Der Sultan bestattete seine Toten am Ufer der Morawa und kehrte im Triumph nach Adrianopel zurück, um seine Waffen gegen den kühnen Albaneserhelden zu kehren.

Hunyad und Kastriota Vorfechter der Christenheit.

Hunyad wurde auf dem Rückzug von dem gegnerisch gesinnten Fürsten von Serbien gefangen genommen und in Semendria so lange in Haft gehalten, bis der ungarische Reichstag durch großes Lösegeld und mehrere lästige Zugeständnisse seine Freilassung erkaufte. Doch erwirkte der Reichsverweser eine päpstliche Bulle, die ihn jeder unter dem Zwang der Gefangenschaft eingegangenen Verpflichtung gegen den zweideutigen Dynasten entband. Denn das ganze Abendland wußte, daß allein die kriegerische Energie und der religiöse Eifer des ungarischen Reichsverwesers und der ihm ergebenen Magnaten die christlichen Ostländer vor der Herrschaft der Ungläubigen zu schirmen vermöchte, und je weniger Nikolaus V. geneigt war, im Geiste seiner Vorfahren die Schätze der Kirche für den heiligen Krieg aufzuwenden, um so williger unterstützte er ihn mit seinem oberpriesterlichen Wort und Segen. Darum erließ er auch bei Gelegenheit des großen Jubelfestes im Jahr 1450 den ungarischen Bischöfen den persönlichen Besuch der heiligen Stätten in Rom, gewährte ihnen aber doch den vollen Ablaß unter der Bedingung, daß sie die Hälfte der Kosten für den Türkenkrieg aufwendeten. Doch kam während Murads Lebzeiten kein neuer Feldzug zu stande. Der Sultan, welcher den verhaßten Renegaten Skanderbeg mit seiner ganzen Macht zu zermalmen gedachte, ließ die Grenzlande an der Donau in Ruhe. Aber der gefeierte Nationalheld Kastriota bot hinter seinen Bergen und Festungen der osmanischen Übermacht
1450. Trotz. Vor den Mauern von Kroja erbleichte der Siegesruhm Murads. Albanien blieb frei und unabhängig, und ganz Europa blickte mit Bewunderung auf den heldenmütigen Albaneserfürsten und ehrte ihn mit Geschenken und glückwünschenden Gesandtschaften. So kam es, daß trotz der Schlacht bei Kossowa die Waffen an der Donau ruhten. Man verlebte die nächsten Jahre

in einem unsicheren Zustande zwischen Krieg und Frieden, durch Waffenstillstände sich gegen plötzliche Überfälle schützend, bis unter Murads Nachfolger das Abendland durch eine gewaltige Katastrophe aus seiner Lethargie und Saumseligkeit aufgeschreckt ward.

Nach der Rückkehr von dem Feldzug wider Albanien feierte Murad in Adrianopel die Vermählung seines Sohnes Mohammed mit der schönen Tochter eines türkischen Großen durch glänzende Festlichkeiten und zog sich dann nach einem reizenden, mit Prachtgebäuden, Bädern und Landhäusern geschmückten Eilande in der Marizza zurück, wo er seine letzten Tage in üppigem Wohlleben und sinnlichen Genüssen verbrachte, bis er vom Todesschlag getroffen ward, sei es im Taumel eines Festmahles, sei es aus Schrecken über die Voraussagung seines bevorstehenden Endes durch einen Derwisch. Sein Sohn Mohammed II., welcher schon lange die Ehre der Herrschaft mit dem Vater geteilt, ergriff nun allein die Zügel der Regierung. Murad wurde in Brussa in der von ihm erbauten Moschee neben seinem Lieblingssohn Alaeddin beigesetzt. (Murads II. Ende. 1451.) (5. Febr. 1451.)

Murads dreißigjährige Regierung gab dem osmanischen Reich Kraft und Festigkeit nach außen und innen. Obwohl er fast sein ganzes Leben unter den Waffen verbrachte, so war doch sein Sinn weniger auf Eroberung als auf Sicherung der Herrschaft innerhalb der gewonnenen Grenzen gerichtet. Zu den meisten Kriegen war er durch äußere Angriffe gedrängt worden, und er hatte auch nach dem Siege stets willig die Hand zum Frieden geboten. Selbst die byzantinischen Geschichtschreiber preisen seine Gerechtigkeit und Milde, seine aufrichtige und redliche Gesinnung, sein treues Festhalten am gegebenen Wort. Voll frommer Hingebung an die Vorschriften des Propheten übte er Wohlthätigkeit gegen die Armen, baute er Moscheen und Hospitäler, Klöster und Karawanseraien und ehrte und unterstützte Geistliche und Gelehrte. Die Prachtgebäude in Adrianopel und Brussa, die Brücken bei Erkene, Salonichi und Angora, die Tulpengärten bei Magnesia haben das Andenken Murads II. nicht minder verewigt als die Siege bei Varna, auf dem Amselfelde und am Isthmus. Im Heerwesen und in der Anordnung des Lagers traf er manche zweckmäßige Neuerungen. Durch ihn erlangte der Heerkörper der Janitscharen seine volle Organisation und unüberwindliche Stärke. Auch die türkische Dichtkunst regte unter ihm die Schwingen, wenngleich Amadeddin Nesimi, der Verfasser eines Diwan, wegen pantheistischer und mystischer Religionsansichten von den Ulemas zum Tode verurteilt und auf grausame Weise hingerichtet ward. (Charakter seiner Regierung.)

8. Der Fall von Konstantinopel.

Kaiser Konstantin. 1448–1453. Zwei Jahre vor Murad war Kaiser Johannes zu seinen Vätern versammelt worden. Nach längerem Streit zwischen den drei Brüdern des Verstorbenen über die Nachfolge erlangte mit Murads Zustimmung Konstantin XII., Paläologos, jener tapfere, unternehmende Fürst aus dem Peloponnes, den Thron von Konstantinopel. Nachdem er in seinem Schlosse zu Mistra, in der
6. Jan. 1449. Nähe des alten Sparta, die Kaiserkrone aus den Händen der Gesandten entgegengenommen, teilte er seine bisherigen Besitzungen im Peloponnes unter seine beiden Brüder Demetrius und Thomas und eilte dann in die Hauptstadt, wo er im März unter dem Jubel des Volkes seinen feierlichen Einzug hielt. Er suchte die elenden Trümmer des alten Romäerreichs zu retten und hütete sich daher dem Sultan, dessen Macht er am Isthmus kennen gelernt, Anlaß zum Zorn oder zur Unzufriedenheit zu geben. Auch als Mohammed II. die Herrschaft antrat, beeilte sich Konstantin die alten Verträge zu erneuern und das gute Einvernehmen zu erhalten.

Sultan Mohammed II. Der neue Sultan stieß die dargereichte Hand nicht zurück. Er wußte, daß er zuerst festen Boden gewinnen müsse, ehe er die in seiner Seele schlummernden Pläne in Angriff nehmen durfte. Zweimal hatte er die Zügel der Herrschaft dem Vater zurückgeben müssen, weil die Janitscharen dem jungen Fürsten nicht gehorchen wollten, zweimal hatte er von der Höhe des Thrones in die Verborgenheit zurückkehren müssen, weil die hohen Staatsbeamten ihn nicht für fähig gehalten, das weite, auf allen Seiten von Feinden bedrängte Reich zu regieren. Diese Erfahrungen hatten die Seele des Jünglings mit Mißtrauen und finsterem Argwohn erfüllt und ihn zurückhaltend und verschlossen gemacht. Er wußte, daß noch viele Gegner in seiner Nähe lauerten, daß im Abendland und Morgenland der Glaube herrschte, er sei seiner Unfähigkeit wegen von dem Vater verstoßen worden; er vernahm, daß der Papst, der König von Frankreich, der deutsche Kaiser Friedrich III. von einem neuen heil. Kriege sprachen, um jetzt, da ein junger, unerfahrener Sultan das Zepter ergriffen, die Feinde der Christenheit aus Europa zu werfen; er hörte, daß der Fürst von Karamanien aufs neue Rüstungen mache, um die frühere Selbständigkeit wieder zu erlangen und sich des westlichen Kleinasiens zu bemächtigen. In Konstantinopel lebte noch ein Glied des Herrscherhauses, Urchan, welcher leicht als Prätendent ihm entgegengestellt werden konnte. Alle diese Umstände mahnten zur Vorsicht. Mohammed, eben so klug und rückhaltend als herrschsüchtig und tyrannisch, suchte daher die bestehenden friedlichen Verhältnisse nach außen zu erhalten, bis er die feindlichen Elemente im Innern bewältigt.

Er schloß mit Hunyad einen Waffenstillstand, er entließ die Gesandtschaften der

Klientelfürsten, die mit Huldigungen und Glückwünschen vor dem Thron in Adrianopel erschienen, mit Versicherungen der Freundschaft und des Friedens; er entrichtete dem byzantinischen Kaiser ein namhaftes Jahrgeld für den Unterhalt und die fernere Bewachung Urchans. Zugleich sorgte er, daß die Janitscharen, deren Gesinnung er nicht recht traute, am Hofe keine Gelegenheit zur Auflehnung fänden, indem er seinen Bruder Achmed, einen Knaben von zartem Kindesalter sogleich erdrosseln ließ und dessen Mutter zur Vermählung mit dem Pascha von Anatolien zwang. Eine andre einflußreiche Frau seines Vaters, die Tochter des Despoten Georg von Serbien, entsandte er nach ihrem Geburtslande. Darauf setzte er mit Heeresmacht über den Hellespont, um die kriegerischen Bewegungen in Kleinasien im Keime zu ersticken. Sein plötzliches Erscheinen verbreitete solchen Schrecken, daß der ungetreue Fürst reumütig um Verzeihung bat und zum Gehorsam zurückkehrend Unterwürfigkeit und Heeresfolge versprach.

Die inneren Feinde bezwungen.

Jetzt schien dem Sultan der Augenblick gekommen, dem byzantinischen Schattenreich ein Ende zu machen und seinen Herrscherthron in der alten Hauptstadt des Ostens aufzuschlagen. Die Haltung des byzantinischen Hofes während des Feldzugs gegen Karamanien gab dem Sultan den gewünschten Vorwand, den ewigen Händeln mit dem lästigen Nachbar durch einen entscheidenden Schlag ein Ziel zu setzen. In gänzlicher Verkennung der Lage hatte Kaiser Konstantin die Verdoppelung des Jahrgeldes für die Unterhaltung Urchans verlangt und im Falle der Weigerung mit der Freilassung des Sprößlings aus Osmans Geschlecht gedroht, die dem Sultan Mohammed leicht gefährlich werden konnte. Kaum hatte daher Mohammed mit Karamanien Frieden gemacht, so begann er am Ufer des Bosporus ganz in der Nähe der Konstantinstadt den Bau einer Küstenburg, wodurch er die Aus- und Einfuhr vom Schwarzen Meer beherrschen und eine ununterbrochene Verbindung zwischen Asien und Europa herstellen konnte. Vergebens erhob der Kaiser Einsprache gegen die Errichtung des Bollwerks, 1452. das der Hauptstadt die Lebensadern unterbinden würde, erinnerte an die geschlossenen Verträge und versprach Tribut; Mohammed blieb taub gegen alle Vorstellungen und weigerte sich weitere Gesandtschaften anzunehmen. Eine entsetzliche Angst ergriff nun die Hauptstadt: mit Heulen und Wehklagen stürzte das Volk in die Kirchen und Bethäuser, um vom Himmel Rettung zu erflehen, denn es leuchtete jedermann ein, daß die Errichtung des Festungsbaues fast unter den Mauern der Stadt der erste Schritt zum Belagerungskrieg sei. Nur Konstantin selbst bewahrte Mut und Entschlossenheit. Wenn der Sultan, die Verträge brechend, lieber Krieg als Frieden wolle, erklärte er, so werde er sich mit den Seinigen aufs äußerste verteidigen.

Spannung mit dem Kaiserhof.

Mohammed betrieb den Bau mit der größten Energie und ließ zugleich alle Felder der Stadtgemarkung abmähen oder verwüsten. Einzelne Ausfälle zum Schutze der gefährdeten Ernten wurden leicht zurückgeschlagen und verschlimmerten die Lage. Konstantin that alles, was in seinen Kräften stand, um dem bevorstehenden Sturm zu begegnen: er schaffte Lebensmittel herbei,

Bedrängnis der Stadt durch die Küstenburg.

er verstärkte die Besatzung, er ließ die Festungswerke in guten Stand setzen, er schloß den Eingang des Hafens mit einer starken eisernen Kette und sammelte ein kleines Geschwader, welches durch einige venetianische und genuesische Galeeren vermehrt ward, er schickte den getreuen Phranzes zu seinen Brüdern nach Morea, um von dort her Hilfe zu erlangen. Aber Mohammed verfolgte seinen Plan mit ebensoviel Umsicht als Energie. Während er nach Vollendung und Ausrüstung des Bollwerks der Besatzung den strengen Befehl erteilte, kein Schiff, welcher Nation es auch angehöre, den Bosporus passieren zu lassen, wenn es nicht vorher mit eingezogenen Segeln den festgesetzten Zoll entrichtet habe, mußte sein Statthalter von Thessalien aus mit Heeresmacht in den Peloponnes einbrechen, um die paläologischen Despoten im eignen Lande zu beschäftigen.

Nochmals der Unionsstreit. Vergebens schickte der Kaiser Gesandte an die europäischen Höfe und vor allen an den Papst, um schleunige Hilfe zu erlangen; die Gesandten kehrten mit leeren Versprechungen zurück, begleitet von dem päpstlichen Legaten Isidor, Nov. u. Dez. 1452. welcher erst die kirchliche Union zur Vollendung führen sollte. Dadurch wurde noch die letzte moralische Kraft in der Bevölkerung gebrochen: denn während der Kaiser und sein Anhang in der Angst des Herzens alles guthießen und beschworen, was der römische Kirchenfürst verlangte, durchzogen Scharen von Mönchen und Volk mit Geschrei und Verwünschungen gegen die Franken und das neue Henotikon die Stadt, den Zorn Gottes über den Abfall vom rechten Glauben verkündend. Als endlich auf Anregung des Papstes Nikolaus V. eine kleine Hilfsflotte nach den griechischen Gewässern auslief, hatten sich die Geschicke des byzantinischen Reichs bereits erfüllt.

Die Belagerung von Konstantinopel. 1453. Mit Beginn des Frühjahrs 1453 sammelte Mohammed seine ganze Kriegsmacht um Konstantinopel und begann die Belagerung zu Land und zu Wasser. Ungeheure Maschinen und schweres Geschütz bedrohten die Mauern und unterstützten die Anstrengungen der Menschen. Besonders hat eine kolossale Kanone, die ein walachischer Stückgießer verfertigt, von solcher Schwere, daß fünfzig Paar Ochsen und zweihundert Fuhrleute zu ihrer Fortschaffung nötig waren, große Wirkungen hervorgebracht. Die Zahl der Truppen, welche allmählich zu der Belagerung herangezogen wurden und die Stadt im Kreisbogen von Meer zu Meer umstellten, wird auf 300,000 Mann angegeben. Die Flotte, aus Fahrzeugen aller Größen bestehend, soll 420 Segel betragen haben. Dieser Macht hatten die Byzantiner nur ein Heer von 6000 Griechen und 3000 Mann fremder Hilfstruppen, größtenteils Venetianer und Genuesen, entgegenzustellen; im Innern der Stadt aber dauerte der Hader der Orthodoxen gegen die Unionisten oder „Henotiker" mit steigender Erbitterung fort. Und dennoch leistete die Stadt unter der Leitung des mutigen Kaisers und des tapferen Genuesen Giovanni Giustiniani einen verzweifelten Widerstand. Vergebens ließ Mohammed von der Landseite aus Tag und Nacht angreifen;

die Stürmenden wurden zurückgeschlagen, die Breschen hergestellt, die Minen durch Gegenminen vereitelt, die beschädigten Türme wieder aufgebaut. Auch zur See litten die Osmanen schwere Verluste durch die unglaubliche Anstrengung der Schiffsmannschaft, bis es dem Sultan gelang, einen Teil seiner Flotte über die hinter Galata gelegenen Hügel hinweg zu Lande nach dem Arme des Meeres zu schaffen, in welchem der Hafen lag. Es war ein Belagerungskrieg, wie ihn die Geschichte noch kaum erlebt. Die natürliche Festigkeit der Stadt, die geschickte Anordnung der Verteidigung, die unermüdliche Wachsamkeit und Thätigkeit der byzantinisch-fränkischen Kriegsmannschaften boten der türkischen Übermacht ein unüberwindliches Gegengewicht.

Zu dem Kampfe um Existenz und Herrschaft gesellten sich religiöse Motive. Angriff und Widerstand. Auf seiten der Mohammedaner erblickte man Scharen von Derwischen und Nachkommen des Propheten, welche die Streiter mit Gebeten und glückverheißenden Prophezeiungen begleiteten; in den Reihen der Christen riefen Priester und Mönche mit lauter Stimme den Beistand der Himmlischen an und ermutigten und segneten die Kämpfenden. Schon hatte die Belagerung über vierzig Tage gedauert; die Kräfte fingen an zu erlahmen; Mangel stellte sich ein; Zwietracht und gegenseitige Vorwürfe lockerten die Bande der Treue und Gemeinschaft; Verzweiflung blickte aus den verstörten Mienen des Volkes. Aber umsonst forderte der Sultan den Kaiser zur Übergabe der Stadt auf, ihm freien Abzug mit seinem Hofstaat und seinen Schätzen anbietend; der hochherzige Paläologe verwarf den schmählichen Vorschlag. Da wurde auf den 29. Mai ein allgemeiner Sturm angesagt. Mit Fasten, Beten und Andachtsübungen sollte sich das ganze Heer vorbereiten; Mohammed selbst suchte in einer begeisterten Anrede seinen Mut zu entflammen, indem er den Siegern unermeßliche Beute, den Unterliegenden die Herrlichkeiten des Paradieses als Lohn verhieß. Ein freudiger Allahruf erschallte im Lager, ein Hilfgeschrei zu Gott um Rettung aus tiefer Bedrängnis war die Antwort in der Stadt. Heiligenbilder wurden unter feierlichen Litaneien in Prozession umhergetragen; an Kirchen und Altären lag das Volk scharenweise auf den Knieen. Auch Konstantin, der an Mut, Charakterstärke und würdiger Haltung allen voranleuchtete, versammelte die Kriegsmänner und die Großen des untergehenden Reiches um sich und ermunterte sie zur Ausdauer im bevorstehenden Entscheidungskampf. Dann betete er bis zu Thränen erweicht in der Sophienkirche, nahm das Abendmahl und machte die Runde bei den Wachtposten.

Früh am Morgen begann der allgemeine Sturm: die Christen leisteten Erstürmung der Stadt und Fall des Kaisers. 29. Mai 1453. die heldenmütigste Gegenwehr; zweimal wurden die Janitscharen zurückgeworfen; Massen von Toten bedeckten den Boden; mit eisernen Ruten läßt Mohammed die Weichenden wieder vorwärts treiben. Endlich ermatten die Kräfte der

Byzantiner; die Lücken, welche die feindlichen Geschosse in ihre Reihen rissen, können nicht ergänzt werden; Giustiniani, im Schlachtgetümmel verwundet, verläßt seinen Posten und flieht entmutigt nach Galata, ohne sich durch die dringenden Bitten des Kaisers zurückhalten zu lassen. Auf der Überfahrt starb er in Chios mehr an Seelenschmerz als an den körperlichen Leiden. Endlich sind die Mauern erstiegen; Bewaffnete und Wehrlose stürzen nach den Kirchen und Klöstern; nur der hochherzige Paläologe, in dessen Brust noch der Sinn für alte Römergröße, Freiheit, Religion und Nationalität lebendig war, hielt Stand und stritt wie ein Löwe. Als er sah, daß alles verloren, mischte er sich in den dichtesten Haufen der Krieger und fiel als Held auf den Wällen seiner Hauptstadt unter den Schwertern der Janitscharen. Sein letzter Wunsch, durch die Hand eines Christen zu sterben, ging nicht in Erfüllung. Neben ihm fielen noch drei andre Glieder des Herrscherhauses der Paläologen. Dem Sultan wurde das bluttriefende Haupt des Kaisers überbracht und von diesem als Siegestrophäe den Fürsten Asiens zugesandt, den Körper gab er den Christen zur Bestattung. Der Fall des letzten Konstantin entschied das Schicksal der Stadt, die nach seinem großen Namensgenossen sich nannte. In der ersten Wut wurde alles niedergemacht, was den Siegern vor die Klinge kam. Später zog man vor, den Rest der Bevölkerung in Fesseln zu schlagen und auf den Sklavenmarkt zu schleppen. Aus der Sophienkirche und aus den andern Stätten der Andacht wurden die Zitternden weggerissen, die Heiligtümer entweiht und gehöhnt. Darauf ergoß sich die gierige Masse über die Stadtteile, plünderte Kirchen und Klöster, Häuser und Paläste und entführte unendliche Beute an Gold und Silber, an kostbaren Stoffen und Edelsteinen. Gemälde und Bücher von unschätzbarem Werte wurden verbrannt oder verschleudert. Selbst nach Galata, in das Kaufmannsquartier der Genuesen verbreitete sich der Schrecken der Verfolgung und trieb viele zur Flucht auf die Schiffe, bis der Sultan sie beruhigte und unter seinen Schutz nahm. Denn sie hatten ihm während des Belagerungskrieges manchen wichtigen Dienst geleistet.

Einzug des Sultans in Konstantinopel. Um die Mittagsstunde hielt der Sultan, umgeben von seinen Wesiren und Leibwachen, seinen Einzug. In der Sophienkirche verrichtete er sein Dankgebet; das christliche Heiligtum war zur Hauptmoschee der neuen Residenzstadt bestimmt. Darauf ließ er alle Würdenträger des byzantinischen Hofes, so viele er ausfindig machen konnte, an einem Orte zusammentreiben und unbarmherzig niederstoßen. Ihre Frauen und Töchter wurden in den Harem gebracht oder in Gefangenschaft gehalten. Lukas Notaras, der letzte Großherzog des byzantinischen Reiches, der sich gleich Giustiniani in der entscheidenden Stunde schwach gezeigt, dann aber durch die Weigerung seinen vierzehnjährigen schönen Knaben auszuliefern, den Zorn des Tyrannen gereizt hatte, mußte seine Söhne vor seinen Augen sterben sehen, ehe er selbst den Todesstreich empfing. Auch viele namhafte Männer aus dem Abendlande, welche an der Verteidigung teil-

genommen, starben eines gewaltsamen Todes, andre erkauften Leben und Freiheit durch hohes Lösegeld. Fürst Urchan, der die Veranlassung oder den Vorwand zu dem Krieg gegeben, stürzte sich verzweiflungsvoll von einem Turm herab. Am dritten Tag gebot Mohammed der Raubsucht und Mordlust Einhalt. Denn Konstantinopel sollte nicht zur öden Leichenstätte werden, sondern zu neuem, wenn auch fremdartigem Leben emporblühen. Auf den Trümmern christlicher Kultur sollte der türkische Islam triumphierend seinen Halbmond aufpflanzen.

IV. Sieg des monarchischen Prinzips über den Feudalismus. Ausgang des Mittelalters.

A. Frankreich, England und die Niederlande im fünfzehnten Jahrhundert.

I. Die Regierungszeit Karls VI. und Heinrichs V.

1. Die Jahre der Regentschaft in Frankreich.

Heinrich V. von England. 1413—1422.

Heinrich V. von Lancaster, mit dem wir oben (S. 68 f.) die ältere Zeit des britischen Reichs geschlossen, nimmt unter den volksbeliebten Herrschergestalten der englischen Geschichte eine hervorragende Stelle ein. Erscheint uns auch die Verfolgung der Lollharden als ein dunkler Flecken, so war dieselbe doch mehr ein Ausfluß der religiösen Anschauungen jener Tage als der eignen Herzenshärte und wurde von der Gesamtheit der Nation kaum als ein Vorwurf aufgefaßt. In desto hellerem Lichte strahlten Heinrichs ritterliche Eigenschaften, seine Gerechtigkeit, seine Achtung vor den Gesetzen des Landes. Seine kurze Regierung ist der einzige lichte Punkt inmitten einer langen Nacht voll von Unfällen, Frevelthaten und nationaler Schmach. Der Glanz kriegerischer Großthaten, der seit vier Jahrzehnten erblichen war, sollte unter ihm noch einmal herrlich emporleuchten und die erträumte Herrschaft der Plantagenets über Frankreich der Erfüllung näher geführt werden als zu irgend einer Zeit. Werfen wir jedoch zuvor einen Blick auf Frankreich.

Frankreich während Karls VI. Minderjährigkeit. 1380.

Der staatskluge König Karl V. hatte es verstanden, das französische Volk von neuem zu einigen und die wieder geweckte nationale Kraft auf höhere Ziele zu lenken. Er hatte die Parteileidenschaften zum Schweigen gebracht und die Fremdherrschaft auf einen kleinen Raum beschränkt. Die Erinnerung an die stürmischen Zeiten seiner Regentschaft kamen ihm dabei zu statten: die französische Nation beugte sich willig unter ein strammes monarchisches Regiment, das sie vor den Gefahren und Schrecken der Anarchie bewahrte. So konnte Karl V. dem Volke große Anstrengungen zumuten und die Erfolge seiner Regierung ließen den Druck vergessen. Als aber nach seinem frühen Tod während

der Minderjährigkeit seines Sohnes gleiches Namens habgierige oder unfähige Verwandte ihre hervorragende Stellung zu eigensüchtigen Zwecken mißbrauchten, als die Notstände wuchsen, ohne daß durch große Erfolge nach außen ein Ersatz geboten worden wäre, da traten die alten Feindseligkeiten wieder hervor, die nur leicht vernarbten Wunden brachen von neuem auf. Wir wissen, daß Karl V. das Land mit schweren Steuern belegte, ohne die Reichsstände, gegen welche er eine Abneigung hegte, zu Rate zu ziehen. Noch bei seinen Lebzeiten hatte sich der Unmut darüber in einzelnen Aufständen kund gegeben; nun hieß es, er habe auf dem Totenbett die Abstellung aller unbewilligten Auflagen anbefohlen. Statt dessen aber wurde der Druck vollends unerträglich, als seine Brüder, die Herzöge von Anjou, Burgund und Berry, und sein Schwager, der Herzog von Bourbon, während ihres Streits um die Regentschaft alle Mißbräuche bestehen ließen, als gewissenlose Steuererheber die allgemeine Unsicherheit zu ihrem Vorteil ausbeuteten, als zahlreiche Söldnerscharen sich für die unregelmäßige oder mangelhafte Auszahlung ihrer Löhnung durch Erpressung und Plünderung der wehrlosen Einwohner in Stadt und Land zu entschädigen suchten. Die Anordnungen des verstorbenen Königs über die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten wurden nicht eingehalten; mit dem Schwert in der Hand erzwangen die Oheime des neuen Königs, noch ehe die Krönung und Salbung in Reims vor 4. Nov. 1380.
sich ging, eine Einrichtung, kraft deren Ludwig von Anjou die Regentschaft und den Vorsitz im Reichsrat führen, der Herzog von Berry die Statthalterwürde in Languedoc bekleiden, die beiden andern Oheime die ihrer Geburt entsprechende Stellung am Hof und in der Verwaltung einnehmen sollten. Auf den von Karl V. bestellten Staatsrat wurde dabei wenig Rücksicht genommen. Diese fürstlichen Machthaber hatten weder die Wohlfahrt des Reichs noch das Interesse der Dynastie im Auge. Vielmehr war jeder allein darauf bedacht seine Stellung zu seinem eignen Vorteil auszunutzen. Der Herzog von Anjou, den um diese Zeit Johanna von Neapel an Sohnes Statt annahm und zu ihrem Nachfolger bestimmte (S. 341), suchte vor allem die zur Erwerbung und Behauptung jener vielumstrittenen Krone notwendigen Geldsummen in Frankreich zusammenzuraffen. Hatte er doch sogleich nach dem Hingang des königlichen Bruders alle Kostbarkeiten des Palastes an sich genommen und die reichen Schätze an Gold und Silber, welche der sparsame Monarch im Schlosse zu Melun verborgen gehalten, dem Schatzmeister unter Todesdrohung entrissen. Man hatte dem Volke Hoffnung gemacht, daß nach der Krönung des jungen Königs die Steuerlast gemindert, der Staatshaushalt unter Mitwirkung der Stände neu geordnet, die Willkür in der Finanzverwaltung beseitigt werden würde; als nun aber die Auflagen forterhoben wurden, als der neue Regent die Staatsgelder für seine Privatzwecke verwendete und mit Zustimmung des Avignoner Papstes Clemens VII. die französischen Kirchen besteuerte, als der Herzog von Berry den schwer heimgesuchten Süden auspreßte, als der Schmerzensschrei des Landvolkes

über die Mißhandlung durch die Soldtruppen das ganze Reich erfüllte, da wandte sich der Blick des französischen Volkes abermals den inneren Notständen zu, da begann man auch in Frankreich zu forschen „nach dem Rechte, das allen gemein ist“, da hörte man in Paris Stimmen aus dem Volke, „es sei besser mit den Waffen zu sterben als noch länger ein so jammervolles Leben zu führen und solche Mißhandlungen zu erdulden“, da wiederholten sich die Auftritte der fünfziger Jahre, an die sich noch gar manche aus den Zeiten ihrer Jugend mit Schaudern erinnern mochten.

Volksbewegungen in den achtziger Jahren.

Seit den Kreuzzügen war Europa nicht von so tiefgreifenden Volksbewegungen erschüttert worden, als in den achtziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts. Es galt, die mittelalterliche Feudalordnung, die bereits aus ihren Fugen gewichen und für die lebenden Geschlechter nicht mehr passend war, niederzuwerfen und ein neues Rechtsleben aufzubauen. Das Ziel wurde aber nur unvollständig erreicht, und manche Errungenschaft der heißen Kämpfe erlag der nachfolgenden Reaktion; aber es wurden damals doch Keime in die Erde gesenkt, die im stillen fortwuchsen und in der Folge durch das belebende Sonnenlicht reiferer Jahrhunderte zu Fruchtpflanzen gediehen. Überall gewahrt man damals ein Ringen der unteren Volksschichten gegen die herrschenden Stände, einen Kampf der bürgerlichen und bäuerlichen Welt gegen die Vorrechte der Feudalherren und der Hierarchie, ein Streben der Unterthanen, sich gegen Willkür und persönliche Gewalt zu sichern. Wir haben gesehen, wie gewaltig die Predigten Wiclefs und seiner Jünger das gesamte Staats- und Gesellschaftsleben des englischen Reichs erschütterten; es wurde erwähnt, welche blutige und wechselvolle Kämpfe damals die niederländischen Handelsstädte, voran die bewegliche Bürgerschaft von Gent unter dem patriotischen Volksführer Philipp von Artevelde, wider den Grafen Ludwig und den gesamten Herrenstand führten; wir haben gesehen, mit welcher Anstrengung zu gleicher Zeit in Deutschland zwischen den Bürgerschaften der Städte und dem fehdelustigen Adel gestritten wurde und wie die schweizerischen Landleute ihre Freiheit in siegreichem Kampf wider den Fürsten- und Herrenstand verteidigten. Wie verschieden immer die Anlässe und Ausgänge dieser Bewegungen sein mochten, ein gemeinsamer Grundzug läßt sich nicht verkennen. Die bisher unterdrückten Klassen wollten sich emanzipieren von dem Despotismus der Feudalherrschaft, von dem physischen und moralischen Druck der privilegierten Stände, von dynastischer Gewalt und Willkür. Zum erstenmal durchzuckte ein Gefühl von der Gemeinsamkeit ihrer Interessen die niederen Volksklassen des ganzen Abendlandes, man begleitete die Vorgänge an der Themse, an der Schelde, an der Seine überall mit der gleichen Sympathie.

Revolutionäre Auftritte in Frankreich. 1381.

Bald nach der Krönung Karls VI. gab sich der Unwille des Volks in lärmenden Zusammenrottungen kund. Johann Culdon, Prevot der Kaufleute, wurde von der Menge gezwungen, sie zu dem Herzog zu führen, damit sie ihre Klagen vorbringen möchte. Man forderte Abstellung aller ohne Bewilli-

gung der Stände eingeführten Steuern und Abgaben. Der Regent suchte vergeblich die Tobenden durch Versprechungen zu beruhigen: die Volkswut aber verlangte ihre Opfer; hier und da wurden die Steuererheber und Finanzbeamten mißhandelt, die auf dem Verkauf von Lebensbedürfnissen lastenden Auflagen nicht mehr entrichtet. Besonders kehrte sich der Zorn der Masse gegen die von Karl V. begünstigten Juden: man plünderte ihre Häuser und zerriß die Schuldbücher, wobei indessen die Edelleute den größten Gewinn zogen. Damit wurde ein unheilvoller Weg betreten. Anstatt mit ruhigem Ernst die Einführung besserer Zustände zu erstreben und die wichtige Frage über die Mitwirkung der Stände bei der periodischen Steuererhebung gesetzlich zu ordnen, benutzte das jeder verständigen Führung entbehrende Volk die Schwäche der Regierung zu ziellosem Aufruhr, in welchem alle Leidenschaften entbrannten und sogar das Eigentum gefährdet ward. Es lehnte sich durch Steuerverweigerung und Exzesse gegen die augenblicklich besonders schwer empfundenen Mißstände auf, ohne sich nach Garantien für die Zukunft umzuthun. Die Revolutionen des Mittelalters glichen angeschwollenen Gießbächen; nach kurzem Wüten zog sich der Strom wieder in das alte Bett zurück, dann benutzten die Gewalthaber die Ruhe und Entkräftung des Elements, um neue Dämme aufzuführen. In Languedoc widersetzten sich die Einwohner unter der Führung des volksbeliebten Grafen von Foix dem königlichen Oheim, Johann von Berry, und suchten mit Gewalt der Waffen ihn an der Besitznahme der Statthalterschaft in ihrem Lande zu hindern, zogen aber dadurch den Zorn und die Rache des mächtigen Herzogs und seines Schwiegervaters, des Grafen von Armagnac, auf sich herab. Nimes und Béziers wurden schwer gezüchtigt; wie in den Zeiten der Albigenserkriege retteten sich Flüchtlinge und Verfolgte in die Thäler der Cevennen und organisierten den Bandenkrieg gegen Adel und Priesterschaft. Auch an andern Orten erzeugte der Steuerdruck Aufstände. In Rouen ermordete ein Haufen Gewerbtreibender die königlichen Einnehmer und plünderte die Kassen; in Paris bildeten sich Volksvereine unter selbstgewählten Vorstehern, die Straßen wurden mit Ketten gesperrt, die Thore von Bewaffneten bewacht, welche von ihren schweren bleiernen Hämmern Maillotins genannt wurden; man dachte daran, das feste Haus des Louvre und die noch im Bau begriffene Bastille zu schleifen. Allenthalben drohende Gährung gegen Adel, Regierung und Beamte.

Am Hofe und in den höheren Kreisen geriet man in Sorge. Vor allem fühlte man sich durch die Vorgänge in Flandern beunruhigt, wo schon seit zwei Jahren die Bürgerschaften von Gent und andern großen Städten wider die gräfliche Adelspartei und ihre Anhänger, besonders die Stadt Brügge, einen Krieg voll Schrecken und Grausamkeit führten (S. 14). Vor den Mauern von Brügge durch Philipp von Artevelde besiegt, entrann Graf Ludwig mit Mühe verkleidet der Gefahr schimpflicher Gefangenschaft. Der reiche Gewerbtreibende von Gent richtete nun einen fürstlichen Hof ein, nannte sich Ruwart

Volkserhebung in Flandern. 1382.

3. Mai 1382.

oder Regent von Flandern und brachte fast alle Städte zum Anschluß. Eine Münze zeigte den flandrischen Löwen und die Inschrift: „Die freie Republik Gent unter Arteveldc, dem Regenten.“ Alles freute sich der errungenen Freiheit. Von den unteren Volksklassen, den sogenannten „Weißkappen“ begonnen, hatte der Aufstand bald solche Dimensionen angenommen, daß jetzt die flandrischen Kommunen die gebietende Macht waren und den Herd einer revolutionären Bewegung bildeten, welche ihr Ziel in der Niederwerfung der Feudalaristokratie und der Aufrichtung republikanischer Gemeinwesen nach Art der italienischen erblickte.

Regentschaft und Ausgang des Herzogs von Anjou. 1381—1382.

Den Edelleuten am königlichen Hof entging es nicht, welche Gefahren der französischen Lehnsmonarchie durch den siegreichen Fortgang der populären Ideen drohten, die wie eine elektrische Kette das westliche Europa durchzogen. Der Herzog von Anjou hatte mehrmals versucht von den Notablen eine Steuerbewilligung zu erlangen; aber durch die drohende Haltung der Volkspartei waren dieselben so eingeschüchtert, daß sie sich für inkompetent erklärten; die Einberufung der Reichsstände aber wagte der Regent nicht, im Bewußtsein der eignen Schuld und aus Furcht vor stürmischen Debatten. Man hatte sich begnügt, den jungen König nach Rouen zu führen und einige Unruhstifter zu bestrafen; mit den Parisern wurde unter Vermittelung des volkstümlichen Parlamentsadvokaten Desmaret ein Abkommen getroffen, das unter Gewährung voller Amnestie wenigstens den Schein der königlichen Herrschaft aufrecht erhielt. Nun stand zu fürchten, daß die Nachrichten aus Flandern einen neuen gewaltigen Zündstoff in die gährende Masse werfen, daß ein zweiter Marcel die Rolle des Genter Diktators übernehmen würde. Man fürchtete den Untergang des gesamten Adels und aller christlichen Ordnung, bemerkt Froissart. Und gerade in diesem Augenblick zog der Herzog von Anjou an der Spitze einer beträchtlichen Streitmacht nach Italien, um die Krone von Neapel seinem Mitbewerber Karl von Durazzo zu entreißen (S. 342 ff.).

Der flandrische Feldzug. 1382.

Für Frankreich war das italienische Unternehmen, von welchem der Herzog nicht mehr zurückkehrte, von wichtigen Folgen. Durch Anjous Entfernung erlangte sein jüngerer Bruder, **Philipp von Burgund**, mehr Einfluß bei Hof und suchte seinen königlichen Neffen zu einem Feldzug gegen Flandern zu bewegen. Hatte er doch als Eidam und dereinstiger Erbe des Grafen das größte persönliche Interesse, daß die revolutionäre Bewegung unterdrückt werde! Sein Vorschlag fand am Hof günstige Aufnahme. Die Feudalherren und Ritter brannten vor Begierde, die populare Bewegung, die ihre Stellung so ernstlich gefährdete, in ihrem Ausgangspunkte zu erdrücken. Auch der junge König dürstete nach Kriegsruhm. Die mutige Entschlossenheit Richards II. mochte ihm als Sporn dienen (S. 47). Wenn aber das Unternehmen mißlang, wenn der Feldzug einen Ausgang nahm wie die Heerfahrt der deutschen Fürsten und Herren gegen die Schweizer, so wurde das nördliche Frankreich in die republikanische Strömung hineingerissen, und dann stand der Lehnsstaat der Valois samt dem ritterlichen Feudalwesen auf dem Spiel.

Zum Glück für den französischen Adel war die Schlacht von **Roosebeke** in der Nähe von Rousselaere kein Sempach. Zwar warfen die Flandrer in stürmischem An-

lauf das feindliche Mitteltreffen, wo der König selbst mit der Oriflamme seine Stellung genommen hatte, wurden aber, während die weichenden Glieder des Zentrums wieder Stand hielten, von den vorhergehenden Reiterflügeln in den Seiten angegriffen und auf einen engen Raum zusammengedrängt, so daß sie ihre Waffen kaum gebrauchen konnten. Nun waren die französischen Ritter in der günstigsten Lage. Daß plötzlich die Sonne hinter dunkeln Wolken hervorbrach und das Reichsbanner golden beleuchtete, galt ihnen als Zeichen besonderer göttlicher Gnade. Die Entscheidung war rasch und blutig. Über 20,000 Leichen bedeckten das Schlachtfeld, in ihrer Mitte der heldenmütige Anführer Philipp von Artevelde. Flüchtige Haufen retteten sich nach Gent, um hinter den festen Mauern ihrer Hauptstadt den Kampf fortzusetzen; die übrigen Städte unterwarfen sich dem Sieger, um nicht das Schicksal von Courtray zu erleiden, das wegen der fünfhundert goldenen Sporen in der Marienkirche, Trophäen eines früheren Sieges, den Flammen übergeben ward; sie nahmen Besatzungen auf und entrichteten die auferlegten Bußen.

Die Schlacht von Roosebeke. 27. Nov. 1382.

Die Genter wendeten sich nun um Hilfe an England; die Räte Richards II., welche von dem vollständigen Sieg der Franzosen Vernichtung des englischen Einflusses in den Niederlanden fürchteten, schickten Kriegsmannschaft über den Kanal, die in Verbindung mit den Eingebornen die Fortschritte der Feinde hemmte. So dauerte der Krieg noch einige Zeit fort. Aber die populare Bewegung in den belgischen Handelsstädten hatte durch den Tag von Roosebeke ihre Kraft verloren; das Traumbild republikanischer Freiheit und bürgerlicher Gleichheit war zerronnen. So kam im nächsten Jahr eine Übereinkunft zu stande, infolge deren die Herrschaft des Grafen aufs neue befestigt wurde. 1383. Doch Ludwig von Male neigte dem Ende zu. Am 29. Jan. 1384 starb er zu St.-Omer, die Grafschaft Flandern nebst den übrigen reichen Ländern seinem Eidam Philipp dem Kühnen von Burgund hinterlassend. Die Genter verweigerten diesem die Huldigung und erneuerten, angefeuert von den Zunftmeistern Ackermann und Vorseley, den Kampf. Aber von England schwach unterstützt und von den übrigen Städten verlassen, gaben sie bald den Widerstand auf, als ihnen der Herzog Amnestie und den Fortgenuß ihrer alten Rechte und Freiheiten zusicherte. Dez. 1385. Ackermann fiel bald nachher durch die Mörderhand eines Edelmanns, welcher den Tod seines in der Schlacht gefallenen Vaters an den Urhebern des Kriegs rächen wollte. Ein andrer Genter Volksführer, Peter van den Bosche, entzog sich dem Hasse des Adels durch freiwillige Verbannung.

Ausgang des flandrischen Kriegs.

Die Kunde von dem Tage bei Roosebeke erzeugte auch in den französischen Städten Niedergeschlagenheit und Furcht. Die bisher herrschende Aufregung legte sich schnell, und die Bürger beugten stumm das Haupt von neuem unter das Joch des Königs und seiner Vasallen. Diese aber gedachten den Sieg auszunutzen und den Übermut der Popularen für immer zu brechen. Nachdem sie die Reichsfahne in feierlicher Andacht den heiligen Räumen von St.-Denis zurückgegeben, wendeten sie sich gegen Paris. Die Bürgerschaft kam ihnen in festlichem Aufzuge entgegen, um den König ehrerbietig in ihre Stadt zu geleiten; sie wurde zurückgewiesen, „denn allzu schwer habe sie das königliche Haus beleidigt.“ Alsbald nach dem Einzug begann das Rachewerk der Reaktion. 11. Jan. 1383. Während zahllose Verhaftungen und Hinrichtungen alles in Schrecken hielten, setzte man Paris selbst in eine Lage, die jeden künftigen Widerstand unmöglich machen und die Stadt der königlichen Willkür wehrlos preisgeben sollte. Die

Reaktionen. 1383.

Barrieren wurden niedergerissen, die Thore ausgehängt, die Ketten, mit denen man zur Nachtzeit die Straßen sperrte, entführt, die Waffen und bleiernen Hämmer weggenommen, dagegen der Bau der Bastille vor der St.-Antonsvorstadt vollendet und die Befestigung des Louvre verstärkt. Zugleich wurden die städtischen Freiheiten, insbesondere das Recht, den Prevot der Kaufleute und die Schöffen zu wählen, sowie jede jurisdiktionelle Befugnis abgeschafft, die Versammlungen der Gewerke verboten, die Bürgerwehr aufgelöst, die alten Taxen auf den Verkauf von Waren und Lebensbedürfnissen, die den Hauptanstoß zur Unzufriedenheit gegeben, unter Trompetenschall wieder eingeführt. Niemand wagte sich zu widersetzen; die blutigen Hinrichtungen durch Schafott und Galgen, welche man täglich vor Augen sah, füllten alles mit Schrecken. Selbst der siebzigjährige Generaladvokat Desmaret, ein gerechter Mann, der während des Aufruhrs eine vermittelnde Thätigkeit entfaltet, fiel der Reaktion und dem Hasse der königlichen Oheime zum Opfer. Bei Hofe wurde der Vorschlag beraten, die unbeschränkte Besteuerung für ein königliches Vorrecht zu erklären, das keiner weiteren Bewilligung von seiten der Stände bedürfe. Zwar wagte man nicht den kühnen Grundsatz förmlich als neues Staatsrecht zu verkündigen, aber man trug doch kein Bedenken, ihn praktisch auszuüben. Viele Jahre hindurch wurden die Reichsstände nicht einberufen. Ähnliche Strafgerichte ergingen auch über andre Städte, die sich eines Widerstands gegen die Abgaben schuldig gemacht hatten, wie Rouen, Chalons, Troyes, Reims, Sens, Orleans. Von munizipalen Rechten war nicht weiter die Rede. Die Feudalmonarchie mit absoluter Gewalt sollte als die legitime, durch das Herkommen geheiligte Reichsordnung gelten; die ständischen Beratungen sollten sich auf die Anliegen der eignen Körperschaften beschränken. In Languedoc wurde den „rebellischen" Einwohnern eine vierjährige schwere Geldbuße auferlegt, die das Volk zur Verzweiflung brachte und neue Aufstände herbeiführte, infolge deren die Ketten noch fester gezogen wurden.

2. Hofleben und Geistesstörung des Königs.

Die Herrschaft der Feudalen.

Der Hof und der Feudaladel hatten einen vollständigen Sieg errungen. Das Volk beugte sich in stummem Gehorsam unter das schwere Joch. Zwecklose Kriege und Feldzüge, hervorgerufen durch persönliche Motive, durch den Neid und die Eifersucht der Fürsten und Großen, durch ritterliche Grillen, durch unausführbare Eroberungsgelüste, durch die Bosheit und Leidenschaft einflußreicher Höflinge verzehrten die Kräfte des Reichs, mehrten die Lasten des Volks und schwächten den Sinn für jede gesunde Politik. Während das Volk in Stadt und Land ein elendes Dasein führte, kämpften französische Heere für fremde Interessen in Neapel und in Kastilien, in Schottland gegen die Bewohner der englischen Grenzmarken und in den rauhen Ardennen wider den Herzog von

Geldern, wurden im Kanal und an der Westküste unermeßliche Kriegsrüstungen zu einem abenteuerlichen Eroberungszug gegen England veranstaltet, der schließlich in leeren Dunst aufging, traten in der Bretagne durch die Feindschaft zwischen dem Connetable Olivier de Clisson, dem alten Waffengenossen Bertrands du Guesclin, und Herzog Johann von Montfort Verwickelungen ein, welche die Kriegsfurie in jener Halbinsel von neuem zu entfesseln drohten. Die Ratgeber des Königs, vor allen die Herzöge von Burgund und Berry, nutzten alle diese Unternehmungen zu eignem Vorteil. Die Auflagen wurden verdoppelt, verdreifacht. Es kümmerte sie wenig, daß der Bauer und Bürger unter Not und Entbehrung erlag, daß aus den Städten des Südens die verarmten Handwerker massenhaft auswanderten, um sich in der Fremde eine erträgliche Existenz zu suchen, daß Scharen von Bettlern das Land durchstreiften. Um so glänzender waren die Hoffeste, die Turniere, die Ritterspiele, die Mummereien, die Lustbarkeiten und Kurzweil, woran die vornehme Welt sich so gern ergötzte. Als sich der siebzehnjährige König mit Isabella (Isabeau), der fünfzehnjährigen Tochter des Herzogs Stephan von Bayern vermählte, nahmen die Festlichkeiten kein Ende. Juli 1385.

Karl VI., ein Fürst von schöner, männlicher Gestalt und ritterlichem Wesen und bei einer feurigen, erregbaren Natur mit manchen guten Anlagen ausgestattet, fand Gefallen an verschwenderischem Prunk und an rauschenden Vergnügungen; aufgewachsen in einer leichtfertigen Gesellschaft ergab er sich frühe Ausschweifungen und Reizen der Sinne, die seinen Geist schwächten und auf Irrwege führten. Trotz seiner heftigen, reizbaren Gemütsart war er gutmütig und von leutseligem Wesen, allein seine geistige Einsicht war beschränkt. Seine Oheime und ihre Kreaturen führten das Regiment. Endlich gingen ihm jedoch die Augen auf über die Mißstände im Reich. Als er, von dem Feldzug nach Geldern zurückgekehrt, das Allerheiligenfest in Reims feierte, versammelte er die Glieder seines Hauses und viele Edelleute und Prälaten um sich, ließ sich über die öffentlichen Zustände Bericht erstatten und forderte Rat über die geeignetsten Mittel, die Wohlfahrt seines Volks zu begründen. Da sagte Peter von Montagu, Kardinalbischof von Laon, der König sei nun in die Jahre getreten, daß er die Regierung selbständig führen und sich von seinen bisherigen Leitern frei machen sollte. Die kühne Rede, anfangs mit Erstaunen aufgenommen, dann aber von mehreren der Anwesenden gebilligt, gefiel dem Monarchen. Er verabschiedete seine Oheime und umgab sich mit einem Rat, worin Männer voll Einsicht und gutem Willen, wie La Rivière, Le Mercier, der Connetable von Clisson, Peter von Vilaines u. a. die einflußreichsten Stellen einnahmen. Umsonst suchten die Herzöge von Burgund und Berry den unerwarteten Staatsstreich rückgängig zu machen; ohne Halt im Volke, mußten sie sich in das Geschehene fügen. Sie zogen sich auf ihre Besitzungen zurück; aber der bald darauf erfolgte Tod des Bischofs wurde ihrer Rache zugeschrieben. Mit ihnen zugleich verschwand aus

Karl VI. umgibt sich mit neuen Räten. 1388.

1388.

den Hof- und Staatsämtern die Schar der Blutsauger und Plagegeister, die sie um sich gesammelt.

Nur der Herzog von Bourbon, der sich an den Erpressungen seiner Verwandten nicht beteiligt, wenn er sie auch nicht verhindert hatte, blieb in seiner Stellung, zog aber im nächsten Jahr an der Spitze französischer Ritter den Genuesen gegen den seeräuberischen Fürsten von Tunis zu Hilfe, ein Unternehmen, das ihm keine Lorbeeren brachte.

Hofleben. 1389. 1390. Mit Freude vernahm das französische Volk diese Veränderungen am Hof und in der Verwaltung. Man blickte mit neuer Hoffnung in die Zukunft, zumal bald darauf ein längerer Waffenstillstand mit England die zwecklosen Ausgaben und kostspieligen Rüstungen beseitigte und auch der Pariser Bürgerschaft einige der früheren Rechte zurückerstattet, die drückendsten Auflagen abgestellt und im Parlament, in der Rechtspflege und in der Verwaltung Verbesserungen eingeführt wurden. Die Erfolge blieben jedoch tief unter den Erwartungen. Der König war zu sehr den Vergnügungen und der Sinnenlust ergeben, als daß er sich ernstlich den Geschäften des Staats hätte widmen mögen. Sein Sinnen und Denken war auf Schaugepränge, ritterliche Aufzüge, verschwenderische Feste und Schauspiele mit nächtlichen Maskeraden und Fackeltänzen gerichtet. Je mehr das Rittertum von seiner idealen Höhe herabgestiegen war, desto größeres Gewicht legte man auf seine äußeren Formen, Bräuche und Symbole ohne Wert und Bedeutung; je mehr das Wesen entschwunden war, desto mehr hing man am Schein. Weit und breit erzählte man sich von den glänzenden Festen, die im Jahr 1389 in St.-Denis und Paris veranstaltet wurden und die höchste Bewunderung Froissarts erregten, als der König den beiden Söhnen seines verstorbenen Oheims Ludwig von Anjou die Ritterwürde erteilte und daran ein feierliches Leichenbegängnis für Bertrand du Guesclin reihte, als die Krönung der Königin in der Liebfrauenkirche mit dem verschwenderischsten Gepränge vollzogen und dann die Vermählung des königlichen Bruders, Ludwig von Orleans, mit Valentine, der Tochter Johann Galeazzos von Mailand, mit dem größten Aufwand begangen ward. Danach begleitete der König den jungen Herzog Ludwig II. von Anjou nach Avignon, um der Krönung desselben zum König von Sizilien durch Papst Clemens VII. anzuwohnen. Auf dieser Rundreise wurde er in allen Städten mit Festfeiern und Lustbarkeiten aller Art empfangen, die seinen ohnedies kränkelnden Körper erschöpften und die natürliche Reizbarkeit seines schwachen und dabei unruhigen Geistes mehrten.

Bei dieser Gelegenheit besuchte er auch die Languedoc; da hörte er mit Unmut und Schmerz, welche Erpressungen und Gewaltthätigkeiten durch den Herzog von Berry und seine Diener über das Land verhängt worden seien, und die verlassenen Dörfer und verödeten Wohnungen überzeugten ihn von der Wahrheit der Klagen. Er trug wenigstens insoweit der Gerechtigkeit und Humanität Rechnung, als er die Beamten, welche dem Statthalter als Werkzeuge gedient, ihrer Stellen entsetzte und den schul-

digsten unter ihnen, den Schatzmeister Betizac, der sich als Häretiker bekannte, den Flammen übergeben ließ. Jan. 1390.

Karls Vergnügungssucht.

Wäre der König, welcher damals erst zweiundzwanzig Jahre zählte, in seiner Jugend an eine ruhige, verständige Thätigkeit und ernste Pflichterfüllung gewöhnt worden, so hätten sich seine guten Anlagen, seine für Menschlichkeit und edle Handlungen nicht unempfängliche Seele, seine gutmütige Natur wohl glücklich entwickeln können, aber das zügellose Leben, die ausschweifende Sinnenlust, die aufregenden und entnervenden Zerstreuungen, in welche ihn eine eigensüchtige und lasterhafte Umgebung vor erlangter Reife stürzte, zerrütteten seinen Organismus und schwächten seinen Geist. Übersättigt und fieberkrank kehrte er von der Reise zurück, und doch bedurfte er stets neuer Reizmittel, doch zog ihn seine unruhige, zerstreuungssüchtige Natur, sein unwiderstehlicher Hang nach Abwechslung, Sinnenreiz und Lebensgenuß fortwährend zu neuen Unternehmungen, die dann rasch wieder aufgegeben wurden. Bald trug er sich mit dem Gedanken eines italienischen Feldzugs, um seinem Vetter das Königreich Neapel zu erobern, bald hegte er andre Entwürfe. Er krankte an Geist und Körper, so daß es nur eines äußeren aufregenden Ereignisses bedurfte, um ihn einer unheilbaren Seelenstörung verfallen zu lassen.

Der König und seine Umgebung.

Zwischen dem Herzog von der Bretagne und dem Connetable Clisson bestand tödliche Feindschaft. Nun geschah es, daß ein herzoglicher Verwandter, Peter von Craon, der plötzlich vom Hofe verwiesen worden war, den Connetable, welchen er für den Urheber seiner Ungnade hielt, nächtlicherweile überfiel und ihm einen Schwertschlag versetzte, daß er vom Pferde stürzte. Er hielt ihn für tot und eilte nach der Bretagne. Clisson genas indessen bald wieder. Der König geriet über die verruchte That in den heftigsten Zorn. Er forderte von dem Herzog die Auslieferung des Thäters, und als dieser erklärte, er wisse nicht, wo sich derselbe aufhalte, wurde ein Feldzug beschlossen. Karl war im höchsten Grade empört und aufgeregt. Daß der erste Kriegsbeamte beim Weggang aus dem königlichen Palast meuchlings überfallen werden und die Verbrecher unentdeckt entkommen konnten, schien ihm auf ein verräterisches Komplott zu deuten. Sein Mißtrauen wurde noch gesteigert, als sich die Kronvasallen, vor allen seine Oheime Burgund und Berry, sehr lässig in der Heeresfolge zeigten. An seinem eignen Hof fühlte er sich nicht sicher. Sein jüngerer Bruder Ludwig, Herzog von Orleans, zog durch Geist, Mut und Schönheit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und stellte den König in Schatten, und bei der Königin trat die treulose und intrigante Natur unter der Hülle der Jugend und äußeren Anmut, die sie eine Zeitlang verdeckt hatten, mehr und mehr hervor.

13. Jan. 1392.

Karl fällt in Geistesstörung.

Von Argwohn umdüstert zog König Karl, kaum aus einem hitzigen Fieber erstanden, gegen den Rat der Ärzte wider den Herzog von der Bretagne zu Feld. Als er zu Anfang August an einem glühend heißen Tage durch ein Gehölz ritt, sprang plötzlich ein halbnackter Mensch von wild-verstörtem Aussehen in einem

weißen Bauernkittel aus dem Dickicht hervor und rief, dem Pferd in die Zügel fallend, mit lauter Stimme: „Halt an, König, ziehe nicht weiter, du bist verraten!" Von den Begleitern zurückgetrieben, stieß er noch in der Ferne denselben Ruf aus. Tief erschüttert von der Erscheinung, ritt Karl vorwärts ohne ein Wort zu sprechen. Es war um die Mittagsstunde; der Weg führte über eine sandige Ebene, die sich wie ein Glutmeer vor ihm aufthat. Alles litt unter der Hitze, insbesondere der in einen schwarzen Samtrock gekleidete König. Den Staub zu meiden ritt er in einiger Entfernung von den übrigen, nur von zwei Edelknechten begleitet. Der eine, welcher des Königs Lanze trug, schlief ein und seine Waffe fiel auf den ehernen Helm seines Gefährten. Bei dem Klange fuhr der König heftig auf, und mit krampfhafter Bewegung das Schwert ziehend rief er aus: „Nieder mit den Verrätern!" Er hieb wild um sich und tötete oder verwundete einige seiner Begleiter; selbst sein Bruder war in Gefahr. Mit Mühe wurde man seiner Meister. Sein Geist war verwirrt, er schien niemanden mehr zu kennen. Seine Oheime ließen den Unglücklichen in einer Sänfte nach Le Mans bringen und verabschiedeten das Heer. Vom Feldzug war nicht weiter die Rede.

Philipp von Burgund an der Spitze der Regentschaft.

Als nach der Aussage der Ärzte an der Geistesstörung nicht mehr zu zweifeln war, nahmen die Herzöge von Burgund und Berry wieder die Zügel der Regierung in die Hände. Der Bruder des Königs, Ludwig von Orleans, wurde wegen seiner Jugend (und doch hatte er bereits sein einundzwanzigstes Jahr vollendet) von den Staatsgeschäften fern gehalten. Damit begann für Frankreich eine Periode des Elends, der Schmach, der Zerrüttung, wie die Geschichte kaum eine ähnliche aufzuweisen hat. Dreißig Jahre lang lebte Karl VI. in dem Zustande des Wahnsinns oder geistiger Umnachtung, nur zuweilen von lichten Intervallen von längerer oder kürzerer Dauer mehr geängstigt als getröstet, und während dieser langen Zeit seufzten Volk und Land unter unsäglichem Jammer und Unglück. Bei den geringen Fähigkeiten des Herzogs von Berry war **Philipp von Burgund** der eigentliche Regent. Die Königin und das ganze königliche Haus standen unter seiner Aufsicht; und er trug Sorge, daß der geisteskranke Fürst nicht zur dauernden Genesung gelangte oder in den Tagen des erwachten Selbstbewußtseins sich seinem Einfluß entzog. Ein bei einem Maskenfest mit lasciven Tänzen durch Zufall oder Absicht erzeugter Brand, wobei mehrere hochgestellte Personen vor des Königs Augen eines elenden Todes starben, soll die geistige Störung erneuert und verstärkt haben. Die Kunst der Ärzte wie die angewandten Zaubermittel blieben gleich erfolglos.

Jan. 1393.

Entfernung der Räte.

Der erste Gebrauch, den die Regenten von der wiedererlangten Gewalt machten, war, daß sie an den Räten, die ihnen vor vier Jahren die Herrschaft entwunden, an den „Fratzen" (Marmonets), wie man sie spottweise nannte, Rache nahmen. Der Connetable Clisson, ein tapferer Kriegsmann, aber wegen seiner Habsucht wenig geachtet und geliebt, entzog sich dem drohenden Sturm,

indem er sich auf seine Güter in der Bretagne begab; er wurde der Erpressung und Veruntreuung schuldig erkannt und seiner Würde entsetzt; Johann von Montagu suchte eine Zuflucht am päpstlichen Hof in Avignon; Nogent, Lariviére und Vilaines wurden unter nichtigen Anklagen längere Zeit in der Bastille gefangen gehalten, bis sie, stets mit dem Tode bedroht, sich bereit zeigten, entweder wie Vilaines, das Land zu meiden oder auf ihre Ämter zu verzichten.

Clisson wurde von dem feindlich gesinnten Herzog mit den Waffen angegriffen; doch kam endlich ein Ausgleich zu stande. Auch Craon erhielt Verzeihung. Im folgenden Jahr wurde bei Gelegenheit der Vermählung der jungen Königstochter Isabella mit Richard II. (S. 55 f.) mit England ein längerer Waffenstillstand abgeschlossen. Wir haben gesehen, wie eng sich seitdem der englische König an die französischen Machthaber anschloß; aber seine Hoffnung, mit ihrer Hilfe die Gegner im eignen Land niederzuwerfen, ging nicht in Erfüllung. Der Schwiegersohn des französischen Monarchen starb eines gewaltsamen Todes, ohne daß die Verwandten seiner angetrauten Gemahlin das Schwert zu seiner Rettung oder zur Rache gezogen hätten. 1395. 1396.

Frankreich am Ende des Jahrhunderts. Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts war das christliche Abendland von außen und im Innern schwer bedrängt. Wir kennen bereits die Eroberungszüge, durch welche die osmanischen Türken ihre Herrschaft in den Donauländern aufrichteten, und die unseligen Folgen, welche zu gleicher Zeit die große Kirchenspaltung für die europäische Menschheit hatte. Wir haben gesehen, wie eifrig sich die französische Nation beider großen Anliegen annahm; aber gespalten und in ihrer Kraft gelähmt, konnte sie kein entscheidendes Gewicht in die Wagschale legen. Wohl lebte noch in dem französischen Adel die Erinnerung an die Thaten der Väter zur Zeit der Kreuzzüge, und viele ritterliche Männer ersten Ranges sah man im glänzendsten Waffenschmuck unter Führung des Grafen von Nevers, ältesten Sohnes des Herzogs von Burgund, in die Donauländer hinabziehen, um in Verbindung mit Österreich und Ungarn die Feinde der Christenheit nach Asien zurückzuwerfen; aber die Schlacht von Nikopolis brachte nur Tod und Gefangenschaft. Vergeblich versuchte man die Republik Genua, die sich unter Frankreichs Herrschaft gestellt (S. 384), zu dem heil. Krieg fortzureißen. Und wie der ritterliche Adel sich gegen die Türken anstrengte, so die Pariser Universität für die Herstellung der kirchlichen Einheit. Und doch wurde das Schisma in Frankreich großgezogen (S. 210), und durch die gegenseitigen Verfluchungen der Kirchenhäupter verdunkelte das geistliche Licht, das in früheren Jahrhunderten den Völkern die Bahn vorgezeichnet. 28. Sept. 1396.

3. Die Burgundische und die Orleanssche Partei.

Die Parteiung und der König. Unter düstern Anzeichen trat die französische Nation in das neue Jahrhundert. Bei der zunehmenden Geistesschwäche des Königs diente sein Name nur als Schild für die Habgier und Ehrsucht der Großen, die ohne Sinn für

das Wohl des Landes, ohne Patriotismus und höheres Streben ihre Macht nur zu eigennützigen Zwecken, zur Mehrung ihrer Einkünfte, zur Befriedigung ihrer Herrschgier, ihres Ehrgeizes und Stolzes anwendeten. Der Herzog von Orleans, den die Oheime anfangs zurückgedrängt hatten, arbeitete sich mehr und mehr aus der untergeordneten Stellung empor und strebte nach dem ersten Platz am Hof und in der Regierung. Berry, der sich von seinem königlichen Neffen wieder die Statthalterwürde über Languedoc und den ganzen Süden hatte zuteilen lassen, weidete sein Herz an den erpreßten Schätzen und legte dem Ehrgeiz des jüngeren Neffen geringe Hindernisse in den Weg. Um so mehr war der Burgunder auf Wahrung seiner bevorzugten Stellung bedacht. Bald war die ganze Nation in zwei Heerlager gespalten; man sah die Häupter nur noch von zahlreichen Bewaffneten umgeben, die nicht selten einander drohend gegenüberstanden. Auch die Königin trat mit ihren herrschsüchtigen Plänen immer offener hervor und suchte ihre Einwirkung auf den geisteskranken Gemahl eigennützig auszubeuten. Große Leidenschaften regten sich, und wenn in Frankreich nicht eine ähnliche Thronumwälzung versucht wurde, wie sie zu derselben Zeit in England geschah, so lag der Hauptgrund in der größeren Ehrfurcht der gesamten Nation für das geheiligte Königtum. Denn wie wenig auch alle die Mittel fruchteten, welche man teils zur Heilung, teils zur Zerstreuung des kranken Monarchen anwandte, wie sichtbarer auch mit jedem Jahr die Zerrüttung seines Geistes und Körpers hervortrat, dennoch blieb der König in den Augen der Nation ein Gegenstand der Verehrung und sein Name schien zu allen wichtigen Staatsaktionen erforderlich. Man fühlte die innigste Teilnahme mit dem leidenden Zustand des unglücklichen Fürsten; alle die Züge von Herzensgüte und Leutseligkeit, die er in jungen Jahren kund gegeben, lebten in der Erinnerung fort, während das Elend und die Drangsale, von denen das Volk so schwer getroffen war, seinen Verwandten und Ratgebern zugeschrieben wurden. Diese tiefwurzelnde Sympathie für das Königtum führte die legitime Dynastie durch alle die Stürme, welche in den nächsten Jahren über das Reich hereinbrachen, und überwand die heftigen Leidenschaften, die sie zu verschlingen drohten.

Die Herzöge v. Burgund.

Als König Johann seinem Sohne Philipp das fruchtbare, weinreiche Burgund zu Lehen gab (S. 30), gedachte er eine Dynastie zu schaffen, welche die Ostgrenze gegen das Deutsche Reich beschützen und, ihres Ursprunges eingedenk, stets eine ergebene Vasallin der französischen Krone sein würde. Von denselben Anschauungen geleitet, hatte auch Karl V. die Besitzungen des Bruders vermehrt und die Vereinigung der flandrischen Grafschaft mit dem burgundischen Stammlande begünstigt, ja sogar einige Eroberungen seiner Vorgänger, wie Lille, Douai u. a. Orte, zurückgegeben. Durch diese Ausdehnung seiner Macht aber wurde der Herzog über die Stellung eines französischen Lehnsfürsten hinausgerückt: das kunstfleißige, handelthätige, städtereiche Flandern gewann bald das

Übergewicht über das ritterliche ackerbautreibende Burgund; das französische Herzogtum wurde „an den Wagen des reicheren und mächtigeren Flandern gefesselt" und mehr und mehr dem Verbande mit dem Hauptland entzogen.

Dadurch sah sich der burgundische Herzog in eine Doppelstellung gedrängt: während ihn die Bande der Lehnspflicht und der Blutsverwandtschaft an die französische Krone wiesen, machte das Handelsinteresse der Flamänder einen näheren Anschluß an England ratsam. Wenn er anfangs in seiner Politik noch schwankte und aus Familieninteresse mehr zu Frankreich neigte, also daß er sogar das kriegerische Vorgehen gegen England beförderte, so überzeugte er sich doch bald, daß die Größe seiner Dynastie in Zukunft nur im engsten Anschluß an die Landschaften und Städte an der Maas und Schelde emporblühen könne. Durch seine Gemahlin Margarete, welche ihm Flandern zugebracht, besaß sein Haus die Anwartschaft auf Brabant und Limburg, wenn die verwitwete, kinderlose Herzogin Johanna, Margaretens Muhme, mit Tod abgehen würde, und durch die Vermählung seines Erstgebornen, Johann, mit der Erbin von Holland und Hennegau eröffnete sich seinem Geschlecht eine neue große Aussicht (VII, 911). Die Geldsummen, die er aus seinen Besitzungen und aus Frankreich zog, setzten ihn in den Stand, die Grafschaft Charolais und andre Territorien durch Kauf an sich zu bringen. Bei dem Tode des ihm befreundeten Herzogs von der Bretagne ernannte ihn die Witwe, die in der Folge dem englischen König Heinrich IV. die Hand zum zweiten Ehebund reichte, zum Vormund ihres Sohnes Johann. Stolz auf seine Macht und seine königliche Abstammung, gab Philipp in seinem ganzen Auftreten das trotzige Selbstgefühl und den hochfahrenden Sinn kund, den das Bewußtsein der Überlegenheit einflößt. Der Gedanke war ihm unerträglich, den ersten Rang im Königreich mit einem andern teilen zu sollen; ein heftiger Zusammenstoß mit Ludwig von Orleans war daher unvermeidlich; durch die Rivalität beider wurde die Nation in zwei Parteien gespalten, wobei die persönlichen Wahlverwandtschaften bald in politische Gegensätze umschlugen. Als Herzog Philipp nach einem glänzenden Turnier, das er bei der Einsetzung seines zweiten Sohnes, Anton, zum Reichsvogt von Brabant in Brüssel angeordnet, von der Seuche, die damals ganz Frankreich durchzog, in seinem Schloß zu Hall im Hennegau plötzlich dahingerafft ward, gingen seine Ansprüche wie seine Eifersucht gegen den Herzog von Orleans auf seinen Sohn Johann über, dem einst die Waffengefährten in dem Türkenkrieg den Namen des „Unerschrockenen" oder „Ohnefurcht" beigelegt, einen noch jungen Mann von Mut und energischer Willenskraft. Die verwitwete Herzogin legte, um nicht die große Schuldenlast des Gemahls übernehmen zu müssen, dem Verstorbenen die Schlüssel auf das Grab.

Philipp der Kühne. 1363–1404. geb. 1342.

Johann Ohnefurcht. 1404–1419. geb. 1371.

April 1404.

Ludwig, Herzog von Orleans, besaß glänzende Eigenschaften. Mit schöner Gestalt und ritterlichem Wesen verband er einen lebendigen, regsamen Geist, ein schnelles, treffendes Urteil, die Gabe gewandter Rede; aber er war leichtsinnig,

Ludwig von Orleans.

oberflächlich und wie sein königlicher Bruder der Verschwendung, dem Vergnügen und der Sinnenlust ergeben. Er ließ sich von dem kranken König hohe Ämter übertragen, die er zum eignen Vorteil ausbeutete, und brachte die Herrschaft Coucy, die Grafschaft Dreux, die Stadt Chateau-Thierry und andre Besitzungen an sich. Wenig geliebt vom Volk, für dessen Leiden er kein Herz hatte, das er durch Steuern und andre Erpressungen schonungslos drückte, war er dagegen der Liebling des ritterlichen Adels, mit dem er glänzende Feste feierte, und ein Günstling der Frauen, die er durch seine galanten Manieren bezauberte. Je mehr sich nun die burgundischen Herzöge der flandrischen Handelspolitik hingaben, mit England, auch unter den Lancasters, freundlichen Verkehr zu unterhalten suchten und sich dem Bürger- und Bauernstand gewogen zeigten, desto mehr kehrten der königliche Bruder und seine Umgebung die aristokratischen Neigungen hervor und warfen sich zu Verteidigern des göttlichen Königsrechts, der monarchischen Gewalt und der nationalen Ehre auf. Ludwig von Orleans forderte Heinrich von Lancaster zum Zweikampf heraus (S. 64); er vermählte Isabella, die junge Witwe Richards II., nach ihrer Rückkehr in ihr Heimatland mit seinem Erstgebornen, Karl von Angouleme; er trat als Verfechter der überlieferten und bestehenden Ordnungen der neuerungslustigen Opposition in der Kirche wie im öffentlichen Leben entgegen. Daß der König während eines lichten Zwischenraums auf die Vorstellung einiger Räte, insbesondere des Prevot
1401. der Kaufleute, Juvenal des Ursins, das Parlament aus seiner bisherigen Nichtigkeit erhob und ihm das Recht der Selbstergänzung durch freie Wahl verlieh, war nicht nach seinem Sinn; in dem Kirchenstreit stand er auf seiten des Papstes gegen die Pariser Universität, die sich zum obersten theologischen Tribunal aufgeworfen. Dabei aber war der Herzog nicht ein blinder Verteidiger alles Alten und Herkömmlichen; vielmehr grollte ihm die Universität, weil er ihrer überlebten Institutionen und scholastischen Gelehrsamkeit spottete, weil er die neue Kunstrichtung, von der ein Hauch aus Italien herüberzuwehen begann, förderte und begünstigte, weil er sich der entstehenden nationalen Litteratur zuwandte. Aber er haßte die emporstrebenden populären Gewalten mit ihren Ansprüchen auf Teilnahme am Staatsleben, das Bürgertum, das dem Adel und Klerus gleichberechtigt zur Seite treten wollte; den Juristen- und Gelehrtenstand, welcher die feudalen und hierarchischen Ordnungen mit den Argumenten des Rechts, der Geschichte und der menschlichen Vernunft zu bekämpfen wagte.

Parteigegensätze. War schon zu Lebzeiten Philipps der Gegensatz zwischen der Orleansschen und Burgundischen Partei hervorgetreten, so wurde die Rivalität noch weit stärker, als Johann das Erbe und die Ansprüche des Vaters überkam. Zwischen ihm und dem gleichalterigen Vetter bestand eine tiefwurzelnde Feindschaft. Herzog Johann, nach Wesen und Gesinnung mehr Flamänder als Franzose, fühlte sich verdunkelt durch die geistigen und körperlichen Vorzüge des Königssohnes. Klein von Gestalt und von unbeholfener Rede und mürrischem Wesen, spielte

er bei Hof und im gesellschaftlichen Leben eine untergeordnete Rolle. Es hieß sogar, seine Gemahlin habe dem schönen ritterlichen Herzog sich besonders geneigt gezeigt und dieser im Übermut öffentlich mit ihrer Gunst geprahlt. Die Galanterie war am französischen Hof bereits zur Leichtfertigkeit und Frivolität geworden, wobei die Königin Isabeau mit schlimmem Beispiele voranging. Johann empfand diese Zurücksetzung um so tiefer, als er ein Mann von Geist und Energie war und den traurigen Zustand, in den die Nation durch die leichtfertige Aristokratie geraten war, in seinem ganzen Umfang erkannte. Er bekämpfte daher mit Schärfe und Nachdruck das System der Bedrückung, das Orleans und die mit ihm verbundene Königin im Namen des geistesschwachen Monarchen einführten. Sie hatten unter dem Vorwande eines bevorstehenden 1405.
Krieges mit England im Staatsrat eine neue Auflage durchgesetzt, welche mit der größten Härte eingetrieben ward; selbst das Strohlager der Armen wurde nicht geschont; aber was gewaltthätig erpreßt war, wurde teils von dem Herzog von Orleans in prachtvollen Bauten und glänzenden Festen vergeudet oder an seine Günstlinge verschenkt, teils von der Königin zur Befriedigung ihrer Leidenschaft für Kleiderpracht verwandt oder nach Deutschland an ihren Bruder und ihre Freunde geschickt. Zugleich wurden Stadt und Land zu Lieferungen und Arbeiten für den Hofhalt angehalten, während der König selbst und der Dauphin kaum die nötigen Mittel zu ihrem Unterhalt empfingen. Gegen dieses ehrlose Verfahren, das die Volkswohlfahrt völlig zu Grunde zu richten drohte, erklärte sich Herzog Johann mit aller Entschiedenheit. Während die Königin und Orleans, um nicht den Ausbrüchen des Volksunwillens ausgesetzt zu sein, ihren Aufenthalt in Melun nahmen, versammelte der Burgunder in Paris den Staats- Aug. 1405.
rat und ließ eine Klagschrift gegen die herrschenden Mißbräuche anfertigen und verbreiten. Zugleich wurden die Beschränkungen aufgehoben, welche im Jahr 1383 über Paris verhängt worden waren: die Bürger durften sich wieder bewaffnen, die Stadtthore wurden wieder eingehängt, die Ketten zum Absperren der Straßen zurückgegeben.

Damit war die Losung zu einem Parteikrieg auf Leben und Tod gegeben. Ermordung des Herzogs von Orleans. 1407.
Johann fühlte sich durch den Vetter nicht nur in seiner persönlichen Ehre gekränkt und in seiner Machtstellung am französischen Hofe verkürzt, der Herzog von Orleans hatte auch durch die Erwerbung der Grafschaft Luxemburg, durch Verbindungen mit den kleineren niederländischen Dynasten, durch die Begünstigung des Aufstandes der Lütticher gegen ihren dem burgundischen Herzog nahe verwandten Bischof Johann von Bayern angefangen dem Rivalen im eignen Lande Feinde und Schwierigkeiten zu bereiten. Zwar gelang es der vermittelnden Thätigkeit Berrys und der andern Prinzen eine äußerliche Versöhnung zu stiften; auch waren während des ganzen folgenden Jahres beide Parteien bemüht, in 1406.
dem von Orleans mutwillig erregten Krieg mit England die französischen Grenzgebiete in Guienne und um Calais zu verteidigen; aber gerade in diesem Kriege

wurde durch allerlei Umstände und Beschuldigungen der alte Groll von neuem gereizt, so daß der Herzog von Burgund sich durch eine blutige Frevelthat von dem verhaßten Rivalen zu befreien beschloß. Als Ludwig von Orleans, von einem Besuch bei der Königin zurückkehrend, im Dunkel eines Winterabends mit einigen Begleitern durch eine entlegene Straße des alten Paris ritt, wurde er in der Nähe des Thores Barbette von einer Schar Bewaffneter unter An-
23. Nov. 1407. führung eines abgesetzten Finanzbeamten, Raoul von Octonville, überfallen und ermordet. Die Thäter ließen den verstümmelten Leichnam liegen und retteten sich durch die Flucht.

Wirkungen der That. Daß der Herzog von Burgund der Urheber des nächtlichen Meuchelmords sei, blieb nicht lange verborgen; auch machte er selbst kein Hehl daraus. Um dem ersten Sturm auszuweichen, begab er sich nach Flandern. Er konnte sich jedoch bald überzeugen, daß, wie laut auch der Unwillen über einen solchen in dem Capetingischen Königsgeschlecht bisher unerhörten Verwandtenmord im ersten Augenblick in den Hofkreisen und bei der gesamten Aristokratie sich kund geben mochte, die französische Nation sich bald in das Geschehene finden, allgemeine politische Rücksichten über das verletzte moralische Rechtsgefühl das Übergewicht behalten würden. Ja das Volk freute sich im stillen, daß es von der Tyrannei erlöst, „daß der Knotenstock glatt gehobelt" sei; bei dem gerade jetzt wieder stärker hervortretenden Wahnsinn des Königs konnten es die Witwe, Valentine Visconti, und ihre Söhne, die Freunde und Anhänger des Ermordeten nicht durchsetzen, daß die That für Hochverrat erklärt und der Herzog seiner Ehre und Güter beraubt würde; die Flamänder standen zu ihrem Fürsten und versicherten ihn ihres Beistandes; die Geistlichkeit sah mit Gleichgültigkeit auf den Hingang eines Edelmannes, welcher zur Verlängerung des Schismas beigetragen, und die Universität trat so offen mit ihrer Gesinnung hervor, daß einer der angesehensten Doktoren der Theologie an der Sorbonne, Jean Petit (Parvus),
8. März 1408. in einer Notablenversammlung, der die königlichen Prinzen und die angesehensten Häupter des Adels anwohnten, eine Rede verlas, worin mit scholastischen Künsten der Grundsatz bewiesen war, daß man Tyrannen töten dürfe, und nachgewiesen, daß der Herzog von Orleans ein Tyrann und Majestätsverbrecher gewesen und seine Ermordung somit dem König und der Nation zum Wohl dienlich sei. Was einst die athenischen Demokraten gelehrt, was in Korinth und Syrakus zur Rechtfertigung von Timoleons Brudermord vorgebracht worden, das trat nun im christlich-theologischen Gewande von neuem zu Tage. Die Sätze des Johannes Parvus „übertrugen das Gift des politischen Haders auch in die stillen Kreise der Wissenschaften, und der Burgunder hatte die lautesten Stimmen für sich".

Haltung der Parteien. Als im Vertrauen auf solche Kundgebungen Johann aus Flandern wieder nach Paris zurückkehrte, erlangte er die Verzeihung des Königs, und die übrigen Großen verkehrten mit ihm, als wenn nichts vorgefallen wäre. Nur der Herzog von Bourbon

hielt sich fern. Erst als der Burgunder sich nach Flandern zurückbegab, um den aller geistlichen Bildung und Tugend entbehrenden jungen Bischof Johann, welchen das Volk wegen seines unwürdigen Lebens, seiner Bedrückungen und Rechtsverletzungen vertrieben hatte, mit Gewalt in Lüttich wieder einzusetzen, ermannte sich die Gegenpartei, voran die herzogliche Witwe und ihre Söhne, um ein Strafurteil zu erwirken. In einer zweiten glänzenden Notablenversammlung verlas Serisi, Abt von St.-Fiacre, 11. Sept. 1408. eine Schrift, worin der Herzog von Orleans gegen die von Petit vorgebrachten Beschuldigungen gerechtfertigt und die Lehre vom erlaubten Tyrannenmord als gefährlich, aufrührerisch und verabscheuungswürdig dargestellt war. Es wurde auch wirklich der Beschluß gefaßt, daß die vom König ausgestellte Verzeihungsurkunde zu vernichten und Johann von Burgund anzuhalten sei, der herzoglichen Familie volle Genugthuung zu geben, sein Verbrechen durch fromme Stiftungen zu sühnen und zur Strafe zwanzig Jahre in der Verbannung über dem Meere zu leben. Als jedoch der Feldzug gegen Lüttich durch den Sieg der Flamänder bei Hasbain unweit Tongres rasch zum 23. Sept. Nachteil der Bürger entschieden ward und der Herzog, nachdem er seinen Schwager auf den bischöflichen Stuhl zurückgeführt und die Stadt hart gezüchtigt hatte, an der Spitze zahlreicher Bewaffneten auf Paris losrückte, da entsank den Gegnern der Mut und von der Vollziehung des Beschlusses war weiter keine Rede. Die Herzogin begab sich mit ihren Söhnen und dem „Bastard von Orleans", der später als Graf Dunois die Stütze des legitimen Thrones wurde, nach Blois, wo sie bald gebrochenen Herzens aus dem Leben schied; die Königin Isabeau zog mit dem kranken Gemahl und den 4. Dez. Prinzen nach Tours; das aufgebotene Kriegsvolk wurde entlassen, und Johann von Burgund hielt einen glänzenden Einzug in die Hauptstadt, von den Bewohnern mit Jubel und königlichen Ehrenbezeigungen empfangen. Die Pariser vergaben dem Herzog das Strafgericht gegen Lüttich, in der Hoffnung, daß er ihnen zu ihrem vollen Rechte verhelfen werde.

Unter solchen Umständen schien es der Königin und dem Hofe geraten, sich Der Friedensvertrag von Chartres. 1409. mit dem gewaltigen Manne, der das Schicksal der Dynastie in der Hand hatte, in ein erträgliches Verhältnis zu setzen. Unter Vermittelung des beiden Teilen verwandten Grafen von Hennegau kam auf einer Zusammenkunft zu Chartres ein Frieden zu stande, in dem Johann von Burgund wegen der „für das Wohl 1. Febr. 1409. des Reichs und des Königs" an der Person des Herzogs von Orleans verübten Bluttthat um Verzeihung und Gnade bat, die Söhne des Ermordeten dagegen, als König Karl die erbetene Verzeihung gewährte, einen feierlichen Schwur auf die Evangelien ablegten, daß sie allen Groll gegen Johann von Burgund aufgeben und den Frieden aufrichtig beobachten wollten. Familienverbindungen sollten die Versöhnung besiegeln.

Nun war der Herzog von Burgund der mächtigste Mann in Frankreich. Machtstellung des Burgunders. Unter seinem Schutze kehrte der Hof nach Paris zurück und durch seinen Einfluß wurden der Hauptstadt die munizipalen Rechte zurückgegeben. Die Einwohner durften sich wieder bewaffnen und zum Schutze der Stadt und zum Dienst des Königs eine aus den erblichen Inhabern von Gewerken bestehende Bürgerwehr errichten; sie durften den Prevot der Kaufleute und bald nachher auch die Schöffen wieder frei wählen und erhielten das Vorrecht, gleich den Edelleuten in allen Teilen des Reichs Lehen und Eigen zu erwerben. Bald kehrte auch der Glanz

der Festlichkeiten und der gesellschaftlichen Vergnügungen in die Hauptstadt zurück. Der Adel konnte eines Mittelpunkts der Freude und Lustbarkeit, wie ihn der Königshof und die Stadt Paris gewährten, nicht mehr entbehren; er betrauerte jede Störung dieser süßen Gewohnheit und war jedem zu Dienst, der sie ihm verschaffte. Man vergaß schnell, daß der herrliche Mann, welcher so lange die Seele und die Zierde dieses höfischen Gesellschaftslebens gewesen, auf blutige Weise weggeschafft worden, und pries den Urheber des Mords als den Schöpfer und Wiederhersteller dieser reizenden Genüsse. Ging doch die Königin Isabeau mit ihrem Beispiel voran. Sie versöhnte sich nicht nur mit dem mächtigen Manne, sie übertrug ihm auch die Oberaufsicht über die Erziehung ihres Erstgebornen; sie bewirkte, daß die oberste Leitung der Staatsgeschäfte in seine Hand gegeben wurde. Und bald sollte der Dauphin, der den Titel eines Grafen von Guienne führte, durch seine Vermählung mit einer Tochter des Herzogs dem Burgunder noch näher gebracht werden. Auch die übrigen fürstlichen Glieder des königlichen Hauses, die Bourbons, der neue König von Navarra u. a. ahmten das Beispiel nach und schlossen sich an den Herzog an, welcher jetzt der eigentliche Regent von Frankreich war.

Um so tiefer wurzelten in seiner Seele Haß und Argwohn gegen die Orleanssche Partei. Johann von Montagu, ein höchst einflußreicher Mann von angesehener Familie, der als Schatzmeister die rechte Hand des ermordeten Herzogs gewesen war und dessen ganzes Vertrauen genossen hatte, wurde der Erpressung und der Veruntreuung von Staatsgeldern und verschiedener anderer Vergehen angeklagt, durch Folterqualen zum Geständnis gebracht und enthauptet. Seine Güter und Schlösser wurden eingezogen und an Günstlinge verschenkt. Sein Palast zu Paris wurde dem Grafen von Hennegau zu teil, das prächtige Schloß Marcoussis bei Montlhéry erhielt Ludwig von Bayern, Bruder der Königin. Isabeau sollte dadurch noch günstiger gestimmt werden.

Adel und Königtum. Diesem Zuge des Adels nach dem Glanz des Hoflebens und den Freuden und Festlichkeiten der Hauptstadt darf es in erster Linie zugeschrieben werden, daß die französische Nation unter der traurigen Regierung des sechsten Karl nicht in einzelne Territorialherrschaften auseinander ging, sondern daß unter allen Parteiungen das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit erhalten blieb. Das Königtum galt als die geheiligte Institution, um die sich alle Gewalten sammeln müßten, der Hof in Paris als das Herz des Staatskörpers, von dem alle Glieder ihre Lebenskraft zu ziehen hätten. Ohne dieses angeborene und scharf ausgeprägte Nationalgefühl wäre Frankreich damals derselben Zerbröckelung entgegengegangen wie das Deutsche Reich, wären die Resultate der Capetingischen Politik zerronnen. Denn der Herzog von Burgund, ohnedies mehr Flamänder als Franzose und auf Mehrung und Abrundung seiner Hausmacht mehr bedacht als auf die Größe Frankreichs, besaß keineswegs die politischen und strategischen Fähigkeiten, um das Staatsschiff durch die Sturmfluten zu leiten, von denen es bedrängt war. Er vermochte weder dem verderblichen Schisma ein Ende zu machen, noch die französische Schutzherrschaft über Genua festzuhalten.

4. Revolution und Bürgerkrieg.

Der Vertrag von Chartres, mit Recht der faule Friede (paix fourrée) genannt, war nur ein Waffenstillstand, der den Parteihäuptern Zeit geben sollte neue Kräfte zu sammeln. Das Blut des Herzogs von Orleans schrie um Rache, und je mehr sein Erstgeborner, Karl, der Erbe seines Namens und Ranges, zu männlichen Jahren heranreifte, desto mehr empfand er es als eine heilige Pflicht, den Mörder des Vaters nicht ungestört an der Spitze des Staats walten zu lassen. Er und seine Brüder schlossen mit den übrigen Prinzen, dem alten Herzog von Berry, dem Grafen von Clermont, Sohn des in demselben Jahr verstorbenen Herzogs von Bourbon, dem reichen und mächtigen Grafen Bernhard VII. von Armagnac, dessen Tochter Bona der junge Orleans in die Ehe nahm, dem Grafen von Alençon, dem Connetable von Albret und andern Edlen zu Gien ein Bündnis, in welchem sie sich verpflichteten, den König und das Reich mit gewaffneter Hand von der Herrschaft des Burgunders zu befreien.

Bund von Gien. 1410.

15. April 1410.

Die eigentliche Seele dieser Adelskoalition, welche bald ein Heer von 10,000 Gewappneten ins Feld zu führen vermochte, war der Graf von Armagnac, der seinen Ursprung von den alten Herzögen von Aquitanien aus der Zeit der Merowinger herleitete und dessen Mannschaft, aus abgehärteten, behenden Gebirgssöhnen des baskischen Landes bestehend, den wichtigsten Bestandteil der Bundesmacht bildete, daher dieselbe vom Volke auch mit dem Gesamtnamen „Armagnacs" belegt ward.

Die Armagnacs.

Dadurch kam zu der persönlichen Feindschaft noch ein landschaftlicher Gegensatz, der des Südens gegen den Norden, zu welchem dann noch ein gesellschaftlicher, der des Bürgertums mit seinen Gewerken und Genossenschaften zu dem Feudaladel mit seinen Kriegsknechten trat. Die meisten Armagnacs waren kühne Bandenführer, ebenso roh und grausam als mutig und tapfer in der Feldschlacht. Wenn schon durch die Albigenserkriege das nordfranzösische Wesen auch nach dem Süden getragen worden war, so hatte sich doch in Sprache, Sitte und Lebensweise noch immer ein merklicher Unterschied erhalten. Ist doch noch bis zur Stunde die aus mannigfaltigen Volkselementen gemischte, beweglichere, Formen und Schein liebende Bevölkerung der Gascogne und Languedoc sehr verschieden von dem mehr dem germanischen Volksstamme angehörenden französischen Norden! Wie dort unter den einfachen, auf Krieg und Jagd gewiesenen Bergvölkern die feudalen Institutionen mit ihrem Fehden- und Abenteurerleben sich am längsten erhielten, so trat im Norden das bürgerliche und populäre Element mehr in Wirksamkeit, so bildete hier der Kampf um Verfassung und Recht, um Kommunalwesen und städtische Freiheit den Mittelpunkt der Bewegung, so trachtete man hier nach Wiederherstellung des so lange unterdrückten ständischen Lebens. Diese aber konnte man nur aus der Hand des Burgunders

Die Gegensätze des Südens und des Nordens.

erwarten, der durch die flandrischen Handelsstädte an ein populäres Staatswesen mit politischer Gleichberechtigung aller Stände gewöhnt war; daher hielten denn auch in dem großen Partei- und Bürgerkrieg, der sich jetzt in Frankreich vorbereitete, die Kommunen, voran die Stadt Paris, zu dem Herzog Johann, indes der Adel sich unter die Fahne Orleans' reihte.

Parteikrieg. 1410. Das Bündnis von Gien gab die Losung zum Bürgerkrieg. Trotz des Verbots des Königs rückten die „Armagnacs" unter dem weißen Feldzeichen des Grafen auf Paris los, indes der burgundische Herzog zahlreiches Kriegsvolk aus Flandern, Brabant, Lothringen und andern Gegenden des Nordens um sich sammelte. Beide bezeichneten, nach der rauhen Sitte der Zeit, ihren Weg mit Raub und Verwüstung. Die Bewohner von Paris sahen mit Schrecken im Süden und Norden ihrer Stadt Feuersäulen den Himmel röten. Obwohl im Innern dem Herzog zugethan, suchten sie doch eine unabhängige Stellung zwischen den „Bourguignons" und „Armagnacs" zu behaupten. Wochenlang standen die Kriegshaufen einander feindlich gegenüber, ihre Kräfte in kleinen Gefechten messend. Wenn der Herzog, um Sold für seine Truppen zu erlangen, zu Zwangsanlehen und andern Gelderpressungen schreiten mußte und dadurch Unzufriedenheit hervorrief, so erregten dagegen die Plünderungen und Greuelthaten der Südländer, ihre wilde, mit Hohn und Spott begleitete Grausamkeit, ihre rohe Zerstörungswut, welche selbst die Heiligtümer nicht verschonte, Haß und Entsetzen. Schon nahte der Winter und bedrohte die Stadt und die Kriegsheere mit Hungersnot. Da kam, hauptsächlich unter Vermittelung 2. Nov. 1410. der Universität, im Schlosse Bicêtre ein Vergleich zu stande, der wenigstens auf kurze Zeit der Not ein Ende machte. Sämtliche Prinzen und Parteihäupter sollten auf die Regierungsgewalt verzichten und diese einem königlichen Rat von geistlichen und weltlichen Herren übertragen werden. Dadurch wurde Paris wenigstens für den Winter von den räuberischen Kriegsscharen befreit.

Ausdehnung des Bürgerkriegs. 1411. Aber es war nur die Windstille vor dem herannahenden Sturm. Die Orleanisten hatten ja das eigentliche Ziel ihrer Schilderhebung, Blutrache für den ermordeten Herzog, nicht von fern erreicht; nicht einmal die Verdrängung des Burgunders von der Regierung war erzielt worden, denn der von dem König und seinem Erstgebornen, Ludwig von Guienne, eingesetzte Staatsrat stand zum größten Teil auf seiten des Herzogs und folgte dessen Weisungen. Ausgedehnte Rüstungen ließen erraten, daß die Orleanisten einen neuen Feldzug vor-
Juli 1411. bereiteten. Und in der That stellte im Juli des nächsten Jahres der junge Herzog an den königlichen Rat das Verlangen, die Ermordung des Vaters zu bestrafen, und erließ zugleich an den Burgunder eine Herausforderung. Dieser antwortete höhnisch, er habe durch die Tötung eines falschen und treulosen Verräters dem König und dem Reich einen Dienst der Treue geleistet. Damit war aufs neue die Losung zum blutigen Parteikampf gegeben, der bald den Charakter eines Bürgerkriegs annahm und durch die Einmischung der Engländer, welche, von

beiden Seiten angerufen, die Zerrüttung des Nachbarlandes zu ihrem eignen Vorteil auszubeuten suchten, größere Dimensionen annahm.

Dem Burgunder, den die Gegner verächtlich den „Mann des Volkes“ nannten, gelang es, durch den ihm befreundeten Grafen Walram von St. Pol aus dem luxemburgischen Fürstenhaus, Generalkapitän von Paris, mehrere der wichtigsten Zünfte, insbesondere die Fleischer, auf seine Seite zu bringen. Auch gereichte es ihm zum Vorteil, daß er im Namen des Königs auftreten konnte und die Mehrzahl des Staatsrats für sich hatte. Er wurde nun der Liebling und Abgott der Pariser; wie in den Tagen Marcels (S. 24) trug die Volkspartei als Kennzeichen die blaue Kappe, der sie das burgundische weiße Andreaskreuz beifügte. Alles erinnerte an die Vorgänge der „Weißkappen“ in Gent. Wie dort so ging auch hier die Bewegung von den unteren Volksklassen aus, die sich an die vermögende, zahlreiche und angesehene Metzgerzunft anschlossen. Da die vornehmeren bürgerlichen Kreise, aus denen fortwährend eine große Zahl ausschied, bald um in die Geistlichkeit oder in den Advokaten- und Beamtenstand einzutreten, bald um als reiche Großhändler Lehnsgüter zu erwerben, sich von der Bewegung fern hielten, so kam die Leitung der städtischen Angelegenheiten an die Handwerker und ihre Gesellen und Knechte. Aus der Metzgerzunft, bei welcher Gesetz und Herkommen verlangten, daß auch die reichgewordenen Glieder in der genossenschaftlichen Verbindung blieben, wodurch das Gewerbe sich in denselben Familien forterhielt und einen erblichen Charakter annahm, gingen damals die Volksführer und Straßenhelden hervor. Der Fleischer Legoix mit seinen drei handfesten Söhnen und der Thierabhäuter Caboche, der noch nicht Meister war, führten das große Wort. Zu ihnen gesellte sich ein alter Wundarzt von volkstümlicher Beredsamkeit, Johann von Troyes, der in seiner Jugend den revolutionären Auftritten unter Marcel beigewohnt haben soll, und ein Karmelitermönch, Eustache de Pavilly, ein Volksredner von der Universität, die überhaupt eine bedeutende Rolle in dieser aufgeregten Zeit spielte. Eine bewaffnete Bürgerwehr, aus der Fleischerzunft ausgewählt, bildete den Kern, an welchen sich die städtische Menge anschloß. Nach ihrem Haupte Caboche, der vom Metzgerknecht zum Volkstribun sich erhebend wie ein zweiter Cola Rienzi in glänzendem Ritterkleid einherstolzierte, nannte man die Volkshaufen, welche zwei Jahre lang die Hauptstadt beherrschten, „Cabochiens“.

Die Demokratie in Paris.

Wieviel Verkehrtes, Unsinniges und Verbrecherisches die rohe und leichtsinnige Volksmasse in ihrer Leidenschaftlichkeit sich immer zu schulden kommen ließ, die unseligen Zustände, von denen damals die Existenz der französischen Nation bedroht war, rechtfertigten oder entschuldigten doch die Selbsthilfe, zu welcher das Volk in seiner Verzweiflung griff. Wie bei jeder Revolution war auch damals der Ausbruch durch den unerträglichen Druck hervorgerufen: das Königtum, von dem die Handhabung der Ordnung und des Rechts ausgehen sollte, war während der Krankheit Karls VI. „ein Schwert ohne Griff“ geworden;

Die Notstände der Zeit.

der Dauphin Ludwig zeigte schon früh denselben Hang zu Ausschweifungen, Sinnenlust und Festfreuden, die den Organismus seines Vaters in der Jugend zerstört hatten, und wurde durch eine schlechte Erziehung und seine üppige Umgebung in dieser Richtung mehr und mehr bestärkt; verwilderte Söldnerbanden durchzogen raubend und verheerend das Land und begingen schauderhafte Unthaten; bis unter die Mauern von Paris streiften sie, ihren Weg mit Mord, Brand und Gewaltthätigkeiten aller Art bezeichnend. Dazu kam noch, daß das Schisma auf die Gewissen drückte und die Tröstungen der Religion verkümmerte, und daß die Engländer die Feindseligkeiten im Süden und Norden erneuerten. Schien es doch, als ob sie ohne Mühe alles Verlorne wiedergewinnen sollten, denn die Häupter der Orleanisten vergaßen in der Leidenschaft der Parteiwut so sehr ihres Vaterlandes und der nationalen Ehre, daß sie, um dem Rivalen englische Hilfe zu entziehen und seine Anerbietungen zu überbieten, in
18. Mai 1412. dem Vertrag von Bourges sich anheischig machten, dem Lancasterschen König als ihrem Lehnsherrn zu huldigen, ihm zwanzig feste Plätze im Süden zu übergeben und ihm zur Durchsetzung seiner Ansprüche auf das Herzogtum Aquitanien und alle übrigen Besitzungen behilflich zu sein.

Verfolgung der Orleanisten. Bei so unpatriotischem und selbstsüchtigem Gebahren der Großen, bei solcher Ohnmacht der Gesetze und der Regierung, bei so verzweifelten Notständen sah sich das französische Volk, insonderheit die Pariser Bevölkerung, zur Selbsthilfe gedrängt. Die Herstellung eines geordneten Zustandes, die Rettung des Dauphin aus den Schlingen des Lasters und der Verführung, die Beendigung des Parteikampfes war das nächste Ziel der Erhebung; aber jeder vernünftigen und maßvollen Führung entbehrend und von ungestümen Trieben fortgerissen, überschritt die Masse bald die Grenzen der Besonnenheit und der Überlegung und folgte nur noch den Impulsen der Leidenschaft. Zunächst richtete sich die Volkswut gegen alle Anhänger der Orleansschen Partei; sie wurden geächtet, in Gefängnisse geschleppt, aus der Stadt getrieben, sogar ermordet. Scharen von Flüchtigen und Verfolgten wanderten ins Elend. Gedrängt durch die Volksstimmung und durch den herrschenden burgundischen Einfluß, erklärte der königliche Rat den Herzog von Orleans und seine Verbündete und Anhänger des Hochverrats für schuldig und entzog ihnen ihre Güter und Einkünfte. Ihre Kriegsscharen wurden auf allen Kanzeln mit dem Kirchenbann belegt. Und so laut sprach sich der Unwillen gegen das landesverräterische Bündnis mit den Engländern aus, daß der König und der Dauphin sich mit dem Burgunder zu einem Kriegszug gegen Bourges, den Stützpunkt und Sammelplatz der Orleanisten, verbanden.

Die Stadt konnte jedoch nicht erobert werden; und da beide Teile unter den schlimmen Wirkungen eines längeren Belagerungskriegs litten und unterdessen die Engländer unter dem Herzog von Clarence, dem zweiten Sohn des Königs, auf der Halbinsel Cotentin gelandet waren und sich anschickten, im Verein mit den in Calais
14. Juli 1412. liegenden Truppen in das französische Gebiet einzubrechen, so erneuerte man den Ver-

trag von Chartres. Die Parteihäupter reichten sich in einer zahlreichen Versammlung von geistlichen und weltlichen Herren in Auxerre abermals die Hände zur Versöhnung und entsagten für die Zukunft allem Haß und aller Feindschaft, aber mit ebensowenig Aufrichtigkeit und gutem Willen wie das erste Mal. Doch unterbrach dieses Abkommen den Bürgerkrieg wenigstens für einige Zeit.

Mittlerweile rückten die Engländer immer drohender heran, und woher die Geldmittel zur Unterhaltung einer größeren Heeresmacht nehmen? Da entschloß man sich endlich wieder zur Einberufung eines Reichstags. Mehr als dreißig Jahre waren verflossen, seitdem die Stände zum letztenmal in Paris zu Rate gesessen. Allein es fehlte an Vertrauen und die Not der Zeit lastete auf allen Gemütern. Daher war die Versammlung nur dürftig besucht. Dennoch wurden von einigen Mitgliedern, insbesondere von den Vertretern der Stadt Paris und der Universität, so scharfe Klagen erhoben über die unerträglichen Abgaben, über die Härte, die Habsucht, die Veruntreuung der Finanzbeamten, über die Verschleuderung der öffentlichen Gelder, über die Anstellung gewissenloser oder unfähiger Amtleute und über zahllose andre Gebrechen und Mißbräuche in der Staatsverwaltung, daß man in den Regierungskreisen erschrak und es für notwendig hielt, der öffentlichen Meinung wenigstens einige Zugeständnisse zu machen. Es wurde eine Untersuchungskommission zur Abstellung der Mißbräuche niedergesetzt, zu welcher auch die Stadtgemeinde und die Universität von Paris ihre Bevollmächtigten stellten. Eine Anzahl von Beamten wurde abgesetzt und in Haft gebracht, andre ergriffen die Flucht; unter den letzteren befand sich Peter des Essarts, Prevot der Kaufmannschaft, früher ein Begünstigter des Herzogs Johann, jetzt aber in Ungnade verstoßen, weil er verraten hatte, daß er demselben zwei Millionen Goldthaler aus den königlichen Einkünften ausgezahlt hatte. Er trat zur Orleansschen Partei über und diente ihr als willfähriges Werkzeug, das Ansehen und den Einfluß des Burgunders zu untergraben.

Versammlung der Reichsstände. 1413. 30. Jan.

Bald darauf traf die Nachricht von dem Tode Heinrichs IV. von England in Paris ein. Da der Thronfolger gleiches Namens zunächst seine Aufmerksamkeit den inneren Angelegenheiten widmen mußte, so wurde der Fortgang des Kriegs durch einen Waffenstillstand unterbrochen. Dies aber führte der inneren Gährung nur neuen Zündstoff zu. Der Dauphin Ludwig, schon längst der Aufsicht des Herzog überdrüssig, ließ sich von dem jungen Orleans, dessen Bruder, dem Grafen von Vertus, den Herzögen von Bar und Bayern und andern Gegnern Johanns bereden, den Einfluß des Burgunders zu brechen und das Regiment in die eigne Hand zu nehmen. Zur Durchführung dieses Staatsstreichs wurde der abtrünnige des Essarts mit einer Kriegsschar nächtlicherweile in die Bastille eingelassen. Der Anschlag wurde jedoch verraten und von der burgundischen Partei zu einer neuen Volkserhebung benutzt. Am folgenden Tag zogen gegen 3000 Bewaffnete unter ihren Führern Legoix, Caboche und Johann von

Staatsstreich und Volksregiment. 1413.

28. April 1413.

Troyes vor die Festung und zwangen den ehemaligen Prevot zur Ergebung. Man schloß ihn in das Gefängnis du Chatelet ein, um ihn später vor Gericht zu stellen. Nun stand Paris unter der Herrschaft der Metzger und ihrer geheimen Anstifter und Leiter. Allenthalben prangte der weiße Hut; von Gent und den flandrischen Städten bis über die Seine hinaus sah man das burgundische Zeichen auf den Köpfen des Volks. Von der Bastille zog die tobende Schar vor den Palast des Dauphin. Die bis tief in die Nacht währenden Festlichkeiten und Orgien hatten schon längst den Unwillen der Bevölkerung erregt. Mit wildem Geschrei forderte die Menge die Auslieferung der Verführer und Verräter, und als der Prinz zögerte, drangen die Wütenden ein und führten mehrere der Anwesenden, darunter die Herzöge von Bar und Bayern, als Gefangene weg. Der Dauphin selbst wurde nach dem Palaste seines Vaters gebracht, wo er die Strafreden Eustachs von Pavilly anhören mußte. Ein Fluchtversuch mißlang und hatte strengere Bewachung und neue Verhaftungen von „Verrätern" zur Folge. Die Demokratie führte das gebietende Wort. Die königlichen Beamten und Räte, die Häupter der Universität, die Richter und Parlamentsglieder trugen die weiße Kopfbedeckung, selbst der Dauphin, der Herzog von Berry und andre fürstliche Personen wagten nicht, durch Verweigerung den Volksunwillen auf sich zu laden, und sogar der König nahm das populäre Zeichen, das ihm Johann von Troyes bei einer Prozession überreichte, ohne Widerstreben entgegen.
25. Mai. Am 25. Mai erschien eine königliche Verordnung, welche nicht nur alles Geschehene guthieß, sondern auch auf Grund der von der Untersuchungskommission gerügten Mißbräuche für alle Teile der Rechtspflege und Verwaltung umfassende Reformen anordnete, den Staatshaushalt in besseren Zustand setzte, unter den Beamten bedeutend aufräumte, die Rechnungskammer und den Parlamentshof wieder in ihrer früheren Macht und Wirksamkeit herstellte. Hier und da griff auch wohl die Volkswut dem Richterspruch vor. Mancher starb in den Fluten
1. Juli. der Seine. Des Essarts wurde zum Tode verurteilt und hingerichtet. Diese tumultuarischen Vorgänge bildeten das Widerspiel zu der blutigen Adelsreaktion nach dem Tage von Roosebeke. Unter dem Straßenregiment der Cabochiens schwebten alle Aristokraten in Gefahr; der Generaladvokat Juvenal des Ursins wurde verhaftet, der berühmte Theolog Johann Gerson verbarg sich in einem Versteck der Kathedrale; Schrecken hielt alles gefesselt; der Hauptmann der Bürgerwehr, Hulion de Jacqueville, ein roher Haudegen, legte der gesamten Bürgerschaft ein unerträgliches Joch auf. Auch die nächtlichen Orgien des Dauphin, die trotz alles Elends fortdauerten, wurden von dem Volksführer gewaltsam gestört. Jacqueville und Caboche waren die eigentlichen Gebieter der Stadt; ihr Wort galt mehr als das des Herzogs von Burgund.

Unterdrückung der Cabochiens. Reaktion der Orleans. 1413. Der Terrorismus der Staßenhelden war zu verletzend und zu gewaltsam, als daß er lange hätte bestehen können. Bei der Universität, bei der Kaufmannschaft, bei den höheren Bürgerklassen trat ein Umschlag der Gesinnung, ein

Widerwille gegen das Regiment der Metzger ein, der am Hof und besonders bei dem schwer beleidigten Dauphin den Entschluß hervorbrachte, der Pöbelherrschaft ein Ende zu machen. Die Häupter der Orleansschen Partei, von dem Königssohne insgeheim aufgefordert, hatten wieder ihre Kriegsmannen unter die Waffen gerufen und rückten, unbeirrt durch das von dem schwachsinnigen König erlassene Verbot, in Isle de France ein. In Paris herrschte große Aufregung, besonders da man die enge Verbindung der Orleans mit England kannte. Die Volkshäupter aber waren entschlossen, mit allen Kräften ihnen entgegen zu treten; denn wie widerwärtig immer das Treiben der Cabochiens sein mochte, sie waren doch durchdrungen von einem lebhaften Nationalgefühl und erfüllt von dem festen Glauben an Frankreichs Macht und Zukunft. Aber der Hof, unterstützt von den vornehmeren Bürgern und den Universitätsangehörigen, setzte es durch, daß eine Deputation zur Abschließung einer Übereinkunft nach Pontoise geschickt ward. Johann der Unerschrockene, dem seine Stellung in Paris unheimlich zu werden anfing, übernahm selbst die Mission. Begleitet von dem Herzog von Berry und acht Pariser Bürgern, begab er sich nach Pontoise und brachte wieder eine Versöhnung zu stande. Die Rüstungen sollten eingestellt werden, die Herren 31. Juli 1413.
vom königlichen Geblüt einander in Liebe und Eintracht begegnen und die Stadt Paris keinen Schaden erleiden. Vergebens widersetzten sich die Fleischer und ihre Parteigenossen, im Vorgefühl des kommenden reaktionären Rückschlags, der Annahme des Vertrags; die Mehrheit der Bürgerschaft sprach sich dafür aus und bot dem Dauphin ihre Hilfe gegen alle Feinde des Friedens an. Vergebens 2. Aug.
bemächtigte sich Caboche des Stadthauses und ließ seine Genossen in gewohnter Weise bewaffnet durch die Straßen ziehen; die wachsende Anzahl der Gegner, die schwankende und zweideutige Haltung des Herzogs, die Sehnsucht der Bürger nach ruhigen Zuständen ließen bald erkennen, daß die Herrschaft der Straße zu Ende gehe. Als der Dauphin, im Vertrauen auf die große Zahl bewaffneter Bürger, die sich unter seinen Oberbefehl stellten, die Gefängnisse öffnen ließ und die Bastille, die der Herzog ihm nicht vorzuenthalten wagte, so wie die übrigen festen Plätze zuverlässigen Händen übergab, da verliefen sich allmählich die Demokratenhaufen. Die letzten Getreuen, die unter Caboches eigner Führung das Stadthaus noch besetzt hielten, wurden von dem Burgunder selbst, der einen gewaltsamen Zusammenstoß fürchtete, zum Aufgeben ihrer festen Stellung und zum Abzug bewogen. Die Führer entflohen nach den burgundischen Landen; von den Zurückgebliebenen starben die Schuldigsten am Galgen oder wanderten in die Gefängnisse. Die Orleanisten, welche sich früher durch die Flucht dem Terrorismus der Cabochiens entzogen hatten, kehrten zurück; die weißen Kappen mit dem Andreaskreuz verschwanden, dafür sah man jetzt die weiße Binde der Armagnacs überall prangen, selbst den Heiligenbildern legte man sie um. Alles stürzte in die Reaktion, so daß selbst Herzog Johann für seine Sicherheit besorgt ward. Er versuchte auf einer Jagd den König zu entführen; als der Plan

23. Aug. 1413. scheiterte, verließ er eiligst Paris. Acht Tage nachher hielten die Häupter der
31. Aug. Gegenpartei, die Herzöge von Orleans, Bourbon und Anjou, die Grafen von Vertus, von Alençon u. a. ihren triumphierenden Einzug in die Hauptstadt und führten die Reaktion vollends durch. Sie bewogen den König, in einer feier-
3. Sept. lichen Parlamentssitzung die Reformordonnanz vom 25. Mai und alle gegen die Prinzen und ihre Anhänger erlassenen Verfügungen zu widerrufen; die der Burgundischen Partei angehörenden Beamten mußten ihren Gegnern den Platz räumen; die Connetablewürde wurde dem Grafen von St.-Pol entzogen und dem Herrn von Albret zurückgegeben; dreihundert „Bourguignons", Männer und Frauen, wurden verbannt, die entronnenen Führer mit der Acht belegt, viele, durch Spione und Angeber verraten, dem Henker überliefert. Die Kinder, welche, weniger vergeßlich als ihre Eltern, das früher gelernte Lied zum Preise des Burgunders sangen, wurden niedergeworfen und mißhandelt. Die Rede, worin einst Jean Petit die Ermordung Ludwigs von Orleans zu rechtfertigen gesucht, wurde von der Universität verdammt und einige Zeit nachher öffentlich verbrannt; auch Johann Gerson erhob laut seine Stimme gegen die Gewaltherrschaft des Burgunders. Ludwig von Anjou schickte die Tochter Johanns, die mit seinem Sohn verlobt war, dem Vater schmachvoll zurück; selbst die Gemahlin des Dauphin sah sich kränkender Behandlung ausgesetzt.

Der Friede von Arras. 1414. Der Schmerzensschrei seiner Anhänger über die Verletzung des Friedens von Pontoise erreichte den Herzog von Burgund in Flandern. Zugleich aber erfuhr er, daß der Dauphin mit den neuen Machthabern, die ihn in seinen süßen Gewohnheiten des Nichtsthuns und des schwelgerischen und üppigen Lebens stören wollten, schon wieder zerfallen sei und sich nach der Rückkehr des Vetters sehne. Da brach er abermals an der Spitze einiger tausend Bewaffneten gen
Jan. 1414. Paris auf. Trotz des königlichen Verbots öffneten ihm die Städte Noyon, Soissons, Compiègne die Thore; in kurzem hielt er seinen Einzug in St.-Denis. Er erwartete, daß in Paris die Erbitterung über den reaktionären Terrorismus, in der Umgegend der Grimm über das wüste Treiben der Armagnacschen Söldner eine allgemeine Erhebung zu seinen gunsten bewirken würde. Aber die Strenge, womit der Graf von Armagnac durch seine Banden alles überwachte, machte der Burgundischen Partei jede Bewegung unmöglich. Dadurch sah sich
Febr. der Herzog, dessen Mannschaft nicht sehr zahlreich war, zum Abzug genötigt. Nun glaubten die Gegner den günstigen Zeitpunkt gekommen, ihn auf immer zu beseitigen. Er wurde für einen Friedensbrecher und Feind des Königs und Reichs erklärt und Karl VI. selbst ward beredet, die Oriflamme zu ergreifen und ihn mit Heeresmacht zu verfolgen. Soissons wurde im Sturm erobert und ein furchtbares Blutgericht über die Bürgerschaft verhängt. Es sollte als abschreckendes Beispiel gegen alle künftigen Abfallgelüste dienen. Die Orleanisten erwarteten nun einen vollständigen Sieg, aber der mutige Widerstand der Stadt Arras, Mangel und Krankheiten im Heer hemmten den Fortgang

ihrer Waffen und stimmten ihre Ansprüche herab. Die Geister waren unter den langen Kämpfen erschlafft; alles war müde und sehnte sich nach einem Ausgleich; und da der König um diese Zeit wieder in sein altes Leiden zurückfiel und sein Erstgeborner nicht geneigt war, das ausschließliche Übergewicht der Orleans herbeizuführen, so gelang es der Thätigkeit befreundeter Vermittler, den Frieden von Arras zu bewirken, der zwar ebensowenig wie die früheren Verträge die Parteiwut auslöschte und die Gemüter innerlich versöhnte, aber doch den Kampf der Faktionen auf einige Zeit unterbrach und eine kurze Frist zur Erholung und zur Sammlung neuer Kräfte gewährte. Und gerade jetzt bedurfte die Nation aller ihrer Kräfte, da ein mächtiger, vielerprobter Feind stärker als je an ihre Thore pochte. Febr. 1414.

Die Pariser Bürgerschaft war ungehalten, daß im Frieden von Arras die Parteien über ihrem Haupte weg sich die Hände zur Versöhnung gereicht hatten, aber ihre Beschwerden fanden keine Erhörung. Die volle Amnestie, welche Johann von Burgund gefordert, wurde nicht zugestanden, daher er auch mit seiner Bestätigung zurückhielt; aber beim Herannahen des englischen Kriegs ward die anfängliche Zahl der Ausgeschlossenen von fünfhundert auf fünfundvierzig herabgesetzt. Nun erst beschwor auch der Herzog den Vertrag. Doch löste er weder seine geheimen Verbindungen mit England, noch änderte er seine Gesinnung gegen die Orleanisten. In der Stellung der Parteien und den inneren Verhältnissen wurde durch den Frieden von Arras eine Veränderung nicht bewirkt. Wenn man vom Kampfe mit dem Schwert auf kurze Zeit abstand, so setzte man den Kampf der Intrigen, der Verdächtigung, des Mißtrauens um so eifriger fort. Sept.

5. Der Tag von Azincourt.

Noch kein Jahr war seit dem Vertrag von Arras abgelaufen, da stand das englische Heer bereits auf französischem Boden und bedrängte die normännische Stadt Harfleur mit einer furchtbaren Belagerung. Die Einwohner und die Besatzung leisteten heldenmütigen Widerstand, in der Hoffnung auf Entsatz; aber der Geist der Zwietracht, das Mißtrauen gegen den Herzog von Burgund, den heimlichen Verbündeten des Lancasterschen Königs, und die ratlose Politik der unfähigen Valois hinderten die rechtzeitige Hilfe. Nach sechswöchiger mutiger Verteidigung fiel Harfleur in die Hände der Engländer. Wer die Huldigung weigerte, mußte die Stadt verlassen mit der geringen Habe, die er zu tragen vermochte. Denn Heinrich V. beabsichtigte, aus der festen Seestadt an der Mündung der Seine sich ein zweites Calais zu schaffen. Die Engländer in Harfleur. 1415. 22. Sept. 1415.

Den Franzosen konnte die Erneuerung des Kriegs mit England nicht unerwartet kommen; aber die Parteiwut hatte in dem Adel Nationalitäts- und Vaterlandsgefühl erstickt. Seit Heinrich von Lancaster den Thron bestiegen, war sein ganzes Trachten auf einen Krieg wider Frankreich gerichtet. Der Waffenstillstand, den er abgeschlossen und von Zeit zu Zeit auf kurze Fristen verlängert hatte, sollte ihm nur den nötigen Spielraum zur Beruhigung des eignen Landes, zur Festigung der Krone auf seinem Heinrichs V. Politik.

Haupte und zu umfassenden Rüstungen gewähren. Er sah ein, daß er nur durch eine glorreiche Regierung die Usurpation seines Vaters vergessen machen und die englische Nation zu festem Anschluß an das neue Königshaus und zum einträchtigen Zusammengehen mit demselben in guten und schlimmen Fällen gewinnen könne. Noch lebten an seinem Hof, in seiner nächsten Umgebung mächtige Edelleute, welche es nicht vergessen konnten, daß die Lancasters durch Frevel und Gewaltthat die Krone sich angemaßt, die einem näher berechtigten Gliede, dem Grafen Edmund von March gebührte; und noch kurz vor seiner Einschiffung wurde Heinrich V. durch die Entdeckung einer gefährlichen Verschwörung erschreckt, deren Fäden sich in die höchsten Regionen verliefen. Die Haupturheber derselben, sein eigner Verwandter Richard von Cambridge, sein Kammerherr und vertrauter Rat Lord Henry le Scrope von Masham und Sir Thomas Grey, ein Ritter aus Northumberland, erlitten, von dem Gerichts-
Aug. 1415. hofe der Peers für schuldig erkannt, die Todesstrafe als Hochverräter. Eine kühne Eroberungspolitik mit großen nationalen Zielen, mit Ehre und Waffenruhm deuchte ihm deshalb das sicherste Band zwischen Volk und König, und das Gefühl seiner strategischen Fähigkeiten, welches er in sich trug, sowie der Blick auf das zerrissene Nachbarreich, welches sich seit Jahren in selbstmörderischer Wut zerfleischte, erfüllten ihn mit Selbstvertrauen.

Die Situationen. Es wird erzählt, als Heinrich V. die Ansprüche seines Ahnherrn Eduard III. auf die Krone von Frankreich durch eine Gesandtschaft in Paris von neuem geltend machte, habe ihm der Dauphin, zum Hohn über das lockere Jugendleben des Prinzen, eine Tonne voll Pariser Schlagbälle zum Wettspiel übersandt, der englische König aber erwidert, er nehme die Herausforderung an, jedoch auf Londoner Bälle, welche jenem die Häuser über dem Kopf zusammenwerfen sollten. Ein so trotziges Auftreten aber, wie diese Anekdote Karl VI. zuschreibt, stimmt weder zu dessen weichlichem, genußsüchtigem Charakter, noch zu der Haltung am Pariser Hof. Denn wenn auch die Ansprüche auf den Thron von Frankreich sowie die ermäßigte Forderung auf Rückerstattung aller der Landschaften, welche einst Heinrich II. vom Kanal bis zu den Pyrenäen, an der Seine, Loire und Garonne besessen, und auf Entrichtung des noch rückständigen Lösegeldes für König Johann mit Unwillen zurückgewiesen wurden, so bezeugen doch die fortgesetzten Unterhandlungen und die nicht unbeträchtlichen Anerbietungen von seiten Frankreichs, daß man in Paris die Gefahr nicht unterschätzte und einem Kampfe gern ausgewichen wäre. Bei Heinrich V. aber war der Krieg beschlossene Sache; und wenn er noch weiteren Unterhandlungen Raum gab und die Hoffnung auf einen friedlichen Ausgleich nicht sofort niederschlug, so war dies nur ein Mittel, Zeit zur Vollendung seiner Rüstungen zu gewinnen und durch den Schein zu täuschen. Denn er wollte den Krieg in so energischer Weise beginnen, daß er sofortigen Erfolges versichert sein dürfte. Und in der That war noch kaum ein andrer Feldzug des mittelalterlichen England so wohl vorbereitet unternommen worden als dieser. Das Parlament hatte dem König, der die Verfassung des Landes so gewissenhaft beobachtete, mit Freuden große Mittel zu dem nationalen Unternehmen bewilligt; die Geistlichkeit fühlte sich dem Lancasterschen Hause zu treuer Hingebung verpflichtet und gab diesen Gefühlen thatkräftigen Ausdruck; die Kaufmannschaft erwarb gern Handelsrechte und Zollvergünstigung um hohe Summen und ließ sich zu Darlehen bereit finden; der Adel und der gesamte Ritter- und Kriegerstand sehnte sich nach einer Thätigkeit, die ihm Ehre und Gewinn versprach, und reihte sich freudig und hoffnungsvoll unter die Lancastersche
13. Aug. 1415. Fahne. So konnte denn Heinrich in der ersten Hälfte des August, mit allem Nötigen aufs beste versehen, aus dem Hafen von Southampton auslaufen und den Kanal durchschneidend im Busen der Seinemündung ans Land legen. Er selbst führte den

Oberbefehl, zum Statthalter in England während seiner Abwesenheit hatte er seinen Bruder, den Grafen Johann von Bedford, eingesetzt.

Die lange Belagerung von Harfleur hatte dem englischen Heer großen Schaden zugefügt. Eine Seuche war im Lager ausgebrochen und hatte Tausende ins Grab gestürzt oder auf das Krankenlager geworfen; die Lebensmittel gingen auf die Neige; von der feindseligen Gesinnung der normännischen Bevölkerung war Hilfe nicht zu erwarten. Der Winter war im Anzug und drohte mit neuen Gefahren. Heinrich V. wurde bedenklich. Er hörte, daß der französische Adel sich endlich aufgerafft habe und mit beträchtlicher Streitmacht auf der Nordseite der Seine heranrücke. Sein Bruder, der Herzog von Clarence, riet zum schleunigen Abzug. Aber sollte der ritterliche König ein mit so großen Erwartungen begonnenes Unternehmen ruhmlos aufgeben? Die moralischen Wirkungen eines solchen Fehlschlagens wären unberechenbar gewesen. Er beschloß daher, nachdem er die Kranken und Invaliden zurückgeschickt, mit dem Reste des Heeres nach Calais zu gehen. Die Feinde hatten aber von seiner Absicht Kunde und suchten ihm den Weg zu verlegen. Es war hauptsächlich die Partei Orleans mit den Armagnacs, welche zum Kampfe auszog. Johann der Unerschrockene hielt sich fern, doch mußte er es geschehen lassen, daß seine Brüder, der Herzog von Brabant und der Graf von Nevers, sich dem Heere anschlossen. Dagegen hinderte er seinen kampflustigen ältesten Sohn, den Grafen von Charolais, an der Teilnahme. Der Connetable d'Albret führte den Feldherrnstab; die Zahl der Gewappneten belief sich auf 50,000 Mann, darunter 15,000 Ritterlanzen. Die Stadt Paris hatte sich erboten, ein Hilfskorps von 6000 gut gerüsteten Streitern zu stellen; im Kampf gegen den gemeinsamen Feind gedachte man die Erinnerung an die vergangenen Feindseligkeiten auszulöschen. Aber die Armagnacs wiesen in junkerhaftem Übermut die angebotene Hilfe des „Krämervolks" zurück. Man überließ es den Parisern, sich den Prozessionen anzuschließen, welche die Geistlichkeit und die Universität unter den Augen des blödsinnigen Königs veranstalteten, um den Segen des Himmels für einen glücklichen Feldzug zu erflehen.

Schlimme Lage der Engländer. 1415.

In den kalten regnerischen Oktobertagen zog König Heinrich mit seinen zusammengeschwundenen Truppen durch die nördliche Normandie und durch die Pikardie nach der unteren Somme. Er hielt auf strenge Mannszucht und verbot alles Plündern und Ausschweifen. Denn die Feinde waren nahe und hatten alle Brücken und Furten besetzt, alle Lebensmittel weggeführt oder zerstört. Nach langen beschwerlichen Märschen am Südufer der Somme gelang es ihm, bei dem Dorfe Béthancourt, zwischen Amiens und Ham, den Fluß zu überschreiten und in Artois einrückend den Weg gen Calais fortzusetzen. Aber bei dem Dorfe **Azincourt** (oder Agincourt), etliche Meilen nordwärts von der alten Walstatt Crecy, stieß das englische Heer auf den mindestens fünfmal stärkeren Feind, der ihm den Weg verlegt hatte. Die französische Ritterschaft war

Die Schlacht bei Azincourt. 1415.

19. Okt.

so sehr von ihrem Siege überzeugt, daß sie bereits Bestimmungen über die Verteilung der Gefangenen traf und die Nacht mit Jubel und Gelagen verbrachte. Aber der Erfolg sollte anders ausfallen; die Tage von Crecy und Poitiers sollten sich wiederholen. Nachdem sich das englische Heer, obwohl erschöpft von Anstrengung und Entbehrung, durch gemeinsame Andacht gestärkt, zog es unter der Führung des Königs gegen den übermütigen, aller Disziplin und verständigen Führung ermangelnden Feind und errang, begünstigt durch den weichen, mit Gebüsch und Gehölz umgebenen Boden, der den Franzosen die Ausdehnung ihrer Schlachtlinie und die Überflügelung der Gegner unmöglich machte, nach dreistündigem heißen Kampfe durch das strategische Geschick Heinrichs und durch die todesmutige Haltung seiner Bogenschützen, die durch eingeschlagene zugespitzte
25. Okt. Pfähle gegen den Anprall der Reiterei gedeckt waren, einen vollständigen Sieg. Unter den 10,000 Gefallenen, welche das Waffenfeld deckten, zählte man 8000 vom Adel, der sich, um die Ehre des Sieges allein zu genießen, in das Vordertreffen gestellt hatte. Viele, die sich bereits ergeben hatten, wurden auf Heinrichs Befehl noch nachträglich getötet, als die Kunde umlief, daß im Rücken ein neuer Angriff erfolgt sei. Hundertundzwanzig hohe Edelleute, an ihrer Spitze die Herzöge von Alençon, Bar und Brabant, die Grafen von Nevers, Marle und Falkenberg (Fauquemberg), der Connetable d'Albret, die beiden Admirale von Frankreich, der Großmeister der Armbrustschützen, der kriegerische Erzbischof von Sens, Montagu und viele Glieder der edelsten Häuser des südlichen und nördlichen Frankreich deckten das Schlachtfeld. Herzog Ludwig von Orleans, den man noch lebend unter einem Haufen von Leichen hervorzog, die Grafen von Eu, Vendome, Richemont, der alte Marschall Boucicault und 1500 Ritter und Edelknechte gerieten in Gefangenschaft. Die Blüte des französischen Wehrstandes war vernichtet durch einen Haufen geringer Kriegsleute. Auf englischer Seite belief sich der Verlust auf kaum 1500 Mann. Unter ihnen beklagte der König seinen Vetter, Edmund von York, der den rechten Flügel befehligt hatte, und den jugendlichen Grafen von Suffolk. Vom Schlachtfeld zog das siegreiche Heer weiter nach Calais und setzte dann nach einer kurzen Rast nach Dover über. Am 23. November hielt der König unter dem Jubelruf des Volks seinen Einzug in London, mit demütigem Sinne Gott allein die Ehre gebend.

6. Burgund und Armagnac.

Machtstellung des Grafen von Armagnac. 1416.

Aber selbst das große Nationalunglück vermochte nicht in dem zerrütteten Frankreich die Parteiwut zu unterdrücken: über dem weiten Grabe der bei Azincourt gefallenen Edelleute entbrannte von neuem die Leidenschaft. Die Anhänger des Burgunders äußerten unverhohlen ihre Freude, daß die Armagnacs den Lohn für ihren Übermut gefunden; und wenige Wochen nach dem Trauertage sah man Johann den Unerschrockenen an der Spitze bewaffneter Kriegshaufen,

begleitet von Jacqueville, Caboche und andern Flüchtlingen oder Verbannten, auf Paris rücken. Der Tod des zwanzigjährigen Herzogs Ludwig von Guienne, 18. Dez. 1415. wodurch dessen Bruder, Johann von Touraine, Gemahl der Jakobäa von Hennegau, einer Nichte des burgundischen Herzogs, den Rang eines Thronfolgers erlangte, kam seinen ehrgeizigen Plänen zu statten; seine Anhänger in der Stadt, besonders die Fleischerzunft, erhoben aufs neue das Haupt und erwarteten nur die Rückkehr ihrer Führer, um das Regiment wieder an sich zu reißen. Diese Hoffnung ging indes nicht in Erfüllung. Während der Herzog zu Lagny an der Marne lag, den Blick auf Paris gerichtet, sammelte der Graf von Armagnac, ein Mann von schroffem, finsterem Wesen und jeder Unthat fähig, die Trümmer der Orleansschen Partei, drang in die Hauptstadt ein und bewirkte, daß in Abwesenheit des Dauphin Johann der geisteskranke König ihm die Würde eines Connetable und den Oberbefehl über alle Festungen übertrug und ihn somit an die Spitze der gesamten Kriegsmacht des Reichs stellte. Dem Burgunder war damit für den Augenblick jede Aussicht auf Erfolg geraubt; daher kehrte er Ende Januar mit seiner Kriegsschar nach Flandern zurück. Dadurch aber Jan. 1416. gab er seine Anhänger in Paris aufs neue der Rache der Gegner preis. Um die Zeit, da Kaiser Siegmund zuerst in der französischen, dann in der englischen Hauptstadt verweilte, um den Weltfrieden, der soeben auf dem Konstanzer Konzil für die gespaltene Kirche gefunden werden sollte, auch unter den Völkern des Westens zu begründen (S. 227), richtete der Graf Bernhard von Armagnac ein eisernes Regiment auf, um durch Furcht und Schrecken die Rückkehr der Straßenherrschaft für immer unmöglich zu machen.

Nachdem eine Anzahl angesehener Männer der Bürgerschaft und der Universität, deren demagogischen Umtrieben man die revolutionäre Aufregung schuld gab, geächtet April 1416. und teils in die Verbannung gejagt, teils dem Kerkermeister oder Henker übergeben worden, suchte er die Hauptstadt durch eine strenge geheime Polizei zu zügeln. Er legte den Einwohnern eine hohe Steuer auf und benutzte ein von Mißvergnügten eingeleitetes Komplott zur Unterdrückung der städtischen Freiheiten, insbesondere des Vereinsrechts. Die Pariser mußten die Waffen abliefern; die eisernen Straßenketten wurden in die Bastille geschafft; das große Schlachthaus, wo die Fleischer ihre Zusammenkünfte zu halten pflegten, wurde niedergerissen und einige Zeit nachher die Zunft aufgelöst, das erbliche Gewerbrecht abgeschafft, und der Betrieb des Geschäfts jedermann freigegeben. Versammlungen, selbst Hochzeitsfeste, durften nur mit Erlaubnis des Prevot der Kaufleute und unter der Aufsicht seiner Kommissare stattfinden. Die Verhaftungen, Verbannungen, Konfiskationen nahmen kein Ende, und damit es nicht an den Tag komme, wie viele Leichen auf dem Grund der Seine hinabtrieben, wurde das Baden untersagt.

Unter dem Eindruck dieser Blut- und Gewaltszenen schied der alte Herzog von Berry aus dem Leben, ein Fürst ohne Mut und edle Eigenschaften. Da er 13. Juni 1416. keine männlichen Erben hinterließ, so gingen die Herzogtümer Berry und Poitou auf den Dauphin Johann über, wogegen das Herzogtum Touraine an den jüngeren Königssohn Karl kam; und als im folgenden Jahr auch Johann ins

April 1417. Grab sank, sei es vergiftet oder an den Folgen eines Geschwüres am Ohr, so trat derselbe Karl auch in die Rechte eines Thronfolgers ein, ein vierzehnjähriger Jüngling, welcher, von den Netzen der Partei Orleans umstrickt, sich ganz der Leitung Armagnacs überließ. Seitdem war der Graf unumschränkter Gebieter in Paris; der König war blödsinnig, die Prinzen jung und unerfahren, die Großbeamten und die Mitglieder des Staatsrats seine Geschöpfe und Werkzeuge. Königin Isabella, welche allein ihm Hindernisse bereiten und dem Burgunder die Hand reichen konnte, wurde wegen ihres verschwenderischen und wollüstigen Lebens von Vincennes nach Tours gebracht, dort unter strenge Aufsicht gestellt und in ihrem Hofhalt auf das Notdürftigste beschränkt.

Fortgang des Kriegs. Durch diese gebieterische Stellung des Grafen von Armagnac wurde Herzog Johann mehr und mehr auf die Seite Englands gedrängt. Hatte er auch anfangs über den Fall seiner Brüder getrauert und gezürnt und sogar dem Inselkönig eine Herausforderung zugehen lassen, so ließ er sich doch bald besänftigen und trat in einen heimlichen Bund mit demselben. Der Partei Orleans war dieses Bündnis ganz erwünscht. Nun konnte Armagnac seine persönliche Feindschaft in ein patriotisches Gewand hüllen und die verheerende Fehde, welche er im nördlichen Frankreich gegen die „Bourguignons" führte, mit dem Krieg wider England in eine Linie stellen. Denn als die Vermittelungsversuche Kaiser Siegmunds keinen Erfolg hatten, da Heinrich V. verlangte, daß der Friede von Bretigny wieder hergestellt und ihm außerdem die Stadt Harfleur überlassen würde, begann der Krieg zu Land und zu Wasser von neuem. Aber auch diesmal hatten die französischen Waffen keinen Erfolg. Die tapfere Besatzung von Harfleur widerstand den Angriffen der Armagnacs so lange, bis die englische Flotte unter dem Grafen von Bedford über die großen genuesischen Galeeren
Aug. 1416. in Frankreichs Diensten einen Sieg davontrug und zum Entsatz herbeieilte. Kaiser Siegmund, erfreut über die Ehren, welche ihm am englischen Hof erwiesen wurden, gab das Scheitern seiner Friedensversuche den französischen Parteihäuptern schuld und schloß ein Freundschaftsbündnis mit Heinrich V., das zwar so-
Sept. wenig als die nachfolgenden Friedensverhandlungen in Calais praktische Folgen hatte, aber doch in den Augen Europas den Glauben erzeugte, daß des Königs Ansprüche auf die Krone Frankreichs im Recht begründet seien.

Die Doppelregierung. Das gewaltthätige Verfahren der Armagnacs war für den Herzog von
1417. Burgund eine Aufforderung, durch eine neue Schilderhebung sich abermals des
24. April 1417. Regiments zu bemächtigen. Zuerst erging ein Manifest an alle Städte des Reichs: Menschen von geringem Stand und niederem Herkommen hätten sich eine tyrannische Herrschaft angeeignet, Verbannungen und Hinrichtungen verhängt, das Volk mit übermäßigen Abgaben belegt, die beiden Söhne des Königs durch Gift aus der Welt geschafft, das Reich den Feinden preisgegeben; er sei entschlossen, diesem Druck ein Ende zu machen. Als infolgedessen in Amiens, Reims, Chalons, Troyes und andern Städten die Bürgerschaften sich für den Burgunder erklärten,

das Andreaskreuz anhefteten und sich erbittert gegen das herrschende Regiment erhoben, brach er an der Spitze zahlreicher Gewappneter gen Süden auf. Die meisten Städte nordwärts der Seine empfingen ihn als Befreier. Bald stand er im Angesicht der Hauptstadt, deren Erhebung erwartend; aber Furcht vor der Rache der Armagnacs hielt jede Bewegung nieder. Da faßte Johann den Plan, in Verbindung mit der Königin, die ihn in ihrem Exil zu Tours um Hilfe angerufen, eine Gegenregierung aufzurichten. Aus einem nahen Kloster, wo Isabella ihre Andacht zu verrichten pflegte, wurde sie, der Verabredung gemäß, von burgundischen Truppen nach Chartres entführt. Hier erließ sie ein Rundschreiben an die getreuen Städte, worin es hieß, daß kraft einer vom König in seinem großen Rat ausgestellten Urkunde die Regierung des Reichs allein der Königin zustehe, daß man daher nur ihren und des Herzogs Befehlen zu gehorchen habe, nicht aber den im Namen des Königs und des Dauphin ausgehenden; hierauf bestellte sie in Troyes, dem neuen Regierungssitz, ein Parlament nebst Rechnungskammer, im Gegensatz zu dem Pariser, ernannte einen Kanzler, einen Connetable und andre Kronbeamte und erließ einen Teil der Steuern. Die meisten Städte, insonderheit die der nördlichen Provinzen, erklärten sich nunmehr für die Burgundische Partei; die Anhänger der Armagnacs waren den heftigsten Verfolgungen ausgesetzt; in allen Kommunen wütete Parteikampf und Bürgerkrieg; die vornehmen und reicheren Bürger, als Anhänger der Orleans verdächtig und gehaßt, schwebten in Lebensgefahr, wurden ihrer Güter beraubt, eingekerkert, in die Flucht getrieben. Zugleich tobte ein wilder Bandenkrieg in der Umgebung von Paris, und in der Normandie brachte König Heinrich V., nachdem er in der Seinemündung bei Harfleur gelandet war und in der eroberten Festung Caen sich einen Stützpunkt geschaffen, die meisten Städte und Schlösser zur Unterwerfung. Die Mannszucht seines Heeres und seine schonende Kriegsweise gewannen ihm allenthalben Freunde. Der Herzog von der Bretagne erneuerte das frühere Bündnis, Anjou und Maine versprachen sich vom Kampfe fern zu halten. Bald war die ganze Normandie in den Händen der Engländer, und der Lancaster traf alle Vorkehrungen, sich in dem alten Stammsitze seiner Vorfahren häuslich einzurichten.

10. Aug. — *Nov. 1417.*

Frankreich schien seiner Auflösung entgegenzugehen. Sein Zustand war ein verzweifelter; man mußte auf eine Ausgleichung sinnen. Aber was half es, daß Abgeordnete des Königs, der Königin und des Herzogs, unterstützt von zwei Bevollmächtigten des neuen Papstes Martin V., in einem Dorfe bei Montereau sich über einen Frieden einigten und auch der Dauphin und ein Teil des königlichen Rates demselben beistimmten. Der Graf von Armagnac und seine eifrigsten Genossen, der Kanzler Heinrich von Marle, der Prevot Tannegui du Chatel u. a. verhinderten die Ausführung und trieben die Gewaltherrschaft auf die Spitze. Aber ihre Macht neigte dem Ende zu; was die Waffen bisher nicht erzwingen konnten, bewirkte der Verrat. Die allgemeine

Pöbelherrschaft in Paris. 1418.

Erbitterung über die Vereitelung des Friedens führte einen jungen Pariser, Perrinet le Clerk, der von den Armagnacs schwer beleidigt worden war, auf den Gedanken, die Hauptstadt in die Hände Johanns zu liefern. Nachdem er und seine Mitverschwornen mit L'Isle Adam, dem burgundischen Hauptmann
29. Mai 1418. in Pontoise, Verabredung getroffen, öffnete Perrinet mit den Schlüsseln, die er seinem schlafenden Vater, einem der Stadtvorsteher, entführt, in einer Mainacht das Thor und ließ die harrende Reiterschar ein. Verstärkt durch einige hundert bewaffnete Bürger der Burgundischen Partei, durchzogen sie die Straßen mit dem Ruf: „Es lebe der König, der Friede und Burgund!" Ihr Anhang mehrte sich von Stunde zu Stunde; alles bezeichnete sich mit dem Andreaskreuz; mit Not entkam Armagnac verkleidet in das Haus eines Maurers; der Prevot eilte zum Dauphin und rettete denselben, in ein Betttuch gehüllt, nach der Bastille; der Kanzler und mehrere Räte wurden gefangen. In Begleitung des kranken Königs ritt sodann L'Isle Adam durch die Straßen um der burgundischen Herrschaft den Schein der Legitimität zu verleihen. Nun machte sich die lang unterdrückte Volkswut in Szenen wilder Grausamkeit Luft: die Armagnacs wurden aufgesucht und ermordet, ihre Häuser geplündert, ihre Leichen verstümmelt auf die Straße geworfen. Zu Hunderten lagen sie unbeerdigt im Schmutz und Regen. Die Versteckten mußten bei Todesstrafe angezeigt werden; so kam auch der Graf in Haft. Am höchsten stieg die Volkswut, als der Versuch einiger Armagnacschen Parteiführer, mit Hilfe einer Kriegsschar aus der Umgegend und durch einen gleichzeitigen Ausfall aus der Bastille die gährende Stadt zu überwältigen, an der entschlossenen Haltung
1.–4. Juni 1418. der Bürgerschaft gescheitert und die feste Burg in die Hände der Gegner gekommen war. Nun wurde Paris der Schauplatz der wildesten Pöbelherrschaft. Die vertriebenen oder entflohenen „Cabochiens", vor allen die Schlächter, kehrten racheschnaubend in die Stadt zurück und begingen, mit den niederen Volksklassen vereinigt, schauderhafte Unthaten. Man hatte ihr Vermögen eingezogen, ihre Freunde ermordet, ihre Frauen und Kinder mißhandelt und eingekerkert. Jetzt kam für sie der Tag der Vergeltung. Der Prevot Tannegui, ein bretonischer Abenteurer, hatte sich mit dem Dauphin aus der belagerten Bastille nach Melun gerettet, das nun der Sammelplatz der flüchtigen und zerstreuten Armagnacs wurde. Dorthin, hieß es, sollten auch die übrigen in der Stadt gefangen gehaltenen Führer und Genossen der „Bande" entlassen werden. Um
Armagnac ermordet. 12. Juni. dies zu hindern, rottete sich das Volk zusammen und zog, mit Äxten, Hämmern, Keulen und andern Werkzeugen bewaffnet, vor das Stadtgefängnis, wo Armagnac und mehrere der angesehensten Parteihäupter in Gewahrsam gehalten wurden. Die Thore wurden erbrochen, der Graf selbst, der Kanzler Heinrich von Marle und andre hochgestellte Männer wurden herausgeschleppt und ermordet und ihre Leichname unter Hohn durch die Straßen geschleift. Tagelang war der tote Graf, vor dem einst ganz Paris gezittert, dem Mutwillen und

Spott des Pöbels preisgegeben. Darauf zog die rasende Menge nach dem Chatelet, erstürmte das Gebäude und beging, gereizt durch den Widerstand der bewaffneten Gefangenen, greuelvolle Unthaten. Man stürzte die Unglücklichen vom Turme herab in die spitzen Piken, welche ihnen von unten entgegenstarrten. Unter den Ermordeten befanden sich die Bischöfe von Bayeux, Senlis, Coutances und Evreux, die Spitzen des Parlaments, des Beamtentums und viele Edelleute und reiche Bürger. „Das Volk weidete seine Augen an den zusammengebundenen Leichen der Gewalthaber, denen es bisher hatte gehorchen müssen.“

Ähnliche Greuel wurden an andern Orten begangen. Wie reißende Tiere, die Blut gekostet, stürzten sich die entmenschten Banden auf ihre Opfer. Nachdem sie die Gefängnisse geleert, drangen sie in die Wohnhäuser, plünderten, mordeten und füllten alles mit Entsetzen. Tagelang sah man die Leichname aufgehäuft in den Straßen und Höfen umherliegen. Der Befehlshaber L'Isle Adam und die übrigen Beamten der Stadt konnten oder wollten dem wilden Treiben keinen Einhalt thun. Erst als die Königin und der Herzog von Burgund in die Stadt einzogen und die Staatsämter und Richterstellen mit ihren Anhängern besetzten, legte sich allmählich der Sturm der Anarchie. Bald brach er jedoch von neuem los, als die Armagnacschen Kriegsscharen die Zufuhr hemmten und Hunger und ansteckende Krankheiten das Volk zur Verzweiflung trieben. Die Demagogen, wie Legoix, Caboche, der Henker Capeluche u. a., welche im Bunde mit einigen Gliedern der Universität noch immer das große Wort führten und die Straße beherrschten, reizten die Leidenschaften der Masse aufs neue wider die noch in der Stadt vorhandenen Anhänger der volksfeindlichen Adelspartei, denen sie alles Elend schuld gaben. Es erfolgten neue Aufstände, neue Mordthaten. 21. Aug.

14. Juli 1418.

Besorgt über die mehr und mehr hervortretende Verwilderung der Pariser Bevölkerung, schritt endlich der Herzog zu energischen Maßregeln. Er untersagte bei Todesstrafe alle ferneren Gewaltthätigkeiten, ließ Capeluche, dessen zudringliche Vertraulichkeit ihm lästig geworden, hinrichten und schickte dann etliche Tausend der Unruhigsten ins Feld, um gegen die Armagnacschen Banden um Montlhéry zu kämpfen. Zugleich suchte er den Dauphin, der in Bourges seinen Wohnsitz genommen, zur Versöhnung zu bewegen, um der Gegenpartei, die sich mit seinem Namen deckte, den mächtigen Rückhalt zu entziehen; allein der schwache Thronfolger war zu tief von den Banden Duchatels umstrickt; er lehnte jede Verbindung mit dem Burgunder ab und setzte, indem er sich den Titel eines Regenten beilegte und aus den entflohenen Beamten der Armagnacschen Partei einen obersten Gerichts- und Rechnungshof bildete, den Kampf fort. So bestanden wieder zwei Regierungen, die der Königin und des Herzogs in Paris, die des Dauphin in Bourges oder Tours. Der unglückliche König mußte mit seinem Namen den einen wie den andern als Schild dienen.

Frankreich gespalten.

7. Heinrichs V. Siege und Ende.

Eroberung der Normandie. Während dieser Vorgänge hatte König Heinrich V. den Eroberungskrieg
1419. in der Normandie fortgesetzt. Nachdem sich Cherbourg dem Herzog Humphrey von Gloucester ergeben und Pont de l'Arche, der Schlüssel der Wasserstraße zwischen Rouen und Paris, erobert war, schritt der kriegerische König zu der
Aug. 1418 bis Jan. 1419. denkwürdigen **Belagerung von Rouen**. Über sechs Monate widerstand die Bürgerschaft und Besatzung allen Angriffen und Stürmen, allen Verlockungen und Drohungen. Umsonst riefen die Bedrängten die Hilfe des Herzogs von Burgund an; er vertröstete sie nur mit Versprechungen; umsonst suchten die „Dauphinois", wie man jetzt die Orleans oder Armagnacs nannte, die getreue Stadt durch Unterhandlungen zu retten; die Forderungen des siegessichern Lancaster gingen so weit, daß kein französisches Herz sich dazu entschließen konnte. Endlich war die zu Land und zu Wasser engumschlossene Stadt auf den Gipfel der Not und des Jammers gebracht, so daß sich die von Stürmen erschöpfte, von Hunger und Seuchen auf das entsetzlichste heimgesuchte Bürger-
Jan. 1419. schaft nach der heldenmütigsten Verteidigung ergeben mußte.

Zweihundertundfünfzehn Jahre waren verflossen, seitdem Philipp August die Hauptstadt der Normandie dem König Johann abgenommen; die alten Erinnerungen hatten sich längst verloren; Rouen war eine französische Stadt geworden und hatte ihre vaterländische Gesinnung mit ihrem Herzblut besiegelt. Die mutige Besatzung durfte frei abziehen, nur der Anführer der städtischen Armbrustschützen, Alain Blanchart, ein hochgefeierter Volksheld, büßte seinen hartnäckigen Widerstand mit dem Leben. Mutig und stolz bestieg er das Schafott und starb als Sühnopfer für die gesamte Bürgerschaft, indes der Gouverneur Gui le Bouteiller dem englischen Herrscher huldigte und sich dadurch in seiner Würde erhielt. Mit der Besatzung verließ ein großer Teil der Einwohner die Stadt. Sie wollten lieber die alte Heimat meiden als unter englischer Herrschaft stehen.

Übrigens behandelte Heinrich V. die Stadt mit Schonung; er legte ihr zwar eine hohe Geldbuße auf, bestätigte aber ihre alten Rechte und sicherte allen, die ihm Treue schwören wollten, Leben und Eigentum zu. Rasch pflanzten nunmehr die übrigen Städte der Normandie von Vernon und Mantes an der Grenze bis nach Dieppe und Eu am Meeresufer die englische Fahne auf. Von der Zeit an betrachtete sich Heinrich als Herrn der Normandie; aber die zahllose Menge von Auswanderern, welche lieber ins Elend zogen als daß sie den Nacken unter die Fremdherrschaft beugten, konnte ihn überzeugen, wie wenig er auf den guten Willen der Einwohner rechnen dürfe.

Vereitelte Friedensversuche. Das tragische Geschick von Rouen erfüllte das französische Volk mit Wehmut und Groll. Man forderte laut Herstellung des Friedens im Innern, damit die Waffen gegen den Nationalfeind gerichtet werden könnten. Aber der Ruf blieb unerhört; die Parteiwut, durch viele schwere Thaten fort und fort gesteigert, hatte die Herzen der Machthaber verstockt. Heinrich V. kannte die Stimmung

und suchte sie auszunutzen. Kurze Waffenstillstände gaben ihm Gelegenheit, sowohl mit den Bourguignons als den Dauphinois Unterhandlungen anzuknüpfen, welche die Eifersucht und das Mißtrauen zwischen beiden nährten, und auf solche Weise das drohende Schwert über den Häuptern Aller zu schwingen. Wie sehr man auch von französischer Seite den Frieden wünschte, auf die Forderungen des englischen Königs wagte niemand einzugehen. Es genügte dem siegesfrohen Monarchen nicht, daß ihm gegen die Verzichtleistung auf die französische Krone der unabhängige Besitz der im Frieden von Bretigny abgetretenen Länder nebst der Normandie zugestanden ward, er verlangte auch noch die alten Erbländer der Plantagenets an der Loire, Anjou, Maine und Touraine sowie die Lehnshoheit über die Bretagne. So blieb auch die Zusammenkunft Heinrichs mit der Königin Isabeau und dem Herzog Johann mit großem Gefolge bei Meulan an der Seine nach längeren Verhandlungen ohne Resultat; selbst die Reize der Königstochter Katharina, deren Hand der Preis des Friedensbundes sein sollte, vermochten den Lancaster nicht von seiner Politik abzubringen. Da schien endlich in beiden Parteien die Überzeugung Raum zu gewinnen, daß nur durch eine aufrichtige Versöhnung das Reich vom Untergang gerettet werden könne. Ganz Frankreich atmete hoffnungsvoll auf, als der Dauphin und der Herzog bei einer persönlichen Zusammenkunft auf der kleinen Brücke zu Poully-le-Fort unweit Melun einander die Hand zum Frieden reichten und alles Geschehene zu vergeben und zu vergessen versprachen.

Mai 1419. 11. Juli.

Der Mord auf der Yonne-brücke.

Die freudige Erwartung ging nicht in Erfüllung. Noch vor Ende des Monats wurde nach Ablauf des Waffenstillstands die Stadt Pontoise durch eine englisch-gasconische Heerschar unter dem Landhauptmann (Captal) von Buch, Bruder des Grafen von Foix, erstürmt und samt den reichen Schätzen, die der Marschall L'Isle-Adam daselbst angehäuft, für den Plantagenet in Besitz genommen; bald streiften englische Truppen unter dem Herzog von Clarence bis in die Nähe der Hauptstadt. Mit Bestürzung blickten die Einwohner auf die feindlichen Gäste vor ihren Mauern und zürnten dem Herzog und seinem Feldherrn, daß sie die wichtige Stadt nicht besser gehütet. Aber bald sollten die Gefühle des Schreckens noch in ganz andrer Weise erregt werden. Während Johann der Unerschrockene sich mit der Königin und dem kranken König in Troyes befand, sammelte der Thronfolger in Montereau Kriegsvolk aus Berry und Touraine und ließ den Herzog zu einer Beratung über die für die Landesverteidigung zu treffenden Anstalten auffordern. Johann trug anfangs Bedenken; er kannte die feindselige Gesinnung der Männer, welche sich in Karls Umgebung befanden und dessen Vertrauen genossen, eines Tannegui Duchatel, eines Barbasan, Narbonne, Louvet, Lemaçon u. a. Aber auf Zureden seiner Räte und insbesondere der Frau von Giac, seiner Geliebten, entschloß er sich, auf der Yonnebrücke, dem für die Zusammenkunft bestimmten Orte, mit zahlreichem Gefolge einzutreffen. Hier war es, wo Duchatel und seine Genossen blutige

9. Aug. 10. Sept. 1419.

Rache nahmen für den Tod Ludwigs von Orleans und seines Schwiegervaters Armagnac. Als Herzog Johann dem bereits auf der Brücke harrenden Königssohn ehrfurchtsvoll nahte, wurde er vor dessen Augen mit einer Streitaxt zu Boden geschlagen und nebst seinem Begleiter Noailles getötet, eine verruchte That, die von der Umgebung des Dauphin, sei es mit oder ohne Wissen desselben geplant und mit Vorbedacht ausgeführt ward. Frau von Giac scheint in den Mordplan eingeweiht gewesen zu sein; wenigstens begab sie sich alsbald auf die gegnerische Seite.

Der Bund von Troyes. 1420. Das schreckliche Verbrechen trug schreckliche Früchte. Hatte Johann der Unerschrockene, wie es scheint, aufrichtig die Absicht gehegt, mit dem Dauphin vereint gegen den Nationalfeind zu ziehen, so trat jetzt sein Sohn und Erbe, der dreiundzwanzigjährige Philipp (Philipp der Gute von Burgund geb. 1396. 1419–1467.), gereizt durch die an seinem Vater begangene Frevelthat, offen auf die Seite der Engländer. Um sich an dem Thronerben zu rächen, schloß er mit Heinrich V. den Vertrag von Arras (Dez. 1419.), kraft dessen er die Ansprüche des englischen Königs auf die französische Krone anerkannte und ihm seinen Beistand zur Erlangung derselben zusicherte. Heinrich von Lancaster sollte sich mit Karls VI. Tochter Katharina vermählen und nach dem Tode des Königs dessen Stelle einnehmen. Die Königin Isabeau, die den Dauphin und die Armagnacs tödlich haßte, trat der Übereinkunft bei, und der irrsinnige Karl VI. gab zu allem seine Zustimmung. Im Mai (21. Mai 1420.) wurde in Troyes die Verlobung gefeiert und dabei der Friede von allen anwesenden geistlichen und weltlichen Herren beschworen; am 2. Juni (2. Juni.) reichte Heinrich V. „König von England, Erbe und Regent des Königreichs Frankreich und Herr von Irland" der Tochter Karls VI. die Hand zum Ehebund. Paris, von Hunger, Krankheit und Kriegsnot heimgesucht, begrüßte den Vertrag von Troyes als Freudenbotschaft und feierte den englischen König, welcher gelobte, während seiner Regentschaft die Gesetze und Rechte des Landes zu beobachten, die Reichsgeschäfte nach dem Rate edler und weiser Männer zu besorgen, die Rechtspflege in der herkömmlichen Weise und durch die bestehenden Institute, insbesondere das Parlament, üben zu lassen, Steuern und Abgaben nur zum Wohl des Reichs und nach altem Brauche zu erheben und alle herkömmlichen Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten zu ehren, als Retter und Befreier aus grenzenlosem Elend.

Stimmung des Volks. Nach der Frevelthat auf der Yonnebrücke schien dieser Abfall in den Augen der Welt gerechtfertigt. Man tröstete sich mit dem Gedanken, daß auf diese Weise die französische Nation wieder geeinigt werden würde. Denn Heinrich V. hatte versprochen, die abgetrennten Landschaften wiederum mit dem Gesamtkörper zu verbinden und alle Kräfte anzustrengen, die der Dauphinschen Partei noch anhängenden Städte und Territorien zu unterwerfen. Unter solchen Aussichten setzte man sich in Paris und vielen andern Orten darüber weg, daß in Zukunft statt der angestammten Dynastie Valois ein König aus dem englischen Hause Lancaster die französische Krone trage. Blieben ja doch trotz des gemeinsamen Herrschers die beiden Reiche ihrem ganzen Wesen und ihren nationalen Eigentümlichkeiten nach völlig geschieden! Und von einem

König, der im eignen Lande so treu zu der parlamentarischen Verfassung hielt, durfte man hoffen, daß er auch in Frankreich das ständische Leben und die kommunale Entwickelung fördern werde.

Vom Hochzeitfeste brach Heinrich V. zum Feldzug wider den Dauphin auf. Heinrich V. in Paris.
Sens wurde zur Ergebung gebracht, Montereau erobert und die Leiche des Herzogs nach dem Erbbegräbnis in Dijon geführt; Melun mußte nach mutvoller Verteidigung, durch Hunger gezwungen, sich zur Huldigung entschließen und wurde für seinen Widerstand hart gestraft. Eine schottische Hilfsschar in französischen Diensten ward vor den Augen ihres gefangenen Königs Jakob, der sich unter dem glänzenden Gefolge des Lancasters befand, niedergemacht. In den ersten Tagen des Dezember hielten die beiden Könige und ihre Gemahlinnen nebst dem Herzog von Burgund und vielen Gliedern des hohen Adels ihren Einzug in Paris. Hier wurde der Friedensvertrag von Troyes von den versammelten Ständen, von dem Parlamente, von der Universität bestätigt, zum Reichsgesetz erhoben und jede Verletzung desselben für Hochverrat und Majestätsverbrechen erklärt. Zugleich bewilligte der Reichstag eine Auflage „zur Bekämpfung der Armagnacs“, die sich auch auf den Klerus ausdehnte. Hierauf fand unter dem Vorsitz des geisteskranken Königs Karl VI. und in Gegenwart Heinrichs V., seiner Brüder Clarence und Bedford und vieler Vertreter des Adels, des Klerus und der Bürgerschaften eine Gerichtssitzung statt, vor welcher Herzog Philipp, in schwarze Trauergewänder gekleidet, eine Klage wegen Ermordung seines Vaters gegen Karl, „der sich Dauphin von Viennois nennt“, und seine Mitschuldigen vortrug. Die Angeklagten wurden auf einen bestimmten Termin zur Verantwortung vorgeladen. Als sie nicht erschienen, fällte das Parlament das Urteil, daß sie Gut und Leben verwirkt hätten und jeder Nachfolge in irgend einer Herrschaft, Würde oder Ehre unwürdig seien. Der Spruch war allgemein gefaßt; das Parlament vermied es, den Thronfolger ausdrücklich unter den Schuldigen aufzuführen.

(Randnotizen: Juli 1420. — Nov. — 1420. — 6. Dez. — 3. Jan. 1421.)

Noch ehe dieses Urteil gefällt war, hatte Heinrich V., nachdem er den Herzog von Exeter zu seinem Statthalter ernannt und viele wichtige Ämter mit Engländern besetzt, Paris verlassen, um über Rouen nach England zurückzukehren. Sein Einzug in London, wo er als Held und Triumphator empfangen wurde, und die Krönung der schönen Tochter Frankreichs in Westminster brachten dem englischen Volke prachtvolle Freudenfeste. Aber die Jubeltage wurden bald durch schlimme Botschaften getrübt. Die Vorgänge in Troyes und Paris hatten das französische Nationalgefühl doch tief verletzt. Sollte das tapfere und stolze Volk ruhig die Fremdherrschaft ertragen, ruhig geschehen lassen, daß das alte Königsgeschlecht, das mit dem Bestande, mit dem ganzen geschichtlichen Werden der Nation aufs tiefste verflochten war, ausgerissen werde aus dem heimatlichen Boden? Die Proklamation, worin der Dauphin in energischen Worten Verwahrung einlegte gegen das ihm widerfahrene Unrecht und die Schmach rügte,

(Randnotiz: Frankreich waffnet sich zum Widerstand.)

die ihm von einer unnatürlichen Mutter und einem unzurechnungsfähigen Vater angethan worden, traf das Herz des Volkes und führte viele vaterländische Männer unter seine Fahne. In Languedoc gelang es ihm, den Grafen von Foix, welchen der Burgunder zum Statthalter eingesetzt, zu vertreiben und seiner Partei das Übergewicht zu verschaffen; im Süden der Loire stand der größte Teil der Bevölkerung auf seiner Seite; selbst in den Landschaften nordwärts der Seine machten Armagnac'sche Banden den Burgundern den Sieg streitig; auf der See suchten kastilische Galeeren die Alleinherrschaft Englands zu verhindern und vermittelten die Verbindung Frankreichs mit den Schotten, deren kräftige Gebirgssöhne den überseeischen Bundesgenossen gern zu Hilfe zogen wider den Nationalfeind, der ihren König in Gefangenschaft hielt. So hatte der Bürger- und Erbfolgekrieg seinen ungehemmten Fortgang und das Elend wuchs mit jedem Tag.
23. März 1421. Bei Beaugé in Anjou ereignete sich ein heißes Treffen, in welchem der Herzog von Clarence, als er mit kriegerischem Ungestüm an der Spitze des Adels einen Angriff auf den übermächtigen Feind wagte, von dem schottischen Grafen Buchan mit der Streitaxt erschlagen ward und neben ihm 1200 Gewappnete die Walstatt deckten; viele angesehene Lords waren unter den Gefallenen oder Gefangenen.

Siege der Engländer. 1421. 1422. Auf die Kunde von diesem Unfall bereitete Heinrich V., von der richtigen Einsicht geleitet, daß sein Erfolg auf dem moralischen Gefühl von seiner Überlegenheit beruhe, einen neuen überseeischen Feldzug. Denn selbst in den nördlichen Landschaften trug der Adel, der größtenteils auf der Seite des Dauphin stand, sein Haupt höher; und in der Stadt Meaux an der Marne, wo eine Rotte unternehmender Armagnacs sich ein festes Bollwerk geschaffen, hielt der verwegene Bandenführer, der wilde, blutdürstige Bastard von Vauru, die ganze
Juni 1421. Umgegend in Furcht und Schrecken. Von Parlament und Klerus bereitwillig unterstützt, drang Heinrich von Calais und Rouen aus an die Loire, brachte in raschem Siegeslauf eine Reihe von festen Orten, Dreux, Epernon, Beaugenoy, zur Unterwerfung und rückte dann vor Meaux, um dem ruchlosen Gebahren der wilden Räuberschar, welche ganz Isle de France wüste legte, die Gefangenen an Bäumen aufknüpfte und der Hauptstadt die Lebensmittel abschnitt, ein Ende zu machen. Die Besatzung leistete jedoch verzweifelten Widerstand. Vom Herbst bis zum nächsten Frühjahr, einen langen Winter hindurch, lagen die Engländer vor der Stadt, ohne die Mauern durch Geschütz und Belagerungswerkzeuge brechen, ohne die kühnen Gesellen zur Unterwerfung zwingen zu können. Erst
10. Mai 1422. im Mai kapitulierte die Stadt. Vaurus Haupt wurde an der Spitze seiner Standarte auf dem Ulmbaum aufgepflanzt, an dem so manche seiner Opfer ihr Leben geendet; alle Schotten, Iren und Waliser waren nach dem Kriegsrecht dem Tode verfallen. Dieses Strafgericht verbreitete weithin Furcht und Schrecken. Wie schwer auch die Hand des fremden Eroberers drückte, man fügte sich knirschend der Übermacht. Zu Pfingsten traf die Königin, die am 6. Dezember

ihrem Gemahl einen Sohn geboren, der des Vaters Namen erhielt, in Frankreich ein, um an dem glänzenden Einzug in Paris teilzunehmen.

Der Hilferuf einiger getreuen Städte an der Loire, die von dem Dauphin *Heinrichs V. Ausgang.* und den Armagnacs hart bedrängt wurden, riefen den thatkräftigen König bald *1422.* wieder ab. Von seinem Bruder Bedford und dem Grafen von Warwick begleitet, *Juli.* rückte er südwärts. Auf die Kunde von seinem Anmarsch zog der französische Thronfolger ab. Doch schon in Melun wurde Heinrich V. von einem körperlichen Leiden ergriffen, so daß er nicht mehr zu Pferde steigen konnte. Er ließ sich in einer Sänfte nach Vincennes bringen, in der Hoffnung, die erfrischende Waldluft würde ihn stärken. Aber schon Ende August nahte der Tod. Nachdem er seinem Bruder Bedford die Regentschaft über Frankreich und die Normandie übertragen, seinen andern Bruder Gloucester zum Statthalter in England ernannt und seinen Oheim, den Bischof von Winchester, und die Grafen von Warwick und Huntingdon zu Vormündern seines noch nicht einjährigen Sohnes Heinrich bestellt, schied der heldenmütige König standhaft und in frommer Ergebung aus *31. Aug. 1422.* dem Leben in einem Alter von fünfunddreißig Jahren.

Wenn Heinrichs jugendliche Ausschweifungen keine Fabel waren, so dienten *Heinrichs Charakter* sie nur dazu, die großen Tugenden und glänzenden Eigenschaften, welche er als *und Machtstellung.* Herrscher bewährte, in ein um so helleres Licht zu setzen. Selbst seine Gegner bestätigen, daß er ein Fürst von hoher Begabung gewesen, tapfer im Feld, verständig im Rat, gerecht auf dem Richterstuhl, treu und wahrhaftig in seinen Zusagen, leutselig gegen Arme und Geringe, von sittenreinem Leben und von großem Eifer für Religion und Kirche. In seinem Handeln vereinigte er besonnene Überlegung mit Kraft und Entschlossenheit. Wäre es im Buche des Schicksals bestimmt gewesen, daß die Kronen von England und Frankreich auf einem Haupte vereinigt sein sollten, die damalige Welt hätte keinen würdigeren Mann finden können als den fünften Heinrich. Auf seinem Antlitz, sagt ein Zeitgenosse, erschien Würde und Herrschermacht. Nur den hoffärtigen französischen Adligen mißfiel sein strenges, gebieterisches Auftreten, und der scharfe Ausdruck seiner Rede verletzte ihr Höflichkeitsgefühl wie ein zweischneidiges Schwert. In allen Unternehmungen war er vom Glück begünstigt. Der König von Schottland und der Herzog von Orleans waren seine Gefangenen; Philipp von Burgund war sein Verbündeter; der König von Frankreich hatte ihm seine Tochter vermählt, ihn als Stellvertreter bei seinem Leben, als Erben nach seinem Tod anerkannt; die Hauptstadt, das Parlament, die Universität gehorchten ihm; das Volk staunte ihn an, wenn er die Krone auf dem Haupt bei großen Festen im Schlosse des Louvre mit den englischen und französischen Baronen Hof hielt. Im stolzen Gefühl der Macht und Herrschergröße faßte er weite politische Pläne. Im Bunde mit Kaiser Siegmund gedachte er Einfluß in Deutschland zu gewinnen; die Königin von Neapel und Sizilien suchte er zu bestimmen, seinen Bruder Bedford zum Sohn und Erben anzunehmen; die Vermählung des Herzogs von Glocester

mit Jakobäa von Holland und Hennegau (VII, 911) eröffnete ihm vielversprechende Beziehungen in den Niederlanden; von den Schwestern seines Vaters stammte der König von Kastilien und der Thronerbe von Portugal. „Die Genealogien der südlichen und des westlichen Europa mündeten gleichsam in das Haus Lancaster und ließen das Haupt derselben als das gemeinschaftliche Haupt erscheinen." Und nicht minder als die politische Macht und Größe seines Reichs und Geschlechts lagen ihm das Heil und der innere Friede der Kirche am Herzen. Niemand hat eifriger als er die Hebung des Schisma angestrebt, und wie er im eignen Reiche die wiclefitische Ketzerei zu vertilgen gesucht, so ist das Verdammungsurteil zu Konstanz auch hauptsächlich auf Anregung Englands gefällt worden. Es ist bezeichnend sowohl für seinen weiten politischen Gesichtskreis als für seine religiöse Gemütsrichtung, daß er sich ernstlich mit dem Gedanken eines Kreuzzuges nach Jerusalem trug. Er hatte durch einen französischen Ritter, Gilbert de Lannoy, der bei Azincourt in englische Gefangenschaft geraten war, Erkundigungen über das Morgenland einziehen lassen und noch auf dem Sterbelager gedachte er der heiligen Stadt. Zu seinen liebsten Büchern gehörte eine Chronik von Jerusalem und eine Geschichte Gottfrieds von Bouillon. Bei der Bewerbung um die sizilianische Krone für seinen Bruder mag neben der Wiederbelebung dynastischer Interessen die alte Verbindung des Reichs mit Jerusalem von nicht geringem Einfluß gewesen sein. Was aber den englischen König dem Herzen seines Volks besonders teuer machte, war sein nationaler Sinn: er ehrte die Verfassung, er liebte und förderte die englische Sprache, er begünstigte die vaterländische Dichtung. Selten noch mögen die sterblichen Reste eines Königs mit solchen Trauerfeierlichkeiten zur letzten Ruhestätte gebracht worden sein. Über St.-Denis, Rouen und Calais wurde
7. Nov. 1422. die Leiche in einem prachtvollen Sarg nach London geschafft und in Westminster beigesetzt. Dort erwies man ihm Ehren als sei er ein Heiliger im Himmel.

II. Die Fremdherrschaft in Frankreich und die Jungfrau von Orleans.

1. Karl VII. als „König von Bourges".

21. Okt. 1422. Zwei Monate nach Heinrichs V. Tod schied auch König Karl VI. aus
Lage und Gegensätze. dem Leben. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde der Hingang eines Fürsten, der den größten Teil seines Lebens in dem trüben Zustande geistiger Störung verbracht und selbst in den hellen Zwischenräumen nur als willenloses Werkzeug in der Hand der siegenden Partei gedient hatte, keine besonderen Folgen gehabt haben; aber jetzt, da der französische Thron auf ein Kind von neun

Monaten übergehen sollte, das nur von mütterlicher Seite das Blut der Valois in sich trug, war er ein folgenschweres Ereignis. Das Nationalgefühl der Franzosen, das schon dem siegreichen Lancaster zuweilen entgegengetreten war, begann sich kräftiger zu regen. Zwar gelang es dem Herzog von Bedford, einem Fürsten, welcher eiserne Willenskraft und kriegerischen Mut mit politischer Berechnung und unbeugsamer Konsequenz verband und mit kalter Entschlossenheit auf sein Ziel losging, als Regent Geltung zu gewinnen, in einem großen Teil von Frankreich das Erbrecht seines Neffen zu wahren und ihm die Huldigung der Kommune und der großen Körperschaften in Paris, des Parlaments und der Universität, zu verschaffen, doch beruhte seine Macht mehr auf der Überlegenheit der Waffen als auf den Sympathien des Volkes. Denn wie wenig auch der unkriegerische Dauphin, der die Weichlichkeit des Vaters und Bruders geerbt hatte und von Weibern, Günstlingen und schlimmen Ratgebern sich leiten ließ, mit dem kraftvollen Bedford verglichen werden konnte, als er nach dem Tode des Vaters sich in Poitiers als Karl VII. krönen ließ, war sein Name eine politische Macht, galt seine Fahne als das Abzeichen der Nationalität und des Patriotismus. Als einst Wilhelm der Eroberer aus einem französischen Lande über den Kanal setzte und das Inselvolk unter sein eisernes Joch beugte, hatte er die Ideen des Feudalwesens und des römischen Kirchentums als starke Bundesgenossen auf seiner Seite; er bekämpfte die in sich zerfallene und abgelebte angelsächsische Welt durch neue moralische Mächte, die gerade damals ihren Siegeslauf antraten. Seine Waffengefährten, an der Eroberung beteiligt und mit eingezogenen Gütern und Herrschaften bereichert, wurden die Stützen und Träger des neuen Lehnkönigtums. Was aber konnten die Lancasters den Franzosen für den Verlust des nationalen Königtums bieten? Die Nachkommen jener normännischen und französischen Ritter, welche einst dem Eroberer gefolgt, waren längst Engländer geworden; die nationalen Eigentümlichkeiten beider Völker hatten sich naturgemäß entwickelt und ausgeprägt, der Gegensatz in Charakter und Lebensanschauungen war immer schärfer geworden. Nur eine große Institution konnte England bieten — das parlamentarische Staatsleben; allein gerade dafür fehlten in Frankreich alle Vorbedingungen. Was unter den Capetingern für die Befreiung des Bauernstandes, für die Selbstverwaltung und freiheitliche Ausbildung der Kommunen geschehen, war unter den Valois wieder verfallen; die Grundlagen von Staat und Gesellschaft in Frankreich waren nicht solid genug, um einen parlamentarischen Verfassungsbau aufzuführen, wie er in England emporgewachsen war, und trotz der ehrgeizigen Herrschergelüste des Herzogs von Glocester unter dem minderjährigen König Heinrich VI. immer mehr befestigt und ausgebildet ward. Wohl kam auch in Frankreich unter dem Einfluß des englischen Regenten das ständische und munizipale Wesen wieder in Fluß, und der Anhänglichkeit der Städte sowie dem Bündnis mit dem Herzog von Burgund und den bürgerlichen Elementen des Nordens war es haupt-

sächlich zu verdanken, daß Heinrich VI. in der Normandie, Pikardie, Isle de France und andern Landschaften als König anerkannt ward. Dagegen stand der Adel größtenteils zu dem Dauphin und hielt fest an dem salischen Gesetze, wonach die Krone nur im Mannesstamme der Valois forterben sollte; ja die Furcht, daß durch den englischen Einfluß das Bürgertum zu größerer Bedeutung gelangen könnte, mag nicht wenig dazu beigetragen haben, daß die Feudalherren sich um so fester an die einheimische Dynastie anschlossen.

Die Parteistellung. So kam es denn, daß sich die französische Nation nach Karls VI. Tod in zwei Heerlager schied, welche zugleich räumlich sich abgrenzten. Denn obschon Karl VII. auch in den nördlichen Provinzen, in Isle de France, in der Champagne, in der Pikardie viele Parteigänger zählte, so beruhte doch seine Hauptmacht auf dem Süden, auf den Rittern und Waffenknechten, die von der Garonne und der Languedoc zu seiner Fahne strömten, und auf den fruchtbaren Gegenden an der Loire, Berry, Touraine u. a., welche ihn mit Geld zur Anwerbung und Unterhaltung von Soldtruppen unterstützten. Unter diesen standen die Schotten in erster Reihe; sie bildeten die eigentliche Leibwache des französischen Thronerben, und ihre Führer, die Grafen von Buchan, Douglas u. a. erhielten zum Lohn für ihre treuen Dienste ansehnliche Besitzungen in Frankreich. Selbst als der Herzog von Bedford, um den Schotten den Vorwand zu ihrem feindseligen Auftreten gegen England zu nehmen, den König Jakob Stuart nach achtzehnjähriger Gefangenschaft in Freiheit setzte und durch die Vermählung mit Johanna Beaufort, Tochter des Grafen von Somerset und Nichte Heinrichs IV., näher an das Lancastersche Haus knüpfte, dauerte der Waffenbund zwischen Schottland und Frankreich dennoch fort. Die alten Gewohnheiten und Sympathien erwiesen sich stärker als jede politische Berechnung. Neben den Schotten fochten auch Söldner aus Mailand und Kastilien unter der Fahne des Dauphin. Diese Völkermischung im königlichen Heer steigerte die wilde und verheerende Kriegsweise der „Armagnacs"; die Furcht vor deren Grausamkeit und Zerstörungswut hielt die Pariser und viele Bewohner des Nordens bei der englisch-burgundischen Partei. Wohl wurden auch in der Hauptstadt Komplotte zu gunsten Karls geschmiedet, aber durch die Energie des Regenten, der alle Bewohner ohne Unterschied des Standes den Eid der Treue schwören ließ, und durch den Beistand der alten „Cabochiens", welche die Tyrannei der Armagnacs noch nicht vergessen hatten, ward die Bewegung im Keime erstickt. Mich. Laillier, früher ein Begünstigter der Königin, jetzt einer der eifrigsten Anhänger des Dauphin, rettete sich durch die Flucht. Die englische Partei erhielt neue Stärke, als der Regent sich mit Anna, einer Schwester Philipps, vermählte, und der Herzog von der Bretagne, der in der letzten Zeit geschwankt, durch die Ehe seines Bruders Arthur von Richmond mit der älteren Schwester Margarete wieder auf ihre Seite gezogen ward.

Die streitenden Häupter. Wenn man die leitenden Häupter der beiden Parteien und die materiellen

Mittel ins Auge faßte, so war der Vorteil und die Siegeshoffnung auf seiten des englischen Thronbewerbers. Denn während im Norden ein königlicher Prinz von starker Hand und scharfem Verstande über ein Heer gebot, in dem die unüberwindlichen Bogenschützen von England und Wales und der kriegerische abgehärtete Landadel Burgunds den Kern bildeten, an das sich die französischen Kriegsmannschaften aus der Normandie, der Bretagne, der Pikardie, aus Isle de France anschlossen und das die reichen flandrischen Städte mit ihrem Gelde unterstützten, teilte der „König von Bourges", wie man Karl VII. spottweise nannte, die Schlaffheit und sinnlichen Neigungen der meisten Valois, vertändelte, von Schloß zu Schloß wandernd, seine Tage mit schönen Frauen und Buhlerinnen, unter denen Agnes Sorel lange die erste Stelle in dem liebebedürftigen Herzen des jungen Fürsten einnahm, überließ aus Scheu vor jeder Anstrengung und ernsten Beschäftigung die Geschäfte des Staats und die Sorgen des Kriegs irgend einem Günstling, der sich in sein Vertrauen einzuschmeicheln verstand, ergötzte sich an Turnieren und Festen, an Sängerlust, an Tanz und heiterem Spiel, und suchte sich und die Welt zu täuschen durch den eiteln Glanz und Schein eines erkünstelten Hof- und Feudallebens. Dieser Hang zur Weichlichkeit wurde genährt durch den sanften, friedlichen Charakter der garten- und weinbauenden Bevölkerung, in deren Mitte er seinen Thron aufgeschlagen, und durch die milde, zum Genießen einladende Natur des südlichen Frankreich. Aber eine unsichtbare Macht stand ihm bei, die bald gewaltig ihre Schwingen erheben sollte — die Idee des legitimen Königtums, das Bewußtsein, daß der französische Name und die Zukunft der Nation an den kapetingischen Mannesstamm geknüpft seien; es war der schwärmerische Glaube, daß Reich und Volk mit dieser Dynastie stehen und fallen müsse. Selbst der Herzog von Burgund, ein mehr eitler als herrschsüchtiger, mehr glänzender als tiefer Charakter, konnte sich diesem Gefühl nicht ganz entziehen; er stand nur mit halbem Herzen auf der Seite Englands; es war ein auf Leidenschaft und Rachsucht gegründeter Bund, der keine natürliche feste Unterlage hatte und dem der Makel gebrochener Lehnstreue und verletzter Pietät als dunkler Schatten anklebte. War doch schon im ersten Jahr durch den Herzog von Savoyen eine Aussöhnung zwischen dem Burgunder und dem Königssohn versucht worden, ein Versuch, der vielleicht gelungen wäre, hätten nicht die Urheber des Mords auf der Yonnebrücke, für ihre Sicherheit besorgt, und Bedfords kluge Politik denselben zu vereiteln gewußt. Wie wenig auch Karl VII. zur Erweckung nationaler Begeisterung geschaffen war, sein leutseliges Wesen, seine angenehme Gestalt, sein freundliches, wohlwollendes Benehmen entzückte das durch eine gefällige Außenseite so leicht gewonnene französische Volk, während die rauhen Manieren, das kalte, hochmütige Betragen der siegesstolzen englischen Großen verletzten und abstießen. Selbst das Unglück des Königs, der von seinen Eltern und nächsten Verwandten seiner Thronrechte beraubt, fern von der Heimat weilen mußte, erweckte Teilnahme und Sympathie.

Bedeutung des Kriegs. So nahm denn der Thronkrieg in Frankreich nach dem Tode der beiden Könige einen gewaltigeren Charakter an als bei ihrem Leben und schnitt tiefer in das wunde Herz der französischen Nation. Es hatte den Anschein, als ob das französische Volk, welches erst durch das capetingische Königtum mühsam zu einem Ganzen vereinigt worden war, wieder in zwei Teile auseinander gehen würde, in den romanischen Süden und den mehr germanisch angelegten Norden. Aber das Endergebnis war ein andres: gerade dieser Krieg, in welchem sich schließlich die ganze franko-gallische Nation zum gemeinsamen Kampfe gegen den fremden Eroberer erhob, führte mehr als irgend ein früheres Ergebnis die Verschmelzung der auf dem weiten Boden des alten Galliens so verschiedenartig gemischten Bevölkerung herbei. Und diese Verschmelzung mußte sich um so vollständiger vollziehen, als die Rettung und Befreiung weder von dem unthätigen, arbeitscheuen König noch von den höheren Ständen ausging, sondern durch den instinktiven Drang des Volkes selbst aus seiner eignen Mitte. Alain Chartier, ein Dichter am Hofe Karls, gab dieser Stimmung Ausdruck in einer in Prosa verfaßten Allegorie, worin Frankreich seine drei Kinder Klerus, Adel und Volk anfleht, sich einträchtig zusammen zu thun, um ihre Mutter und sich selbst zu retten.

Die Engländer im Vorteil. Der Krieg zog sich mehrere Jahre ohne Entscheidung hin; doch war die englisch-burgundische Partei meistens im Vorteil. Meulan und andre durch ihre Lage wichtige Orte fielen in ihre Hände; bei der Feste Crevant unweit Auxerre wurde die schottische Hilfsmannschaft unter Stuart Darnley aufs Haupt geschla-
1. Juli 1423. gen, der Führer selbst und viele Edelleute gerieten in Gefangenschaft, 1200 tapfere Krieger blieben auf dem Schlachtfeld. Noch blutiger war die Niederlage, welche
17. Aug. 1424. das schottisch-fränkische Heer im folgenden Jahr bei Verneuil unweit Ivry durch Bedford erlitt: hier fiel der heldenmütige Douglas, den Karl VII. mit der Grafschaft Touraine belehnt hatte, unter den Schwertern der Engländer und neben ihm der schottische Graf von Buchan; hier erlag die Blüte des französischen Adels, an ihrer Spitze die Grafen von Aumale, von Tonnerre, von Ventadour, der Vikomte von Narbonne; viele andre, darunter der Herzog von Alençon und der Marschall Lafayette, gerieten in Gefangenschaft. Die Sache des Dauphin schien verloren: im Norden der Seine ergaben sich die Städte und Burgen, die noch zu ihm gehalten, dem übermächtigen Gegner; Stephan von Vignoles, genannt Lahire, aus der Gascogne, der in der Champagne die nationale Fahne aufgepflanzt, mußte Vitry und andre Orte räumen; das Land nordwärts der Loire war größtenteils im Besitze des Regenten, der sich nunmehr anschickte, den „König von Bourges“ in den letzten sicheren Aufenthaltsstätten aufzusuchen, ein Vorhaben, das jedoch unerwartet durch den Streit der Herzöge von Gloucester und Burgund vereitelt ward.

Haltung des Herzogs von Burgund. Es wurde früher erwähnt (VII, 912), daß Jakobäa, die schöne und leidenschaftliche Gräfin von Holland und Hennegau, ihren an Geist und Körper schwachen Gemahl Johann IV. von Brabant, Sohn des bei Azincourt gefallenen Herzogs

Anton, verließ, und nachdem ihre Ehe von dem auf dem Kostnitzer Konzil entsetzten Papst Benedikt XIII. geschieden worden, ihre Hand dem Herzog von Gloucester reichte. Dadurch entstanden Verwickelungen, welche das englisch-burgundische Bündnis lockerten; Herzog Philipp, der seiner Mannschaft in den Niederlanden bedurfte, überließ den Krieg gegen den Dauphin auf längere Zeit ausschließlich dem englischen Regenten, und wenn nicht Gloucester, den er im Felde bekämpfte und zum Zweikampf herausforderte, endlich bewogen worden wäre, die vom Papst Martin V. verworfene Ehe mit Jakobäa aufzugeben und die ausschweifende Gräfin ihrem Schicksale zu überlassen, so wäre vielleicht schon damals der Burgunder von dem unnatürlichen Krieg gegen die blutsverwandten Valois abgestanden. Nur die Weigerung Karls, sich von seinen Günstlingen und Ratgebern, denen man die Ermordung Johanns des Unerschrockenen zuschrieb, zu trennen, vereitelte abermals die Friedensbemühungen des Herzogs Amadeus von Savoyen. Doch geschah ein großer Schritt zur Versöhnung der königlichen und der burgundischen Partei, als Karl dem Grafen von Richmond, Philipps Schwager, die Würde eines Connetable verlieh, wodurch nicht nur dieser zwar anmaßende und März 1425. heftige, aber auch erfahrene und thätige Mann auf die nationale Seite gezogen ward, sondern auch dessen Bruder, der Herzog von der Bretagne, und als Philipp selbst seine jüngste Schwester Agnes mit dem Grafen von Clermont, Karls Vetter und Anhänger, vermählte. Duchatel wurde nun in Gnaden entlassen, dafür sah man in der Umgebung des Königs einen jungen Mann, den Bastard von Orleans, nachmals Graf von Dunois, dessen Name bald bei jeder ruhmvollen Kriegsthat genannt wurde. Ihm und dem tapferen Lahire war es zu danken, daß die Grafen von Suffolk und Warwick, während Bedford in England weilte, um die zwischen seinem Oheim und seinem Bruder ausgebrochenen Feindseligkeiten zu schlichten, zur Aufhebung der Juli 1427. Belagerung von Montargis genötigt wurden.

Karl VII. und sein Hof.

Aber was halfen alle patriotischen Bemühungen gegenüber der Schlaffheit und grenzenlosen Schwäche des Dauphin? In müßigem weichlichem Dahinleben blickte er mit Gleichgültigkeit auf den Gang der Waffen, von deren Entscheidung die Zukunft des Reichs und seine eigne abhing, und jedes energischen Handelns unfähig ließ er es ruhig geschehen, daß sein Hof der Schauplatz der Zwietracht und der Ränke seiner Günstlinge ward, deren Herrschsucht und Eigennutz jede kriegerische Anstrengung um ihre Früchte betrog. Karl VII. war ein schwacher, unselbständiger Fürst, sagt ein neuerer Schriftsteller. Aufgewachsen inmitten der Auflösung aller Verhältnisse, kannte er nicht die Heiligkeit der Familienbande, nicht die Grundsätze noch den sicheren Gang geregelten Staatswesens, nicht die ewigen Gesetze sittlicher Ordnung. Von seinem Volke hatte er keine andern Vorstellungen als die, welche sich ihm von frühester Jugend an in Paris aufgedrängt: Höflinge und Schmeichler, die ihm einerseits das Beispiel der Intrige und Leidenschaft gegeben, andrerseits ihn in die Frivolität des Hoflebens eingeführt; rebellische Bürger, die ihm Strafpredigten über sein sündhaftes Leben gehalten und ihm die Unterwerfung unter die Staatsweisheit ihres Egoismus als einziges Mittel der Rettung gepriesen; endlich der Pöbel, der die Thüren des königlichen Palastes erbrochen und die Günstlinge des Dauphin vor seinen Augen hingeschlachtet. Er war und blieb ein Spielball der Ereignisse, die er nicht zu beherrschen vermochte, ohne Energie und Selbstvertrauen, das Schattenbild eines Herrschers, unfähig die Macht und das Ansehen des Königtums wieder aufzurichten, ohne Sinn für die Hoheit seines nationalen Berufs. Als der neue Connetable Arthur von Richmond gegen die Engländer ins Feld zog, gestattete er, daß Peter von Giac, der bei der blutigen That an der Yonne eine sehr verdächtige Rolle gespielt hatte, in der Umgebung des Königs in Issoudun blieb. Bald jedoch merkte der Oberfeldherr, daß der intrigante Höfling ihm

in allen Stücken entgegenwirkte: die Staatsgelder, welche die Stände des Südens zu Kriegszwecken verwilligt hatten, wurden verschleudert oder veruntreut, so daß ein großer Teil der Truppen, denen der Sold nicht mehr bezahlt werden konnte, die Fahne verließ und alle weiteren Unternehmungen ins Stocken kamen. Entrüstet eilte der Connetable nach Issoudun, führte den Günstling nach dem Schlosse Dun-le-Roi und ließ ihn
Jan. 1427. durch ein summarisches Gerichtsverfahren zum Tode verurteilen und im Fluß ertränken. Den zürnenden König beschwichtigte man durch Mitteilung der Frevelthaten, deren sich Giac schuldig gemacht: er habe die Einkünfte des Reichs verschwendet, an der Ermordung des Herzogs Johann sich beteiligt, seine erste Frau vergiftet und „dem Teufel eine seiner Hände verkauft", damit ihm derselbe zu Willen sei. An seine Stelle als Gesellschafter und Haushofmeister trat ein junger Edelmann aus der Auvergne, Le Camus von Beaulieu, dem man zutraute, daß er sich nicht in Staatsgeschäfte mischen würde. Als aber auch dieser seinen Einfluß auf den schwachen König eigennützig mißbrauchte, wurde er durch eine Hofintrige gestürzt und vor den Mauern von Poitiers, wohin man ihn zu locken gewußt, durch den Marschall von Broussac ermordet. Mit einigem Widerstreben ließ sich jetzt Karl von dem Connetable den Herrn von La Tremoille, aus einem vornehmen Hause, zum Gesellschafter aufdrängen. Kaum aber war der Graf ins Feld gezogen, um das siegreiche Gefecht bei Montargis zu verwerten, so sah er sich aufs neue durch Hofränke und Vorenthaltung der Kriegsgelder gehemmt. Er hoffte auch diesem Günstling das Schicksal seiner Vorgänger zu bereiten; aber derselbe war auf seiner Hut und bereitete ihm einen unerwarteten Widerstand. Ein Befehl des Königs, der sich fast ebenso willenlos von seiner Umgebung gebrauchen ließ, wie einst sein irrsinniger Vater, untersagte allen Städten und Schlössern, dem Connetable oder seinen Anhängern und Dienern die Thore zu öffnen, und als zwei Bourbonen, die Grafen von La Marche und von Clermont, im Auftrage des Oberfeldherrn sich der Stadt Bourges bemächtigten, zog der König selbst nebst seinem Günstling mit zahlreichem Kriegsvolk gegen sie und zwang sie zum Gehorsam. So ging die königliche Sache durch die Schuld und Schwäche des Oberhauptes selbst einem schmählichen Schiffbruche entgegen. An jedem erfolgreichen Ausgang verzweifelnd, trat der Herzog
Sept. 1427. von der Bretagne wieder auf die Seite Englands und schwur dem König Heinrich VI., sobald er nach Frankreich käme, Huldigung zu leisten, und Philipp von Burgund, mit Gloucester ausgesöhnt und von der Gräfin Jakobäa zum Nachfolger in allen ihren Besitzungen ernannt, schloß sich aufs neue fester an den Herzog von Bedford an. Nun schien für diesen der günstige Augenblick gekommen, gegen den Valois, der nicht einmal im eignen Heerlager Friede zu halten vermochte, den alten Angriffsplan energisch durchzuführen und ihn im eignen Hause, in den Wohnstätten jenseits der Loire aufzusuchen.

Belagerung von Orleans. 1428. 1429. Zur Bewältigung des Südens glaubten die Engländer sich vor allem des festen Orleans, des Schlüssels zum mittägigen Frankreich, bemächtigen zu müssen. Es war ein schwieriges Unternehmen, da die Bürgerschaft und die zahlreiche tapfere Besatzung zur hartnäckigsten Verteidigung entschlossen und die Vorratshäuser reichlich gefüllt waren. Bedford scheint daher auch Bedenken gehabt zu haben, aber im Kriegsrat wurde die Belagerung beschlossen und der Oberbefehl dem Grafen von Salisbury, nächst Warwick dem tüchtigsten der englischen Feldherren, übertragen. Nun fiel das englisch-burgundische Heer zunächst in die Besitzungen des Herzogs von Orleans ein, der noch immer seit dem Tage von Azincourt zu London als Gefangener weilte, seine Einsamkeit mit Balladen

und Liedern verkürzend. Nachdem es sich aller Burgen und Städte im Norden des Flusses bemächtigt und alle Übergänge besetzt hatte, wurde die auf dem nördlichen Ufer der Loire gelegene Stadt aufs engste umschlossen, indes eine auserwählte Mannschaft unter Salisbury selbst den mit zwei starken Türmen geschützten Brückenkopf im Süden zu erstürmen suchte. Nach dem heldenmütigsten Kampfe von beiden Seiten gelang es den Engländern, sich der Türme zu bemeistern; aber schon hatten die Belagerten auf den starken Pfeilern mitten im Wasser ein zweites Bollwerk errichtet, in welches sie sich jetzt, den nächsten Brückenbogen zerstörend, zurückzogen. Drei Tage nachher bestieg Salisbury einen der Türme, um durch eine Fensteröffnung des zweiten Stockwerkes eine Übersicht zu gewinnen. Da schlug eine feindliche Kugel mit solcher Gewalt in die Brüstung ein, daß die losgebrochenen Stein- und Eisenstücke dem Grafen das halbe Gesicht fortrissen und ihn so schwer verletzten, daß er einige Tage nachher einen schmerzhaften Tod erlitt. Seine letzten Worte mahnten die Umstehenden, bei dem begonnenen Werke zu beharren. Sein Nachfolger, Graf Suffolk, kam dieser Mahnung nach. Aus dreizehn verschanzten Waffenplätzen, Bastiden genannt, bedrängte er von Norden die Stadt, während eine Abteilung auf dem linken Ufer die Verbindung mit dem Süden abzuschneiden suchte. Allein die Einschließungslinien konnten während des Winters nicht so stark angelegt und nicht so sorgfältig bewacht werden, daß nicht mittels kühner Ausfälle hier und da Verstärkung und Zufuhr eingebracht worden wäre. Mit dem Frühjahr aber verschlimmerte sich die Lage der Stadt, insbesondere seitdem der Versuch einiger französischen und schottischen Rotten, einen von Paris heranrückenden Zug mit Kriegsbedarf wegzufangen, gescheitert und der Angriff in dem sogenannten „Heringstreffen" mit großem Verlust zurückgeschlagen war. Vergebens suchten die Belagerten die Gefahr einer Eroberung von der bedrängten Stadt dadurch abzuwenden, daß sie sich dem Herzog von Burgund freiwillig zu unterwerfen erboten; Bedford ging auf den Vorschlag nicht ein, unbekümmert um den Abzug des zürnenden Bundesgenossen. Mehr und mehr schwanden die Kräfte der Stadt; die Reihen der Besatzung lichteten sich durch die ununterbrochenen Kämpfe; Krankheit und Hunger fingen bereits an, ihre Totenernte einzuthun; Mutlosigkeit und Verzweiflung bemächtigte sich aller; in der Umgebung des Dauphin in Chinon wurde es mit jedem Tage stiller und einsamer; der schwache Fürst selbst dachte bereits an eine Verlegung seines Hofes in die Dauphinee, ja sogar an eine Flucht nach Kastilien oder in das getreue Bundesland der Schotten. In diesem Momente des höchsten Elendes, wo alle menschliche Hilfe erschöpft schien, trat ein wunderbares Ereignis ein, welches der bedrängten Stadt, dem zagenden König und der gebeugten Nation Erlösung brachte: die Jungfrau von Orleans erschien wie ein Messias, um das zerstoßene Volk aus Schmach und Elend zu erretten.

24. Okt. 1428. — 3. Nov. — 12. Febr. 1429. — April.

2. Die Jungfrau von Orleans.

Seitdem Schiller das Bild der „Jungfrau von Orleans“ aus der Vergessenheit gezogen und von den Entstellungen des Spottes und der Frivolität befreit, ist die französische Heldenjungfrau ein Lieblingsgegenstand der Litteratur diesseits und jenseits des Rheins geworden, daher auch die Zahl der Schriften, Abhandlungen, Vorträge über Jeanne d'Arc sehr beträchtlich geworden ist. Eine Aufzählung und Beurteilung der älteren Werke, unter denen das vollständige Quellenwerk von Jul. Quicherat, Procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc. Paris 1841—1849. (5 Bde.), den ersten Rang einnimmt, hat Dr. K. Hase seiner eignen Darstellung in „Neue Propheten“ als „Litterarischer Nachtrag“ beigefügt (Zweite Aufl. Leipz. 1861). Seitdem ist die Zahl der Schriften bedeutend vermehrt worden, sowohl in Frankreich durch die großen Werke von H. Wallon, Jeanne d'Arc, Paris 1867. 2 Bde. 2. Aufl. und O'Reilly, Les deux procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc, Paris 1868. 2 voll., und Vallet de Viriville, Procès de condamnation de Jeanne d'Arc, Paris 1867, als in Deutschland durch das erschöpfende Werk von G. Fr. Eysell, Johanna d'Arc, genannt die Jungfrau von Orleans. Regensb. 1864 und die interessante Abhandlung: Jeanne d'Arc von Th. Sickel, in v. Sybels Histor. Zeitschrift IV. Bd. München 1860. Dazu kommen noch die von nationalen und patriotischen Sympathien getragenen Geschichtswerke von H. Martin und J. Michelet.

Die Zeichen der Zeit.

Das Elend in Frankreich hatte den höchsten Grad erreicht; die Nation schien der Auflösung entgegen zu gehen. An aller Rettung verzweifelnd überließen sich die höheren Stände einem zügellosen Leben, um die Spanne Zeit, welche ihnen noch gegönnt war, in Üppigkeit und Sinnengenuß hinzubringen; die unteren Volksklassen litten unter dem entsetzlichen Druck des Krieges, der Parteiwut, der Mißhandlung; die Begriffe von Recht und Unrecht waren verwirrt; das Nationalgefühl gab sich nur noch in Haß und leidenschaftlichen Ausbrüchen gegen den Widersacher kund; eine Gleichgültigkeit gegen alle höheren Güter hatte in den Gemütern Wurzel gefaßt, so daß das Bewußtsein des Unterschiedes von Tugend und Laster gänzlich zu schwinden drohte. In Paris ergötzte man sich an dem gräßlichen Schauspiel der Totentänze, dem frivolen Abbild der Wirklichkeit; das äußere Unglück und die innere Versunkenheit führten zu bodenloser Verderbnis, in einen Abgrund sittlicher Entartung; die französische Nation schien den Glauben an sich selbst verloren zu haben. In solchen Zeiten sind die Gemüter für das Wunderbare und Übernatürliche empfänglich; wo das Vertrauen auf menschliche Hilfe verschwunden ist, da erwacht in dem Menschengeist eine gläubige Sehnsucht nach einem unmittelbaren Eingreifen Gottes in die irdischen Dinge, nach einem gottgesandten Heiland und Erlöser. Eine religiöse Erregung hatte sich vieler bemächtigt und gab sich an verschiedenen Orten kund. In Artois und der Pikardie zog ein Karmelitermönch in Stadt und Land umher, gleich den wicleffitischen Predigern gegen die Laster der Geistlichen und gegen die allgemeine Sündhaftigkeit eifernd und zur Buße und Umkehr ermahnend, und der Zulauf, den er hatte, bewies, daß seine Ermahnungen auf empfängliche Seelen trafen; in Paris erschütterte ein aus Palästina heimgekehrter Franziskanermönch die Herzen des Volks durch feurige Predigten über die apokalyptischen Visionen, die er auf die

Gegenwart deutete. Da und dort hörte man von Prophezeiungen, die große Ereignisse ankündigten. Alte Weissagungen aus der Druidenzeit, daß eine Jungfrau vom Eichenwald kommen und die „Männer des Bogens" unter ihre Füße legen würde, wurden heimlich umhergetragen. Das französische Volk, in seiner Lebhaftigkeit von jeher für religiöse Erregungen empfänglich, nahm alle diese Zeichen und Wunder begierig auf. Daß die Rettung durch ein Weib kommen sollte, sagte dem ritterlich-galanten Charakterzug der Nation zu. Da die Edelleute und Feudalherren die alte Loyalität abgestreift und den angeborenen Herrn an die Fremden verraten hatten, so mußte ein Weib aus der Mitte des Volks hervorgehen, um in den Massen „die Religion des Königtums" wieder zu beleben; so mußte das instinktive Gefühl einer weiblichen Seele den rechten Pfad zeigen, welchen die irrende Nation unter den Stürmen und Unglücksschlägen der jüngsten Vergangenheit aus den Augen verloren.

Am oberen Laufe der Maas an der Grenze von Lothringen und der Champagne liegt ein Strich Landes, der damals zum Herzogtum Bar gehörte und dessen Bewohner im Gegensatz zu den burgundisch gesinnten Lothringern sich als eifrige Anhänger der französischen Partei durch warmen Patriotismus auszeichneten. Auf dem linken Ufer des Flusses, fünf französische Meilen südwärts von der ummauerten Königsstadt Vaucouleurs, erhebt sich zwischen grünen Matten und waldumkränzten Hügeln das Dörfchen Domremi, einst Besitztum der Abtei des Krönungsheiligen Remigius von Reims. Dort wurde in einem ärmlichen Bauernhause „am Eichenwäldchen" neben einer alten Klosterkirche am Epiphanientag (6. Jan. 1412) Johanna d'Arc geboren. Der Vater war ein ehrbarer Landmann, unfreien Standes, auf den Gütern der Krone, die Mutter eine gottesfürchtige Frau. Die Sage, welche sich frühe an die wunderbare Erscheinung geheftet, um schon in ihrer Jugend auf ihre künftige Größe hinweisende Zeichen zu finden, wollte wissen, daß in der Nacht ihrer Geburt ein unerklärbares Gefühl von Freude aller Herzen erfüllt habe. Zwischen dem elterlichen Hause und der waldigen Anhöhe stand eine uralte Buche, neben welcher ein klarer Quell aus dem Boden hervorsprudelte. Beide, der einsam stehende Baum wie das silberhelle Wasser, waren im Volksglauben geheiligte Orte; wohlgesinnte Feen hatten dort ihre Wohnsitze, und die Spuren altkeltischer Naturreligion lagen noch unter christlicher Hülle verborgen. Im Frühling versammelten sich die Mädchen des Dorfes unter dem schönen „Maibaum" zum fröhlichen Reigen und hängten Kränze an seine Zweige, die, wie der Glaube ging, während der Nacht verschwanden; in dem reinen Quellwasser suchten seit unvordenklichen Zeiten Fieberkranke Heilung. Diese Reste einer ehrwürdigen Vergangenheit hatten sich mit den christlichen Gebräuchen und Vorstellungen vermischt oder gingen harmlos neben ihnen her; sie brachten dem christlichen Kultus und der aufrichtigen Rechtgläubigkeit des Volks so wenig Gefahr wie so viele ähnliche Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche aus heidnischer Vorzeit in Deutschland. In dieser Gegend

Jeanne d'Arc.

weidete die herangewachsene Johanna, die an allen Geschäften des elterlichen Hauses teilnahm, von Zeit zu Zeit die Schafe ihres Vaters; in der Einsamkeit belebte sich ihre Phantasie mit den Vorstellungen von den übernatürlichen Wesen an den geheiligten Stätten; aber die fröhlichen Tänze der Feen, von denen die älteren Leute erzählten, hatten aufgehört, seitdem das Vaterland aus tiefen Wunden blutete; in den Zweigen des Maibaumes glaubte man Seufzen und Weinen zu vernehmen; es waren die alten Schutzgeister, welche um das hinsterbende Gallien wehklagten.

Die Visionen. Johanna mochte fünfzehn Jahre zählen, als englisch-burgundisches Kriegsvolk in ihre heimatliche Fluren drang und die Ufer der Maas mit Schrecken und Verwüstung füllte. Ihr Herz blutete bei den Erzählungen der Landleute von der Not des Volkes, von der Bedrängnis des Königs, von der dunkeln Zukunft unter dem Joche der Fremdherrschaft. Da glaubte sie in der Zurückgezogenheit, der sie sich so gern hingab, ein helles Licht zu ihr herabstrahlen zu sehen und eine himmlische Stimme zu ihr reden zu hören; die Erscheinung wiederholte sich und nahm bestimmte Formen und einen bestimmten Inhalt an. Die Stimme des Erzengels Michael rief ihr aus der Höhe zu, es sei der Wille Gottes, daß sie nach „Frankreich“ gehe und dem Dauphin helfe sein Königreich wieder zu gewinnen. Von der Zeit an war ihr Leben ein Träumen; sie mied den Umgang der Menschen und vertiefte sich mehr und mehr in ihr inneres Schauen. Bald kam der Engel nicht mehr allein, sondern begleitet von der heil. Katharina und Margarete: immer stärker ertönte in ihrer Seele der Ruf: „Gehe nach Frankreich! und führe den Dauphin zur Krönung!“ So verflossen drei Jahre. Ihr stilles Hinbrüten ängstigte die Eltern; sie hielten sie zu Hause, sie überwachten sie, sie suchten sie zu vermählen. Alles vergebens! die himmlischen Stimmen wurden immer dringender; ihre heilige Mission trat ihr immer klarer vor die Seele; und als im Jahre 1428 eine burgundische Kriegsschar abermals die Gegend mit Raub und Verwüstung heimsuchte, als die Bewohner von Domremi sich mit ihrer Habe nach der lothringischen Stadt Neuchateau flüchten mußten, während ihre heimatlichen Hütten der Zerstörung übergeben wurden, da hatte die Jungfrau keine Ruhe mehr, da klagte sie sich des Säumens an und des Ungehorsams gegen den Willen Gottes.

Unter den Versuchen, die Stimmen und Visionen der Jungfrau psychologisch zu erklären, nimmt ein Vortrag von J. F. C. Hecker, Berlin 1848, eine hervorragende Stelle ein. Wir geben die Resultate desselben mit den Worten Sickels (Hist. Zeitschr. IV. 288 f.) Nach Hecker kommen Visionen überall durch subjektives Sehen zu stande, indem, was innerhalb des Sehorgans mit gespannter Kraft vorgeht, äußerlich als sichtbarer Gegenstand erscheint. In gleicher Weise können das Gehörorgan und alle andern Sinne durch innere, von subjektiven Vorstellungen bedingte Reizung der entsprechenden Hirnteile angeregt werden: so entstehen die Wahrnehmungen ohne Gegenstand, die Halluzinationen genannt werden mögen, aber nicht Sinnestäuschungen, denn die Sinne werden nicht getäuscht, sondern nur das Urteil irrt in der Herkunft der sinnlichen Wahrnehmung. Visionen werden nun oft durch krankhafte Zu-

stände bedingt; aber es gibt auch eine Anregung der Visionen durch den Reiz der Vorstellung an sich, und diese Art von Visionen fügt sich harmonisch in die vollkommenste Gesundheit des Geistes wie des Körpers ein. Und je klarer dabei die wirkenden Vorstellungen sind, desto sicherer wird das gefahrvolle Wuchern ungebundener Phantasie, wie es sich in den Visionen krankhafter und ekstatischer Personen zeigt, ausgeschlossen. Es sind dann aller Sinnlichkeit und aller Schwärmerei entkleidete Gedanken, welche in Lichterscheinung übergehen, einen äußeren Schall annehmen und wie aus dem Munde höherer Wesen zu dem visionären Individuum zurückkehrend eine überirdische Kraft der Überzeugung in ihm erwecken und es mit einer Zuversicht ohnegleichen zu Thaten befähigen, die den unbegeisterten Kräften unausführbar sind. Eine solche Erscheinung ist Jeanne d'Arc. Zuerst tritt bei ihr die einfache, elementare Vision ein, die ohne jede sinnliche Vorstellung ist, die des gestaltlosen Lichtes; erst die wiederkehrenden Visionen nehmen Gestalten an, aber nicht veränderliche, wie die Phantasie sie schafft, sondern unwandelbare, wie sie auf bestimmten, von außen erhaltenen Eindrücken, auf den durch den Glauben und die Kunst vermittelten Vorstellungen beruhen. So ist Jeanne, weil der angespannte Gedanke ihren Sinnen die Engel und Heiligen erscheinen läßt, von dem Beistand derselben ebenso wie von dem Dasein Gottes überzeugt, so lebt sie sich vollständig in diese überirdische Welt ein, so nimmt ihr höheres Denken und Fühlen ganz die Formen der edelsten Sinnenekstase. Ihr an sich genialer und edler Geist, ihre kerngesunde Natur erhalten so in den Momenten der Spannung eine über alles gewöhnliche Maß hinausgehende, überirdische Kraft. Aber gleichen Ursprungs und Inhalts greifen die gewöhnlichen Äußerungen ihres großen und klaren Geistes und ihre ebenso klaren, sich zu Halluzinationen gestaltenden Gedanken zumeist harmonisch ineinander ein; sie unterscheiden sich nur durch die Art des Wirkens (wie schon aufmerksame Beobachter aus ihrer Umgebung bemerken, verklären die letzteren auch die äußere Erscheinung der Jungfrau) und durch den Grad der Wirkung. Das Höchste, was sie erreicht hat, war unmittelbare Wirkung der Visionen, indem ihre edelsten Gedanken durch die Sinne nach außen in die Wirklichkeit versetzt wie aus einer andern Welt zu ihr zurückkehrten.

Der Entschluß, der göttlichen Stimme Folge zu leisten, erwachte in Johannas Seele mit unwiderstehlicher Kraft. Sie ging nach dem Dorfe Burei zu dem Bruder ihrer Mutter und forderte ihn auf, ihr von dem Befehlshaber von Vaucouleurs, dem Ritter Baudricourt, sicheres Geleit zu dem Dauphin zu verschaffen. Ein alter Prophetenspruch wurde von ihr auf die Gegenwart gedeutet: „Hat man nicht längst verkündigt, daß Frankreich durch eine Frau zu Grunde gerichtet, durch eine Jungfrau von der Lothringer Mark gerettet werden würde? Die Frau ist die Königin Isabeau, die Jungfrau bin ich." Von den begeisterten Reden des wunderbaren Mädchens ergriffen, willfahrte der Oheim nach langem Sträuben ihrem Wunsche; als er aber bei dem Vogt nichts ausrichtete, ging sie selbst nach Vaucouleurs. Auch sie wurde anfangs mit Hohn und Spott als eine Wahnsinnige abgewiesen. Sie ließ sich nicht abschrecken; ihre Stimmen hatten ihr gesagt, daß sie bei einem dritten Versuch durchdringen werde. Sie weilte einige Zeit in der Stadt; schon hatte sich unter dem Volke das Gerücht von ihren Visionen verbreitet; ihre Erscheinung war so Ehrfurcht gebietend, ihr Wandel so rein, ihr Glaube so fest, ihre Frömmigkeit so aufrichtig, daß alle Zudringlichkeit und Frivolität ihr fern blieb. Endlich ging Baudricourt auf ihr Verlangen ein. Nachdem Johanna von den bekümmerten Eltern durch eine

Der Aufbruch. 1429.

Botschaft Abschied genommen und sie um Verzeihung gebeten, machte sie sich in der Tracht eines Kriegsmannes auf den Weg nach Chinon, wo damals Karl seinen Hof hielt, begleitet von einigen Rittern und Kriegsknechten. Die Einwohner von Vaucouleurs und ihr Oheim trugen die Kosten für Ausrüstung, Pferd und Reise. Es war ein großes Wagnis, durch ein von burgundischen und englischen Kriegsleuten besetztes Land zu ziehen, wo Räuber umherstreiften und große, von Frühlingsregen angeschwollene Flüsse den Weg sperrten; aber ihr Gottvertrauen und der Glaube an ihre höhere Sendung hielten jede Furcht nieder und halfen ihr mutig durch alle Gefahren.

Johanna vor dem König.

Nachdem Johanna am 5. März in der heil. Katharinenkirche von Fierbois in Touraine mit Inbrunst gebetet, nahete sie sich dem königlichen Hof. Karl VII. schwankte, ob er die Kriegsjungfrau vor sich lassen solle; sein Günstling La Tremoille und andre Hofleute suchten das unheimliche Wesen, das von dem Enthusiasmus des Volks getragen leicht ihre Machtstellung untergraben konnte, fern zu halten. Noch in der Nähe von Chinon wurde sie durch einen Überfall bedroht. Nur der Energie der verwitweten Herzogin von Anjou, Karls VII. Schwiegermutter, einer entschlossenen Frau von politischer Einsicht, welche in der Begeisterung des Volks die einzige Rettung Frankreichs erblickte, gelang es endlich, den König zu bewegen, sie in seinem fürstlichen Saale in Gegenwart des zahlreich versammelten Hofes zu empfangen. Um sie auf die Probe zu stellen, hatte er sich in einfacher Tracht unter die Menge gemischt. Aber Johanna erkannte ihn alsbald; sie mochte sein Bildnis tief genug in ihr Herz eingeschlossen haben, denn Frankreich und das Königtum waren ihr zu einem Begriff zusammengewachsen. So schwach und unfähig Karl VII. auch sein mochte, für die „Jungfrau" war er der Gegenstand heiliger Verehrung. „Ich bin von Gott gesandt, Euch, den wahren Erben Frankreichs, nach Reims zur Krönung zu führen," sprach sie mit lauter Stimme, „warum wollt Ihr mir nicht glauben?" Die feste Zuversicht in ihre Mission und eine längere Unterredung mit dem Dauphin unter vier Augen, worin sie ihm seine geheimsten Gedanken über die Legitimität seiner Geburt enthüllt zu haben scheint, zerstreuten seine Zweifel.

Von innerer Unruhe gequält, weil Isabeau in Troyes behauptet hatte, der Dauphin sei die Frucht einer unerlaubten Verbindung, hatte Karl eines Morgens ein inbrünstiges Gebet an Gott gerichtet, wenn er der wahre Sprößling der Capetinger sei, so möge er ihn in seinem Rechte schirmen; in der Versicherung Johannas, er sei der wahre Erbe Frankreichs, erblickte er somit die Gewährung seiner Bitte und eine göttliche Gnadenerweisung durch die gottgesandte Jungfrau. „Ein erster Strahl von Hoffnung drang in Karls Herz, daß, als er schon selbst an seinem Recht gezweifelt, das schlichte und vertrauensvolle Wort der Jungfrau ihm wieder die Gewißheit seines Rechtes gab. Das war das Geheimnis seiner Gedanken, das ihm das Mädchen enthüllte, und das, wie damals alle meinten, ihr nur durch göttliche Eingebung bekannt sein könne."

Siegreich bestand Johanna darauf in Poitiers ein Verhör über ihre Recht-

gläubigkeit vor Geistlichen und Doktoren der Theologie und überwand alle verfänglichen Fragen; die Herzogin von Anjou und andre Edelfrauen gaben Zeugnis, daß ihre Jungfrauschaft unverletzt sei, und sie folglich, nach dem Glauben des Mittelalters, mit dem bösen Feind nicht im Bunde stehen könne.

Nachdem sich Karl VII. von der Rechtgläubigkeit und dem unbescholtenen Lebenswandel der Jungfrau aus Domremi überzeugt, trug er kein Bedenken mehr, sie mit kriegerischem Geleite gen Orleans zu schicken, damit sie dort, wie sie vor den Doktoren verheißen, ihre Zeichen und Wunder sehen lasse. Er gab ihr Rüstung, Waffen und Pferde nebst Dienerschaft und Gefolge wie einem Feldobersten und traf Anordnung, daß sie von Blois aus an der Spitze einer Heerschar Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse in die bedrängte Stadt schaffe. Umgürtet mit einem Schwerte, dessen Klinge fünf Kreuze trug und das man, wie sie vorausgesagt, hinter dem Altare der Katharinenkirche zu Fierbois aus der Erde gegraben, und eine nach ihrer Angabe verfertigte weiße Fahne mit goldenen Lilien und dem Bildnis der heiligen Jungfrau schwingend, zog sie einher, für ihre Umgebung ein Gegenstand heiliger Ehrfurcht. Alles Volk staunte sie voll Begeisterung an; man begann zu glauben, daß sie der rettende Engel Frankreichs sei. Voraus sandte sie einen Brief an die englischen Befehlshaber, worin sie dieselben aufforderte, der von Gott gesandten Jungfrau die Schlüssel aller eroberten Städte zu übergeben oder die Rache des Himmels durch ihre Hand zu gewärtigen. Eine Schar Priester schritt, Hymnen singend, dem Zuge voran. Sie zieht gen Orleans.

Das gewagte Unternehmen, dessen Ausgang als Gottesgericht gelten sollte, gelang. Ohne von den Engländern gehindert zu werden, zog sie in Orleans ein, von dem Volke mit begeisterter Freude empfangen. Wie bewunderte man die schlanke Jungfrau (Johanna trug das Haar der Sitte der Zeit gemäß kurz rund geschnitten nach Männerart), wenn sie auf weißem Zelter gepanzert einherritt und Waffen und Roß so geschickt zu handhaben verstand! Ein unter ihrer Leitung glücklich vollführter Ausfall, welcher nach hartnäckigem Kampfe, wobei sie selbst durch einen Pfeil in die Schulter getroffen zu Boden sank, eines der festesten Bollwerke, das Kastell les Tournelles, in die Hände der Franzosen lieferte, erhöhte die Zuversicht des Volks. In stählerner Rüstung, einen Helm auf dem Haupte, schritt sie mit dem Lilienbanner dem Heere voran und entflammte durch gottbegeisterte Reden die Krieger. Bald wurden den Engländern noch zwei andre Angriffswerke entrissen und viele ihrer tapfersten Krieger erschlagen; auch der Führer Glansdale fand den Tod. Die wunderbare Erscheinung und der Glaube an ihre höhere Sendung flößte den Franzosen Mut und Selbstvertrauen, den Feinden Furcht und Zagen ein. Sie mischte sich in die Reihen der Kämpfenden, die der Bastard von Orleans und Lahire gegen den Feind führten, gab nützlichen Rat, ermahnte die Streiter zum Ausharren, führte die Wankenden und Weichenden wieder vorwärts, sprach ihnen Mut und Gottvertrauen ein, sorgte für die Verwundeten und Kranken. Das französische Volk erblickte in der

Orleans befreit.

28. April 1429.

6. Mai.

Jungfrau, die mit heroischem Mut weibliche Sittsamkeit und Bescheidenheit verband, jede Leichtfertigkeit ernst strafte und in Gottesfurcht und frommer Andacht allen voranging, ein geweihtes Wesen, das der Himmel als Rüstzeug erkoren, erwies ihr abgöttische Verehrung und trug sich bald mit einer Menge von Sagen über ihre Wunderkraft; die Engländer dagegen schauten mit Grauen und Entsetzen das gewappnete Weib an der Spitze der Heere, sie hielten die Erscheinung für eine Ausgeburt der Hölle, und ihre Phantasie legte derselben übernatürliche Kräfte bei, der keine menschliche Macht und Kunst zu widerstehen vermöchte. Der Eindruck war so mächtig, daß Bedford von der Belagerung abstand. Die Früchte siebenmonatlicher Anstrengung waren in wenigen Tagen durch ein kaum achtzehnjähriges Mädchen vernichtet worden. Mit einer feierlichen Prozession dankte man Gott für die Befreiung der Stadt; und noch Jahrhunderte wurde am 8. Mai in Orleans das „Fest der Jungfrau" zur Erinnerung an das wunderbare Ereignis begangen.

Weitere Siege der Jungfrau. Johanna wollte die Volksbegeisterung zu weiteren Thaten benutzen. Sie eilte daher zu dem Dauphin, um ihn zu bewegen, sich an die Spitze des Heeres zu stellen und ihr zur Krönung nach Reims zu folgen. Aber der zaghafte Fürst konnte sich zu einem so kühnen Entschluß nicht erheben. Alle Vorstellungen der Jungfrau waren vergebens. Mit Mühe brachte sie es dahin, daß der Bastard von Orleans und der Herzog von Alençon mit einiger Mannschaft ihr zur Eroberung der übrigen von den Engländern besetzten Orte folgen durften. Ihr Zug rich-
11. Juni 1429. tete sich gegen die Stadt Jargeau. Vergebens strengte der Graf von Suffolk alle Kräfte an, um durch einen erfolgreichen Widerstand den Zauber zu brechen; die Stadt wurde im Sturm erobert, die Besatzung größtenteils niedergemacht, Suffolk
14. Juni. selbst und sein Bruder John Pole in Kriegsgefangenschaft abgeführt. Kurz nachher vereinigte der Connetable Richmond gegen des Königs Gebot seine Truppen mit denen der Jungfrau. Nun wurde Beaugency zur Ergebung gezwungen, und als der stolze Talbot, Oberbefehlshaber der Loire-Armee, gegen den Rat Fastolfs und andrer Anführer sich in einen offenen Kampf einließ, erlitt er in
18. Juni. der „blutigen Jagd" von Patai eine schwere Niederlage. Talbot selbst und die meisten Offiziere ergaben sich den Reitern Lahires und Saintrailles' und mußten sich durch hohe Summen auslösen; die Gemeinen wurden getötet, nur wenige retteten sich mit Fastolf durch die Flucht in die Wälder.

König Karl zur Krönung geführt. Das englisch-burgundische Heer an der Loire, das noch vor kurzem ganz Frankreich zu unterwerfen im Begriff stand, war vernichtet. Fastolf, einst einer der Vorkämpfer unter den Mauern von Orleans, galt jetzt als Feigling. Die Jungfrau hatte Wunder gethan; in ganz Frankreich wurde sie als Heilige verehrt; auf die Krieger im Feld und Lager übte sie einen veredelnden Einfluß; Laster und Ausschweifungen waren durch ihre Gegenwart wie verbannt; die Vasallen der Krone, sonst so lässig zum Aufgebot, strömten freiwillig herbei zum Siege unter der Fahne der Jungfrau. Nur am königlichen Hofe stieß sie fort-

während auf Hindernisse, insbesondere seitdem der Connetable und der Graf de la Marche mit ihr verbunden waren; der unwürdige Günstling La Tremoille füllte den von ihm beherrschten schwachen Fürsten mit Mißtrauen und Neid. Wie sehr auch Johanna drängte, Karl wagte nicht, den gefahrvollen Zug nach Reims zu unternehmen. Unwillig begab sich Richmond nach dem Westen, um den Krieg auf eigne Hand fortzusetzen. Selbst als Karl endlich, der lauten Volksstimme nachgebend, an der Spitze von 12,000 Gewappneten, meistens Reitern, den Zug antrat, stand er mehr als einmal auf dem Punkte, nach dem Rate Tremoilles und seiner Kreaturen, wieder das südliche Ufer der Loire aufzusuchen, besonders als die Stadt Troyes, aus Furcht vor der Rache des Dauphin, weil einst in ihren Mauern jener schmähliche Vertrag (S. 714) vereinbart worden, die Thore verschlossen hielt. Erst als die Einwohner, erschreckt durch die drohenden Anstalten der Jungfrau zur Erstürmung, Gnade flehend sich dem König 10. Juli 1429.
zu Füßen warfen und Unterwerfung versprachen, faßte er wieder Mut. Ohne Säumen ging nun der Zug über Chalons nach Reims, wo die Krönung unter 17. Juli.
dem Lilienbanner der Jungfrau nach alter Weise durch den Erzbischof vollzogen ward. Die Herzöge von Bar und Lothringen, früher heftige Gegner, reichten sich die Hände zum Bund, und Johanna richtete ein dringendes Schreiben „im Namen Jesus Maria" an Philipp von Burgund, worin sie ihn flehentlich bat, seinen Frieden mit dem König von Frankreich zu machen.

Damals stand Johanna d'Arc auf der Höhe ihres Ruhmes. Ganz Europa blickte Hohes Ansehen der Jungfrau.
mit Erstaunen und Ehrfurcht auf die „Sibylle von Frankreich". Hymnen wurden in Klosterzellen auf sie gedichtet; der alte Gerson, der wenige Tage vor der Krönungsfeier aus dem Leben geschieden (12. Juli), hatte auf die Nachricht von der Befreiung von Orleans in einer kleinen Schrift ihre göttliche Mission anerkannt und wie Simeon ausgerufen, daß er mit Freuden in die Grube hinabfahre, nachdem er den von Gott gesandten Erlöser geschaut; der Graf von Armagnac, der sich nach Aragonien zurückgezogen, fragte sie um Rat, welcher von den noch immer in Streit begriffenen Päpsten als der rechtmäßige zu betrachten sei. Johanna vermied es, sich in fremde Dinge zu mischen, solange ihre Aufgabe, die Vertreibung der Engländer von Frankreichs Boden, noch nicht gelöst war. Doch schweifte ihre Phantasie bereits über diese Grenzen hinaus: sie dachte an einen Kreuzzug der gesamten Christenheit gegen die neuen „Sarazenen", die Türken; sie drohte den Hussiten mit ihrem rächenden Arm, wenn sie in ihrem kirchenschänderischen Treiben fortführen.

Johanna war von schlanker kräftiger Gestalt, heißt es bei einem neueren Schrift- Johannas Auftreten und Haltung.
steller (Sickel); ihr Gesicht erhielt erst in den Augenblicken innerer Bewegung einen schönen Ausdruck, ihre Züge verklärten sich dann und die Aufregung entlockte ihr ebenso leicht Thränen als freudiges Lächeln. Sie gefiel sich in schimmernder Rüstung und auf feurigem Rosse. Über den Panzer warf sie eine kurze Blouse und den langen offenen Faltenrock, wie ihn die Männer damals trugen. Sie hatte eine sanfte einnehmende Stimme. Sie sprach wenig, ihre Rede war schlicht und bestimmt und selbst in erhöhter Stimmung schmucklos. In jeder Lage flößte sie allen, die ihr nahten, eine Ehrfurcht ein, die sie vor Zudringlichkeit schützte. Bei großer Mäßigkeit und Enthaltsamkeit ertrug sie mit Leichtigkeit alle Strapazen; sie brachte oft ganze Tage

zu Pferde und ganze Nächte in der Rüstung zu. Bei dem Heere führte sie Zucht und Ordnung ein und hielt auf ehrliche Kriegführung; den König ermahnte sie, nach den Grundsätzen des heil. Ludwig zu regieren, die Städte schützte sie in ihren Gerechtsamen, das Volk vor Willkür und Bedrückung. Ihrem Geburtsorte Domremi erwarb sie Freiheit von Steuern und Abgaben. Auf dem Kriegszug besuchte sie so oft als möglich die Kirchen und führte selbst die Feldherren zum Gottesdienst. Alle, die mit Johanna in Orleans lagen, haben ihre politische Einsicht bewundert, die aus der ihr angeborenen freien Anschauung, aus ihrem bei aller Begeisterung nüchternen Verstand entsprang. Und was der Verstand ihr eingab, wußte sie mit dem Mute gläubigen Vertrauens zu vertreten.

3. Johannas Gefangenschaft, Prozeß und Tod.

Der Königshof und die Jungfrau. Während das Volk die Jungfrau wie einen Messias verehrte und ihr mit gottergebenem Sinn freudig und hoffnungsvoll zujauchzte, lauerten Falschheit und Verrat in ihrer nächsten Nähe; wurde der König, für den sie ihr Leben eingesetzt, der ihr die Rettung seines Thrones zu verdanken hatte, dem sie wieder eine Kriegsmacht geschaffen, von neidischen und eigennützigen Höflingen mit Mißtrauen und Eifersucht gegen sie erfüllt. Die hohen Prälaten, vor allen der Erzbischof Regnauld von Chartres, einer der Vertrauten des Königs, nahmen Ärgernis an dem Glauben des Volks an eine göttliche Gnadenerweisung, die nicht durch die Vermittelung der Kirche geschehen; und die egoistischen Günstlinge, ein La Tremoille und sein Genosse, der Kanzler, schauten mit Neid und Haß auf die rettenden Thaten, welche nicht von ihnen ausgegangen. Sie hätten es lieber gesehen, wenn Karl VII. „König von Bourges" unter ihrer Leitung geblieben wäre, als daß er durch die Jungfrau und durch die Macht und Begeisterung des Volks „König von Frankreich" wurde. Johanna hatte mit ihrem politischen Scharfblick die von dieser Seite drohende Gefahr erkannt: als in Chalons einige Bekannte aus ihrem Dorf sich an sie herandrängten und ihren Mut bewunderten, daß sie sich mit solcher Kühnheit in die Kriegsgefahr wage, gab sie zur Antwort, sie habe vor nichts Furcht als vor Verrat.

Johanna und der König vor Paris. Die Krönung unter dem Beistande der Jungfrau machte auf die Bewohner Nordfrankreichs einen mächtigen Eindruck. In der Champagne war alles bereit, den rechtmäßigen König anzuerkennen; die Städte Laon und Soissons, Chateau-Thierry, Compiègne u. a. O. öffneten ihm die Thore, in Beauvais wurde der Bischof Cauchon, ein eifriger Parteigänger der Engländer, von Amt und Gut getrieben; die ganze Pikardie und Isle-de-France waren in Bewegung; ein entschlossenes Vorgehen hätte rasch zur Entscheidung geführt. Aber alle Vorschläge Johannas wurden durch die Indolenz des Königs vereitelt oder durch die Ränke der Höflinge durchkreuzt. Dadurch gewann Bedford Zeit, sich zu verstärken und zu sammeln. Sein Oheim, der Bischof von Winchester, welcher im Begriff stand, dem Kaiser Siegmund eine Hilfsschar gegen die Hussiten zuzu-

führen, ließ sich bestimmen, sie gegen die Franzosen in Dienst zu geben; in Paris wurde die burgundisch gesinnte Demokratie von neuem gegen die „Armagnacs" aufgereizt, der Bund mit Herzog Philipp in feierlicher Weise erneuert und L'Isle-Adam, der noch immer großes Ansehen bei dem Volke besaß, zum Anführer der städtischen Miliz eingesetzt. Hierauf zog der englische Feldherr dem französischen Heer entgegen. Von Montereau aus richtete er ein stolzes Schreiben 7. Aug. 1429.
an „Karl von Valois", der sich mit Unrecht König nenne, worin er ihm vorwarf, daß er mit Hilfe eines verworfenen, übelberüchtigten Weibes, das in Mannskleidern einherziehe, das Volk zum Aberglauben verleite, und ihn für alles Unglück und Blutvergießen verantwortlich machte, welches durch die Fortsetzung des Kampfes über das arme Land kommen würde. Auf solche Schmach konnte nur mit den Waffen erwidert werden. Und einen Augenblick hatte es den Schein, als wolle sich der König ermannen. Aber anstatt, wie Johanna riet, gerade auf Paris loszurücken, ließen sich die Franzosen im Norden der Hauptstadt, bei Senlis, in einige Gefechte ein und zogen dann, als die englischen 14., 15. Aug.
Armbrustschützen mit alter Tapferkeit widerstanden, nach Crespi zurück, wo Karl die kostbare Zeit mit erfolglosen Versuchen vergeudete, den Burgunder durch große Versprechungen und Zugeständnisse zu gewinnen. Johanna war voll Betrübnis und sehnte sich zurück nach ihrem ländlichen Leben, zu ihren Eltern und Jugendgenossen. Erst als Bedford nach der Normandie abzog, um den Abfall dieser wichtigen Provinz an den Connetable Richmond und andre französische Anführer zu verhindern, gelang es der Jungfrau, das königliche Heer wieder zum Vorrücken zu bewegen. St.-Denis wurde besetzt, und zu Anfang Sep- 27. Aug.
tember wehte das Lilienbanner vor Paris. Die Stadt war mit allem reichlich 8. Sept.
versehen, und Bedford hatte vor seinem Abzug eine starke Besatzung zurückgelassen. Es herrschte große Aufregung unter der Bevölkerung; aber Haß gegen die „Armagnacs", Verachtung gegen „Karl von Valois", den Schwächling und „Tyrannen", Furcht vor dem drohenden Strafgericht durch die Königspartei, Vorurteile gegen die Jungfrau, welche man stets als Werkzeug der Hölle, als Zauberin und Hexe geschildert, bewirkten, daß Paris an der burgundisch-englischen Partei festhielt, indem die französisch Gesinnten von dem Terrorismus der Menge niedergehalten wurden. So stieß Johanna, als sie zum Angriff schritt, auf heftigen Widerstand. Dennoch hätten ihr Mut und ihre Beharrlichkeit zuletzt wohl ähnliche Triumphe gefeiert wie in Orleans, wäre sie nicht auf allen Seiten von Feigheit, Verrat und bösem Willen umgeben gewesen. Der König nahm an dem Sturm keinen Teil, sondern blieb ruhig in St.-Denis; die beiden Marschälle, welche ihre Unternehmung unterstützen sollten, gehörten zu ihren geheimen Widersachern; und als sie bereits bis in die Nähe der Vorstadt St.-Honoré gedrungen war und, obwohl abermals verwundet, Anstalten traf, den letzten Graben zu überschreiten, reichten die Faschinen nicht hin. Johanna wollte am andern Morgen den Angriff erneuern, in der Hoffnung, die Patrioten

in der Stadt würden sich zu ihrer Unterstützung erheben, denn schon war Montmorenci, der erste Baron von Isle-de-France, mit fünfzig bis sechzig Edlen auf ihre Seite getreten, da wurde vom König der Rückzug befohlen. Voll Schmerz und Unwillen gehorchte die Jungfrau; in St.-Denis legte sie ihre Rüstung und einen erbeuteten Degen auf den Altar, in der Absicht, sich von dem König zu trennen und zu ihrer Herde zurückzukehren oder sich in eine Klosterzelle einzuschließen; sie wurde jedoch bewogen, als nach stürmischen Verhandlungen im Kriegsrat der Rückzug über die Loire beschlossen ward, den Hof nach Bourges zu begleiten.

Mitte Sept. 1429.

Johannas Ansehen im Schwinden.

Man hat vielfach behauptet, daß Johanna nach der Krönung in Reims ihre Mission als vollendet angesehen habe und daß seitdem eine unsichere Haltung in ihr bemerkt worden sei. Neuere Untersuchungen haben dargethan, daß die Befreiung Frankreichs ihr als Endziel vorgeschwebt, und daß erst in St.-Denis, nachdem der gescheiterte Angriff auf Paris den Zauber ihrer Person zerstört, ein solches Schwanken hervorgetreten sei. Der begeisternde Einfluß, den ihre Gegenwart im Anfang auf das Heer ausgeübt hatte, war geschwunden; mit Schmerz bemerkte sie, daß die Zucht, die sie im Lager eingeführt, zu weichen begonnen; als sie im edlen Unwillen eine freche Dirne mit der flachen Klinge züchtigte, zerbrach das Schwert, das man einst in Fierbois aus dem Boden gegraben. Die Stimmen, die früher so deutlich zu ihr gesprochen und denen sie unbedingt gefolgt war, hatten in ihrer Kraft und Bestimmtheit nachgelassen. In ihrer Seele gab sich ein Zwiespalt, ein tiefer Kampf kund. Sie erkannte mit richtigem Takt, daß ein üppiger, ränkevoller Hof kein Aufenthaltsort für sie sei, und daß der König, wenn er gleich im Dezember sie und ihre ganze Familie, ihre Eltern und Geschwister in den Adelstand erhob, doch in ihrer Nähe sich nicht wohl fühlte. Das Auftreten andrer Inspirierten, insbesondere der Katharina von Larochelle, die sich gleichfalls auf die Erscheinung einer weißen Frau im Goldgewand berief und dem König verborgene Schätze zu entdecken sich erbot, wurde von ihren Gegnern zur Minderung ihres Ansehens benutzt.

Johanna in Gefangenschaft. 1430.

Nach einem Aufenthalt von mehreren Monaten in den Landschaften Touraine, Poitou, Berry, der nur von geringfügigen Gefechten an der Loire unterbrochen war, beschloß Johanna, als die Kunde von erfolgreichen Kämpfen der Engländer und Burgunder in der Normandie, Pikardie und Isle-de-France neue Bestürzung hervorrief, sich von dem undankbaren König und dem intriganten Hof zu trennen, um mit dem Häuflein Getreuer, die ihr mit unwandelbarer Ergebenheit anhingen, den nationalen Kampf auf eigne Hand fortzuführen. Sie zog gen Norden, wo die englisch-burgundischen Truppen die königlich gesinnte Stadt Compiègne an der Oise hart bedrängten. Nach einem siegreichen Gefechte bei Lagny zog sie in der Nacht vom 22 zum 23. Mai mitten durch die feindlichen Scharen in die gefährdete Stadt ein. Als sie aber am Nachmittag des nächsten Tages einen kühnen Ausfall gegen das benachbarte Dorf Marigni wagte,

Ende März 1430.

23. März.

wo eine starke burgundische Besatzung lag, wurde sie von der feindlichen Übermacht unter Arundel, Montgomery und Luxemburg überholt. Der Rückzug der Ihrigen drohte sich in Flucht aufzulösen, aber mutig deckte sie im hitzigen Gefecht die Nachhut. Schon hatten sich die meisten über die Brücke oder auf Kähnen in die Stadt gerettet, als es einem Bogenschützen gelang, die Jungfrau vom Pferde zu reißen, worauf der Bastard von Vandomme sie gefangen nahm. Bald nachher kam der Herzog von Burgund hinzu, und auf seinen Befehl mußte Vandomme die Gefangene dem Herrn von Ligny-Luxemburg, seinem Lehnsherrn, übergeben, der sie in dem Schloß Beaulieu unter strenger Aufsicht hielt. Der Triumph der Engländer und Burgunder wie der tiefe Schmerz des französischen Volks bezeugten, welche Bedeutung man auf beiden Seiten der Katastrophe beimaß. Man argwohnte Verrat; Wilhelm Flavi, Befehlshaber der Stadt, sollte die Brücke voreilig durch das Fallgitter geschlossen haben: er war ein ruchloser Mann, der seine Missethaten mit einem blutigen Ende büßte; doch scheint dieses schwarze Verbrechen nicht auf seiner Seele zu lasten. Dagegen herrschte in der Umgebung des Königs heimlich Freude, von der stolzen Jungfrau befreit zu sein, „die keinen Rat annahm, sondern ihren eignen Eingebungen folgte“.

Der kluge Bedford suchte aus der unerwarteten Wendung der Dinge Vorteil zu ziehen. *Ihre Auslieferung an die Engländer.* Bald nach der Krönungsfeier in Reims hatte er seinen achtjährigen Neffen als Heinrich VI. in Winchester feierlich zum „König von England und Frankreich“ weihen lassen und ihn dann über den Kanal geführt, damit auf *6. Nov. 1429.* französischem Boden, womöglich in der Krönungsstadt Reims selbst, die Zeremonie wiederholt werde. Er befand sich in Rouen, als die Kunde von der Gefangennahme der „Maid von Orleans“ wie ein Blitzstrahl die Gemüter traf. Bedford erkannte schnell, welchen mächtigen Eindruck es hervorbringen würde, wenn sich die Jungfrau in den Händen der Engländer befände. Aber Philipp von Burgund schien nicht geneigt, die kostbare Beute herauszugeben. Vergebens drang der Pariser Inquisitionshof, unterstützt von der Universität, auf ihre Auslieferung, um sie wegen häretischer Ansichten ins Verhör zu nehmen; der Herzog hielt seine Gefangene nicht nur fest, sondern ließ sie, nach einem vereitelten Fluchtversuch, nach Beaurevoir in Vermandois bringen, in weiter Ferne vom Kriegsschauplatz. Da fand der Regent ein geeignetes Werkzeug an dem erwähnten Peter Cauchon, Bischof von Beauvais, einem selbstsüchtigen, niedrigdenkenden Prälaten, welcher bisher schon einer der eifrigsten Anhänger und Förderer der englisch-burgundischen Sache gewesen und nun um den Preis des erledigten Erzbistums von Rouen, nach dem er trachtete, zu neuen Dienstleistungen erbötig war. Er forderte die Auslieferung Johannas, weil sie in seinem bischöflichen Sprengel gefangen worden sei. Diese Ansprüche hätten indessen wenig Wirkung gehabt, hätte er sie nicht durch andre Gründe gewichtigerer Art unterstützt. Er versprach dem Luxemburger, der geringe Einkünfte besaß und sich mit ehrgeizigen Plänen trug, „im Namen des Königs von Frankreich und England“ 10,000 Gold-

stücke als Judaslohn und bewog den Herzog von Burgund, der gerade damals mit der Besitznahme Brabants beschäftigt war und dabei von der Freundschaft Englands ebenso großen Nutzen als von der Feindschaft Schaden nehmen konnte, seine Einwilligung zu der Auslieferung zu geben. Die Stände der Normandie mußten die Summen aufbringen, deren der Regent zur Durchführung des schwarzen Planes bedurfte. So wurde der „neue Messias" mit französischem Gelde verkauft. Der Erzbischof von Reims, der geistliche Vorgesetzte des Bischofs von Beauvais, rührte keine Hand zur Rettung der Jungfrau, die ihre Gefangenschaft mit schwerem, angsterfülltem Herzen trug. Umsonst wagte sie einen zweiten Fluchtversuch, indem sie sich von dem Turm in Beaurevoir hinabstürzte; man trug sie bewußtlos, doch ohne Gliederverletzung vom Walle zurück und brachte sie dann nach Crotei an der Mündung der Somme, wo sie von burgundischen Wächtern den Engländern ausgeliefert ward, die sie gefesselt nach Rouen führten. Ihre „Stimmen" hatten ihr verkündet, daß Gott den Einwohnern von Compiègne, um deren Schicksal sie so sehr bekümmert war, Beistand leisten werde, und ihr Glaube sollte nicht getäuscht werden. Um dieselbe Zeit, da die Feinde ihren Leib in Ketten legten, frohlockte ihre Seele über die Kunde, daß ihre Freunde, Vendome, Boussac, Saintrailles, der bedrohten Stadt zu Hilfe geeilt und, unterstützt durch einen mutigen Ausfall der Bürger, das burgundisch-
24. Okt. 1430. englische Heer mit großem Verlust zurückgeschlagen hätten. Auch in der Champagne hatten die französischen Waffen unter dem patriotischen Feldhauptmann Barbasan guten Fortgang.

Der geistliche Gerichtshof in Rouen.

Diese Erfolge der französischen Waffen verschlimmerten aber nur das Los der Gefangenen. Solange sie am Leben sei, meinten ihre Feinde, werde der Glaube an ihre höhere Sendung das französische Volk mit Mut und Vertrauen erfüllen. Deswegen wünschte der Hof in Rouen ihren Untergang, und der Haß und Fanatismus des französischen Klerus war ihm bei dem grausamen Beginnen ein treuer Bundesgenosse. Man hatte sie in dem Turm der alten Normannen-
Dez. 1430. stadt in ein eisernes Verlies eingeschlossen und an Hals, Armen und Beinen mit
3. Jan. 1431. Ketten befestigt. Zu Anfang des nächsten Jahres erteilte Heinrich VI., „König von England und Frankreich", dem Bischof von Beauvais den Auftrag, die „Johanna genannt Jungfrau" in betreff ihres Glaubens vor einem geistlichen Gerichte zu verhören, jedoch mit dem Vorbehalt, daß, falls sie nicht schuldig befunden würde, sie der weltlichen Obrigkeit wieder überantwortet werden sollte. Man konnte sie dann immerhin als Kriegsgefangene wegen Empörung bestrafen. So wurde denn am 21. Februar auf dem herzoglichen Schlosse vor einer Anzahl gemeiner Menschen, die man von der Pariser Universität und aus der normännischen Geistlichkeit ausgewählt hatte und die während des Prozesses von der englischen Regierung Tagegelder bezogen, unter Vorsitz des niederträchtigen Pierre Cauchon und des Stellvertreters des Inquisitors von Frankreich, Le Maitre, die merkwürdige Gerichtsverhandlung eröffnet, die für den französischen Klerus ein

ewiges Denkmal der Schmach und der religiösen Barbarei bleiben wird, wie das gerichtliche Verhör im Palaste des Kaiphas für die jüdischen Pharisäer. Nicht genug, daß ein heuchlerischer Priester, Nic. l'Oiseleur, sich durch Verstellung und Lügen in Johannas Vertrauen einzuschleichen und sie mit verfänglichen Fragen zu umstricken suchte, daß geheime Spähere alle ihre Worte und Gebärden belauschten, daß sie Tag und Nacht von englischen Soldaten bewacht ward, welche sie auf alle Weise insultierten und sich ihr mit frecher Zudringlichkeit näherten, der Gerichtsgang selbst war eine Verhöhnung alles Rechts und aller Menschenwürde. Die Theologen und Rechtsgelehrten, die Cauchon zu Beisitzern auserlesen, standen unter englischem Einfluß oder wurden von Furcht vor den gebietenden Herren geleitet. Bei dem Verhör bedrängten sie die Angeklagte so sehr mit Fragen, daß diese gelegentlich bat, es möge doch einer nach dem andern sprechen; die Aussagen, die zu ihrer Rechtfertigung dienen konnten, wurden von den Gerichtsschreibern unterdrückt; neben den öffentlichen Sitzungen hielten der Bischof und sein Gefährte noch geheime Verhöre im Gefängnis, um sie durch verfängliche Fragen und Verdrehungen in Widersprüche zu verwickeln. Wenn einige Beisitzer, von ihrem Gewissen getrieben, Einsprache gegen dies rechtswidrige Verfahren erhoben, wurden sie entfernt oder eingeschüchtert; als der Predigermönch Isambard der Jungfrau den Rat gab, sich an das Konzil von Basel zu wenden, drohte der Graf von Warwick, ihn in die Seine werfen zu lassen, wenn er der Gefangenen noch ferner Ratschläge gebe.

Das gerichtliche Verfahren zu Rouen war eine Leidensgeschichte wie die der Evangelien. Die Jungfrau, blaß und abgezehrt von den Qualen der Gefangenschaft, stand ihren feindlich gesinnten Richtern wie eine Heilige gegenüber. Dennoch hat sie mehr als einmal durch ihre aufrichtigen, naiven Aussagen wie durch ihre klugen, ausweichenden Antworten die Ratschläge der Feinde zu schanden gemacht und das böse Trachten derselben vereitelt. Johannas Haltung im Verhör.

Sie beharrte bei der Versicherung, daß alle ihre Erscheinungen und Stimmen von Gott kämen, daß sie ihr noch fortwährend im Kerker und im Gerichtssaal Rat erteilten, sie stärkten und trösteten, daß alles, was sie gethan habe, im Namen und auf Befehl des Herrn geschehen sei. Selbst die männliche Kleidung, die man ihr als Sünde vorhielt, führte sie auf ein göttliches Gebot zurück und konnte nicht zur Ablegung derselben bewogen werden. Vielleicht erblickte sie darin auch eine größere Schutzwehr gegen schamlose Angriffe. Das Ärgste, was sie fürchtete und was sie im Schlafe ängstigte, ist ihr erspart worden, teils durch ein strenges Verbot des Herzogs von Bedford, teils durch die abergläubische Scheu des gemeinen Mannes vor dem unheimlichen Wesen. — Auf die Frage, ob sie die Hoffnung des Sieges mehr auf ihre Fahne oder auf sich selbst gestellt habe, gab sie zur Antwort: „Ich habe sie auf den Herrn gesetzt und nie auf etwas andres." Man wollte von ihr erfahren, durch welches geheime Zeichen der König zum Glauben an ihre höhere Sendung gebracht worden; als sie jedes Geständnis zurückwies, drohte man ihr mit der Folter und ließ ihr durch den Henker die Marterwerkzeuge erklären; sie aber antwortete ruhig: „Wenn der Schmerz mir falsche Geständnisse entreißt, werde ich sagen, daß ich nur

durch Gewalt gesprochen." Nach der Kirchenlehre des Mittelalters galt es als Ketzerei, wenn jemand behauptete seines ewigen Heils sicher zu sein, denn wozu hätten sonst die Beichte und die Gnadenmittel der Kirche gedient? Sie wußte aber der Schlinge, die man ihr über diese Frage legte, durch eine ebenso fromme als kluge Antwort zu entgehen. „Wenn ich nicht in der Gnade bin, so bitte ich Gott, mich darein zu versetzen, wenn ich darin bin, mich darin zu erhalten, denn ich wollte lieber sterben, als nicht in der Liebe Gottes sein." Als man sie fragte, warum sie vor andern himmlischer Erscheinungen und Offenbarungen gewürdigt sei, erwiderte sie „weil es Gott gefiel also zu thun durch ein einfältiges Mädchen, um die Feinde meines Königs zu beschämen". Gerade dieses Übernatürliche wollten die Richter am wenigsten gelten lassen; sollten sie die Jungfrau als eine Gottbegnadigte anerkennen? Dagegen sprach, nach der Meinung eines Bischofs, die niedrige Herkunft. Aber die Wunderthaten ließen sich nicht wegleugnen. Man erklärte sie somit für Wirkungen böser Geister, wie sehr auch die reine Sittlichkeit, die christliche Glaubensinnigkeit, die strengkatholische Lebensweise der Jungfrau dieser Auffassung entgegenstanden. Das Versprechen, ihr Gefängnis nie ohne Erlaubnis des Bischofs zu verlassen, hat sie zurückgewiesen; sie werde gehen, wenn es des Herrn Wille sei, und diesen Willen nach den Worten „Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen" zu ergründen suchen.

Johanna verraten und verlassen.

Johanna hatte den Glauben an ihre Rettung nicht verloren; sie hatte von einem Sieg gesprochen, den die Franzosen in drei Monaten erringen würden; ihre Heiligen hatten ihr verkündet, daß sie befreit werden würde. Sie mochte erwartet haben, daß der König alles aufbieten würde, seinen Schutzengel aus den Händen der Feinde zu erlösen. Aber wir kennen ja diesen Schwächling und seine niedrigen Kreaturen. Von diesen war keine Hilfe zu erwarten. Auch hätten die Engländer ihre Beute wohl schwerlich fahren lassen. Sie wollten Rache nehmen und zugleich durch ein blutiges Schauspiel die halb entfesselte Nation schrecken. Der Fall der verehrten Jungfrau sollte das ganze Volk niederwerfen. Mit Waffengewalt aber war die Normandie nicht zu erobern, solange noch Paris und der Herzog von Burgund auf Englands Seite standen. Wochenlang dauerte der Gerichtsgang in Rouen; und immer härter wurde das Los der unglücklichen Gefangenen. Warf man ihr vor, daß sie zum Krieg und Blutvergießen aufgefordert, so beschämte sie ihre entarteten Richter durch das Bekenntnis ihrer feurigen Liebe für König und Vaterland, zu deren Rettung sie die Waffen ergriffen; sie sehnte sich nach den Tröstungen der Religion; man verwehrte ihr das Beten an heiliger Stätte und verweigerte ihr das Abendmahl, solange sie die männliche Kleidung nicht ablege. Umsonst verdächtigte man ihre Jungfrauschaft, eine neue Untersuchung unter den Augen der Herzogin von Bedford zerstreute alle Zweifel; umsonst suchte man ihr das Brandmal der Ketzerei oder schismatischer Ansichten aufzuprägen; ihre kirchliche Rechtgläubigkeit bestand jede Probe. Um Ostern drohte ihre Gesundheit den unsäglichen Qualen an Leib und Seele zu erliegen, sie verfiel in eine heftige Krankheit, und die englischen Befehlshaber fürchteten schon, das Opfer, das der König so teuer gekauft, könnte ihnen durch den Tod entrissen werden;

aber ihre jugendliche Kraft überwand die Gefahr; sie sollte den Kelch der Leiden bis auf den letzten Tropfen leeren. Man wollte zuerst ihr Andenken entehren und dann durch einen schmerzhaften Tod den Zauber zerstören, den die wunderbare Erscheinung auf die Phantasie des Volks hervorgebracht und den selbst Kerker und Banden nicht zu tilgen vermochten.

Nach Beendigung der Verhöre stellte der Bischof von Beauvais mit einigen seiner Genossen zwölf Artikel auf, die ein Auszug aus den Untersuchungsakten sein sollten. In diesen waren Johannas Aussagen auf boshafte und arglistige Weise entstellt, alles, was zu ihrer Rechtfertigung dienen konnte, war weggelassen, alles Zweideutige, Mißverständliche, Unklare zu ihren Ungunsten gedeutet und in ein grelles Licht gestellt. Diese in lateinischer Sprache abgefaßten Artikel, von denen die Angeklagte nie Einsicht erhalten, wurden ohne Beifügung der Untersuchungsakten einer Anzahl von gelehrten und rechtskundigen Männern verschiedener Körperschaften, insbesondere von Beisitzern des Gerichts, von dem Kapitel von Rouen und von der Pariser Universität zur Begutachtung mitgeteilt. Die Antworten brachten strenge Verdammungsurteile. Die angegebenen Erscheinungen und Offenbarungen seien entweder lügenhafte Vorspiegelungen oder Werke des Teufels; Johanna habe Gott und die Heiligen gelästert, sei vom wahren Glauben abgefallen, habe böse Geister angerufen, habe zum Götzendienst verleitet und zum Blutvergießen aufgefordert. Weigere sie sich, ihrem Irrwahn zu entsagen und sich dem Urteil der Kirche zu unterwerfen, so sei sie, als der Ketzerei verdächtig, dem weltlichen Arm zur Bestrafung zu überliefern.

Verfahren der Untersuchungsrichter.

Auch die Universität zu Paris, einst die Vorkämpferin freier Prinzipien, ließ sich zu solchem Ausspruche hinreißen. Hatte Gerson die begeisterte Jungfrau als eine gottgesandte Heilige verherrlicht, so erklärte sie nun dessen Nachfolger, Thomas de Courcelles, ein gefeierter Gottesgelehrter, für ein Rüstzeug der Hölle. Und wer hätte gewagt, dem Gutachten der alma mater von Paris zu widerstreben! Dasselbe verschaffte dem Bischof Cauchon und seinen Kreaturen noch einen weiteren Triumph. Das Verdammungsurteil war an die Bedingung geknüpft, daß die Artikel wirklich mit den Aussagen der Verklagten übereinstimmten und daß Johanna hartnäckig dabei verharre. Wenn es nun gelang, sie zum Widerruf zu bewegen, so lag darin ein Geständnis, daß die Anklage in der Wahrheit begründet sei; und was konnte in den Augen des Volkes die Heilige mehr erniedrigen als eine solche Selbstverurteilung? Wir haben gesehen, daß ihr schon früher der Rat gegeben worden war, sich an das Baseler Konzil zu wenden. Aber dieser Ausweg war nicht nach dem Sinne ihrer Peiniger. Ebensowenig fand der Plan, welcher ihr von wohlwollender Seite an die Hand gegeben wurde, sich dem Urteil des Papstes zu unterwerfen, die Billigung des Bischofs. Er sorgte dafür, daß sie über dieses Rechtsmittel im Unklaren blieb, und da auch ihre Heiligen darüber schwiegen, so kam es bei ihr nie zu einer bestimmten, standhaften Berufung an diese obersten Kirchenbehörden. War sie überzeugt, unmittelbar mit höheren Mächten zu verkehren, von Gott selbst und seinen Engeln Offenbarungen zu erhalten, so konnte sie das, was sie auf deren Gebot gethan, keinem menschlichen Urteil, auch nicht einem kirchlichen Gericht unterwerfen. Sie wies die Anmutung, sich der kirchlichen Entscheidung zu fügen, nicht gerade zurück, meinte jedoch, ihre Offen-

barungen und die Kirchenlehre kämen aus derselben Quelle, mithin könne keine Verschiedenheit obwalten. Damit war jedoch ihren geistlichen Richtern nicht gedient. Sie belehrten sie zunächst, daß es eine triumphierende Kirche gebe, bei Gott und seinen Heiligen und Seligen, und eine streitende Kirche auf Erden, bestehend aus dem Papste, den Prälaten und dem gesamten Klerus der katholischen Kirche; dieser letzteren sei sie unterworfen. Sie widerstrebte nicht, doch unter dem Vorbehalt, „daß dieselbe nicht den Offenbarungen, die sie empfangen habe oder empfangen werde, Entgegenstehendes gebiete". Man verlangte aber unbedingte Unterwerfung unter das Glaubensgericht in Rouen und unter die Universität in Paris, welche das Licht der Welt sei. Sie beharrte darauf, daß sie zwar an die Kirche auf Erden glaube, die nicht fehlen noch irren könne, aber in Beziehung auf ihre Thaten nur Gott als ihren Herrn und Richter anerkenne.

Die Verleugnung. Am 24. Mai 1431 wurde Johanna zum öffentlichen Schlußverfahren auf dem Kirchhofe der Abtei St.-Ouen geladen. Noch auf dem Wege dahin suchte man sie zur Abschwörung zu bewegen und stellte ihr für diesen Fall eine milde kirchliche Haft in Aussicht. Sie fuhr fort, sich auf Gott und den heil. Vater zu berufen; man wollte aber, daß sie alle Worte und Werke, welche von dem gegenwärtigen Gericht verworfen worden, verleugne. Schon auf dem Gerüste stehend unterbrach sie noch den Prediger, der es dem König als Sünde und Schande anrechnete, daß er einer Irrgläubigen und Abtrünnigen anhänge: „Sprecht von mir, aber nicht vom König, denn wahrlich, er ist der edelste aller Christen." Erst als man das Verdammungsurteil vorzulesen begann, als sie den Henker mit dem Wagen bereit sah, sie zum Flammentod zu führen; da brach ihre Seele zusammen; sie wollte lieber widerrufen als verbrannt werden: „Haben die Männer der Kirche entschieden," sprach sie, „daß die Erscheinungen und Offenbarungen, welche ich gehabt zu haben aussagte, nicht behauptet und geglaubt werden dürfen, so will ich sie nicht behaupten." Man las ihr die Abschwörungsformel vor, worin alle ihre Sünden, Gotteslästerungen und sträflichen Irrtümer aufgeführt waren. Mit lächelnder, fast irrer Miene bestätigte sie, was man verlangte. Als sie das Zeichen des Kreuzes, wobei ihr der Geheimschreiber des englischen Königs die Hand führte, unter das Schriftstück gesetzt und damit alle ihr beigelegten Geständnisse als wahr bekräftigt und ihre früheren Behauptungen widerrufen hatte, las Bischof Cauchon das bereit gehaltene Urteil vor, das sie verdammte, den Rest ihrer Tage im Gefängnis zuzubringen „bei dem Brot der Schmerzen und dem Wasser der Trübsal, um ihre Sünden zu bereuen und nicht wieder in dieselben zurückzufallen". Mit Unwillen und Entrüstung vernahmen die anwesenden Engländer das Urteil; sie schalten den Bischof einen Verräter und meinten, der König habe sein Geld übel angewendet. Aber einer der Beisitzer sagte zum Grafen von Warwick, dem englischen Befehlshaber von Rouen: „Seid ohne Sorgen, wir werden sie wohl wiederfinden."

Der Rückfall. Der Klerus von Frankreich hatte seine boshafte Absicht erreicht, die Jung-

frau war durch ihre eigne Aussage in den Augen ihres Volks entehrt, aus einer Heiligen war sie zur Zauberin und Gotteslästrerin herabgesunken, ihre rettenden Thaten erschienen nun als Werke des Teufels. Jetzt galt es, sie auch noch dem leiblichen Tod zu überantworten. Johanna hatte gehofft, durch ihre Unterwerfung unter die Kirche aus der Gewalt der verhaßten Engländer befreit und unter geistliche Aufsicht gestellt zu werden. Als sie aber verlangte, daß man nunmehr ausführe, was ihr versprochen worden, rief Cauchon: „Führet sie zurück, wo ihr sie geholt habt.“ So wurde sie denn wieder nach dem Schloß gebracht und in den Kerker geworfen, der ihr zur Hölle geworden war. Man kleidete sie in ein Frauengewand, wohl in ein Bußkleid, schnitt ihr die Haare ab und legte sie in schwere Ketten. Drei englische Wächter befanden sich Tag und Nacht bei ihr im Gemache, zwei andre hüteten die Thüre von außen. Aber bald trat die Absicht hervor, sich ihrer zu entledigen. Sie hatte geschworen, nie wieder Männertracht anzulegen. Dies war die Schlinge, wodurch man sie zu fangen trachtete. Man legte Ritterkleidung auf ihr Lager und nach ihrer Aussage setzte man sie in die Notwendigkeit, sich derselben zu bedienen, wenn sie aufstehen wollte. Ein vornehmer Lord, heißt es, näherte sich ihr, um ihr Gewalt anzuthun; denn es ging der Glaube, ihre übernatürliche Kraft sei mit ihrer Jungfrauschaft verbunden. Da griff sie nach einigem Zaudern zu der verbotenen Tracht und machte sich dadurch eines Rückfalls in die abgeschworene Sünde schuldig. Als am dritten Tag die Richter in 28. Mai 1431.
ihren Kerker geführt wurden, fanden sie die Jungfrau in Männerkleidung und in einem Zustand der Erregung, der von vorausgegangenen schweren Kämpfen zeugte. Nun wurde sie von neuem ins Verhör genommen. Auf die Frage, warum sie wieder in die alte Sünde verfallen, antwortete sie: „Weil ich es für passender hielt, unter Männern ein Männergewand zu tragen. Erlöset mich von den Ketten, gebt mir ein anständiges Gefängnis, wie ihr versprochen, laßt mich zur Messe gehen, und ich werde gut sein und thun, was die Kirche will.“ Man fragte sie ferner, ob sie seit der Abschwörung wieder ihre Stimmen gehört? Sie gestand, daß ihre Heiligen wieder erschienen und ihr Vorwürfe gemacht, weil sie, um ihr Leben zu retten, sich selbst verdammt habe. Als man ihr vorhielt, daß sie ja vor den Männern der Kirche alle diese Erscheinungen und Offenbarungen als Blendwerk der Hölle abgeschworen habe, erwiderte sie: „Was ich gesagt habe, ist gegen die Wahrheit gesagt, nur aus Furcht vor dem Feuer. Aber ich will meine Buße lieber auf einmal leiden, als länger ertragen, was ich hier im Gefängnis erdulde.“ Zugleich fügte sie hinzu, sie habe nicht verstanden, was in der Abschwörungsformel enthalten gewesen, habe nur in der Voraussetzung widerrufen, daß dieser Widerruf Gott gefiele; man habe ihr Dinge schuld gegeben, die sie nie gesagt oder gethan habe; sei es übrigens der Wille der Richter, daß sie ein Frauenkleid anlege, so werde sie es thun, sonst aber nichts. „Daraus erkennt man,“ bemerkt Hase, „daß nicht jene heldenmütige

Reue aus ihr sprach, in welcher ein edler Gefallener, der Folgen klar bewußt, eine unwahre Reue zurücknimmt, um mit sich selbst und seinen Idealen, diesen wahren Schutzheiligen, wieder einig zu werden." Es scheint, daß sie noch immer an der Hoffnung des Lebens festhielt. Cauchon aber sprach beim Heraustreten aus dem Kerker zu den anwesenden Engländern mit heiterer Miene: „Farewell! Es ist um sie geschehen, thut euch gütlich!"

Johannas Märtyrertum. 29., 30. Mai 1431. Am andern Tag versammelte sich das geistliche Gericht im erzbischöflichen Palast zu Rouen. Nachdem Cauchon über die Unterredung mit Johanna Vortrag gehalten, erklärten alle Anwesenden mit Ausnahme eines einzigen, daß die Angeklagte als Rückfällige zu betrachten und der weltlichen Gerechtigkeit zu überantworten sei, mit frommer Gleisnerei die Bitte hinzufügend, „milde gegen sie zu verfahren". Die Milde bestand nach dem mittelalterlichen Kirchenrecht darin, daß das unglückliche Opfer, welches die Inquisition als einen verdorrten Zweig vom Stamme der Kirche abzuhauen beschlossen, nicht durch das Schwert umkam, sondern durch Feuer. Man hielt es nicht für ratsam, die Angeklagte noch einmal öffentlich vor Gericht zu stellen, sei es aus Furcht vor den Engländern, die mit Drohen und Toben den Tod der „Hexe" forderten, sei es in der boshaften Absicht, ihr die Glorie des Märtyrertums zu entreißen. Ein Widerruf ihrer früheren Abschwörung, vor vielen Zeugen ausgesprochen, hätte in den Augen des Volks alle Schmach ausgelöscht. Am Morgen des 30. Mai 1431 erschien der Predigermönch Ladvenu, dem der Bischof die Verkündigung des Spruches übertragen hatte, in der Gefängniszelle der Jungfrau. Er hörte ihre Beichte und reichte ihr „den Leib des Herrn", wonach sie stets das größte Verlangen geäußert. Als er ihr dann aber ankündigte, daß ihre letzte Stunde gekommen sei, da brach sie in Thränen und Wehklagen aus, daß ihr frischer junger Leib, der nie befleckt worden, heute zu Asche werden sollte. Es war der Aufschrei der Natur eines jugendlichen Gemütes. Bald erschien auch Cauchon. „Bischof, ich sterbe durch Euch!" rief sie ihm entgegen. „Johanna, faßt Euch in Geduld," erwiderte er, „Ihr müßt sterben, weil Ihr Euer Versprechen nicht gehalten habt und zu Eurer ersten Übelthat zurückgekehrt seid." „Ach!" seufzte sie, „hättet Ihr mich in kirchliches Gefängnis gebracht und den Händen geistlicher Wächter statt meiner Feinde übergeben, es wäre nie geschehen; darum berufe ich mich von Euch auf Gott!" Ohne Sträuben ließ sie sich in ein Frauengewand kleiden. Um die neunte Morgenstunde wurde sie auf einen Karren gesetzt und von vielen Bewaffneten umgeben nach dem Altmarkt geführt, wo wieder, wie bei ihrer ersten Verurteilung, zwei Gerüste aufgeschlagen waren, eins für sie, das andre für die geistlichen Richter. Dazwischen erhob sich noch ein drittes für den Oberamtmann von Rouen und ihnen gegenüber auf einem hohen Unterbau der Scheiterhaufen. Auf dem Wege stürzte L'Oiseleur, der heuchlerische Angeber und Zuträger, blaß und zitternd an den Wagen und bat Johanna um Verzeihung. Nicole Midi hielt eine Predigt, die mit

den Worten schloß: „Johanna, gehe hin in Frieden, die Kirche kann dich nicht mehr beschützen.“ Sie hörte aufmerksam zu; dann kniete sie nieder, betete voll tiefer Andacht und verzieh ihren Feinden. Nachdem der Bischof das Urteil verlesen, worin sie als faules Glied aus dem Schoße der Kirche gestoßen und der weltlichen Gerechtigkeit überantwortet ward, setzte man ihr die Inquisitionsmütze auf, worauf die Worte standen: „ketzerisch, rückfällig, abtrünnig, abgöttisch“, und band sie an dem Pfahl über dem Holzstoße fest. „O Rouen, Rouen,“ hörte man sie rufen, „muß ich hier sterben, ich fürchte, du wirst viel leiden müssen wegen meines Todes.“ Sie verlangte nach einem Kreuz; ein mitleidiger Engländer heftete zwei Stäbe zusammen und reichte ihr das Kreuz. Sie küßte dasselbe ehrerbietig und verbarg es auf ihrem Herzen. Dann bat sie den Bruder Isambard, der ihr stets große Teilnahme bewiesen, daß er aus der nahen Kirche das Kruzifix hole und es ihr vor die Augen halte bis sie sterbe. Die Ungeduld der umstehenden Kriegsknechte, die in murrende Reden ausbrachen, drängte zur Eile. Als die Flammen emporloderten, verließ der Mönch, der sie zum Holzstoß geleitet hatte, die Stätte des Todes. Er hörte sie noch laut ausrufen, daß die Stimmen und Offenbarungen, die ihr zu teil geworden, von Gott kamen. Der letzte Laut, welcher aus der Umhüllung von Rauch und Flammen hervordrang, war der Name „Jesus“.

Der Eindruck und die Ehrenrettung.

Bald war's vollbracht. Von der hochherzigen Jungfrau, die noch nicht das zwanzigste Jahr erreicht hatte, war nur noch ein Häufchen Asche vorhanden, das die blinde Wut in die Seine versenkte. Aber viele Augen sah man in Thränen, und manche von denen, die bei dem tragischen Ereignis mitgewirkt, verließen den Ort voll Schrecken und Grauen und gestanden in der Beichte die Angst ihrer Seele, daß sie eine Heilige gemordet. Das französische Volk aber wurde durch das Blutgericht in Rouen in seinem Glauben an die höhere Sendung der Jungfrau nicht irre gemacht. Aus dem Scheiterhaufen sollte eine Taube gen Himmel geflogen sein. Dieser Volksstimme, welche mit patriotischer Entrüstung den kirchlichen und politischen Greuel in Rouen verdammte, ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß in der Folge auf Befehl des Königs der Prozeß umgestoßen, die zwölf Blutartikel öffentlich zerrissen und die Ehre und das Andenken des Heldenmädchens vor aller Welt wieder hergestellt wurden. Die alte Mutter und die Brüder der Unglücklichen erhoben einen so lauten Schmerzensschrei über das Märtyrertum Johannas, daß endlich Papst Calixtus III. 1455 seine Einwilligung zu dem Akte der Sühne erteilte. Ihr Name wurde „rehabilitiert“, aber die späteren Geschlechter blickten mit gemischten Gefühlen auf die rätselhafte Erscheinung. Die Jungfrau von Orleans blieb jahrhundertelang eine schwankende Gestalt; erst unser humanes Zeitalter setzte sie in ihr Recht ein. Am Ende des Mittelalters hatte sie noch einmal die Ideen der Kreuzzüge, religiöse Schwärmerei und kriegerische Begeisterung der erstaunten Welt vorgeführt

III. Aufschwung des französischen Königtums und die wachsende Parteiung in England.

1. Aussöhnung mit Burgund.

Triumph der Engländer. Die Engländer triumphierten, als die Asche der „Jungfrau" in die Seine geschüttet ward; in ihrem Tode erblickten sie das Heil ihres Königs Heinrich VI. Soweit ging ihr Haß, daß sie noch in zwei Manifesten, das eine an die Fürsten und Gewalthaber der Christenheit, das andre an den Klerus und das Volk von Frankreich, die Getötete lästerten, indem sie lügenhafte Berichte über die Ergebnisse der Untersuchung in die Welt sandten. Und wirklich schienen sich die Dinge in den nächsten Monaten günstig für die Engländer und Burgunder zu gestalten. In dem Erbfolgestreit über Lothringen zwischen dem Eidam und dem Neffen des verstorbenen Herzogs, René von Anjou und Bar und Anton Graf von Vaudemont, trug des letzteren von englisch-burgundischem Kriegsvolk
Juli 1431. unterstützte Partei einen glänzenden Sieg davon, wobei der tapfere Barbasan mit 700 Edelleuten und Rittern auf der Walstatt blieb und René und der Bischof von Metz in Gefangenschaft gerieten. Von dem französischen König, der noch immer von den Netzen des unwürdigen La Tremoille umstrickt war und über dem üppigen Hofleben die Leiden seiner Retterin und seines Reichs vergaß, war ein kriegerischer Aufschwung nicht zu erwarten. Wenn seine Feldherren Saintrailles, Lahire, Graf Dunois in der Normandie und anderwärts den englischen Waffen hier und da mit Glück widerstanden, so waren der König und sein Hof dabei unbeteiligt. Dem indolenten Fürsten schien die Rolle eines Königs von Tours vollständig zu genügen. Noch im Sommer trug sich Bedford mit dem Plane, seinen Neffen zur Krönung nach Reims zu führen und dadurch dem Glauben an die Mission der Jungfrau den letzten Stoß zu geben. Zuvor sollte jedoch Paris seinen jugendlichen Beherrscher in seinen Mauern empfangen. In prunkvollem Aufzug ritt Heinrich VI., damals neun Jahre alt, an der Seite
2. Dez. seines Oheims in die prachtvoll geschmückte Hauptstadt, von den städtischen Körperschaften, dem Parlamente und der Universität festlich begrüßt, und empfing
17. Dez. dann in der Liebfrauenkirche aus den Händen des Kardinals von Winchester, seines Großoheims, die königlichen Insignien. Aber es war eine kalte Krönungszeremonie: während die Helden des tragischen Dramas zu Rouen, Bischof Cauchon und der Stadtrichter Le Bouteillier sich mit frecher Zudringlichkeit hervordrängten, hielt sich der französische Adel fern. Fremde Edelleute und einige französische Prälaten aus den der englischen Herrschaft unterworfenen Städten bildeten den Zug. Paris mit seiner finster blickenden Einwohnerschaft machte den Eindruck einer eroberten Stadt. Im Palast St.-Pol erschien die alte Königin

Isabeau mit ihren Hofdamen an den Fenstern, um den Enkel zu begrüßen. Aber auch ihr Los war nicht beneidenswert; sie lebte in großer Beschränktheit, kaum daß man ihr die tägliche Notdurft reichte. Sie hatte wohl Ursache, sich weinend in ihr Gemach zurückzuziehen.

Diese Feierlichkeit bildete den Höhepunkt, aber auch den Schluß von Englands Macht und Herrlichkeit über Frankreich. Die beabsichtigte Krönung in Reims fand nie statt; Bedford und Winchester kehrten mit dem jungen König nach Rouen zurück, von wo er sich einige Zeit darauf nach London einschiffte. 1432. Bald beschränkte sich der englische Ehrgeiz auf die Normandie; Bedford selbst übertrug die Regentschaft über die andern Provinzen nordwärts der Seine dem Herzog von Burgund, um denselben durch diese Begünstigung aufs neue fester an England zu knüpfen. Die bisherigen Erfolge der Fremden waren hauptsächlich durch das Bündnis mit dem Burgunder erzielt worden. Aber dieses, von jeher auf schwankender Grundlage beruhend, erlitt einen harten Stoß, als die an Bedford verheiratete Schwester Philipps, die liebenswürdige, versöhnliche Anna, ohne Kinder aus dem Leben schied und ihr Gemahl bald nachher mit der 13. Nov. 1432. Tochter des Grafen von St.-Pol, aus dem Hause Luxemburg, eine zweite Ehe April 1433. einging, ohne den herkömmlichen Lehnsverpflichtungen Rechnung zu tragen. Zugleich erlangten die Franzosen einige Vorteile im Feld, besonders seitdem es dem tapfern Dunois gelungen war, durch eine von den Einwohnern unterstützte Kriegslist sich der Stadt Chartres zu bemächtigen. Dagegen fiel es dem englischen Regenten immer schwerer, die zum Unterhalt der Heere erforderlichen Geldsummen zu beschaffen, so daß sogar in Calais eine Meuterei der Besatzung ausbrach, die nur mit Mühe durch energisches Einschreiten unterdrückt wurde. — In dem ver- April 1433. ödeten Paris, wo Elend, Mangel und ansteckende Krankheiten wüteten, wo Gras in den Straßen wuchs und viele Häuser niedergerissen wurden, um Brennholz für den Winter zu schaffen, herrschte dumpfe Unzufriedenheit. Die Königsstadt fürchtete unter der Herrschaft der Engländer aus ihrer bisherigen Stellung gedrängt zu werden. War doch bereits in Caen eine Rechtsschule errichtet worden, welche der Pariser Universität, wo keine Lehrkanzel für römische Rechtswissenschaft bestand, großen Abbruch that; bald traten noch andre Fakultäten hinzu. Und selbst in Rouen, das die Engländer als ihre französische Hauptstadt betrachteten und vor allen auszeichneten, war die Bevölkerung der Fremdherrschaft so abgeneigt, daß eine Schar Verschworner durch einen Handstreich sich der Burg bemächtigen und einige Zeit darin behaupten konnte. Erst als die März 1432. erwartete Hilfe von außen zu lange zögerte, wurden die verwegenen Gesellen übermannt und nebst einigen ihrer Genossen aus der Bürgerschaft auf dem alten Markt, wo im vorhergehenden Jahr die Jungfrau den Feuertod erlitten hatte, enthauptet. Als der englische Feldherr den französischen Waffenplatz Lagny in der Nähe von Paris angriff, wurde er mit Verlust zurückgeschlagen. 10. Aug. 1432.

Die Lage der kriegführenden Parteien.

Diese Umstände, verbunden mit der entsetzlichen Not des Reichs, wo ver-

Umschwung in der Gesinnung. Agnes Sorel. wilderte Söldnerscharen alles mit Raub, Mord und Verwüstung füllten, wo ganze Landschaften verödet lagen und die Einwohner massenhaft von Hunger und Seuchen weggerafft wurden, machten Eindruck auf das Herz Philipps, der ja den Beinamen des Guten führte. Der Gedanke einer Aussöhnung mit dem französischen König wurde immer lebendiger in seiner Seele. Sein ehrgeiziges Streben, die großen Besitzungen, die er ererbt und erworben, zu einem unabhängigen austrasischen Reiche zu vereinigen und mit etlichen Landschaften und Städten Nordfrankreichs zu vergrößern, konnte eher Befriedigung erwarten durch den schwachen, hilfebedürftigen Karl VII. als durch die übermütigen Engländer. Der Versuch des Bischofs von Winchester, die beiden Herzöge Mai 1433. durch eine persönliche Zusammenkunft in St.-Omer auszusöhnen, scheiterte an dem stolzen Selbstgefühl des einen wie des andern und vermehrte eher die Erbitterung und Entfremdung. Der Legat von S. Croce, den Papst Eugen IV. als Friedensunterhändler nach Frankreich geschickt, fand daher bei Philipp bereitwillige Aufnahme und Unterstützung. Schon hatte der Herzog in einen Waffenstillstand gewilligt, und nur der Haß gegen die Höflinge, insbesondere gegen La Tremoille, den Hauptschuldigen bei der Ermordung seines Vaters, hielt ihn noch vom Friedensschluß zurück. Aber auch dieses Hindernis sollte beseitigt werden. Dem Connetable Richmond, in welchem die unwürdige Behandlung von seiten des Hofes das patriotische Gefühl nicht zu ersticken vermocht hatte, gelang es in Verbindung mit Karl von Anjou, Grafen von Maine, Bruder der Königin, den Günstling im Bette zu überfallen und nach Schloß Okt. 1433. Montresor in Gefangenschaft abzuführen. Der schlaffe König fand sich in die Sache, als man ihm bewies, daß es zu seinem und des Reiches Wohl geschehen. Von der Zeit an gewann eine patriotischere Partei, an ihrer Spitze Jolanthe von Aragonien, die Mutter der Königin, und ihr Sohn Karl von Anjou, die Oberhand am Hofe. Sie benutzte die Sinnlichkeit des Königs und seinen Hang zu schönen Frauen, um ihn in die Arme einer Geliebten zu führen, die neben den Künsten weiblicher Grazie ein gutes Herz und einen vaterländischen Sinn besaß und ihren Einfluß so anwandte, wie Jolanthe, ihre Gönnerin und Führerin, ihr eingab. Es war **Agnes Sorel** aus Touraine, die im Gefolge der Isabella von Lothringen, Gemahlin des gefangenen Herzogs René, an den Hof gekommen war. Die nachgebornen Geschlechter gefielen sich darin, die anmutige Dame im Gegensatz zu der Jungfrau von Orleans als die eigentliche Retterin Frankreichs darzustellen. Agnes riß den König aus der Trägheit und Weichlichkeit, erweckte in seiner Seele edlere Regungen, Interesse für Krieg und Politik, Mitgefühl für die Leiden des Volks und den patriotischen Ehrgeiz, die Fremdherrschaft abzuschütteln und ganz Frankreich wieder unter seinem Zepter zu vereinigen. Ihr Einfluß und der Rat der alten Königin dauerten lange genug, um die Befreiung Frankreichs zu begründen. Als in der Folge nach Jolanthes Tod (1442) Eifersucht und andre Leidenschaften auf sie einwirkten und sie zu

Hofintrigen geneigt machten, war der Strom vaterländischen Freiheitsgefühls schon so mächtig angeschwollen, daß er nicht mehr aufgehalten werden konnte.

Das erste Zeichen des neuen Geistes am Hofe war die Aussöhnung des Königs mit Richmond, wodurch in die Kriegsleitung wieder Ordnung und Plan kam. Lange hielt Karl mit seiner Gnade zurück; das barsche, durchfahrende Wesen des Connetable war seiner Natur zuwider. Daß er endlich nachgab, war ein Sieg der Vernunft und Klugheit. Richmond begleitete den König nach Vienne, wo die Stände von Languedoc und der Dauphinee nach langer Unterbrechung wieder versammelt wurden, um über das Wohl und Wehe des Reichs zu beraten und Mittel zur energischen Fortsetzung des Kriegs zu bewilligen. Denn die Roheit und Grausamkeit der Söldnerscharen überstieg alles Maß. Die wachsende Parteiung in der englischen Königsfamilie, wo der herrschsüchtige und ehrgeizige Graf Humphrey von Gloucester nicht bloß seinem Oheim, dem Kardinal Beaufort von Winchester, sondern auch seinem Bruder Bedford entgegenwirkte, die Abneigung des Parlaments gegen neue Geldbewilligungen, der Mangel eines königlichen Kriegsherrn mit durchgreifender Autorität, wie sie Heinrich V. geübt, waren von schlimmem Einfluß auf die englischen Truppen in Frankreich. Die Hauptleute führten den Kampf auf eigne Hand und die getrennten Banden erfüllten das Land mit roher Gewaltthat. Selbst in der Normandie griff das Landvolk, zur Verzweiflung gebracht, zu den Waffen, führte aber dadurch das Elend auf den höchsten Gipfel; in der Umgegend von Paris stritten die französischen Feldherren Lahire und Saintrailles mit Erfolg gegen den Landesfeind und brachten St.-Denis und andre Orte in ihre Gewalt. Der Graf von Arundel, der bedeutendste Anführer der Engländer, ein gefürchteter Kriegsheld von Mut und Entschlossenheit, geriet in dem unglücklichen Treffen von Gerberoi in die Hände der Feinde und starb in der Gefangenschaft an seinen Wunden.

Frankreich erholt sich. *1434.* *1434.* *Frühjahr 1435.*

Ganz Europa fühlte Mitleid mit einer Nation, welche in Gefahr stand, die Errungenschaften vergangener Jahrhunderte einzubüßen und an allem Schiffbruch zu leiden, was dem Leben Wert verleiht. Sowohl der Papst als die Baseler Kirchenversammlung arbeiteten eifrig an der Herstellung eines Friedens. Philipps nächste Verwandte, der Connetable von Richmond und der Herzog von Bourbon, führten dem Burgunder auf einer Zusammenkunft in Nevers die Notwendigkeit eines Friedens zu Gemüte; seine eignen Unterthanen murrten über die unnatürliche und unheilvolle Verbindung eines Sprößlings des französischen Königshauses mit den Feinden des Landes. Und da sich auch König Karl geneigt zeigte, die Freundschaft des Vetters mit großen Opfern zu erkaufen, so ging Philipp endlich in sich. Während des Winters hatte Bedford zum letztenmal Paris besucht. Um Ostern zog der Herzog mit seiner Gemahlin und seinen Söhnen daselbst ein, freudig begrüßt von der Bevölkerung, die in der Ankunft der werten Gäste den Anfang einer neuen Ära erblickte. Im Monat

Der Friede von Arras. 1435. *Jan. 1435.*

Juli wurde in Arras auf dem Gebiete des Herzogs ein Friedenskongreß eröffnet, der an Glanz den Versammlungen in Konstanz und Basel kaum nachstand. Denn so schwer auch die Zeiten waren, das fünfzehnte Jahrhundert liebte festliche Zusammenkünfte voll Pracht und Herrlichkeit. Außer dem Herzog selbst, der die hohen Gäste in seinem Land würdig zu empfangen bestrebt war und bei den Verhandlungen die wichtigste Stimme führte, erschienen Bevollmächtigte von Frankreich und England mit stattlichem Gefolge, war der Legat des Papstes, waren Abgeordnete des Konzils, waren Gesandte des Kaisers und vieler Könige Fürsten und Kommunen anwesend, und man schwelgte in Lustbarkeit, Ritterspielen und Banketten. Sechs Wochen dauerte der Kongreß; aber ein allgemeiner Frieden, wie er beabsichtigt war, kam nicht zu stande. England und Frankreich konnten sich nicht einigen; jenes spannte seine Forderungen zu hoch, dieses wollte nur in geringe Abtretungen willigen; am 6. Sept. ritten die englischen Gesandten aus Arras davon, um mit den Waffen zu behaupten, was man ihnen im Frieden verweigerte. Der Herzog sah sie ungern scheiden; er war noch immer unschlüssig, ob er den Bund von Troyes eigenmächtig lösen und mit dem französischen König auf eigne Hand Frieden machen solle. Die geschworenen Eide und die Erinnerung an des Vaters Ermordung hatten ihre Macht auf sein Gemüt noch nicht verloren. Selbst die Erklärung der Pariser Rechtsgelehrten, daß der Vertrag von Troyes den Gesetzen des französischen Staats zuwider und folglich null und nichtig sei, vermochte ihn nicht zu überzeugen. Da traf die Botschaft in Arras ein, daß Bedford auf dem Schlosse zu Rouen den An-
14. Sept. 1435. strengungen des Leibes und der Seele erlegen sei. Der Hingang dieses Staatsmannes, der an Thatkraft und politischem Scharfsinn seinem königlichen Bruder nicht nachstand, an uneigennütziger Aufopferungsfähigkeit ihn weit übertraf, riß den Herzog von Burgund aus seinem bisherigen Schwanken. Nun glaubte er nicht mehr an den Sieg der Engländer, und er war klug genug, die Gunst des Augenblicks zu benutzen, ehe sie ihm entschwinden könnte.

Um Frankreich, das sich an dem langjährigen Bürgerkrieg zu verbluten drohte, endlich mit sich selbst zu versöhnen, ließ sich König Karl VII. harte Bedingungen gefallen. Nicht nur daß er sich bereit erklärte, die Ermordung des Herzogs Johann als eine ungerechte und ruchlose That zu verdammen und zu bedauern, alle Urheber und Teilnehmer derselben an Leib und Gut zu bestrafen oder für immer aus dem Reiche zu verbannen und allerlei Sühnen zu stiften, er mußte auch das ganze Gebiet an der Somme, die Landschaften von Mâcon und Auxerre und das alte Ponthieu an den Burgunder abtreten und auf alle Lehnspflicht und Huldigung verzichten. Zugleich verbanden sich beide Fürsten zu gegenseitiger Kriegshilfe, versprachen einander das Vergangene zu vergeben und zu vergessen und schwuren, daß keiner ohne den andern einen Frieden mit England eingehen wolle. — Wenige Tage nach Abschluß des Vertrags von
24. Sept. 1435. Arras starb die alte Königin Isabella in Not und Dürftigkeit, von Mit- und Nachwelt mit schweren Vorwürfen belastet.

2. Mehrung der Königsmacht in Frankreich und die Reformen in Staat und Kirche.

So teuer auch der französische König den Frieden erkauft hatte, so gefahr- Neue Parteistellung.
drohend auch das burgundische Reich, welches nun als ein selbständiger Staat in die Geschichte eintrat, in der Folge für Frankreich werden mußte, nur durch dieses Bündnis war es den Franzosen möglich, die Fremdherrschaft abzuschütteln und das Königreich in seinen natürlichen Grenzen wieder aufzurichten. Seitdem die kriegerische Jungfrau, die auf rühmlichere und ehrenhaftere Weise die Befreiung hätte durchführen können, den Flammen übergeben worden, war die Versöhnung der feindseligen Parteien der einzige Weg zum Heil. Dies erkannten auch die Engländer, und ihre Wut über den Vertrag von Arras war daher grenzenlos. Sie jagten den burgundischen Botschafter aus dem Lande, vergriffen sich an den flandrischen Kaufleuten in London, bedrängten die Besitzungen des Herzogs mit Krieg, erneuerten die Verbindung mit Jakobäa von Holland und ernannten Humphrey von Glocester zum Grafen von Flandern; allenthalben suchten sie den abgefallenen Bundesgenossen Feinde zu bereiten. Dadurch sah sich Philipp veranlaßt, auch seinerseits alle Rücksicht beiseite zu setzen. Er griff das Gebiet von Calais an und unterstützte dadurch die kriegerischen Unternehmungen der französischen Feldherren an der Seine. Denn noch immer war Paris in den Händen des Nationalfeindes, und wie sehr auch die englische Partei zusammengeschwunden war, solange Meulan, Pontoise und andre benachbarte Orte sich noch in den Händen der Engländer befanden und die Verbindung mit der Normandie aufrecht erhielten, waren die Anhänger des englischen Königs, die von einem Wechsel der Herrschaft schlimme Tage zu erwarten hatten, mächtig genug, jede Erhebung der Patrioten zu verhindern. Auch schreckte das Schicksal von St.-Denis, welches die Engländer kurz vor Abschluß des Vertrages von Arras wieder erobert und furchtbar bestraft hatten, von jedem voreiligen Aufstand ab.

Aber mit dem nächsten Frühjahr trat eine günstigere Wendung für die Des Königs Einzug in
Franzosen ein. Die Einnahme von Meulan durch Graf Dunois und die Ver- Paris. 1436.
treibung der Besatzung von Pontoise durch die Bürgerschaft sperrte die Verbindung mit der Normandie. Die dadurch herbeigeführte Teurung erhöhte die Unzufriedenheit in der Stadt; nur die tapfere englische Besatzung unter Lord Willoughby hielt die gährenden Gemüter von offener Empörung zurück. Als aber der Connetable Richmond, der Bastard von Orleans und der bekannte Parteigänger L'Isle-Adam mit beträchtlichen Kriegshaufen vor den Mauern erschienen, da gewann die nationale Partei bald die Oberhand. Sie knüpfte mit Richmond geheime Verbindungen an; und als dieser der Stadt im Namen des Königs Amnestie und den Besitz ihrer Rechte und Privilegien zusicherte, wurde die Übergabe beschlossen. In früher Morgenstunde öffnete die Bürgerwache der franzö- 13. April 1436.
sischen Kriegsmannschaft das St. Jakobsthor; die englischen Truppen, nicht viel

über tausend Mann, mußten sich nach einem hitzigen Straßenkampf in die Bastille
17. April. zurückziehen, von wo sie vier Tage später unter dem Schutze einer Kapitulation abzogen, verfolgt von Hohn und Schmähungen. Eine feierliche Prozession, wobei die Universität sich durch Loyalität hervorthat, um die vergangenen Thaten in Vergessenheit zu bringen, verherrlichte die Befreiung der Hauptstadt. Die Sieger verfuhren schonend; man wollte die alten Wunden nicht wieder aufreißen, die schlummernden Leidenschaften nicht von neuem wecken, die Stürme der Parteiwut nicht wieder heraufbeschwören; denn der Feind strengte noch einmal alle Kräfte an, die Besitzungen an der unteren Seine und am Kanal zu behaupten. Vom Parlamente hatte man neue ausgedehnte Bewilligungen erlangt, und der Herzog von York, Bedfords Nachfolger in der Regentschaft, suchte dem doppelten Feinde mit verdoppelter Anstrengung zu begegnen. Nur die städtischen Beamten wurden durch neue ersetzt und die dem König treugebliebenen Parlamentsräte von Poitiers zurückgeführt und mit den in Paris anwesenden zu einem „starken Arm der Gerechtigkeit" verbunden. Im folgenden Jahr hielt Karl VII. seinen Einzug in Paris. Er hatte sich an die Spitze des Heeres gestellt und in Begleitung des vierzehnjährigen Dauphin Ludwig, der kurz zuvor sich mit der zwölfjährigen Margarete, Tochter des Königs Jakob I. von Schottland, vermählt hatte, Stadt und Burg von Montereau den Engländern entrissen. Der Einzug des Königs unter der Oriflamme war glänzend und der Empfang feierlich; aber Karl fühlte sich nicht heimisch in der Hauptstadt seiner Ahnen. Noch vor Ende des Jahres kehrte er wieder nach dem Süden zurück. Dort wehte die Luft weniger scharf als an der Seine, und seine Hoffeste und gesellschaftlichen Spiele und Lustbarkeiten wurden dort weniger durch den Schmerzensschrei der Völker und die Schrecken des Kriegs unterbrochen.

Aufstand von Brügge. 1437.

Denn um diese Zeit wütete von der Schelde bis zur Südgrenze der Normandie ein Kampf voll Entsetzen und Grausen, in welchem alle staatliche Ordnung und alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft sich aufzulösen drohten. Es war den Engländern gelungen, den Burgunder zum fluchtähnlichen Abzug von Calais zu zwingen; zugleich landete ihre Schiffsmannschaft an verschiedenen Punkten der flandrischen und holländischen Küste, machte verheerende Streifzüge, hemmte Einfuhr und Ausfuhr und störte allen Handel. Die Bürger von Brügge, welche unter diesen Störungen am meisten zu leiden hatten und sich in einem Streit mit L'Ecluse von dem Herzog zurückgesetzt glaubten, erregten einen Aufstand. Der Burgunder zog mit einem kleinen Haufen Kriegsvolk in die Stadt ein, sah sich aber bald von der aufgeregten Bevölkerung feindlich angefallen. Der französische Marschall L'Isle Adam, welcher aus Scham, weil ihm die Engländer Pontoise durch einen Handstreich wieder entrissen, den französischen Kriegsdienst mit dem burgundischen vertauscht hatte, stürzte vor seinen Augen von Pfeilen durchbohrt nieder und neben ihm mancher andre burgundische Kriegsmann. Der Herzog selbst schwebte in Gefahr. Nur mit großer Mühe entkam er durch ein

aufgerissenes Thor ins Freie. Ein Bürgerkrieg drohte auszubrechen wie in alten Mai 1437. Zeiten. Aber der demokratische Kriegsmut früherer Jahrhunderte war in den flandrischen Städten verschwunden; von dem herzoglichen Kriegsvolk belagert und von Gent und den übrigen Städten verlassen, mußten sich die Brügger unterwerfen, die Anstifter und Hauptschuldigen ausliefern und Buße zahlen. Doch 1438. spannte der Herzog seine Forderungen nicht zu hoch; er wünschte in seinem Reiche Frieden zu haben, um seine Erblande sowohl gegen die Engländer als gegen die französischen „Kompanien" zu verteidigen.

Nicht genug, daß die französischen Landschaften und Städte von dem Die Not der Zeit und die „Schinder". Nationalfeind aufs schrecklichste heimgesucht wurden, die eignen verwilderten Söldnerscharen, die sich unter gewaltthätigen Bandenführern aus dem französischen Adel zuchtlos umhertrieben, waren eine nicht minder schreckliche Geißel für Stadt und Land. Ohne Gehorsam und Disziplin, nur ihrer Raubsucht und ihren rohen Trieben und Leidenschaften folgend, durchstreiften diese entsetzlichen Banden, von dem Volke „Schinder" oder „Erwürger" (Ecorcheurs) genannt, zunächst die Gegenden an der Seine, wo sie mit den Engländern um die Wette Raub und Gewaltthätigkeiten verübten, so daß das Landvolk sich in die Wälder flüchtete und zu Tausenden dem Hunger und Elend erlag. Als die zertretenen und verödeten Fluren keine Beute mehr gewährten, durchzogen andre Scharen der wilden Gesellen die östlichen und südlichen Landschaften, plünderten die Ortschaften, brandschatzten die Städte, mißhandelten oder töteten die Bewohner; selbst die königlichen Schlösser wurden nicht verschont. Die Kapitäne, welche für den König stritten, wiesen die Befehle seiner Marschälle zurück; hinter den Mauern ihrer Festungen erlaubten sie sich die schnödesten Gewaltthaten. Wilhelm Flavi, ein tapferer Bandenführer, herrschte in Compiègne wie ein souveräner Fürst; als ihm der Connetable seine Stelle entziehen wollte, widersetzte er sich und hielt dessen ergebensten Freund, den Marschall von Rieux, bis an seinen Tod in Gefangenschaft. Alle Bande der Ordnung und des Gesetzes waren zerrissen. Mit höhnender Ironie bezeichneten sich die wilden Gesellen selbst als „Ecorcheurs". Und als ob es an diesen Schreckensthaten der Menschen nicht genug wäre, stellten sich noch Mißernten und Seuchen ein. In Paris starben in 1438. einem Jahr 50,000 Menschen; ganze Straßen waren verödet, so daß Wölfe sich in die Wohnungen der Menschen wagten. Dumpfe Verzweiflung zog in die Gemüter ein; eine abenteuernde Betrügerin, die sich als die Jungfrau von Orleans ausgab, fand Glauben bei dem unglücklichen Volke. Wie ein Verschmachtender im Wüstensand erfaßte dasselbe jedes täuschende Bild als einen Boten der Erlösung.

Aber England litt an denselben Wunden. Auch dort herrschte Hungersnot Vereitelte Friedensversuche. 1439. und Krankheit, und von den alten sieggewohnten Helden schied einer nach dem andern aus dem Leben. Der alte Richard Beauchamp, Graf von Warwick, welcher an Stelle des unerfahrenen Herzogs von York zum Generalstatthalter

31. Mai 1439. ernannt war, starb zu Rouen, ehe er eine namhafte Kriegsthat ausführen konnte; von den gefürchteten Armbrustschützen hatte der lange Krieg so manche frische Manneskraft dahingerafft, daß die Quelle zu versiegen begann. Dazu kam der Hader in der Königsfamilie, die Rivalität zwischen Gloucester und dem Kardinal von Winchester, die wachsende Parteiung unter dem Adel, die geringen Fähigkeiten und die unkriegerische Natur des jungen Königs Heinrich VI. Umsonst trat im Sommer des Jahres 1439 der Kardinal mit seiner Nichte Isabella von Portugal, Enkelin Johanns von Gent und Gemahlin des Herzogs von Burgund, auf einem Schloß unweit Calais zu neuen Unterhandlungen zusammen; wie sehr auch die Völker diesseits und jenseits des Kanals verzweiflungsvoll nach Frieden schrieen, wie sehr Papst und Kirche zur Versöhnung mahnten, die Anerbietungen des französischen Hofes, dem englischen König Guienne und die Normandie als Kronlehen zu überlassen, wenn er seine übrigen Ansprüche aufgeben wolle, wurden durch den Herzog von Gloucester und seine Parteigenossen verworfen; Heinrich VI. sollte als „König von Frankreich" die nördlichen Landschaften beherrschen, Karl VII. auf die Länder südwärts der Loire beschränkt bleiben. So blieb die Konferenz, wo trotz des Elends der Zeiten wieder die größte Pracht entfaltet wurde, ohne Erfolg. Der Herzog von Orleans, der schon vierundzwanzig Jahre in englischer Gefangenschaft verbracht und seine Sehnsucht nach dem sonnigen Lande der Heimat in so manchem rührenden Gedicht ausgesprochen hatte, mußte wieder mit dem Kardinal, in dessen Begleitung er über den Kanal gesetzt war, in das düstere Nebelland zurückkehren.

(Margin: Juni bis Aug. 1439.)

Freudig hatte der Herzog seinen Halbbruder, den Bastard von Orleans, der mit der französischen Gesandtschaft eingetroffen war, umarmt und ihm zum Dank für die tapfere Verteidigung seiner Hauptstadt die Grafschaft Dunois übertragen. Noch über ein Jahr mußte Herzog Karl von Orleans in der Gefangenschaft ausharren, ehe es seinen französischen und burgundischen Freunden gelang, gegen eine hohe Loskaufsumme seine Befreiung zu erwirken. Durch seine Vermählung mit einer Nichte Philipps wurde dann die vollständige Aussöhnung der ehemaligen Parteihäupter bewirkt und die letzte Spur von Groll ausgelöscht.

Jakob Coeur u. Richmond.

Noch war die letzte Antwort von London nicht eingetroffen, als die Kunde, daß die feste Stadt Meaux, das Bollwerk der englischen Herrschaft in Isle de France, trotz aller Anstrengungen des kühnen Feldhauptmanns Talbot und der tapfersten Gegenwehr der englischen Besatzung von dem Connetable Richmond
12. Aug. 1439. zur Ergebung gezwungen worden, die Konferenz auseinander sprengte. Der ritterliche Mann war durch die Unthätigkeit des Königs, der ihn nicht mochte und ihm nicht die nötigen Hilfsmittel gewährte, so verstimmt worden, daß er den Befehl niederlegen wollte. Da gewann Jacques Coeur, ein Mann von bürgerlicher Herkunft, der durch den ägyptisch-syrischen Handel reich geworden war und tiefe Einsichten in die kommerziellen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse besaß, großen Einfluß bei Hof und benutzte denselben um den König zu kräftiger Unterstützung seines Oberfeldherrn, zu energischer Kriegführung und zu Reformen

in der Gesetzgebung anzuspornen. Unterstützt von andern gleichgesinnten Räten, besonders den Gebrüdern Bureau, erreichte er seinen Zweck. Richmond wurde mit Geld und Mannschaft reichlicher ausgerüstet; die Einnahme von Meaux war die erste Wirkung der veränderten Politik, die eine neue Ära im Kriegswesen und in der Verwaltung begründete und Reich und Königtum sich selbst wiedergab.

Wir haben gesehen, daß die Unordnung und Zuchtlosigkeit der Söldner- *Reformen im Steuer- und Heerwesen.* banden ihre Hauptquelle in dem Geldmangel hatten. Die Domänen waren großenteils von Privatleuten eingenommen oder ihnen verliehen worden und trugen der Krone nichts mehr ein; die Steuern, welche die früheren Könige auferlegt, hatte Karl nicht mehr zu erheben gewagt, aus Furcht, der Abfall möchte auch die noch treuen Provinzen im Süden ergreifen. So sah er sich auf die spärlichen und unsicheren Bewilligungen der Stände einiger Landschaften angewiesen, welche für die Bedürfnisse des Hofes und Heeres nicht ausreichten. Leicht hätten damals die französischen Stände sich eine ähnliche Rechtsstellung wie die englischen erwerben können, wenn sie dem bedrängten Königtum thatkräftiger zur Seite getreten wären; aber die Auflösung der gesellschaftlichen Bande war schon soweit vorgeschritten, daß das Nationalgefühl politisch nicht mehr zum Ausdruck kam. Selten ist von Reichsständen die Rede, das französische Volk stellte alles dem Königtum anheim. Und so sehen wir denn auch König Karl VII. unter dem Beistande Le Coeurs und seiner andern bürgerlichen Räte zu Maßregeln schreiten, welche der bisherigen Unordnung eine Schranke setzten und die Befreiung des Landes ermöglichten, zugleich aber auch dem königlichen Absolutismus den Weg bahnten.

Nach einer großen Reichsversammlung in Orleans, wobei Bevollmächtigte der *Die Ordonnanz vom 2. Nov. 1439.* Herzöge von Burgund, Orleans, der Bretagne, des Grafen von Armagnac, der Stadt Paris und viele angesehene Abgeordnete aller Stände erschienen waren, erließ König Karl VII. die berühmte Ordonnanz vom 2. November, worin, wie es im Eingang heißt, „nach reiflicher Überlegung und Beratung mit den Prinzen und Baronen, Prälaten und Geistlichen, Edlen und Leuten aus den guten Städten" die Reform des Heerwesens für alle Zeiten angeordnet war. Auf der Versammlung waren solche Klagen über die Gewaltthätigkeiten der Söldnerbanden und ihrer Kapitäne laut geworden, daß man sich in die Notwendigkeit versetzt sah, den unerträglichen Kriegsbedrängnissen mit Ernst und Strenge entgegenzutreten. Ein Friede war unter den bestehenden Verhältnissen nicht zu erzielen; man mußte also den König in den Stand setzen, die für den fortdauernden Krieg notwendige Truppenzahl zu unterhalten und zugleich der Eigenmächtigkeit der Kapitäne und der Zuchtlosigkeit der Kompanien ein Ende zu machen. Zu dem Zweck wurde der Staatshaushalt in feste Ordnung gebracht: während die Krongüter, für deren Rückgewinnung Sorge getragen ward, zum Unterhalt des Königs und des königlichen Hauses vorbehalten blieben, die sogenannten Aides, die Auflagen auf Salz und Verkaufsgegenstände und die Ausfuhrzölle für die Kosten der Verwaltung bestimmt wurden, sollte die Grund- und Personalsteuer (Taille) für Heer und Kriegskosten dienen und in einem bestimmten Betrage (1,200,000 Fr.) durch königliche Schatzmeister regelmäßig erhoben werden. Während bisher einzelne Kapitäne in

den Bezirken, wo sie lagerten, gewisse Geldbezüge oder Naturallieferungen für Mann und Pferde erheben durften, damit aber Erpressungen und Mißbräuche aller Art geübt hatten, wurde jetzt eine permanente Kriegssteuer auf das ganze Land und alle Unterthanen sowohl des Königs als der Großen umgelegt und die Erhebung derselben durch zuverlässige Pächter oder Kommissarien, den königlichen Beamten, Elus genannt, übertragen. Ein oberster Rechnungshof sollte das ganze Steuer- und Finanzwesen leiten, wie der Parlamentshof, mit dem er in Verbindung gesetzt ward, das Gerichtswesen; und eine feste Münzordnung, durch die den bisherigen schwankenden Währungen für immer ein Ende gemacht wurde, befestigte das Vertrauen und den öffentlichen Verkehr. Nun erst konnte man zu einer durchgreifenden Heeresorganisation, zu stehenden Kriegsmannschaften, zur Unterordnung der Kapitäne unter einen Oberfeldherrn, zu einer planmäßigen Kriegführung schreiten. In der erwähnten Ordonnanz wurde daher verkündigt, der König werde eine bestimmte Anzahl Kriegsoberster, sowohl für die schwergerüstete Reiterei, die Gensdarmen, als für das leichtbewaffnete Kriegsvolk ernennen, den Kompanien feste Grenzplätze als Standorte zuweisen und die Anführer für jede Frevelthat, Bedrückung und Rechtsverletzung verantwortlich machen. Ohne königliche Erlaubnis dürfe niemand Bewaffnete halten; keiner der aufgestellten Hauptleute dürfe die ihm zugeteilte Mannschaft eigenmächtig vermehren; jede Art von Erpressung, jede willkürliche Besteuerung oder Umlage, jeder Unfug wurde streng untersagt. Wer diesen Verordnungen zuwiderhandle, sollte mit Verlust der Ehre, der Güter, ja des Lebens bestraft werden.

Die Praguerie. 1440. Noch nie war das Königtum mit solchen Ansprüchen hervorgetreten, noch nie war den Großen eine solche Unterordnung und Selbstentsagung zugemutet worden. Um von der Bedrängnis der „Würgerbanden" befreit zu werden, übertrug die französische Nation der Krone eine unumschränkte Gewalt, legte sie dem Königtum das Recht bei, allein die zum Krieg erforderlichen Geldmittel und Mannschaften aufzubringen, begab sie sich des Rechts der periodischen Steuerbewilligung. Den Feudalherren wurden die Machtbefugnisse über ihre Unterthanen in den wesentlichsten Punkten, im Aufgebot zum Waffendienst und in der Gelderhebung, beschränkt; die adligen Bandenführer, welche bisher als Herren und Gebieter zu schalten gewöhnt waren und gestützt auf ihre festen Waffenplätze mit ihren Soldknechten das Schicksal ganzer Provinzen und Städte in der Hand gehabt hatten, sollten nun alle diese Vorteile aufgeben, in Unterordnung und Dienstbarkeit treten und den königlichen Vorschriften in striktem Gehorsam sich fügen. Es war ein Schritt aus der Feudalmonarchie zum modernen Staat, wie er noch kaum irgendwo versucht worden. Daß eine solche Umgestaltung nicht ohne Kampf und Widerstreit vor sich gehen konnte, war begreiflich. Nicht alle Edelleute waren mit der Neuerung einverstanden; man merkte bald eine unzufriedene Stimmung, die sich bis in die höchsten Kreise verbreitete und besonders in den Kompanien der „Ecorcheurs" Eingang fand. Dies benutzte der intrigante und boshafte La Tremoille zu neuen Kabalen. Es bildete sich eine Verschwörung, an deren Spitze Männer vom höchsten Adel, sogar Glieder des königlichen Hauses, wie die Herzöge von Bourbon und Alençon, der Graf von Vendome u. a. standen. Sie sahen es als eine Verletzung ihrer natürlichen und angebo-

renen Rechte an, daß sie der Aufsicht königlicher Beamten und einer allgemeinen Ordnung unterworfen sein sollten. Selbst der wackere Graf Dunois ließ sich von dem Pfade der Loyalität, den er bisher gewandelt, ablenken. Das Komplott erhielt einen gefährlichen Charakter, als es den Verbündeten gelang, den Dauphin Ludwig auf ihre Seite zu ziehen. Der zwanzigjährige Fürstensohn, der mit den vom Vater ererbten Neigungen zur Sinnlichkeit und Ausschweifung brennenden Ehrgeiz, hohe Intelligenz und leidenschaftliche Herrschsucht verband, der die Geliebte des Königs, Agnes Sorel, und die bürgerlichen Ratgeber haßte, der in seinem lieblosen Gemüt keine Regungen der Pietät gegen seinen väterlichen Herrn empfand und der untergeordneten Stellung, in der er bisher gehalten worden, überdrüssig war, verjagte seinen Oberhofmeister, den Grafen La Marche, und schloß sich den Verschwornen an, die im Süden der Loire, in Blois und Touraine, ihre Zusammenkünfte hielten. Ihr Plan war, den König zu nötigen, seine Räte, vor allen den Connetable, La Tremoilles Todfeind, aus seiner Nähe zu verweisen, dem Dauphin einen seinem Range gebührenden Einfluß auf die Regierung einzuräumen und dadurch die alte Übermacht der Feudalherren wieder aufzurichten. Aber das verbrecherische Vorhaben scheiterte; schon der verhaßte Name „Praguerie“, womit die Zeitgenossen das Komplott belegten, indem sie es in eine Linie stellten mit dem revolutionären Treiben der Hussiten in Prag, bezeichnete den Widerwillen des Volks gegen die Ränke einer malkontenten Adelsfaktion. Graf Dunois verließ bald die Reihen der Aufrührer und flehte die Gnade des Königs an; die Bürger von Saint-Maixent bei Poitiers erwarben sich durch die mutige Verteidigung ihrer Stadt große Privilegien; viele adlige Grundherren zogen eine Verminderung ihrer feudalen Rechte den Bedrückungen durch die „Würgerbanden“ vor und vereinigten sich mit den Städten zum Widerstand. Der Herzog von Burgund, dessen Sohn Karl, Graf von Charolais, im vorhergehenden Jahr mit der Tochter des Königs, Katharina, vermählt war, versagte dem Dauphin jeden Beistand und riet ihm, sich mit dem Vater auszusöhnen, wozu er seine Vermittelung anbot. Die Zeiten waren andre geworden. Als Ludwig und seine Freunde in einigen Gefechten den Kürzeren zogen und Bourbonnais, der Hauptschauplatz der kriegerischen Bewegung, mit seinen zahlreichen Burgen fast ganz erobert war, da unterwarfen sich die Häupter der Empörung der Gnade des Königs. Karl VII. erleichterte den Reuigen die Rückkehr. Juli 1440.
Die Unterdrückung der „Praguerie“ war ein so glänzender Sieg des Königtums, daß er durch keine Rachethat entstellt werden durfte. Karl selbst hatte durch sein kräftiges Vorgehen sein gesunkenes Ansehen in den Augen des Volks wieder hergestellt; man faßte neues Vertrauen zu ihm, und nichts hat den Verordnungen vom 2. November mehr Geltung verschafft als dieser neuerweckte Glaube an den rettenden und schützenden Arm des Königs. Der Dauphin begab sich mit des Vaters Einwilligung nach der Dauphinee, aber er stand unter der Hut königlicher Diener und Amtleute.

Die pragmatische Sanktion. Und nicht nur im eignen Lande gewann das Königtum wieder Kraft und Ansehen; auch gegenüber der Kirche trat Karl als Schirmherr der gallikanischen Freiheiten auf. Nachdem er, wie einst Eduard III. in England (S. 41 f.), den Eingriffen des römischen Stuhles bei Besetzung der kirchlichen Stellen entgegengetreten und „mit dem Rat einer Versammlung von Prälaten, Geistlichen und angesehenen Laien" eine Verordnung erlassen hatte, „daß niemand in Frankreich zu einer Pfründe gelangen solle, wenn er nicht aus dem Lande gebürtig und dem König zugethan sei", benutzte er den Streit zwischen dem Baseler Konzil und Papst Eugen IV., um die von jenem aufgestellten Grundsätze über die freie Wahl der Bischöfe und Äbte und über die selbständige Stellung der Landeskirchen zum römischen Stuhl zur Geltung zu bringen. Auf einer großen Versammlung zu Bourges, welcher fünf Erzbischöfe, fünfundzwanzig Bischöfe und viele Geistliche niederen Ranges anwohnten, wurden jene Synodalbeschlüsse über (Juli 1438.) die geistlichen Wahlen angenommen und verbunden mit andern Bestimmungen gegen die Geldforderungen des römischen Stuhles und gegen die Eingriffe der päpstlichen Gerichtsbarkeit in die Jurisdiktion des einheimischen Klerus zu einem Gesetz zusammengefaßt, dem man den feierlichen Namen der „pragmatischen Sanktion" beilegte. War es für das Papsttum schon sehr empfindlich, daß in Frankreich kirchliche Bestimmungen getroffen wurden, ohne daß man zuvor sich deshalb mit Rom ins Einvernehmen gesetzt, so mußte diese Spannung noch wachsen, als nun eine zweite Reichsversammlung in Bourges, bei welcher die Geistlichkeit besonders zahlreich vertreten war, nicht nur jene „pragmatische Sanktion" aufs neue bestätigte, sondern auch in dem Streit zwischen (Sept. 1440.) der Kurie und dem Baseler Konzil eine schiedsrichterliche Autorität, wenigstens für Frankreich, in Anspruch nahm (S. 296). Mehr noch als in den Tagen Philipps des Schönen galt der König nunmehr auch gegenüber der Geistlichkeit als das Haupt der Nation; die wenigen Fälle, wo dem römischen Hofe die letzte Entscheidung vorbehalten blieb, waren genau bestimmt; das Pariser Parlament zog die Grenzlinien zwischen Staats- und Kirchenrecht, zwischen den heimischen Gerichtshöfen und dem Obertribunal in Rom. „Sogar den geistlichen Zensuren glaubte es den Eingang ins Königreich versagen zu müssen."

Machtstellung der Krone. So finden wir im Anfang der vierziger Jahre das französische Königtum in einer ganz andern Stellung als zuvor. Durch innere Selbstermannung und durch äußere Umstände war es zum Gefühl seiner Pflicht, seiner Macht, seines Ansehens gelangt; es hatte sich selbst wiedergefunden. Die Nation, gebeugt und zerrissen und erschreckt über die sittliche Verwilderung, die allenthalben zu Tage trat, erblickte in der Wiederbelebung der geheiligten monarchischen Institution das einzige Heil, den einzig sicheren Anker der Rettung und stand daher in allen Kämpfen und Krisen dem König fest zur Seite.

Gerade damals enthüllte der vor dem geistlichen Gericht in Nantes verhandelte Prozeß gegen den Marschall von Retz, einen Verwandten des herzoglichen Hauses Montfort in der Bretagne, in dessen Schlössern und Brunnen man die Gebeine von hundertundvierzig ermordeten Kindern fand, einen Abgrund teuflischer Bosheit und Ruchlosigkeit. Er hatte die scheußlichen Unthaten anfangs, in Verbindung mit „einem italienischen und englischen Zauberer" aus Aberglauben begangen, um übernatürliche Kräfte zu erlangen, später aus Lust am Morden. Es waren noch Nachwirkungen des Dämonenfanatismus, der in dem Scheiterhaufen von Rouen seine Orgien gefeiert. Auch in England wurde um dieselbe Zeit ein „Hexenprozeß" verhandelt, dessen Verzweigung sich in die höchsten Kreise verlief. Eleonore Cobham, die der Herzog von Gloucester aus einer Konkubine zu seiner Gemahlin erhoben, wurde angeklagt, daß

sie in Verbindung mit Marjory Jourdemain, der „Hexe von Eye“, und mit zwei Geistlichen, Roger Bolingbroke und Thom. Southwell, schwarze Künste treibe, durch welche sie mit Hilfe von Zaubertränken den Herzog in ihre Netze gezogen habe, und mittels einer langsam hinschmelzenden Wachsfigur die Gesundheit des Königs Heinrich VI. zu untergraben und seinen Tod herbeizuführen gesucht habe. Der geistliche Gerichtshof sprach das Schuldig aus, worauf 1441. Bolingbroke zu Tyburn an den Galgen geknüpft, Lady Cobham zur öffentlichen Kirchenbuße und dann zu lebenslänglicher Haft verurteilt ward; Southwell starb vor der Hinrichtung im Kerker. „Der Trieb, sowohl die starren Elemente der Natur durch Kunst zu erzeugen, als auch das lebendige Wesen auf geheimnisvollem, übernatürlichem Wege zu beeinflussen, lag im Geiste einer Zeit, wo vor dem Nebel des Aberglaubens Wissenschaft und Betrug noch nicht von einander geschieden waren.“

Was in allen Staaten die Vertreter des Volks hartnäckig bekämpften, eine permanente Steuer ohne ständische Bewilligung durch königliche Amtleute erhoben, und ein Kriegsheer, das der König besoldete, dessen Führer er ernannte, dessen Höhe und Aufenthaltsorte er bestimmte, dessen Häupter und Glieder er wegen jeder Überschreitung, wegen jeder eigenmächtigen oder ungesetzlichen Handlung zur Rechenschaft ziehen konnte, das brachte die französische Nation aus freien Stücken dar. In Languedoc erkannte man es als eine hohe Gnade, daß sich Karl, in Anbetracht der großen Opfer, welche die Provinz dem Königtum gebracht, und der großen Drangsale, die sie während des Kriegs erlitten, mit einem Äquivalent für die Steuern begnügte und dem Lande, wo geschriebenes Recht galt, ein eignes Parlament in Toulouse gewährte (1443). Und so groß war das Vertrauen in das neugestärkte Königtum, daß Jacques Coeur, eine der wichtigsten Stützen und Räte, den Bedürfnissen mit freiwilligen Darlehen entgegenkam. Von Reichstagen war kaum mehr die Rede; die jetzige Willfährigkeit der Vertreter der Stände konnte mit der Zeit auch wieder einem oppositionellen Geist weichen; darum zog Karl vor, die bereits bewilligten Steuern im allgemeinen unverändert bestehen zu lassen; mitunter versammelte er die Stände einzelner Provinzen, mit denen leichter eine Verständigung zu erzielen war. Die Monarchie war auf dem Weg zum Absolutismus; aber zunächst gereichte diese Machtfülle dem Reich zum Vorteil.

3. Auflösung der Söldnerkompanien und neue Heeresorganisation.

Der neue Geist machte sich bald bemerkbar; der König selbst fühlte sich kriegerisch angeweht. Nachdem er in der Champagne die unfolgsamen Kapitäne und Söldner zur Ordnung gewiesen und den ruchlosen Bastard von Bourbon, ein thätiges Mitglied der „Praguerie“, zum heilsamen Schrecken in den Wellen der Aube hatte ertränken lassen, rückte er an der Spitze von 10,000 Gewappneten vor Pontoise, und wie mutig immer die Besatzung widerstand, und wie sehr sich der unternehmende Talbot anstrengte, die wichtige Festung zu retten, nach langer Belagerung wurde das letzte Bollwerk Englands in Isle de France

Siegreiches Auftreten des Königs.

19. Sept. 1441. im Sturm erobert und die feindliche Mannschaft niedergemacht. Wie ein Triumphierender konnte jetzt Karl VII., welcher sich durch persönliche Tapferkeit ausgezeichnet und eine Abteilung der Stürmenden angeführt hatte, in die Hauptstadt seines Reichs einziehen. Nicht minder wichtig und folgenreich waren die Siege, welche der König in den nächsten Jahren über die inneren Feinde davontrug.

1. Wir wissen, daß die großen Feudalherren, insbesondere die Prinzen des königlichen Hauses, mit Eifersucht auf den Aufschwung der monarchischen Gewalt blickten, durch den sie in ihrer fast souveränen Stellung beeinträchtigt wurden. Sie hielten in
März 1442. Nevers eine Zusammenkunft und entwarfen eine Beschwerdeschrift, in welcher sie ihre persönlichen Anliegen mit allgemeinen Klagen über die Notstände des Reichs, über die Fortdauer des Kriegs, über die drückende Besteuerung verbanden und verlangten, daß die bestehenden Mißstände abgestellt und über alle Angelegenheiten die Reichsstände, vor allem die Glieder des königlichen Hauses, um ihre Meinung und Zustimmung angegangen werden sollten. In früheren Jahren würden diese hochfahrenden Häupter ihre Forderungen mit dem Schwerte vorgebracht haben; es war also schon ein Sieg der neuen Staatsidee, daß sie nicht noch einmal den Weg der bewaffneten Koalition, der „Praguerie" betraten, sondern mit Bitten und Vorstellungen dem Throne nahten. Sie fanden eine milde Aufnahme und erhielten beruhigende Zusagen. Karl war zwar weit davon entfernt, die neuerworbene Machtstellung durch schwache Nachgiebigkeit zu mindern oder zu gefährden, aber er wußte die beschwerdeführenden Herren teils durch die Versicherung, daß er sie in ihren Rechten nicht zu verkürzen gedenke, teils durch Erteilung von Jahrgeldern und Ehrenstellen zu beschwichtigen. Selbst der Herzog von Orleans empfing eine Rente. Daß er die Reichsstände nicht einberufe, entschuldigte er mit der schwierigen Zeitlage. Es kam wohl auch in andern Ländern vor, daß Glieder und Verwandte des königlichen Hauses gegen den Throninhaber in Opposition standen; aber in Frankreich zählte das Königtum fortwährend seine gefährlichsten Widersacher unter den Angehörigen der Dynastie, unter den „Prinzen von Geblüt". Diese suchten stets das Königtum zu beschränken, nicht sowohl seinem Prinzip, als seinen Äußerungen nach, nicht im Interesse der Freiheit des Landes, sondern in dem ihrer besonderen Stellung zum Throne. Die Zweige wollten sich nicht von der Krone ganz verdunkeln lassen.

2. Nachdem Karl auch diese Schwierigkeit überwunden hatte, zog er mit zahlreichem Kriegsvolk nach Süden, teils um die Engländer in Guienne und der Gascogne zu bekriegen, teils um auch dort die Bandenführer und Kompanien in die Schranken des Gehorsams und des Gesetzes zu weisen. Nach einigen glücklichen Gefechten überwinterte er in Montauban, wo Vignolles, genannt Lahire, eine der merkwürdigsten Abenteurergestalten, von Geburt ein Gascogner, aus der Welt schied. Es dauerte nicht lange, so stieß er auf neue Gegner. Er brachte die erledigte Grafschaft Cominges,
1443. über deren Besitz die Häuser Foix und Armagnac sich lange gestritten, an sich und dehnte dadurch die Krongüter bis an die Pyrenäen aus. Johann IV., Graf von Armagnac, Bernhards Sohn, ein stolzer Herr, der sich „von Gottes Gnaden" nannte, setzte alle Hebel in Bewegung, um die Machtvergrößerung der Valois in seiner Nähe zu verhüten; er verband sich mit den Engländern und erhob die Fahne der Empörung; aber das Unternehmen hatte keinen Erfolg. Von seinen Freunden und vom Volke
1444. verlassen, mußte er sich dem Dauphin ergeben, der ihn mit Gattin und Kindern zu Lavour in Gefangenschaft setzte. Erst als er seinen Ansprüchen auf die Domänen ent-

sagte, die Bezeichnung „von Gottes Gnaden" aufgab und dem König Treue und Gehorsam schwor, erhielt er Freiheit und Eigentum zurück. 1445.

Waffenstillstand und englisch-französische Heirat. 1444. 1445.

Solange der Krieg noch von der Seine bis zur Garonne in offenem Felde wütete und in den festen Städten die alten Besatzungen in sicheren Schutzwehren lagen, konnte die Heeresorganisation nicht gründlich durchgeführt werden. Noch mancher Kapitän beharrte in seinem alten Übermut; noch immer wurden Klagen über Gewaltthätigkeiten und Räubereien der Kompanien laut. Sollten die Reformen zum Ziele kommen, so mußten einige Jahre der Ruhe eintreten. Zu einem dauernden Friedensschluß aber war noch keine Aussicht: die Engländer wollten die Früchte ihrer Anstrengungen nicht fahren lassen, die Franzosen keine fremde Herrschaft in ihrem Lande dulden. Da aber der Notstand auf beiden Seiten des Kanals gleich groß war, in England die Kosten zur Unterhaltung des Heeres nur durch freiwillige Gaben, von Haus zu Haus gesammelt, aufgebracht werden konnten, so einigte man sich zu dem Waffenstillstand von Tours, der zunächst auf zwei Jahre abgeschlossen, nachträglich noch verlängert ward. (Vom 1. Juni 1444 bis 1. April 1446.) William de la Pole, Graf von Suffolk, ein Nachkomme jenes reichen Kaufmanns unter Eduard III. und des unglücklichen Kanzlers Richards II. (S. 53 f.), der mit dem Herzog von Orleans und vielen französischen Edelleuten ersten Ranges befreundet war, stand an der Spitze der ansehnlichen Gesandtschaft, die nicht nur diese Waffenruhe zum Abschluß brachte, sondern auch gleichzeitig dem König von England eine Gemahlin zuführte. Es war Margarete, die fünfzehnjährige Tochter jenes Herzogs René von Bar, der sich König von Jerusalem und Sizilien nannte, aber kaum irgend ein Land sein eigen nennen konnte, da er selbst Bar für seine Befreiung an Philipp von Burgund (S. 746) verpfändet hatte. Margarete war von großer Schönheit und seltenem Verstande, und da sie die Nichte der Königin von Frankreich war, so konnte der Ehebund als Vorbote einer friedlicheren Politik gelten. Als die junge Braut im nächsten Frühjahr ihre Reise nach England antrat, gab ihr Karl VII. selbst das Geleite durch sein Land. (1445.) Am 30. Mai wurde in Westminster die Krönung begangen, die der Hofpoet John Lydgate in schwülstigen Versen feierte. Aber der Ehebund war ohne Glück und Segen. Von der Zeit an sank das Ansehen des Grafen Humphrey von Gloucester und seines hochbetagten Oheims, des Kardinals von Winchester, bei Hofe. Die junge Königin, die einen männlichen Geist entwickelte, gewann bald große Macht über den schwachen Gemahl, und durch sie stieg auch Suffolk von Tag zu Tag höher in Gunst und Einfluß. Aber dem englischen Volke war die Französin ein Gegenstand des Ärgernisses und der Abneigung.

Die Soldkompanien im Jura und am Rhein. 1444.

Um so trefflichere Früchte trug die Waffenruhe der französischen Nation. Nicht nur, daß die Werke des Friedens wieder auflebten und der Flüchtling und Ausgewanderte wieder die heimatliche Stätte aufsuchte, jetzt erst konnten die begonnenen Reformen im Heerwesen und in der Verwaltung vollendet

werden. Und hier kamen dem König die Zeitverhältnisse trefflich zu statten. Kaiser Friedrich III., mit der Schweizer Eidgenossenschaft in einen Krieg verwickelt, wandte sich um Hilfe an Frankreich; ein gleiches Ansuchen stellte „König“ René von Anjou, welcher als Herzog von Lothringen Ansprüche auf die freie Reichsstadt Metz zu haben behauptete und mit Hilfe der Franzosen die lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun dem Reiche zu entreißen und unter Frankreichs Oberlehnsherrlichkeit sich selbst anzueignen hoffte. Beiden Gesuchen, denen verwandtschaftliche Rücksichten und Verbindungen am französischen Hof Nachdruck gaben, wurde gern willfahrt. Konnte man doch auf diese Weise der noch immer im Lande umherstreifenden Kompanien der „Ecorcheurs“, im Auslande unter dem alten Namen „Armagnacs“ bekannt, sich am leichtesten entledigen. Auch wurde schon damals die Ansicht laut, daß man die Grenzen Frankreichs bis an den Rhein ausdehnen und dem Reiche die auf der linken Seite des deutschen Stromes gelegenen Territorien entreißen möge, eine Ansicht, welche den nachgebornen Geschlechtern zum Dogma der politischen Orthodoxie geworden ist. Zu dem Behuf zogen zwei beträchtliche Heere, großenteils aus den Besatzungstruppen der Grenzfestungen entnommen, nach Osten, das eine unter dem König selbst gen Lothringen, das andre unter der Führung des Dauphin Ludwig über Mömpelgard nach der Reichsstadt Basel, welche sich mit Bern, Solothurn, Luzern an die Eidgenossenschaft wider Österreich und Zürich angeschlossen hatte. Der Kaiser, der Papst und die Großen betrachteten diese Rotten als vortreffliche Werkzeuge zur Unterdrückung des trotzigen Mutes der Bürger, der Landleute und des zu Basel versammelten Konzils. Es waren Soldknechte verschiedener Länder und Zungen, Schotten und Engländer, Franzosen und Normannen, Reisläufer aus den Pyrenäen und Alpen, die einen vollständig gerüstet und mit Geschütz versehen, die andern notdürftig bekleidet und schlecht bewehrt, welche voll Kampflust und Beutegier unter ihren waffenkundigen Kapitänen ins Feld zogen. Wir werden noch einmal an einer andern Stelle jenes wunderbaren Kampfes gedenken müssen, den 1500 Eid-
26. Aug. 1444. genossen bei St. Jakob an der Birs auf dem Felde von Pratteleu wider den zehnfach überlegenen Feind bestanden, der unter den erfahrensten Scharenführern bis in die Nähe von Basel vordrang. Wie bei Thermopylä wurde die Heldenschar von der Übermacht erdrückt und bis auf wenige versprengte Streiter dem Tode geweiht, aber Mit- und Nachwelt haben mit staunender Bewunderung auf die Großthaten der Helvetier am Siechenhaus von St. Jakob geblickt. Die französischen Kriegsobersten, insbesondere der Marschall Dammartin, wollten die kühnen Männer in St. Jakob schonen, aber die Herren vom Adel aus den Nachbarlanden drangen auf Vernichtung der übermütigen Bürger und Bauern. Der Dauphin trug übrigens Bedenken, den Krieg gegen ein tapferes Volk und armes Gebirgsland fortzusetzen. Er schloß daher unter der Vermittelung der Väter des Baseler Konzils mit den Eidgenossen und ihren Verbündeten den Ver-

trag von Ensisheim und führte die wilden Gäste über den Rhein zurück. Während er selbst mit 2000 wohlgerüsteten Reitern dem Vater nach Lothringen zu Hilfe zog, lagerte sich das übrige Heer im Elsaß, wo es wie in Feindes Land hauste und, verstärkt durch Abenteurer und rohe Gesellen, die von nah und fern hinzuströmten, die furchtbarsten Greuel verübte, so daß endlich ein Reichsheer unter dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz wider die Raubscharen auszog und die Landbevölkerung auf beiden Ufern des Rheins zur Verzweiflung gebracht wider sie aufstand. Endlich gebot König Karl den Abzug. Er hatte erreicht, was zunächst seine Absicht gewesen: über 10,000 Mann der verwilderten Banden waren unter den Morgensternen und Lanzen helvetischer Landleute an der Birs oder unter den Kolbenschlägen der Bewohner des Elsasses und des Schwarzwaldes erlegen. Noch lange erzählte sich das Volk in der Schweiz und im südlichen Deutschland von den Verwüstungen und Greuelthaten der Armeniacken (Armignaken), deren Name im Volksmund in „Arme Gecken" entstellt ward. Bald darauf kehrte auch der König mit der andern Söldnerschar aus Lothringen zurück. Hatte er auch die Stadt Metz fünf Monate lang vergeblich belagert und sich schließlich mit einer Geldsumme abfinden lassen, so war doch der Feldzug nicht unfruchtbar gewesen. Er brachte die Stadt Epinal unter seine Herrschaft, nahm Toul und Verdun unter seinen Schutz und erinnerte die Einwohner, daß sie an dem königlichen Frankreich einen stärkeren Anhalt hätten als an dem zerrissenen Deutschen Reich. Für größere Eroberungen im Osten war die Zeit noch nicht reif, solange noch die schönsten Provinzen des Westens unter fremder Herrschaft standen.

28. Okt.

Die neue Heeresorganisation.

Karl stellte durch Verträge ein friedliches Verhältnis an der Mosel und am Oberrhein her, verschaffte seinem Schützling René einige Vorteile und kehrte dann in sein Reich zurück, um die Reform des Heerwesens zu vollenden und die Ordonnanz vom 2. Nov. 1439 zur Wahrheit zu machen. Zu dem Zweck hielt er zu Chalons an der Marne einen Kriegsrat, dem der Dauphin, der Connetable Richmond, König René und sein Sohn, die Grafen von Maine, Clermont, Foix, Dunois u. a. beiwohnten. Nachdem er von ihnen die Zusage erhalten, daß sie sein Vorhaben auf alle Weise unterstützen wollten, versicherte man sich der Mitwirkung der angesehensten und zuverlässigsten Kapitäne, indem man ihnen versprach, daß für ihr Unterkommen am ersten gesorgt werden sollte. Diese erhielten alsdann Befehl, aus dem vorhandenen Kriegsvolk die besten und erfahrensten Leute auszuwählen und aus ihnen fünfzehn „Ordonnanz-Kompanien", jede zu hundert Lanzen von je sechs Mann Reiter und Bogenschützen, zu bilden, welche von dem König einen regelmäßigen Sold beziehen und in kleinen Abteilungen über alle Städte des Reichs verteilt werden sollten. Strenge Disziplin, häufige Musterungen und Übungen und rücksichtslose Bestrafung jedes Unfugs sollten gute Zucht und Ordnung erhalten. Als die Auswahl getroffen und eine gereinigte Miliz gebildet war, erhielten die übrigen Befehl, sich unverzüglich und

ohne jegliche Gewaltthat in die Heimat zu verfügen. Alle Vergehen und Verbrechen, die sie in früheren Tagen begangen haben mochten, sollten vergeben und vergessen sein, sofern sie in Zukunft ein ruhiges, friedfertiges Leben führen würden. Das Gebot wurde ohne Widerstand befolgt; denn wie wenig zahlreich auch die „Ordonnanz-Kompanien“ waren, sie bildeten den festen Kern, an den sich die in bessere Ordnung gebrachte Lehnsmannschaft anschloß, und der Eifer, sich auszuzeichnen, verlieh ihnen Kraft und Mut. Viele traten freiwillig ein und dienten solange auf eigne Kosten, bis sie in die Reihen der Besoldeten aufgenommen werden konnten. Auch der niedere Adel, durch den Krieg verarmt, eilte in der neuen Armee eine ehrenvolle Stellung und einen sicheren Unterhalt zu erwerben. Diese Ritter und Edelleute, denen in der Folge gleichfalls ein ihrem Range entsprechender Dienstsold bestimmt ward, wurden die Führer des Heeres. Dazu kam noch, daß das Geschütz, welches wohl schon längere Zeit im Gebrauch, aber von keiner entscheidenden Bedeutung gewesen war, jetzt wesentlich vervollkommnet wurde und insbesondere bei Belagerungen in Anwendung kam. Bald war die französische Artillerie, um deren Ausbildung Johann Bureau, einer der bürgerlichen Räte des Königs, sich großes Verdienst erwarb, der Schrecken der Feinde. Allein die berittenen, schwergerüsteten Ordonnanz-Kompanien, so treffliche Dienste sie für die Erhaltung der inneren Ordnung leisteten, waren für Kriegszeiten nicht zureichend. Man bedurfte eines Fußvolks, welches den gefürchteten englischen Armbrustschützen gewachsen war. Und auch dieses schuf man in zweckmäßiger Weise. Die mit der Erhebung der Abgaben betrauten königlichen Amtleute, die Elus, wurden angewiesen innerhalb ihrer Steuerbezirke eine bestimmte Anzahl „Freischützen“ (francs archers) auszuwählen, welche sorgfältig bewaffnet und eingeübt unter geschickten Führern in Kriegszeiten zur Fahne gerufen werden könnten. Während der Dienstzeit sollten sie einen Sold ziehen und für die übrige Zeit von den meisten Abgaben befreit sein. So wurde das erste stehende Heer geschaffen, und die großen Vorteile davon traten bald so sichtbar hervor, daß andre Fürsten nicht säumten, das Beispiel nachzuahmen. Durch ihre gute Mannszucht flößten die königlichen Truppen den Bewohnern des eignen Landes Vertrauen, den Feinden Schrecken ein. Nun waren sie nicht mehr die Peiniger der Städte, die Dränger des Landvolks. Alles atmete wieder auf. Handel und Verkehr belebten sich, die Äcker und Weinberge wurden bestellt, die verödeten Landschaften erblühten und bevölkerten sich von neuem, die niedergebrannten Hütten erstanden aus der Asche; der Handwerker betrat wieder voll Hoffnung und Zuversicht die Werkstätte. Wie in den Tagen der Capetinger war das Königtum Mittelpunkt und treibende Kraft. Was die Jungfrau von Orleans vor fünfzehn Jahren im Sturme religiöser Begeisterung zu bewirken gestrebt, war jetzt eingetreten. Mehr als je hegte man den festen Glauben an die Zukunft der Nation, an die baldige Befreiung von der Fremdherrschaft. Als der König beim Wiederausbruch des englischen Kriegs zur Vervollständigung der Rüstungen Geld

Wirkungen.

brauchte und die Kaufleute, die er anging, ihre Kassen verschlossen hielten, erbot sich Jacques Coeur, der patriotische Bürger und Großhändler von Bourges, zu einem Darlehn von 200,000 Thalern in Gold. Dies ermöglichte die Wiedereroberung der Normandie.

4. Wiedereroberung der Normandie. Ausgang des Erbfolgekriegs.

Während Frankreich seine Kräfte sammelte, geriet England in eine schlimme Lage. Nicht nur, daß das Kriegswesen aus Mangel an Geld mehr und mehr in Verfall geriet und die Rüstungen unterblieben, der schwache König stand unter dem Einfluß seiner Gemahlin und des Herzogs von Suffolk, die offen zu Frankreich hinneigten. Die Vermählung mit Margarete war dem englischen Volke von Anfang an ein Ärgernis gewesen. Die französische Braut war nicht bloß mit leeren Händen nach London gekommen, im Ehevertrag war noch außerdem die Abtretung von Le Mans, der Hauptstadt von Maine, an die Franzosen zugestanden worden. In ihren Adern floß das Blut der Valois, und auch der König, über den sie durch ihre Schönheit wie durch ihren Geist die größte Macht übte, stammte von jener Dynastie ab, gegen welche die Nation in Waffen stand. Es war natürlich, daß man mit Mißtrauen auf einen Hof blickte, bei dem man antinationale Sympathien voraussetzte, der durch wiederholte Verlängerung des Waffenstillstandes ohne Garantie eines Friedens den Gegner in den Stand setzte, seine Reformen zu Ende zu führen, daß man die Königin als Französin haßte, ihren Günstling Suffolk als Verräter verwünschte, den König selbst als Schwächling verachtete oder bemitleidete. Von den bisherigen Staatslenkern ging einer um den andern aus der Welt. Im Februar 1447 wurde bei Gelegenheit einer Parlamentsversammlung in Bury St. Edmunds Humphrey von Gloucester auf Grund einer Hochverratsklage in Haft gesetzt; wenige Tage nachher fand man ihn tot in seinem Bette; und wie nahe auch der Gedanke lag, daß der sinnliche Edelmann, dessen Gesundheit schon längst infolge seiner geschlechtlichen Ausschweifungen zerrüttet war, einem durch die große Gemütsaufregung hervorgerufenen Nervenschlag erlegen sei, so argwohnte man doch eine geheimnisvolle Ermordung, zumal da Suffolk und seine Kreaturen mit gierigen Händen nach der Hinterlassenschaft griffen. Zwei Monate nachher schloß auch sein Oheim und langjähriger Gegner, Kardinal Beaufort von Winchester, sein Leben, der letzte Sohn Johanns von Gent. Seine großen Reichtümer bestimmte er zu frommen Stiftungen und zur Erleichterung der leidenden Menschheit. Sein Neffe, Johann von Somerset, der in seine Fußstapfen zu treten vermeinte, wurde durch kränkende Zurücksetzung so tief verletzt, daß er Hand an sich selbst legte. Ein andres Glied des königlichen Hauses, Herzog Richard von York, wurde als Statthalter nach Irland verwiesen. Alle diese Ereignisse benutzte Suffolk zu seiner und seiner Freunde Erhöhung; und um Frankreich zufrieden zu stellen,

Stimmung und Parteiung in England.

Febr. 1447.

11. April.

wurden Le Mans und die übrigen Burgen von Maine, mit deren Herausgabe man aus Furcht vor der Volksstimmung lange gezögert, an die königlichen Verwandten abgetreten.

Wiederausbruch des Kriegs. 1449. In Frankreich hatte man längst die Schwäche des Gegners erkannt und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um den Krieg mit verjüngten Kräften aufs neue zu beginnen und die noch fehlenden Glieder wieder mit dem Reichskörper zu vereinigen. Man wußte, daß in den Städten der Normandie die französischen Sympathien vorherrschten, und hatte dort bereits Verbindungen angeknüpft. Eine Veranlassung zur Erneuung des Kampfes ließ nicht lange auf sich warten. (März 1449.) Im März 1449 überfiel ein in englische Dienste getretener Scharenführer, Franz Suriena aus Aragonien, der seine Leute nicht mehr im Zaum zu halten vermochte, die Burg Fougères an den Marken der Normandie und der Bretagne. Da verband sich der König von Frankreich mit dem Herzog Franz I., welcher im Jahre 1442 seinem Vater Johann V. in der Herrschaft von der Bretagne gefolgt war, und erklärte den Krieg an England. Wie tapfer auch der alte Kriegsheld Talbot, zum Grafen von Shrewsbury erhoben, und Edmund von Somerset die Normandie, den Preis der glorreichen Waffenthaten Heinrichs V., zu schützen suchten, gegen die neuen königlichen Truppen vermochte ihr schwaches Kriegsvolk, das aus der Heimat keine Unterstützung erhielt, nicht Stand zu halten, zumal da die Einwohner allenthalben den stammverwandten Kriegern Vorschub leisteten und den Einzug in ihre Städte mit Frohlocken begrüßten. So kam es, daß nach der Einnahme von Verneuil, wo ein von den (19. Juli 1449.) englischen Besatzungstruppen mißhandelter Müller den Franzosen ein Thor öffnete, in wenigen Monaten die meisten Burgen und Städte, Lisieux, Vernon, Gisors, Fécamp u. a. in die Gewalt der Franzosen gerieten, welche unter dem Oberbefehl des Grafen Dunois von allen Seiten vordrangen, während der Herzog von der Bretagne St.-Lô und die Halbinsel Cotentin in Besitz nahm.

Rouen den Franzosen übergeben. Im September erschien ein französisches Heer vor Rouen; die Bürger der Stadt ergaben sich vertragsweise und unterstützten die Landsleute bei der Belagerung der festen Burg, welche Somerset und Talbot mit ihren besten Truppen besetzt hielten. Tapfer verteidigten sich die alten Kriegsmannen gegen die feindliche Übermacht; aber gedrängt durch Mangel an Lebensmitteln und ohne Hilfe von außen mußte der kleine Haufen eine Kapitulation eingehen. Gegen ein Lösegeld von 56,000 Goldthalern und die Abtretung von Honfleur und mehreren Burgen der Landschaft Caux erhielten die Eingeschlossenen freien Abzug. (4. Nov. 1449.) Die Franzosen setzten auch im Winter den Krieg fort: am Weihnachtsabend fiel Harfleur unter der Wucht des Geschützes und dem kriegerischen Mut der königlichen Truppen.

Niederlage der Engländer bei Formigny. 1450. Nun rafften die Engländer alle Kräfte zusammen, um den letzten Rest der Eroberungen ihres glorreichen Königs Heinrich V. zu retten. Um die Zeit, da in der Abtei Jumièges unterhalb Rouen, wo der König einige fröhliche Wochen

zu verleben gedachte, Agnes Sorel, „die Dame von Beauté", infolge ihrer vierten Entbindung aus dem Leben schied, rüstete man in England 3000 Geharnischte aus, mit welchen Thomas Kyriel im März bei Cherbourg landete. Nachdem er die Besatzungstruppen aus Bayeux, Caen und andern Orten an sich gezogen, rückte er in Verbindung mit dem tapferen Feldhauptmann Matth. Gough gegen St.-Lô. Bei dem Dorfe Formigny trafen sie auf den jungen Grafen von Clermont, den ältesten Sohn des Herzogs von Bourbon, mit dem sich kurz zuvor Graf Richmond, der Connetable, mit neuer Mannschaft vereinigt hatte. Es ereignete sich eine heiße Schlacht, in welcher die Engländer, etwa 6000 Mann stark, trotz aller Tapferkeit der Schwerbewaffneten und der Schützen durch die Ordonnanz-Kompanien eine vollständige Niederlage erlitten. Was nicht fiel, wurde gefangen. Dieser Tag entschied das Schicksal der Normandie und tilgte die Schmach von Azincourt. Nun öffneten Bayeux und Avrenches die Thore; und als Karl VII. selbst an der Spitze des französisch-bretonischen Heeres vor Caen erschien, erkaufte der Herzog von Somerset um 300,000 Goldstücke für sich und seine Truppen, etwa 4000 Mann, freien Abzug mit Waffen und Gepäck. Gegen die Abtretung von Falaise erhielt Talbot, welcher als Bürge des Vertrags von Rouen bei den Franzosen weilte, die Freiheit und verließ den Schauplatz, wo sein Name solange der Schrecken der Bewohner in Stadt und Land gewesen. Als im August die letzten Trümmer des englischen Heeres Cherbourg räumten und sich einschifften, war die ganze Normandie wieder in den Händen der Franzosen.

9. Febr. 1450. — 15. April 1450. — Wiedervereinigung der Normandie mit Frankreich. 1450. — 1. Juli. — 22. Aug. 1450.

Ein Jahr hatte hingereicht, die Herrschaft der Engländer an der Seine und am Kanal zu brechen; ein zweites Jahr genügte, um ihnen auch Guienne und die Gascogne zu entreißen, wo ihre Herrschaft viel länger gedauert und viel festere Wurzeln geschlagen hatte. Als Graf Dunois die Festung Blaye an der Mündung der Garonne im Sturm eroberte und dadurch die Ausfahrt ins Meer sperrte, sah sich Bordeaux, unter dessen Mauern sich die französischen Kompanien, verstärkt durch die Aufgebote der Herren von Foix, Albret, Armagnac zusammengezogen, zur Ergebung gezwungen, so sehr auch die Bürger im Herzen der englischen Herrschaft zugethan waren. Vier Wochen nachher mußte auch Bayonne, die letzte Stadt, wo die Flagge des heil. Georg noch wehte, sich unterwerfen. Umsonst versuchte im nächsten Jahr der achtzigjährige Talbot durch eine Landung an der Mündung der Garonne die verlornen Besitzungen mit Hilfe der englisch gesinnten, über die neue Besteuerung ergrimmten Einwohner wieder zu gewinnen; der Sieg der Franzosen bei Castillon an der Dordogne vereitelte sein Unternehmen. Der alte Held selbst nebst seinem Sohne fand den Tod auf dem Waffenfeld; was von seiner Mannschaft dem Schwerte entrann, geriet in französische Gefangenschaft. Die britische Tapferkeit vermochte nicht mehr aufzukommen gegen die französischen Feuerschlünde. Damit war das alte Erbe der Königin Eleonore von Poitou, das die Plantagenets drei Jahrhunderte beherrscht

Guienne und die Gascogne französisch. 1451—1453. — 22. Mai 1451. — 20. Juni. — 17. Juli 1453.

hatten, bis auf den letzten Rest zerronnen und Karl VII., der einst auf ein kleines Fürstentum im Süden der Loire gewiesen war, konnte der Nation die frohe Botschaft verkündigen, daß alle Völker französischer Zunge unter seinem Zepter vereinigt seien.

So endigte dieser mehr als hundertjährige Krieg ohne eigentlichen Friedensschluß; verödete Länder, entvölkerte Städte und ein unvertilgbarer Nationalhaß waren seine Früchte. Fortan blieb den Engländern auf dem Festlande nichts mehr als Calais mit einigen benachbarten Kastellen, um daran noch mehrere Generationen hindurch den Anspruch auf Titel und Krone von Frankreich zu knüpfen. Und selbst diese Besitzung hätte Karl leicht an sich bringen können, wäre er nicht durch den Vertrag von Arras verpflichtet gewesen, sie dann an Burgund abzutreten. Wozu also Kosten und Mühe auf ihre Eroberung verwenden? Die Schonung und Milde, womit der König die neu errungenen Besitzungen behandelte, indem er den Einwohnern volle Amnestie gewährte, ihnen alle Gesetze, Rechte, Freiheiten und Einrichtungen bestätigte und sie nicht mit neuen Abgaben belastete, führte rasch zur Wiedervereinigung der stammverwandten Glieder. Denn wie viele Schwächen und unrühmliche Seiten den Charakter des siebenten Karl beflecken mochten, wie gerechten Anstoß man auch nehmen mochte an seinem Hang zur Wollust, zur Weichlichkeit, zu einem üppigen, schlaffen Genußleben, aus dem ihn nur vorübergehend der Einfluß der Agnes Sorel gerissen hatte, in das er aber nach ihrem Tod nur um so tiefer versank, e i n e gute Eigenschaft konnte man ihm nicht absprechen, einen versöhnlichen Sinn, ein menschenfreundliches Herz. Und diese Tugend war damals von segensreicher Wirkung.

Der Rehabilitationsprozeß von Rouen.

Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts war Karl VII. der mächtigste Fürst nach außen und zugleich geliebt von seinen Unterthanen. Zu seinem Ruhme hatte die Jungfrau von Orleans am meisten beigetragen. Ihre Ehre wieder herzustellen, ihren Namen von der Schmach der Ketzerei und Zauberei rein zu waschen war daher ein Akt der Dankbarkeit und zugleich der politischen Klugheit. Sollte die Krönung des Königs mit Hilfe dämonischer Kräfte vor sich gegangen sein? Es war aber eine schwierige und delikate Sache, das Urteil eines geistlichen Gerichtshofes durch ein andres geistliches Gericht aufheben zu lassen. Der päpst-
1452. liche Stuhl geriet in Schrecken, als der französische Hof das Ansuchen einer Revision des Prozesses an ihn stellte. Sollte der heilige Geist, der die Glaubensgerichte lenkte, sich irren oder widersprechen? Mit großer Geschicklichkeit machten aber die französischen Unterhändler in Rom geltend, daß die Verurteilung unter politischen Einflüssen erfolgt sei, daß die Angeklagte sich in allem dem Urteil der Kirche und des heiligen Vaters unterworfen habe, aber mit ihrer Berufung nicht durchgedrungen sei, und daß die zwölf Artikel, auf Grund deren die Universität und die geistlichen Autoritäten ihr Verdammungsurteil abgegeben, den wirklichen Aussagen nicht entsprochen hätten. Bischof Cauchon war mittlerweile gestorben; er vermochte also kein Zeugnis mehr abzulegen oder sich zu rechtfertigen. Papst

Nikolaus V. konnte indessen nicht dazu gebracht werden, seine Einwilligung zur Revision des Prozesses zu geben. Drei Jahre lang dauerten die Unterhandlungen, während welcher Zeit der französische Hof nähere Nachforschungen anstellen ließ. Erst der folgende Papst Calixtus III., bestimmt durch ein Bittgesuch der alten Mutter Johannas und ihrer Brüder und Verwandten, erteilte dem Erzbischof von Reims und einigen Bischöfen Vollmacht den Prozeß zu revidieren. Paris Juni 1455. geriet in große Aufregung, als die nächsten Angehörigen Johannas vor die Prälaten traten und um eine neue Untersuchung in der Sache der so ungerecht verurteilten Jungfrau flehten. Es wurde ihnen gerechtes Gericht zugesichert. Nachdem der Großinquisitor Johann Brehal und andre Beauftragte an allen Orten, die im Leben der Jungfrau von Bedeutung gewesen, Erkundigungen eingezogen und Zeugnisse gesammelt, wurde in Rouen vor einem Gerichtshof, an dem noch einige der früheren Beisitzer teilnahmen, der „Rehabilitationsprozeß“ verhandelt 1. Juni 1456. und nach fünfwöchigen Verhandlungen der Spruch gefällt, daß das Verdam- 7. Juli. mungsurteil, das man auf Grund erzwungener, gefälschter, verdrehter Aussagen vor fünfundzwanzig Jahren gegen Johanna ausgesprochen, ohne ihre Berufung an den apostolischen Stuhl in Rom zu berücksichtigen, null und nichtig sei und daß sie und ihre Angehörigen von aller Schmach und Schande als frei und gereinigt angesehen werden müßten. Eine feierliche Prozession verherrlichte diesen Akt der Gerechtigkeit, und an der Stelle, wo die Flammen den Leib der patriotischen Jungfrau verzehrt hatten, wurde ein ehrwürdiges Kreuz aufgerichtet.

Um dieselbe Zeit, da Karl VII. einen rühmlichen Eifer bewies, den Jacques Coeurs Fall. Schandfleck zu tilgen, den die Hinrichtung einer unschuldigen Märtyrerin auf die französische Nation geworfen, ließ er es in seiner Schwäche geschehen, daß ein um das Königtum und das Reich hochverdienter Mann durch schändliche Kabalen und boshafte Verleumdung zu Falle gebracht und ins Elend gewiesen ward. Jener Jacques Coeur, welcher den König so hochherzig in seiner Bedrängnis unterstützt hatte, war zu unermeßlichen Reichtümern gelangt. Von geringer Herkunft hatte er durch Thätigkeit, durch glückliche Spekulationen, durch Unternehmungsgeist sich zum ersten Handelsherrn in Frankreich emporgeschwungen. Seine Kaufmannsschiffe waren im ganzen Mittelmeer bekannt; sie führten französische Güter aus den Seestädten seiner Heimat nach Alexandrien und Joppe und kehrten mit syrischen und ägyptischen Waren zurück. Er hatte zahllose Landgüter und Schlösser; sein Haus in Bourges, noch heutzutage vorhanden, war ein Muster des Kunstsinnes im Übergange von der Feudalzeit zur Renaissance. Der König übertrug dem erfahrenen Mann die Verwaltung seines Schatzes und bediente sich seines Einflusses und seines Ansehens zu Gesandtschaften und in wichtigen Verwaltungsstellen; die meisten Hofleute und ein großer Teil des Adels waren in seinen Schuldbüchern eingetragen. In einem freien Gemeinwesen hätte sich Jacques Coeur eine Stellung verschaffen können, wie sein Zeitgenosse Cosmo von Medici in Florenz; aber in der französischen Feudalmonarchie,

wo adlige Glücksritter, intrigante Höflinge und buhlerische Weiber einen verderblichen Einfluß übten, wurde er das Opfer niedriger Leidenschaften. Die Habgier war lüstern nach seinen Schätzen; seine Schuldner hofften durch seinen Sturz ihrer Verpflichtungen ledig zu werden; der Neid blickte mit Grimm auf den gefeierten Mann, der seine politische Stellung zur Ausdehnung seiner Handelsverbindungen benutzte, der als Gönner und Förderer der schönen Künste bewundert und gepriesen ward. Es bildete sich am Hofe eine Koalition gegen den Emporkömmling, der durch seine Pracht alles verdunkelte. An der Spitze stand Anton von Chabannes, der aus einem ehemaligen Bandenführer zum Grafen von Dammartin aufgestiegen war, eine niederträchtige, intrigante Seele; auch der Sohn des im Jahr 1446 verstorbenen La Tremoille, ein würdiger Nachfolger des Vaters, und eine neue Mätresse, welche die Stelle der Agnes Sorel eingenommen, unterstützten das Komplott. Der glücklich durchgeführte Angriff gegen einen Finanzbeamten aus Coeurs Umgebung machte die Bande kühner. Man setzte dem König in den Kopf, der Kaufmann von Bourges stehe in vertrauten Beziehungen zu dem Dauphin und habe auf dessen Anstiften Agnes Sorel, Karls geliebte „Dame de Beauté", durch Gift aus der Welt geschafft. Er wurde in Haft gebracht und sein Vermögen eingezogen. Es nutzte dem Angeklagten wenig, daß er seine Unschuld darthat; seine Gegner wußten bald andre Verbrechen aufzubringen, die seine längere Verhaftung rechtfertigten: er habe Silber und Kupfer in großer Menge aus dem Reich geschafft und dadurch Armut herbeigeführt; er habe Languedoc durch Erpressungen zu Grunde gerichtet; er habe den Sarazenen Waffen verkauft und flüchtige Christensklaven nach Alexandrien zurückgeschickt u. a. m. Durch bestochene Zeugen, durch ein ungerechtes, parteiisches Verfahren, durch Drohungen und andre schmachvolle Mittel gelang es endlich dem Gericht, das aus lauter feindlich gesinnten Männern bestand, denen Coeurs Fall Gewinn brachte, ein Verdammungsurteil wegen Hoch-
Mai 1453. verrats zu erzielen. Durch die Gnade des Königs vom Tode befreit, sollte der Schuldige, dessen Gattin mittlerweile aus Kummer gestorben, dessen Güter seinen Schuldnern und Widersachern, „den Hunden des Hofes", wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, zur Beute überlassen waren, den Rest seiner Tage im Gefängnis zubringen. Nach einer Haft von achtzehn Monaten gelang ihm jedoch die Flucht nach Beaucaire, wo er im Franziskanerkloster ein Asyl fand, bis er mit Hilfe
1455. seines Neffen und einiger Freunde über Pisa nach Rom entkam. Von dem Papst ehrenvoll aufgenommen, nahm er teil an einem Seezug gegen die Türken,
Nov. 1456. starb aber schon im nächsten Jahr auf der Insel Chios. Einen Teil seines Vermögens gab Karl VII. der Familie zurück; unter dem Nachfolger Ludwig XI. wurde das Verdammungsurteil kassiert und die Ehre des Mannes hergestellt.

5. Karls VII. letzte Regierungszeit und Ausgang.

Während des Kriegs gegen die Engländer wurde das freundschaftliche Verhältnis zwischen Frankreich und Burgund nicht gestört. Wir haben gesehen, daß der Herzog sich der „Praguerie" fern hielt, so verlockend die Gelegenheit war, aufs neue eine schiedsrichterliche Autorität zu gewinnen. Aber nach dem Kriege regte sich in Frankreich das Bestreben, die fast souveräne Stellung, welche der Burgunder infolge des Vertrags von Arras erlangt hatte, zu brechen und den Herzog an seine Lehnspflichten zu erinnern. Das Pariser Parlament bestand darauf, daß die burgundischen und flandrischen Lande in seinen Gerichtskreis gezogen würden; der königliche Rat wollte seine Steueredikte auch über die herzoglichen Unterthanen ausgedehnt wissen; die ganze Nation verlangte, daß die Pikardie wieder mit dem Gesamtreiche vereinigt werde. Im Anfang der fünfziger Jahre erhoben die Genter noch einmal die Fahne der Empörung gegen den Herzog, der ihre überlieferten Rechte nicht im ganzen Umfang anerkennen und sie mit einer Salzsteuer belasten wollte, und kämpften wie in den Tagen der Artevelde und der „Weißkappen", deren Bund wieder erneuert wurde, für ihre kommunalen Freiheiten; aber von den übrigen Städten nur schwach unterstützt, erlagen sie der herzoglichen Kriegsmacht. Sie riefen die Vermittelung des französischen Königs an. Diese Gelegenheit wollte Karl VII. zur Geltendmachung seiner oberlehnsherrlichen Rechte über Burgund benutzen. Allein seine Vermittelung scheiterte sowohl an der Abneigung Philipps gegen die französische Intervention, als an dem Eigensinn und der Überhebung der Genter. Diese verwarfen die königlichen Vorschläge und versuchten das Glück der Waffen. Die Schlacht bei Gaveren entschied jedoch wider sie; die Stadt wurde zur Unterwerfung und zur Zahlung einer Kriegsentschädigung gezwungen und mußte in eine Verminderung und genauere Begrenzung ihrer Privilegien willigen. Doch reichte der Herzog gern die Hand zu einem billigen Vergleich, um den Franzosen jede Veranlassung zur Einmischung zu entziehen.

Gespanntes Verhältnis mit Burgund. — *1452.* — *23. Juli.*

In den beiden folgenden Jahren trat die Rivalität der beiden Herrscher zurück, als der Fall von Konstantinopel und das ungestüme Vordringen der Türken die Blicke Europas nach dem Osten lenkten; aber bald erzeugte das tief wurzelnde Mißverhältnis zwischen dem König und seinem Erstgebornen, welches durch das ungerechte Verfahren gegen Coeur an Stärke gewann, neue Keime der Zwietracht, des Argwohns, der Eifersucht.

Schon seit längerer Zeit lebte der Dauphin, verbittert, daß der König seinen Günstlingen und Mätressen große Gewalt einräumte, ihn selbst aber von den Regierungsgeschäften fern hielt, mit dem Vater in Unfrieden. Er verweilte meistens in der Dauphinee, seinem eignen Fürstentum, vermählte sich dort — da seine erste Gemahlin, die reizende, geistreiche, mit dichterischen Gaben ausgestattete Margarete von Schottland schon im Jahr 1445 gestorben war, — gegen des

Karl VII. und der Dauphin.

Vaters Willen mit Charlotte, der Tochter des Herzogs von Savoyen, die ihm eine reiche Mitgift zubrachte, und leistete den wiederholten Aufforderungen, an den Hof zurückzukehren, keine Folge. Da rückte Graf Dammartin, einer der
1456. heftigsten Widersacher Ludwigs, an die Grenzen der Dauphinee, um den Thronfolger mit Gewalt dem Vater zuzuführen; schon drohte ein offener Krieg auszubrechen, schon sprach man von dem Vorhaben des Königs, seinem zweiten Sohn Karl die Krone zuzuwenden, da entfloh der Dauphin, der Gesinnung seines Adels mißtrauend, zu dem Herzog von Burgund und gab dadurch dem Vater Gelegenheit, seine Provinz einzuziehen und im eignen Namen verwalten zu lassen. Herzog Philipp nahm den flüchtigen Königssohn ehrenvoll auf und wies ihm das Schloß Genappe in Brabant zum Aufenthalt an; und wenn er auch auf den Plan Ludwigs, mit burgundischer Hilfe den König zur Niederlegung der Krone oder doch zur Entfernung der feindlichen Räte zu zwingen, nicht einging, vielmehr durch eine ansehnliche Gesandtschaft sein Verfahren zu rechtfertigen und eine Versöhnung zu vermitteln versuchte, so konnte man doch aus der kriegerischen Haltung der beiden Herrscher und aus den Rüstungen in beiden Reichen erkennen, bis zu welcher Höhe die feindselige Gesinnung bereits gestiegen war. Es wurde im königlichen Rat die Frage erwogen, ob nicht ein französisches Heer nach den Niederlanden ziehen sollte, um den Thronerben mit Gewalt zum Gehorsam zurückzuführen und den Herzog zur Erfüllung seiner Lehnspflicht zu zwingen.

Der Brüsseler Hof dagegen erwies dem erlauchten Flüchtling die größten Ehren.
Febr. 1457. Als dem Grafen von Charolais, Philipps Sohn, eine Tochter geboren ward, die in der Folge so berühmte Maria von Burgund, hob sie der Dauphin Ludwig aus der Taufe.

Der Herzog von Alençon des Hochverrats angeklagt.

Diese feindselige Stimmung erhielt neue Nahrung durch die Härte des französischen Königs gegen einen Verwandten des Herrscherhauses, den Herzog **Johann von Alençon**, einen Abkömmling Ludwigs des Heiligen. Alençon war einer der treuesten Waffengenossen der Jungfrau von Orleans gewesen und hatte unter ihrer Fahne neben Dunois tapfer gegen die Engländer gestritten. Bei dem Rehabilitationsprozeß waren die Aussagen dieser beiden Edelleute vom größten Gewicht gewesen. Aber diese patriotische Gesinnung wurde in Haß gegen den König gekehrt, als dieser ihn nicht nach Recht und Verdienst behandelte, als er seine Ansprüche auf die Stadt Fougères nicht befriedigte, ihm die seinem Range gebührende Stellung am Hofe und bei der Regierung nicht einräumte und geringere Männer vorzog. Ergrimmt knüpfte Alençon mit England Verbindungen an und suchte den Herzog von York zu bestimmen, daß er die günstigen Zeitumstände zur Wiedereroberung der Normandie benutze, wozu er ihm seine Hilfe anbot. Die Spannung zwischen Paris und Brüssel, die
1457. kriegerischen Wirren im Süden, wo der Graf Johann V. von Armagnac, wegen blutschänderischer Ehe mit seiner schönen Schwester Isabella und wegen Gewalt-

thätigkeiten gegen das Erzbistum Auch von dem Papste mit dem Bann belegt, auf Befehl des Königs verhaftet und dann durch Parlamentsbeschluß seines Vermögens beraubt und in die Verbannung getrieben wurde, sowie die Vorgänge in der Bretagne, wo die direkte Linie des herzoglichen Hauses durch Frevelthaten und Feindseligkeiten untereinander dem Aussterben entgegengeführt worden, und der Connetable von Richmond, Oheim der Herzogin von Alençon, nach dem kinderlosen Ableben seiner drei Neffen die Herrschaft erlangte, alle diese Umstände konnten das Vorhaben Alençons begünstigen. Der Plan wurde jedoch dem König verraten, der darüber in den höchsten Zorn geriet. Er ließ den Herzog Mai 1458. sofort durch den Grafen von Dunois verhaften und klagte ihn vor einem Gericht, das aus den höchsten geistlichen Würdenträgern und weltlichen Pairs zusammengesetzt war, des Hochverrats und der Majestätsbeleidigung an. Umsonst verwendeten sich die Herzöge von Burgund und der Bretagne für den hohen Verwandten; der König blieb unerbittlich: Johann von Alençon wurde zum 10. Okt. 1458. Tode und zum Verlust seiner Güter verurteilt, und nur aus Rücksicht für Richmond verwandelte der König die Todesstrafe in lebenslängliche Gefangenschaft im Schlosse Loches und gab der Gemahlin und den Kindern einen Teil des Vermögens zurück. Das Herzogtum Alençon und die Grafschaften Domfront und Verneuil wurden dem Kronlande beigefügt.

Diese Strenge gegen ein hervorragendes Glied des königlichen Hauses Neue Spannung mit Burgund. und die absichtliche Mißachtung der herzoglichen Fürsprache von seiten des Königs, während er die des Bretagners ausdrücklich erwähnte, verschärfte die feindselige Stimmung, und wäre nicht Karl VII. in seinen späteren Lebensjahren in die frühere Schlaffheit, Unthätigkeit und Genußliebe zurückgefallen, so hätte seine Regierung geendigt, wie sie begonnen, mit einem französisch-burgundischen Krieg. Einflußreiche, dem Herzog feindlich gesinnte Männer, wie die Grafen von Maine, Dammartin und St.-Pol, setzten alle Hebel in Bewegung, diesen Krieg herbeizuführen; aber ihre Bemühungen scheiterten an Karls Indolenz und Vergnügungssucht.

Aus dieser Ursache unterstützte der König auch nur schwach das Unternehmen der Familie Anjou, das Königreich Neapel zu erobern. Der König René nämlich hatte seinem Sohn Johann, „Herzog von Kalabrien", seine Ansprüche auf jenes schöne Erbe seiner Ahnen übertragen, um im sonnigen Lande der Provence der Kunst und Poesie zu leben, sich am Schäferspiel und Hirtengedicht zu ergötzen und die Liebeshöfe und Sängerlust der alten Troubadoure wieder ins Dasein zu rufen. Johann, ebenso ehrgeizig und unternehmend wie der Vater kontemplativ und friedliebend, ließ sich in kriegerische Unternehmungen ein, welche schließlich für ihn und für das Reich einen unglücklichen Ausgang nahmen. Die Genuesen, die den französischen Prätendenten anfangs unterstützt hatten, entzogen sich wieder der Schutzherrschaft Frankreichs, so daß der Herzog das Apenninenland räumen mußte.

Als die Kunde von der Vertreibung der Franzosen aus Genua über die Karls VII. Ende. 1461. Alpen gelangte, war König Karl VII. bereits eine Leiche. Die Wahrnehmung,

daß mehrere Herren und Frauen in seiner nächsten Umgebung mit dem noch immer in Brabant weilenden Thronfolger Verbindungen unterhielten, erfüllte ihn mit Mißtrauen: er glaubte sich von Verrätern umgeben, die ihn vergiften wollten. Ein schmerzhaftes Zahngeschwür schien ihm eine Wirkung des empfangenen Giftes zu sein; er enthielt sich aller Speisen und Getränke, bis seine Kräfte so dahinschwanden, daß er keine Nahrung mehr zu sich nehmen konnte. Nach mehreren leidensvollen Tagen starb er an Entkräftung am 22. Juli 1461, im achtundfünfzigsten Lebensjahr; ein Fürst, der die größten Schicksalswechsel erfahren hatte und trotz seines wollüstigen, weichlichen Lebens und schwachen Charakters bei dem Volke beliebt war und in gutem Andenken blieb.

Resultate seiner Regierung. Daß Frankreich unter ihm von der Fremdherrschaft befreit worden, daß der Himmel selbst durch unmittelbare Gnadenerweisung dem bedrängten Königtum zu Hilfe gekommen, wurde seinen Verdiensten und Tugenden zugeschrieben; er war milde und versöhnlich, und die lebenden Geschlechter empfanden es dankbar, daß die letzten zehn Jahre seiner Regierung frei von Krieg geblieben, daß der Landmann und Bürger unter dem sicheren Schutz der Gesetze und einer geregelten Kriegsmacht sich ruhig den Geschäften des Friedens hingeben konnten, ohne feindliche Kriegsscharen und verwilderte Söldlinge fürchten zu müssen. Und wie wenig energisch und schöpferisch der Charakter des Königs sein mochte, es war doch vieles erreicht worden. Mehr als je war das Königtum der Kern und Mittelpunkt des nationalen Lebens; der hohe Feudaladel hatte seine selbstherrliche Stellung und die unbedingte Herrschaft über die Unterthanen eingebüßt; der niedere Adel schloß sich eifrig an die Krone an, die seine Dienste mit Ämtern und Militärstellen belohnte; der Klerus fühlte sich sicherer unter dem Schatten der Monarchie als in der gefährlichen Freiheit des Feudalismus; der Kaufmann und Gewerbtreibende, durch die Aufhebung vieler hemmenden Zölle erleichtert, ging unter der Obhut einherrlicher Gesetzgebung heiterer und sicherer seinen Arbeiten nach; die Kommunen und städtischen Korporationen fügten sich willig dem Königtum, selbst auf Kosten ihrer alten Rechte und Freiheiten, um durch die monarchischen Institutionen gegen Feudalismus und Anarchie geschützt zu sein. Bis auf wenige Provinzen war ganz Frankreich zu einem einheitlichen Reich vereinigt und das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit, der Verwandtschaft in Sprache, Abstammung und Lebensinteressen durchdrang alle Stände. Die alte Stammesverschiedenheit zwischen Nord und Süd war dem Erlöschen nahe. Unter Leiden und Schmerzen waren große Resultate erzielt worden; ein neues Kunst- und Gesellschaftsleben begann sich zu entfalten; ein geordneter Rechtsgang mit genauer Bestimmung der Formen und Befugnisse der Parlamente war angebahnt, die Aufzeichnung der Gewohnheitsrechte in den nördlichen Landschaften angeordnet; der mittelalterliche Feudalstaat vermochte der Kraft der modernen Monarchie auf die Länge nicht zu widerstehen. Alle diese Fortschritte und Übergänge wurden dem „guten König" Karl VII. angerechnet.

IV. Die Zeiten Ludwigs XI. und Karls des Kühnen.

Litteratur. Für die Geschichte der Zeit Ludwigs XI. von Frankreich und Karls des Kühnen stehen uns eine Anzahl zum Teil ausgezeichneter zeitgenössischer Berichte zur Verfügung: den ersten Platz nimmt ein des Philippe de Comines, Herrn von Argenton († 1509) Chroniques et histoire contenant les choses advenues durant le règne du roy Louis XI. 1464—1483 (gewöhnlich Mémoires genannt), ein treffliches Werk, gleich ausgezeichnet durch die einfache, anmutige Darstellung, wie den daraus sprechenden praktisch-politischen Geist, voller Verständnis für das Recht und das Verdienst des Königtums im Gegensatz zu dem untergehenden Feudalismus, — sehr oft ediert, am vollständigsten von Godefroy, London u. Paris 1747, 4°. 4 Bde., zuletzt von Dupont in der Sammlung der Société de l'histoire de France. 3 Bde. Paris 1840—1847; dann Les chroniques de Loys de Valois 1460—1488, oft gedruckt, u. a. bei Petitot, Collection des mémoires Bd. 13, 14; ferner Thomas Basin (Titularerzbischof von Cäsarea) Histoire de Charles VII. et Louis XI. (1461—1481) herausgeg. von Quicherat. Paris 1854—1859. 4 Bde.; für die Geschichte Karls des Kühnen, besonders in bezug auf die Kultur der Zeit sind von hervorragendem Interesse die Mémoires des Jacques du Clerc, Herrn von Beauvais, 1448—1488 (herausgeg. von v. Reiffenberg, Brüssel 1823, 4 Bde. (auch bei Buchon, Collection des Mémoires Bd. 37—39). Von Bearbeitungen sind außer den hierher gehörigen Teilen der früher angeführten, die Geschichte Frankreichs behandelnden Werke von Martin, Michelet und Dareste namentlich benutzt Duclos, Histoire de Louis XI. Amsterd. 1746.; Barante, Hist. des ducs de Bourgogne de la maison de Valois. Louvain 1826—1827 und Kirk, History of Charles the Bold, duke of Burgundy. Lond. 1863—1868. 3 Bde.

1. Die Herzöge von Burgund und Ludwigs XI. Anfänge.

Entstehung des Reichs Burgund. Philipp der Kühne. 1363—1404

Wir haben gesehen, zu welcher Macht das burgundische Herrscherhaus allmählich emporgestiegen war. Seitdem Philipp der Kühne durch seine Vermählung mit der Erbgräfin Margarete von Flandern sein Lehnherzogtum am Jura, Burgund, die Franche Comté und die Herrschaft Salins, mit dem gewerbreichen Gebiet an der Schelde und mit den Grafschaften Artois, Rethel und Mecheln vermehrt hatte, verfolgte die jüngere Linie der Valois unverrückten Auges das Ziel, die reichen niederländischen Landschaften zu einem geschlossenen Staate zu vereinigen, der vermöge seiner Lage zwischen Deutschland und Frankreich eine Stellung unter den gebietenden Mächten gewinnen sollte. Der Lehnsverband, der einige dieser Territorien an das Reich, andre an die Krone Frankreich knüpfte, war nur eine historische Tradition, eine staatsrechtliche Überlieferung ohne reale politische Bedeutung, da weder das zerbröckelte Reich noch das von Bürgerkriegen unterwühlte und von England befehdete Frankreich seinen Rechten und Ansprüchen Nachdruck zu geben vermochte. Gerade durch dieses Doppelverhältnis gewann die burgundisch-flandrische Dynastie eine selbständige Stellung.

Johann der Unerschrockene. 1404—1419. Philipp der Gute. 1419—1467. Von jenem Grundgedanken geleitet, suchten die zwei Herzöge, Johann der Unerschrockene und Philipp der Gute, die in der Geschichte Frankreichs während des fünfzehnten Jahrhunderts eine so bedeutende Rolle spielten, die nordwestlichen Landschaften zu einem zusammenhängenden Ganzen abzurunden, während die entlegeneren Territorien, wie Rethel, Nevers, an jüngere Glieder des Hauses überlassen wurden. Sie hätten nur zur Zersplitterung der Kräfte und zu Verwickelungen führen können. Wir wissen, welche gebieterische Stellung Philipp der Gute in den französisch-englischen Kriegen und Parteikämpfen einnahm. Er war beiden Mächten ein unentbehrlicher Bundesgenosse zum Sieg; und er war klug genug, diese günstige Position zur Erweiterung seiner Besitzungen auszunutzen. In den zwanziger Jahren gewann er Namur, indem er die günstig gelegene Grafschaft von dem letzten kinderlosen und verschuldeten Erben Johann um 132,000 Goldkronen kaufte. Wenige Jahre nachher fügte er
1430. Brabant und Limburg seinen übrigen Territorien bei. Jener Anton von Burgund, Philipps des Kühnen zweiter Sohn, dem die Herzogin Johanna, seine Großtante, bei ihrem Tod (1406) das schöne Erbe hinterlassen hatte, war in der Schlacht von Azincourt gefallen. Seine beiden Söhne und Nachfolger,
1426. Johann, der Gründer der Universität Löwen, und Philipp von St.-Pol, gingen kinderlos aus der Welt. Philipp war der nächste Erbe und die Stände des Landes waren einsichtig genug, denselben gegen Gewährleistung ihrer Rechte als
1430. ihren Herzog anzuerkennen. Daß auch Jakobäa, die unternehmende, kraftvolle und sinnliche Gräfin aus dem Bayernland, in der Bedrängnis Holland, Seeland und Hennegau durch einen Vertrag dem mächtigen Nachbar überließ,
1436. und daß nach ihrem Tod dieses nordwestliche Küstenland mit Flandern und Brabant wirklich verbunden ward, haben wir früher gesehen (VII. 912); und als auch noch Elisabeth, eine Enkeltochter Kaiser Karls IV., das luxemburgische Erbland am Ardenner Wald, das ihr von einer verwandten Mitbewerberin und von den Einwohnern streitig gemacht wurde, an Philipp abtrat
1443. und dieser die andern Prätendenten mit Geld abfand, da hatten die burgundischen Besitzungen einen Umfang, daß zu einem Königreich nur der Name fehlte. Wären nicht Lothringen und Elsaß, welche die fruchtbaren, weinreichen Gegenden am Côte-d'Or und Jura von den wallonischen Provinzen trennten, in andern Händen gewesen, so hätte die jüngere Linie der Valois das alte austrasische Reich in ihrer Gewalt gehabt.

Der burgundische Hof unter Philipp dem Guten. Es gab kaum ein andres Land in Europa, das an Reichtum und Bildung, an Handel und Gewerbthätigkeit, an bürgerlicher Freiheit und Rechtssicherheit mit den Städten und Landschaften an der Maas und Schelde den Vergleich aushalten konnte, und in bezug auf ritterliche Pracht und Kourtoisie, auf elegante Manieren und Umgangsformen, auf gesellschaftliche Bildung und Etikette that es der burgundische Hof in Gent oder Brüssel allen andern zuvor. Die Fremden staunten über die große Zahl von Rittern, Grafen, ja von Fürsten, welche sie um

den Herzog geschart fanden, und noch mehr über den Schatz, den er ihnen zeigen ließ, „ob hunderttausend Zentner geschlagenen Goldes, unaussprechlich viel überköstlich Kleinod“. Als Philipp die Königstochter von Portugal als Ehegenossin heimführte, stiftete er, ein andrer Jason, den berühmten Ritterorden vom gol- 1430.
denen Vlies, in den nur Edelleute aufgenommen werden sollten, die von Vater- und Mutterseite vier Ahnenstufen nachweisen konnten, und worin der Herzog selbst die Großmeisterwürde führte. Der Orden war ein Areopag der Ehre und Rittersitte, ein Pairshof mit eigner Gerichtsbarkeit über alle Mitglieder und mit ausgedehnten Privilegien. Wir wissen ja, wie sehr das scheidende Mittelalter an Prunk und ritterlichen Schaustellungen Gefallen fand: je mehr der Kern des Ritterwesens dahinschwand, desto fester hielt man an der Schale, am Schein und Schatten. Und kein Hof in ganz Europa konnte an prachtvollen Turnieren, an glänzenden Banketten mit köstlichen Speisen und Getränken in goldenen und silbernen Schalen und Gefäßen, an gesellschaftlichen Freuden und Genüssen im Kreise reich geschmückter Herren und Damen mit dem burgundischen wetteifern. Noch lange erzählte man sich von dem „Fasanenfest“ mit allegorischen Darstellungen und Maskeraden, welches der Herzog ein Jahr nach der Einnahme von Konstan- 1454.
tinopel veranstaltete und wobei alle Ritter und Barone feierlich gelobten, einen Kreuzzug gegen die Türken zu unternehmen. Mehrmals wurden auch Anstalten zu einem solchen getroffen; aber nachdem die Frist wiederholt verlängert worden, zerfiel durch den Tod des Papstes Pius II. das ganze Unternehmen in nichts. — Der Erbe dieses großen, wohlhabenden und gebildeten Reichs war Graf **Karl von Charolais**, ein streitbarer, stolzer, herrschsüchtiger Fürst, der in noch höherem Grade den Beinamen des Kühnen verdiente als sein Ahnherr Philipp, der Gründer der Hausmacht.

Im alten Schloß zu Dijon, von dem noch jetzt ein Turm aus der Mitte Karl der Kühne.
einer Häusergruppe emporragt, hat Karl von Burgund, nachmals „der Kühne“ 1467–1477.
genannt, das Licht der Welt erblickt. Schon in der Jugend zeigte er Eigenschaf- 10. Nov. 1433.
ten, die große Hoffnungen erregen mußten: von kräftigem Körperbau übte er sich frühe in allen ritterlichen Künsten und männlichen Arbeiten, im Fechten, Reiten und Jagen; dabei erwarb er sich gute Schulkenntnisse, so daß er die lateinischen Schriftsteller ohne Mühe lesen konnte; doch beschäftigte er sich am liebsten mit den Ritterromanen, welche noch immer die Unterhaltung der vornehmen Kreise bildeten. An den Rittern von Arthurs Tafelrunde, an den Paladinen Karls des Großen nährte er seine Phantasie, in ihnen suchte er die Vorbilder für seine eignen Thaten; und bei Alexanders Heldenleben fiel es ihm oft ein, daß auch er der Sohn eines Philipp sei. Frühe zeigte Karl jene an Starrsinn grenzende Willensstärke und jenes tollkühne Ungestüm, die ihm in der Folge so verderblich werden sollten. An dem ritterlichen Hofe seines Vaters glänzte er bald unter den ersten: man fand kaum einen gewandteren Reiter und Fechter, und auf den wilden Eberjagden in den Ardennen that er es allen Gefährten zuvor. Die sinn-

lichen Freuden und Genüsse reizten ihn wenig: er lebte einfach und mäßig, und hielt sich fern von dem üppigen Leben und den geschlechtlichen Ausschweifungen der vornehmen Welt an seines Vaters Hof. Während Philipp, „der Stern der Ritterschaft", den lasciven Sitten der Zeit im Übermaß huldigte, so daß er sechzehn außer der Ehe gezeugte Kinder hinterließ, blieb Karl seiner französischen Gemahlin, Isabella von Bourbon, die er im einundzwanzigsten Lebensjahr heim-
1451. führte, in Treue zugethan. Seine ganze Natur war auf männliche Thaten, auf kühne Unternehmungen, auf gefahrvolle Wagnisse gerichtet; von rastloser Thätigkeit, kannte er weder Ermüdung noch Furcht; schon als neunzehnjähriger Jüngling hatte er in der Schlacht bei Gaveren (S. 771) gegen die aufrührerischen Genter den verwegenen Mut und den trotzigen, vor keiner Gefahr zurückweichenden Geist bewährt, die den Grundzug seines Charakters bildeten. Auf prunkvolles Hof- und Ritterwesen legte er keinen besonderen Wert; doch waren ihm die ritterlichen Manieren und höfischen Künste nicht fremd: er liebte und verstand Musik und bewegte sich mit Sicherheit und Anstand in den Formen der eleganten Welt; aber seine umgestüme, feurige, aufbrausende Natur führte ihn oft über die Grenzen besonnener Überlegung; er war jähzornig, leidenschaftlich und unversöhnlich.

Verhältnis zwischen Vater und Sohn.

Als der Erbe der französischen Krone in Brüssel eine Zufluchtsstätte suchte vor dem Zorn seines Vaters und den Intrigen der Höflinge, war Karl von Charolais sein steter Gesellschafter und Begleiter; und wie verschieden auch beider Naturen waren, in einem Punkte trafen ihre Interessen zusammen: beide lebten mit ihren Vätern in Unfrieden und wünschten den Herrscherstab in die eigne Hand zu nehmen. Wie König Karl VII. so wurde auch Herzog Philipp in seinen späteren Tagen von Günstlingen geleitet, die ihren Einfluß zu selbstsüchtigen Zwecken benutzten und deshalb bei Adel und Volk verhaßt waren. Namentlich genossen zwei Brüder von Amiens, Anton und Johann de Croy, Sprößlinge einer geachteten Bürgerfamilie, die aber gern ihren Stammbaum auf das ungarische Königsgeschlecht zurückführten, die Gunst des Herzogs in solchem Grade, daß er sie mit Ämtern und Ehren überhäufte, die Verwaltung der wallonischen Provinzen fast ganz in ihre Hände legte und den jüngeren, Johann, zum Grafen von Chimay ernannte. Dem Thronfolger war die anmaßende Familie ein Dorn im Auge; um so standhafter beharrte Philipp in seiner Zuneigung. Hätte König Karl von Frankreich dieses Mißverhältnis ausnutzen wollen, so hätten die Zeitgenossen das eigentümliche Schauspiel erlebt, daß die zwei Söhne der benachbarten Herrscher Zuflucht in des andern Reich gesucht. Wenigstens ließ der burgundische Prinz durch den Grafen von St.-Pol, „den reichsten Edelmann in Frankreich", der Karls Abneigung gegen die Croys teilte, in Paris anfragen, ob der König den Flüchtigen aufnehmen würde. Die Erbitterung zwischen Vater und Sohn wuchs noch, als der Graf von Charolais sich weigerte, einen Sohn von Johann Croy unter seine Hofbeamten aufzunehmen. Bei einer persönlichen Zu-

sammenkunft geriet Philipp in solchen Zorn, daß er gegen den Sohn das Schwert zog. Nur der Fürsprache seiner Mutter verdankte Karl seine Rettung. Aber in solcher Aufregung befand sich der Herzog, daß er in Sturm und Regen davonritt, eine ganze Nacht hindurch in Feld und Wald umherstreifte und endlich in der Hütte eines Kohlenbrenners ein wärmendes Obdach suchte. Von dort führte ihn am nächsten Morgen ein Jäger nach Brüssel zurück. Am tiefsten schmerzte es den Herzog, daß seine Gemahlin für den Sohn Partei genommen; Isabella wurde von der Zeit an noch mehr vernachlässigt, so daß sie nun meistens in dem von ihr gegründeten Kloster der „grauen Schwestern" verweilte und nur selten am Hofe erschien. Der Graf von Charolais zog sich nach Dendermond zurück, bis es dem Dauphin gelang, eine Versöhnung zu stiften. Wilhelm Biche, ein armer Ritter aus der Champagne, und ein andrer Diener Karls, die dem Herzog besonders verhaßt waren, mußten das Land verlassen. Jener begab sich nach Paris, wo er als Kundschafter seinem Herrn und dem Dauphin nützliche Dienste leistete. Jan. 1461.

Einige Monate nachher trat der Zeitpunkt ein, den Ludwig zu Genappe so oft durch astrologische Studien zu erraten gesucht: — König Karl VII. wurde zu seinen Vätern versammelt. Alsbald traf der erlauchte Flüchtling Anstalten zur Rückkehr; denn er trug großes Verlangen nach der Krone Frankreichs. Er war dem Herzog zu hohem Dank verpflichtet; hatte ihm doch derselbe fünf Jahre lang ein Asyl gewährt und die von dem König geforderte Auslieferung standhaft verweigert. Und Ludwig ließ es an äußeren Beweisen von Dankbarkeit nicht fehlen, insbesondere solange er den Verdacht hegte, die ihm feindlich gesinnte Hofpartei unter dem mächtigen Grafen Dammartin möchte zu gunsten seines jüngeren Bruders, Karl von Berry, eine Palastrevolution versuchen. Er bat daher seinen Beschützer, daß er ihn mit Kriegsmannschaft nach Reims führe. Als er aber merkte, daß seine Besorgnis unbegründet sei, da die angesehensten Herren vom Hof und Adel nach Avesnes eilten, um den neuen Herrscher zu begrüßen, war Ludwig bedacht, die innigen Beziehungen allmählich zu lockern. Das bewaffnete Geleite, um das er selbst gebeten, konnte er freilich nicht verwehren: mit einem Gefolge von viertausend Rittern im glänzendsten Aufzug und Waffenschmuck führte Philipp seinen Schützling zur Krönung nach Reims, setzte ihm die Krone aufs Haupt und erteilte ihm den Ritterschlag. Auch nach Paris wurde er so geleitet. Und hier sah man den Herzog mit solcher Pracht einziehen, daß man glauben konnte, er sei der „Imperator", der König dagegen „sein armer Vasall". Aber gerade die Eindrücke, die Ludwig bei dieser Gelegenheit in Reims und Paris in sich aufnahm, bestärkten ihn in dem Gedanken, dieses Mißverhältnis zu beseitigen oder auszugleichen, die Stellung des Lehnträgers zum Lehnsherrn in die richtige Ordnung zu bringen.

Ludwig XI. von Philipp nach Reims und Paris geführt. 1461.

Die Sympathien, welche die Bürgerschaft unverhohlen dem Herzog darbrachte, waren für den herrschsüchtigen König ein Stich ins Herz. Die Pariser gedachten gern der alten Zeiten, wo der königliche Hof fern war und die burgun-

Philipp in Paris.

dische Partei das Regiment führte. Die Ovationen mit Gesängen und allegorischen Schauspielen, die sie den einziehenden Herrschern darbrachten, galten daher mehr dem Herzog, dem alten Führer in den Tagen der Erhebung und des Ruhmes, als seinem ihnen noch wenig bekannten Begleiter. Wenn Philipp an der Spitze seines stattlichen Gefolges durch die Straßen ritt, schallten ihm Hochrufe und Lieder entgegen; man konnte glauben, die Bürgerschaft hätte lieber ihn selbst als König begrüßt.

Ludwigs XI. Haltung und Ansichten.

Ludwig verbarg den Ärger; denn niemand war in der Kunst der Verstellung mehr geübt als der König mit den kleinen stechenden Augen und dem ironischen Lächeln um den Mund. Er überhäufte den Burgunder mit Aufmerksamkeiten und Ehrenbezeigungen; er wies dem Herrn von Croy einen Gnadengehalt an und beschenkte die ganze Familie mit Gütern und Ämtern; er ernannte den Grafen von Charolais, der ihm von Dijon aus einen Besuch in Tours machte, zum Gouverneur in der Normandie mit einer Jahreseinnahme von 36,000 Frank; er hörte alle Wünsche und Fürbitten freundlich an und versprach sie zu berücksichtigen. Aber in seiner Seele schlummerten andre Gedanken und weitreichende Pläne. Eine Stellung, wie der Herzog sie einnahm und wie noch andre Kronvasallen sie behaupteten oder anstrebten, war mit seinen Ansichten von monarchischer Machtfülle unvereinbar; er wollte seinen Thron nur auf willfährige und unterwürfige Diener stützen, nicht von Herren umgeben sein, welche ihre eignen Wege gingen, welche je nach Umständen bald für, bald gegen ihn auftreten konnten. Die burgundischen und flandrischen Ritter, die mit stolzen Hoffnungen eingezogen waren, kehrten mit leeren Händen mißmutig und verstimmt in die Heimat zurück. Ludwig hatte bei seiner Thronbesteigung bereits das achtunddreißigste Lebensjahr erreicht (geb. 3. Juli 1423); die Unbesonnenheit und die raschen Entschlüsse der Jugend lagen hinter ihm; was er that, war wohl überlegt und beruhte auf tiefer politischer Berechnung. Erfüllt von der rücksichtslosesten Selbstsucht, deren Befriedigung ihm als ein natürliches Recht erschien, setzte er auch bei andern dieselben Gefühle voraus: er traute den Menschen nur insoweit, als Egoismus und Eigennutz bei ihrem Thun oder Lassen ins Spiel kamen, er glaubte nicht an Tugend und Treue; sein scharfes Auge hatte erkannt, wie sehr in jener Zeit die Persönlichkeit jedes einzelnen von den allgemeinen sittlichen und religiösen Mächten gelöst war und sich den Impulsen des Augenblicks hingab; der eigne Vorteil war nach seiner Ansicht die Triebfeder aller menschlichen Handlungen; und wie er selbst an seines Vaters Hof sich vor den lauernden Blicken feindlich gesinnter Höflinge nur durch Verstellung und Heuchelei zu verbergen wußte, so glaubte er auch von andern, daß sie mit ihrer wahren Natur und Gesinnung zurückhielten, daß alle öffentlichen Kundgebungen nur Trug und Maske seien. Darum betrachtete er seine Umgebung stets mit dem größten Mißtrauen, und die tiefe Menschenkenntnis, zu der er durch seinen Verstand und seine scharfe

Beobachtungsgabe geführt ward, war bei ihm mit tiefer Menschenverachtung verbunden.

Nachdem im September der Herzog von Burgund in seine Staaten zurückgekehrt war, fühlte sich Ludwig erst als König und Herr. Nun richtete sich sein Groll zunächst gegen das väterliche Regierungssystem und die Werkzeuge, die dabei mitgewirkt. Während er eine Anzahl hoher Beamter und Räte, welche bei Karl VII. von großem Einfluß gewesen, entfernte und durch solche ersetzte, die ihm in der Verbannung Dienste geleistet oder Treue erwiesen, erließ er dem Grafen von Armagnac und dem Herzog von Alençon ihre Strafen und setzte sie wieder in ihre Rechte und Güter ein. Auch wurde eine Revision des Prozesses gegen Jacques Coeur angeordnet und ein Teil der eingezogenen Güter den Söhnen zurückgegeben. Dagegen wurde Dammartin, der sich längere Zeit verborgen gehalten, durch Spruch des Parlaments mit Verbannung und Güterverlust bestraft, ein Urteil, das der König in Gefängnishaft in der Bastille verwandelte; der Großseneschall Jakob de Brezé wurde in Ungnade auf seine Güter verwiesen. Mit ähnlicher Vorsicht und Treulosigkeit verfuhr Ludwig XI. auch nach andern Seiten. Die Städte, die sich einst eine Besteuerung zur Bestreitung der stehenden Heere gern hatten gefallen lassen, fanden jetzt die Last zu groß und baten um Erleichterung. Ludwig machte ihnen anfangs Hoffnungen; als diese aber nicht erfüllt wurden, entstanden in Reims, Angers und andern Städten aufrührerische Bewegungen; die Steuerlisten wurden verbrannt, die Einnehmer mißhandelt oder ermordet. Aber die königlichen Waffen schufen bald Ordnung; an der Kathedrale von Reims sieht man noch jetzt gehängte Rebellen abgebildet, die Steuerrollen um den Hals. — Dem heiligen Vater, der ihm durch seinen Legaten, den Bischof von Arras, zur Thronbesteigung Glück wünschen ließ, meldete er in einem verbindlichen Schreiben, daß er die „pragmatische Sanktion“, die der Kurie so viel Ärgernis gegeben, aufheben und dem römischen Stuhl alle früheren Rechte in Frankreich wieder einräumen wolle; als er aber merkte, daß das Pariser Parlament Widerspruch erhob, daß die ganze Nation mit Mißfallen auf die Mehrung der pontifikalen Autorität blickte und daß Papst Pius II. die Zugeständnisse zu großen Geldbezügen und simonistischem Pfründenhandel ausbeutete, ohne doch dem französischen Prätendenten in Neapel den erwarteten Vorschub zu leisten, da erließ er Verordnungen, welche die Ansprüche und Forderungen der Kurie illusorisch machten, zugleich aber auch die gallikanische Kirche von der Willkür des Königs abhängiger machten. Ludwig wollte den Papst und die Hierarchie nicht reizen, aber in den einzelnen Fällen die Entscheidung sich selbst vorbehalten. So setzte er den römischen Hof in eine Lage, in der er den französischen König mit besonderer Rücksicht und Schonung behandeln mußte, und hielt zugleich den gallikanischen Klerus in größerer Abhängigkeit von der Krone.

Sobald sich Ludwig XI. auf dem Throne sicher fühlte und im Parlamente,

Ludwigs XI. Regierungsanfang.

27. Nov. 1461.

Ludwigs XI. Charakter und Herrscherthätigkeit. im Rat und in den hohen Staats- und Militärämtern zuverlässige Leute eingesetzt hatte, suchte er sich durch eigne Anschauung von der Lage des Landes, von den Zuständen und Gesinnungen in den Provinzen zu überzeugen.. Die Günstlingsherrschaft am Hofe seines Vaters hatte ihn mit Widerwillen erfüllt gegen jede Abhängigkeit von fremdem Einfluß und an selbständige Thätigkeit gewöhnt, die ihm ein entscheidendes Übergewicht über alle seine Zeitgenossen gab. Mit Erstaunen und Verdruß bemerkten die Höflinge und Barone, „daß der König den ganzen Rat auf seinem Pferde mit sich führe". Rastlos und unermüdlich an Körper und Geist durchwanderte er das Reich, bald da, bald dort unerwartet erscheinend, und suchte sich eine genaue Kenntnis von allen Personen und Verhältnissen zu verschaffen, sich in allen Dingen ein selbständiges Urteil zu bilden.

1462. Auf einer Reise nach dem Süden gab er der Stadt Bordeaux und den andern ansehnlichen Kommunen von Guienne und der Gascogne die Privilegien zurück, die ihnen zur Strafe für ihren Abfall im Jahre 1453 entzogen worden waren, errichtete daselbst ein Parlament, dessen Gerichtskreis sich über ganz Aquitanien erstreckte, und setzte den „Bastard von Armagnac", seinen Begleiter in der Verbannung, den er zum Grafen von Cominges und zum Marschall erhoben, als Gouverneur ein.

Diese Reisen waren für Ludwig eine Regentenschule; nicht um sich Huldigungen darbringen zu lassen oder sein Herz an Festlichkeiten und Genüssen zu weiden, durchzog er seine Staaten, sondern um alles zu erforschen und zu prüfen. Sein Gedächtnis war von ungewöhnlicher Stärke und seine Wißbegierde nicht zu befriedigen. In dürftigem Aufzug, wie ein Pilger, fast ohne Begleitung zog er einher, verkehrte er mit Leuten jedes Standes und führte mit jedermann vertrauliche Gespräche. Um Geheimnisse zu erfahren, war ihm kein Mittel zu schlecht, keine Person zu gering. Die vornehme Zurückhaltung andrer Fürsten war ihm fremd: er verschmähte die Pracht, die Hoffeste, die ritterlichen Spielereien und den ganzen hohlen Prunk, an denen seine Vorfahren so großes Gefallen gefunden. Für ihn hatte nur die Realität Wert; das stolze Pathos, das leere Gehäuse einer feudalen Ritterzeit reizte ihn zu Spott und Ironie. Oft schlich er heimlich oder auf Nebenwegen in die Städte ein, um jeder Empfangsfeierlichkeit vorzubeugen. Welch ein Abstand zwischen dem französischen König im kurzen Wams und Beinkleid von grauer Wolle und mit ärmlicher Kopfbedeckung und den fürstlichen Personen in Samt und Seide, in Gold und Edelgestein prunkend, zwischen dem einfachen Palast von Tournelles und den betürmten Schlössern von Angers und Blois, wo die Herzöge von Anjou und Orleans, die sich „von Gottes Gnaden" nannten, ihre Hofhaltung hatten! Der Nutzen ging ihm über das Recht, urteilt Henri Martin, immer zog er, bisweilen sogar zu seinem Schaden, den krummen Weg dem geraden, die List der Gewalt, Schlauheit der Kühnheit vor, doch fehlte ihm auch nicht jener ausdauernde Mut, den ein unerschütterlicher Wille einflößt. Ludwig XI. war die inkarnierte Reaktion gegen das

Mittelalter, sowohl gegen seine Moral und Idealität als gegen seine Verirrungen, gegen seine Freiheiten wie gegen seine Anarchie. Selbst die kirchliche Frömmigkeit Ludwigs, die einzige Inkonsequenz eines Charakters, der zur Ungläubigkeit angelegt war, hatte nichts mehr von dem düsteren und großartigen Fanatismus früherer Tage; es war ein grobsinnlicher Aberglaube, der über das Mittelalter hinaus in jene Zeiten zurückging, wo die Könige der Barbaren den Heiligen des Paradieses den halben Anteil an der Arbeit wie an der Beute zuwiesen. Ludwig spendete Almosen mit freigebiger Hand, er brachte den vom Volke verehrten Heiligenbildern reichliche Gaben dar, er beschenkte Kirchen und Andachtsstätten und verlangte dafür von den Geistlichen, daß sie ihm Wohlergehen, Gesundheit und langes Leben vom Himmel erbeten sollten; an der Sündenvergebung schien ihm weniger gelegen zu sein. An seinem Hute trug er Heiligenbilder von Blei, welche er bei jeder guten oder schlimmen Botschaft knieend zu küssen pflegte, um den Hals einen Rosenkranz von groben hölzernen Kügelchen.

„Diese Schwachheit abgerechnet, war der elfte Ludwig der gelehrige Schüler jener treulosen Staatskunst, zu welcher die italienischen Tyrannen seiner Zeit das Vorbild gaben und welche Machiavelli in der Folge in ein System brachte. Francesco Sforza, der Gewaltherrscher des Herzogtums Mailand, diente dem französischen König als Muster und Lehrmeister. Die italienische Bildung eroberte Frankreich früher durch die Politik als durch die schönen Künste."

Ludwigs Politik und Tyrannei.

Nur darin unterschied sich Ludwig von seinen italienischen Vorbildern, daß er nicht wie diese bloß persönliche oder dynastische Interessen verfolgte; seine Ziele waren höher und allgemeiner. Er fühlte sich als das Haupt einer Nation, er hatte einen Begriff von dem Wesen der Staatsgesellschaft und ihren Aufgaben in Gegenwart und Zukunft. Der Despot Ludwig XI. gehörte nicht in die Klasse der egoistischen Tyrannen, sondern in die der rücksichtslosen Neuerer, urteilt ein französischer Schriftsteller über ihn. Die wunderliche und eigentümliche Erscheinung machte einen tiefen Eindruck auf die Phantasie des Volks, so daß dieser König wie eine Figur der Sage auf die Nachwelt gekommen ist. Als dämonische Gestalten, welche die Menschen ins Verderben locken, durchziehen Ludwig XI. und seine Diener und Werkzeuge, der ehemalige Barbier Olivier le Dain der Böse und Tristan L'hermite, Vorsteher (Prevot) der Kaufmannschaft, die Blätter der Geschichte, und an dem Schlosse Plessis-les-Tours mit dem eingehegten Park und den Fußangeln ging das Volk mit Schaudern vorüber und bekreuzte sich wie vor der Behausung böser Geister. Denn dort sollen der König und seine diabolischen Gehilfen zahllose Gefangene in eisernen Käfigen eingesperrt gehalten und sich an ihren Jammertönen geweidet haben! Die Volksmythe vergrößert und malt aus, aber sie ruht in der Regel auf einer Basis von geschichtlicher Wahrheit. Der heimtückische, mißtrauische, menschenfeindliche Valois und die Amtleute und Gehilfen, die er um sich scharte, verfolgten ein klares politisches Ziel mit diabolischen Mitteln und treulosen Künsten;

aber die Welt, die Ludwig XI. bekämpfte und niederwarf, war zum Untergange reif. Die Feudalherren, mit denen er einen Kampf auf Leben und Tod einging, waren dem König nicht in Moral und Tugend überlegen; sie wandelten ohne Scheu dieselben Wege und bedienten sich derselben Mittel; aber Ludwig besaß mehr Macht und Klugheit, mehr Energie und Thätigkeit, mehr Unternehmungsgeist und Ausdauer.

2. Die Ligue für das öffentliche Wohl.

Ludwig erwirbt die Stadtgebiete an der Somme. 1463.

Als Dauphin war einst Ludwig das Haupt der „Praguerie" (S. 757) gewesen; als König ward er der heftigste Widersacher der Feudalherren. Eine weite Kluft trennte die beiden Lebensabschnitte und die in ihnen verfolgten Ziele voneinander! Fortan war sein Augenmerk unverrückt auf die Schwächung der großen Barone gerichtet. Er begann mit den mächtigsten unter ihnen, mit denselben Burgundern, bei denen er als Gastfreund geweilt. Im Frieden von Arras waren die Städte und Territorien auf beiden Ufern der Somme dem Herzog zu Lehen gegeben worden, jedoch mit der Bedingung, daß der Krone Frankreich der Rückkauf um 400,000 Goldkronen jederzeit freistehen sollte. Durch den Besitz dieser Städte war der Herzog Herr der gesamten Pikardie, er konnte im Fall eines Kriegs ungehindert in das Herz der französischen Staaten vordringen. Philipp war bald nach seiner Rückkehr in eine schwere Krankheit gefallen; sein Aufkommen war längere Zeit zweifelhaft. Wer bürgte dafür, daß das gute Einvernehmen, das Ludwig mit dem alten Herrn zu erhalten gesucht, fortdauern werde! Es war daher des Königs eifrigstes Bemühen, diese Städte und Herrschaften wieder an sich zu bringen. Die Aufgabe war keine kleine. Denn nicht genug, daß die Aufbringung einer so hohen Geldsumme ihre Schwierigkeiten hatte, der Graf von Charolais suchte das Vorhaben auf alle Weise zu hintertreiben. Und dennoch kam Ludwig zum Ziel: begünstigt von der Zwietracht im burgundischen Hause, die mit neuer Heftigkeit ausgebrochen war, und unterstützt durch die Familie de Croy, die er in sein Interesse zu ziehen gewußt, kam er
Okt. 1463. in den Besitz der Städte St.-Quentin, Péronne, Amiens, Abbeville u. a. O. Es war eine Eroberung ohne Krieg, ein Gewinn von größter Wichtigkeit. Um das Erworbene sicher zu behaupten, setzte er den Grafen von Nevers, einen Verwandten des burgundischen Herrscherhauses, der mit Karl von Charolais in Feindschaft lebte und beschuldigt ward, durch Zaubermittel vermöge einer Wachsfigur dessen langsamen Tod gesucht zu haben, zum Statthalter ein.

Anschläge gegen Burgund. 1464.

Bei seinem Vorhaben, die Macht der großen Feudalherren zu vernichten, mußte Ludwig von Karl den heftigsten Widerstand erwarten. Sich dagegen zu sichern scheint Ludwig selbst die bedenklichsten Mittel versucht zu haben. Während er dem im Schlosse zu Hesdin in Artois weilenden Herzog Philipp bei einem persönlichen Besuch die größte Freundlichkeit und Zuvorkommenheit bewies und sich erbot, den aufs neue ausge-

brochenen Familienstreit zwischen Vater und Sohn auszugleichen, schlich sich ein Abenteurer in Nevers' Diensten, der Bastard von Rubempré genannt, unter kaufmännischer Verkleidung in das Schloß von Gorkum, Karls Aufenthaltsort, um denselben mit Hilfe einer verborgenen Schiffsmannschaft zu entführen, und Ludwig selbst kam in den Verdacht, er habe die Absicht gehegt, unter der Maske freundlicher Devotion seinen „geliebten Oheim" Philipp bei dem Besuch in Hesdin in seine Gewalt zu bringen. Der Herzog wurde gewarnt und ritt eilends nach Lille. König Ludwig stellte den hinterlistigen Plan in Abrede und beschwerte sich durch eine ansehnliche Gesandtschaft über die verleumderischen Aussagen. Doch gelang es ihm nicht, bei dem alten Herzog das frühere Vertrauen wieder zu erwecken. Vielmehr söhnte sich jener mit dem Sohn April 1464.
aus und opferte ihm die Günstlinge de Croy. Ihrer Ämter und Besitzungen beraubt entflohen diese nach Frankreich.

Eine ähnlich zweideutige Rolle spielte der König um dieselbe Zeit England Ludwigs Vielgeschäftigkeit in der äußeren Politik.
gegenüber. Wir werden im nächsten Abschnitt die unternehmende kriegerische Margarete (S. 761) kennen lernen, die heroische Tochter des friedfertigen Sängerkönigs René von Anjou und der Provence. Sie war vor ihren Feinden Eduard von York und Warwick über den Kanal geflohen, um bei ihrem Verwandten Hilfe zu erlangen. Ludwig XI. suchte daraus Nutzen zu ziehen. Er machte der Königin Hoffnung auf Unterstützung, welche ihm dafür Aussichten auf Calais eröffnete, knüpfte aber gleichzeitig Unterhandlungen mit der Gegenpartei in England an. Als Margarete eine neue Landung versuchen wollte, gab er ihr ein Reisegeld, das mehr einem Almosen als einer Kriegshilfe glich, denn er wollte es mit Warwick, mit dem er eine Zusammenkunft verabredet hatte, nicht verderben; zugleich gestattete er dem früheren Großseneschall Brezé, den er tödlich haßte, für die Königin Freiwillige in der Normandie zu werben und sie über den Kanal zu begleiten. Dort, dachte er, wird er bald sein Ende finden. Auch in die Händel zwischen Aragonien und Kastilien mischte er sich, und in Savoyen und Mailand suchte er gute Nachbarn zu gewinnen. Er vermählte seine Schwester Jolante mit dem Erben von Savoyen und hielt den Grafen von Bresse, das Haupt einer feindlichen Gegenpartei, nachdem er ihn unter täuschenden Versprechungen an seinen Hof gelockt, in einer französischen Burg gefangen; und mit Franz Sforza, in dem er den Gesinnungsgenossen erkannte und ehrte, schloß er einen Bund und überließ ihm die Ansprüche der Krone Frankreich auf die Signorie von Genua. Eine solche Geschäftigkeit und vielseitige Thätigkeit hatte man noch bei keinem mittelalterlichen Herrscher gesehen!

Durch den Bund mit Sforza beleidigte Ludwig zwei mächtige Adelsge- Die malcontenten Feudalherren.
schlechter, den bejahrten Herzog Karl von Orleans, der im Namen seiner Mutter Valentine Ansprüche auf Mailand geltend machte, und das Haus Anjou, das in Sforza den Anhänger des aragonischen Prätendenten in Sizilien haßte. Denn um dieselbe Zeit, als Margarete von England den französischen König vergebens um Hilfe anflehte, war ihr abenteuernder Bruder Johann von Kalabrien als Flüchtling in das Heimatland der Familie, die

Provence, zurückgekehrt. Die ergrimmten Edelleute fanden viele Genossen. Waren doch alle Feudalherren durch den königlichen Despotismus in ihren Rechten und ihrer Machtstellung bedroht! Selbst gegen das Jagdrecht, das köstlichste Besitztum des Grundadels, hatte Ludwig den Bauer und sein Feld in Schutz genommen! Philipp von Burgund und noch mehr sein Sohn Karl, dem der König die einträgliche Gouverneurstelle in der Normandie entzogen, sehnten sich nach Rache an dem undankbaren Verwandten. Sie fanden einen mächtigen Verbündeten in dem Herzog von der Bretagne, einem jungen Fürsten von mittelmäßigen Anlagen, aber großem Stolz. Wir kennen die selbständige Stellung, welche diese vom Meer umspülte und von Gebirgen durchzogene Halbinsel mit ihrer keltischen Bevölkerung von jeher behauptete. Die Herzöge betrachteten sich immer noch als die Nachkommen der alten Bretonenkönige; sie trugen im Wappen eine Krone statt des Herzoghutes, nannten sich „von Gottes Gnaden", verweigerten dem französischen König jede Art von Abgabe, übten das Münzrecht, nahmen die Regalien über die Bistümer des Landes in Anspruch und verwarfen die Gerichtsbarkeit des Pariser Parlaments und der königlichen Gerichtshöfe. Ludwig verlangte, daß der Herzog in die Schranken eines Lehnsfürsten eintrete und den angemaßten Herrenrechten entsage. Aber dieser, mit dem burgundischen Thronfolger innig verbunden, war entschlossen, seine Stellung mit Gewalt zu behaupten; Eduard IV. von England wurde um Hilfe angegangen und ihm dafür die Lehnsherrlichkeit über die Halbinsel in Aussicht gestellt. Bald war der bretonische Hof der Mittelpunkt aller feindseligen Anschläge gegen den König.

Die Ligue für das öffentliche Wohl.

Es bildete sich eine Ligue, die sich über das ganze Reich verzweigte. Denn die großen Kronvasallen hatten erkannt, daß ihre Selbstherrlichkeit und ihr eigenmächtiges Treiben durch den monarchischen Absolutismus Ludwigs für immer unterdrückt werden sollten. Zwei feindliche Prinzipien, Feudalismus und despotische Königsgewalt, rüsteten sich zum Entscheidungskampf. Umsonst berief Ludwig die Prinzen und großen Barone nach Tours und versuchte mit der ihm eignen Beredsamkeit den drohenden Sturm zu beschwören: die Fürsten und Herren seien die natürlichen Stützen seines Thrones; nur mit ihrem Beistande könne er die Last der Regierung tragen; er hege daher das Vertrauen, daß sie die Treue und den Gehorsam, die sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bewahren und den durch falsche Ratgeber verführten Bretonen nicht in seinem Trotze bestärken würden. Zugleich sprach er von seinen königlichen Pflichten, die er durch den Krönungseid auf sich genommen, und von den Erfolgen seines bisherigen Regiments. Die Herren hatten in der Kunst der Verstellung und Heuchelei gleichfalls große Fortschritte gemacht: denn während der Herzog von Anjou in ihrer aller Namen erklärte, daß sie des Königs gehorsame und ergebene Unterthanen seien, bereit, ihm mit Leib und Gut zu dienen, sannen sie auf Kampf und Flucht. Sie hatten schon zu viele Proben von Ludwigs Falschheit, seiner Herrschsucht,

seinem Despotismus erfahren, als daß sie seinen Worten hätten Glauben schenken mögen. Der Abstand zwischen dem, was der König anstrebte, und dem, was die Feudalherren bewahren wollten, war zu groß, als daß eine Verständigung oder Ausgleichung möglich gewesen wäre. Der alte Herzog von Orleans wagte einige Vorwürfe, wurde aber scharf zurückgewiesen, so daß man seinen bald darauf erfolgten Tod dem Verdruß und der Aufregung zuschrieb. Sein einziger Erbe war ein dreijähriges Kind, nachmals König Ludwig XII. Bei so verschiedenartigen Zielen konnte nur das Schwert entscheiden. Auch war bereits durch sichere Bevollmächtigte in der Liebfrauenkirche zu Paris der geheime Bund beschworen: man nannte ihn die „Ligue für das öffentliche Wohl". Der Name war ein Zugeständnis an den Zeitgeist: man wagte nicht mehr offen für die Standesinteressen in den Kampf zu treten, eine ehrenvolle Fahne sollte die Menschen täuschen, den Egoismus und den engherzigen Sondergeist verhüllen. Der Zweck, den man als öffentliches Wohl bezeichnete, war die Erhöhung des Feudalismus und die Minderung und Niederhaltung der Königsmacht.

Der hohe Lehnsadel betrachtete den Kampf als die gemeinsame Sache des gesamten Herrenstandes, darum traten der Ligue auch solche bei, die von dem König nur Beweise von Gnade und Gunst empfangen hatten, wie der Herzog von Alençon, Graf Johann von Armagnac und sein Bruder, der Herzog von Nemours. Sie verbanden sich mit dem Herzog von Bourbon, der dem König zürnte, weil er ihm die Statthalterwürde von Guienne entzogen. Nantes war der Hauptsammelplatz der Unzufriedenen. Dorthin flüchtete der jüngere Bruder des Königs, Herzog Karl von Berry, von dem königlichen Hofe, wo er in einer Art Gefangenschaft gehalten und sorgfältig überwacht worden war; dorthin begab sich der alte Graf Dunois, jener Bastard von Orleans, der einst an der Seite der Jungfrau für das legitime Königtum gefochten; dort fand sich auch bald nachher Graf Dammartin ein, dem die Flucht aus der Bastille gelungen war; dort hatten der Marschall von Lohéac und der Admiral von Beuil, die ihrer Ämter entsetzt worden, ihren Aufenthalt genommen; dort trieb der Graf von St.-Pol, der Vertraute des burgundischen Hofes, geschäftig sein Wesen. Der Herzog von Berry, Karls VII. jüngerer Sohn, wurde als Haupt der Ligue hingestellt, um dem Kampf den Charakter der Legitimität zu geben. Als im Frühjahr die fürstlichen Häupter mit ihren Kriegsmannschaften in Berry einrückten und von Bourges aus ein Manifest ergehen ließen, daß sie das Reich aus seiner traurigen Lage retten und das Volk von dem unerträglichen Druck eines tyrannischen Regiments befreien wollten, da folgte Abfall auf Abfall. Auch manche Veteranen der alten Würgerbanden suchten ihre Waffen wieder hervor und stellten sich unter die fürstlichen Hauptleute. Zugleich rückte Karl von Charolais im Auftrag des alten Herzogs mit einem stattlichen, wohlgerüsteten Heer in Isle de France ein, um sich in der Nähe von Paris mit den Bundesgenossen aus dem Süden zu vereinigen. Sie durchstreiften die Gegend von St.-

Glieder und Zwecke des Bundes.

Denis und vernichteten allenthalben die Steuerrollen. Sie mochten erwarten, daß man in Paris wieder das burgundische Banner aufpflanzen und wie ehedem den König fern halten würde. Aber die Zeiten waren andre geworden. Die Bürger mißtrauten dem Danaergeschenk, das die fürstlichen Volksbeglücker ihnen boten, und ließen sich durch die liberale Parole nicht verlocken. Wie groß auch die Aufregung in der volkbelebten Stadt war, man hielt die Thore verschlossen; in den Straßen tönte der Ruf, man solle die Entscheidung den Reichsständen übertragen, ein Ruf, der keineswegs nach dem Sinne der Feudalen war. Auch in den übrigen Städten ging der Widerwille gegen die Steuererheber nicht so weit, daß man mit den Rittern der öffentlichen Wohlfahrt hätte gemeine Sache machen wollen.

Schlacht von Montlhéry. 1465.

König Ludwig XI. war in schwieriger Lage. Mochte er auch mit gewohnter Thätigkeit seine getreuen Kriegsmannschaften um sich sammeln, die italienischen Höfe um Unterstützung angehen, in einem Manifest seine Gegner des Verrats und Treubruchs beschuldigen und die Verführten und Betrogenen zur Rückkehr zum Gehorsam auffordern, seine Streitkräfte waren gering. Er erkannte übrigens mit richtigem Blick, daß er vor allem suchen müsse, die feindlichen Heerhaufen von der Vereinigung abzuhalten. Daher besetzte er die Gegend von Montlhéry, wo er am leichtesten die von Paris erwarteten Verstärkungen an sich ziehen konnte. (16. Juli 1465.) Hier wurde ein Treffen geliefert, das trotz seines wunderbaren Verlaufes für den König einen ungünstigen Ausgang hatte. Karl unternahm an der Spitze seiner Schwergerüsteten einen übereilten Angriff auf den von dem Grafen von Maine befehligten linken Flügel des königlichen Heeres, während Ludwig selbst mit der andern Abteilung dem burgundischen Feldherrn St.-Pol gegenüberstand. Der Graf drang so übereilt vor, daß er fast in gänzlicher Unordnung an den Feind kam und in die größte Gefahr geraten wäre, hätten nicht Maine und seine Leute sich plötzlich zur Flucht gewandt, sei es aus Verrat oder im panischen Schrecken. Unterdessen warf der König den Grafen St.-Pol zurück. Die Nacht machte dem Treffen, das sich zuletzt in einer Reihe von Einzelgefechten auflöste, ein Ende; im burgundischen Lager faßte man bereits den Entschluß, am andern Morgen den Rückzug anzutreten, da man mit dem siegreichen König eine neue Schlacht nicht wagen könne. Aber wie erstaunte man, als bei Tagesanbruch einige Reiter die Nachricht brachten, der Feind sei während der Nacht weggezogen. Ludwig war nach Corbeil aufgebrochen und hatte dem überraschten Gegner das Schlachtfeld überlassen. Karl von Charolais galt als Sieger, und so wenig Geschick und Fähigkeit er gezeigt, er glaubte selbst an seinen Sieg und hielt sich seitdem für einen großen Feldherrn.

Die Verbündeten vor Paris.

Die Flucht des Grafen von Maine und das Ausbleiben der Verstärkungen hatten in dem König den Argwohn erweckt, er sei allenthalben von Verrat und Abfall umgeben. Ihm war besonders daran gelegen, die Hauptstadt in der Treue zu erhalten. Dorthin wendete er sich jetzt, und seine Anwesenheit genügte, jeden

Gedanken von Aufruhr in der Bürgerschaft zu ersticken. Ein Steuernachlaß und die Berufung mehrerer Vertrauensmänner der Stadt und der Universität in den königlichen Rat befestigten den Bund. Ohne Hindernis erfolgte inzwischen die Vereinigung der beiden liguistischen Heerabteilungen, und da auch noch Johann von Anjou (Kalabrien) mit seinen Provençalen und Lothringern zu ihnen stieß, so kam eine beträchtliche Streitmacht zu Roß und zu Fuß zusammen. Neben den wallonischen Armbrustschützen sah man auch helvetische Lanzenträger, die der Herzog von Kalabrien geworben hatte, und italienische Reiter in glänzender Waffenrüstung unter dem Grafen von Campobasso, dem berühmtesten Condottiere der Zeit. Selbst Bourbon und die Armagnacs, welche Ludwig vor der Schlacht von Montlhéry bei Riom in so schlimme Lage gebracht hatte, daß sie ihm aufs neue Treue und Gehorsam gelobten, schlossen sich wortbrüchig der Ligue an. Mit einem Heer von 50,000 Streitern aller Waffengattungen rückten die Verbündeten vor die Hauptstadt, als der König gerade in der Normandie war, um Verstärkungen zu holen. Die Fürsten forderten Einlaß, für den Fall der Weigerung mit Sturm drohend. Auf dem Stadthaus traten die Notablen der Bürgerschaft, der Universität, des Parlaments und des Klerus zu einer Beratung zusammen. Schon war man nahe daran, mit den Häuptern der Verbündeten in Unterhandlung zu treten und ihnen unter bestimmten Garantien den Einzug zu gestatten, als das Pariser Volk so laute Demonstrationen zu gunsten des Königs machte, daß die versammelten Vertreter der Stände und Körperschaften keine Verträge abzuschließen wagten. Bald kehrte Ludwig mit Mannschaft und Zufuhr zurück und rettete die Stadt und damit sein Reich. Denn wenn auch das feindliche Belagerungsheer so groß war, daß der König die Entscheidung einer Schlacht vermied, so setzte er doch so viele Hebel in Bewegung, daß er schließlich einen glimpflichen Ausgang erhoffen durfte. 21. Aug.

Auf den Rat seines Freundes und Bundesgenossen Franz Sforza suchte er vor allem Zwietracht unter den Gegnern zu erzeugen, ein Versuch, der bei den egoistischen Zwecken der Verbündeten, bei der Unfähigkeit und Schwäche des jungen Herzogs von Berry, bei den rauhen, polternden Manieren des hochmütigen Burgunders, bei dem fehdelustigen Abenteurercharakter des Herzogs von Kalabrien wenigstens insoweit gelang, daß es zu keinem einheitlichen Kriegsplan kam, sondern Tage und Wochen mit Scharmützeln und Ausfällen vergeudet wurden, worüber die Lebensmittel im Lager zu schwinden begannen. Um die Pariser, deren wankelmütige Natur leicht durch die Kriegslasten zum Aufruhr fortgerissen werden konnte, bei guter Stimmung zu erhalten, sorgte Ludwig, daß der Markt durch Zufuhr aus der Normandie auf der offenen Wasserstraße stets wohl versehen war und daß seine Richter, Amtleute und Soldaten keine Veranlassung zu Klagen gaben. Oft sah man ihn mit der Oriflamme, dem alten Feldzeichen der Feudalmonarchie, das bei dieser Gelegenheit zum letztenmal erwähnt wird, durch die Straßen nach den Gotteshäusern und Andachtsstätten Ludwigs Haltung.

ziehen. Dennoch wurde seine Lage von Tag zu Tag schwieriger und die Unzufriedenheit in Paris trat immer offener hervor. Er knüpfte mit den Häuptern der Ligue Unterhandlungen an; aber sie scheiterten an den übertriebenen Forderungen der Fürsten: er sollte die Provinzen ihnen zur freien Verwaltung übergeben, eine Forderung, die einer Auflösung und Teilung des Königreichs gleich kam.

Die Liguisten im Vorteil.

So dauerten die Kämpfe fort. Im September erfolgten jedoch neue Abfälle, die den König in große Sorge versetzten: Pontoise wurde von dem Befehlshaber an den Herzog von der Bretagne abgetreten, und in der Normandie fielen mehrere Städte durch Verrat in die Hände der Verbündeten; die Witwe des Seneschall Brezé, der bei Montlhéry eine zweideutige Rolle gespielt und in der Schlacht seinen Tod gefunden hatte, überlieferte Stadt und Burg von Rouen dem Herzog von Bourbon, um ihren Gatten zu rächen, ein Beispiel, das in andern Orten Nachahmung fand. Dadurch wurde der Verkehr auf der Seine abgeschnitten und Paris kam in die Gefahr einer Hungersnot. Ludwig XI. war überwunden. Der Feudalismus trug nochmals einen vollständigen Sieg davon. Aber vielleicht hatte gerade das Übermaß der Forderungen von seiten der fürstlichen Herren und die grenzenlose Nachgiebigkeit von seiten des Königs Frankreich von der drohenden Zerstückelung gerettet. Das Volk war vor die Wahl gestellt zwischen einer fürstlichen Vielherrschaft und einem despotischen Königtum. In jenem Falle ging die Nation der Auflösung entgegen, in diesem konnte sie ein Leben, wenn auch mit Leiden erhoffen.

Friedensvertrag von Conflans oder St.-Maur. 29. Okt. 1465.

Nach langen Unterhandlungen zu Conflans bei Charenton willigte der König in dem Schlußvertrag von St.-Maur in alle Forderungen der Liguisten: er trat dem Grafen von Charolais und seinen Erben die jüngst erworbenen Städte und Herrschaften im erweiterten Umfang ab, mit dem Vorbehalt für die französische Krone, sie nach dessen Tode von dem Erben um 200,000 Goldthaler zurückkaufen zu können, außerdem die Grafschaften Guines, Boulogne und andre Territorien. Die Lütticher, welche sich gegen die burgundische Herrschaft empört hatten und von Frankreich aufgemuntert worden waren, wurden der Rache des Grafen preisgegeben. Seinem Bruder, Karl von Berry, verlieh Ludwig die Normandie als selbständiges Herzogtum mit der Lehnshoheit über die Bretagne, Alençon und Eu; dem Herzog Franz von der Bretagne bestätigte er alle Rechte und Regalien, die er demselben früher streitig gemacht; der Herzog von Kalabrien erhielt St.-Menehould, Vaucouleurs, Epinal und andre Städte und Herrschaften in voller Souveränität nebst dem Solde für fünfhundert Lanzen auf sechs Monate zur Eroberung von Neapel; den Grafen von Dunois und Dammartin wurden alle früheren Würden, Besitzungen und Einkünfte zurückgestellt, der Herzog von Nemours zum Gouverneur von Isle de France, der Graf von St.-Pol zum Connetable ernannt, der Marschall Lohéac, der Admiral Beuil und die übrigen Herren in ihre Ämter, Ehren und Herrschaften wieder eingesetzt. Außerdem mußte der König einwilligen, daß sechsunddreißig „Reformatoren", angesehene Männer, je zwölf vom Klerus, Adel und Parlament, die Unordnungen und Mißbräuche in Kirche und Rechtspflege und die Erpressungen und Bedrückungen des Volks untersuchen und abstellen sollten, daß alles, was sich infolge der Spaltungen zugetragen, vergeben

und vergessen und keiner der Herren verpflichtet sein sollte, sich in Person bei dem König einzufinden.

Solche Demütigungen mußte sich das französische Königtum gefallen lassen. Folgen. Alle Früchte einer dreihundertjährigen Politik schienen vernichtet und die Feudalherrschaft auf den Ruinen der Monarchie wieder hergestellt. „Die Oligarchie der Prinzen vom Geblüt, die im Schatten des Thrones groß geworden, warf nunmehr den Thron unter ihre Füße.“ Diese Übereinkunft verwandelte Frankreich in einen Föderativstaat mit einer Anzahl souveräner Fürsten. Es blieb unentschieden, ob in Zukunft der politische Schwerpunkt im westlichen Europa bei Frankreich oder bei Burgund zu suchen sein würde.

3. Philipps des Guten Ausgang. Karl der Kühne, Herzog von Burgund. Das tragische Geschick von Lüttich.

Die Führer der Ligue „für das öffentliche Wohl“ hatten erreicht, was sie Stimmungen. wünschten; ein König, dem sie so sehr die Hände gebunden, dessen Besitzungen auf allen Seiten von ihren eignen Territorien so eng eingeschlossen waren, konnte für sie nicht länger ein Gegenstand der Furcht und der Eifersucht sein. Sie waren versöhnt und suchten mit der gedemütigten Krone auf gutem Fuße zu stehen. Den König noch weiter zu schwächen konnte ihnen keine Vorteile mehr eintragen. Allein Ludwig XI. wußte die Verhältnisse klug so zu lenken, daß die Resultate des Fürstenbundes allmählich wieder zerrannen. Seinem scharfen Blick entging es nicht, daß eine Konföderation, die nur auf Selbstsucht und Heuchelei gegründet war, auf die Dauer nicht bestehen könne, da dieselben unlauteren Triebe, welche die einzelnen Glieder zusammengeführt, bald wieder Spaltungen erzeugen mußten. Wenn es ihm nun gelang, die fürstlichen Häupter der Ligue zu trennen und einzelne derselben auf seine Seite zu ziehen, so konnte er nach dem alten Grundsatz des Teilens und Herrschens bald zu größerer Macht gelangen als zuvor. Denn er wußte, daß der Vertrag von Conflans dem Kerne der Nation ein großes Ärgernis war. Die städtischen Kommunen hatten trotz dem Abgabendruck in dem Kampfe sich jeder Parteinahme für die fürstlichen Wohlthäter enthalten; der niedere Adel, den man bei der Übereinkunft ganz unberücksichtigt gelassen, war gegen die selbstsüchtigen hohen Herren ergrimmt; das Parlament hatte die Urkunde nur mit dem Bemerken eingetragen, daß es dem Zwange nachgebe; die sechsunddreißig „Reformatoren“ wurden von Ludwig so umsichtig gewählt, daß ihre Anordnungen und Beschlüsse mehr dem Königtum als den Konföderierten zum Nutzen gereichten, und die Übertragung der höchsten Staatsämter an erprobte Männer, wie die des Kanzleramtes an Wilh. Jouvenal des Ursins, der Würde eines Stadtvorstehers (Prevot) von Paris an d'Estouteville, erweckte Zutrauen. Selbst Dammartin wurde wieder zu Gnaden angenommen und zu wichtigen Diensten herangezogen.

Ludwig gewinnt die Normandie zurück. 1466. Alle diese Umstände berücksichtigend verfolgte der kluge Valois eine Politik, die zwar als tückisch und treulos gelten, der monarchischen Macht aber zum Vorteil gereichen mußte. Vor allem suchte er sich wieder den Besitz der Normandie zu sichern. Der schwache Herzog von Berry betrachtete seinen Verbündeten, den Herzog Franz von der Bretagne, der ihm bei dem Einzuge das Geleite gab, mit Mißtrauen und Eifersucht. Er glaubte, daß der Nachbar die Absicht habe, nicht nur die südlichen Grenzlande und Städte mit der Bretagne zu verbinden, sondern auch eine Art Hegemonie über das ganze Herzogtum sich anzueignen. Er trennte sich daher, während noch die Vorbereitungen zu ihrem feierlichen Empfang getroffen wurden, plötzlich von seinem Begleiter und eilte nach Rouen, wo er bei den auf ihre Selbständigkeit und Stammeseigentümlichkeit stolzen Einwohnern eine freudige Aufnahme fand. Beleidigt über dieses eigenmächtige Vorgehen des Bundesgenossen, schloß Franz, nachdem er sich durch einige Feindseligkeiten an den Normannen gerächt, mit dem König auf einer persönlichen Zusammenkunft in Caen ein Bündnis, worin er demselben gegen Garantie seiner Besitzungen und Rechte bewaffneten Beistand verhieß. Nun zog Ludwig mit Heeresmacht in die Normandie ein, rückte in Verbindung mit dem Herzog von Bourbon, den er zum Generalleutnant über Orleannais und alle Landschaften an der Loire eingesetzt und dadurch ganz in sein Interesse gezogen hatte, vor Rouen und zwang die Jan. 1466. Stadt zur Unterwerfung. Schon im Januar konnte Ludwig durch ein Manifest verkündigen, daß die Normandie wieder mit der Krone Frankreich verbunden sei. Die Haupturheber des Abfalls büßten mit dem Tode. Umsonst wandte sich Karl an die konföderierten Fürsten; der Herzog von Anjou (Kalabrien) hielt an dem Vertrage von Conflans fest, der ihm so große Vorteile gewährte, und der Graf von Charolais war durch die Händel mit Lüttich in Anspruch genommen. So mußte der junge Fürst seinem königlichen Bruder das Feld räumen. Er begab sich zu dem Herzog von der Bretagne, der seinen Bund mit Ludwig bald bereute, und sann auf Mittel, das verlorne Herzogtum wieder zu gewinnen.

Lüttich. Nur mit Trauer und dem Gefühle der innigsten Teilnahme kann man bei dem schweren Schicksale verweilen, welches um diese Zeit Stadt und Bistum Lüttich erfuhren und das den Wohlstand der blühenden Gemeinde und den lebhaften beweglichen Geist der Einwohner auf lange Zeit knickte. Die Franzosen wenden dem schönen Lande mit seinen Bergwerken, Eisenhämmern und Metallwerkstätten, mit den gewerbreichen Städten Lüttich und Dinant besondere Sympathien zu, weil sie in der Bevölkerung französisches Blut, in dem Gebiet ein kleines „Maas-Frankreich" erkennen wollen. Aber es möchte schwer zu entscheiden sein, welchem Stamme die gemischte „wallonische" Bevölkerung zugeteilt werden darf. Denn wenn die Sprache auf französische Verwandtschaft hinweist, so zeigt der demokratische Geist der Bevölkerung, die Entwickelung des Zunftwesens, die Ausbildung städtischer Munizipal- und Gerichtsverfassung mehr Ähnlichkeit mit dem deutschen Bürgertum. Auch gehörte das Bistum Lüttich in alter und neuer

Zeit stets zum Deutschen Reich. Bischof und Stadtverordnete teilten sich in das Regiment, und so mächtig entfaltete sich der bürgerliche Standesgeist, daß ringsum der Feudalismus verschwand und die Burgherren sich wie in den italienischen Republiken in die Zunftverbände aufnehmen ließen. Aber mit der wachsenden Macht der burgundischen Dynastie kamen über Lüttich, wie über die andern Städte in Flandern und Brabant schlimme Zeiten, in welchen die Freiheit der städtischen Gemeinwesen manchen Gefahren ausgesetzt war. Die Herzöge haßten den munizipalen Geist, und um denselben niederzuhalten, unterstützten sie die Bischöfe, so oft diese mit den städtischen Beamten über die nicht selten unsicheren Gerechtsame in Konflikt gerieten. Es half den Bürgern wenig, wenn sie ihre Klagen vor dem Erzstuhl in Köln, zu dem Lüttich gehörte, oder vor dem päpstlichen Gerichtshof zum Austrag brachten; die geistlichen Oberbehörden hielten schon aus Standesrücksichten zu dem Bischof, und Papst Pius II. hatte noch ein ganz besonderes Interesse, den Herzog zu schonen und zu begünstigen, damit der so eifrig betriebene Kreuzzug gegen die Türken keine Hindernisse erführe.

So war es schon vor mehr als einem Jahrzehnt dem Burgunder gelungen, das Bistum Utrecht, wo, wie in Lüttich und den deutschen Bischofstädten, dem geistlichen Stuhle landesherrliche Rechte inwohnten, seinem natürlichen Sohne David zuzuwenden; nun sollte der Versuch gemacht werden, mit Hilfe des Bischofs die burgundische Herrschaft über Lüttich auszudehnen. Philipp bewirkte, daß der alte Bischof Johann von Heinsberg auf sein Amt verzichtete und zwar zu gunsten des siebzehnjährigen **Ludwig von Bourbon**, der am Hofe des Herzogs, seines mütterlichen Oheims, aufgewachsen war. Obwohl der Postulierte weder das gesetzliche Alter, noch die geistlichen Weihen besaß, erlangte er dennoch die päpstliche Bestätigung und hielt seinen Einzug in die Bischofstadt. Der junge Prälat führte ein weltliches Leben; Jagden, Ritterspiele, Bankette und Festlichkeiten aller Art, wie er sie am burgundischen Hof gesehen, folgten einander in reizender Abwechselung; oft nahm der junge Bischof seinen Aufenthalt auch in andern Städten, in Löwen, wo er seine Studien gemacht hatte, in Maastricht, in Huy. Wenn die Bürger der Erhebung der drückenden Abgaben sich widersetzten, hemmte der Bischof den Gerichtsgang und gab Stadt und Land der Anarchie preis.

Ludwig von Bourbon Bischof von Lüttich. 1455. 1456. Juli 1456.

Ein solcher Fall war gerade eingetreten, als Ludwig XI. den französischen Thron bestieg. Der abwesende Bischof hatte über die ungehorsame Stadt Bann und Interdikt verhängt. Die Bürger, die von Frankreich aufmunternde Zusagen empfangen, kümmerten sich wenig darum: sie stellten eigne Richter auf und begnügten sich mit dem Gottesdienst, den Mönche auf öffentlichen Plätzen verrichteten; sie legten Beschlag auf die bischöflichen Güter und Einkünfte, und als der päpstliche Stuhl, dessen Ausspruch die streitenden Parteien nachsuchten, das Interdikt bestätigte, wagten sie einen kühnen Griff. Sie stellten auf Antrag des Volksführers Raës von Heers auf eigne Hand einen Stadtvogt (Mambours)

Lüttich im Bann. 1464.

auf und sagten sich dadurch thatsächlich von der bischöflichen Herrschaft los. Die Wahl fiel auf den Markgrafen Markus von Baden, einen Bruder jenes Markgrafen Karl, der, ein Schwager Kaiser Friedrichs III., einige Jahre zuvor in der Pfälzer Fehde wider den Kurfürsten Friedrich den Siegreichen bei Seckenheim gefochten hatte. Freudig empfing die Stadt den deutschen Fürstensohn, welcher April 1465. auf dem „Perron", der als Gerichtsstätte dienenden Kreuzessäule, als „Mambours" ausgerufen ward.

Die Lütticher gegen den Herzog. Dies war um dieselbe Zeit, als Karl von Charolais in Frankreich eindrang. Ludwig XI. schloß daher ein Bündnis mit den Lüttichern, die eine bewaffnete Diversion nach Brabant unternehmen sollten, dabei mit französischen Truppen und Subsidiengeldern unterstützt. Im Vertrauen auf diese Zusagen machten die Lütticher einen Einfall in Brabant, wo der alte und kranke Herzog Philipp ohne Mannschaft war. Die Zünfte und ihre demokratischen Führer befriedigten durch Raub und Verwüstung ihren langgenährten Groll gegen die Burgunder. Die badischen Kriegshaufen, welche der Markgraf Karl seinem Bruder zuführte, waren nicht im stande, die Ausschweifungen der Popularen zu verhindern. Vor dem Städtchen Bouvignes in Namur, welches aus Rivalität gegen das nahe Dinant burgundisch gesinnt war, wurde das Bildnis Karls von Charolais an einen Galgen aufgehängt. Nun rief der Herzog die flandrische und brabantische Ritterschaft und was von Kriegsleuten noch im Lande war, unter die Waffen. Mit dieser Streitmacht brachte Johann von Nassau, Befehls- Okt. 1465. haber von Brabant, den ungeordneten Scharen des Volksheeres eine Niederlage bei, worauf die badischen Markgrafen das Land verließen. Umsonst sandten nun die bedrängten Lütticher Eilboten nach Frankreich und flehten um Hilfe. Gerade damals schloß Ludwig XI. den Frieden von St.-Maur, worin der verbündeten Stadt keiner Erwähnung geschah. Sie war somit der Rache der Burgunder und der Edelleute preisgegeben. Und Karl zögerte nicht lange mit seinem blu- Lüttich zur Unterwerfung gezwungen. tigen Strafgericht. Mitten im Winter führte er sein wohlgerüstetes, zum größten Teil aus berittenen Dienstmannen und Feudalherren zusammengesetztes Heer an die Maas, trieb die undisziplinierten, schlecht bewehrten Bürgerscharen vor sich her und bedrängte die Stadt mit enger Belagerung. Die Lütticher verteidigten sich mehrere Wochen; aber geschwächt durch Parteiung und gequält von Dez. 1465. Hunger sahen sie sich gezwungen, den „kläglichen Frieden" anzunehmen, den ihnen Karl vorschrieb. In diesem ging die alte Reichsstadt Lüttich ihrer wichtigsten Rechte und ihrer Hoheit über die Nachbarorte verlustig. Das Amt eines Stadtvogts und Stadthauptmanns (Mambours) sollte dem Herzog von Brabant als erbliche Würde zustehen und die hohe Gerichtsbarkeit in Zukunft aufhören. Um von dem Banne losgesprochen zu werden, mußten die Einwohner Kirchenbuße thun, eine Sühnkapelle erbauen, dem Bischof Ludwig von Bourbon aufs neue Treue und Gehorsam schwören und Kriegskosten im Betrag von über einer halben Million Goldstücke zahlen.

Der Rachezug gegen Dinant mußte der Jahreszeit wegen verschoben werden. Aber so sehr lag derselbe dem Grafen am Herzen, daß er keinen Versuch machte, den französischen König an der Eroberung der Normandie zu verhindern. Erst im nächsten August konnte er die Belagerung der Stadt unternehmen. Dinant war gut befestigt und hatte eine tapfere, kriegsgeübte Bürgerwehr. Allein vor dem neuen, furchtbaren Geschütz des Burgunders hielten die Mauern und Türme nicht Stand. Die Dinanter wollten unterhandeln, aber sie hatten das burgundische Haus durch Hohn und Spott zu schwer beleidigt. Die alte stolze Herzogin verzieh es ihnen nie, daß sie den Grafen einen „Pfaffensohn" gescholten, und dieser gedachte mit zornerfüllter Seele der übermütigen Schmähungen, die sie unermüdlich wider ihn ausgestoßen. Man forderte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Die Stadt hatte sich unter Ludwigs Schutz gestellt; dieser verließ sie jedoch, wie er Lüttich verlassen. Sollte er sich durch Beschützung der demokratischen Gewerbstadt, die unter dem Fluche der Kirche lag, den gesamten Adel und Klerus, mit denen er sich gerade jetzt auf guten Fuß zu setzen bemüht war, erzürnen und von sich stoßen? Ihm ging der Vorteil über die Ehre. So mußte denn Dinant den Becher der Leiden bis auf den Grund leeren. Der alte Herzog hatte sich selbst nach Bouvignes begeben, um Zeuge des Strafgerichts zu sein. Nach einer heftigen Bestürmung flehten die Dinanter um Gnade. Aber das grollerfüllte Herz des Burgunders kannte kein Erbarmen. Dinant sollte vernichtet werden. Nachdem die Häuser drei Tage lang von den Soldaten geplündert und achthundert Menschen, zwei und zwei aneinander gebunden, in der Maas ertränkt worden, wurde die Stadt den Flammen preisgegeben und der Rest der Bewohner ins Elend getrieben. Fortan war der Ruhm der „Dinanderie", der kupfernen Gefäße und Kunstwerke, die man in Frankreich so hoch gehalten, für immer dahin. Lüttich, das der befreundeten Nachbarstadt heimlich Vorschub geleistet, fürchtete ein ähnliches Schicksal. Doch kam die Bürgerschaft diesmal noch mit einer neuen hohen Geldstrafe und mit Geiseln für künftiges Wohlverhalten davon.

Dinant zerstört. 1466.

25., 26. Aug. 1466.

Im nächsten Juni starb zu Brügge Philipp „der Gute", der reichste Fürst seiner Zeit, der „große Herzog des Occidents", ein freundlicher, leutseliger Herr von volksfreundlichen Manieren und herablassend im geselligen Umgang. Er hinterließ seinem Erben unermeßliche Schätze an Gold, Silber und Edelgestein, viele Prachtpaläste, geschmückt mit kostbaren Teppichen, mit den herrlichsten Gerätschaften und Gefäßen, und ein Reich, das von der Ems bis zur Somme und zum Jura sich erstreckte, mit blühenden, volkreichen Städten, welche an Kunstsinn, Gewerbfleiß und Handelsverkehr wie an Lebensgenüssen, Üppigkeiten und frohen Festen den Republiken und Fürstenhöfen Italiens an die Seite gesetzt werden konnten. An Waffen, Geschütz und Kriegsgerät aller Art übertraf das burgundische Herrscherhaus alle übrigen Regenten, und der flandrischen und brabantischen Kunstwirkerei, besonders den Geweben von Arras, kam keine

15. Juni 1467.

Blüte des burgundischen Reichs.

Industrie in Europa gleich. Daneben entfaltete auch die höhere Kunst, die Malerei und Architektur eine herrliche Blüte; schon begann die Schule von Brügge ihren Ruhmeslauf, schon glänzte der Name van Eyk in der Kunstwelt. Aber mit dieser Blüte des äußeren Lebens war auch Sinnlichkeit, Leichtfertigkeit der Sitten und Wollust verbunden. Über dem Luxus und dem Genuß vergaß man der Tugend der christlichen Seelenarbeit.

Volks-bewegungen. Der Tod des Herzogs gab das Signal zu unruhigen Bewegungen in dem erregbaren Lande. In Gent lebte noch die Erinnerung an die glorreiche Zeit der Artevelde und an die Rechte und Freiheiten, die man vor der Schlacht bei Gaveren besessen; in Lüttich hatte man zu schwere Einbuße erlitten, als daß man nicht noch einmal den Versuch zur Wiedererlangung des Verlornen hätte machen sollen; in Brüssel, Löwen, Antwerpen regte sich der revolutionäre Geist früherer Tage. Der Graf von Nevers, ein Verwandter des Herrscherhauses, der ein ebenso gutes Erbrecht auf Brabant und Limburg zu haben glaubte als Karl, machte aufs neue seine Ansprüche geltend, obwohl er denselben schon zweimal entsagt hatte, und fand in der beweglichen, wankelmütigen Bevölkerung manchen Anklang. Als der neue Herzog seinen „fröhlichen Einzug" in Gent hielt (es war
28. Juni 1467. gerade der Festtag des Stadtheiligen, der gewöhnlich mit ausgelassener Lustbarkeit gefeiert ward), wurde er von der tobenden Menge so sehr ins Gedränge gebracht, daß er in die Herstellung der alten Privilegien, der Fahnen und Abzeichen willigen mußte, ein Beispiel, das bald in Mecheln und Antwerpen Nachahmung fand und zu gleichen Resultaten führte.

Ludwigs XI. politische Haltung. Der König von Frankreich versäumte nicht, aus diesen Vorgängen Vorteil zu ziehen: während er durch Verminderung der Abgaben die französischen Kommunen für sich gewann und Paris durch Bewaffnung und militärische Organisierung der Bürgerschaft in guten Verteidigungsstand setzte, verwendete er
Okt. 1467. sich für den Grafen von Nevers und erfüllte die Lütticher mit neuen Hoffnungen. Aber auch diesmal war es ihm mehr darum zu thun, den Herzog von jeder weiteren Einmischung in die französischen Angelegenheiten abzuhalten als zu einer kriegerischen Aktion zu schreiten: als Karl, ohne die Vorstellungen der französischen Gesandtschaft zu beachten, wieder mit Heeresmacht gegen die Maas zog, um die Lütticher wegen Vertragsbruchs und neuer Beleidigungen zu strafen, wagte der französische Monarch nicht ihm in den Weg zu treten. Wie sehr auch St.-Pol, der dem König jetzt mit Eifer und Treue diente, zum kriegerischen Vorgehen riet, Ludwig traute zu wenig den früheren Häuptern der Ligue, um zu einer gewagten Unternehmung in der Ferne zu schreiten. Obwohl Karl seine Geringschätzung gegen den König unverhohlen kund gab und sich zu keinerlei Gegendiensten oder Versprechungen herabließ, gab dennoch Ludwig die Wallonenstadt abermals preis.

Fall von Lüttich. 1467. Die Lütticher hatten die burgundisch gesinnte Stadt Huy bedrängt, hatten dem Bischof wiederholt so heftig zugesetzt, daß er nach Brüssel floh, hatten sich mehrfach

gegen burgundische Kriegsleute vergangen. Karl überlegte, ob er die Geiseln für die Schuld ihrer Mitbürger bluten lassen sollte: er gab dem milderen Rat Gehör und sandte sie in ihre Vaterstadt, damit sie ihre Mitbürger zur Unterwerfung beredeten. Aber die Volkswut ging zu hoch, ihre Worte fanden kein Gehör. Da schlossen sich die meisten gegen ihr Versprechen den Aufständischen an. In der festen, von Gräben und Morästen umgebenen Stadt Saint-Trond leisteten die Lütticher tapferen Widerstand, in der Erwartung französischer Hilfe. Allein Ludwig, beunruhigt durch eine neue Schilderhebung der Herzöge von Alençon und der Bretagne, schloß mit Karl im kritischen Augenblick eine Waffenruhe auf sechs Monate. Dadurch wurde Lüttich seinem erbittertsten Feind geopfert. Nachdem das Bürgerheer vor Saint-Trond geschlagen und die Stadt gefallen war, rückte Karl vor die Mauer der Hauptstadt. Der Winter Nov. 1467. war vor der Thüre, die Zufuhr wurde schwierig; bei einem mutigen Widerstand, wie die unteren Volksklassen ihn verlangten, wären die Burgunder leicht in schlimme Lage gekommen. Aber der Klerus und die vornehmere Bürgerschaft fürchteten für ihr Leben und ihre Habe; sie setzten es durch, daß die Stadt sich wieder unterwarf. Dreihundert angesehene Bürger gingen bis aufs Hemd entkleidet, barfuß und barhaupt vor das Thor und überbrachten dem Herzog die Thorschlüssel. Karl zog als Sieger ein und verhängte ein schweres Strafgericht. Die Hauptschuldigen, darunter die früheren Geiseln, welche wieder Waffen geführt hatten, wurden enthauptet, Mauern und Türme niedergerissen, alle munizipalen Rechte und reichsstädtischen Einrichtungen, Zünfte, Stadtrat, eigne Gerichtsbarkeit und Verwaltung aufgehoben und das einst so blühende Gemeinwesen rechtlos der Machtherrschaft des Herzogs unterworfen. Zugleich wurde der Bürgerschaft abermals eine hohe Geldbuße auferlegt.

Karls Gewaltherrschaft.

Im Triumph kehrte Karl „der Kühne“ nach Brüssel zurück, die eherne Gerichtssäule (Perron), die Waffen und das Geschütz der Lütticher als Trophäen mit sich führend. Nun legten sich rasch alle Volksbewegungen in Flandern und Brabant, die Stände bewilligten zitternd die hohen Steuern, die der Herzog ihnen auferlegte, und die Genter nahmen das Verbot der Volksversammlungen und die Abschaffung ihrer alten Zunfteinrichtung ruhig hin. Fortan herrschte Herzog Karl als souveräner Fürst; Adel und Volk beugten sich stumm unter seine Machtgebote und trauerten im Stillen um den Verlust der bürgerlichen Freiheit wie der feudalen Herrlichkeit alter Zeiten. Der Glanz des herzoglichen Hofes wurde zwar nicht gemindert, aber alles erhielt ein monarchisches Ansehen; der Adel trat in das Verhältnis einer Hofdienerschaft; die patriarchalische Stellung des Lehnsherrn zu seinen Vasallen wich ernsteren Umgangsformen; die Gesetze der Etikette, der Rangverschiedenheit, der Subordination wurden strenger und genauer; eine weite Kluft trennte den gebietenden Herrn von den „Unterthanen“, den Edelleuten wie den Bürgern. Die populären Manieren, die leichten Umgangsformen, die dem verstorbenen Herzog den Namen des „Guten“ eingetragen, waren dem Sohne fremd. Karl verzieh nie eine erlittene Beleidigung und strafte jede Widersetzlichkeit mit unerbittlicher Strenge: der Herzog von Nevers, der es gewagt, nach der Herrschaft in Brabant zu streben, der einst durch Zauberei dem Leben des Burgunders nachgestellt haben sollte, wurde aus dem Ritterorden vom goldenen Vlies gestoßen und sein Wappen ausgelöscht; die Familie von Croy mußte

viele Jahre in der Fremde leben; erst spät nahm Karl den fast neunzigjährigen Anton de Croy wieder zu Gnaden an und gab seinem Geschlechte den früheren Rang und einen Teil der Güter zurück. Gern ergriff der burgundische Herrscher jede Gelegenheit, seine Macht, seinen Reichtum und seine Herrlichkeit zu entfalten. Als er die englische Fürstin Margarete von York, Eduards IV. Schwester, in die
2. Juli 1468. zweite Ehe heimführte, wurde der Brautzug und das Beilager in Brügge mehrere Tage hindurch mit einer Pracht gefeiert, wie man sie nur in den Romanen und Ritterbüchern des Mittelalters geschildert fand.

Ludwig XI. und der Reichstag von Tours. 1468. Mittlerweile war Ludwig XI. abermals mit der Normandie beschäftigt. Sein Bruder, Herzog Karl, versuchte im Bund mit Franz von der Bretagne und mit dem Herzog von Alençon und unterstützt von England, die Provinz wieder an sich zu bringen. Da berief Ludwig den hohen und niederen Adel, die Geistlichkeit und die Vertreter der Stadtgemeinden zu einem glänzenden Reichstag nach
April 1468. Tours und erwirkte einen Beschluß, daß das Herzogtum Normandie unter keiner Bedingung von der französischen Krone getrennt werden dürfe. Dafür versprach der König den versammelten Ständen, daß er soviel als möglich die Steuern und Abgaben herabsetzen, die Ausführung des Goldes und Silbers über die Grenzen Frankreichs verhindern und alles thun wollte, um mit dem Beistande seiner getreuen Stände Ordnung, Frieden und Gerechtigkeit im Reiche zu begründen; zugleich gewährte er den Richtern und Staatsbeamten das Recht der Unabsetzbarkeit, ein Zugeständnis, welches den hohen Gerichtshöfen und Magistraturen eine gegen Intrige und Willkür gesicherte einflußreiche Stellung im Staatsorganismus einräumte. Diese Beschlüsse machten auf die Nation einen guten Eindruck und setzten den König in den Stand, mit einem beträchtlichen Heer von Armbrustschützen und Schwerbewaffneten gegen die Herzöge, welche bereits einen Teil der Normandie in Besitz genommen, ins Feld zu ziehen, ehe sie von England und Burgund Hilfe erlangen konnten. Franz und Karl, beide schwach und
10. Sept. 1468. unfähig, verloren den Mut; jener schloß rasch einen Frieden unter den alten Bedingungen, dieser ließ sich mit einem Jahrgehalt abfinden.

Zusammenkunft in Péronne. 1468. Mit großem Zorn vernahm der Burgunder, der schon bis Péronne vorgerückt war, die Unterwerfung seiner Verbündeten; in seiner durchfahrenden Weise drohte er, jeden Bruch des Friedensvertrags von Saint-Maur mit den Waffen zu rächen. Einer solchen Haltung gegenüber hätte Ludwig durchaus zum Schwert greifen müssen, und seine zuverlässigsten Feldherren, wie Dammartin, Lohéac, Ronault, rieten zum kriegerischen Vorgehen, zumal da die Lütticher, durch Karls Härte bei Eintreibung der fast unerschwinglichen Entschädigungssumme zur Verzweiflung gebracht, zu einer neuen Schilderhebung bereit waren. Aber stets zog der französische König diplomatische Unterhandlungen der Entscheidung durch Waffengewalt vor. Er setzte zu großes Vertrauen auf seine Klugheit und geistige Überlegenheit und baute zu sehr auf sein Geschick zu List und Intrigen. So folgte er auch jetzt lieber dem Rate des Connetable St.-Pol und des Kardinals

Balue, die für eine friedliche Ausgleichung sprachen. Er ließ dem Herzog eine persönliche Zusammenkunft in Péronne anbieten. Der Burgunder ging nach einigem Bedenken auf den Vorschlag ein, indem er zugleich auf Ehre und Treue sicheres Geleit und sichere Rückkehr zusagte. Aber kaum war der König, begleitet von mehreren geistlichen und weltlichen Herren und von seiner schottischen Leibgarde, in die Thore eingezogen, so erblickte er mit Besorgnis den Grafen von Bresse und andre persönliche Feinde, die teils aus der Haft entflohen, teils verbannt worden waren. Nur der Zufall hatte sie gerade zu dieser Zeit dahin geführt; Karl scheint dabei keine schlimmen Absichten gehabt zu haben. Doch nahm Ludwig zur größeren Sicherheit seine Wohnung in dem alten Schloß, in welchem einst König Karl der Einfältige in Haft gesessen (V, 608, 610). Anfangs nahmen die Unterhandlungen einen guten Fortgang und der Herzog widerstand den Einflüsterungen der Gegner des Königs, welche ihn zu bereden suchten, den Vorteil nicht aus der Hand zu lassen. Da verbreitete sich die Nachricht, Lütticher Flüchtlinge und Verbannte seien aus dem Ardenner Wald in ihre Heimat zurückgekehrt, hätten den Bischof aus seiner burgundischen Umgebung von Tongres mit Gewalt zurückgeführt und im Auftrage des Königs und unter Zusicherung französischer Hilfe ihre Landsleute zu neuem Aufruhr gereizt. Lügenhafte Übertreibungen und Gerüchte, welche aussagten, der herzogliche Statthalter, der Bischof, die Stiftsherren seien ermordet worden, steigerten den Zorn des Burgunders. Es fehlte nicht an Ratgebern, die da meinten, man solle, wie einst Graf Heribert von Vermandois, den König gefangen halten und seinen Bruder Karl auf den Thron von Frankreich erheben. Soweit kam es jedoch nicht; dagegen wurde ein Vertrag abgeschlossen, der die Ehre des Herzogs, weil er ihn wortbrüchig erzwang, wie die des Königs, weil er ihn beschwor, in gleichem Grade bloßstellte. Nicht nur daß der König gelobte, die Verträge von Arras und Conflans so zu vollziehen, wie Karl sie auslegen würde, die Gerichtsbarkeit des Pariser Parlaments nicht über Flandern und die Pikardie auszudehnen und keinerlei Lehnsrechte über dieselben geltend zu machen, er mußte auch den Herzog mit einem Haufen französischen Kriegsvolks auf dem Rachezug gegen Lüttich begleiten.

14. Okt. 1468.

Lüttichs Heldenmut und Untergang. 1468.

Das burgundische Kreuz am Hute sah Ludwig zu, wie die Lütticher unter dem weißen französischen Kreuz und mit dem Rufe: „Es lebe Frankreich!“ von der burgundischen Übermacht unter thätiger Beihilfe seiner schottischen Garde, erdrückt wurden. Acht Tage lang verteidigten sich die Bürger und Bauern mit dem Mute der Verzweiflung, und wenig fehlte, so hätten eines Morgens sechshundert kühne Bergbewohner von Franchemont die beiden fürstlichen Häupter gefangen genommen oder den Herzog getötet. Nur mit großer Mühe wurden die Verwegenen überwältigt und sämtlich erschlagen. Im stillen mochten die Lütticher immer noch auf einen Übergang der Franzosen hoffen; aber König Ludwig hatte nur die Wahl zwischen einem Todeskampf an der Spitze der Insurgenten und

burgundischer Gefangenschaft; zu jenem aber fehlte ihm der heroische Aufschwung, der königliche Mut. Vielmehr unterstützte er den Herzog mit Rat und That, um dessen Mißtrauen zu verscheuchen, und entfaltete große militärische Tapferkeit gegen Frankreichs ergebenste Freunde. Endlich nahte die letzte Stunde. Der verwegene Überfall der Bergbewohner von Franchemont hatte den Herzog mit dem größten Zorn erfüllt. Er gab Befehl zu einem allgemeinen Sturmangriff,
30. Okt. 1468. welcher am Sonntag vor Allerheiligen erfolgte, als die Einwohner keine Gefahr fürchtend sich zur Ruhe oder in die Kirchen begeben hatten. Die fast wehrlose Stadt wurde nach schwachem Widerstand erobert, und nun begann ein Schauspiel, das den gräßlichsten Erscheinungen in der Leidensgeschichte der Menschheit an die Seite gesetzt werden kann. Die unglücklichen Einwohner wurden in den Häusern und Kirchen aufgesucht und ohne Rücksicht auf Alter, Stand oder Geschlecht hingemordet; die Frauen und Töchter wurden geschändet, dann niedergestoßen, Priester, die bei der Gemeinde ausgeharrt, an den Altären erschlagen; in den Straßen lagen die Leichen in Haufen aufgeschichtet, rann das Blut wie ein Bach; Gefangene und Flüchtige wurden massenweise in die Maas gestürzt. Die Häuser wurden zuerst ausgeplündert, dann den Flammen übergeben. Die einst so volkreiche und blühende Stadt, die zur Zeit ihrer Herrlichkeit dreihundert Kirchen in ihren Mauern zählte, sollte vom Erdboden verschwinden. Noch wochenlang verfolgte man den elenden Überrest, der in den Schluchten der Ardennen vor den Mordstreichen der entmenschten Kriegsknechte eine Zufluchtsstätte gesucht, damit nicht die wenigen, welche dem Hunger und der Kälte nicht zum Opfer fielen, wieder in die öde Wohnstätte zurückkehren möchten. Aber die Vorsehung vereitelt oft die Wutpläne der Menschen. Das zerstörte und verstümmelte Lüttich erhob sich mit der Zeit wieder aus der Asche.

Ludwig und Karl nach dem Fall von Lüttich.

Ludwig XI. war unter dem Ruf „Burgund hoch!" in Lüttich eingezogen; doch wurde ihm das beschämende Gefühl erspart, Zeuge des erschütternden Untergangs der französisch gesinnten Wallonenstadt zu sein. Er hatte den Becher der Schmach bis zum Boden ausgeleert; nun gestattete Karl dem gedemütigten und entehrten Rivalen, der ihm mit kriechender Freundlichkeit zu seinen Erfolgen Glück wünschte, nach Paris zurückzukehren. Hatte Ludwig doch nicht bloß die Ehre verloren, sondern auch den Ruhm der Schlauheit. Der Listige war von dem Unbesonnenen überlistet worden, Reineke hatte sich durch Isegrim ins Netz locken lassen. Die Schmach und das Unglück von Lüttich ging dem König nicht so sehr zu Herzen als die Sticheleien der spottsüchtigen Pariser über das Trugspiel von Péronne. Noch lange nachher zeigte er sich höchst empfindlich gegen jede Anspielung auf die Vorfälle in jener Stadt. Aber trotz aller Verbote hörte man in den Straßen von Paris nicht selten den verpönten Namen aus dem Munde von Papageien, Elstern und Raben ertönen. Karl hingegen feierte in Brüssel seinen Triumph über die Empörer mit unerhörter Pracht und Ostentation in Gegenwart zahlloser Gesandtschaften von allen Ländern und

Höfen. Denn damals stand der Herzog auf der Höhe seiner Macht und seines Ansehens. Wir werden später erfahren, welche Anstrengungen der Böhmenkönig Georg Podiebrad machte, um die deutschen Fürsten zu bestimmen, den reichen Burgunder als römischen König dem Habsburger Friedrich III. entgegenzustellen.

4. Politische Schachzüge.

Der Unfall von Péronne machte den König noch mißtrauischer gegen seine Umgebung als zuvor. Es war ihm vor allem darum zu thun, seinen Bruder Karl, dem im Vertrage von Péronne die Champagne und Brie als Ersatz für die Normandie verheißen war, den Einwirkungen des Herzogs zu entziehen. Er bot ihm daher Aquitanien an. Bald wurde er indessen gewahr, daß der Kardinal von Balue, dem er bisher sein ganzes Vertrauen geschenkt und den er trotz seines unwürdigen Lebens zu den höchsten kirchlichen Ehren befördert hatte, seine Pläne durchkreuzte und im Interesse des Burgunders thätig war. Er bestrafte daher den geistlichen Fürsten nebst seinem Genossen, dem Bischof von Verdun, mit Verlust ihrer Güter und Freiheit. Eingeschlossen in eiserne Käfige, acht Fuß im Gevierte, mußten beide eine lange Kerkerhaft erdulden, Balue im Schlosse Ozain bei Blois, der Bischof von Verdun in der Bastille. Die Verwendung des Papstes, der den gelehrten Kardinal Bessarion nach Paris sandte, vermochte nicht die Prälaten aus der entsetzlichen Gefangenschaft zu befreien, und zu einem Gewaltstreich wagte Paul II. nicht zu schreiten, weil der König dann leicht die pragmatische Sanktion wieder in ihrer ganzen Schärfe herstellen konnte. Das Volk erblickte in dem Schicksal Balues die Hand der Nemesis. Denn er war der erste gewesen, welcher dem Monarchen den Plan solcher Peinigung angegeben hatte, wie er selbst sie jetzt erlitt.

Ludwigs Mißtrauen und Tyrannei. 1469.

Dieses Verfahren trug dem König gute Früchte. Karl willigte in den Tausch, der ihm das schöne Herzogtum Guienne einbrachte, und versöhnte sich in einer persönlichen Zusammenkunft auf der Sevrebrücke unweit Niort mit dem König. Umsonst suchte der Burgunder den Herzog, welcher bei der Kinderlosigkeit Ludwigs der mutmaßliche Thronfolger war, wieder an sich zu fesseln, indem er ihn zum Ritter des Goldenen Vlieses ernannte und ihm die Hand seiner Tochter Marie versprach; Karl lehnte in höflichen Worten das Anerbieten ab. Dafür trat er in den Orden zum heil. Michael ein, welchen Ludwig an die Stelle des in Vergessenheit geratenen Sternordens setzte (S. 16). Es war eine Nachahmung des burgundischen und des englischen Ritterordens, berechnet die Großen des Reichs durch das Gelübde der Treue und Hingebung näher an das Königtum zu knüpfen. Kein Ritter vom heil. Michael durfte einem andern Orden angehören. Der Herzog von der Bretagne lehnte den Eintritt ab, während er die Insignien des burgundischen Ordens annahm; dadurch gab er zu erkennen, daß er gegen Ludwig noch immer eine feindselige Gesinnung hege; und Karl von Burgund trug, um den König zu ärgern, bei feierlichen Gelegenheiten den englischen Hosenbandorden mit Ostentation zur Schau. Aus diesen und andern Anzeichen konnte man schließen, daß der alte Fürstenbund noch nicht aufgelöst sei; auch die Armagnacs

Ludwig und Karl von Guienne. 1469. 7. Sept. 1469.

im Süden standen mit den Waffen in der Hand auf der Grenze, um beim ersten Signal wieder loszuschlagen.

Wichtige Zeitereignisse.

Alle Gegner Ludwigs setzten damals ihre Hoffnung auf König Eduard IV. von England, der dem französischen Monarchen zürnte, daß er der Königin Margarete eine Zufluchtsstätte in seinem Reich gewährte und sie in den Stand setzte, feindselige Pläne gegen das Haus York zu betreiben. Wir werden an einem andern Orte die wunderbaren Wechselfälle kennen lernen, die sich damals in dem Inselreiche zutrugen. Warwick, der „Königsmacher", durch Ludwigs Vermittelung mit Margarete ausgesöhnt, bewerkstelligte von Frankreich aus jene Landung bei Darmouth, in deren Folge Heinrich VI. aus dem Tower wieder auf den Thron gelangte und Eduard IV. zur Flucht an den Hof seines Schwagers gezwungen ward. Diese wunderbare Katastrophe, die um dieselbe Zeit eintrat, als dem König ein Sohn, der nachherige Karl VIII., geboren ward, übte eine mächtige Rückwirkung auf Frankreich. Jetzt war der Verbündete des übermütigen Burgunders und des einfältigen Bretonen ein hilfloser Exulant, während Ludwigs Schützling, der Sohn der Margarete, welcher Sept. 1470. vor der Abfahrt den kleinen Dauphin über die Taufe gehoben hatte, der Eidam des allmächtigen Warwick und der nächste Thronerbe in England war.

Notablenversammlung in Tours. Karl vor das Pariser Parlament geladen.

Nunmehr glaubte der König die Stunde der Rache für Péronne gekommen. Zunächst suchte er den französischen Handelsstand in sein Interesse zu ziehen und von Antwerpen und Gent unabhängig zu machen, indem er mit England direkten kommerziellen Verkehr anknüpfte, in Caen und andern Orten Märkte errichtete, das Münzwesen in gute Ordnung brachte und das einheimische Gewerbs- und Industrieleben anzuregen suchte. Darauf berief er einundsechzig der angesehensten geistlichen und weltlichen Herren und Beamten, deren loyaler Gesinnung Nov. 1470. er sicher war, zu einer Notablenversammlung nach Tours, legte ihnen alle Beleidigungen und Ungerechtigkeiten, allen Trotz und Übermut dar, die ihm der Herzog statt der schuldigen Lehnsdienste zugefügt habe und noch immer zufüge, und fragte, wie er sich angesichts solcher Vergehen gegen Treue und Lehnspflicht zu verhalten habe. Die Versammlung unter dem Vorsitz des alten Königs René antwortete einstimmig: „der König sei durch den Wortbruch und die Illoyalität des Herzogs von allen Zusagen des Péronner Vertrags als entbunden zu betrachten und sowohl berechtigt als verpflichtet, demselben alle Kronlehen sofort zu entziehen und unter Sequester zu legen". Zugleich erboten sich die anwesenden Herren und Barone, dem König mit Leib und Gut beizustehen. Darauf wurde der Herzog feierlich vorgeladen, in Person vor dem Parlament in Paris zu erscheinen.

Kriegerische Vorgänge.

Als Karl der Kühne in Gent gerade zur Kirche gehen wollte, wurde ihm die Ladung des Parlaments überreicht. Er empfing den Gerichtsboten mit zorniger Miene und ließ ihn ins Gefängnis werfen. Er dachte zu geringschätzig von dem König, als daß er an ein kriegerisches Vorgehen desselben geglaubt

hätte. So kam es, daß die französischen Truppen, als sie mit unerwarteter Dez. 1470. Schnelligkeit unter St.-Pol und Dammartin in die Pikardie vordrangen, die Provinz nur schwach verteidigt fanden, und daß Amiens, St.-Quentin und andre Städte im ersten Anlauf genommen werden konnten. Die Bevölkerung war ohnedies der französischen Herrschaft mehr zugethan als der burgundischen, und der König unterließ nicht, durch schöne Versprechungen diese Gesinnung zu stärken. Auch in Burgund rückte französisches Kriegsvolk ein. Dem Herzog kam dieser Angriff sehr ungelegen; er brauchte Zeit seine Heere zu rüsten und zu sammeln. Daher bat er um einen Waffenstillstand von mehreren Monaten, so schwer auch seinem Stolz ein solches Ansuchen fiel, da er mittlerweile die eroberten Städte in den Händen des Königs lassen mußte. Ludwig ging auf den Vorschlag ein: die ungünstige Jahreszeit und die Vorgänge in England ließen ihm eine Verzögerung der Entscheidung als zeitgemäß erscheinen. Mit der größten Spannung blickte man damals über den Kanal, wo der Rosenkrieg seiner blutigsten Katastrophe entgegenging. Wir werden weiterhin den tragischen Ausgang der Treffen von Barnet und Tewkesbury kennen lernen, welcher in den Mai 1471. Maitagen des nächsten Jahres das Lancastersche Herrscherhaus dem Untergang weihte und Eduard von York abermals auf den englischen Thron führte.

Neue Erhebung der Feudalherren. 1471.

Diese erschütternde Katastrophe änderte auch in Frankreich die Lage der Dinge. Die burgundische Sache nahm durch den Sieg der Yorkschen Partei einen gewaltigen Aufschwung. Der Herzog von Guienne verließ aufs neue die Fahne des Bruders; er kehrte in seine Staaten zurück, ließ um die Hand Marias von Burgund werben und rief die Armagnacs aus ihrem spanischen Exil zurück. Bald schloß sich der Graf von Foix und Béarn an; und da auch der Bretone wieder den Bund mit Karl erneuerte, so war das ganze westliche Frankreich von den Grenzen der Normandie bis tief in die Pyrenäen hinein für den König verloren. Die Ligue der öffentlichen Wohlfahrt war stärker als je; die Tage der englisch-französischen Kriege drohten zurückzukehren; frohlockend sprach der Burgunder zu Comines, er sei ein großer Freund der französischen Nation, denn anstatt eines Königs wolle er ihr sechs geben.

Ludwigs Haltung.

Ludwig war in schlimmer Lage: vergebens suchte er den Bruder durch gute Worte und durch das Versprechen, sein Herzogtum Guienne zu vergrößern und seine Einkünfte zu mehren, bei der Fahne des Königtums zu halten; der schwache Fürst wollte selber König sein, sei es über das ganze Reich oder über einen Teil. Von auswärts hatte Ludwig nirgends Beistand zu hoffen: England war wider ihn, in Savoyen verriet ihn die eigne Schwester Jolante, die er kurz zuvor gegen ihre Schwäger unterstützt; in Spanien erlangte die feindliche Gegenpartei die Oberhand. Dennoch hielt Ludwig das Haupt aufrecht: er besaß ein wohlgerüstetes Heer, Paris stand fest auf seiner Seite, er wußte, daß eine Zerstückelung des Reichs nicht im Sinne der Nation war, und hatte aus Erfahrung gelernt, wie unsicher und undauerhaft alle politischen und diplomatischen Verbindungen

seien. Und er unterließ nicht, alle diese Mächte in Bewegung zu setzen. Er weckte das religiöse Gefühl und den Aberglauben, die in den Tagen der Jungfrau so große Wirkungen hervorgebracht, indem er Prozessionen und feierliche Bußtage anordnete; er hielt seine Kriegsmacht in guter Ordnung; er ließ alle Mittel der Intrige und treuloser Staatskunst wirken, um die Verbündeten von einem gemeinsamen Vorgehen abzuhalten.

Bewaffneter Friede und Intrigenspiel. Ludwig wußte, wie sehr dem Herzog daran gelegen war, die verlornen Städte der Pikardie wieder zu erhalten, und zwar am liebsten ohne Kampf. Er stellte ihm daher die Rückgabe in Aussicht und erklärte sich bereit, den Connetable St.-Pol und den Herzog von Nevers preiszugeben, wenn Karl dafür die Verbindung mit den französischen Feudalherren lösen wolle. In diesem Sinne wirkte auch der König von England, welcher die Vermählung des Valois mit der burgundischen Erbtochter nicht gern sah, weil auf diese Weise leicht die französische Krone mit dem burgundischen Herzogshut verbunden werden könnte. Aber gegenseitiges Mißtrauen zog die Verhandlungen in die Länge, so daß fast ein Jahr lang ein zwischen Krieg und Frieden schwebender Zustand obwaltete. Man erörterte Verträge und Zugeständnisse die Hand am Schwert und den Argwohn im Herzen. Da trat ein Ereignis ein, das die Lage der Dinge gänzlich veränderte.

Tod des Herzogs von Guienne und seine Folgen. Herzog Karl von Guienne ging nach längerem Siechtum zu Bordeaux aus der Welt, ohne Kinder zu hinterlassen. Dieser Todesfall kam dem König so sehr
† 24. Mai 1472. zu statten, daß das Volk allgemein an eine Vergiftung glaubte. Es hieß, der Abbé von St.-Jean d'Angeli, des Herzogs Almosenpfleger, habe, von Ludwig gewonnen, im Einverständnis mit dem Koch mittels einer Birne seinem Herrn ein langsam wirkendes Gift beigebracht. Die beiden des Verbrechens beschuldigten Männer wurden von Karls Vertrautem, Odet d'Aidie, Herrn von Lescun, an den Herzog von der Bretagne ausgeliefert, der sie in den Kerker von Nantes einschließen ließ. Dort wurden sie eines Morgens tot gefunden, und auch diese That sollte der König veranlaßt haben, damit das schreckliche Geheimnis nie an den Tag käme. Der Tod des Herzogs zerriß den ganzen Operationsplan der französischen Herren. Als Dammartin mit Kriegsmacht in Poitou und Guienne einrückte, fand er nirgends Widerstand. In kurzem war alles Land im Südwesten mit dem übrigen Königreich vereinigt, und die aufständischen Barone eilten, dem Monarchen ihre Unterwerfung anzubieten. Nur der Herzog von der Bretagne beharrte noch in seiner feindseligen Stellung.

Karl „der Schreckliche". Der Herzog von Burgund schäumte vor Wut, als er von diesen Vorgängen Kunde erhielt. Er beschuldigte den König offen des Giftmordes und wartete nicht das Ende des Waffenstillstandes ab, um mit großer Kriegsmacht, meist Söldnern, an die Somme vorzudringen. Vor dem Städtchen Nesle wurde sein Herold durch einen Pfeilschuß getötet; da brach er wütend in die Thore ein, ließ die ganze
12. Juni 1472. Besatzung, fünfhundert Freischützen, und einen großen Teil der Bürger niederhauen und gab den Ort den Flammen preis. Es war ein Seitenstück zu Dinant

und Lüttich. Von der Zeit an belegte man den Herzog mit dem Namen des „Schrecklichen“. Und wirklich ging auch der Schrecken vor ihm her und entwaffnete manchen Widerstand; aber auch die alten Sympathien für die burgundische Dynastie verschwanden, und die Einwohner sehnten sich nach der französischen Herrschaft. Ludwig XI. drückte das Land doch nur mit Abgaben; der „schreckliche“ Burgunder dagegen raubte das Leben.

Von welcher Wirkung diese Gesinnung war, sollte Karl bald erfahren. Sein Plan war, die Normandie zu unterwerfen und sich mit dem Herzog von der Bretagne zu verbinden. Zu dem Zweck rückte er auf Beauvais, das durch die Fahrlässigkeit des Connetable fast ohne Besatzungsmannschaft war, so daß die Burgunder mit leichter Mühe einzuziehen hofften. Aber die gesamte Bürgerschaft erhob sich zur Gegenwehr; selbst die Frauen warfen Steine und Brennstoffe auf die Stürmenden hernieder. Noch lange erzählte man sich von der Heldenthat einer Jungfrau von Beauvais, genannt Johanna Hachette, welche einem burgundischen Fahnenträger die schon aufgepflanzte Standarte entriß. Durch diese verzweifelte Gegenwehr wurde das herzogliche Heer so lange hingehalten, bis von Süden her Hilfsmannschaft anlangte und mit der Bürgerschaft vereint erfolgreichen Widerstand leistete. Vier Wochen versuchte Karl umsonst die Mauern von Beauvais zu erstürmen; er wurde wiederholt zurückgeschlagen und verlor mehrere berühmte Artilleriestücke. Er tobte wie ein angeschossener Eber, mußte aber dennoch endlich unverrichteter Dinge abziehen. Eine Proklamation, worin er nochmals die schwersten Beschuldigungen über den König ausschüttete und nur den Wunsch, sich zur schleunigen Rache mit seinem bretonischen Bundesgenossen zu vereinigen, als Ursache seines Abzugs angab, täuschte niemand und war ohne Wirkung. Was half es, daß er seinen Weg in die Normandie mit Brand und Verwüstung bezeichnete, alle größeren Städte widerstanden ihm und Bürger und Soldaten zeigten sich von solchem Haß und Mut erfüllt, daß er es für geraten hielt, den Rückzug anzutreten, um Flandern und die Pikardie gegen die königlichen Truppen zu schützen.

Karl vor Beauvais. 1474. 27. Juni 1474.

Von dieser Zeit an war der Stern Ludwigs XI. im Steigen, indes der des Burgunders dem Niedergang zuneigte. Damals trat der Geschichtschreiber Philipp von Comines aus dem wallonischen Flandern, der bisher dem Burgunder gefolgt war, in die Dienste des Königs, eine moralische Eroberung, die nicht gering anzuschlagen war. Denn Comines war ein geschickter und intelligenter Staatsmann. Überhaupt entfaltete der kluge Monarch eine solche Elastizität des Geistes und ein solches Geschick, die Menschen zu gewinnen, bald durch ehrenhafte, bald durch eigennützige Mittel, daß ihm der Sieg am Ende nicht entgehen konnte. Während er die Stadt Beauvais für ihren Heldenmut mit Ehrenrechten und der Befreiung von gewissen Abgaben und Leistungen belohnte, lockte er den gewandten Lescun, der damals den Herzog von der Bretagne in ähnlicher Weise beherrschte, wie vordem den Herzog Karl von Guienne, durch

Ludwigs kluge Politik.

Ämter und Einkünfte auf seine Seite. Seine Politik, unterstützt von erfolgreichen Feldzügen in der Halbinsel und von schlagfertigen Herren auf den flandrischen und burgundischen Grenzmarken, führte zu dem gewünschten Ziel. Der Herzog von der Bretagne gab den Kampf auf, und Karl der Kühne, dessen ungestüme Natur sich leicht auf verschiedene Gegenstände richtete, der, wenn er in einem Unternehmen scheiterte oder auf unüberwindliche Schwierigkeiten stieß, mit derselben Leidenschaftlichkeit sich in ein andres stürzte, gab den Rachekrieg wider Frankreich auf, um sein Schwert nach einer andern Seite zu kehren. Er schloß
3. Nov. 1472. mit Ludwig einen Waffenstillstand auf fünf Monate, der dann mehrmals verlängert wurde.

5. Karls Herrscherpläne und Ludwigs Konsolidierungspolitik.

Die Vorgänge in Geldern. Das fünfzehnte Jahrhundert hat in seinen letzten Dezennien viele zerrüttete Familienverhältnisse und unnatürliche Greuelthaten in den fürstlichen Häusern aufzuweisen; aber nirgends trat die Entartung in so rücksichtsloser Brutalität hervor als in dem Herrschergeschlecht von Geldern und Zütphen. Diese zu einem Herzogtum vereinigten Lande am Niederrhein und an der Yssel waren nach dem Tode Reinholds IV. (1423) durch weibliche Erbfolge an Arnold von Egmond gekommen. Ein treuer Bundesgenosse des burgundischen Hauses in den Kämpfen mit Holland, war dieser mit Katharina von Kleve, einer Schwestertochter Philipps des Guten, vermählt und dadurch das Band zwischen beiden Ländern noch enger geknüpft worden. Es war natürlich, daß die burgundischen Herzöge nach dem vollständigen Besitz dieser günstig gelegenen Provinzen trachteten, besonders seitdem Philipps Bruder David den Bischofsitz von Utrecht erlangt hatte und somit das Herzogtum Geldern auf allen Seiten von burgundischen Territorien umschlossen war. Zerwürfnisse in der Geldernschen Herrscherfamilie kamen diesem Streben fördernd entgegen. Herzog Arnold, in Luxus, Freigebigkeit und ritterlicher Prachtliebe dem Oheim seiner Gemahlin nachstrebend, hatte durch verschwenderische Hofhaltung das Land wirtschaftlich heruntergebracht und war darüber mit seiner Gemahlin und seinem Sohn Adolf in Streit geraten. Der letztere, vermählt mit Katharina von Bourbon, Schwester der Gräfin von Charolais, strebte nach dem Besitz der Herzogswürde und wurde darin von seiner Mutter unterstützt. Der alte Herzog zerriß jedoch die Fäden der Intrigen, worauf Mutter und Sohn den Palast von Nimwegen verließen. Nach einer Pilgerfahrt ins Heil. Land und nach einem längeren Aufenthalt am burgundischen Hofe kehrte Adolf zu dem Vater zurück und flehte mit erheuchelter Reue dessen Verzeihung an. Sie wurde ihm gewährt und ein großes Versöhnungsfest im Schlosse von Nimwegen veranstaltet, an dem auch die Herzogin teilnahm. Als der fast sechzigjährige Herr sich um Mitternacht aus dem Kreise der fröhlichen Gäste weggestohlen und zur Ruhe begeben hatte, wurde

er von seinem Sohn und mehreren Bewaffneten überfallen, aus dem Bette ge- 1465.
rissen und halb entkleidet, in der strengsten Winterkälte über den beeisten Fluß nach dem Schlosse Büren geschleppt, wo er fünf Jahre lang in einem schmalen unterirdischen Kerker in strengster Haft gehalten ward. Nur eine kleine Fensteröffnung ließ einige Lichtstrahlen in das Verlies dringen. Die Landleute gingen mit Grausen an dem Turm vorbei, und man erzählte sich, daß der Sohn ab und zu an den Ort des Schreckens gekommen sei und über das lange Fortleben des Alten Flüche und Verwünschungen ausgestoßen habe. Die Einwohner von Nimwegen, erbittert über die hohen Abgaben, die der verschwenderische Herzog ihnen auferlegt, hatten das verbrecherische Unternehmen gefördert und ließen den Sohn die Früchte seiner Unthat ohne Störung genießen. Umsonst verwendete sich der Herzog von Kleve für den gefangenen Verwandten; selbst die Vorstellungen des Kaisers und des Papstes blieben erfolglos. Endlich übernahm Karl, der inzwischen den herzoglichen Stuhl bestiegen, die Vermittelung. Er erzwang die Freilassung Arnolds und lud Vater und Sohn vor sein Gericht. Der Alte wollte seine Sache im Zweikampf ausfechten; aber Karl ließ dies nicht zu und entschied dahin, daß Adolf im Besitz des Herzogtums bleiben, Arnold aber zu seinem Unterhalt bestimmte Besitzungen erhalten sollte. Damit war indessen der Sohn nicht zufrieden; er wollte in einer Mönchskutte nach Frankreich entfliehen, wurde aber entdeckt und von den Rittern des Goldenen Vlieses, in deren Zahl er früher aufgenommen worden, zu ewiger Gefangenschaft im Schloß Vilvoorden verur- Mai 1473.
teilt. Darauf schloß Karl mit dem alten Herzog, der bei seinem Volke in sehr schlimmem Andenken stand und die Regierung nicht leicht wieder antreten konnte, einen Vertrag, kraft dessen Arnold gegen eine Leibrente seinen Besitzungen zu gunsten der burgundischen Dynastie entsagte und bei seinem bald nachher eintretenden Tode seinen Sohn und dessen Nachkommen von dem Erbrecht ausschloß. 1473.
Die Besitznahme durch den Herzog fand indessen Widerstand. Die Nimweger erklärten sich für den Sohn des gefangenen Adolf und setzten sich zur Wehre. Aber wie hätte die Stadt, von jeder auswärtigen Hilfe verlassen, der burgundischen Übermacht widerstehen sollen! Sie ergab sich vertragsweise, lieferte die herzoglichen Kinder ihrem Oheim aus und erkannte die burgundische Herrschaft an. Den Herzog von Jülich, der Erbansprüche geltend machte, fand Karl mit einer Geldsumme von 80,000 Goldgulden ab und stellte den Kaiser Friedrich III., der die Ansprüche für rechtsbeständig erklärt hatte, durch die Aussicht auf eine nahe Verbindung des burgundischen und österreichischen Herrscherhauses zufrieden.

Schon seit Jahren hatte Herzog Karl die Hand seiner Tochter als lockenden Hochfliegende Pläne.
Preis politischer Verbindungen ausgeboten. Nicht nur der Herzog von Guienne wurde auf diese Weise in das burgundische Netz gezogen, auch Nikolaus von Lothringen aus dem Hause Anjou, Sohn des im Jahr 1470 auf einem Feldzug gegen Aragonien in Barcelona gestorbenen Herzogs Johann von Kalabrien und Enkel des „Königs“ René, wurde durch dieselbe Aussicht für die Pläne des Burgunders

gewonnen. Je mehr aber das Glück dem kühnen Fürsten lächelte, desto höher stiegen seine Entwürfe. Durch den Besitz von Geldern und Zütphen war er Meister der Rheinmündungen geworden und hatte seine Herrschaft bis an die Grenze des Kölner Erzstifts ausgedehnt; er hatte einige Jahre zuvor (1469) von Herzog Siegmund von Österreich, der in einem unglücklichen Krieg gegen die Schweizer in Geldnot geraten war, dessen elsässische Besitzungen als Unterpfand für ein Darlehn von 80,000 Goldgulden in seine Hand gebracht und die Verwaltung des verpfändeten Landes seinem Vogt, Herrn Peter von Hagenbach, übergeben, einem harten, habgierigen Edelmanne, der die benachbarten Reichsstädte vielfach belästigte und bedrückte. Wenn es dem Burgunder nun gelingen sollte, den deutschen Kaiser dahin zu bringen, daß er ihn für die ihm noch nicht untergeordneten Lande links vom Rhein zum Reichsvikar ernannte, ihm gestattete, seine sämtlichen Besitzungen zu einem Königreich zu vereinigen und die Krone auf sein Haupt zu setzen, welche Zukunft eröffnete sich dann seinem Hause! In Loth-
13. Aug. 1473. ringen war Herzog Nikolaus unvermählt gestorben, wie es hieß durch Gift, das ihm nach der Aussage der Franzosen Herzog Karl, nach burgundischen Angaben der König von Frankreich hatte reichen lassen. Mit ihm erlosch der Mannsstamm der Anjous, und der Sohn von seines Vaters Schwester Jolante, René II. von Vaudemont, sollte das Herzogtum erben; aber Karl der Kühne erhob gleichfalls Ansprüche. Er hatte einen großen Anhang unter der lothringischen Ritterschaft, die sich in burgundische Dienste drängte, da sie von der Herrschaft des reichen Fürsten goldene Tage erwartete. Selbst der alte König René begünstigte den Valois auf Kosten seines Enkels. Die Erbrechte der Anjous durch die weibliche Linie waren nicht sehr stichhaltig, und Karl besaß die Macht und den Willen, seinen Ansprüchen mit den Waffen Nachdruck zu geben, sobald der Kaiser sich für ihn erklärt haben würde. Die Unzufriedenheit und Verwirrung im Reich, der Streit der Kölner mit dem Erzbischof Ruprecht von Bayern, alle diese Umstände konnten von einem unternehmenden Fürsten, dem ein streitfertiges, wohlgerüstetes Heer zu Gebote stand, zur Vergrößerung seiner Macht, zur Mehrung und Abrundung seines Gebietes benutzt werden. Die Wiederaufrichtung eines austrasischen Reichs, das zwischen Deutschland und Frankreich gestellt, mit seiner schlagfertigen Kriegsmacht eine gebieterische, schiedsrichterliche Autorität erlangen mußte, schwebte damals dem Herzog als stolzes Ziel vor der Seele. Sein Ehrgeiz war grenzenlos. Er hatte die französischen Fürsten und Feudalherren, welche mit dem königlichen Hause der Valois in viel engerem Vasallitätsverhältnisse standen, als die deutschen Fürsten zu dem Wahlkaiser, an sich zu knüpfen vermocht, warum sollte er nicht in dem vielköpfigen, zwieträchtigen römischen Reich dieselben Erfolge erzielen? Er stand noch in den besten Jahren; konnte nicht ihm selbst oder seinem Geschlechte die Kaiserkrone zu teil werden? Freilich hatte er noch keinen Sohn und auch wenig Aussicht auf einen ehelichen männlichen Erben. Aber seine Toch-

ter reifte gerade den jungfräulichen Jahren entgegen und ihre Hand, wenn auch öfter dem oder jenem Fürsten in Aussicht gestellt, war noch immer frei.

Und gerade damals hatte der Herzog die neue Heeresorganisation durchgeführt. Auf den französischen Feldzügen war er zu der Einsicht gekommen, daß zur Gründung eines monarchischen Staats, wie er ihn im Sinne trug, das feudale Kriegswesen, wie es in den burgundischen Landen noch bestand, unbrauchbar sei. Wenn auch schon längst sowohl Philipp als Karl von dem alten Lehnrecht abgegangen waren, kraft dessen sie nur im Auftrag und Dienst des Kaisers oder des französischen Königs die kriegspflichtige Mannschaft in den verschiedenen Grafschaften aufbieten sollten, so war doch die Militärpflicht gesetzlich nur auf Wochen oder Monate und nur auf die Landesverteidigung beschränkt, für jede Verlängerung und Ausdehnung des Dienstes mußten die Herzöge mit ihren Vasallen und kriegspflichtigen Mannschaften sich verständigen. Bei dem Adel und der Lehnsritterschaft stießen sie dabei wohl selten auf Widerspruch; war ja doch der Waffen- und Hofdienst deren einziger und eigentlicher Beruf, und die reiche Dynastie besaß Mittel genug, sie für solche Dienste zu belohnen. Zu kleinen Rotten verbunden, die, aus einem Ritter nebst vier Knappen oder Kriegsknechten bestehend, von dem großen Ritterschwert den Namen Glavie oder Glefe führten, zog diese reisige Kriegsmannschaft mit einer Anzahl Pferde ins Feld. Anders verhielt es sich mit den Freibauern der nördlichen Provinzen und den Stadtbürgern von Flandern und Brabant. Diese waren nur zur „Landwehr" verpflichtet, und da sie zu Hause ihre Arbeitskraft besser verwerten konnten, die rüstigen Arme der jüngeren Bevölkerung in Stadt und Land teils zum Feldbau, teils zu den Werken der Industrie und des Handels verwendet werden sollten, so zeigten sie geringe Lust zum Kriege außerhalb der Landesgrenzen. Herzog Karl griff daher zu dem Auskunftsmittel des „Schildgeldes" (scutagium), das schon der englische König Heinrich II. in Anwendung gebracht (VII, 570), indem er mit seinen Ständen übereinkam, daß sie statt des persönlichen Dienstes eine regelmäßige Abgabe für eine gewisse Anzahl von „Speeren" oder „Lanzen" von je acht schwerbewaffneten Fußknechten nebst einem Knappen und Waffenträger entrichteten. Mit Hilfe dieser außerordentlichen Steuer, die von 120,000 Reichsthalern bald auf 500,000 erhöht ward, war Karl in den Stand gesetzt, nach und nach ein Söldnerheer von 2200 Lanzen zu unterhalten, das aus allen Völkern und Zungen zusammengesetzt ein dienstbereites Werkzeug für Eroberungskriege war, und in verschiedenen Waffengattungen geordnet und mit Geschütz aufs trefflichste versehen, den festen Kern einer furchtbaren Kriegsmacht bildete. Seitdem war Karl in der That „der Großherzog des Occidents". Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Der Papst und der Ungarnkönig Matthias Corvinus glaubten in dem Erben Gottfrieds von Bouillon den neuen Führer des Kreuzzugs gegen die Türken zu erkennen.

Neue Heeresorganisation.

Unter diesen Umständen war die Zusammenkunft des Herzogs mit Kaiser Friedrich III. und dessen Sohn Maximilian ein Ereignis von hoher Bedeutung. Metz, die Hauptstadt von Lothringen, war anfangs als Kongreßort ausersehen; aber die Bürgerschaft fürchtete, der ländersüchtige Herzog, der schon früher Anschläge zu ihrer Erwerbung gemacht, möchte nicht wieder fortgehen und verbat sich den vornehmen Besuch. Deshalb wurde Trier, die alte Römerstadt an der Mosel, gewählt. Eine zahllose Menge vornehmer Gäste fand sich ein, um der Feierlichkeit beizuwohnen, bei der der Herzog von dem Kaiser mit dem schönen, für ihn so wichtigen Lande belehnt und dann als souveräner Herr des burgun-

Zusammenkunft in Trier. 1473.

dischen oder gallo-belgischen Königreichs gekrönt werden würde. Alle Fürsten und Staaten Europas standen in Erwartung. Frankreich, die Schweiz, Oberitalien fürchteten von der Errichtung eines Reichs, dessen Grenzen vom Jura und Rhein bis an die Nordsee und den Kanal sich erstrecken würden, Gefahr für ihre eigne Sicherheit. Das europäische Staatensystem, wie es sich seit Jahrhunderten ausgebildet, ging einer tiefgreifenden Veränderung entgegen. Ludwig XI. setzte daher alle Hebel der Intrige, der diplomatischen Verführungskunst wie der öffentlichen Protestation in Bewegung, um den Plan scheitern zu machen, um den Kaiser und die deutschen Fürsten und Bischöfe in dessen Gefolge mit Mißtrauen und Abneigung gegen Karl zu erfüllen. Seine Bemühungen wurden durch das Betragen des Herzogs selbst wesentlich gefördert. Karl erschien in Trier mit einem solchen Glanz und Aufwand, daß er der Herr und Gebieter, der Kaiser sein Vasall zu sein schien. Alles blickte mit Bewunderung auf den reichgeschmückten Fürsten, der in seiner stattlichen ritterlichen Erscheinung inmitten eines zahlreichen und glänzenden Gefolges in herrlicher Waffenrüstung einen ganz andern Eindruck machte, als der bejahrte, unbedeutende, wenig geachtete Beherrscher des römischen Reichs. Fühlte sich der Habsburger schon durch diese anspruchsvolle, herausfordernde Haltung des Burgunders verletzt, so mußte es ihn mit Mißtrauen erfüllen, daß Karl, nachdem er bereits die Belehnung mit Geldern und Zütphen empfangen, vor der Verlobung seiner Tochter mit Maximilian die Krönung und die Erhebung seiner Lande zu einem Königreich verlangte. Wer leistete denn Bürgschaft, daß nicht der Herzog, der schon so manchem Fürsten die Hand Marias als Lockspeise vorgehalten, sobald er seine Zwecke erreicht hatte, von seiner Zusage zurücktreten würde? Dazu kam, daß Matthias von Ungarn, daß der Pfalzgraf Friedrich bei Rhein, daß so manche deutsche Fürsten und Prälaten, welche dem habsburgischen Hause feindliche Gesinnung trugen, mit Karl verdächtige Verbindungen unterhielten. Alles dies zusammengenommen erregte in der Brust des Kaisers ein so tiefes Gefühl des Argwohns und Ärgers,
25. Nov. 1473. daß er eines Tages in frühester Morgenstunde mit seinem Sohn die Moselstadt plötzlich verließ und in fluchtähnlicher Eile dem Rhein zusegelte. In kurzem war Trier so still wie zuvor, und Karl mußte seine stolzen, hochfliegenden Pläne aufgeben oder doch ihre Ausführung verschieben.

Fall des Hauses Armagnac. Mit Freuden sah König Ludwig seinen alten Gegner sich in immer neue Projekte stürzen, von Unternehmen zu Unternehmen eilen. Denn darüber verlor derselbe die französischen Angelegenheiten aus dem Auge und ließ dem König freie Hand gegen die burgundischen Parteigänger zweiten Ranges. Und Ludwig zauderte nicht, die günstige Zeit zur Niederwerfung seiner Feinde zu benutzen. Niemand hatte seinen Zorn in höherem Grade gereizt als der Graf von **Armagnac**. Er hatte sich wiederholt unterworfen und war eben so oft wieder abgefallen. Im Juni 1472 hatte er aufs neue die Fahne der Empörung erhoben und den königlichen Statthalter von Guienne, Pierre de Bourbon, Sire de

Beaujeu, verräterisch gefangen genommen. Durch die Lage seines Landes zwischen Aragonien und Frankreich war der treulose und wankelmütige Graf ein gefährlicher Vasall. Ihn und sein ganzes Geschlecht auszurotten war daher das eifrigste Anliegen Ludwigs. Dazu erkor er sich das rechte Werkzeug in dem Kardinal von Albi, Johann Goffredi, der sich früher als Bischof von Arras durch seine Ketzerverfolgungen so verhaßt gemacht hatte, daß man ihn den „Teufel von Arras“ nannte. Dieser rückte mit einer beträchtlichen Streitmacht vor die Thore von Lectoure, wo der Graf sich mit seinem Gefangenen befand. Von seinen Freunden und Bundesgenossen verlassen, mußte Armagnac die belagerte Stadt vertragsweise übergeben. Aber was halfen Verträge gegenüber einem solchen Feinde! Lectoure wurde in Flammen gesetzt, die Einwohner niedergemacht, der Graf an der Seite seiner zweiten Gattin, Johanna von Foix, getötet, die Gräfin selbst, trotz ihrer vorgerückten Schwangerschaft, in ein Schloß bei Toulouse eingesperrt, wo sie kurz darauf eine Fehlgeburt that, wie das Volk behauptete, infolge eines Getränkes, das ihr der König hatte reichen lassen. März 1473.

Damit nahm das Grafengeschlecht der Armagnacs ein seiner frevelhaften Vergangenheit würdiges Ende. Des Hingerichteten Bruder, der Vikomte von Fezensac, schmachtete zehn Jahre lang im Kerker; der Herzog von Nemours, Graf de la Marche und de Castres, das Haupt der jüngeren Linie des Hauses, ebenso treulos und wankelmütig wie der andre, erlitt einige Jahre nachher ein nicht minder schmachvolles Schicksal. Des Hochverrats angeklagt, wurde er in die Bastille eingesperrt und am 4. August 1477 enthauptet, nachdem er unter der Tortur alle seine dem hohen Adel angehörigen Mitschuldigen angegeben. Kurz vor dem Falle Armagnacs war dessen Schwiegervater und Nachbar, Gaston de Foix, gestorben mit Hinterlassung eines unmündigen Enkelsohnes als Erben, über den seine Mutter, Ludwigs Schwester, die Vormundschaft führte. Auf diese Weise kamen die südlichen Landschaften, welche lange der Sitz mächtiger, trotziger und nach Selbständigkeit strebender Dynastengeschlechter gewesen, an die französische Krone. Roussillon mit Perpignan dagegen blieb noch längere Zeit ein zwischen Frankreich und Aragonien streitiges Land. Auch Johann von Alençon, der in den Konspirationen der vergangenen Jahre eine hervorragende Rolle gespielt hatte, wurde durch Tristan L'Hermite verhaftet und von dem Parlament als Majestätsverbrecher zu Güterverlust und Tod verdammt; der König, welcher sein Pate war, ließ das Urteil jedoch nicht vollstrecken, sondern hielt den Herzog bis kurz vor seinem im Jahr 1476 erfolgten Tod im Gefängnis.

Ludwig gewinnt die Bourbons und Orleans.

Diese Strenge verfehlte ihre Wirkung nicht; sie verbreitete Schrecken unter den Großen und hielt sie von ferneren Komplotten zurück. Und damit nicht andre, die bisher sich nicht offen gegen den Monarchen aufgelehnt, bei vorkommenden Fällen versucht werden möchten auf die gegnerische Seite zu treten, so wandte Ludwig auch gewinnende Mittel an. Besonders war es ihm darum zu thun, die verwandten Familien Bourbon und Orleans näher an den Thron zu knüpfen. Deshalb vermählte er seine Lieblingstochter Anna mit dem Sire de Beaujeu und seine zweite Tochter Johanna, ein Kind von neun Jahren, mit dem zwölfjährigen Ludwig von Orleans, und trug zugleich Sorge, daß dieser letztere

unter seinen Augen erzogen und in strenger Unterwürfigkeit gehalten ward. Um diese Zeit starb auch der Graf Karl von Maine aus dem Hause Anjou, und da er nur einen einzigen schwächlichen Sohn besaß, so stand auch der Heimfall dieser Grafschaft an die Krone in Aussicht.

6. Die Vorgänge am Rhein und im Elsaß.

Burgund und Österreich.

Während Ludwig die alte Politik der Capetinger so erfolgreich in Anwendung brachte, war Herzog Karl unermüdlich bestrebt die zerstreuten Besitzungen seines Hauses zu einem Königreich zu vereinigen und ihre Grenzen nach Osten auszudehnen. Dadurch gab er dem schlauen König Gelegenheit, dem barschen und eigensinnigen Gegner eine Menge Feinde zu erwecken und ihm Verwickelungen zu bereiten, die früher oder später seinen Untergang herbeiführen mußten. Als der österreichische Erzherzog Siegmund das Ehebündnis zwischen dem burgundischen und habsburgischrn Hause so eifrig betrieb, trug er sich mit der stillen Hoffnung, durch die vereinte Macht beider werde die helvetische Eidgenossenschaft, Österreichs Erbfeind, niedergeworfen werden können. Wohl waren in früheren Jahren die Schweizer und Burgunder durch vielfache Wechselbeziehungen verbunden gewesen und insbesondere hatte zwischen dem leutseligen, volkstümlichen Herzog Philipp und den Eidgenossen stets ein freundschaftliches Verhältnis obgewaltet, allein seit einigen Jahren war eine Spannung eingetreten, welche teils durch die Vergrößerungssucht Karls, teils durch die hinterlistige Politik Ludwigs immer zunahm und die Gemüter der Schweizer mit tiefem Mißtrauen erfüllte. Wir wissen, daß Erzherzog Siegmund, um die Schweizer durch eine Geldentschädigung vom Krieg wider die österreichischen Besitzungen im Thurgau und am Oberrhein abzuziehen, bei Karl ein Darlehn von 50,000 Goldgulden aufgenommen und ihm dafür die alten Erbländer des Hauses auf beiden Seiten des Rheins, viele Burgen und Ortschaften im Elsaß und Sundgau, die Städte Breisach, Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg, Waldshut u. a. O. als Unterpfand gegeben hatte, unter Vorbehalt künftiger Einlösung, zu der jedoch die bekannte Geldnot und die verschwenderische Lebensweise des Erzherzogs wenig Aussicht boten.

Der Landvogt Peter von Hagenbach.

Karl setzte über die verpfändeten Territorien einen eingebornen Edelmann, Peter von Hagenbach, der schon lange in burgundischen Diensten gestanden und vor Dinant und bei andern Gelegenheiten seine Hingebung und Treue gegen das herzogliche Haus bethätigt hatte. Von diesem Manne, der kein höheres Streben kannte als sich die Gunst des Herzogs zu erwerben, um mittels derselben zu Ehre, Geld und Macht zu gelangen, entwerfen die Zeitgenossen ein Bild, nach dem er die Tyrannei eines Geßler und die Laster eines Wolfenschießen in sich vereinigt haben muß. Nicht nur daß er die benachbarten Reichsstädte Basel, Mülhausen, Kolmar u. a. auf alle Weise bedrückte, daß er den Handelsverkehr

durch Zölle und Auflagen aller Art erschwerte, den Verkauf von Wein und Lebensmitteln mit einer Abgabe, vom Volk „der schlimme Pfennig" genannt, belastete, unter allerlei Vorwänden von Gemeinden und Körperschaften Geld erpreßte, jede Widersetzlichkeit, wie den Aufstandsversuch der Stadt Thann, mit blutiger Strenge ahndete, er fröhnte auch der Wollust, stellte den Frauen und Töchtern nach und sah dem burgundisch gesinnten Adel des Landes, der sich gleich dem lothringischen in die Hof- und Militärdienste des reichen Herzogs drängte und dessen ehrgeizige Pläne förderte, manchen Frevel und Mutwillen nach. Man erzählte von dem Landvogt, daß er bei seiner Vermählung mit der Gräfin von Thengen den vornehmen Gästen, die mit Geschenken zu dem Freudentag sich eingefunden, üppige Feste veranstaltete, wobei wollüstige Orgien gefeiert worden. Selbst das einzige gute Werk, das man an ihm rühmte, die Begründung obrigkeitlicher Autorität und öffentlicher Sicherheit, mußte in einem Lande, wo Recht und gesetzliche Ordnung wenig Geltung hatten und die Selbsthilfe herkömmlich war, Mißfallen und Unzufriedenheit erregen.

Auch in der Schweiz blickte man voll Mißtrauen auf diese Vorgänge. Die Besorgnisse und Gerüchte. sichtliche Vorliebe des Adels für den burgundischen Hof, die durch Hagenbach und die elsässische Ritterschaft gesteigert ward, nicht ohne verächtliche Seitenhiebe auf das Regiment der Bauern und Hirten, mußte den Städten Besorgnis einflößen und sie zur Wachsamkeit mahnen. Die Gerüchte, die bei Gelegenheit des Kongresses in Trier von geschäftigen Zungen ausgesprengt wurden, daß Karl das alte Königreich Burgund, von welchem Frankreich, die Schweiz und Savoyen die wichtigsten Teile losgerissen hätten, in seinem ursprünglichen Umfang wieder aufzurichten gedenke, daß er von dem alten schwachen René nicht nur Lothringen, sondern auch die Provence zu erwerben hoffe, trugen nicht wenig zur Vermehrung dieser Besorgnisse bei, so daß, als der Herzog von Trier aus die Städte und Territorien im Elsaß und Sundgau und zugleich sein altes Heimatland am Cote Jan. 1474. d'Or besuchte, die Völker von großer Angst befallen wurden. Es hieß, er habe geschichtskundige Männer mit der Erforschung der Grenzen und des Umfanges des alten Burgunderreichs beauftragt. Diese bange Stimmung verlor sich auch dann nicht ganz, als der Herzog nur mit seiner Leibgarde und einem mäßigen Gefolge erschien, in Besançon und Dijon die Abgeordneten der Schweiz mit entgegenkommender Freundlichkeit empfing und sich sichtlich bemühte, die alten Beziehungen ungestört zu erhalten. Denn der König von Frankreich hatte bereits Verbindungen angeknüpft, die von unberechenbaren Folgen werden sollten. Es war ihm gelungen, die Diesbach, ein einflußreiches Berner Patriziergeschlecht, zu gewinnen und durch sie und ihre Freunde unter ihren Landsleuten französische Sympathien zu erwecken. Schon sah man junge Schweizer aus angesehenen Bürgerfamilien in die französischen Hof- und Militärdienste treten. Die Rede des Herzogs bei einem glänzenden Mahle in Dijon, worin er des alten burgundischen Königreichs gedachte, das die Franzosen widerrechtlich an sich gerissen, von dem

sie nur noch ein Herzogtum übrig gelassen hätten, mußte den König antreiben, dieses Band noch enger zu knüpfen.

Wirren im Erzstift Köln. Bald wurde Karl der Kühne auf einen Kriegsschauplatz geführt, der seiner Eroberungssucht neue Aussichten eröffnete. Das Kölner Erzstift war schon seit einem halben Jahrhundert von Kämpfen mannigfaltiger Art beunruhigt worden. Unter der langen Regierung des verschwenderischen, prachtliebenden Kurfürsten Dietrich II. 1414–1463. Dietrich II. von Mörs fügte die „Soester Fehde" dem Lande großen Schaden zu, zerrüttete die Kirchenzucht und belud den Erzstuhl mit einer großen Schuldenlast, so daß bei dem Tode Dietrichs das Domkapitel mit den Ständen (Grafen, Ritterschaft und Städten) eine „Erblandsvereinigung" vereinbarte, welche in Zukunft als Staatsgrundgesetz gelten und die geistliche Gewalt wie die Einkünfte des Erzbischofs mit engen Schranken umgeben sollte. Der neue Erzbischof Pfalzgraf Ruprecht, Ruprecht. 1463–1480. Bruder Friedrichs des Siegreichen, ertrug diese Beschränkungen mit großem Widerwillen und suchte sich derselben zu entledigen. Um die erschöpfte Staatskasse wieder zu füllen, sah er sich zu hohen Umlagen gezwungen, und da Geistlichkeit und Ritterschaft die erbetene Beihilfe weigerten, schritt er zu gewaltsamer Eintreibung. Darüber kam es zu Aufständen und kriegerischen Bewegungen, in deren Folge das Domkapitel den Erzbischof seiner Würde entsetzte
1473. und den Landgrafen Hermann von Hessen zum Administrator wählte. Kaiser Friedrich III. wurde bei seiner Rückkehr von Trier als Schiedsrichter angerufen; aber bei dem Haß, der schon längere Zeit zwischen dem Habsburger und Wittelsbacher Haus bestand, glaubte Ruprecht kein gerechtes Urteil erwarten zu dürfen. Er verwarf daher das kaiserliche Gericht und wandte sich an Karl den Kühnen, um mit dessen Hilfe wieder auf den erzbischöflichen Stuhl zu gelangen. Aus verschiedenen Gründen ging der Herzog auf das Ansuchen ein. Er stand mit dem pfalzgräflichen Geschlecht seit längerer Zeit in freundschaftlichen Beziehungen, während er von Österreich soeben eine kränkende Beleidigung erfahren hatte und die Markgrafen von Baden, die Verwandten und treuesten Verbündeten des Kaiserhauses, schon in seinem ersten Streit mit Lüttich ihm feindlich entgegengetreten waren. Und bot ihm die Einmischung in die Kölner Wirrnisse nicht die beste Gelegenheit, seine Besitzungen nach jener Seite auszudehnen und auch den unteren Teil des Rheines ebenso in seine Gewalt zu bringen, wie er durch die elsässischen Pfandschaften Herr des oberen geworden war? Aber während er sich mit so hochfliegenden Ideen trug, bemerkte er nicht, daß Ludwig XI. ihm allmählich den Boden unter den Füßen wegzog, auf dem er sein Luftgebäude aufführen wollte.

Ludwig XI. vermittelt die „Ewige Richtung" zwischen Österreich und der Eidgenossenschaft. 1474. Erzherzog Siegmund hatte den Bund mit dem Herzog hauptsächlich darum so eifrig betrieben, um von ihm gegen die Schweizer unterstützt zu werden; auch die Verpfändung so wichtiger Besitzungen um eine so geringfügige Summe war in dieser Absicht geschehen. Diese Hoffnungen waren seit dem verfehlten Kongreß von Trier zerronnen und das österreichische Herrscherhaus fühlte sich

mehrfach durch den übermütigen Burgunder tief verletzt. Diese Wandlungen waren dem scharfblickenden König nicht entgangen. Wenn es ihm gelang, in diese schadhafte Stelle einen Keil einzutreiben, das bisherige Bündnis zu trennen, den Österreicher und die Eidgenossenschaft auszusöhnen und gegen Burgund zu vereinigen, so mußte dies als ein Meisterstück politischer Klugheit gelten. Wir wissen, daß er mit den Bernern bereits seine Fäden angeknüpft hatte; in dem Grafen Johann von Eberstein hatte er auch einen geschickten Unterhändler mit Österreich gefunden; die alten Gerüchte von weitangelegten Plänen zur Zerreißung der Eidgenossenschaft, zur Unterdrückung der Volksfreiheit wurden durch geheime Agenten aufs neue ausgestreut. Freilich bedurfte es großer Geschicklichkeit, bei dem Hause Österreich den alten Groll gegen die Eidgenossen, bei den Schweizern das Mißtrauen gegen den Erbfeind zu tilgen oder zu verhüllen. Jenes suchte seine rechtmäßigen Ansprüche auf die verlornen Besitzungen zu wahren, während diese die Anerkennung ihrer Konföderation in dem dermaligen Bestande als Grundbedingung jeder Friedensverhandlung forderten. Auf einer Versammlung Anfang April 1474.
in Konstanz, welcher der Erzherzog selbst, mehrere eidgenössische Bevollmächtigte, vor allen der Berner Schultheiß Nikolaus von Diesbach, ein beredter und einflußreicher Herr in der Blüte der Jahre, und der Gesandte Ludwigs XI., Hans von Eberstein, unterstützt durch Jost von Sillinen, Verwalter der Propstei Beronmünster, anwohnten, gelang es der Staatskunst des Königs, alle Hindernisse zu beseitigen und zwischen Österreich und der Eidgenossenschaft einen Vergleich, die „Ewige Richtung" genannt, unter Gewährleistung Frankreichs zum Abschluß zu bringen, welcher als Grundbasis festsetzte: aller Krieg und Groll soll aufhören und jedem Teil verbleiben, was er besitzt; Handel und Wandel soll ohne Zollerhöhung frei sein und kein Teil den Feinden des andern Aufenthalt oder Durchzug gewähren. „Dieser „Ewigen Richtung" traten sofort auch die Bischöfe von Straßburg und Basel sowie die rheinischen und elsässischen Städte, Kolmar, Hagenau, Schlettstadt, Mülhausen u. a. bei, welche gleichfalls zu einer Verbindung, die „Niedere Vereinigung" genannt, zusammengetreten waren, und zwei derselben, die reichen Städte Basel und Straßburg, verpflichteten sich unter Bürgschaft des Königs von Frankreich, dem Erzherzog die Summe von hunderttausend Gulden zur Einlösung der verpfändeten Besitzungen vorzuschießen. Vergebens hatte der Burgunder bei der ersten Kunde von dem Bündnis durch Briefe die Eidgenossen davon abzubringen gesucht und sie an die alte Freundschaft erinnert, die seit Väter Zeiten zwischen ihnen obgewaltet; seine Worte machten keinen Eindruck mehr. Zum erstenmal seit langen Jahren sahen die Züricher einen Habsburger Herrn mit stattlichem Rittergefolge friedlich in ihre Stadt einreiten und sich dann über den See nach Einsiedeln zum Marienheiligtum begeben. Überall wurden die Herren festlich bewirtet und aller Hader schien vergessen.

Bald darauf verbreiteten sich wichtige Nachrichten. Der Erzherzog hatte Hagenbachs Ausgang.

nach der Konstanzer Übereinkunft dem Burgunder gemeldet, daß die entlehnte Summe in Basel zur Zahlung bereit liege und er nunmehr die verpfändeten Besitzungen wieder an sich ziehe. Karl geriet über dieses einseitige Vorgehen in Zorn und weigerte die Herausgabe, ehe die sämtlichen Kosten, die er seit Jahren auf das Land verwendet, gedeckt sein würden. Hagenbach, von seines Herrn Absichten unterrichtet, suchte sich in solche Verfassung zu setzen, daß er vor jedem Angriff oder Überfall gesichert sei. Zu dem Zweck nahm er mit seiner meistens aus fremdländischen Söldnern bestehenden Kriegsmannschaft Besitz von der Stadt Breisach, deren Festigkeit er noch durch Gräben und Schanzwerke verstärkte. Er nötigte die Einwohner zu Zwangsarbeiten und mehrte dadurch den Haß wider die burgundische Gewaltherrschaft, gegen welche man gern das alte österreichische Regiment wieder eingetauscht hätte. Die Gemüter, ohnedies schon aufgeregt durch die Kunde von dem Bündnis in Konstanz, wurden noch angefeuert durch das Beispiel des Städtchens Ensisheim, wo die Bürger einen Überfall des Landvogts mit Erfolg zurückschlugen. Es entstand ein Volksauflauf, und als Hagenbach mit Waffengewalt Ruhe schaffen wollte, wurde er von seinen Soldknechten getrennt und unter großem Getümmel in einen Turm auf dem Stadtthor in Breisach gebracht, wo man ihn in Fesseln legte. Seine Kriegsleute, größtenteils der Landessprache unkundig, wurden von den Bürgern zum Abzug bewogen und liefen auseinander. Auf die Kunde von der Haftnahme des verhaßten Vogts ging eine freudige Erregung durch das ganze Land; allenthalben pflanzte man die österreichische Fahne auf und empfing den neuen Landhauptmann, Hermann von Eptingen, welchen Siegmund mit zweihundert Pferden von Basel absandte, mit großem Jubel. Auch das feste Haus zu Thann mußte ihm übergeben werden. Darauf wurde in Breisach ein Landgericht bestellt, bestehend aus Richtern und Beisitzern der angesehensten Städte der oberrheinischen Lande. Vor diesem wurde Hagenbach, Ritter und Vogt des Herzogs von Burgund, durch Iselin von Basel vieler Frevel und Gewaltthaten angeklagt und trotz seiner männlichen Haltung und kräftigen Verteidigung nach einer bis in die Nacht verlängerten Gerichtshandlung zum Tode verurteilt. Seiner Ritterwürde entkleidet, wurde er auf den Richtplatz geführt und von einem Kolmarer Scharfrichter, welcher unter den acht, die ihre Dienste angeboten, als der
9. Mai 1474. geschickteste erkannt worden, mit einem kurzen Schwert enthauptet. Er starb mit Mut und Standhaftigkeit, nachdem er seine goldene Kette und seine sechzehn prächtigen Hengste der Breisacher Kirche vermacht.

7. Ludwigs XI. Bündnis mit den Schweizern gegen Burgund.

Karl vor Neuß. 1474. Karl der Kühne geriet bei der Kunde von der Hinrichtung des tapfern Mannes, der ihm so innig ergeben war und den er so sehr geliebt hätte, in heftigen Zorn. Er beschloß, blutige Rache zu nehmen, zuvor aber den Feldzug

gegen die Kölner zu Ende zu führen. Er hoffte mit Hilfe des Erzbischofs Ruprecht ebenso schnell zum Ziele zu kommen, wie ehedem vor Lüttich. Im Juli rückte er mit einem starken, trefflich gerüsteten Heer, das sich auf 60,000 Mann zu Roß und zu Fuß belaufen haben soll, darunter die gefürchteten englischen und schottischen Armbrustschützen und geübte italienische Söldner unter geschickten Condottieri, über die Grenzen des Erzstifts. Er wandte sich zunächst gegen die kleine, aber wohlbefestigte Stadt Neuß auf dem linken Rheinufer, wo der Landgraf von Hessen und sein Bruder, der erwählte Administrator, mit einer geringen Kriegsmacht die Verteidigungsanstalten leiteten. Karl hoffte durch einen raschen Handstreich die Festung in seine Gewalt zu bringen und dann ohne große Anstrengungen das ganze Erzbistum zu besetzen; aber er stieß auf hartnäckigen Widerstand; der Sturm wurde abgeschlagen und er mußte zu einem Belagerungskrieg schreiten, auf den er nicht vorbereitet war. Er war zu eigensinnig, um einen einmal gefaßten Plan aufzugeben; auch glaubte er, durch die Besitznahme des Erzstifts, welche ihn mit dem Pfalzgrafen bei Rhein und mit andern den Habsburgern feindlich gesinnten deutschen Fürsten in nähere Verbindung bringen würde, am ersten im stande zu sein, einen entscheidenden Schlag gegen das treulose Österreich und die oberrheinischen Städte zu führen. Er setzte also die Belagerung von Neuß fort und begnügte sich, die Landschaften im Elsaß und die abtrünnigen Städte durch Stephan von Hagenbach, den Bruder des enthaupteten Landvogts, und durch den burgundischen Feldhauptmann Blamont zu bekriegen und zugleich mit dem König von England auf nächsten Frühling einen Feldzug gegen Ludwig zu verabreden.

Die Schweizer kündigen dem Herzog den Frieden auf. 1474.

Noch einmal versuchte Karl durch Boten und Sendschreiben die Eidgenossen bei dem alten guten Einverständnis mit Burgund zu erhalten, aber die rohe Kriegswut seiner Feldhauptleute, welche die fruchtbaren Fluren und reichen Dörfer des Elsasses mit Feuer und Schwert verheerten, war wenig geeignet, die Herzen der Schweizer zu gewinnen. Hatten sie doch mit den Städten der „Niederen Vereinigung" ein Bündnis zu Schutz und Trutz abgeschlossen und bei der Hinrichtung des Landvogts, der so oft über die helvetischen Bauern gespottet, mitgewirkt. Vielmehr traten auf Ludwigs Veranstalten abermals die Abgesandten der verschiedenen Kantone in Luzern zusammen, erneuerten gegen Zusicherung französischer Hilfsgelder die „Ewige Richtung" mit Frankreich und mit den deutschen Fürsten und kündigten, als auch der Kaiser sie um Beistand gegen den Reichsfeind aufforderte, sie an ihre Pflichten als Angehörige des deutsch-römischen Reichs ermahnte, dem Herzog von Burgund und seinen Verbündeten den Krieg an. Karl erhielt die Nachricht von dem Waffenbunde der Feinde und der Aufkündigung des Friedens von seiten der Eidgenossenschaft vor Neuß, wo er den Belagerungskrieg trotz der ungünstigen Jahreszeit mit großen Verlusten hartnäckig fortsetzte; er geriet in große Aufregung und rief betrübt aus: „O Bern, Bern!" Daß die Schweizer durch französisches Geld

26. Okt. 1474.

und französische Intrigen abgelenkt worden von ihrer bisherigen Politik, daß sie für dasselbe Österreich, dem sie in einem mehr als hundertjährigen Kampf ihre Freiheit und ihre nationale Selbständigkeit mit den Waffen abgerungen, nun ins Feld zogen wider einen befreundeten Nachbar und alten Bundesgenossen, mußte ihn mit Schmerz und Sorge erfüllen. Er sah sich überlistet und überwunden von dem verhaßten Rivalen und in einen Kampf verwickelt, der ganz andre Dimensionen angenommen als die bisherigen Feudalfehden.

Das Treffen bei Héricourt. Nov. 1474. Es dauerte nicht lange, so sah man helvetische Kriegshaufen aus Bern und den umliegenden Kantonen, unter dem Banner des Berner Schultheißen von Scharnachthal, über Biel und Pruntrut nach Hochburgund vorrücken, um die Festung Héricourt, wo die burgundischen Feldhauptleute nach der Verwüstung des Elsaß eine gesicherte Stellung genommen, in ihre Gewalt zu bringen. Mit ihnen verbanden sich die Mannschaften der „Niederen Vereinigung", die von dem racherfüllten Burgunder am meisten zu fürchten hatten, und etliche hundert Reisige des Erzherzogs Siegmund, welche von den Bergen Schwabens in die Rheinebene hinabgestiegen waren. Der Anblick der Birs, wo ihre Väter einst den Todeskampf gekämpft, erfüllte die Schweizer mit kriegerischem Mute. Aber wie sehr hatten sich die Zeiten, wie sehr Freunde und Feinde geändert! Um die Besatzung zu schirmen und zu verstärken, hatte der Statthalter der burgundischen Freigrafschaft (Franche Comté), Henri von Neuchatel, Graf von Blamont, in Verbindung mit dem Marschall von Burgund, Jakob von Romont aus dem Hause Savoyen, alle Lehnsmannschaften des Landes um sich gesammelt und in der Nähe von Héricourt ein festes Lager bezogen. Hier ereignete sich das erste Treffen, dessen Ausgang für den ganzen Krieg maßgebend und entscheidend war. (14. Nov. 1474.) Das burgundische Heer, größtenteils niederländisches Fußvolk und berittene Söldner aus der Lombardei, wurde durch den ungestümen, mit furchtbarem Geschrei verbundenen Angriff der Schweizer dermaßen überrascht und verwirrt, daß es in wenigen Stunden vollständig besiegt und zersprengt war. Sechzehnhundertundsiebzehn Leichen deckten die Walstatt, während die Schweizer nicht einen Mann zu beklagen hatten. Von den wenigen Gefangenen, welche man einbrachte, wurden einige Wochen später achtzehn lombardische Soldknechte wegen Kirchenraub, Religionsfrevel und gewaltthätiger und sodomitischer Unzucht zu Basel den Flammen übergeben.

Nach der Schlacht hielt sich die Festung Héricourt noch drei Tage; dann wurde sie vertragsweise geräumt und von den Eidgenossen dem Erzherzog übergeben. Nur der vorgerückten Jahreszeit, welche Krankheiten im eidgenössischen Heer erzeugte, hatte es der Herzog zu danken, daß nicht jetzt schon das Stammland seiner Familie erobert ward.

Ludwig XI. und die Schweizer. Ludwig XI. sprach den Eidgenossen seinen freudigen Dank aus und pries ihre Tapferkeit mit schmeichelnder Anerkennung, aber mit den Jahrgeldern hielt er lange zurück. Erst als seine Schwester Jolante von Savoyen mit Karl dem

Kühnen Unterhandlungen wegen eines Bündnisses anknüpfte und nicht bloß den Herzog von Mailand, den alten Alliierten Frankreichs, sondern auch einige Schweizer Kantone, die entweder der „Ewigen Richtung" noch nicht beigetreten oder nur mit halbem Herzen gegen Burgund ins Feld gezogen waren, auf die Seite des Herzogs zu ziehen bemüht war, da öffnete Ludwig seine Geldkasten. Gerade als der Bundesvertrag in Gefahr der Auflösung stand, konnten die Berner Gesandten die frohe Nachricht bringen, daß die Jahrgelder und Geschenke Ludwigs in Lyon bereit lägen. Die niedergelegten Summen waren beträchtlich genug, um nicht bloß die Häupter und Führer der Partei, die Diesbach, Scharnachthal, Silinen u. a. reichlich zu belohnen, sondern auch den Gemeinen, die des Tages Last und Hitze getragen, den versprochenen Sold zu reichen. In Bern, erzählt Johannes Müll, wurde über die öffentliche und geheime Verteilung der versprochenen Gelder ein Plan verabredet. Einem jeden Mann von Einfluß wurde nach dessen Maß, aber auch den besten, damit sie es zulassen, mehr oder weniger verordnet. Nun ging die Erneuerung des Vertrags ohne Schwierigkeit vor sich. Man hatte den Weg entdeckt, der zu den Alpenbewohnern führte; es war der Anfang des „Reislaufens", das von da an wie ein Gift in die Adern der Schweizer eindrang und das gesunde Lebensblut zersetzte. Selbst Adrian von Bubenberg, ein in Bern verburgrechteter Edelmann, nahm Jahrgelder von Frankreich.

Und nicht allein die Eidgenossenschaft brachte Ludwig auf seine Seite, er entfaltete eine wunderbare Thätigkeit, um den Herzog zu gleicher Zeit in allen seinen Ländern anzugreifen: er schloß mit dem Kaiser einen Vertrag, damit dieser mit den Streitkräften des Reichs dem Landgrafen von Hessen in Neuß zu Hilfe käme; er zog Herzog René von Lothringen durch Drohungen und Versprechungen in sein Interesse, so daß dieser den Feinden des Herzogs beitrat und demselben einen blutigen Handschuh als Zeichen der Herausforderung in das Lager vor Neuß sandte; er rüstete ein Heer aus, mit dem er selbst nach der Pikardie vordringen wollte.

Zu allen diesen Vorbereitungen und Transaktionen ließ Karl der Kühne dem schlauen Rivalen Zeit und Muße. Denn er hatte seinen Kopf darauf gesetzt, Neuß zu erobern und seinen Schützling Ruprecht auf den Kölner Erzstuhl zurückzuführen. Von diesem Vorhaben ließ er sich weder durch die herbstlichen Stürme und Regengüsse abschrecken, welche seine Belagerungswerke zerstörten, so daß Verstärkungen und Zufuhr in die belagerte Stadt geschafft werden konnten, noch durch die ungewöhnliche Kälte der Wintermonate, welche in seinem Heer zahllose Erkrankungen und Sterbefälle erzeugten. Er rechnete auf die Trägheit des Kaisers und die Uneinigkeit der Deutschen, auf die Landung der Engländer, auf die Einfälle der Spanier in das südliche Frankreich, auf Unterstützung von Savoyen und Mailand. Und so vertrauensvoll war er, daß er bei Anbruch des Frühlings, nachdem er seine Schanzen und Gräben wieder hergestellt und die Belagerung mit neuer Energie begonnen hatte, den Waffenstill-

Das Winterlager vor Neuß. 1474. 1475.

stand mit Frankreich kündigte, der bisher mehrmals verlängert worden war. „Gott hatte ihm Geist und Verstand verwirrt," bemerkt Comines.

Burgund von allen Seiten bekriegt. 1475. Elf Monate lag Karl vor Neuß, während die Berner, unterstützt von Biel, Freiburg, Solothurn und andern Kantonen, über Welsch-Neuenburg an den Jura rückten, Pontarlier und die altberühmten Festen von Granson, Orbe, April 1475. Joigne mit großer Tapferkeit erstürmten, und nachdem sie die burgundische Besatzung niedergemacht und durch eigne Leute ersetzt, über Ifferten (Yverdun) und Peterlingen heimzogen, allenthalben festlich bewirtet. Vergebens hatte sie der Kaiser aufgeboten, mit dem übrigen Reichsheer nach dem Niederrhein zu ziehen; sie hatten zur Antwort gegeben, „Héricourt beweise, daß sie es ernstlich meinten, so wollten sie den gemeinschaftlichen Krieg ferner führen auf ihre Art". Zu-Mai. gleich drang König Ludwig bis vor die Thore von Arras, das fruchtbare, dorfreiche Land mit Feuer und Schwert verheerend; der Herzog von Lothringen rückte in das Luxemburgische ein, und im Süden behaupteten sich die Franzosen in Roussillon und Cerdagne gegen die mit ihren eignen Anliegen beschäftigten Spanier. Von der Loire zog der Herzog von Bourbon ostwärts, schlug in der Juni. Nähe von Chateau-Chinon den Grafen Roussi, einen Sohn des Connetable von St.-Pol und Gouverneur von Burgund, in offener Feldschlacht und nahm ihn gefangen und überschritt dann die Grenzen der Grafschaft.

Neuß aufgegeben. Vergebens hatte König Eduard, der im Juli mit einem wohlgerüsteten Heere in Calais landete, seinen Schwager ermahnt, von der langwierigen Belagerung abzulassen; „durch Großsprecherei hatte er seine Ehre an die Sache gehängt". Endlich entschloß er sich zum Nachgeben in einem Augenblick, als die erschöpfte und ausgehungerte Stadt im Begriff stand, sich zu ergeben. Er machte 26. Juni 1475. unter Vermittelung des päpstlichen Abgesandten mit dem Kaiser einen Frieden, kraft dessen der Kölner Streit der Entscheidung des heil. Vaters überlassen und mittlerweile Neuß den Händen des Legaten übergeben werden sollte. Darauf zog Friedrich III. mit der Reichsarmee ab, ohne irgend eine namhafte That ausgeführt zu haben und ohne sich im geringsten um seine Verbündeten zu kümmern. Dagegen empfing er von Karl nochmals das Versprechen einer Vermählung Mariens mit Maximilian.

Friedensvertrag zwischen Frankreich u. England. Als König Eduard in Calais landete, um, wie er in einem Sendschreiben an Ludwig meldete, sein Königreich zurückzufordern und dem Klerus, Adel und Volk die alte Freiheit wiederzugeben, war er unangenehm überrascht, kein burgundisches Heer in der Nähe zu finden. Bald darauf kam Karl, verstimmt, daß Eduard nicht in der Normandie gelandet und sich mit dem Herzog von der Bretagne verbunden, in Calais an, nicht wie ein Fürst, sondern wie ein geschlagener und verarmter Mann, mit geringem Gefolge. Nun machte er seinem Schwager den Vorschlag, sie wollten auf verschiedenen Wegen in Frankreich einrücken, die Engländer durch die Pikardie und Isle de France, die Burgunder durch Lothringen; in Reims sollten beide Heersäulen zusammentreffen und

Eduard als König von Frankreich gekrönt werden. Allein ein solcher Kriegsplan fand in der Umgebung des englischen Monarchen wenig Beifall: der Zug durch französische Landschaften mit festen Städten und feindlichen Truppen erschien zu gewagt, zumal da man schon vor St.-Quentin auf unerwarteten Widerstand stieß. Graf St.-Pol, Befehlshaber der Stadt, hatte den Engländern die Übergabe versprochen, hielt aber bei ihrer Annäherung nicht Wort. Mit zweideutiger Politik und unaufrichtigen Verhandlungen hoffte er zwischen den kriegführenden Mächten eine unabhängige Stellung zu behaupten. Die Bedenken der englischen Heerführer wuchsen, als sie beim Vorrücken fanden, daß König Ludwig ihnen die Lebensmittel und Zufuhr abgeschnitten, und daß Karl, der in Flandern ein allgemeines Aufgebot bewirken wollte, von den Ständen nur Geld zur Unterhaltung von 4000 Soldknechten erlangen konnte. Diese Verstimmung wußte Ludwig XI. trefflich zu benutzen: er begegnete den barschen und anmaßenden Forderungen des englischen Königs, der in einem Tone sprach, als ob die Lage noch wäre wie vor fünfzig Jahren, mit Staatsklugheit und diplomatischer Feinheit und brachte es durch seine gewohnten Kunstgriffe und durch wohlangebrachte Geschenke dahin, daß sich König Eduard mit einer Kostenentschädigung und einem Jahrgeld auf Lebenszeit abfinden ließ. Umsonst machte Karl dem Schwager die heftigsten Vorwürfe; nach einer persönlichen Zusammenkunft zu Aug. 1475.
Picquigny an der Somme, wo die beiden Monarchen unter festlichen Freuden und Lustbarkeit den Vertrag beschworen, kehrten die Engländer, da Ludwig eilends die ausbedungene Summe von dem florentinischen Bankhause der Medici entlieh und dem König einhändigte, nach Calais zurück, um sich wieder nach ihrem Inselreiche einzuschiffen. Ludwig legte kein Gewicht darauf, daß Eduard fortfuhr, sich „König von Frankreich" zu nennen. Er gönnte dem Nachbar die eitle Ehre, zufrieden, daß sie keine reale Unterlage mehr hatte.

Auch der Herzog zeigte sich jetzt gefügiger. Er schloß zu Soleure im Luxemburgischen mit Ludwig einen Friedensvertrag auf neun Jahre, als dieser sich bereit 13. Sept.
erklärte, ihm freie Hand in Lothringen und Elsaß zu lassen und den Schweizern keine Kriegshilfe zu leisten, wenn sie den Burgunder hindern würden, die Besitzungen am Oberrhein und Jura zurückzuerobern. Wie gern öffnete Ludwig dem kriegslustigen Fürsten die Wege zum Verderben. Nun eilte auch der Herzog von der Bretagne mit dem König seinen Frieden zu machen, solange er es noch mit einigem Vorteil thun konnte. Alle Feindseligkeiten sollten vergeben und vergessen sein und der Herzog dem König Gehorsam und Lehnspflicht leisten.

Karl zögerte nicht den beschlossenen Feldzug anzutreten, da die Jahreszeit Karl in Lothringen.
schon vorgerückt war. Er drang in Lothringen ein, nahm Pont-a-Mousson Hinrichtung St.-Pols.
und Epinal und begann die Belagerung von Nancy. Der junge Herzog René, 1475.
von Frankreich verlassen, kehrte seinem Land den Rücken und nahm wieder seinen Aufenthalt auf Schloß Joinville. Diesen Zeitpunkt ersah sich Ludwig zur Rache an St.-Pol. Der Graf hatte sich nach dem Abzug der Engländer aus Furcht vor Ludwig zu dem Herzog geflüchtet, da er sich weder in Ham noch

in St.-Quentin sicher glaubte. Aber durch seine zweideutige Politik war er in eine Schlinge geraten, die ihm den Untergang bringen sollte. In dem Friedensvertrag hatte sich Karl verpflichtet, den Connetable aufzugeben, wogegen Ludwig ihm dessen Besitzungen in der Pikardie, deren er sich bereits bemächtigt, zu überlassen versprach. Eine Zeitlang zögerte Karl, den Flüchtling, der sich unter seinen Schutz gestellt, in des Königs Hände zu liefern, weniger aus Rücksichten der Ehre und Menschlichkeit, als um möglichst großen Vorteil aus dem Handel zu ziehen. Erst als Ludwig dem Herzog melden ließ, wenn er nicht sein Versprechen halte, so sehe man den Vertrag als gebrochen an und werde den Lothringer unterstützen, lieferte Karl den Connetable in die Hände der franzö-
24. Nov. sischen Bevollmächtigten. St.-Pol wurde nach der Bastille gebracht und vor dem Pariser Parlamentshof des Hochverrats angeklagt. Seine Schuld war nicht zu leugnen; daher wurde er als Majestätsverbrecher zum Tode verurteilt
19. Dez. 1475. und auf dem Grève-Platz enthauptet. Einen solchen Ausgang nahm der mächtige Edelmann, der einst die Schwester der Königin zur Gemahlin gehabt und fast allen europäischen Fürstenhäusern verwandt war; der Sprößling des Hauses Luxemburg, das einst dem Reiche vier Kaiser gegeben. Aber niemand fühlte Mitleid oder Bedauern, denn das Blut der Jungfrau von Orleans klebte an dem Namen; um Judassold hatte sein Oheim sie einst den Engländern überliefert.

8. Die Tage von Granson.

Karl im Besitz von Nancy. 1475. Als das Haupt des Connetable unter dem Beil des Scharfrichters fiel, war Karl der Kühne im Begriff, seine stolzen Entwürfe zur Ausführung zu
30. Nov. bringen. Nancy hatte sich ergeben müssen; im Triumph war er in die Stadt eingezogen, aber er behandelte sie schonend; denn er gedachte sie zur Hauptstadt seines burgundisch-austrasischen Königreichs zu machen. Darum versprach er auch alle Rechte und Einrichtungen des Landes zu ehren. „Nie lachte sein Glück ihm froher als zum letztenmal; er sah in seinem Geist Nancy vergrößert, geschmückt, seine Residenz in der Mitte der oberen und niederen Lande, wo Deutsche und Franzosen seinen Willen erforschen, um seine Gunst buhlen, wohl von ihm das Gesetz annehmen würden.“ Schon jetzt konnte er, wie ein Zeitgenosse rühmt, von Holland bis Lyon auf seinem eignen Grund und Boden reisen. Aber seine Blicke schweiften noch weiter; der alte König René sollte ihm die Provence überlassen und die Ansprüche der Anjous auf den Thron von Sizilien. Im Bunde mit Savoyen, Mailand und Venedig hoffte er mit ganz andrem Nachdruck in Neapel auftreten zu können als die französischen Prätendenten. Mit dem Kaiser und mit Ludwig XI. durch Friedens- und Freundschaftsverträge verbunden, glaubte er von keiner Seite Hindernisse zu erfahren.

Nicht gewarnt durch die Unfälle vor Neuß, brach Karl mitten im Winter

von Nancy auf, um an den Mitgliedern der „Niederen Vereinigung", die ihm den Landvogt getötet, und an den Schweizern Rache zu nehmen. Diese hatten sich seine Abwesenheit und Kriegsnot zu nutze gemacht, um auf unedle Weise als Verbündete Frankreichs und des Kaisers seine Lande anzufallen; sie hatten, während er in Lothringen beschäftigt war, in Verbindung mit der „Niederen Vereinigung" und mit dem österreichischen Vogt des Elsasses, Graf Oswald von Thierstein, die Landschaften am Doubs verwüstet, Blamont, zwischen Pruntrut und Mömpelgard, die stärkste Burg in ganz Burgund, zu Fall gebracht, die Besatzung von Grammont niedergemacht. Dafür sollten sie nunmehr, da die beiden hohen Herren ihre Bundesgenossen im Stich gelassen und mit dem Herzog selbst sich vertragen, gezüchtigt werden. Den Bernern und ihren Freunden war nicht wohl bei der Sache; sie waren sich bewußt, wie wenig Anlaß ihnen der Burgunder zu einem kriegerischen Einfall in sein Land gegeben; sie hatten sich aus eigennützigen Motiven von Ludwig zu Werkzeugen seiner egoistischen Politik gebrauchen lassen und sahen sich nun verraten und verlassen. Diesbach, der Urheber des Bundes, war vor Blamont von einer Krankheit ergriffen worden und in Pruntrut im fünfundvierzigsten Lebensjahr verschieden. Gern wären sie zurückgetreten, hätten das französische Bündnis aufgegeben, hätten mit dem „Großherzog des Occidents" Frieden und Freundschaft geschlossen; aber bei Karl war die Leidenschaft stärker als die Politik: vergebens erboten sich die Schweizer, wie Comines berichtet, dem Herzog alles zurückzustellen, was sie in Hochburgund ihm entrissen, und ihm gegen Sold in ähnlicher Weise zu dienen, wie vorher dem König von Frankreich und dem Kaiser; vergebens stellten ihm die eidgenössischen Gesandten vor: „ihr Land sei arm und unfruchtbar, die Sporen und Pferdegebisse seines Reiterheeres trügen mehr Silber, als alle Gefangenen Lösegeld bezahlen könnten"; Karl wollte Rache nehmen und zugleich den Elsässern und Schweizern seine Gewaltherrschaft auflegen. Als die flandrischen Stände Vorstellungen wagten gegen den neuen kostspieligen Krieg, sagte er beim Abschied: in Zukunft werde ich meinen Unterthanen nach meinem Willen Steuern auflegen und mich nicht mehr mit „Beden" begnügen. Die absolute Monarchie kündigte sich mit Tyrannei und Treulosigkeit an.

Der Herzog beschließt Krieg gegen die Schweiz.

Herzog Karl der Kühne hatte alle Ursache, den Eidgenossen zu zürnen. Denn während er noch mit den Angelegenheiten Lothringens beschäftigt war, führten die Schweizer einen verheerenden Krieg wider seine Freunde und Verbündeten in Waadt. Jakob von Romont nämlich, aus dem Hause Savoyen, ein reichbegüterter Lehnsfürst im westlichen Waadtland, den der Herzog zum Marschall von Burgund ernannte, hatte aus Ärger über die früheren Einbußen und von seines Herrn Absichten unterrichtet, mit italienischem Kriegsvolk den Grenzmarken der Schweiz manchen Schaden zugefügt. Ergrimmt über solchen Übermut des Feudalherrn und seiner Söldner und Lehnsmannschaften, zogen Kriegshaufen aus Bern, Freiburg, Wallis und andern Kantonen unter waffen-

Die Schweizer im Waadtland. Okt. u. Nov. 1475.

geübten Führern „zur Vertreibung des welschen Volks“ ins Feld. Die Romontsche Stadt Murten wurde im ersten Anlauf erobert, worauf die Vögte, Räte und Gemeinde von dem Grafen von Romont und von allen seinen Nachkommen auf ewig an Bern und Freiburg schwuren, und der Eidgenossenschaft beitretend in ihren herkömmlichen Freiheiten bestätigt wurden. Auch die gewerbreichen Orte Cudrefin und Grandcourt fielen in die Gewalt der Eidgenossen; Estavayé (Stäfis) am Ufer des Neuenburger Sees wurde von dem Stadthauptmann, einem Vasallen des Grafen Romont von Savoyen, tapfer verteidigt; dafür mußten Stadt und Burg nach der Erstürmung schwer büßen; der reiche Ort wurde ausgeplündert, die männliche Bevölkerung niedergestoßen, der See mit den Leichen der Erschlagenen gefüllt. Entsetzt über solche Greuel eilten Moudon (Milden), die Hauptstadt des Romontschen Waadtlandes, und Yverdun (Ifferten) durch Unterwerfung und Vertrag Schonung von den wilden Kriegshaufen zu erlangen. Hierauf brachen die Eidgenossen die feste Burg les Clés, mordeten die Besatzung, welche sich tapfer gewehrt hatte, und ließen den entschlossenen Befehlshaber Peter von Cossonay, einen schönen stattlichen Ritter, in Orbe enthaupten. So fiel das ganze blühende und gewerbreiche Land am Jura und Neuenburger See in die Hände der Schweizer; allenthalben brannten die Burgen der Feudalherren; manches Denkmal alter Zeiten ging in Verwüstung unter. Die altberühmten Städte am Lemanischen See, Lausanne, Morges, Aubonne u. a. sandten den herannahenden Scharen die Stadtschlüssel und kauften sich von der Plünderung los. Vor den Bannern der Helvetier ging der Schrecken einher; man fürchtete ihre Tapferkeit nicht minder als ihre Zerstörungswut. Alle Burgleute und Lehnsknechte flüchteten bei ihrem Nahen. Solches Grauen verfolgte die Fliehenden, daß nicht nur Wohnungen, Gassen, die Landstraße voll weggeworfener Waffen lagen, sondern viele über Nyon, über Copet, in die Stadt Genf, St.-Gervais herab, so gedrängt und unordentlich flohen, daß sie von den Brücken der Insel in die Rhone stürzten. Genf zitterte. Mit Burgund und Savoyen durch Lage und Handelsverkehr innig verbunden, hatte die Stadt den Bund der Berner mit Frankreich zu hindern gesucht, eine Berner Gesandtschaft auf der Heimreise schimpflich behandelt. Nun drohte der reichen Bischofstadt schwere Rache. Eine aus Geistlichen und Bürgern bestehende Gesandtschaft erschien flehend im Lager der Schweizer. Man ließ sich auf Unterhandlungen ein; aber die ersten Forderungen waren so übertrieben, daß der größte Teil des Privatvermögens aller Genfer kaum hinzureichen schien sie zu befriedigen. Nach und nach wurden die Bedingungen mäßiger, aber die Loskaufsumme war noch immer so hoch, daß die Kirchenschätze angegriffen und jeder Bürger um den zwölften Teil seines Vermögens besteuert werden mußte. Nachdem so die Eidgenossen fast die ganze Waadt mit sechsundvierzig Städten und Schlössern in weniger als drei Wochen eingenommen und verwüstet hatten, zogen sie schwer mit Beute und Geld beladen nach Lausanne, wo sie im Dome

sich zum Dankgebet versammelten, und zerstreuten sich dann in ihre Kantone. Es war ein Raubkrieg im großartigsten Maßstab. Die Schweizer wollten den Schrecken, den ihr Kriegsmut und ihre Tapferkeit in der Welt verbreitet hatten, zur Vernichtung der Lehnsherrschaft in der Waadt benutzen, um für ihre republikanische Freiheit neuen Boden zu schaffen. In Yverdun und Granson blieben Besatzungen, um das eroberte Land zu hüten.

Diese Vorgänge in dem befreundeten savoyischen Lehnslande bildeten einen grellen Kontrast zu Karls lothringischen Siegen. Bittern Groll im Herzen musterte der Herzog in den ersten Tagen des neuen Jahres sein ausgewähltes, wohlgerüstetes Heer und zog damit gen Besançon in der Freigrafschaft, wo noch burgundische und italienische Lehnstruppen und Söldner zu ihm stießen, so daß seine Streitmacht sich wohl auf dreißigtausend Mann zu Roß und zu Fuß belaufen haben mag. Bewaffnung und Ausrüstung war vortrefflich und die schönste Artillerie der Welt, voran zwei Kanonen von wunderbarer Größe und Stärke, begleitete das Heer. Auch führte er mit sich sein prachtvolles Haus- und Tafelgerät von unschätzbarem Wert, seinen Schatz von Gold, Silber und Edelgestein und alle die Kostbarkeiten und Kunstwerke, welche der Gegenstand des Neides und der Bewunderung von ganz Europa waren. Seine zahlreiche Dienerschaft war im höchsten Glanz. Er wollte den Gesandten und fürstlichen Personen aus Italien, die er auf seinem Zug erwartete, durch seine Reichtümer imponieren. Auch soll sich eine Menge „lustiger Dirnen“ dem Heereszug angeschlossen haben. Der burgundische Feldzug wurde, wie jedes unerwartete, bedeutsame Ereignis, mit einem Mythengewinde umflochten, das den wahren Hergang oft schwer erkennen läßt. Seit der Schlacht von Platää liebte die Volksphantasie die Kontraste recht grell hervorzukehren, die Gegensätze zu steigern, um die Resultate desto wunderbarer erscheinen zu lassen. Wenn, wie gemeldet wird, König Ludwig dem Herzog sagen ließ, er möge doch die armen Schweizer, bei denen nichts zu gewinnen sei, in Frieden lassen, so wußte der kluge Fürst recht wohl, daß eine solche Mahnung von ihm den eigensinnigen Mann in seinem Vorhaben nur bestärken würde. Um Lichtmeß zog das burgundische Heer durch den starken Paß bei dem Turme Bayards über das Juragebirg in das Waadtland, welches die eidgenössischen Heerhaufen einige Wochen zuvor verlassen hatten und das noch allenthalben die Spuren der Verwüstung zeigte. Markgraf Rudolf vom Hause Baden, Herr zu Neuchatel, dem der Bayardturm gehörte, hatte sich nach Bern begeben, wo er verburgrechtet war, da er nicht gegen Burgund kämpfen wollte, bei welchem sein Sohn, Junker Philipp, in Kriegsdienst stand. Die Berner konnten wohl ahnen, daß der Kriegszug hauptsächlich ihnen gelte, und trafen daher alle Vorkehrungen zur Gegenwehr. Sie forderten die deutschen Reichsstädte am Oberrhein und in Schwaben, den österreichischen Landvogt im Elsaß, Oswald von Thierstein, und den König von Frankreich zur Hilfe auf, verstärkten die Besatzung in Granson und schickten Mahnbriefe an alle Eidge-

Karls Feldzug gegen die Eidgenossen. 1476.

nossen. Schon waren einige burgundische Heerhaufen dem Hauptzuge voran in das savoyische Lehnsgebiet der Herren von Romont und Greyerz vorgedrungen, um vereint mit den befreundeten Edelleuten und ihren Kriegsknechten die abgefallenen Orte wieder einzunehmen. Die Stadt (Yverdun) Ifferten, die dem Grafen von Romont stets Treue bewiesen, wurde durch Einverständnis mit den Bürgern überrumpelt; aber die eidgenössische Besatzung in der Burg verteidigte sich mit solcher Tapferkeit, daß die Feinde von ihrer Erstürmung ablassen mußten. Nach einigen Tagen zündeten die Schweizer das Schloß an und retteten sich zu ihren Waffenbrüdern nach Granson.

Untergang der Besatzung von Granson. 1476.

Am Nordufer des Lemanischen Sees streiften die italienischen Soldheere unter dem Feldhauptmann Nikolaus von Campobasso und zwangen Lausanne zur Ergebung; auch in Genf ließ der Graf von Romont mehrere Bürger und Ratsherren wegen des früheren Vertrags mit dem Tod bestrafen. Bald langte der Herzog selbst an; der Anblick der Zerstörungen in Joigne und Orbe reizte seinen Zorn; im Halbkreis am Fuße der Höhen von Granson richtete er sich ein Lager ein, „das den Glanz und Überfluß einer großen Handelsstadt oder einer Residenz darstellte"; auf einem Hügel in der Mitte, von wo aus das Ganze übersehen werden konnte, war Karls Prachtzelt aufgeschlagen. Dem Anprall des stürmenden Heeres vermochte die Stadt Granson nicht zu widerstehen; um so längere Gegenwehr leistete die Burg und die Berner Besatzung; zehn Tage lang trotzte sie allen Stürmen; die Mauern wurden von dem furchtbaren Geschütz durchlöchert, die Brustwehren zerschossen, der Turm wankte, die Lebensmittel gingen aus; und dennoch blieb das heldenmütige Häuflein standhaft. Schon war Berner Kriegsvolk unter Scharnachthal, dem Schultheißen der Stadt, und dem Feldhauptmann Hans von Hallwyl, welcher in Ungarn und Böhmen unter Matthias Corvinus und Podiebrad gedient, bis nach Murten vorgedrungen und hatte Verstärkungen von Freiburg, Solothurn, Biel an sich gezogen; aber sie vermochten nicht der von allen Seiten umstellten Burg nahe zu kommen. Sie konnten Rache bringen aber keine Rettung; die Burg mußte sich ergeben. Nach der gewöhnlichen, aber wenig verbürgten Erzählung kam ein burgundischer Edelmann, Herr von Ronchart, der deutsch redete, auf das Schloß, log den Kriegsleuten vor, Freiburg sei erobert und in Asche gelegt worden, Bern habe sich unterworfen, die Eidgenossen seien auseinander; der Herzog, voll Bewunderung über ihre Tapferkeit, wolle die Besatzung schonen und ihr freien Abzug gewähren, wenn sie sich sogleich ergebe. Vergebens widersprach Hans Müller, welcher von Ifferten herübergekommen war; der Hauptmann Wyler setzte es durch, daß man das Anerbieten des Herzogs annehme. So zogen denn die Männer, vierhundertundzwölf an Zahl, getrost den Schloßberg hinab; kaum aber waren sie unten angekommen, so wurden sie gefesselt und unter Spott und Hohn durch das Lager geführt, vorüber an dem Herzog, der auf dem „Stein des schlimmen Rats" saß. Es waren aber viele zugegen, die aus Stäfis und Ifferten

sich geflüchtet hatten; die schrien um Rache, und Graf Romont meinte, der Krieg ohne Schonung sei der schnellste und siegreichste. Und so wurden denn die tapferen Männer einem schmachvollen Tode geweiht; Wyler und der größere Teil seiner Gefährten wurden halb entkleidet an Bäumen aufgeknüpft, die andern mit Stricken durch den See gezogen, bis sie den Geist aufgaben. Es war die harte, aber nicht ungerechte Vergeltung für die Greuel von Stäfis und Orbe. Alle starben mit einem Mute und einer Standhaftigkeit, die dem Feinde Be- 29. Febr. 1476.
wunderung und Schrecken einflößten.

Am folgenden Tage langten die Heerhaufen der Eidgenossen in Neuchatel Die Schlacht bei Granson.
an. Es hatten sich Zuzüge aus allen Kantonen eingefunden und auch Mannschaft 1. März 1476.
von Straßburg und Basel war eingetroffen. Siegmund von Österreich dagegen wollte zuwarten, wohin sich der Sieg wenden würde; nur hundertundzwanzig Freiwillige hatte Hermann von Epting herbeigeführt, sie bildeten mit etlichen hundert Straßburgern und Baselern zu Pferde die einzige Reiterei. Die Schweizer waren alle zu Fuß, mit Schwert und Lanze bewehrt, die Züricher unter Hans Waldmann, einem bekannten, volksbeliebten Führer, die Gebirgsleute aus den Waldstätten unter Rudolf Reding, einem Sprößling des altberühmten Geschlechts, die Luzerner unter ihrem Schultheiß Haßfurter. Die Berner bildeten den Kern der etwa zwanzigtausend Mann zählenden Kriegsmacht; ihnen stand in erster Linie die Rache für Granson zu. Und um diese Rache möglichst rasch auszuführen, zogen die Eidgenossen von Neuchatel aus südwärts auf einem alten Weg, der zwischen dem See und den Gebirgshöhen hinführte. Da auch der Herzog beschlossen hatte, auf demselben Wege längs des Sees gen Neuchatel vorzugehen, um dann über Aarburg auf Bern loszurücken, so mußten beide Heere bald aufeinander stoßen. Karl hatte, als die Eidgenossen ihm nahe kamen, eine treffliche Stellung eingenommen, auf der Linken gedeckt durch den Berg Thevenon und durch Sümpfe und Gräben an seinem Fuße, auf der Rechten durch den See; nordwärts gegen den Feind waren die Ufer des Flüßchens Arnon durch Artillerie geschützt, und südwärts im Rücken war eine wohlverteidigte Wagenburg errichtet. Es wäre den Schweizern schwer gefallen, das herzogliche Heer, das dem ihrigen an Stärke und Ausrüstung weit überlegen war, in einer so festen und gesicherten Position anzugreifen. Aber sie zählten auf den Stolz und Übermut des Burgunders und seiner adligen Führer. Als dem Herzog gemeldet ward, daß ein schweizerischer Kriegshaufen bis auf die Höhe von Vauxmarcus vorgedrungen, gönnte er dem „Bauernvolk" nicht die Ehre des Angriffs, sondern rückte vor. Bei dem Anblick des gewaltigen Heeres fielen die Krieger nach der Väter Sitte auf die Kniee und riefen zu dem Herrn der Heerscharen; da sollen die Burgunder, in der Meinung, sie wollten sich ergeben und um Gnade flehen, in ein höhnisches Gelächter ausgebrochen sein. Bald entbrannte der Kampf mit großer Heftigkeit. Die Ordnung der Eidgenossen war ein langes Viereck; die Venner in der Mitte hielten die Banner empor; große Schwerter

und Hellebarden umgaben sie; die Lanzen empfingen den Feind; aus Zwischenräumen feuerten ihre Büchsen. Umsonst suchten die Burgunder die feindlichen Reihen unter dem Kommando des Berner Schultheißen Nikolaus von Scharnachthal zu durchbrechen; das zu hoch aufgestellte Geschütz hatte wenig Erfolg, für die Reiterei war die Ebene zu schmal, das Eindringen der schwergerüsteten Ritterschaft hinderten wie bei Sempach die vorgestreckten Lanzen. Da versuchte Ludwig von Chateaughon, ein gewaltiger Kriegsmann von hohem Wuchs und starkem Arm, an der Spitze einer mächtigen Reiterschar in die Flanke einzubrechen; zweimal faßte seine Hand das Banner von Schwyz, ohne es behaupten zu können; endlich fiel sein Streitroß durch einen Lanzenstich verwundet mit dem Reiter zu Boden, ein Luzerner entriß ihm seine Fahne, ein Berner erschlug ihn. Er zählte erst achtundzwanzig Jahre. Sein Los teilten noch mehrere Edelleute von hohem Rang, unter ihnen Romonts Oheim, Graf Johann von Marle-Luxemburg. Ein zweiter Angriff, den der Herzog selbst, die große burgundische Standarte schwingend, gegen die Fronte unternahm, hatte ebensowenig Erfolg.

Niederlage und Flucht der Burgunder. Nun machte Karl eine Rückbewegung, um einen besseren Kampfplatz zu gewinnen; die Schweizer folgten langsam nach. Da bemerkte er, daß beim Herabsteigen in die Ebene ihre stramme Ordnung sich hier und da gelöst hatte. Schon wollte er sich diesen Umstand zu nutze machen und von der Hügelseite her mit aller Macht vordringen, um die Eidgenossen nach dem See zu drängen, als plötzlich neues Kriegsvolk auf der Höhe sichtbar ward. Es waren die Leute von Zürich und aus den Gebirgskantonen, an ihrer Spitze Tschudi, einem der ältesten und berühmtesten Rittergeschlechter angehörend. Als ihre Waffen von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet wurden und die großen Schlachthörner, der Stier von Uri und die Kuh von Unterwalden genannt, mit furchtbarem Getön die Luft erfüllten, da wurde die burgundische Armee von einem panischen Schrecken erfaßt. Man hörte den Ruf: „Rette sich wer kann!", und in kurzem sah man alles in wilder Flucht. Vergebens suchte der Herzog, das blanke Schwert schwingend und die Stimme laut erhebend, der Bewegung Einhalt zu thun; „wie der Rauch vom Nordwind", so wurden die Scharen nach allen Richtungen zersprengt. Vergebens bemühte er sich, das Lager, das noch in guter Ordnung stand, zu halten und zum Sammelplatz der Fliehenden zu machen; die wilde Flucht war nicht mehr aufzuhalten; schon rückten die ersten Reihen der Schweizer ein; da bestieg Karl seinen besten Renner und sprengte wütend und verzweiflungsvoll durch die Jurapässe davon, nur von fünf Gefährten begleitet. Erst zu Nozeroy in Hochburgund, sechzehn Stunden von Granson, machte er Halt, um die flüchtigen und zersprengten Haufen wieder an sich zu ziehen. Ohne allen Widerstand drangen die Eidgenossen, nachdem sie auf den Knieen ein Dankgebet gesprochen, in das burgundische Lager ein. Der Anblick der Leichen ihrer Waffenbrüder an den Bäumen reizte die

Berner und Freiburger zur höchsten Wut. Sie stürmten auf die Burg von Granson, wo noch Besatzung lag, rissen Herren und Knechte, die sich bereits ergeben hatten, gewaltsam weg und stürzten sie entweder den Fels hinab, oder knüpften sie an denselben Ästen auf, wo sie die Ihrigen losgebunden; nur einen vornehmen Edelmann verbargen die Berner Anführer, um ihn später gegen den ehemaligen Burghauptmann Brandolf von Stein, der in burgundische Gefangenschaft geraten war, auszuwechseln. Auch die Besatzung von Vaumarcus sollte am andern Tag das gleiche Schicksal erfahren. Aber trotz der Wachen, welche die Schweizer aufgestellt, rettete sich der Schloßherr, Ritter Georg von Rosimboz, mit der Mannschaft während der Nacht auf wenig bekannten Gebirgspfaden nach Hochburgund. Markgraf Rudolf, dessen Sohn Philipp von Hochberg im Rufe stand, zu der Ermordung der eidgenössischen Besatzung von Granson seinen Rat erteilt zu haben, wurde nur mit Mühe durch die Berner vom Tode errettet. Er übergab Neuchatel den Siegern und zog sich auf seine Besitzungen in Schwaben zurück. Übrigens war der Verlust an Menschen auf seiten des Herzogs nicht sehr groß, aber der Glaube an seine Unüberwindlichkeit war dahin und die von seinem Vater gesammelten, von ihm selbst vermehrten Reichtümer, Kostbarkeiten und Schätze gingen verloren. Die größten und wertvollsten Edelsteine, die noch heutzutage in mehreren Herrscherkronen glänzen, fielen damals in die Hände der Hirten und Bauern, die mit dem Werte unbekannt die Kleinodien um geringen Preis verhandelten.

Eroberung des Lagers und Beute.

Wie erstaunten die Eidgenossen über die Prachtgezelte des Herzogs und seiner Edlen, über die herrlichen Gewänder und Decken mit kostbaren Kunststickereien durchwirkt, über die Masse von Gold und Silber in geprägten Münzen, wie in Gefäßen und Gerätschaften von jeder Form und Gestalt, über die Menge von Mundvorrat und edlen Früchten und Speisen, über die Waffen, das Geschütz und das gesamte Kriegsmaterial, wie es in keinem andern Lande zu finden war! Oben auf einem Hügel stand das Zelt des Herzogs, ein Wunder von Pracht und Herrlichkeit, von außen glänzten Wappenschilde, mit Gold geziert, mit Perlen versetzt; inwendig war es mit Samt ausgeschlagen; in demselben befand sich sein goldener Stuhl, auf dem er die Gesandten empfing, sein Prachtschwert, dessen Griff von Diamanten und Perlen glänzte, sein herzoglicher Hut, reich und kunstvoll, das goldene Vlies und so manches andre Prachtstück von unschätzbarem Wert. Um dasselbe erhoben sich andre kostbare, mit Seide behängte Zelte, eins für die Kapelle: „da fand man den goldenen Rosenkranz Philipps des Guten, Edelsteine statt Kugeln; von Perlen und Rubinen glänzend ein Kästchen wundersamer Heiligtümer; ein ebenso kostbares, worin die zwölf Apostel im reichgearbeiteten Körper jeder seine Reliquie verbarg; und in goldverziertem Kristall St. Andreas' wunderwirkenden Arm. Hier wurde das in roten Samt gebundene, mit Gold und Malereien herrlich gezierte Gebetbuch gefunden. Da hoben sie von dem Altar die goldschwere große Monstranz". In dem Zelt für die Staatskanzlei nahmen sie das Hauptsiegel des Hauses Burgund, an Gold ein Pfund schwer, und das silberne vergoldete des großen Bastards Anton von Burgund, den Herzog Philipp in der Blüte seiner Kraft gezeugt, des Vaters Ebenbild an Gestalt und Sitten. In dem Speisezelt waren goldene Pokale, Schüsseln, Teller, zur Bewunderung von Kaisern und Königen

hochaufgetürmt. Endlich wurden vierhundert Reisekisten geöffnet, welche die silbernen und goldenen Stoffe, die nie so herrlich gesehene Leinwand und unerhörten Überfluß von Seide enthielten. „Die Krieger achteten diese wie Landtuch und gaben um wenige Groschen silberne Teller, die ihnen Zinn däuchten. Die Kassen und Geldvorräte wurden mit Hüten verteilt, die gestickten Stoffe der unvergleichlichen Zelte wie in einem Kramladen ausgemessen und zerschnitten!"

Von den drei größten Diamanten (denn Herzog Karl war der erste, welcher den Edelstein schneiden ließ) giebt Johannes Müller folgende Geschichte: „Der erste, einer halben Baumnuß gleich geschätzt, und nicht nur in der Christenheit, sondern, ehe der in dem Mogolischen Diadem gesehen ward, in der Welt der größte, welchen Karl so hoch wie eine Provinz hielt, wurde von ihm selbst, oder wer ihn retten wollte, im Schrecken der Flucht auf der Landstraße verloren. Ein Schweizer fand ihn in dem Kästchen, worin er mit einer ebenso ungemeinen Perle in unverzierter Pracht allein lag. Verächtlich, wie ein Stück Glas, warf ihn der Mann unter den Wagen; wandte sich doch und nahm ihn auf; der Pfaff zu Montagny gab ihm einen Gulden, diesem die Berner drei Franken. Er wurde nachmals von Bartholomäus May, einem reichen Mann dieser Stadt, welcher durch Verwandtschaft und großen Verkehr viele Verbindungen mit Italien hatte, würdiger geschätzt, so daß er dem Schultheiß Wilhelm von Diesbach ein Geschenk gab, als durch seine Begünstigung das Kleinod um fünftausend Gulden ihm überlassen wurde. Genueser kauften es von ihm ohne beträchtlichen Unterschied; mehr als zweifach teurer von diesen der mailändische Regent Lodovico Moro Sforza; bei Versplitterung des mailändischen Schatzes gab Julius zwanzigtausend Dukaten, auf daß der erste Edelstein in der dreifachen Krone des Hohenpriesters der Christenheit glänze. Ein einziger wetteiferte mit seiner Pracht, der auch im Lager gefundene Diamant, Halszierde des Herzogs, zwischen den drei Brüdern, großen Rubinen, und vier der herrlichsten morgenländischen Perlen leuchtend. Diesen und Karls festlichen Hut (italienisch geformt, rund und hoch, von gelbem Samt, mit Perlen überstickt, mit einem Kranz von Sardonychen, Rubinen, Perlen und geschnittenen Diamanten und einer obersten Zierde von Edelsteinen in goldner Einfassung funkelnd) kaufte von den Siegern der an Weisheit, wie an Geld und Ehren reiche Jakob Fugger. Nachdem Suleiman, der große osmanische Padischah, nachdem Kaiser Karl V. ihn vergeblich gewünscht, wurde der Diamant Anton Fuggern von dem englischen König Heinrich VIII., der gegen eine Laune keine Rechnung anhörte, abgekauft, und kam durch Königin Maria, dessen Erstgeborne, an Philipp II., Urenkel seines ersten Herrn. Ein dritter, nicht gleich dem vorerwähnten, doch in der neueren Zeit auf achtzehnhunderttausend französische Livres geschätzt, wurde von den Eidgenossen auf einem Tag zu Luzern Diebolden Glaser um fünftausend Gulden überlassen. Diesen trug das Schicksal in die damals reichsten Hände der Könige von Portugal; bei Untergang ihrer Dynastie, durch Nikolaus von Harlay, Herrn zu Sancy, in die Krone der Könige von Frankreich."

9. Die Schlacht bei Murten und ihre Folgen.

Ludwigs XI. Haltung und Ansehen.

Gern hätten die Berner den Eindruck des Sieges von Granson zur Eroberung des gesamten Waadtlandes benutzt; dazu konnten sie aber die andern nicht bewegen. So kehrten sie denn alle, nachdem sie drei Tage das Schlachtfeld gehütet, in ihre Heimat zurück. Die ganze Schweiz glich einem großen Feldlager. Die Beute wurde sorgfältig aufgezeichnet und unter die beteiligten Kantone verteilt, die Banner der Feudalherren, mehrere hundert an Zahl, in den Kirchen aufgehängt. — Niemand freute sich mehr über diesen Ausgang als

König Ludwig XI. Er war unter dem Vorwand einer Wallfahrt nach Lyon gegangen, um dem Kriegsschauplatz näher zu sein, und säumte jetzt nicht, die Früchte von dem Unfall des Gegners einzuthun. Er schickte Boten zu den Eidgenossen mit Glückwünschen und Geschenken, damit sie ihm nicht grollten, weil er sie zur Zeit der Not im Stiche gelassen, und suchte durch schmeichelnde Sendschreiben sie in guter Stimmung und bei ihrer bisherigen Politik zu erhalten. Zugleich nahm er aber auch gegen den Herzog die Miene des teilnehmenden Freundes und Bundesgenossen an und verlängerte den Waffenstillstand. Aber wie war jetzt sein Ansehen bei den französischen Feudalherren, den alten Verbündeten Karls gestiegen! Der bejahrte König René suchte Ludwig in Lyon auf und erkannte ihn für den Fall, daß sein Enkel, der Graf von Maine, ohne Kinder aus der Welt gehen sollte, als den Erben der Provence und aller Besitzungen des Hauses Anjou an, ein Zugeständnis, zu welchem auch dessen Tochter, Margarete von England, die dem französischen König ihre Befreiung aus den Händen der Feinde verdankte, ihre Beistimmung gab. Galeazzo Maria von Mailand entsagte dem burgundischen Bündnis und erneuerte die Freundschaft, welche sein Vater mit Ludwig geknüpft hatte. Selbst die Regentin von Savoyen, obwohl sie auf der burgundischen Seite blieb und an dem kaiserlichen Hof im Interesse des Herzogs wirkte, suchte sich doch mit ihrem Bruder so zu stellen, daß sie in schlimmen Fällen an ihm eine Stütze fände, zumal seitdem die Hilfsmannschaft, die sie über den St. Bernhard gesandt, von den Wallisern zurückgeschlagen worden war.

Karls stolzer Sinn konnte die Schmach von Granson nicht verwinden. Er machte daher große Anstrengungen, um den Schaden wieder zu heilen und Rache zu nehmen an den Eidgenossen, die einen ungerechten Krieg wider ihn begonnen. Die Ausreißer wurden durch strenge Gebote und Strafandrohungen zur Fahne zurückgerufen; die Burgunder und Flandrer mußten große Opfer an Geld und Mannschaft bringen; alle Schmiedewerkstätten und Zeughäuser wurden in Anspruch genommen, selbst Glocken wurden eingeschmolzen; aus Italien zogen geübte Söldnertruppen über die Alpen. Aber man bemerkte in des Herzogs Haltung und Stimmung eine große Veränderung: er war voll Mißmut und leidenschaftlicher Heftigkeit; die frühere Sicherheit im Beherrschen der Kriegsvölker war verschwunden, er glaubte sich überall von Verrätern und Feinden umgeben. Im Frühjahr sammelte er sein ganzes Heer in einem Lager bei Lausanne, um von dort aus gegen Freiburg und Bern zu ziehen. Hier traf Jolante von Savoyen mit ihm zusammen. Sie fand einen in seiner Gesundheit schwer angegriffenen Mann. Zum erstenmal in seinem Leben fühlte sich Karl ernstlich krank. Sein Magen vertrug die Speisen nicht mehr; seine Füße fingen an zu schwellen. Auf Anordnung des geschickten Leibarztes der Herzogin mußte er seine Lebensweise ändern. Statt des warmen Gerstenwassers, das er jeden Morgen zur Verdünnung und Reinigung seines Blutes zu sich zu nehmen pflegte,

Karl nach der Schlacht bei Granson.

sollte er starken Wein trinken und sein gewohntes hartes Lager mit einem weichen in der Stadt vertauschen. Nach einiger Zeit erholte er sich wieder und rüstete alsbald zu einem neuen Feldzug. Auf einer flachen Anhöhe, oberhalb Lausanne,
9. Mai 1476. hielt er Heerschau. Da konnte man sehen, wie sehr die Leiden der Seele und des Leibes, die er seit der Schlacht bei Granson erduldet, auf seinen sonst so gesunden und kräftigen Körper eingewirkt hatten. Seine Wangen waren blaß, sein Blick unstät und düster, seine Stimme verriet eine beklommene Brust. Dennoch entfaltete er die alte Energie. Umsonst ließ ihn der Herzog von Mailand durch seinen Gesandten Panigarola ernstlich abmahnen und ihm die geringen Vorteile eines Sieges und die großen Gefahren einer neuen Niederlage ans Herz legen; er glaubte es seiner Ehre schuldig zu sein, die erlittene Schmach mit dem Blute der Eidgenossen auszulöschen, ein Volk zu züchtigen, das einen ungerechten Krieg wider ihn begonnen, das in trotzigem Bauernübermut alle Fürsten- und Herrenrechte zu vernichten drohte. Auch der Ungarnkönig warnte ihn; die Früchte seiner Anstrengungen, meinte er, würden nur dem Kaiser und dem König von Frankreich zu gute kommen. Als das Schreiben eintraf, war die Entscheidung schon gefallen.

Auszug gen Murten. Mai 1476. Gegen Ende Mai brach Karl von Lausanne auf, um Murten, das die Eidgenossen dem Herzog von Romont entrissen hatten, zu erobern und dann auf Bern selbst loszurücken. Sein Heer mochte sich auf 40,000 Mann aller Waffengattungen belaufen; und wenn auch die Ausrüstung nicht mit der früheren zu vergleichen war, so war doch für Artillerie und alles Notwendige reichlich gesorgt. Auch wurde strenge Mannszucht beobachtet und jede Ausschweifung untersagt. Der „große Bastard", der als „Feldmarschall" seinem herzoglichen Bruder zur Seite stand, der Graf von Romont und viele andre Herren von hohem Adel brannten vor Verlangen, an dem Hirten- und Bauernvolk Rache zu nehmen. Den Bernern galt der Angriff in erster Linie, und sie waren nicht müßig gewesen, sich zur Gegenwehr zu rüsten. Ritter Hadrian von Bubenberg, ein patriotischer Edelmann von strengem Rechtsgefühl, der lange als Anhänger des burgundischen Hauses gegolten, hatte mit einer auserwählten Mannschaft die Burg von Murten bezogen, entschlossen, sie aufs äußerste zu verteidigen. Bei der Nachricht, daß das herzogliche Heer aus dem ausgezehrten Waadtlande aufgebrochen sei und durch die der Ernte entgegenreifenden Saatfelder über Milden und Peterlingen durch das Thal der Broye vorrückte, erging der Landsturm, „und von den Hütten zur Seite des ewigen Eises, bis wo die Aar in den Rhein fällt, floß Tag und Nacht das Volk zusammen nach Bern". Schwieriger waren die Leute des Gebirgs, die schon mit ihrem Vieh auf die Alp gezogen waren; nur wenn der Herzog das Gebiet der Eidgenossenschaft als Feind betrete, wollten sie zum Kampf ausziehen; es wurde untersucht, ob Murten zum Bund gehöre. Als aber die Berner an die alte Waffenbrüderschaft mahnten und vorstellten, daß Murten die Vormauer des

eignen Landes sei, daß an Murten das Vaterland hänge, da siegten bald überall die Kriegslust und das Gefühl der Bundesgemeinschaft. Auch Basel, Straßburg und die Städte im Elsaß schickten ihre Fähnlein, und Herzog René von Lothringen, dem der Burgunder das Land entrissen, zog mit der kleinen Mannschaft, die er mit den Trümmern seines Vermögens geworben, und mit den lothringischen Edelleuten, die ihm Treue geschworen, zu den Eidgenossen. Auch aus Schwaben fanden sich einige Ritter mit ihren Knappen ein. Dagegen hielt sich sowohl Kaiser Friedrich III., den die Schweizer als Angehörige des Reichs um Hilfe anriefen, als König Ludwig XI., den sie an den geschlossenen Bund erinnerten und zum Kriegsschutz gegen Savoyen aufforderten, von jeder Teilnahme fern. Der französische König wollte in den Gang der Ereignisse, die für ihn so vorteilhaft verliefen, nicht eingreifen.

Herzogin Jolante wartete in Gex in großer Spannung den Ausgang ab, und der Herzog von Mailand stellte Eilboten auf, um nach dem Erfolg des Kriegszuges seine politischen und diplomatischen Schachzüge einzurichten. König Ferdinand von Neapel folgte dem Beispiel des klugen Mailänders, indem er kurz vor der Entscheidung seinen Sohn, den Fürsten von Tarent, der sich auf die Hand Mariens Hoffnung machte, vom burgundischen Heer abrief, um es mit dem französischen König nicht zu verderben.

In guter Ordnung und mit großer Vorsicht zog das burgundische Heer in der ersten Woche des Juni auf Murten zu. Graf Romont und der große Bastard begannen die Mauer mit dem schweren Geschütz zu bedrängen. Bald war eine Öffnung gebrochen; aber dem vaterländischen Heldenmut Bubenbergs und seiner Besatzung, die entschlossen waren, „nicht nachzugeben, solange eine Ader in ihnen lebe", gelang es, den Feind zurückzuwerfen und über Nacht die Lücke wieder zu ergänzen. Unterdessen hatte der Herzog selbst mit dem Hauptheer im Südosten der Stadt Stellung genommen, um die Berner und ihre Verbündeten abzuhalten die Saane zu überschreiten und über Laupen und Gümminen ihren bedrängten Brüdern zu Hilfe zu kommen. Mehrere Tage dauerte der Belagerungskrieg, zwischen Angriffen und Ausfällen wechselnd; die Besatzung und die Bürgerschaft waren aufs äußerste erschöpft; die Mauern und Türme waren dem Einsturze nahe: da zogen die Kriegshaufen der Eidgenossen, die sich allmählich von allen Seiten in Bern gesammelt, zum Entsatz herbei.

Belagerung der Stadt. Juni 1476.

Während der Graf von Romont durch die kraftvollen Landleute der Umgegend vor den Mauern von Murten in Unthätigkeit gehalten ward, ging das vereinigte Heer, etwa 34,000 Mann stark, auf den Herzog selbst los. „Die Ordnung machten sie in dem Murtener Bannwald; ein Hügel deckte sie noch. Die Vorhut übernahm Hans von Hallwyl, Ritter aus uraltem Aargauer Adel, Bürger von Bern, in blühendem kraftvollen Alter, Kenner der Menschen und Waffen, in den Kriegen der Podiebrade, der großen Hunyade gebildet; er

Schlacht bei Murten. 22. Juni 1476.

mit bloßem Schwerte voran.“ Auf ihn folgte der Gewalthaufe unter Hans Waldmann, der erst am Morgen mit den Zürichern angekommen war, und neben ihm Wilhelm Herter von Straßburg mit den Leuten der „Niederen Vereinigung“. Die Nachhut führte Kaspar von Hertenstein von Luzern, „den die grauen Haare gebietender, nicht schwächer machten“. Auf den Flügeln standen Reisige und Armbrustschützen unter Herzog René und Oswald von Thierstein. Vor dem Aufbruch wurde dem jungen Lothringer, sowie den vornehmsten Hauptleuten und vielen würdigen Kriegern ohne Rücksicht auf Geburt, von den Grafen von Thierstein und Eptingen und von dem Luzerner Edelmann Hertenstein der Ritterschlag erteilt. Bei dem Anblick des Feindes gab der Herzog in freudiger Stimmung seinem Heer das Zeichen, in Schlachtordnung zu treten. In tiefe Säulen geordnet stellte er das Fußvolk seines Gewalthaufens der feindlichen Vorhut auf einem Ackerfeld entgegen; auf den Flügeln Reiterei; das Geschütz vor der Fronte war bedeckt von einem Grünhag, der nur für vier Pferde Zugang ließ und einen Graben vor sich hatte. Der Himmel war mit schweren Wolken überzogen und es regnete stark; aber als die Eidgenossen nach einer ernsten Ansprache Hallwyls zum Gebet niederknieten, drang die Sonne durch die Wolken in ihrer vollen Pracht hervor. Da schwenkte der Feldherr hoch sein Schwert und rief: „Biedere Männer! Gott will uns leuchten; auf! Gedenket eurer Weiber und Kinder! Deutsche Jünglinge, wollt ihr eure Geliebten den Welschen preisgeben?“ „Granson! Granson!“ riefen die Männer der Berge im Vordertreffen und stürzten auf den Feind los. Die Burgunder empfingen die Angreifenden festen Mutes; ihr Geschütz war von mächtiger Wirkung; ihre schwere Reiterei brach in die Reihen ein; Herzog René wurde durch den Fall seines Streitrosses zu Boden geworfen und nur mit Mühe durch Hallwyl wieder in die Höhe gebracht; über drittehalbhundert Mann, darunter einhundertunddreißig des Gewalthaufens, lagen tot oder verstümmelt auf der Erde. Der Herzog war frohen Mutes, er begann die „Wiedererlangung“ seiner Ehre zu hoffen. Da erhob sich in der Mitte der Schlachtordnung ein heftiger Tumult. Hallwyl hatte heimlich eine Abteilung seines Vordertreffens abgesandt, welche den Grünhag umziehend, plötzlich mit gewaltigem Geschrei den Feind von der Seite anfiel und alles mit Bestürzung füllte. Diesen Moment benutzten die Eidgenossen zum raschen Vordringen. Von Kampflust entflammt stürzten sie in den Graben, zerrissen und zertraten den Grünhag, der das Geschütz verbarg, und bemächtigten sich der großen Kanonen, die sie nun auf den Feind selbst richteten. Damit war das Schicksal des Tages entschieden.

Niederlage der Burgunder.

Doch endigte die Schlacht nicht wie bei Granson mit schmachvoller Flucht; die burgundische Waffenehre wurde gerettet. Wenn auch die Hauptmacht, die gegen Wiflisburg (Avenches) in der Nähe des Sees unter Karl selbst und seinem Halbbruder, dem „großen Bastard“, aufgestellt war, durch den Rückzug

der vorderen Heersäule in Unordnung kam, so leisteten doch die Kriegsmannen des herzoglichen Hauses, die Garde, die englischen Bogenschützen, der flamändische und burgundische Adel verzweifelten Widerstand. Erst als die Besatzung unter Bubenberg aus den Thoren von Murten plötzlich hervorbrach und ohne von den savoyischen Truppen Romonts auf der entgegengesetzten Seite der Stadt gehindert zu werden, sich mit Ungestüm auf das Hauptheer warf, da war die Niederlage entschieden. An die fünfzehnhundert Edelleute deckten das Schlachtfeld, unter ihnen der Graf von Marle, Sohn des enthaupteten Connetable von St.-Pol, und der tapfere Jakob von der Maes, der das burgundische Hauptbanner um Arm und Brust geschlungen, dem Tod fest ins Auge blickte. Wie einst bei Sempach die Blüte der süddeutschen Ritterschaft in den Staub gesunken, so wurde bei Murten die Zierde des burgundischen und flandrischen Adels ausgelöscht, die Säule des Feudalismus am Jura und im Waadtlande gefällt, viele edle Geschlechter für immer aus dem Buche des Lebens und der Geschichte ausgetilgt. Der Graf von Rivers, Eduards IV. Schwager, ein großer Turnierheld, hatte sich am Tage vor der Schlacht verabschiedet. Als auch das Banner des großen Bastards von einem Mann aus dem Haslithal entführt ward, da entsank dem Herzog der Mut: stumm und verstört entfloh er vom Schlachtfeld; mit etwa dreißig Begleitern erreichte er das Ufer des Lemanischen Sees; das übrige Heer irrte in einzelnen Haufen, aufgelöst und zersprengt, in den Jurapässen und im Waadtlande umher, stets den Tod vor Augen; denn die Eidgenossen machten keine Gefangenen. Dem Grafen von Romont gelang es, den Feind zu täuschen und auf verborgenen Gebirgspfaden mit einem Teil seiner Truppen sich nach der Stadt zu retten, von welcher er den Namen führte, aber nur, um sie wenige Tage nachher für immer zu verlassen. Die italienischen Hilfsscharen dagegen, etliche tausend schwergerüstete Lombarden, welche im Schilfe des Sees oder in den Kaminen und Dachkammern des Dorfes Faoug sich versteckten oder auf den dichtbelaubten Nußbäumen Schutz suchten, fanden einen elenden Tod durch die unbarmherzigen Schweizer, die verhärtet und verwildert durch das Kämpfen und Morden keinem Bittenden Gnade gaben. Es ist empörend, mit welcher Roheit und Gefühllosigkeit die Zeitgenossen die Jagd auf Menschenleben beschreiben! In Volksliedern wurde besungen, wie die Eidgenossen die „Raben“ von den Bäumen herabschossen, die am beschilften Ufer des Murtener Sees sich bergenden „Enten“ mit Pfeilen erlegten oder sie „schwimmen lehrten“, die in den Häusern Verborgenen mit Rauch erstickten oder auf andre Weise umbrachten. Grausamkeit der Schweizer.

Die Zahl der auf dem Schlachtfeld und auf der Flucht Getöteten ward vielfach über- oder unterschätzt. Nach späteren Zusammenstellungen der Berner betrug die Menge der Erschlagenen über 22,000. Die Leichen wurden in tiefe Gruben verscharrt und in der Folge ein Beinhaus mit einer Kapelle an der Stelle errichtet, welches mehrmals erneuert und hergestellt, verschiedene Inschriften trug, unter andern auch folgende Verse von Haller: Das Schlachtfeld von Murten.

Steh' still, Helvetier, hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel und Frankreichs Thron erbebte.
Nicht unsrer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Lernt, Brüder, eure Kraft: sie ist in eurer Treu.
Ach, würde sie noch jetzt bei jedem Leser neu.

In den Revolutionskriegen zerstörten burgundische Republikaner das Denkmal der Schmach ihrer Vorfahren und pflanzten einen Freiheitsbaum auf der Stätte. Dieser schlug jedoch keine festen Wurzeln; bald kamen Knochen und Schädel zum Vorschein, welche die Bewohner der Umgegend als Raritäten aufbewahrten oder zu allerlei Werkzeugen verarbeiteten. Erst im Jahr 1822 wurden die Öffnungen mit Erde bedeckt und auf der geebneten und gereinigten Stelle ein Obelisk von Marmor errichtet. — Die Beute war natürlich viel geringer als bei Granson, jedoch fand man große Vorräte von Lebensmitteln, zahlreiches Geschütz, schöne, zum Teil seltene Waffen, kostbare Kleider, Gerätschaften und Zelte, die Kriegskasse und manches Andre.

Karl und die Herzogin von Savoyen. 1476.

Vom Schlachtfelde bei Murten war der Herzog ohne Unterbrechung nach Morsee (Morges) geritten; von da begab er sich am folgenden Tag nach Gex, in der Nähe von Genf, wo die Herzogin Jolante mit ihren Söhnen und Töchtern weilte und wo auch bald darauf der Graf von Romont sich einfand. Es stand zu befürchten, daß die Eidgenossen im ersten Siegesrausch das Waadtland durchstreifen und bis nach Genf vordringen würden. Denn einzelne Heerhaufen waren bereits verheerend über Luzens und Milden auf Lausanne gerückt. Die Fürstin hatte daher gleich bei der Nachricht von dem Unfall ihres Bundesgenossen den Entschluß gefaßt, sich über das Gebirg zurückzuziehen. Auch Karl sah ein, „daß das ungeschliffene Schweizervolk keine Nachbarschaft sei für eine zarte Fürstin und unmündige Prinzen“. Allein er fürchtete, wenn die Herzogin nach Turin zurückgekehrt sein würde, so möchte sie das burgundische Bündnis auflösen und sich samt dem Herzog von Mailand an Frankreich anschließen. Er machte ihr daher den Vorschlag, ihn nach der Franche Comté zu begleiten, wo hinreichend für ihre Sicherheit gesorgt sei. Als sie das Anerbieten ablehnte, faßte er den Entschluß, sich ihrer Person und ihrer Kinder gewaltsam zu bemächtigen. Nachdem beide voneinander zärtlichen Abschied genommen und Jolante mit den Ihrigen den Heimweg angetreten hatte, wurde der savoyische Zug plötz-
27. Juni. lich von Olivier de la Marche, dem burgundischen Oberhofmeister, mit einer Reiterschar überfallen und die Herzogin mit ihrem zweiten Sohn Karl und ihrer Hofdienerschaft durch die Jurathäler nach Rouvre, einem festen Schlosse bei Dijon gebracht, „wo ihr nichts fehlte als die Freiheit“. Doch gelang der Entführungsplan nicht vollständig. Jolantes Erstgeborner, der junge Herzog Philibert, wurde von seinem Erzieher in dem hohen Getreide verborgen gehalten und dann in Sicherheit gebracht, bis Ludwig XI., von den savoyischen Ständen um Schutz angegangen, sich des Neffen annahm und zugleich durch Besetzung der Stadt Chambéry und der Burg von Montmelian das Land gegen feindliche Angriffe sicherte. Zwei Glieder des herzoglichen Hauses, Graf Philipp

von Bresse und der Bischof von Genf, wurden als Statthalter über Piemont und Savoyen eingesetzt. Karl geriet bei der Nachricht von dem Entrinnen des Erbherzogs in den heftigsten Zorn und überschüttete la Marche mit einer Flut von Vorwürfen über seine Nachlässigkeit.

Der Herzog und die Stände.

Von der Zeit an gebärdete sich der Herzog von Burgund wie ein verzweifelter Spieler, der durch hohen Einsatz und gesteigerte Verwegenheit das Glück ertrotzen will. Weit entfernt, durch die Unfälle von Granson und Murten gebeugt zu sein, entbrannte er so in Wut und Racheburst, daß er jeder Besonnenheit, jeder politischen Berechnung unzugänglich war. Sein ganzes Sinnen und Trachten war nur auf das eine Ziel gerichtet, wie er die erlittene Schmach an dem übermütigen Bauernvolk rächen, die niedergetretene Fürsten- und Ritterehre wieder herstellen möchte. Zu dem Ende wurden die Kriegsrüstungen mit erhöhtem Eifer betrieben: die Waffenschmieden wurden in Thätigkeit gesetzt, die zersprengten Trümmer des Heeres nach einem gemeinsamen Sammelplatz entboten, die Jurapässe geschützt. Von dem Wahne befangen, daß alles Volk in Burgund und den Niederlanden seine Empfindungen teilen und zu jedem Opfer bereit sein müßte, verlangte er, daß seine Unterthanen ihm ein Aufgebot von 40,000 Bewaffneten und den vierten Teil ihrer Habe darbringen sollten. Aber er wurde bitter enttäuscht. Die Stände der Freigrafschaft, die er in Salins versammelte, ließen sich durch seine Beispiele aus der Geschichte Roms nicht überzeugen, daß die Wohlfahrt des Vaterlandes mit seinen Herrschafts- und Racheplänen Hand in Hand gehe. Sie versicherten ihn zwar in ehrerbietigen Ausdrücken ihrer angestammten Treue und Anhänglichkeit an das herzogliche Haus und sprachen ihm ihre Bewunderung über seine mannhafte Haltung aus, meinten aber, im Feuer seines Mutes übersehe er die Schwierigkeit ihrer Lage: die Blüte des Adels, die junge Mannschaft sei zahlreich ausgezogen und nicht wiedergekommen; die Kriegsrüstungen hätten das Mark des Landes aufgezehrt, der Feldbau und der Handelsverkehr seien in Stillstand gekommen, so daß Hungersnot in Aussicht stehe. Deshalb könnten sie nur dreitausend Mann zur Wehr und Verteidigung des Landes aufbieten. Noch entschiedener lauteten die ablehnenden Antworten der in Dijon und Brüssel versammelten Stände von Burgund und von Flandern und Brabant. Wie sehr auch der Herzog ihre Undankbarkeit, ihre feige Zurückhaltung, ihre Selbstsucht mit harten Worten rügte und unter strenger Androhung seiner Ungnade alle waffenfähige Mannschaft zum Heerbann rief, er erhielt zur Antwort, wenn er von den Schweizern und Deutschen bedrängt und eingeschlossen wäre, würden sie willig zu seiner Befreiung ausziehen; aber zum Angriffskrieg wollten sie ihm weder Geld noch Mannschaft stellen. Es war eine harte Prüfung für sein stolzes Herz. Seine hochfliegenden Pläne durchkreuzt zu sehen durch den kriegerischen Trotz eines Volkes von Hirten und Landleuten und durch den entschlossenen Widerstand einer Arbeiter- und Krämerbevölkerung, die er gänzlich niedergeworfen und gedemütigt zu haben

glaubte, war seinem despotischen Geist, seinem Fürsten- und Rittersinn ein unerträglicher Gedanke. Mißtrauen und Menschenhaß in seinem verdüsterten Gemüt bergend, verbrachte er Tage und Wochen in einem alten Bergschlosse des Jura, nur bedacht, wie er neue Kriegsvölker sammeln, an seinen Feinden und Widersachern Rache und Vergeltung üben möge. Er glich einem verwundeten Löwen, der seine letzten Kräfte zu einem zermalmenden Todessprung sammelt. Man bewunderte und fürchtete den Mann, welcher dem Verhängnis eine eherne Stirn bot.

Ludwigs XI. Verhalten.

Während der Herzog zwei Monate lang in La Rivière verweilte, um neue Kriegsmannschaften zu sammeln, die jedoch nur in geringen Haufen und meistens in dürftiger Ausrüstung sich einstellten, suchten seine Gegner aus seiner Verlegenheit Vorteil zu ziehen. Ludwig XI. war in sehr freudiger Stimmung: zwar unterließ er nicht, seinem fürstlichen Bruder die innigste Teilnahme an seinem Unglück zu bezeugen und sich angelegentlich nach seinem Befinden zu erkundigen, aber dabei war er aufs eifrigste bemüht, die volle Ernte für sich einzuthun. Vor allem suchte er die Eidgenossen bei dem Bündnis festzuhalten. Als er hörte, daß (25. Juli 1476.) eine große Tagsatzung in Freiburg abgehalten werde, gleichsam als Nachfeier des glorreichen Kampfes, schickte er eine glänzende Gesandtschaft von mehr als zweihundert angesehenen Männern, an ihrer Spitze Ludwig von Bourbon, Admiral von Frankreich, dahin ab, welche den Siegern von Murten die Bewunderung und Glückwünsche ihres königlichen Herrn aussprechen und den alten Bund fester knüpfen sollten.

Zugleich gab Ludwig den Schweizern an die Hand, sie möchten in das Waadtland und das Genfer Gebiet einbrechen. Dadurch hoffte er freies Spiel in Savoyen und Piemont zu bekommen und den Herzog von Mailand in Schach zu halten. Die Berner waren dem Plane nicht abgeneigt, aber die übrigen Kantone ließen sich nicht zu der aggressiven Politik fortreißen, die nur jenen zu gute gekommen wäre. Um so mehr gelang es dem König, mittels Geschenken und Jahrgeldern, die er wieder reichlicher fließen ließ, das Bundesverhältnis noch fester zu knüpfen. Die Eidgenossen schickten auch ihrerseits eine Ehrengesandtschaft ab, an welcher mehrere Helden von Granson und Murten, Waldmann, Hallwyl, Diesbach, Bubenberg, der Luzerner Hertenstein, Albert von Silinien u. a. teilnahmen. Sie wurden mit den höchsten Ehren und Auszeichnungen empfangen, mit wertvollen Gaben erfreut und ihrer Tapferkeit und Kriegskunst Bewunderung und Lob in reichster Fülle gespendet. Damals stand der Name der Schweizer in großem Ansehen; die ganze Welt pries ihren kriegerischen Mut und ihre Waffenkunde. Ihre siegreichen Kämpfe bei Granson und Murten begründeten die Überzeugung, daß die feudale Kriegsmacht vor der Volkswehr nicht länger bestehen könne, daß die Zeit der ritterlichen Vasallenheere vorüber sei.

Jolante stellt sich unter Frankreichs Schutz.

Wären die Eidgenossen bis an den Genfer See vorgedrungen, so war Karl von jeder Hilfe aus Italien abgeschnitten und die Herzogin von Savoyen gänzlich auf den Schutz Frankreichs gewiesen. Ludwig konnte zu seiner Schwester kein rechtes Vertrauen fassen. Manche glaubten, daß die Entführung nur ein Spiel gewesen sei, um die Welt zu täuschen; denn ihre Gefangenschaft im

Schloß Rouvre legte ihren Handlungen keinerlei Zwang auf; sie verkehrte frei mit jedermann, und es schien, als ob sie nur auf eine Wendung der Dinge warte, um sich dem Herzog wieder ganz anzuschließen. Erst als sie einsah, daß der burgundische Stern immer mehr erbleichte, daß bei längerem Verweilen in der Fremde ihre Herrschaft in Savoyen in Gefahr käme, daß ihre Schwäger, insbesondere der staatskluge Bischof von Genf, der sich bereits ihres Schatzes bemächtigt, sie an Macht und Ansehen überflügelten, da trat sie insgeheim mit ihrem königlichen Bruder in Verbindung und ließ sich von französischen Lanzenmännern, die sie auf der Grenze in Empfang nahmen, nach Plessis-les-Tours entführen. Doch hatte sie sich vorher versprechen lassen, daß Ludwig sie wieder in ihr Land einsetzen wolle. 14. Okt. 1476.

10. Karls Ausgang vor Nancy.

Herzog René von Lothringen.

Auf der Tagsatzung zu Freiburg hatte sich auch Wilhelm Herter, der Bevollmächtigte des Herzogs René, eingefunden, um die Hilfe der Eidgenossen zur Wiedereroberung Lothringens anzurufen. René hatte bei Murten ruhmvoll in ihren Reihen gestritten und die Eidgenossen mochten sich für verpflichtet halten, dem treuen Verbündeten Beistand zu gewähren. Auch Ludwig schien denselben zu begünstigen. Es war dem klugen und vorsichtigen König ganz recht, wenn andre den Kampf mit dem kühnen Karl durchfochten und die burgundische Macht ins Herz trafen. Hatte er selbst doch im Felde bisher wenig Lorbeeren erstritten, und seit dem Tage von Montlhéry trug er stets Scheu, dem eisernen Herzog in der Schlacht zu begegnen. Sein Siegesfeld war im Kabinett, seine Stärke beruhte auf den Schlangenwegen einer treulosen und hinterlistigen Staatskunst, auf den Trugkünsten einer verlockenden Diplomatie, auf Täuschung und Verstellung.

Nancy übergeben. Okt. 1476.

Ohne die Hilfe der Schweizer und des französischen Königs abzuwarten, aber in der festen Zuversicht, daß dieselbe ihm in der Not nicht fehlen werde, hatte René bereits im August auf eigne Hand die Kriegsfahne zur Wiedereroberung seines Herzogtums entfaltet. Die Städte im Elsaß, viele Feudalherren aus den Vogesen und den lothringischen Landen schlossen sich dem jungen ritterlichen Manne an, der alles Wertvolle, was er selbst besaß, was seine Freunde aufbrachten, was ihm die Kaufherren von Straßburg und Basel vorstreckten, für den Krieg einsetzte. Die burgundischen Besatzungen hielten nicht lange aus: Epinal, Lüneville u. a. O. fielen in die Gewalt des jungen Fürsten, der unter dem eingebornen Adel viele Freunde zählte, während Karls rauhe Despotennatur nur Furcht, nirgends Anhänglichkeit zu erzeugen vermochte. Die Hauptstadt Nancy allein, wo Bièvre aus dem Hause Rubempré das Kommando führte, leistete einigen Widerstand. Bald gab sich jedoch auch dort unter der größtenteils aus englischen Bogenschützen bestehenden Besatzung eine mißmutige

Stimmung kund. Umsonst suchte der Befehlshaber den gesunkenen Mut zu beleben, indem er auf die geringen Streitkräfte des Gegners hinwies und die baldige Ankunft des Herzogs in Aussicht stellte; er besaß nicht Autorität genug, das militärische Ehrgefühl zu entflammen, und nicht Entschlossenheit genug, den ihm anvertrauten Posten mit Gewalt zu behaupten. Im Oktober übergab er dem Herzog René, mit dessen Familie er durch Bande der Verwandtschaft verknüpft war, die Hauptstadt vertragsweise und zog mit der Besatzung ab.

Karl belagert die Stadt. Drei Tage nachher erschien Karl mit einem gemischten Heer von elftausend Mann an der Mosel, während Graf Chimay von Croy sich anschickte, mit einer fast ebenso starken Armee aus dem Luxemburgischen zu ihm zu stoßen. Vergebens suchte René die Fortschritte des Gegners aufzuhalten; die Elsässer und die Söldner, die sich unter der lothringischen Fahne gesammelt, zeigten keine Lust, ohne die Hilfe der Schweizer dem Burgunder im offenen Felde entgegenzutreten; sie wichen zurück und ließen dem Herzog, der in kurzem Metz, Pont-a-Mousson u. a. O. in seine Gewalt brachte, den Weg nach Nancy frei. Noch vor Ende
22. Okt. des Monats Oktober stand Karl der Kühne abermals vor den Mauern der lothringischen Hauptstadt, und abermals war der junge Fürst ein landloser Flüchtling.

Renés zu den Schweizern. Renés einzige Hoffnung beruhte auf den Schweizern. Zu ihnen wandte er jetzt seine Schritte, nachdem er von seinen Besatzungstruppen die Versicherung erhalten, daß Nancy zwei Monate lang im Widerstand aushalten wolle. Es war dies um dieselbe Zeit, als der päpstliche Legat und die Gesandten des Kaisers und des Ungarnkönigs in Basel einen Frieden zwischen den Eidgenossen und dem Herzog zu vermitteln suchten. Die gebieterische Haltung des französischen Königs gegenüber der Kurie hatte in Rom Besorgnisse vor der wachsenden Macht Frankreichs erregt, und auch der deutsche Kaiser konnte nicht wünschen, daß Ludwig XI. seine Herrschaft nach Osten ausdehnte; Matthias Corvinus aber sah mit Unruhe auf die Schwächung eines Fürstenhauses, das von jeher den Türkenkrieg auf seine Fahne geschrieben. René fand daher für seine Angelegenheit keinen günstigen Boden vor. Insbesondere suchte der Legat ihm entgegenzuwirken. Aber der Herzog kannte seine Leute. Mit reichlichen Geldsummen versehen, die er durch Verpfändung des Silbers seiner Großmutter von Vaudemont und durch französische Darlehen zusammengebracht, eilte er nach Bern und Zürich, wo die Waffenbrüder von Murten, namentlich Waldmann, damals Zunftmeister seiner Vaterstadt, zu seinen gunsten sprachen und auf der Tagsatzung zu Luzern, wo er bald persönlich erschien, sein Gesuch nachdrücklich unterstützten. Würden sie ihm ihre Hilfe versagen, machte man geltend, so sei er genötigt sich mit Karl zu vergleichen und ihn bei dem Kriegszug gegen die Schweiz, der bei dem hartnäckigen und gereizten Sinn des Burgunders sicherlich
Eidgenössische Hilfsmannschaft. zu erwarten stehe, zu unterstützen. Zwar konnte trotz dieser Fürsprache René nicht erreichen, daß die gesamte Eidgenossenschaft für ihn eintrat, aber es wurde

ihm gestattet, Freiwillige anzuwerben, und dank dem reichlichen Handgeld und der Zusage eines für jene Zeiten beträchtlichen Soldes mit Vorausbezahlung waren die Anmeldungen so zahlreich, daß die sechstausend Mann, die er anfangs begehrte, bald überboten waren. Waldmann von Zürich und Käzy aus Schwyz schlossen sich als Führer an; die übrige Mannschaft bestand meistens aus jungen Leuten vom Gebirge, die froh waren, aus der Unthätigkeit des Winters herauszukommen. Ihre Mannszucht war nicht zu rühmen; am Oberrhein und im Elsaß fingen sie an zu plündern, wobei besonders die Juden herhalten mußten; und als der erste Zahlungstermin abgelaufen war, forderten sie den neuen Sold mit so drohendem Ungestüm, daß der Herzog bei den Baselern unter Vermittelung von Thierstein neue Summen aufnehmen mußte. Die Erscheinung der Schweizer war für die Elsässer und die lothringischen Lehnsmannschaften das Signal des Anschlusses an den rechtmäßigen Landesfürsten. So groß war damals der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Eidgenossen, daß alles herbeiströmte, um an dem bevorstehenden Sieg und an der sicheren Beute teilzunehmen.

Um dieselbe Zeit, da Herzog Franz Sforza von Mailand an einem kalten Dezembertag in der Kirche unter den Dolchen einiger Verschwornen blutete, rückten die Söldnerscharen des Lothringers auf die belagerte Stadt Nancy los. Die Besatzung war durch Mangel an Lebensmitteln schon seit Wochen in die äußerste Not versetzt, so daß Karl mit Sicherheit auf die baldige Übergabe rechnete. Aber auch sein Heer litt schwer durch Krankheit und Kälte; viele Tausende waren bereits dem Frost und den Entbehrungen zum Opfer gefallen, und nur die Aussicht auf den bevorstehenden Fall der Stadt hielt den Mut der Übrigen aufrecht. Da gelang es einem Vertrauten Renés, seinem Hausmarschall Suffren de Baschi aus der Provence, mit einigen Gefährten unter die Mauern von Nancy vorzudringen und den Belagerten die nahe Ankunft seines Herrn zu verkünden. Er geriet in burgundische Gefangenschaft. Umsonst ließ er dem Herzog sagen, wenn er ihm das Leben schenke, wolle er ein wichtiges Geheimnis entdecken; denn es war ihm bekannt, daß Campobasso, der italienische Feldhauptmann in Karls Heer, seinen Herrn zu verraten gedächte; aber der schlaue Italiener wußte den Herzog zu überzeugen, daß zur Abschreckung andrer ein strenges Strafgericht rasch vollzogen werden müßte; und Suffren wurde in früher Morgenstunde hingerichtet. Zur Vergeltung ließ der lothringische Kommandant einen burgundischen Gefangenen an dem höchsten Stadtturm aufknüpfen, und die Schweizer und Elsässer schlachteten auf Renés Befehl über sechzig feindliche Krieger den Manen Suffrens und seiner Gefährten. Schon nahte der Dreikönigstag, welchen Karl als den Tag seines Einzugs in Nancy verkündet hatte. Aber bereits am 4. Januar erblickten die Belagerten die lothringischen Wachtfeuer auf den Höhen von Sankt Nikolaus, einem Wallfahrtskloster, zwei Stunden entfernt. Hier kamen zwei Schweizer aus Karls Heer in das lothringische Lager und boten gegen die Zusicherung künftiger Straflosigkeit ihre Dienste an;

Das burgundische und das lothringische Heer vor Nancy.

4. Jan. 1477.

sie wurden zugelassen und zeigten ihren Landsleuten die Wege. Auch Campobasso erschien mit etlichen hundert Söldnern, um sein treuloses Vorhaben, von dem er schon dem König Ludwig und dem Herzog René Andeutungen gemacht, auszuführen. Da aber die Schweizer sich weigerten, mit einem Verräter ins Feld zu ziehen, so verabredete er mit René, daß er im entscheidenden Augenblick mit seinen Leuten von Karl abfallen und die Brücke von Bouxières an der Vereinigung der Meurthe und Mosel besetzend den Rückzug der Burgunder nach Luxemburg abschneiden wolle. Dafür wurde ihm Schloß und Herrschaft Commercy zugesagt.

Campobasso. Graf Nikolaus von Campobasso stammte aus einem Geschlecht, das schon seit drei Generationen in den Thron- und Bürgerkämpfen Neapels eine hervorragende Rolle gespielt. Der Großvater hatte einst unter den Feldhauptleuten des Königs Ladislaus geglänzt; der Vater hatte bei Alfons von Aragonien Gnade und Gunst gefunden; der Sohn selbst war wieder auf die Seite der Anjous getreten, hatte längere Zeit bei Johann von Kalabrien gedient, war dann aber nach dessen Tod zu dem Burgunder übergetreten, der die italienischen Hauptleute besonders hoch schätzte. Hier öffnete sich dem unternehmenden Manne eine glänzende Laufbahn; Karl schenkte ihm sein ganzes Vertrauen und belohnte ihn und seine italienischen Soldknechte mit fürstlicher Freigebigkeit. Nach dem Unfall von Granson hatte der Rottenführer die Dienste des Herzogs auf einige Zeit verlassen, war aber nach der Schlacht von Murten wieder zurückgekehrt und mit alter Gewogenheit aufgenommen worden. Allein Campobasso war eine treulose, wankelmütige Natur. Es gingen dem Herzog Warnungen zu; da sie aber von seiten des französischen Königs kamen, so dienten sie nur dazu, das Ansehen des Feldhauptmanns bei Karl zu steigern. Auf dem Eroberungszug gegen Nancy bewies er ihm das größte Vertrauen. Doch konnte er das Herz des Italieners nicht für sich gewinnen. Niemand erwartete einen günstigen Ausgang des Unternehmens; niemand glaubte mehr an den Stern des Burgunders. Campobasso war nicht gewillt, sein Schicksal an das Glücksrad des Herzogs zu knüpfen. Er beschleunigte dessen Fall, um aus den Trümmern einige Vorteile für sich zu gewinnen, und beschönigte seinen Verrat mit Vorwürfen gegen Karls Härte, Eigensinn und Geiz und mit Berufung auf seine alten Verbindungen mit dem Hause Anjou, dem René von Mutterseite angehörte.

Die Schlacht bei Nancy. 5. Jan. 1477. Der fünfte Januar des Jahres 1477 war ein häßlicher Wintertag. Über die gefrorne Erde waren dunkle Schneewolken gelagert, die bald in dichten Flocken sich entleerten. Das burgundische Heer war durch Krankheit, Not und Entbehrung so zusammengeschwunden, daß es dem Feind an Zahl weit nachstand. Aber noch waren viele Edelleute von Rang, der große Bastard, die Grafen von Chimay und Nassau, Olivier de la Marche u. a. bei dem Herzog. Sie hatten ihm vergebens geraten, die Schlacht zu vermeiden und zu einer Ausgleichung die Hand zu bieten. „Mit dem Jungen von Lothringen mache ich nie Friede," war die trotzige Antwort. Da beschlossen sie denn in Lehnstreue auszuharren und sein Schicksal zu teilen. Als der Tag zögernd anbrach, bestieg Karl sein rabenschwarzes Streitroß und führte seine Haufen in guter Ordnung gegen den Feind, der von Sankt Nikolaus aufgebrochen war, um

Nancy zu befreien. Als er seinen Helm aufsetzte, fiel die Verzierung, der goldene Löwe, ihm auf den Sattel: „Das ist ein Zeichen von Gott!" sprach er von düsteren Ahnungen ergriffen. Der Herzog selbst führte mit seinem Halbbruder, dem großen Bastard, das Mitteltreffen, und er überragte alle seine Waffengefährten an Kriegsmut und Tapferkeit; auf den Flügeln stand die Reiterei unter Josse von Lalain, einem tapferen Ritter aus Flandern, und unter den italienischen Rottenführern Galeotto und Campobasso. Vom Geschütz konnte wenig Gebrauch gemacht werden. Bald rückten die lothringischen Schlachthaufen heran: in der Mitte Herzog René selbst, einen goldgestickten Mantel über der Rüstung; neben ihm die Hilfsmannschaften der Eidgenossen und der Niederen Vereinigung unter Waldmann, Käßy, Haßfurter und viele deutsche und lothringische Grafen und Herren. Das Schicksal des Tages war bald entschieden. Wilhelm Herter und Thierstein, die das Vordertreffen leiteten, umgingen den einen burgundischen Flügel und besetzten, über rauhes Gebüsch und einen tiefen Bach vordringend, eine Anhöhe, welche die Walstatt beherrschte. Kaum waren nun die Hauptheere handgemein geworden, so brachen jene plötzlich dem Feinde in die Seite und in den Rücken, Bestürzung und Verwirrung verbreitend. Eben drang die Sonne glänzend aus den Wolken hervor und beleuchtete die furchtbare Szene. Als auf der Höhe das Urihorn dreimal erklang und gleichzeitig von vorn der Gewalthaufen des Fußvolks „wie ein unaufhaltsamer Waldstrom" vordrang, „da fuhr Todesschrecken durch das Herz Karls". Zugleich machte die Besatzung von Nancy einen Ausfall und setzte das burgundische Lager in Brand.

In dieser Not entfaltete der Herzog mehr als jemals das Talent eines Feldherrn und die Tapferkeit eines Kriegers. Er selbst und die ihn umgebenden Ritter leisteten mannhaften Widerstand; unter ihren Schwertern sanken gegen fünfzig Schweizer und Lothringer in den Staub. Noch einmal leuchtete das burgundische Herrschergeschlecht vor seinem Erlöschen im alten Strahlenglanze. Es waren fruchtlose Lorbeeren: schon waren die kühnsten und getreuesten Hauptleute, Lalain, Vièvre von Rubempré, Croy, Contay u. a. verwundet oder tot niedergesunken, da gebot der Herzog den Rückzug nach Luxemburg und gab damit dem Heer das Signal zur allgemeinen Flucht. Der große Bastard, der Hofmarschall de la Marche, der junge Philipp, Sohn des Markgrafen Rudolf von Welschneuenburg, der reiche Graf Engelbrecht von Nassau und viele andre erlauchte Männer gerieten in Gefangenschaft und mußten sich später um hohe Summen loskaufen. Am Abend war das burgundische Heer vernichtet. Tausende hatten auf dem Schlachtfeld den Tod gefunden; viele starben in den Fluten des Stromes oder unter den Eisschollen, als Campobasso, die lothringische Fahne entfaltend, den Übergang über die Brücke von Bouxières hemmte; die Flüchtigen und Zersprengten wurden von dem nacheilenden Feinde oder von dem Landvolk in den Wäldern erschlagen; weithin waren die Schneefelder mit Leichen bedeckt;

Niederlage der Burgunder.

die Krone Burgunds war gefallen; ihre kräftigsten Stützen lagen mit zerschlagenem Hirnschädel auf dem Waffenfelde oder betrauerten den Fall des edlen Hauses hinter Schloß und Riegel. Triumphierend zog am Dreikönigstag Herzog René in seine Hauptstadt ein, vom Volk und Besatzung als Befreier aus großer Not mit Jubel empfangen.

Karls des Kühnen Tod.

Aber was war aus Karl dem Kühnen geworden? Man hatte ihn zuletzt im dichten Handgemenge gesehen; durch einen Schlag betäubt, hatte er auf dem Pferde gewankt, war aber durch Citey, einen hochburgundischen Edelmann, wieder zurechtgesetzt worden, also daß er davonsprengen konnte, der andre wurde das Opfer seiner treuen Hingebung. Ein Edelknabe aus dem römischen Geschlecht der Colonna folgte in einiger Entfernung seinem Herrn; da sah er, wie das Schlachtroß am Rand eines Grabens strauchelte und der Herzog selbst, von Verfolgern umringt, niederfiel; in demselben Augenblick wurde Colonna selbst als Gefangener weggeführt, wie es scheint, von Campobassos Kriegsleuten. Als die Schlacht vorüber war und die dunkle Winternacht dem Morden und Verfolgen Einhalt gethan, forschte man nach dem Herzog. Niemand wußte etwas Zuverlässiges von ihm zu melden; unsichere Gerüchte, in der schauerlichen Stunde von der erhitzten Phantasie geboren, vermehrten die Unruhe und Aufregung der Gemüter. Da zeigte Colonna, von Campobasso herbeigeführt, den Suchenden die Stelle des Grabens, wo er seinen Herrn sinken gesehen. Die umherliegenden Leichen mehrerer burgundischen Edlen ließen erkennen, daß dort ein letztes blutiges Ringen stattgefunden. Erst nach langem Suchen entdeckte man in der Tiefe des Grabens halb eingefroren einen nackten, zerschlagenen, durch geronnenes Blut zur Unkenntlichkeit entstellten Körper. Sollte dieser Tote der Herzog sein? fragten die Suchenden erblassend. Ein Kammerdiener Karls und eine Wäscherin, welche ihm das Bad zu bereiten pflegte, wurden herbeigerufen. „Gott! der Fürst!“ schrie das Weib mit Entsetzen, als man den Toten umwandte. Auch die herbeigeführten Gefangenen, der große Bastard, Olivier de la Marche und sein portugiesischer Arzt erkannten an verschiedenen Zeichen, an den langen Nägeln, die er niemals zu schneiden pflegte, an der Narbe einer bei Montlhéry empfangenen Wunde, an zwei fehlenden Zähnen, die er einst durch einen Fall eingebüßt, in dem entstellten Leichnam ihren toten Herrn. Man wusch ihn mit Wein und warmem Wasser, mehrere Frauen reichten ihre Schleier und seidenen Übertücher, um seine Blöße zu bedecken. Drei tiefe Wunden von Hellebarden und Speeren hatten dem Leben des letzten burgundischen Herzogs im vierundvierzigsten Jahr ein Ende gemacht. Wer den Todesstreich geführt, ist nie mit Sicherheit an den Tag gekommen. Einige Leute aus Campobassos Schar mit Schweizern untermischt waren die Verfolger gewesen.

Seine Beerdigung. 12. Jan.

Karl der Kühne wurde seinem Range gemäß in der St. Georgskirche zu Nancy vor dem Hochaltar begraben. Als er im reichen Totenschmuck auf der

Bahre lag, kamen seine Freunde und Verwandten, um ihrem „guten Herrn" auf den Knieen den letzten Ausdruck der Liebe darzubringen. Unter ihnen war auch Herzog René. Tief gerührt sprach der junge, weichmütige Fürst unter Thränen und Seufzern: „Du brachtest viel Kummer und Sorge über mich, edler Vetter, möge Gott deiner Seele gnädig sein!" Ein einfaches Kreuz von Stein bezeichnet noch jetzt die Stelle, wo man den toten Herzog gefunden hat; und drei Jahrhunderte lang feierten die nachgebornen Geschlechter den Tag mit einem kirchlichen Trauerfest. Der Adel und vor allem die Ritter des Goldenen Vlieses beklagten den fürstlichen Mann tief und aufrichtig; aber die Bürger der flandrischen und elsässischen Städte freuten sich, daß der streitlustige Herzog, der, wie ein Epitaphium meldete, der Menschenwelt Frieden und Ruhe mißgönnte, „in die Unterwelt gefahren ist und nicht wieder auferstehen wird". Die Schweizer zogen mit vollen Taschen heim, noch auf dem Rückweg die Furcht vor ihren Waffen zu Handlungen des Übermuts mißbrauchend. Den König von Frankreich aber erinnerten sie in der Folge ihrer treuen Dienste, „wie sie aus Hingebung gegen ihn den Herzog von Burgund vertrieben und getötet, der ihnen doch zuvor kein Leid gethan und gern ihr Freund und Nachbar gewesen". Der tragische Ausgang des gewaltigen Mannes machte auf die Zeitgenossen solchen Eindruck, daß viele nicht an seinen Tod glaubten. Mancherlei Sagen kamen in Umlauf, als werde er in einem deutschen Kerker gefangen gehalten oder verberge sich in den dunkeln Schluchten des Ardenner Waldes, von wo er einst wiederkommen werde, um über seine Völker zu herrschen. In der Mitte des folgenden Jahrhunderts ließ Kaiser Karl V. die Gebeine seines Ahnherrn durch die Ritter des Goldenen Vlieses nach Brügge führen und in der Liebfrauenkirche neben der Gruft seiner Tochter Maria beisetzen.

11. Ludwigs XI. Anschläge auf das burgundische Reich.

Dank den Posten, welche Ludwig XI. in seinem Reich eingeführt, erfuhr er schon am 9. Januar im Schloß Plessis-les-Tours den Ausgang der Schlacht bei Nancy und bald darauf den Tod des Herzogs. Niemals war ihm eine frohere Botschaft zugegangen! Ein Reich mit gemischter Bevölkerung, durch kein mächtig wirkendes Band, durch keine tief wurzelnden Sympathien zu einer nationalen Gesamtheit verbunden, vielmehr durch Sprache und Landesgrenzen, durch Natur und Verkehr vielfach auf Frankreich hingewiesen, war nun das Erbteil der kaum zwanzigjährigen Maria von Burgund, der einzigen Tochter des gefallenen Fürsten. Welche Zukunft eröffnete sich ihm! Konnte nicht das ganze Reich, welches die jüngere Linie der Valois seit einem Jahrhundert durch die Gunst des Schicksals in ihrer Hand vereinigt, der älteren zufallen, konnte nicht das Herzogtum, das zwischen Frankreich und Deutschland unsicher hin und her schwankte, das sich noch zu keiner einheitlichen Gestaltung konsolidiert, zu keiner

Lage und Aussichten.

unabhängigen Machtstellung inmitten der gebietenden Großmächte entwickelt hatte, ganz und gar in die französische Monarchie eingefügt werden! Es boten sich zur Erreichung dieses Zieles verschiedene Wege dar: Maria konnte mit dem Dauphin sich vermählen, denn der Unterschied des Alters kam bei solchen politischen Ehen nicht in Betracht; die Länder am Jura und Cote-d'Or konnten als heimgefallenes Mannlehen der französischen Krone in Anspruch genommen werden, die Pikardie, Artois und einzelne Territorien des wallonischen Flandern hatten in früheren Jahren zeitweise zu Frankreich gehört, warum sollte man sie jetzt nicht zurückfordern? Gewaffneten Widerstand hatte man für den Augenblick wenig zu fürchten. Das burgundische Reich war durch die Unfälle der beiden letzten Jahre erschöpft; der Schatz war zerronnen, das Heer war aufgelöst, die Häupter des Lehnsadels ruhten unter der Scholle oder schmachteten in Gefangenschaft; eine junge Fürstin, deren Hand so oft als Preis und Lockspeise bei politischen Transaktionen gebraucht worden war, saß ohne Gatten und Rater auf dem verwaisten Thron; französische Heerhaufen standen an den Grenzen von Burgund, von Lothringen, von der Pikardie in festen Standorten, stets zum Vorrücken und Kampf bereit; die Schweizer, deren Gier nach Gold damals jede andre Regung niederhielt, waren um Sold und Jahrgelder immer zu neuen Kriegsdiensten erbötig; und das zerrissene und zerspaltene Reich war kein Gegenstand der Furcht. In Frankreich selbst war die Macht der Feudalherren gelähmt und jede Opposition niedergeworfen. Als Ludwig mehrere hohe Barone, die wiederholt gegen ihn konspiriert hatten, zu einem Mahl in sein Schloß einlud und ihnen die Nachrichten von Nancy mitteilte, da hatten sie, wie Comines versichert, viel weniger Appetit als sonst. In dem Burgunder hatten sie ihr Haupt, ihre Stütze, die Seele ihrer aufrührerischen Bewegungen verloren.

Burgund und Franche Comté besetzt.

Kühne Griffe lagen nicht in der Natur des elften Ludwig: er ging langsam und bedächtig zu Werke, um die Feinde nicht zu reizen. Schlauheit und Hinterlist waren ihm immer erwünschtere Mittel als Waffengewalt. Während er die Bittgesuche der fürstlichen Frauen von Gent, der Herzogin Margarete von England und der Erbtochter Maria, an seinen Staatsrat wies, besetzte er die Pikardie und erteilte dem Georg von Tremoille, Herrn von Craon, den Befehl, mit 700 Lanzen in das Herzogtum Burgund und die Freigrafschaft einzurücken, um, wie er vorgab, sowohl die Rechte der jungen Fürstin, deren natürlicher Beschützer und Lehnsherr er sei, als die der französischen Krone zu wahren. War es auch keineswegs erwiesen, daß das burgundische „Herzogtum" einst von König Johann seinem Sohn Philipp dem „Schlachtmutigen" als Mannlehen zugeteilt worden, so fand doch, dank der Thätigkeit Johanns von Oranien, des größten Landeigentümers in Burgund, den Ludwig für sich zu gewinnen wußte, das Ansinnen, dem König das Land zu übergeben, bei den Ständen wenig Widerspruch. Sie

29. Jan. 1477. faßten den Beschluß, das Herzogtum Burgund mit allen dazu gehörigen Territorien und Herrschaften in die Hand des französischen Monarchen zu legen, mit

der Bitte, daß er seiner Zusage gemäß der Tochter Karls ihr Anrecht wahre und schirme, und unter Vorbehalt aller bestehenden Privilegien, Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten. Einige Wochen nachher traten auch die Stände von Hochburgund (Franche Comté) diesem Beschluß bei und gaben ihre Zustimmung, daß der König auch die „Grafschaft" in Obhut nehme. Diese Landschaft war ein deutsches Reichslehen, aber wer nahm damals noch Rücksicht auf die kaiserlichen Hoheitsrechte? Um die Bevölkerung in günstiger Stimmung zu halten, wurden in Dijon und Dole selbständige Gerichts- und Regierungskammern errichtet. 19. Febr. 1477.

Noch geringeren Widerstand fanden die königlichen Heere in der Pikardie und Artois. Alle Städte an der Somme, Péronne, Corbie, St.-Quentin, Abbeville u. a., pflanzten die französische Fahne auf, als der Admiral und Philipp von Comines mit Kriegsmannschaften einrückten. In kurzem war das ganze Land im Besitze Frankreichs, und die Feldherren zogen bereits in das Gebiet von Arras, während Agenten untergeordneten Ranges, wie der berüchtigte Olivier „der Böse" oder „der Teufel", die Bewohner von Flandern und Brabant, besonders die mit der burgundischen Herrschaft von jeher unzufriedenen Genter, zur Empörung aufzureizen suchten. Die raschen Erfolge erfüllten den König mit den kühnsten Plänen: er schwelgte in dem Gedanken, das ganze burgundische Reich in seine Hände zu bringen, die Landschaften an der Grenze französischen Großen als Lehen auszuteilen, mit den entlegeneren Provinzen sich die Freundschaft deutscher Fürsten und Herren zu erkaufen. Er selbst drang in Hennegau ein und zwang Bouchain, Le Quesnoi und Avesnes zur Übergabe. Vergebens wendete sich Maria um Hilfe nach England; ihr Oheim Eduard IV., seit der Beendigung der Rosenkriege ganz in Üppigkeit und Wohlleben versunken, bedurfte der französischen Jahrgelder zu seinen verschwenderischen Hoffesten, und dem Beispiel ihres Königs folgten die Häupter des Adels, die dem Schwert entronnen waren. Der englische Hof ließ sich durch die Vorspiegelungen einer ehelichen Verbindung der zwanzigjährigen Maria mit dem siebzehnjährigen Dauphin hinhalten und sah ruhig zu, wie die Städte der Provinz Artois bis nach Boulogne am Kanal in die Gewalt des französischen Königs fielen und ihm als „Beschützer und Lehnsherrn ihrer Gräfin Maria" freudig huldigten. Denn die Bewohner dieser Grenzlande fühlten sich durch Sprache und gesellschaftlichen Verkehr mehr zu dem großen Reiche im Süden hingezogen als zu den Flamändern und Holländern. Fortschritte der französischen Heere in den nördlichen Grenzlanden.

Maria war in schlimmer Lage. Sie hatte die Stände „der vier Lande" Flandern, Brabant, Hennegau und Holland, um Hilfe angegangen, ihnen die Herstellung der alten Rechte und Freiheiten in Aussicht gestellt und das Versprechen gegeben, in allen öffentlichen Angelegenheiten ihren Rat und ihre Zustimmung einzuholen. Die Niederländer waren bereit, sie auf diese Bedingungen hin zu unterstützen. Die Räte ihres Vaters, insbesondere Hugonet und Maria und die Niederländer.

d'Himbercourt, denen man die Hauptschuld an der Unterdrückung der städtischen Freiheiten und Gerechtsame und der grausamen Behandlung der Lütticher zuschrieb, sollten von der Regierung entfernt werden. Allein die junge Fürstin ließ sich zu einem zweideutigen Intrigenspiel verleiten. Im Widerspruch mit diesen Zusagen sandte sie dieselben Räte, welche als geborne Franzosen zu Unterhandlungen mit dem König besonders geeignet schienen, nach Péronne zu Ludwig, zeigte ihm an, daß sie die Zügel der Herrschaft in die eigne Hand genommen und diesen Freunden ihres Vaters und einigen ihrer Verwandten die Leitung der Geschäfte übertragen habe, und erbot sich zu großen Zugeständnissen, wenn er sie im ruhigen Besitz ihrer Herrschaft lasse. Sie wollte ihm eine Anzahl Städte an der französischen Grenze abtreten, seine Oberhoheit über Burgund und Flandern sowie die oberrichterliche Autorität des Pariser Parlaments anerkennen. Zum Beweis ihrer Aufrichtigkeit willigten die Gesandten ein, daß die Stadt Arras sogleich dem König eingeräumt werde. Ludwig war sehr erfreut und entließ die wohlgesinnten Männer, die auch die Vermählung ihrer Gebieterin mit dem Dauphin zu fördern versprachen, mit freundlichen Worten. Bald darauf erschienen einige Abgeordnete der in Gent versammelten Stände der vier Lande, um mit dem König über Waffenruhe und Frieden zu verhandeln. Sie gaben ihm die Versicherung, daß die junge Herzogin ganz nach dem Rate der Stände zu regieren gedächte. „Ihr irret," sagte der hinterlistige König, der am meisten zu gewinnen hoffte, wenn Regierung und Volk miteinander in Hader lägen, „die Dame von Burgund läßt die Staatsgeschäfte durch Leute besorgen, die den Frieden nicht wollen; man wird euch verleugnen." Dabei händigte er ihnen das Schreiben mit Mariens Unterschrift ein. Grollenden Herzens kehrten die Abgesandten nach Gent zurück. Die Herzogin, die keine Ahnung davon hatte, daß Ludwig ihre vertraulichen Mitteilungen könne verraten haben, empfing sie in feierlicher Audienz, um den Erfolg ihrer Botschaft zu vernehmen. Die Abgeordneten erhoben Klage und Vorwürfe über ihr unredliches Verfahren; Maria leugnete die Beschuldigung, aber wie erschrak sie, als ihr jene das eigne Schreiben vor Augen hielten! Ihre Bestürzung und Aufregung bestätigte ihr Schuldbewußtsein.

Die herzoglichen Räte enthauptet. Als der Vorfall bekannt wurde, entbrannte die Wut des Volks. Hugonet und d'Himbercourt wurden noch in der Nacht aufgesucht und in Haft gebracht. Die Fürstin war in höchster Sorge um das Leben ihrer Räte; aber alles, was sie durch ihre Vermittelung erzielen konnte, war ein regelmäßiges Rechtsverfahren vor dem Genter Stadtgericht. Doch ihre Hoffnung auf ein mildes Urteil wurde getäuscht. Wer hätte es wagen mögen, im Angesicht der zum Aufruhr bewaffneten Bevölkerung die beiden verhaßten und des Verrats gegen das Vaterland beschuldigten Männer freizusprechen! Ihr Schicksal war schon vor dem Verhör entschieden. Aber daß man sie noch folterte, war eine ungehörige Grausamkeit. So wurde denn der einst so einflußreiche Kanzler Hugonet nebst

seinem Genossen als Verräter zum Tode verurteilt. Vergebens flehte Maria die Richter an, ihr die Entscheidung zu überlassen; die Hinrichtung ward beschlossen und festgesetzt; vergebens durchirrte die junge Fürstin allein im Trauergewand und mit aufgelösten Haaren die Straßen der Stadt und bat das Volk um Gnade für ihre Diener; die Partei der Rache, geleitet von dem Grafen von St.-Pol, dem Sohne des hingerichteten Connetable, trug den Sieg davon über die Regungen der Milde, die in einzelnen Gemütern sich kund gaben; beide wurden öffentlich auf dem Freitagsmarkt enthauptet; als ihre blutenden Häupter niederrollten, erhob die Menge ein wildes Freudengeschrei. Maria war aufs tiefste erschüttert und verletzt, weniger über das empörte Volk, das unter den rohesten Szenen nie die Ehrfurcht gegen ihre Person aus den Augen gesetzt, sondern nur seinen ganzen Haß auf die fremden Ratgeber geworfen hatte, als über den König, der ihr Vertrauen mißbraucht, ihre geheimen Mitteilungen verraten. Von der Zeit an gingen ihre Wege scharf auseinander; von einem Ehebund mit dem Dauphin konnte nun keine Rede mehr sein. Diesen Haß gegen das französische Königshaus teilten auch die Flamänder, und so wurde er eine Brücke der Versöhnung und Verständigung zwischen der Herzogin und ihrem Volke.

3. April 1477.

Umschwung. a. In Burgund.

Und bereits gaben sich auch sonst Symptome einer Wandlung in der öffentlichen Meinung, einer Gesinnungsänderung unter der Bevölkerung an verschiedenen Orten kund. Die Anerkennung der französischen Herrschaft war die Folge der Überraschung gewesen: die Katastrophe vor Nancy hatte die Gemüter verwirrt, die Menschen ratlos gemacht. Aber man erholte sich wieder. In Hochburgund erfolgte ein rascher Umschwung, als der Kaiser die Stände ermahnte, an dem Reichsverband festzuhalten, und auch im „Herzogtum" machte sich bald ein Umschlag bemerkbar, als derselbe Fürst von Oranien, der dem König die burgundischen Lande zu Füßen gelegt hatte, ergrimmt, daß Ludwig die ihm in Aussicht gestellte Statthalterwürde dem Herrn von Craon übertrug, der französischen Herrschaft entgegenwirkte und seinen großen Einfluß bei Adel und Bürgerschaft aufbot, um das Geschehene rückgängig zu machen. In Artois und Hennegau erzeugten die Erpressungen der neuen Amtleute und Befehlshaber Unzufriedenheit. Allenthalben war der einheimische Adel gegen den König, denn Ludwig verstand es nicht, wie Karl der Kühne, die Sympathien der Ritter und Feudalherren für sich zu gewinnen; er setzte sein Vertrauen auf Intriganten und niederträchtige Seelen, welche sich als bereitwillige Werkzeuge seiner Tyrannei gebrauchen ließen. Bald brach da und dort die Gährung in Aufruhr und offenen Kampf aus. Der Prinz von Oranien brachte den burgundischen Adel mit seinen Lehnsmannschaften unter die Waffen, rief Freiwillige aus Deutschland und der Schweiz zu seinen Fahnen und bekämpfte mit glücklichem Erfolg die französischen Besatzungsheere unter Craon. Was half es, daß die Häupter der Eidgenossen in den Hauptstädten zu dem französischen Bündnis standen; die kriegs- und beutelustige Jugend in den Gebirgskantonen wartete nicht auf das öffentliche

Aufgebot; dort war für Handgeld und Sold stets ein ergiebiger Werbeplatz für jedermann.

b. In der Pikardie, Hennegau, Flandern. Nicht minder heftig machte sich die antifranzösische Gesinnung in Hennegau und Flandern Luft. Als der Ränkeschmied Olivier, der die Volksbewegung in Gent vorzugsweise hervorgerufen hatte, unter der Gestalt eines Grafen von Meulan an dem herzoglichen Hofe seine Intrigen fortsetzen wollte, wurde er mit Hohn und Drohungen zur schleunigen Flucht gezwungen. In Arras erhob sich die Bevölkerung des größeren Stadtteils gegen die Altstadt, wo die französische Garnison lag; einige Abgeordnete wollten in Gent Verhaltungsbefehle einholen, Ludwig ließ sie aber durch Tristan L'Hermite auf dem Wege gefangen nehmen und in Hesdin enthaupten; der Aufruhr wurde gewaltsam unterdrückt und viele Bürger, die im Straßenkampf ergriffen worden oder sich ergeben hatten, starben auf dem Blutgerüste. Dies gab in Arras das Signal zu einem Kampf auf Leben und Tod. Ergrimmt über den Widerstand wollte Ludwig durch Schrecken die störrischen Geister niederwerfen. Er behandelte Arras, wie einst Karl der Kühne Lüttich. Nachdem er die Mauern niedergerissen und die Einwohner massenweise ausgetrieben hatte, bevölkerte er die verödete Stadt mit Bürgern und Handwerkern, die er aus andern Orten zur Einwanderung zwang. Selbst der Name sollte ausgelöscht und in „Franchise"
Mai 1477. verwandelt werden. Doornik und Kortryk mußten französische Besatzungen aufnehmen und das Lilienbanner aufpflanzen; Bouchain, vor dessen Mauern Tannegui Duchatel getötet ward und der König selbst, der sich auf seine Schultern gestützt hatte, in Lebensgefahr schwebte, mußte sich ergeben; ebenso le Quesnoy;
Juni. Avesnes wurde erstürmt; dagegen widerstanden Douai, Lille, Valenciennes und insbesondere St.-Omer allen Angriffen. Die Flandrer, welche jenen Adolf von Geldern, den einst sein Vater seines Erbes beraubt, aus dem Gefängnis gezogen und an die Spitze eines Heerhaufens gestellt, wollten den bedrängten Landschaften zu Hilfe ziehen, wurden aber mit großem Verlust zurückgeschlagen; der Herzog selbst fiel; französische Reiter streiften bis in die Nähe von Gent; die Felder wurden verwüstet, die Dörfer niedergebrannt, die Fruchtbäume gefällt. Nur der Abneigung des Königs gegen gewagte Unternehmungen hatte es der burgundische Hof zu danken, daß nicht das ganze Land in der ersten Bestürzung die Beute Frankreichs ward.

Marias Vermählung mit Maximilian. Diese Vorgänge mehrten den Haß des belgischen Volks gegen Ludwig XI. und befestigten aufs neue das Band zwischen Ständen und Regierung. Dadurch wurde ein Ereignis herbeigeführt, welches die Unabhängigkeit der Niederlande sicherte und die Pläne des Königs vereitelte. Schon im April war in Brügge, wohin sich der Hof nach den Blutszenen in Gent begeben hatte, eine stattliche Gesandtschaft, an ihrer Spitze der Erzbischof von Mainz, des Reiches Kanzler, vor Maria erschienen und hatte ihr in feierlicher Audienz den einst von ihrem Vater und Kaiser Friedrich verabredeten Ehevertrag mit Maximilian

dargereicht nebst dem Ringe, den sie damals ihrem Bräutigam zugesandt. Die Botschafter hatten den Auftrag, zu fragen, ob die Fürstin geneigt sei, ihr Versprechen zu halten. Maria besann sich nicht lange. Auf diese Weise konnte sie den verhaßten Anträgen Frankreichs und den zahlreichen andern Bewerbungen am sichersten aus dem Wege gehen und zugleich einen kräftigen Beschützer in der Not erlangen. Schon nach einigen Tagen wurde durch Stellvertretung die Trauung vollzogen; aber erst nach vier Monaten konnte Maximilian die Geldmittel zusammenbringen, um mit Würde und Anstand in Flandern aufzutreten. Am 18. August wurde die in Sage und Dichtung gefeierte und für die Weltgeschichte so bedeutungsvolle Vermählung in Gegenwart vieler geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren in Gent begangen. Als der stattliche, um zwei Jahre jüngere Erzherzog an der Seite seiner burgundischen Gemahlin, mit der er sich zunächst nur durch sprachkundige Vermittler unterhalten konnte, seinen „frohen Einzug“ durch die belgischen Städte hielt, konnte man an der allgemeinen Volksfreude und an der gehobenen Stimmung den Eindruck bemerken, den das Ereignis hervorgebracht. Man erwartete von dem Kaisersohn Erlösung aus der französischen Drangsal.

21. April 1477.

18. Aug.

Friedensbund mit der Schweiz. 1478.

Und diese Erwartung sollte nicht getäuscht werden. Wie tief auch das Ansehen des deutsch-römischen Kaisers gesunken war, dennoch war der Name noch immer ein Schild, mit dem man sich decken, und stellte ein traditionelles Recht dar, das man nicht leicht verletzen mochte. Diese ideelle Macht war freilich die einzige Unterstützung, welche Friedrich III. seinem Sohne gewähren konnte; sie mußte Geld und Mannschaft ersetzen, die zu geben er entweder nicht im stande oder nicht willens war. Und gegenüber einem so furchtsamen und vorsichtigen Monarchen wie Ludwig XI. war der kaiserliche Name in jener Zeit wirklich noch eine Macht. Als Friedrich III. für die Städte Doornik und Cambrai eintrat, als er die Räumung der Reichslande Hennegau und Hochburgund verlangte, wagte der französische König nicht zu widerstehen, zumal da in beiden Ländern die feindlichen Elemente immer mehr Boden gewannen, die antifranzösische Gesinnung immer stärker hervortrat. Er schloß mit Maximilian einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit mit kurzer Kündigungsfrist und stellte den Krieg ein. Doch war er keineswegs gesonnen, seine Ansprüche fahren zu lassen; vielmehr suchte er sich durch Bündnisse mit Savoyen und mit dem spanischen Königspaar Ferdinand und Isabella zu stärken und vor allem die Eidgenossen wieder auf seine Seite zu ziehen. Damals sah man mehrere berühmte Kriegshelden wie Bubenberg, Waldmann, Imhof von Uri u. a. als Gesandte nach Frankreich wandern und französische Unterhändler in Bern, Zürich, Luzern u. a. O. ihre Beredsamkeit und diplomatische Thätigkeit anstrengen, auf daß der alte Bund erhalten bliebe. Die Künste der Verführung und Bestechung wurden in großem Maßstabe angewandt. Allein auch die Burgundische Partei war nicht müßig: der Kaiser und Erzherzog Siegmund ließen den Eidgenossen vorstellen,

welche Gefahren ihrer Freiheit und Unabhängigkeit in Zukunft erwachsen könnten, wenn Frankreich durch Besitznahme Hochburgunds ihr Grenznachbar würde; Maximilian und Maria gaben die Versicherung, daß sie den Schweizern nie die Schuld für den Tod des Herzogs anrechnen würden, und versprachen ein Friedensgeld von 150,000 Gulden, wenn sie dem König keine Hilfstruppen zusenden wollten; der Adel der Freigrafschaft und der Bischof von Besançon wirkten in Stadt und Land für die Freiheit Burgunds. Es fiel den alten Parteigängern Ludwigs schwer, die gefüllte Hand des Königs zurückzustoßen; aber die flandrischen Dukaten leuchteten mit ähnlichem Glanz. Dabei stand eine Spaltung der Eidgenossenschaft zu befürchten; denn mochten auch immerhin die Hauptorte zu Frankreich halten, Anwerbungen von Freiwilligen waren nicht zu verhindern und die Sitte des Reislaufens in fremde Kriegsdienste, wo nur immer Handgeld und Sold winkten, war schon so tief bei den Söhnen der Alpen eingedrungen, daß man umsonst sich dagegen gestemmt hätte. War doch die Vertreibung Craons aus der Franche Comté vorzugsweise das Werk schweizerischer Freischaren, die Oranien und andre burgundische Edelleute unter ihre Fahnen gelockt. So wurde denn ein Jahr nach der Schlacht bei Nancy auf
Jan. 1478. einem großen Gesandtenkongreß zu Zürich zwischen der Eidgenossenschaft einerseits und den Häuptern und Gliedern des österreichisch-burgundischen Herrscherhauses anderseits ein ewiger Friede geschlossen. Doch sollte es niemand verwehrt sein, Geschenke von Frankreich anzunehmen. Nur die Luzerner hielten an dem Bündnis mit Ludwig fest.

Krieg in Hochburgund. Der König ließ sich durch den Züricher Friedensvertrag nicht entmutigen. Er wußte aus Erfahrung, daß das französische Gold für schweizerische Gemüter auf die Dauer unwiderstehlich sei. Als gegen Ende des Jahres der Krieg wieder begann, strömten aus allen Kantonen Freischaren zu dem französischen Heer, welches Karl von Amboise, Herr von Chaumont, den Ludwig an der Stelle des unfähigen, habsüchtigen Craon zum Statthalter in beiden Burgund eingesetzt hatte, ins Feld führte, um die verlorne Franche Comté wieder zu gewinnen.
Frühjahr 1479. Dole, die feste, schöne und reiche Hauptstadt Hochburgunds, in einem lieblichen, fruchtbaren Thal am Doubs fiel durch Verräterei einiger Soldknechte in die Hände des französischen Feldherrn und wurde ohne Unterschied Alters, Geschlechts oder Standes „der soldatischen Ausgelassenheit preisgegeben: so daß in Kirchen der heilige Schrein aufgerissen, das Blut der Priester, Weiber und Kinder vermischt und Burg und Stadt samt den Archiven den Flammen überlassen worden". Das Schicksal von Dole füllte das ganze Land mit Bestürzung und Furcht und befestigte aufs neue die französische Herrschaft in der Freigrafschaft; Vesoul wurde verbrannt, der Bischof von Besançon, obwohl zum Reich gehörend, sah sich gezwungen die Hoheitsrechte des Königs anzuerkennen; Ludwig erschien als Herr des Landes; bald rückten seine Heerhaufen in das Luxemburgische und in das Gebiet von Namur vor.

Weniger glücklich waren die französischen Waffen im Norden, wo der König aus Mißtrauen dem Marschall Dammartin den Oberbefehl entzogen hatte. Als Maximilian mit einem Heer von 27,000 Mann mutigen und siegesfrohen Flämingern nebst deutschen und englischen Bogenschützen, die Stadt Terouanne angriff, wo eine französische Garnison lag, rückte Herr Crèvecoeur des Querdes, welcher aus dem burgundischen Dienst in den französischen übergetreten war, mit einem starken Heer zum Entsatz herbei, wurde aber an dem Hügel Guinegate mit großem Verlust geschlagen.

Schlacht bei Guinegate. 1479. 17. Aug.

Die französische Reiterei, aus elf oder nach andern Angaben aus achtzehnhundert Lanzen bestehend, warf beim ersten Anrennen die schwergerüstete belgische Ritterschaft, die nur achthundertfünfundzwanzig Lanzen zählte, in die Flucht, aber während sie mit dem Oberfeldherrn den Sieg zu rasch verfolgte, fand Maximilian Zeit mit dem Fußvolk, bei dem sich fünfhundert englische Bogenschützen und dreitausend deutsche Soldknechte befanden, gegen die französischen Freischützen vorzugehen. Ein Ausfall der Garnison brachte keine Hilfe, da diese mehr auf Plünderung des Lagers und Gepäcks als auf Kampfe bedacht war. So kam es, daß die von der „Jagd" zurückkehrenden französischen Reiterhaufen den Feind in einer so vorteilhaften Lage trafen, daß sie ihm den Sieg nicht mehr streitig machen konnten.

Die Verluste waren auf beiden Seiten groß; besonders hatte der niederländische und flämische Adel, der mit Todesverachtung gestritten, viele seiner Glieder zu beklagen. Aber trotz der Opfer war die Schlacht bei Guinegate ein Ehrentag in der niederländischen Geschichte. Siegesstolz kehrte Maximilian nach Gent zurück, wo ihm seine Gemahlin Maria ihren neugebornen Sohn Philipp in die Arme legte.

Ludwig XI. aber, erzürnt über die schlechte Disziplin des Feudalheeres, nahm eine neue Heeresorganisation vor. Er gestattete dem Lehnsadel sich durch eine Geldabgabe von dem persönlichen Waffendienst loszukaufen, legte den Gemeinden eine Kriegssteuer statt der Einstellung militärpflichtiger junger Männer auf und gebot, daß in Zukunft alle Beute zusammengetragen und nach dem Gefecht gleichmäßig verteilt werden sollte. Durch jene Anordnung war er in den Stand gesetzt, die „Freischützen" aufzulösen und durch geworbenes leichtes Fußvolk, wozu die Schweizer das größte Kontingent lieferten, zu ersetzen. Die Eidgenossen machten keine Schwierigkeiten, dem König sechstausend Mann auserwählter Streiter zu „leihen". Im folgenden Jahr konnte Ludwig am Ufer der Seine über ein wohlgerüstetes Heer von 30,000 Mann Musterung halten.

Neue Heeresorganisation in Frankreich.

Während auf diese Weise der König von Frankreich aus der Niederlage bei Guinegate wichtige Vorteile zog, waren Maria und Maximilian nicht imstande, ihren Sieg zu benutzen. Die nördlichen Provinzen, Holland und Seeland, noch immer zerrissen und geschwächt durch die alten Parteikämpfe zwischen Hoeks und Kabeljaus (VII, 911), hatten durch die französische Marine, welche unter dem geschickten Vizeadmiral Coulon den Kanal und die Nordsee be-

Die Stimmung in den Niederlanden.

herrschte, viel zu leiden und waren einem Kriege abgeneigt, der ihren heimischen Interessen fern lag und sie im Heringfang störte; in Geldern forderte das Volk die Auslieferung des jungen Sohnes ihres gefallenen Herzogs Adolf; in Flandern und Brabant verweigerten die Stände die zum Kriege erforderlichen Steuererhöhungen; weder vom Kaiser noch von andrer Seite konnte das Herrscherpaar auf Unterstützung rechnen. Eine friedliche Übereinkunft mit Frankreich wäre ihnen daher sehr erwünscht gewesen; allein wie ernstlich auch der päpstliche Legat, Kardinal Giuliano della Rovere, nachmals Papst Julius II., sich bemühte, eine Ausgleichung der christlichen Höfe herbeizuführen, die Forderungen Ludwigs waren zu weitgehend; der Botschafter des heil. Vaters vermochte nichts als einen neuen Waffenstillstand zu stiften.

Zum Dank für die geistlichen Bemühungen entließ der König den Kardinal Balue und den Bischof von Verdun aus der Gefangenschaft, in der sie über zehn Jahre geschmachtet. In Rom fand der erstere bald Gelegenheit zu neuen Umtrieben.

Ludwigs Tyrannei und Menschenscheu.

Ludwig benutzte die Waffenruhe zu seinen Zwecken: ein stehendes Heer von vier- bis fünftausend Lanzen und 25,000 Mann besoldeter Kriegsknechte zu Fuß machte ihn zum unbeschränkten Herrn des Reichs; Scharen von bezahlten Kundschaftern und Agenten in den Provinzen und im Auslande unterrichteten ihn von allem, was vorging und geplant ward. Ein unerhörter Despotismus lag wie ein Alp auf der französischen Nation: die Steuern und Abgaben stiegen auf die dreifache Höhe gegen die vorige Regierung; die Soldaten, von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit befreit, gestatteten sich Bedrückungen und Mißhandlungen, die an die Zeiten der „Schinder“ (S. 753) erinnerten. Die Rechte des Parlaments wurden mißachtet und durchbrochen. Das ganze Land seufzte unter schwerem Druck; dem König war die Stimmung des Volks nicht unbekannt; verschiedene Mordversuche, die auf ihn gemacht, aber vereitelt wurden, gaben Zeugnis von dem allgemeinen Haß, der auf ihm lastete, und mehrten sein Mißtrauen und seine Menschenscheu. Er bereiste nicht mehr wie in früheren Jahren die Städte seines Reichs, er suchte nicht mehr den Verkehr der Menschen. Seitdem der Herzog von Nemours auf der Folter bekannt hatte, daß fast alle hohen Barone, Hofleute und Beamten in Verschwörungen wider den König verflochten gewesen, hielt er sich nur noch sicher in der Umgebung seiner Schergen und Leibwächter. Sein Schloß Plessis-les-Tours lag im „Garten Frankreichs“, aber für ihn war es nur ein weiter Kerker, den die Geister der Angst und des Schreckens umschwebten, wo die Jammertöne der Gefolterten und in eisernen Behältern Eingeschlossenen die Luft erfüllten. Es wurde früher erwähnt, mit welchen Schreckbildern die Volksphantasie jenen düsteren Ort ausmalte, wo Ludwig XI. mit seinem „Gevatter“ Tristan L'Hermite und andern Werkzeugen seiner Tyrannei fern von der Welt seine letzten Lebensjahre verbrachte, gepeinigt von Sorgen und Gewissensqualen, welche die Gesänge und Reigen der Hirten und Bäuerinnen, die man zu seiner Aufheiterung herbeirief, nicht zu bannen

vermochten, und beflissen, durch Astrologen und Wahrsager jede ihm bevorstehende Gefahr zu erforschen und abzuwenden. Selbst seine Gemahlin und der Dauphin durften ihn nur in seltenen Fällen besuchen; bloß seine Tochter Anna und sein Schwiegersohn, der Herr von Beaujeu, an denen er niemals eine Untreue entdeckt, mochten ihm nahe kommen. Zwar versichert Comines, Ludwig habe sich in seinem Alter viel mit inneren Reformen beschäftigt, geeignet die Wohlfahrt des Reichs zu begründen; er habe die Absicht gehabt, ein allgemeines Gesetzbuch, eine verbesserte Gerichtsordnung, Einheit des Maßes, des Gewichtes, der Münze zu schaffen; aber zur Ausführung solcher Pläne reichten Leben und Gesundheit nicht aus.

Die Provence und andre Territorien mit dem Königreich verbunden.

Dagegen war seine Politik von den glänzendsten Erfolgen gekrönt. Als der alte König René im Juli 1480 starb und sein Erbe, der Graf von Maine ihm im nächsten Jahr (10. Dez. 1481) ins Grab nachfolgte, fügte der König zuerst die Besitzungen des Hauses an der Loire als erledigtes Mannlehen der Krone bei, und zog dann infolge letztwilliger Verfügung des Königs René und seines Enkels die reiche und herrliche Landschaft Provence mit der Handels- und Seestadt Marseille an sich, eine Ausdehnung des Reichs innerhalb der natürlichen Landesgrenze, wie sie nicht vorteilhafter erzielt werden konnte. Die hafenreiche Küste des Mittelmeeres war für die Zukunft der französischen Nation von unberechenbaren Folgen. Selbst die Anrechte auf die sizilianische Krone gingen bei dem Erlöschen des jüngeren Zweiges des Geschlechts der Anjou auf den französischen König über. Umsonst legte Herzog René von Lothringen Verwahrung ein; durch die Thätigkeit der französisch gesinnten Familie Forbin wurde die Herrschaft Ludwigs XI. in der ganzen Provinz anerkannt. Dafür bestätigte der König alle bestehenden Rechte und Einrichtungen.

Marias Tod. Unruhen in den Niederlanden. 27. März 1482.

Kaum war dieser kostbare Gewinn gesichert, so öffnete sich dem französischen Monarchen eine zweite glückliche Aussicht. Am 27. März 1482 war Maria von Burgund auf einer Jagd bei Brügge durch einen Sturz von ihrem wilden Pferd schwer verletzt worden und drei Wochen danach ihren Wunden erlegen, eine edle, sanfte Fürstin von fünfundzwanzig Jahren, beliebt bei Volk und Adel. Sie hinterließ zwei Kinder, einen vierjährigen Knaben Philipp und ein Töchterchen, Margarete. Es war natürlich, daß der Vater, Erzherzog Maximilian, die Stelle eines Vormundes und Reichsverwesers in die Hand nahm; allein der deutsche Fürst hatte sich in Flandern und Brabant die Liebe und das Vertrauen des Volks nicht zu erwerben gewußt. Die Hoffnungen, welche die Flamänder in der ersten Zeit nach der Schlacht bei Guinegate von ihm gehegt, wurden getäuscht; in Gent und Brüssel war man ungehalten, daß die Verhältnisse mit Frankreich nicht geordnet wurden, daß ein schwebender Kriegszustand fortdauerte, der den Handel störte, dem Lande schwere Opfer an Geld und Mannschaft auferlegte und doch weder einen zuverlässigen Frieden noch eine bedeutsame Waffenthat zu Tage brachte; man nahm es dem Erzherzog übel,

daß er in so schwerer Zeit weniger an die Not des Landes als an seine Vergnügungen, an Festlichkeiten und Gelage, an Turniere und Jagdfreuden dachte; es reizte das Nationalgefühl, daß er in seinen Rat und in seinen Hofhalt vorzugsweise Deutsche berief und diesen sein ganzes Vertrauen zuwandte. Die Städte Gent, Brügge und Ypern kamen überein, dem Erzherzog die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu entziehen und dieselbe einem aus eingebornen Edelleuten gebildeten Vormundschafts- und Regentschaftsrat zu übertragen. In Geldern forderte das Volk mit den Waffen in der Hand seinen jungen Herzog; das Bistum Utrecht war im Aufruhr gegen seinen burgundischen Bischof; Lüttich, noch an den schweren Wunden blutend, die Karl der Kühne dem Gemeinwesen geschlagen, wurde von neuen bürgerlichen Stürmen durchtobt.

Wilhelm von der Mark und die Lüttticher.

Wilhelm von der Mark nämlich, ein heftiger, hochmütiger Edelmann, hatte sich die Würde eines Mambour zu verschaffen gewußt und mißbrauchte dieses Amt zu Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten, bis die Stände ihn verbannten. Rachedürstend eilte er nach Frankreich, sammelte Kriegsknechte und bewaffnete Landstreicher um sich und fiel wie ein verheerender Wettersturm über das Lütticher Gebiet her, das offene Land mit Feuer und Schwert heimsuchend. Niemand wagte dem „Eber der Ardennen" wie man ihn nannte, zu widerstehen. Drohend rückte er vor die Thore der Hauptstadt; der Bischof Ludwig von Bourbon, den der Graf als den Urheber seiner Verbannung besonders haßte, zog mit einem kleinen Haufen dem Bandenführer entgegen; beim ersten Zusammentreffen wurden die Lütticher zersprengt, der Bischof selbst in einem Engpaß durch die schwere Streitaxt des „Ebers" zu Boden geschlagen, sein Schädel zerspalten, die Leiche verstümmelt. Gleich einem Eroberer zog nunmehr Graf Wilhelm in die Stadt ein, zwang die Domherren seinen eignen Sohn zum Bischof zu wählen und riß das weltliche Herrscheramt an sich. Von Ludwig XI. ermutigt und unterstützt, reichte er den Insurgenten von Geldern und Utrecht und dem Herzog von Kleve die Hand zum Bunde und arbeitete dem österreichischen Fürsten aus allen Kräften entgegen.

Frieden von Arras. 1482.

Maximilian war in schlimmer Lage: ohne Geld, ohne Truppen, ohne verständige Ratgeber in einem feindlich gesinnten, von französischen Intrigen verwirrten Lande! Selbst seine Kinder hielt man von ihm entfernt. Unter solchen Umständen konnte er den Frieden, den die Stände von Flandern und Brabant mit Ungestüm forderten, nicht länger verweigern. Er mußte auf dem Landtag von Alost einwilligen, daß eine Gesandtschaft nach Arras abgeordnet wurde, um mit den Bevollmächtigten des Königs eine dauernde Übereinkunft zu schließen. Nach kurzen Verhandlungen vereinigte man sich zu dem Friedensvertrag von Arras, in welchem unter anderm festgesetzt ward, daß Maximilians Tochter, die dreijährige Margarete, als Verlobte des Dauphin nach Paris geführt werden und Burgund, Artois und einige andre auf französischem Boden gelegene Besitzungen zur Mitgift erhalten sollte. Falls die Ehe nicht vollzogen oder kinderlos bleiben würde, sollten diese Länder dem rechtmäßigen Erben Philipp zurückgestellt werden.

23. Dez. 1482.

Ausgleichungen.

Damit endigte der burgundisch-französische Krieg. Ludwig hatte vieles

erreicht, wenn er auch seine anfänglichen Pläne und Hoffnungen hatte herabstimmen müssen. Die abgetretenen Städte und Landschaften wurden einstweilen im Namen des Dauphin verwaltet, alle bestehenden Rechte, Gebräuche und Einrichtungen bestätigt und völlige Amnestie ausgesprochen. Bald darauf ward die kleine Margarete zu ihrer Erziehung nach Paris gebracht und mit dem Thronerben verlobt. Nun entzog Ludwig dem Grafen von der Mark, dem Herzog von Kleve und den Aufständischen in Utrecht und Geldern seine Hilfe und bewirkte dadurch, daß der Erzherzog allmählich die Oberhand bekam. Der tyrannische Beherrscher von Lüttich wurde zur Unterwerfung gebracht und in Maastricht enthauptet; aber sein Bruder Eberhard trat als Bluträcher auf, indem er an der Spitze einer bewaffneten Kriegsschar jahrelang das Lütticher Gebiet unsicher machte. Als Ludwig den unruhigen Niederländern keinen Vorschub mehr leistete, wurde Maximilian bald Meister des Widerstands und zwang die flandrischen und brabantischen Stände, ihn als Vormund und Reichsverweser bis zur Volljährigkeit seines Sohnes anzuerkennen. Unter dem Jubel des Volks hielt nunmehr der Habsburger seinen Einzug in Brügge und Gent und vereinigte sich mit seinem Sohn, dem jungen Herzog Philipp.

Niemand fühlte mehr Verdruß über diesen Ausgang als König Eduard IV. von England. Schon vor sieben Jahren war seine Tochter mit dem französischen Thronfolger verlobt worden, und nun wurde dieser Bund rücksichtslos zerrissen. Der englische Monarch traf bereits Anstalten, sich den Lüsten und Genüssen seines Hofes zu entreißen und die Schmach mit den Waffen zu rächen, als das Geschick ihn dahinraffte. Aber auch Ludwig sollte sich seines Triumphes nicht lange erfreuen; der Tod, der ihm so oft als Bundesgenosse zur Seite gestanden, ihn von so manchem Widersacher befreit hatte, „streckte die Hand auch über seine mehr von Arbeit und Sorgen als von den Jahren gefurchte Stirn". Bald nach dem Frieden von Arras schwanden seine, durch einen früheren Schlaganfall geschwächten Kräfte mehr und mehr dahin. Er zitterte vor dem Tode und überhäufte seinen Leibarzt, Jakob Coictier, einen brutalen und habgierigen Mann, der seinen Herrn tyrannisierte, mit Geld und Gütern, damit er ihm das Leben verlängere. Er schickte reiche Geschenke zu allen Kirchen, zu allen Gräbern und Altären der Heiligen und ließ Reliquien von allen Orten und Enden, besonders von Rom kommen. Männer und Frauen, die im Rufe der Heiligkeit standen, wie Franz von S. Paula aus Kalabrien, Stifter des Ordens der Minimen, mußten für ihn beten. Gegen seine Gewohnheit kleidete er sich in kostbare Gewänder, um seinen abgezehrten Leib zu verhüllen. In seinen letzten Tagen ließ er seinen Sohn, für den er in seinen Mußestunden eine Sammlung von moralischen, politischen und militärischen Regeln und Maximen angefertigt und Rosier des Guerres überschrieben hatte, vom Schlosse Amboise zu sich kommen, empfahl ihn der Treue seines Schwiegersohnes, des einundzwanzigjährigen Herzogs von Orleans, den er

Tod Eduards IV. von England und Ludwigs XI. von Frankreich. 1483.

30. Aug. 1483. zugleich vor gefährlichen Verbindungen gegen die Krone warnte, und schied dann, gefaßt und bis ans Ende mit politischen Gedanken beschäftigt, aus dem Leben.

Resultate der Regierung Ludwigs XI. Mit Ludwig XI. begann eine neue Epoche in der französischen Geschichte. Nicht nur, daß er das absolute Königtum auf den Trümmern des mittelalterlichen Feudalismus aufrichtete und das Reich seiner Abrundung innerhalb der natürlichen Grenzen einen bedeutenden Schritt näher rückte, er führte auch die humanistische Wissenschaft, die in Italien ihren siegreichen Lauf begonnen, in die französische Welt ein. Wie die unumschränkte Monarchie den Lehnstaat niederwarf, so überwand diese aus dem griechischen und römischen Altertum emporgewachsene neue Kultur die Scholastik des Mittelalters. Besonders hatte sich die Heilkunde und die Chirurgie der Gunst des Königs zu erfreuen. Die medizinische Fakultät in Paris hat erst unter ihm eine würdige Stellung neben den andern wissenschaftlichen Instituten erlangt. Auch begünstigte er die Buchdruckerei, die aus Deutschland eingeführt in Paris und andern Städten bald große Verbreitung fand. Selbst in der Sorbonne wurde eine Werkstätte der Typographie aufgerichtet. Wir werden die Strahlen des neuen geistigen Lebens, die damals die Welt zu erleuchten begannen, an einem andern Orte zusammenfassen; Kunst und Wissenschaft vereinigten sich mit der Politik, mit dem Kriegswesen, mit den gesellschaftlichen Umgestaltungen, um eine neue Periode der Weltgeschichte zu begründen. Und diese Periode der Neugestaltung des gesamten öffentlichen, geistigen und sozialen Lebens, diese an neuen Ideen und Schöpfungen so fruchtbare Zeit hat Ludwig XI. erkannt und ihr zum Durchbruch verholfen. Er selbst war ein rastloser und thätiger Meister am Webstuhl der Zeit, und wie er mit revolutionärem Despotismus die alten Formen eines überlieferten Staatsorganismus zerschlug, so schaffte er auch auf andern Gebieten dem Zeitgeist Raum zur Entfaltung, so gab er auch andern Kräften das Recht zu erobern und zu herrschen. Die Städte, die ihm in der Not Treue und Ergebenheit bewiesen, besonders Paris, Tours, Larochelle, Bordeaux, Beauvais, Troyes u. a., erhielten zum Lohn mancherlei Rechte und Freiheiten, so daß sie von der Zeit an einen bedeutenden Faktor im Staatsleben Frankreichs bildeten. Handel und Gewerbthätigkeit wurden durch günstige Gesetze und Verordnungen geschützt; das Verkehrsleben führte er einer größeren Entwickelung entgegen, indem er das Strandrecht aufhob, fremden Kaufleuten Sicherheit ihrer Warenlager und freie Niederlassung gewährte, die Errichtung von Märkten und Messen förderte, das Zunft- und Innungswesen in seine Obhut nahm, im ganzen Reich königliche Posten organisierte. Wie drückend auch in vielen Dingen Ludwigs XI. Regiment für das Volk sein mochte, wie willkürlich er sich oft über Recht und Gericht wegsetzte, wie sehr er hoch und niedrig seinen despotischen Sinn, seinen kalten Egoismus, seine herzlose Staatsräson fühlen ließ, wie schwer die Nation unter der neuen Militärlast zu leiden hatte, dennoch bezeichnet seine Regierung einen wesentlichen Fortschritt und bildet den Übergang zu dem modernen Staat.

Seine Tyrannei war eine Zucht- und Übungsschule zur Unterordnung des Einzelwillens unter das Staatsganze. Diese welthistorische Bedeutung und Stellung Ludwigs hat Comines, ein Staatsmann, der ihn lange in der Nähe beobachtete, richtig erkannt; und dieser fällte das Urteil, es sei mehr Gutes und weniger Schlimmes von ihm zu sagen als von allen übrigen Fürsten seiner Zeit. Bei ihm war wenigstens der Egoismus von höheren allgemeinen Zwecken getragen.

V. Frankreich unter König Karl VIII.

1. Die Zeit der Konflikte.

Der Tod Ludwigs XI. gab das Signal zu tiefen inneren Bewegungen. Das neue Regiment. Alles, was unter der Tyrannei des verstorbenen Königs gelitten hatte, forderte laut die Abstellung der Mißbräuche und Ungerechtigkeiten, die Rückkehr zu den alten Zuständen, die Beseitigung und Bestrafung der Werkzeuge des despotischen Monarchen. Wie bei dem Hingang Philipps des Schönen (VII, 743) machte sich die Entrüstung der Nation Luft in der allgemeinen Verdammung des Regierungssystems des verstorbenen Königs: der hohe Adel verlangte die Wiedereinsetzung in seine Rechte, Güter, Ehre, Freiheit; das Parlament die Herstellung der legalen Justizformen und die Entfernung der Ausnahmsgerichte; das Volk in Stadt und Land die Abschaffung der drückenden Steuern und Auflagen und die Verminderung der Militärlast. Alle diese Beschwerden und Forderungen richteten sich gegen eine Regierung, die erst im Werden begriffen war, da Ludwig keine Bestimmungen getroffen hatte, wie es nach seinem Tode gehalten werden sollte. Sein Sohn Karl (geb. den 30. Juni 1470) stand im vierzehnten Lebensjahre und war somit nach der Anordnung Karls V. regierungsfähig; er bedurfte also keiner Vormundschaft. Aber schwach an Geist und Körper und in seiner Erziehung vernachlässigt, war er zum selbständigen Handeln nicht geeignet. Es erhob sich daher ein großer Wetteifer unter den Gliedern des königlichen Hauses und den hohen Würdenträgern, um die Leitung der Staatsgeschäfte in die Hände zu bekommen; und in diesem Streben lief eine Frau allen andern Mitbewerbern den Rang ab: des Königs älteste Schwester Anna, Gemahlin Peters von Bourbon, Herrn von Beaujeu. Obwohl erst zweiundzwanzig Jahre zählend, war sie an Klugheit und Energie allen überlegen; sie allein hatte den Geist und politischen Verstand ihres Vaters geerbt. Die Mutter des Königs, Charlotte von Savoyen, welche ihr den Einfluß hätte streitig machen können, ging einige Monate nachher aus der Welt, ehe sie sich ihrer neuen freieren Stellung bewußt geworden war. Denn bei Lebzeiten ihres Gatten hatte sie unter einem schweren Joch gelegen. Ein gefährlicherer Rivale war der Gemahl der

jüngeren Schwester Johanna, Herzog Ludwig von Orleans, ein junger Fürst von kaum einundzwanzig Jahren, den der Verstorbene selbst zum Leiter und Ratgeber seines königlichen Schwagers bestimmt zu haben schien. Aber kaum sah sich der Prinz von dem Zwange befreit, in dem er bisher gehalten worden, als er sich mit vollen Segeln in das Meer sinnlicher Genüsse und jugendlicher Ausschweifungen stürzte. Seine Gattin, eine Dame von Herzensgüte, aber ohne alle körperlichen Reize, vermochte den lebensfrohen jungen Mann nicht zu fesseln; er entschädigte sich in den Armen schöner Buhlerinnen, vergnügte sich am Jagen, Reiten, Lanzenwerfen, an Ritterspielen und Gelagen und schien fern von dem Ehrgeize, eine bedeutende Rolle in der politischen Welt spielen zu wollen.

Anna von Beaujeu.

In kurzem war Anna die eigentliche Regentin Frankreichs. Die zahlreichen Glieder der mächtigen Familie Bourbon, die sie durch ihren Gemahl auf ihre Seite zu ziehen und mittels Ehrenstellen an ihr Interesse zu fesseln wußte, bildeten ein Gegengewicht gegen die Partei Orleans, deren leitendes Haupt des Herzogs Vetter Dunois war, der Sohn und Erbe des großen Bastard, ein kluger, gewandter und für diplomatische Intrigen geschickter Edelmann. Johann von Bourbon, der Bruder von Annas Gemahl, wurde zum Connetable und Generalleutnant ernannt, und bei der Zusammensetzung des neuen Konseil oder königlichen Rats, dem die Leitung der Staatsgeschäfte vorläufig übertragen ward, wußte sie es dahin zu bringen, daß mehrere ihrer Freunde und Anhänger in die Zahl der Mitglieder aufgenommen wurden. Dabei waren die ersten Regierungshandlungen darauf berechnet, eine versöhnliche Stimmung zu erzeugen: die schlimmen Räte und Werkzeuge Ludwigs XI. wurden ihres Einflusses und ihrer Ämter beraubt und die verhaßtesten, darunter Olivier le Dain, an den Galgen geheftet und Doyat mit Ruten geschlagen und zum Pranger und zum Verlust der Ohren verurteilt. Mehrere gefangene Edelleute erhielten die Freiheit, die Kinder und Angehörigen der Hingerichteten die eingezogenen Güter zurück; Herzog René von Lothringen wurde mit der Herrschaft Bar belehnt und für die Provence mit Jahrgeldern und Versprechungen abgefunden; die entfremdeten Krongüter wurden eingezogen und dadurch eine Minderung der Abgaben ermöglicht. Damit man aber in Zukunft vor ähnlichen willkürlichen Besteuerungen sicher sei, forderten viele namhafte Stimmen, daß zu jeder Gelderhebung, wie in England, zuvor die Bewilligung der Reichsstände eingeholt werden müsse, eine Forderung, die von andern bekämpft wurde, weil sie der königlichen Autorität zu nahe trete.

Die Ständeversammlung in Tours. Jan. 1484.

Diese Äußerungen der öffentlichen Meinung über diese wichtige Frage hatten wenigstens die Folge, daß im nächsten Jahr eine allgemeine Ständeversammlung nach Tours einberufen ward, in welcher nicht nur Adel, Klerus und Bürgerschaft vertreten war, sondern auch die freien Bauern ihre Abgeordneten zu dem dritten Stande sandten. Dabei kam eine neue Wahlordnung in An-

wendung, welche von der fortgeschrittenen Entwickelung des monarchischen Staatsorganismus im Gegensatz zu dem Feudalismus Zeugnis gab.

Die Wahlen wurden nämlich nicht nach den Lehnsgütern der Grafen und Herren, sondern nach Amtskreisen, nach Stadt- und Landbezirken angeordnet; und bloß solche Prälaten und Barone galten als Repräsentanten, welche durch die Wahl ihrer Standesgenossen dazu berufen wurden. Bloß darin bestand ein Unterschied, daß die Privilegierten aus direkten Wahlen ihr Mandat empfingen, während die Vertreter des Tiersetat aus einer zweifach gebrochenen Wahl hervorgingen. Nur diejenigen Landschaften, welche, wie die Languedoc, besondere Provinzialstände besaßen, wurden durch Delegierte aus diesen Versammlungen vertreten. Es war mehr diese Zusammensetzung, welche dem Reichstag von Tours die große Bedeutung gab, als die Beschlüsse. Denn sie verlieh der Versammlung der drei Stände einen demokratischen Charakter. Bei den Diskussionen und Abstimmungen waren alle Glieder gleich und gleichberechtigt. Der Despotismus des elften Ludwig war eine Werkstätte für einen Staatsorganismus, in welchem die Keime der Freiheit und Gleichheit für alle verborgen lagen. Die Liste der Abgeordneten, etwa 250 an Zahl, die Geschäftsordnung, der Gang der Verhandlungen sowohl in den einzelnen Sektionen oder „Nationen“ als in den Hauptsitzungen im Saale des erzbischöflichen Palastes, wie sie sich in der Aufzeichnung eines der Deputierten erhalten haben, lassen erkennen, daß die Ständeversammlung zu Tours eine viel größere Bedeutung hatte als alle, die vorausgegangen, und als die meisten, die in den nächsten zwei Jahrhunderten gefolgt sind. Wahlsystem.

Die Rivalität, welche bereits zwischen der Partei Bourbon und Orleans hervortrat, kam der nationalen Strömung zu statten. Da der König, wie jedermann wußte, zur eignen Regierung noch unfähig war, so hatte der Staatsrat, das königliche Konseil, den Charakter eines Regentschaftsrats; seine Zusammensetzung war daher für das ganze Reich von der größten Bedeutung. Wir wissen, daß Anna und ihr Gemahl besonders thätig gewesen waren, ihren Freunden und Genossen diese Ratsstellen zuzuwenden. Unter den fünfzehn Mitgliedern, die man vorläufig ernannt hatte, waren mehrere der einflußreichsten Diener des verstorbenen Königs, wie Comminges (Lescun) des Querdes, Comines u. a. Die Partei Orleans hoffte nun mit Hilfe der Versammlung mehr Boden zu gewinnen; sie begünstigte daher das Bestreben vieler Abgeordneten, die Besetzung des Konseils als eine nationale Angelegenheit dem Ständetag zu vindizieren; um die Gegner aus dem Felde zu schlagen, machte sie sich zum Vorfechter liberaler und demokratischer Ideen. Im Gegensatz zu den bisherigen Ansichten, wonach das Regiment, wenn der König aus irgend einem Grund nicht selbst die Staatsgeschäfte besorgen könne, in erster Linie den fürstlichen Männern aus der königlichen Verwandtschaft zustehe, hörte man damals den Grundsatz verfechten, daß in solchem Falle die Regierungsgewalt den Reichsständen oder den von ihnen erwählten Männern gebühre, somit die Organisation des Staatsrats nur unter ihrer Mitwirkung und Zustimmung vor sich gehen dürfe. Es ging ein revolutionärer Zug durch die Stände; die normännische „Nation“, an ihrer Spitze Masselin, der Geschichtschreiber dieses denkwürdigen Reichstags, forderte kühn, Verhandlungen über das Konseil des Königs.

daß das höchste Regierungskollegium durch die Stände besetzt werde, und einige andre stimmten bei. Philipp Pot, Herr de la Roche aus Burgund, führte in einer feurigen Rede den Satz durch, „daß die Könige ursprünglich durch die Stimme des souveränen Volks gewählt worden seien, tapfere, weise und tugendhafte Männer, welche ihres eignen Vorteils vergessend, nur für die öffentliche Wohlfahrt bedacht sein sollten". Der Geist des Altertums, der damals alle Lebensformen durchdrang, gab sich auch in den Auffassungen vom Wesen und Zweck des Staats und seiner Leiter kund; man fühlte den Hauch des römischen Republikanismus. Zu solchen kühnen Anschauungen konnte sich jedoch die Versammlung nicht aufschwingen; besonders zeichneten sich damals die Pariser Abgeordneten, aus deren Mitte der Vorsitzende, der Abt von St.-Denis, gewählt worden war, durch vorsichtige Mäßigung aus und wurden dabei von den „Nationen" des Südens, Languedoc und Aquitanien, unterstützt. Man wollte es mit den königlichen Prinzen nicht verderben, den Bogen nicht zu stramm anziehen. Noch war das Nationalgefühl nicht stark genug, die provinziellen und persönlichen Interessen zurückzudrängen. So vereinigte sich denn die Versammlung endlich zu einem Beschluß, der das monarchische Prinzip scharf betonte, die Bestellung des Konseils der eignen weisen Anordnung des Königs anheimgab und nur festsetzte, daß im Falle seiner Verhinderung der Herzog von Orleans oder in dessen Abwesenheit der Herzog von Bourbon oder der Herr von Beaujeu den Vorsitz darin führen sollte. Auch sollte der König ersucht werden, zu den fünfzehn Mitgliedern noch zwölf rechtliche, erfahrene und gewissenhafte Männer aus den sechs Sektionen der Ständeversammlung hinzuzufügen. Allen Prinzen von Geblüt aber sollte das Recht zustehen, den Sitzungen des Rats jederzeit anzuwohnen.

Anträge und Bestrebungen.

Durch diesen Beschluß war der nationalen Opposition die schärfste Waffe entzogen; die Regierung und die Hofpartei faßten daher neuen Mut, auch in den übrigen wichtigen Fragen ein günstiges Resultat zu erzielen. Da die Versammlung zunächst auf Abstellung der Mißbräuche drang, die unter Ludwig XI. auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens eingerissen, und Reformen verlangte, welche die beim Tode Karls VII. herrschenden Zustände wieder zurückführen sollten, so war eine Basis zur Verständigung gegeben; denn auch der Hof und die hohe Beamtenwelt, der Adel und die Geistlichkeit strebten nach Reformen. Die despotische Hand des verstorbenen Monarchen hatte so schwer auf dem Reich gelastet, daß die Klagen und Beschwerden der Stände allenthalben Widerhall fanden.

Die Geistlichkeit verlangte, daß die pragmatische Sanktion aufrecht erhalten und die alten Freiheiten der gallikanischen Kirche geachtet würden; der Adel, daß ihm das entrissene Jagdrecht zurückgegeben, der Lehnsdienst im Heer vergütet und daß ihm die seiner Geburt zukommende Berücksichtigung bei Militär- und Staatsämtern zu teil werde; die Männer des dritten Standes, daß man die Steuerlast mindere, dem Über-

mut und den Gewaltthätigkeiten der Soldaten und Einnehmer wehre, den Gerichtsgang verbessere, die herkömmlichen Rechte und Gebräuche in den Städten und Provinzen beobachte, die Kriegsmannschaft herabsetze, die den Handel und Verkehr belästigenden Zölle und Auflagen beschränke u. a. m. Die Taille und die Aides sollten nur mit Zustimmung der Stände auferlegt und alle zwei Jahre ein Reichstag einberufen werden. So wenig auch die Forderungen des Adels im Interesse des Tiersetat waren, man vereinigte sich doch zu einer gemeinsamen Aufstellung, um durch die Solidarität mehr Nachdruck zu erzielen.

Als die schriftlich abgefaßten Artikel in Gegenwart des königlichen Knaben verlesen waren, erklärte der Kanzler, daß der Monarch den Eifer der Stände für das Wohl des Staats lobend anerkenne und erfahrene und einsichtsvolle Männer aus ihrer Mitte in seinen Rat aufnehmen werde, welche bei der Prüfung und Entscheidung der beantragten Reformen mitwirken sollten. Es wurden auch wirklich sechzehn Mitglieder zugezogen, aber nicht so, daß die Versammlung sie wählte, sondern das Konseil ernannte sie. Am folgenden Tag wurde die Ausschmückung des allgemeinen Sitzungssaales entfernt, wodurch die Regierung anzudeuten schien, daß sie die Geschäfte der Versammlung als beendigt betrachte. Aber so leicht war die Opposition nicht zu brechen. Die Stände weigerten sich, die sechzehn Beigeordneten, größtenteils Beamte und abhängige Leute, als Vertrauensmänner anzuerkennen und ihnen einen offiziellen Charakter beizulegen. So mußte sich denn die Regierung entschließen, da die Staatsausgaben noch nicht verwilligt waren, mit den Abgeordneten selbst weiter zu verhandeln.

Verhandlungen über das Budget.

13. Febr. 1454.

Der Connetable von Bourbon suchte zu beweisen, daß zur Verteidigung des Landes eine Heeresmacht von 2500 Lanzen und etwa 8000 Mann Fußvolk erforderlich sei. Die Versammlung erklärte jedoch, daß sie hierüber erst dann einen Beschluß fassen könne, wenn man ihr die Aufstellung aller Einnahmen und Ausgaben vorgelegt haben würde. Die obersten Finanzbeamten reichten darauf ihre Listen ein, die aber als ungenau angefochten wurden; denn die Einkünfte aus den Domänen und den Aides waren darin viel zu niedrig angesetzt. Nach längeren lebhaften Verhandlungen einigten sich die Stände darüber, die von Karl VII. erhobene Taille im Betrag von 1,200,000 Livres zu bewilligen, jedoch sollte diese Verwilligung nur für zwei Jahre gelten und vor Ablauf dieser Zeit ein neuer Reichstag einberufen werden. Mehrere Tage bemühten sich die Prinzen und die Mitglieder des königlichen Rats die Versammlung zu einer größeren Bewilligung zu bewegen; alles, was sie durch persönliche Besprechungen mit den Führern der einzelnen Sektionen erlangten, war ein weiterer Zuschuß von 300,000 Livres, der jedoch nur einmal als Geschenk dem neuen König dargereicht werden sollte. 28. Febr.
Die Regierung war damit zufrieden und willigte nunmehr ein, daß die Versammlung aus ihrer Mitte eine Kommission wähle, welche mit den Staatsbehörden die Verteilung der Steuersummen über alle Provinzen des Reichs vornehmen möge, eine Arbeit, die bei der Menge von Einzelrechten und Befreiungen große Schwierigkeiten hatte und Unzufriedenheit, Beschwerden und Einsprachen von allen Seiten hervorrief. Auch über die Tagegebühren der Abgeordneten erhob sich Streit, indem die einen verlangten, daß jeder der drei Stände die Ausgaben seiner Vertreter aufbringen sollte, die andern

dagegen, voran der Adel, die Gesamtheit zu den Entschädigungskosten beigezogen wissen wollte.

Auflösung des Reichstags. Nachdem die Geldangelegenheit geordnet war, suchte die Regierung sich sobald als möglich der Versammlung zu entledigen. Schon am 7. März dankte in einer königlichen Sitzung der Kanzler den Ständen für ihre Treue und Ergebenheit, rühmte ihren Fleiß und ihre Umsicht und machte dann die Mitteilung, daß König Karl VIII. seiner Gesundheit wegen sich am folgenden Tage nach Amboise begeben werde. Doch würden die Prinzen und das Konseil zurückbleiben, um mit Delegierten der einzelnen Sektionen, welche die Versammlung wählen möge, die noch übrigen Gegenstände, insbesondere die Reform der Rechtspflege und die kirchliche Frage zu erledigen. Vergebens protestierte die nationale Partei, an ihrer Spitze Johann Cardier, ein beredtes Glied des dritten Standes aus Forez, gegen dieses Verfahren und forderte, daß die Versammlung bis zur Entscheidung vereinigt bleibe; als der Kanzler erklärte, daß der königliche Rat die wichtigen Angelegenheiten nicht so rasch zur Erledigung führen könne, beschloß die Mehrheit, teils aus Servilität, teils aus Ermüdung, den Ausschuß zu wählen und dann nach Haus zu gehen. (14. März.) Einige Tage nachher erfolgte die Antwort des Königs auf die Anträge: In betreff der Rechtspflege, des Handels und andrer Gegenstände war den Beschwerden in den meisten Punkten Rechnung getragen; dagegen wurde über die pragmatische Sanktion nichts festgesetzt; die Prälaten, unter denen die römisch gesinnten Erzbischöfe von Tours und Lyon das entscheidende Wort führten, meinten, dem Reichstag stände es nicht zu, sich mit kirchlichen Fragen zu befassen. Nichtsdestoweniger hielt sich das Parlament in seinen Entscheidungen an die Bestimmungen der Übereinkunft, so daß es nie klar zu Tage kam, ob dieselbe abgeschafft oder noch immer in Gültigkeit sei.

Bedeutung desselben. Der Reichstag von Tours war ein denkwürdiges Ereignis; es war ein Ansatz zum Repräsentativsystem, der Anfang zu einer Mitwirkung der gesamten Nation bei der Gesetzgebung und Verwaltung, der Ausdruck für das erwachte Bewußtsein von der Solidarität der nationalen Interessen. Wäre dieser Ansatz gepflegt und weiter entwickelt worden, hätte man insbesondere auf der verlangten Periodizität bestanden, die Regierung gesetzlich angehalten, die Reichsstände regelmäßig alle zwei Jahre zu einer Sitzung einzuberufen, so hätte Frankreich am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine aus den verschiedenen Elementen des Volks gemischte Staatsform erlangt, worin der Grundsatz bürgerlicher Gleichheit und Gleichberechtigung einen viel schärferen Ausdruck erhalten haben würde als in England. Daß die Stände auf diesem Rechte nicht bestanden, daß die regelmäßige Einberufung unterbleiben konnte, war ein Beweis, daß weder die politische Einsicht noch das nationale Bewußtsein tief in das Volk eingedrungen war. Die einzelnen Provinzen fühlten sich noch zu sehr als gesonderte Stammeseinheiten, die nur in der Person des Königs den vereinigenden Mittel-

punkt hatten; ihr Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten ging in den seltensten Fällen über die Grenzen der Provinziallandtage hinaus; landschaftlicher, städtischer und ständischer Partikularismus hielt den politischen Blick befangen. So konnte es kommen, daß die Resultate der Ständeversammlung in Tours mehr und mehr zusammenschwanden, daß die Organe der Regierung, obwohl in sich gespalten, den Staat willkürlich lenkten, nur daß das Regiment milder und gemäßigter war als unter Ludwig XI., weil das Zepter von schwächeren Händen geführt ward. In den folgenden Jahren, von denen die Geschichte überhaupt wenig zu berichten hat, ist von einer Nationalversammlung nicht weiter die Rede; das öffentliche Leben zerbröckelte in den Provinzialständen, in den Hofintrigen, in den Parteikämpfen der hohen Damen und Herren, welche einander die Herrschaft über den jungen und schwachen König streitig machten.

Die Partei Orleans hatte gehofft, durch die Reichsstände den Einfluß der Parteien und Bündnisse. königlichen Schwester zu brechen; als nun diese Hoffnung gescheitert war und „Madame Anna" nach wie vor ihre Herrschaft über den König behauptete, wurde die Rivalität schärfer und persönlicher. Nachdem Karl VIII. in Reims die Königsweihe empfangen, hielt er einen glänzenden Einzug in „seine gute Stadt" 30. Mai 1484. Paris, wo nunmehr eine Reihe von Festlichkeiten, Turnieren, Bällen und Lustbarkeiten aller Art veranstaltet wurde, zum großen Jubel der Bürger, welche unter dem düsteren Schreckensregiment Ludwigs XI. so fröhliche Tage gänzlich entbehrt hatten. Bei dieser Gelegenheit erlangte der Herzog von Orleans, dessen gesellige und lebensfrohe Natur immer neue Erheiterungen, Ritterspiele und Vergnügungen erfand, die Gunst des Königs in solchem Grade, daß die hohe Dame Beaujeu für ihre Stellung besorgt ward. Sie entführte daher den Bruder Sept. schnell nach Montargis, damit er den Verlockungen des Schwagers entzogen würde. Nun rüstete man sich auf beiden Seiten zum offenen Kampf um die Macht und sah sich nach Bundesgenossen um. Die Bretagne wurde das Schlachtfeld der Intrigen. Der schwache Herzog Franz II., der sich damals von einem schlauen, gewandten Günstling, Peter Landois, einem ehemaligen Schneider, ganz beherrschen ließ, war bei dem einheimischen Adel in die höchste Mißachtung gesunken. Da der verhaßte Ränkeschmied, bestochen durch die Yorkschen Könige, seinen Herrn im Bunde mit England festhielt, so bildete sich eine Gegenpartei, welche eine nähere Verbindung mit Frankreich anstrebte. Bald war die ganze Halbinsel von Faktionen zerrissen: eine Anzahl französisch gesinnter Barone überfiel den Herzog in Nantes und hielt ihn eine Zeitlang gefangen, bis die Bürger der Stadt seine Befreiung erzwangen. Beide Parteien suchten in diesem gährenden Lande festen Fuß zu fassen. Während Ludwig von Orleans gegen sein dem verstorbenen König gegebenes Versprechen sich mit dem Herzog und Landois in englische Konspirationen einließ, erlangte Anna von dem Herrn von Rieux und vier andern hohen bretonischen Baronen das Versprechen, daß nach

dem Tode des Herzogs, welcher nur zwei Töchter hatte, die Halbinsel Bretagne mit Frankreich vereinigt werde, unter Garantie ihrer überlieferten Freiheiten und Stammesrechte. Auch den Herzog René von Lothringen brachte Anna zu einem Bündnis und benutzte den Streit der Flandrer und des Erzherzogs Maximilian, um mit den drei mächtigen Stadtgemeinden Gent, Brügge und Ypern, welche die vormundschaftlichen Rechte des österreichischen Fürsten über seinen Sohn Philipp nicht anerkennen wollten, einen Freundschaftsbund zu schließen. Ein Botschafter verkündigte dem Erzherzog im Namen des Königs von Frankreich, Lehnsherrn von Flandern, daß er sich aller Feindseligkeiten gegen die Einwohner der Grafschaft zu enthalten habe. Man glaubte, der Geist Ludwigs XI. sei in seiner energischen und staatsklugen Tochter wieder lebendig geworden.

Der Herzog von Orleans zurückgewiesen und auf der Flucht.

Das Bündnis, welches Graf Dunois im Namen seines Herrn mit dem Herzog von der Bretagne schloß, hatte zum Zweck, „den König aus den Händen derer zu befreien, welche ihn gleich einem Gefangenen behandelten". Ehe Ludwig jedoch zu den Waffen griff, versuchte er auf friedlichem Wege zum Ziel zu

17. Jan. 1485.

kommen. Er begab sich mit Dunois in das Sitzungshaus des Parlaments und ließ dort vorstellen, wie der König im Widerspruch mit den Bestimmungen des Reichstags durch Frau von Beaujeu unter Vormundschaft gehalten und von allem Verkehr mit den Prinzen von Geblüt abgezogen werde; wie willkürlich und verschwenderisch Madame Anna mit den Staatsgeldern wirtschafte u. a. m. Das Parlament möge ihn unterstützen, daß der König seine Freiheit erlange und nach Paris zurückkehrend mit den Räten seines Vaters und Großvaters das Reich regiere. Er selbst wolle auf vierzig Meilen von der Person des Königs entfernt bleiben, wenn Frau Anna sich auf zehn Meilen entfernen wollte. Der erste Präsident, La Vaquerie, gab ihm die verständige Antwort, das Parlament sei eingesetzt, um Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, nicht aber, um sich in die Verhältnisse des Hofes, des Kriegs und der Finanzen einzumischen; niemand sei befugt, ohne ausdrückliche königliche Genehmigung Vorstellungen zu machen. Man beschloß, dem Monarchen die Beschwerden des Herzogs mitzuteilen, aber ohne sich darüber auszusprechen. Ebenso erfolglos war Ludwigs Versuch, die Universität und einige Städte für seinen angeblichen Befreiungsplan zu gewinnen. Nirgends hatte man Verlangen, eine neue Ligue der Feudalherren zu begünstigen. Nur durch rasche Flucht entging der Herzog der Gefahr, in die Gefangenschaft seiner Gegnerin zu geraten. Während er mit zwei Gefährten nach der Normandie flüchtete, um in Verbindung mit dem Herzog von Alençon und andern unzufriedenen Baronen eine Schilderhebung vorzubereiten, kehrte Frau von Beaujeu mit dem König nach Paris zurück, entzog den Häuptern der Partei Orleans ihre Ämter und Pensionen und rüstete sich zur Gegenwehr. Schon waren Anna und der König nach Evreux vorgerückt, als den Gegnern der Mut entsank und sie eine Ausgleichung zu erzielen suchten. Da aber die

Fürstin nicht gewillt war, ihre Macht mit andern zu teilen, so war die Versöhnung von kurzer Dauer. Ludwig begab sich in seine Stadt Blois und knüpfte von dort aus durch Dunois neue Intrigen an.

Franz von der Bretagne und sein Günstling Landois boten freudig die Hand zu einem Komplott, das neue Verwirrung über Frankreich zu bringen versprach; ebenso König Richard III. von England, dessen gefürchteter Rivale Heinrich Tudor unter dem Schutze des französischen Hofes vor den Yorkschen Mörderhänden gesichert ward; und Maximilian, welcher endlich die Flandrer genötigt hatte, ihm die vormundschaftliche Regierung ihres Landes zuzugestehen, brannte vor Verlangen, sich an der „Dame Beaujeu" zu rächen und ging daher gern auf die Pläne des Orleans ein. So bereitete sich ein Aufruhr von weiter Hand vor; auch der Graf von Angouleme und Annas eigner Schwager, der Herzog von Bourbon, schlossen sich dem Waffenbunde an. Die neue Ligue.

Da traten Ereignisse ein, welche den Bürgerkrieg im Keime erstickten und dem Hof den vollständigsten Sieg verschafften. Wir werden im nächsten Abschnitt die Schlacht von Bosworth kennen lernen, welche den Waliserfürsten Heinrich Tudor auf den englischen Thron führte; der tragische Ausgang Richards III. brach auch in der Bretagne die Macht seines Bundesgenossen Landois; die französische Partei wurde Meister in Nantes, nahm den verhaßten Günstling gefangen und ließ ihn am Galgen sterben. Damit war den Aufständischen ihre stärkste Stütze entzogen. Als die königlichen Truppen, begleitet von dem Lothringer ins Feld rückten, wagten die Verbündeten nicht den Kampf aufzunehmen. Selbst die Stadt Orleans versagte ihrem Herrn die Aufnahme. Nun legten der Herzog und seine Bundesgenossen die Waffen nieder und unterwarfen sich der Gnade des Königs. Sie erlangten Verzeihung; nur Dunois, dessen intriganten Geist Anna fürchtete, mußte das Land verlassen. Er begab sich nach der Stadt Asti, welche dem Hause Orleans durch Valentine von Mailand zugefallen war. Sieg des Hofes.

Maximilian hatte seine Verbündeten nicht unterstützt. Er war während der Zeit in Deutschland beschäftigt, um noch vor dem Hingang seines Vaters seine Königswahl im Reich zu betreiben. Erst als er in Frankfurt die römisch-deutsche Kaiserkrone erlangt hatte, kehrte er nach den Niederlanden zurück und zog mit einem aus Schweizern und deutschen Landsknechten zusammengesetzten Heer in Artois ein. Aber an den mit Lebensmitteln und Besatzungen wohl versehenen Festungen brach sich seine Macht. Die Eroberung von Terouenne und Lens war der einzige Erfolg seines Feldzugs. Als der Winter herannahte, sah er sich zum Abzug genötigt; denn seine Truppen, denen er den Sold schuldete, waren durch massenhaftes Ausreißen zusammengeschwunden. Maximilian in Artois. Frühjahr 1486.

Nun bereitete sich aber in Frankreich eine neue Schilderhebung vor, so gewaltig, wie einst die Ligue für das öffentliche Wohl. Dunois, der sich von Asti nach Poitou begeben hatte, war die Seele der großen Verbindung, die sich jetzt an Maximilian anlehnte, wie die frühere an seinen Schwiegervater, Karl von Burgund. Nicht nur Franz von der Bretagne, der sich mit seinen Baronen Neue Schilderhebung.

ausgesöhnt und durch die Stände von Rennes die Unabhängigkeit seines Landes und die Erbberechtigung seiner beiden Töchter hatte erklären lassen, verband sich aufs neue mit den Herzögen von Orleans und Bourbon, auch René von
Okt. 1486. Lothringen, erbittert, daß Anna durch königliche Ordonnanz die schöne Grafschaft Provence unwiderruflich mit der Krone Frankreich vereinigte, Johann von Albret, durch seine Vermählung mit Katharina von Foix, Enkelin Leonorens von Aragonien (S. 73), Herr des Königreichs Navarra auf beiden Seiten der Pyrenäen, der Fürst von Oranien, die Grafen von Angouleme, Nevers und viele andre hohe Herren traten dem Bunde bei. Die Anordnungen des Reichstags von Tours aufrecht zu halten und den König aus den Händen seiner schlimmen Ratgeber zu befreien, wurde als Zweck ihrer Verbindung aufgestellt. Anna verlor indessen den Mut nicht. Der Plan, den König zu entführen und in die Gewalt
Jan. 1487. des Herzogs von Orleans zu bringen, wurde vereitelt durch die schnelle Verhaftung der beiden Urheber dieses Anschlags, des Herrn von Comines und des Bischofs von Montauban, Georg von Amboise. Der erstere schmachtete acht Monate in einem der eisernen Behälter, die Ludwig XI. eingeführt hatte, und wurde dann des Landes verwiesen. Wurden die Verbündeten schon durch diese unerwartete Energie überrascht, so wuchs ihre Bestürzung, als Karl VIII., begleitet von seiner entschlossenen Schwester und seinen Räten, an der Spitze eines auserlesenen Heeres in Guienne einrückte, in raschem Siegeslauf nach Bordeaux und Bayonne vordrang, den Grafen von Angouleme und den Herzog von Bourbon zur Unterwerfung brachte und den Herrn von Beaujeu zum Statthalter einsetzte. Ludwig von Orleans, Graf Dunois, der alte Lescun von Cominges u. a. flüchteten sich nach der Bretagne, wo sie den schwachen Herzog ganz in ihre Gewalt brachten.

Die Bretagne der Herd des Aufruhrs.

Nun wurde die bretonische Halbinsel der Mittelpunkt der kriegerischen Bewegungen und politischen Umtriebe. Als das königliche Heer vorrückte und unterstützt von dem einheimischen Adel, den das eigenmächtige Auftreten der Fremden verdroß, Ploërmel und Vannes eroberte, da setzten die Aufständischen alle Hebel in Bewegung, die Bretagne in ihrer Gewalt zu behalten. Die Hand der jungen Anna, der elfjährigen Tochter des Herzogs, wurde als Preis des Sieges ausgeboten. Maximilian und der bejahrte Alain von Albret machten Anstrengungen, den lockenden Preis zu gewinnen. Im nächsten Frühjahr führte La Tremoille, Enkel des früher erwähnten Höflings, ein talentvoller Feldherr von achtundzwanzig Jahren, ein königliches Heer an die untere Loire, um die Halbinsel von Süden her zu bezwingen. Dem neuen trefflichen Geschütze erlagen in rascher Folge die festen Städte Ancenis, Chateaubriand, Fougères; ungehindert rückten die Heerführer La Tremoille und L'Hôpital bis nach St.-Aubin du Cormier. Hier trat ihnen die ganze Streitmacht der Insurgenten, verstärkt durch englische Bogenschützen und deutsche Landsknechte,
27. Juli 1488. entgegen, und es ereignete sich eine blutige Feldschlacht. Anfangs war das

Glück den Königlichen entgegen, aber schließlich errangen sie einen vollständigen Sieg. Der Herzog von Orleans und der Fürst von Oranien gerieten in Gefangenschaft; viele Krieger hatten ein rotes Kreuz angeheftet, um den Glauben zu erzeugen, die Zahl der englischen Armbrustschützen sei sehr groß; diese wurden alle niedergemacht. La Tremoille benutzte den Sieg, indem er schnell vor die Thore von St.-Malo rückte, wohin die bretonischen Insurgenten ihre wertvollsten Güter geflüchtet hatten. Die Stadt wurde übergeben und die reiche Beute fiel in die Hände der Franzosen. Erschrocken bat Herzog Franz II. in einem demütigen Schreiben an den König, „seinen souveränen Herrn", um Frieden. Durch den Vertrag von Sablé erhielt er sein Herzog- 20. Aug. 1488.
tum zurück, nachdem er sich eidlich verpflichtet, alle Fremde, die gegen Frankreich die Waffen getragen, aus dem Lande zu entfernen, sich nie mehr mit den Feinden des Königs einzulassen und seine Töchter nicht ohne dessen Erlaubnis zu vermählen. Auch blieben in den vier wichtigsten Festungen französische Besatzungstruppen.

2. Aussöhnungen und Lösung des Streits.

Drei Wochen nach dem Vertrag von Sablé war Herzog Franz II. eine † 9. Sept. 1488.
Leiche und seine Tochter Anna, ein zwölfjähriges Mädchen, die Erbin von der Die Vorgänge in der Bretagne. 1488. 1489.
Bretagne. Dem König Ludwig XI. war der Tod so oft als treuer Verbündeter zu rechter Zeit beigestanden; es schien, als ob seine Tochter auch hierin seine Erbin sei. Denn kurz zuvor war auch ihr Schwager, der Herzog von Bourbon, ohne legitime Nachkommenschaft aus der Welt gegangen, wodurch sie nicht bloß von einem Gegner befreit war, sondern auch in Rang und Macht stieg. Denn nun erbte ihr Gemahl zu seinen früheren Besitzungen, den Grafschaften Clermont und La Marche und der Herrschaft Beaujolais noch die Herzogtümer Bourbonnais und Auvergne und die Grafschaft Forez und wurde das Haupt der Familie Bourbon. Auch versäumte „Madame Bourbon" nicht, die günstigen Umstände zu benutzen, um das Herzogtum Bretagne mit der Krone Frankreich zu vereinigen. Herzog Franz hatte bei seinem Tod seine beiden Töchter der Obhut des Marschalls von Rieux und der Gräfin Laval übergeben; aber das französische Konseil sprach die Ehrenvormundschaft an und verlangte, daß die Rechte der jungen Herzogstochter Anna und die Ansprüche des Königs Karl durch ein unparteiisches Gericht geprüft würden. Über diese Anmaßung gerieten die auf ihre Unabhängigkeit und Stammesrechte eifersüchtigen Bretonen in die höchste Aufregung. Alles griff zum Schwert, um die nationale Selbständigkeit zu verteidigen. Aber auch die französischen Heere kehrten zurück und besetzten die Niederbretagne. Nun wurde die Halbinsel der Okt. 1488.
Schauplatz eines verheerenden Kriegs: von Nantes bis St.-Malo, von Vitré bis Brest stand alles unter den Waffen; es war das letzte Ringen des alten Stam-

mesgefühls, des alten Rassepartikularismus vor dem Aufgehen in ein großes nationales Staatsganze. Der Marschall von Rieux, der in Gemeinschaft mit den Grafen von Dunois und Comminges und dem Herrn von Albret die Verwaltung und Verteidigung des Landes in die Hand genommen, rief die Hilfe Englands und des römischen Königs Maximilian an; aber Heinrich VII. teilte nicht den Haß der Plantagenets gegen Frankreich, von dem er nur Gutes erfahren. Wir werden diesen klugen König, der mehr auf Geld und Befestigung seiner Herrschaft als auf Kriegsruhm bedacht war, noch näher kennen lernen. Er konnte freilich dem Drängen des englischen Volks, welches mit Leidenschaft die Aufrechthaltung des alten Kriegsbundes mit dem befreundeten Nachbarstamm verlangte, nicht ganz widerstehen, allein er zögerte so lange mit der versprochenen Waffenhilfe und führte, als er endlich einige tausend Mann über den Kanal sandte, den Krieg so schlaff, daß man klar erkannte, der ganze Krieg sei ihm widerwärtig und er führe die Waffen ohne Ernst und mit innerem Widerstreben. Anders stand es mit Maximilian: die Kämpfe in Artois, die er seit zwei Jahren mit geringem Erfolg gegen den französischen Marschall des Querdes fortgesetzt, konnten durch den Bund mit den Bretonen größeren Nachdruck erhalten; und wenn er die reiche Erbtochter des meerumwogten Herzogtums heimführte, welcher Zuwachs von Macht stand dann seinem Hause bevor! War ja doch Österreich stets glücklich gewesen mit politischen Heiraten. Im Lande selbst stand es günstig mit seiner Bewerbung, wenngleich die Gräfin Laval im Interesse ihres Bruders, Alain von Albret, thätig war; denn die junge Fürstin,
1489. welche in Rennes von den bretonischen Ständen als Herzogin anerkannt ward und frühe einen festen entschlossenen Charakter entwickelte, wollte von dem alten, häßlichen Gascogner nichts wissen. Allein Maximilian war durch die gleichzeitigen Vorgänge in Flandern außer stand gesetzt, die günstigen Umstände zu benutzen.

Maximilian in Brügge gefangen. Während die Franzosen in der Bretagne beschäftigt waren, hatten die Flandrer, erbittert über die drückenden Auflagen, über die unaufhörlichen Kriege, über die Habsucht der Höflinge, über die Gewaltthätigkeiten der unbezahlten Söldner und aufgereizt von französischen Aufwieglern, abermals eine Empörung gegen den Österreicher ins Werk gesetzt, hatten ihm die Regentschaft entzogen und ihn sogar in Brügge in Haft gebracht. Während er selbst in einem befestigten Haus, Kranenburg genannt, „einquartiert" war, wurden mehrere seiner Diener und Hofleute von den Gildenmännern
5. Febr. 1488. auf die Folterbank geschleppt und dann auf dem Markte enthauptet. Mehrere angesehene Beamten wurden nach Gent, dem Herd der Empörung geführt, wo ihnen ein ähnliches Schicksal bereitet ward. Dies gab das Signal zu einem Bürgerkrieg, der sich über ganz Belgien ausdehnte. Der alte Kaiser Friedrich III. zog mit 20,000 Mann Reichstruppen über den Rhein, um seinen Sohn zu befreien und die Flandrer zu züchtigen; der Papst drohte mit Bann und Interdikt, wenn sie nicht den römischen König sofort in Freiheit setzen würden; die Wallonen, die Hennegauer, die Antwerpener mißbilligten das gewaltthätige Vorgehen der Flandrer und unterstützten die Reichstruppen, während die Franzosen in Artois und der Pikardie den Gentern Beistand

leisteten und sie zum Ausharren aufmunterten. Nach dreimonatlicher Haft setzten endlich die Bürger König Maximilian in Freiheit, nachdem er Frieden gelobt und Geiseln gestellt. Aber kaum hatte er die Mauern von Brügge im Rücken, so eilte er an die Schelde zu dem kaiserlichen Heer und erneuerte den Krieg gegen das flandrische Bürgervolk, ohne sich um sein Wort und das Schicksal seiner Geiseln zu kümmern. Doch auch diesmal hatte er wenig Glück im Feld. Kleine Gefechte und Streifzüge, verbunden mit roher Landverwüstung, waren die einzigen Thaten des kaiserlichen Heeres. Als Friedrich III. beim Herannahen des Winters die Reichstruppen über den Rhein zurückführte, war Maximilians Landvogtschaft auf die nördlichen Provinzen beschränkt, und auf die Stadt Antwerpen, die in demselben Grade sich hob, als Brügge durch die Kriegsbewegungen und die Auswanderung vieler reichen Kaufleute von seiner Höhe herabstieg. Zu der Zeit, als die französischen Waffen die niedere Bretagne unterwarfen, war auch in dem größten Teil von Flandern und Brabant das Ansehen des Königs Karl VIII. größer als das des deutsch-römischen Königs Maximilian. Zum Glück für diesen wurden die einzelnen Städte durch Eifersucht von einem einmütigen, planmäßigen Handeln abgehalten. Antwerpen war neidisch auf Brügge; Mecheln auf Brüssel; der Adel stand größtenteils auf Österreichs Seite und sein Einfluß war mächtig genug, Maximilians Vogteischaft in West-Flandern aufs neue zur Anerkennung zu bringen. Und bald sollte sich seine Lage durch die politischen Konjunkturen, in welche mehrere europäische Staaten zu einander traten, noch günstiger gestalten.

Im Frühjahr nahmen die Dinge eine für Frankreich bedrohliche Wendung. Französische Politik.
Heinrich VII. von England schloß mit Maximilian und mit der jungen Herzogin Anna ein Bündnis zur Erhaltung der Unabhängigkeit von der Bretagne und ließ in Calais und Brest Kriegsmannschaft landen. (Febr. 1489.) Das spanische Königspaar Ferdinand und Isabella trat dem Bunde bei, weil der französische Hof die verlangte Abtretung von Roussillon und der Cerdagne verweigerte, und schickte gleichfalls Truppen in die Halbinsel. Nun wütete in allen Teilen der Bretagne ein furchtbarer Krieg: Engländer, Spanier, Franzosen tummelten sich in dem unglücklichen Lande, und die Einwohner selbst mehrten das Elend durch Zwietracht und Parteiwut. Anna, die vielumworbene Herzogin, wurde mit Argusaugen bewacht, damit nicht einer der zahllosen Freier sich ihrer Person bemächtige und das Rätsel des Schicksals mit Gewalt löse. Unter diesen Umständen hielt es der Hof von Paris für geratener, im Geiste Ludwigs XI. den Weg der Diplomatie einzuschlagen als die Entscheidung der Waffen zu suchen. Zu dem Zweck näherte er sich dem römischen König, der im Sommer sich nach Deutschland begeben hatte, um bei dem Reich neue Unterstützung zu erbitten. Da man in Paris versöhnlich gesinnt war, so kam bald der für Maximilian günstige Vertrag von Frankfurt zu stande, in welchem Karl VIII. sich verpflichtete, den (22. Juli 1489.) Verbündeten Maximilians, Dunois, Cominges, Comines u. a. die Freiheit und die eingezogenen Güter zurückzugeben und bei den Flandrern zu bewirken, daß sie ihn als Vormund und Regent anerkannten. Wie freute sich der Habsburger, als die übermütigen Stadtgemeinden Gent, Brügge, Ypern und ihre Verbündeten nunmehr zur demütigen Abbitte gezwungen wurden! Durch Frankreichs Schiedsspruch verraten, mußten die Stadträte in schwarzen Trauerkleidern und

barfuß auf den Knieen um Verzeihung flehen, ein Bußgeld von 300,000 Thalern in Gold entrichten und den österreichischen Fürsten als ihren „Mambour“ ehren.

Maximilian und Anna von der Bretagne.

In dem Frankfurter Vertrag war ferner festgesetzt, daß die Bretagne sowohl von den Franzosen als von dem übrigen fremden Kriegsvolk geräumt werden sollte. Dieser Artikel kam jedoch nicht zur Ausführung; noch das ganze Jahr hindurch blieb die Halbinsel das große Waffenfeld verschiedener Nationen. Da suchte die Herzogin Anna durch einen entscheidenden Schritt dem grausamen Kriegsspiel ein Ziel zu setzen. Sie entschloß sich dem römischen König ihre Hand zu reichen. (Sommer 1490.) Wäre damals Maximilian in der Lage gewesen, persönlich nach Rennes zu eilen und die herrliche Braut heimzuführen, so hätte er den Franzosen einen schlimmen Streich spielen können; allein der vielgeschäftige Mann war gerade damals an der Donau zurückgehalten, wo er Wien den Händen der Ungarn entreißen mußte. Er schickte den Grafen von Nassau ab, welcher in seinem Namen heimlich die Vermählungszeremonie vollzog und durch eine symbolische Handlung die geschlossene Heirat andeutete; aber die Folge lehrte, daß das Symbol in den Augen der Welt wenig Geltung hatte. Der Name „Königin der Römer“, welchen Anna bald nachher annahm, sollte ein Titel ohne Bedeutung bleiben.

Karls Einzug in Nantes. Versöhnung in der Königsfamilie. Febr. 1491.

Denn während Maximilian in Ungarn weilte, schloß Alain von Albret, erbittert, daß ihm die ersehnte Braut entgangen, mit dem französischen Hof einen Vertrag und lieferte demselben gegen Rückgabe seiner Güter und gegen hohe Geldsummen Schloß und Stadt Nantes in die Hände. Dieses Ereignis war von unberechenbaren Folgen. Es traf gerade in die Zeit, da die Niederländer sich von neuem gegen Maximilian erhoben hatten, da Heinrich VII., des kostspieligen und unfruchtbaren Kriegs müde, sich nach einem friedlichen Abkommen sehnte, da Ferdinand und Isabella mit den Angelegenheiten Granadas beschäftigt waren. Zugleich nahm auch die innere Politik Frankreichs eine andre Richtung. Sechs Wochen nach dem feierlichen Einzug in Nantes sah man den König ohne Wissen seiner Schwester unter dem Vorwande einer Jagdpartie nach Bourges reiten, wo der Herzog von Orleans, schon seit drei Jahren Staatsgefangener, hinter Schloß und Riegel trauerte. Er öffnete sein Gefängnis und versöhnte sich in aufrichtiger Liebe mit dem Schwager, dem er von jeher gewogen war. Dieses selbständige Auftreten Karls VIII. machte der Welt klar, daß der Einfluß der „Madame Bourbon“ im Schwinden sei. Der König war jetzt in sein einundzwanzigstes Lebensjahr getreten; die vormundschaftliche Leitung seiner Schwester fing an ihm lästig zu werden; und da Madame Anna seit dem Heimfall der Bourbonschen Besitzungen an ihren Gatten sich häufig auf ihren Gütern aufhielt, so gelang es den Thränen der jüngeren Schwester Johanna und den Vorstellungen der Freunde des gefangenen Fürsten im Konseil, in Karls Gemüt eine Sinnesänderung zu erzeugen, welche

in dem Versöhnungsakt zu Bourges ihren Ausdruck fand. Dank der Gutmütigkeit und leichten Natur des Herzogs wurde die Befreiung nicht die Losung zu einem neuen Parteikrieg; Ludwig dürstete nicht nach Rache; und so brachte der König rasch eine allgemeine Ausgleichung zwischen den nahen Verwandten zu stande. Die Bourbons und Orleans reichten sich die Hände zum Bruderbunde, in den auch die Freunde und Anhänger, insbesondere der staatskluge und gewandte Graf von Dunois, Georg von Amboise, Bischof von Montauban, der Kammerherr Miollans und andre notable Männer eingeschlossen waren, und beide arbeiteten nun gemeinsam an der Größe und Wohlfahrt des Reichs und der Krone.

Anna von der Bretagne mit Karl VIII. vermählt.

Ihre ganze Thätigkeit war nunmehr auf die Vereinigung der Halbinsel Bretagne mit der Krone Frankreich gerichtet. Dunois und Oranien arbeiteten daran, das Band zwischen Anna und Maximilian, das sie früher selbst hatten knüpfen helfen, zu lösen. Es wurde der jungen Herzogin vorgestellt, daß eine eheliche Verbindung mit einem fremden Fürsten ohne Zustimmung des gesetzmäßigen Lehnsherrn nicht zulässig sei und endlose Leiden über das Land bringen würde. Die Bevölkerung, müde des Kriegs und gegen die fremden Söldnerheere aufgebracht, sei der französischen Herrschaft zugethan und habe sich bereits an den Gedanken gewöhnt, den König Karl VIII. als ihren legitimen Herrn zu betrachten. Schon ständen die französischen Truppen vor der Hauptstadt Rennes, während Maximilian immer noch durch die Angelegenheiten Ungarns fern gehalten werde. Man schlug der Herzogin einige andre Bewerber vor, von denen sie einen mit ihrer Hand beglücken möge; als sie aber in ihrem Stolz erklärte, nur einen König oder Königssohn würde sie zum Gemahl erwählen, da rückten die Freunde mit dem Plane heraus, der schon lange heimlich in den Hofkreisen gehegt und zur Reife gediehen war: — Karl VIII. sollte dem römischen König die elfjährige Tochter Margarete, die in ihrer Kindheit dem Dauphin angetraut worden, deren eheliche Verbindung mit dem König aber wegen ihrer Jugend noch nicht vollzogen werden konnte, samt der Mitgift zurückgeben und ihm dafür seine fünfzehnjährige durch Prokuration angetraute Gemahlin entreißen und auf den französischen Thron heben. Für den Besitz der wichtigen Halbinsel Bretagne war man bereit auf die Franche Comté und Artois zu gunsten des gekränkten Habsburgers zu verzichten. Der Plan gelang. Schon im November wurden 15. Nov. 1491.
die Thore von Rennes geöffnet und Anna in einer Kapelle in Gegenwart der Herzogin von Bourbon, des Fürsten von Oranien, Ludwigs von Orleans und des Grafen von Dunois mit Karl VIII. vermählt. Einige Wochen nachher wurde zu Langeois in Touraine das Hochzeitfest gefeiert, nachdem durch einen 16. Dez. 1491.
Ehevertrag bestimmt worden war, daß die Erbrechte auf die Bretagne gemeinschaftlich sein und dem überlebenden Teile verbleiben sollten, daß aber im Falle des kinderlosen Ablebens des Königs vor seiner Gemahlin, diese sich nur mit dem künftigen König oder dem nächsten Thronerben in zweiter Ehe verbinden dürfe.

Verbindung der Bretagne mit Frankreich. So war der Heimfall des Herzogtums Bretagne, das seit Jahrhunderten mit den Valois auf dem Kriegsfuß gelebt, an die Krone Frankreich gesichert und damit die Abrundung des Reichs im Westen und Süden vollendet. Da Karl VIII. 8. Nov. 1492. auf dem Landtag zu Nantes den drei Ständen von der Bretagne die Aufrechterhaltung ihrer alten Rechte und Privilegien feierlich sicherte, keine Steuer ohne ihre Zustimmung zu erheben versprach und durch allerlei Zugeständnisse dem Stammesgefühl des Volks schmeichelte, so fand die Besitzergreifung des Landes durch den französischen König keinen Widerstand. Brachte doch dieser Ausgang des Streits dem bretonischen Volke die ersehnte Erlösung aus namenlosen Kriegsleiden. So wurde das alte Armorika, solange der Herd englischer Umtriebe und Eroberungssucht, das Bollwerk und die Vormauer Frankreichs gegen dasselbe England. Auch hat dieser Anschluß des Herzogtums Bretagne an Frankreich der keltischen Bevölkerung den größten Nutzen gebracht. Anna bewahrte auch auf dem französischen Thron dem Lande ihrer Geburt, dem Volke ihres Stammes die größte Zuneigung, und dieses vergalt ihr mit dankbarer Liebe, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte. Der Name der „Herzogin Anna" blieb in teurem Andenken im Herzen der Bretonen. Und daß die Halbinsel, die bisher ein abgeschlossenes, einförmiges Dasein geführt, nun in einen höheren Kultur- und Bildungskreis eintrat, daß sie an dem Aufschwung der Künste und Wissenschaften teilnahm, der damals das geistige Leben der Völker hob, mehrte die idealen Güter des Volks und bereicherte den überlieferten Sagenschatz, die altkymrische Poesie und den nationalen Gesang des keltischen Volksstammes mit den Errungenschaften der fränkischen Nachbarn, mit den Schöpfungen des Geistes und der Phantasie der Romanen. Noch jetzt erkennt man in den Bauwerken von Nantes und Rennes die Verbindung der alten Stammeseigentümlichkeiten und der neuen Kunstbildung der Renaissance, welche sich damals zugleich mit der politischen Union vollzog.

Die Lage. Es war vorauszusehen, daß ein so unerwartetes Ereignis von den auswärtigen Verbündeten der Bretonen nicht ohne weiteres würde hingenommen werden. Heinrich VII. von England suchte das Kriegsgeschrei des Volks zu beschwichtigen, indem er im Parlament erklärte, er wolle ausziehen, „sein Königreich Frankreich" zurückzuerobern; in Spanien, wo man gerade die Mauren von Granada zur Unterwerfung gebracht, wiederholte man die Ansprüche auf Roussillon und die Cerdagne. Beide Mächte schlossen Bündnisse mit Maximilian von Österreich, welcher die doppelte Schmach an Frankreich zu rächen gedachte. Hätte König Karl VIII. den Geist seines Vaters oder seiner Schwester besessen, so würde er leicht die Umstände bemeistert und zum Vorteil von Frankreich verwertet haben. Denn das geeinigte und durch die Bretagne verstärkte Reich konnte es mit den drei Feinden ohne Gefahr aufnehmen. Maximilian hatte mehr Groll als Macht und war an allen Orten seiner ausgedehnten Besitzungen von andern Feinden bedrängt. Am wenigsten konnte er auf die niederländischen

Provinzen rechnen, die er nur mit Gewalt im Gehorsam zu halten vermochte und die stets zum Aufstand bereit waren. Und wie wenig es den andern Gegnern um einen ernstlichen Krieg zu thun war, trat bald zu Tage, als die englische Kriegsmacht sich vergebens vor Boulogne abmühte, ohne die Stadt erobern zu können, und als das spanische Ehepaar lieber seine Zuflucht zu zwei Franziskanern nahm, welche dem König das Gewissen wecken sollten, als zu den Waffen.

Trotz dieser günstigen Aussichten war Karl VIII. dennoch zum Nachgeben bereit. Er hatte den Kopf voll ritterlicher Träume, die er aus den Romanen der Zeit in sich aufgenommen. Er wollte eine Heldenrolle spielen, zu der ein Kriegszug nach Italien den Anfang bilden sollte. Das Mittelalter hinterließ bei seinem Abscheiden noch manchen Don Quichotte; aber keiner war weniger geeignet, in die Zahl der Paladine Karls des Großen und unter die Artushelden der Tafelrunde aufgenommen zu werden als der König, der damals auf dem französischen Throne saß. Von kleiner, unschöner Gestalt, von schwachem Geist und kränklichem Körper war er zu einem romantischen Ritterhelden nicht geschaffen. Nur in seinem Auge blitzte einiges Feuer und sein Herz war nicht ohne Gutmütigkeit; dagegen blieb er stets abhängig von seiner Umgebung, ohne Selbständigkeit im Entschluß, ohne Energie im Handeln. Wenn man auch von dem ungünstigen Urteil, das Guicciardini über ihn fällt, einiges der nationalen Bitterkeit des Italieners zuschreiben mag, immerhin wird man das Bild eines Mannes erhalten, in welchem das Wollen und das Vollbringen nicht in Einklang standen, in dessen Seele Traum und Wirklichkeit nicht zur klaren Scheidung kamen. Karls VIII. Charakter.

Um in seinen Zurüstungen zum italienischen Feldzug, den wir an einem andern Orte darstellen werden, nicht gehindert zu sein, erkaufte Karl VIII. den Frieden von seinen drei Gegnern mit großen Opfern. Wie freute sich Heinrich VII., als der französische König im Vertrag von Etaples sich verpflichtete, ihm innerhalb fünfzehn Jahren die hohe Summe von 620,000 Thalern in Gold als Entschädigung der für Anna von der Bretagne aufgewendeten Kriegskosten und weitere 125,000 Thaler als Rückstand der früher von Ludwig XI. versprochenen Jahrgelder auszuzahlen. Gegen einen solchen Preis ließ der geizige Tudor ohne Bedenken seinen Verbündeten, den römischen König Maximilian, im Stich und rief seine Truppen von Boulogne zurück. Auch die Spanier erneuerten gern das alte Bündnis mit Frankreich, als Karl VIII. ohne jegliche Entschädigung die streitigen Territorien in den Pyrenäen ihnen überließ. Am schwierigsten war die Versöhnung Maximilians zu erlangen. Als man aber dem römischen König das Versprechen gab, daß man ihm die Tochter, welche seit acht Jahren in Paris erzogen worden war, mit aller Mitgift ehrenvoll nach St. Quentin schaffen und sowohl die Franche Comté als die Grafschaft Artois und einige dazu gehörige Territorien dem burgundischen Reiche zurückgeben wolle, so gab sich auch Maximilian zufrieden und fügte sich in die Umstände. Mit dem Frieden von Senlis endeten die Feindseligkeiten, die so lange zwischen Friedensschlüsse. 1492. 1493. 23. Mai 1493.

Frankreich und Burgund bestanden und so viele Waffengänge und diplomatische Wettkämpfe erzeugt hatten. War auch das Herzogtum Burgund wieder an die französische Krone zurückgefallen, so wurde doch die Freigrafschaft dem niederländischen Reich erhalten und bildete in Verbindung mit Lothringen und Elsaß immer noch einen wichtigen Bestandteil des römisch-deutschen Kaiserreichs jenseits des Rheines. Karl aber rüstete sich nun zu dem Feldzug nach Italien, um die Erbrechte der Anjous auf Neapel geltend zu machen. Dieser Zug sollte den Anfang bilden zu andern großen Unternehmungen, zum Übergang nach Konstantinopel, wo Karl den Großtürken zu bekriegen und die oströmische Kaiserkrone zu erringen hoffte. Denn er wollte „neue Dinge sehen und viel von sich reden machen".

VI. England während der Rosenkriege.

1. König Heinrich VI. und seine Widersacher.

Aufregung und Volksjustiz. Die Unfälle in Frankreich, der Verlust aller Früchte der kriegerischen Anstrengungen vieler Geschlechter schlugen dem englischen Nationalgefühl eine schwere Wunde; die Gemüter waren im tiefsten Innern aufgeregt und verletzt; das Volk wollte ein Opfer haben, an dem es seine Rache stillen, auf das es die Schuld an allen Fehlern und Mißgeschicken werfen könnte. Es war die Nemesis der Lancasterschen Eroberungspolitik, die nun das eigne Land traf. Wir wissen, mit welchem Mißtrauen man im Inselreiche auf die französische Königin und auf ihren Günstling Suffolk blickte, dem ihre Gnade gerade damals die Herzogswürde verschafft. Man beschuldigte ihn des Einverständnisses mit dem französischen Hof und Adel; Flugschriften und Spottverse liefen gegen ihn im Volke herum; eine seiner Kreaturen, der Bischof von Chichester, der an den Verhandlungen wegen der Übergabe von Maine teilgenommen, wurde in Portsmouth von der aufgeregten Menge erschlagen. Als zu Anfang des Jahres 1450
Jan. 1450. das Parlament zusammentrat, wurde eine Reihe von Beschuldigungen gegen den Herzog vorgebracht, welche ihn des Verrats gegen König und Land überführen sollten; aber er verteidigte sich mit so viel Geschick und wies die Unhaltbarkeit der Anklagen so überzeugend nach, daß ein Todesurteil nicht gefällt werden konnte. Allein die Volkswut hatte eine solche Höhe erreicht, daß das Oberhaus ihn doch nicht freizusprechen wagte. Er sollte auf fünf Jahre in die Verbannung ziehen. Suffolk unterwarf sich dem Machtspruch; kaum aber hatte er auf einem Fahrzeug den Hafen von Dover verlassen, um über
2. Mai. den Kanal zu setzen, so wurde er von einigen Schiffen, die ihm aufgelauert, angehalten und von dem wütenden Schiffsvolk, nachdem es Gericht über ihn gehalten, als Verräter zum Tode verurteilt und auf einem Kahn mit einem rostigen

Schwerte von einem rohen Irländer grausam enthauptet. Sein Leichnam blieb einige Zeit auf dem Strande liegen, und so verwildert war der Sinn des Volks durch Haß und Leidenschaft, daß die blutige That in gemeinen Spottversen auf „Jack Napes" verherrlicht ward. Ob die eigentlichen Urheber des Mordes den höheren Gesellschaftskreisen angehörten oder ob die aufgeregte Menge aus eignem Antrieb diesen Akt schrecklicher Volksjustiz verübte, bleibt in Dunkel gehüllt. Die Bestrafung der Seeleute konnte nicht vollzogen werden, weil die ganze Bevölkerung von Kent zu ihrem Schutze sich bereit zeigte. Einige Wochen nachher wurde der Bischof von Salisbury, einer der Begünstigten des Herzogs, während er in der Kirche von Eddington die Messe las, von seinen eignen Hintersassen vom 29. Juni. Altar weggerissen und erschlagen.

Die Volkswut beschränkte sich nicht auf einige als Verräter gebrand- Aufruhr in London. markte Häupter, sie richtete sich bald gegen die gesamte Regierung, ja gegen 1450. das Haus Lancaster selbst. War doch Heinrich VI. ein Neffe des französischen Königs, der soeben die englische Herrschaft jenseits des Kanals in Trümmer schlug. Im Juni trat in Kent John Cade auf, ein junger Irländer von stattlicher Gestalt und unternehmendem Geiste, der sich für einen natürlichen Sohn des letzten Grafen von March ausgab. Lust zu Abenteuern und Hoffnung auf Beute führte die verarmte Menge unter seine Fahne; in kurzem stand der „Hauptmann von Kent" an der Spitze von 20,000 Mann; die Erscheinungen vom Jahr 1381 unter Wat Tyler kehrten in allen Einzelheiten wieder; ein Volksaufstand mit Raub und Mord ergoß sich von neuem gegen die Hauptstadt. Die Insurgenten verbreiteten Schriftstücke, „Beschwerden der Gemeinen von Kent", worin arge Beschuldigungen gegen Hof und Regierung enthalten und Abschaffung der bestehenden Mißstände gefordert waren. Sir Humphrey Stafford, der mit einer kleinen Abteilung königlicher Truppen die Aufständischen vom rechten Themse-Ufer zurückdrängen wollte, wurde niedergehauen, und John Cade schmückte sich mit den Waffen und Sporen des gefallenen Ritters. Ungehindert zog darauf der „Hauptmann von Kent" über die Zugbrücke in die Stadt. „Nun ist Mortimer Herr von London," rief er übermütig aus, indem er sein Schwert an dem alten Meilenstein schärfte. Lord Say, einer der Ver- 2. Juli. trauten des Herzogs von Suffolk, fiel in die Gewalt der Aufrührer und wurde nebst seinem Eidam Cromer, der als Sheriff von Kent besonders streng gewesen war, enthauptet. Nun vereinigten sich aber die Bürger der Stadt, um Gut und Leben besorgt, mit der Besatzungsmannschaft im Tower; es kam zu einem hitzigen Gefecht an der Themsebrücke, in welchem auf beiden Seiten viele Streiter durch das Schwert oder in den Fluten den Tod fanden, unter ihnen der tapfere Sir Matth. Gough. Endlich räumten die Insurgenten das Feld. 5. Juli. In Rochester gerieten sie in Streit über die geraubten Schätze; John Cade floh zu Pferde nach einer waldigen Gegend, wurde aber von dem Sheriff Alexander Iden eingeholt und getötet; seine Anhänger stoben auseinander.

Richard von York strebt nach der Krone. Schon damals flüsterte man sich heimlich zu, daß Richard von York, Statthalter von Irland, seine Hand bei dem Aufstand im Spiel gehabt habe. Bei der Schwäche des Königs und bei der allgemeinen Abneigung gegen die Lancasters mochte er hoffen, selbst die Krone von England zu erlangen. Denn stand auch sein Großvater, Edmund von York, als vierter Sohn Eduards III. dem Ahnherrn der Lancasters Johann von Gent um ein Glied nach, so hatte dagegen seine Mutter Anna, die Schwester des kinderlos verstorbenen Grafen von March, ein näheres Anrecht, wenn man weibliche Erbfolge zuließ. In ihren Adern rann das Blut Lionels von Clarence, des zweiten Sohnes des dritten Eduard *). Der Verdacht wuchs, als Graf Richard unerwartet Irland verließ und an der Walliser Mark 4000 seiner Vasallen um sich sammelnd, in Sept. 1450. der Hauptstadt erschien. Aber noch war die Stunde für die Ausführung seiner Pläne nicht gekommen. Als Will. Tresham, seit Jahren der Sprecher der Gemeinen, der die Anklage gegen Suffolk erhoben, sich zu dem Herzog begeben wollte, wurde er in Northamptonshire überfallen und erschlagen, und als im Nov. nächsten Parlament der Abgeordnete von Bristol den Antrag stellte, da der König keine Nachkommen habe, so möge man den Herzog von York als Thronerben bezeichnen, wurde er in den Tower gebracht. Doch sah man bereits viele mächtige Edelleute, insbesondere das Geschlecht der Nevils, dem seine Gemahlin angehörte, an ihrer Spitze Graf Salisbury, sowie den Herzog von Norfolk, die Lords Comwell und Cobham u. a. m. auf Richards Seite, und der Herzog von Somerset, neben der Königin der bedeutendste Vorfechter der Lancasters, wurde öffentlich der Feigheit und des Verrats beschuldigt. Adel und Volk 1451. traten in Parteien auseinander; Straßenkämpfe und Mordanfälle gaben Zeugnis von der wachsenden Aufregung; die englische Nation ging Erschütterungen entgegen, welche an Heftigkeit die bürgerlichen Kämpfe unter Johann und dem dritten Heinrich weit überstiegen. Schon im Jahr 1452 sah man den Herzog von York mit bewaffnetem Kriegsvolk aus der Walliser Mark, den Vasallen der Mortimers, gen London ziehen, um den König, dem er fortwährend treu und ergeben zu sein behauptete, zu nötigen, alle Männer, die die Volksmeinung als 1. März 1452. Verräter bezeichne, aus dem Staatsrat zu entfernen. Heinrich VI. zog ihm entgegen; in einer Unterredung gab er das Versprechen, Somerset solle in Haft genommen werden; als aber Richard, im Vertrauen auf diese Zusage, in das königliche Zelt trat, wurde er selbst als Verräter bezeichnet und als Gefangener nach der Stadt geschickt; erst als er in der Paulskirche einen feierlichen Eid geschworen, „daß er zeitlebens ein getreuer Unterthan und Vasall seines gnädigen Herrn und Königs sein wolle“, wurde er wieder in Freiheit gesetzt.

Er wird zum Protektor und Defensor des Reichs ernannt. Der erneuerte Krieg an der Garonne lenkte im nächsten Jahr die Blicke der englischen Nation von den inneren Parteikämpfen ab; noch einmal regte

*) Siehe Stammtafel am Ende.

sich das vaterländische Gefühl, als der achtzigjährige Talbot in Bordeaux einzog und alles Land zwischen Garonne und Pyrenäen die Engländer freudig als Befreier von der französischen Steuerlast empfing; aber die Niederlage bei Castillon und der Tod des grauen Helden, der solange der Schrecken Frankreichs gewesen, schlug alle Hoffnungen nieder und steigerte die Erbitterung gegen die französische Königin und den Günstling Somerset, welche die Expedition besonders eifrig betrieben hatten. Und gerade damals wurde König Heinrich zu Clarendon von einer Krankheit erfaßt, die ihn nicht nur körperlich niederwarf und am Gehen und Stehen hinderte, sondern ihm auf einige Zeit Gedächtnis und Einsicht raubte. Es schien, als ob die temporäre Geistesstörung des mütterlichen Großvaters als Erbteil auf den Enkel übergegangen sei. Zugleich genas die Königin nach langer unfruchtbarer Ehe eines Sohnes, welcher in der Taufe den Namen Eduard empfing. Aber „böse Zungen" stellten die Vaterschaft des Königs in Zweifel. Diesen Augenblick benutzte Richard, um die Regentschaft an sich zu reißen; Somerset wurde in den Gemächern der Königin Jan. 1454.
verhaftet und das Parlament dahin gebracht, daß es kraft königlicher Vollmacht den Herzog von York zum „Protektor und Defensor" des Reichs erklärte und März.
ihm bis zur Genesung des Königs oder der Großjährigkeit des Thronerben den Vorsitz im Rat und den Oberbefehl im Felde übertrug.

Richard hatte jedoch viele Gegner, deren Zahl rasch wuchs, als er die wichtigsten Staatsämter und Ratsstellen eigenmächtig und willkürlich mit seinen Verwandten und Anhängern besetzte. (Die erste Schlacht bei St. Albans. 1455.) Schon jetzt drohte der Bürgerkrieg auszubrechen; der gesamte Adel schied sich in zwei Heerlager, im Norden standen bereits die Parteigenossen der Lancasters, Lord Egremont mit den Percys und der junge Herzog von Exeter, gegen die Nevils, die Sippschaft der Yorks, unter den Waffen. Noch einmal aber hatte es den Anschein, als sollte das gezückte Schwert in die Scheide zurückgestoßen werden: im Februar des nächsten Jahres 1455.
genas der König und nahm die Zügel der Herrschaft wieder in die eigne Hand. Aber der Einfluß, den der aus der Haft befreite Somerset durch die Gunst der Königin von neuem bei Hof gewann, machte den Herzog von York für seine Sicherheit besorgt. Er sammelte seine Getreuen, vor allen seinen Schwager Henry Nevil, Grafen von Salisbury, und dessen Sohn Richard, der durch seine Vermählung mit der Erbtochter der Beauchamps Graf von Warwick geworden, Lord Cobham u. a. unter seine Fahne und zog mit etwa 3000 Mann auf die Mai 1455.
Hauptstadt, stets seine unwandelbare Treue gegen den König beteuernd. Bei St. Albans stießen sie auf 2000 Gewappnete, mit welchen die Herzöge von 21. Mai.
Somerset und Buckingham, die Grafen von Northumberland, Pembroke, Stafford, die Lords Clifford, Sudeley u. a. den Hof nach Leicester begleiten wollten. Es entspann sich ein blutiges Gefecht, das durch die ungestüme Kampflust der Warwicks zu gunsten Yorks entschied. Somerset, Northumberland,

Clifford und viele ihrer Waffengenossen deckten das Schlachtfeld; König Heinrich selbst wurde durch einen Pfeilschuß im Nacken verwundet.

Das Versöhnungsfest in der Paulskirche. 1458. Nun war Richard von York wieder gebietender Herr, zumal da der König bald darauf in sein Übel zurückfiel. Noch immer behauptete er seine Loyalität gegen den Lancasterschen Herrscher, schob alle Schuld an dem blutigen Streit auf Somerset und seine Genossen und begnügte sich abermals mit der Würde November. eines Protektors, die ihm von beiden Häusern übertragen ward. Aber es herrschte eine unheimliche Stimmung im ganzen Reiche; im Norden und Westen hatten die Parteifehden ihren Fortgang; das bei St. Albans vergossene Blut schrie um Rache. Umsonst bewirkte der König, als sein Zustand sich wieder besserte, 25. März 1458. eine feierliche Aussöhnung zwischen den Häuptern der Parteien in der Paulskirche; wie konnten die jungen Herzöge von Somerset und Buckingham vergessen, daß ihre Väter durch das Schwert der Nevils umgekommen! Sollten Somersets und Cliffords Frauen die Witwentrauer ablegen, weil ihnen von den Gegnern ein Sühnegeld geboten ward? sollte die stolze Königin ruhig zusehen, daß ihre Todfeinde, mit Ehren und Würden bedeckt, am Hofe aus- und eingingen und ihren Triumph zur Schau trugen?

Die Rote und die Weiße Rose im Kampf. 1459. Das Versöhnungsfest in der Londoner Hauptkirche war eine heuchlerische Komödie; Groll und Rachegedanken gährten unter der leichten Hülle fort, im stillen Busen schlummerten dämonische Leidenschaften. Es war noch kaum ein Jahr verflossen, so standen die Parteien aufs neue einander feindlich gegenüber. Warwick war Befehlshaber von Calais und schaltete in seiner Meerburg gleich einem unabhängigen Fürsten. „Wie einer jener alten Wikinger, der mit keinem Menschen Frieden hielt und nur nach kühnen Abenteuern ausschaute, spähte er über das Wasser nach den benachbarten Küsten.“ Einst überfiel er eine lübische Handelsflotte, die er für eine feindliche hielt, und fügte ihr großen Schaden zu. Dafür sollte er in Westminster zur Rechenschaft gezogen werden und Schadenersatz geben. Er glaubte sich von der Königin bedroht und entwich vom Hofe. Von neuem ertönte jetzt die Kriegsdrommete. Als Graf Salisbury und die Nevils gen Kenilworth zogen, um sich mit York zu verbin- 23. Sept. 1459. den, wurden sie bei Bloreheath in Staffordshire von dem königlichen Heer angegriffen, aber durch Tapferkeit und List erfocht der Graf einen glänzenden Sieg. Lord Andeley, der königliche Anführer, blieb mit 2400 seiner Krieger auf dem Waffenfelde. Ungehindert vollführten nun Salisbury und Warwick ihre Vereinigung mit dem Herzog. Siegesstolz zogen die Yorkschen unter ihrem mit der Weißen Rose geschmückten Banner einher; wer sollte es aufnehmen mit den Veteranen aus dem französischen Kriege, die Warwick in Calais um sich gesammelt und die erfahrenen Feldherren Blount und Trollop ins Feld führten, und mit den abgehärteten Kriegsmannen von der Waliser Mark, die dem Herzog Richard folgten? Noch immer beteuerten sie ihre Treue gegen den Lancasterschen König, der jetzt selbst entschlossener und zuversichtlicher als jemals,

unter der königlichen Fahne mit der Roten Rose heranrückte: nur zu ihrer Verteidigung gegen ihre Feinde im Rat hätten sie das Schwert ergriffen. Aber es war kein Geheimnis mehr, daß York selbst nach der Krone trachtete. Sein Plan sollte jedoch nicht gelingen. Als es in der Nähe des Schlosses Ludlow zum Gefecht kam und das herzogliche Geschütz hinter Schanzen und Gewässern große Verheerungen anrichtete, ging Andrew Trollop mit seinen Veteranen plötzlich zu den Königlichen über. Dieses unerwartete Ereignis verbreitete solchen Schrecken in den Reihen der Aufständischen, daß sie im Dunkel der Nacht die Flucht ergriffen. Herzog Richard eilte mit seinem Sohn Edmund, Graf von Rutland, über Wales nach Irland; sein Erstgeborner, Graf Eduard von March, schloß sich an Salisbury und Warwick an, welche den Weg nach Devonshire einschlugen, um nach Calais zu kommen. Hier fanden sie ein sicheres Asyl, um neue Pläne zu schmieden. 12. Okt.

Gern hätte Margarete durch das willfährige Parlament alle Häupter der Gegenpartei wegen Hochverrats verurteilen lassen; der gutmütige König widersetzte sich jedoch dem Vorhaben, er wollte die Brücke der Versöhnung mit den Verwandten nicht abbrechen. Seine Milde sollte ihm aber verderblich werden. Im nächsten Jahre landeten die Flüchtlinge mit neuer Mannschaft in Kent, besetzten mit Hilfe der unzufriedenen Bewohner die von dem Hofe verlassene Hauptstadt und rückten dann mit Heeresmacht gen Northampton, wo die Königlichen ihr Lager aufgeschlagen hatten. Hier ereignete sich an einem regnerischen Julitage ein butiges Treffen, in welchem Warwick und Graf Eduard einen entscheidenden Sieg erfochten. Der Herzog von Buckingham, der Schatzmeister Graf Shrewsbury, die Lords Beaumont und Egremont und etwa 300 Edelleute und Ritter deckten die Walstatt; um die Gemeinen kümmerte man sich wenig. Der Krieg hatte den Charakter einer Blutrache angenommen, die immer weitere Kreise zog, immer neue Opfer forderte. Hilflos und aller Schätze beraubt suchte die Königin mit ihrem siebenjährigen Sohne eine Zufluchtsstätte, zuerst in Wales, dann in Schottland, während ihr Gemahl den Siegern nach London folgen mußte, wo die wichtigsten Ämter in ihre Hände gelegt wurden. Georg Nevil, Bischof von Exeter, Warwicks Bruder, wurde Kanzler, Lord Bourchier Schatzmeister. Die Schlacht von Northampton. 1460. 10. Juli 1460.

Einige Monate nachher zog Herzog Richard an der Spitze von 500 Reisigen in Westminster ein, mit der Absicht, die Gewaltthätigkeit des ersten Lancaster an dem Enkel zu vergelten; wie Heinrich Bolingbroke seinem Vetter Richard II. die Krone geraubt, so gedachte er wider den sechsten Heinrich zu verfahren. Allein er stieß auf größeren Widerstand bei den Lords und Kronrichtern. Die Denkschrift, worin seine Ansprüche auf den Thron durch seine Abstammung begründet wurden, fand wenig Anklang. Für die Lancasters sprach der schon durch drei Generationen unbestritten fortgeführte Besitz, für den gegenwärtigen König eine bald vierzigjährige Regierung und der Treueid, Das Haus Lancaster vom Throne ausgeschlossen. Okt. 1460.

durch den der Herzog selbst wie alle Verwandten das Kronrecht desselben anerkannt. Nach vielen Erwägungen für und wider trafen die Lords endlich die
25. Okt. Entscheidung: Heinrich VI. solle auf Lebenszeit die Krone behalten, Richard aber zum Thronerben erklärt werden und sein Geschlecht in der Herrschaft folgen. Wie Karl VI. in Paris, so gab auch sein Enkel Heinrich VI. in London zu allem seine Zustimmung. Er war ein willenloses Werkzeug in den Händen der Parteihäupter. Ein feierlicher Zug nach der St. Paulskirche bildete den Schluß der Übereinkunft von Westminster, welche das Erbfolgegesetz Heinrichs IV. aufhob, die Lancasters für alle Zukunft von der Herrschaft ausschloß und den
9. Nov. Herzog von York zum Prinzen von Wales erklärte. Fortan war das Königtum des sechsten Heinrich nur ein Ehrentitel ohne Macht. Von seinem Sohne Eduard war keine Rede.

2. Fall des Hauses Lancaster.

Die Schlacht von Wakefield und Richards Ende. 1460.

Aber so leicht sollte der Thron der Lancasters nicht an die andre Linie kommen; die englische Nation sollte wie die französische den Kelch der Leiden auf den Grund leeren. Im Norden zählte die Rote Rose unter dem Adel viele Anhänger; dort war das Andenken an den glorreichen fünften Heinrich noch lebendig, während im Süden, wo man dem französischen Kriege näher stand, wo die Stimme des Volks von größerem Gewicht war, wo die fremde Königin und ihre Günstlinge als die Urheber alles Unglücks und aller Schmach angesehen wurden, die Yorksche Partei die Oberhand hatte. Es war ein großer Fehler des Herzogs, daß er aller Abmahnungen ungeachtet um Weihnachten gen Norden zog, um den Feind in seinem eignen Lager aufzusuchen. Dort hatten sich viele namhafte Edelleute, der Graf von Northumberland, Lord Clifford, der Herzog von Somerset und viele andre um die mannhafte Königin und ihren geschmähten Sohn gesammelt, brennend von Haß und Rache-
30. Dez. durst. Da ereignete sich in den letzten Tagen des Jahres das blutige Treffen von Wakefield, das mehr einem Schlachten als einer Schlacht glich und die Yorksche Partei in Haupt und Gliedern niederwarf. Einzelne gräßliche Szenen, der Volksphantasie eingeprägt und im Volksmunde fortgepflanzt, erhielten bei den Nachgebornen die Erinnerung an die wunderbaren Schicksalswechsel jener schrecklichen Tage. Eine wütende Schar, so wird erzählt, schleppte den gefangenen Herzog auf einen Ameisenhaufen, der zugleich als Thron und Richtstuhl dienen sollte, höhnte ihn mit einer Krone von Gras und schlug ihm das Haupt ab, welches dann die Königin auf den Zinnen von York aufpflanzen ließ. Dort grinste es mit einer papiernen Krone geziert neben andern blutigen Häuptern auf die Stadt nieder, von der er den Namen führte. Seinen siebzehnjährigen Sohn Rutland erkannte der schreckliche Clifford an dem reichen Gewande, als er eben mit seinem geistlichen Erzieher entfliehen wollte. „Dein

Vater hat den meinen erschlagen," schrie er den um Gnade Flehenden entgegen, „so mußt du von meiner Hand sterben." Damit stieß er dem Jüngling den Dolch ins Herz. Salisbury wurde zu Pontefract hingerichtet. Triumphierend überbrachten die Sieger der Königin die blutigen Spolien. „So übte jetzt bereits ein zweites Geschlecht für den Tod der Väter wilde Blutrache und der Ritter erniedrigte sich zum Henker."

Mordend und verwüstend zogen hierauf die verwilderten Scharen gen Süden. Auf der Heide von Barnet bei St. Albans stießen sie auf Norfolk und Warwick, welche mit dem unglücklichen König von London den schrecklichen Männern vom Norden entgegengerückt waren. Bald war das Schlachtfeld mit Leichen bedeckt und Warwick in die Flucht geschlagen. Im Zelte Cliffords feierte Heinrich VI. das Wiedersehen mit Gemahlin und Sohn; aber seine Hüter, denen er Sicherheit zugesagt, ließ Margarete niederstoßen. Bis in die Vorstädte von London streiften die plündernden Scharen von den schottischen und northumbrischen Marken. Die Königin wagte jedoch nicht in die Hauptstadt einzuziehen; sie erkannte die heftige Volkswut, welche das grausame Unwesen ihrer Anhänger weithin über Kent und den ganzen Süden verbreitet. Sie zog wieder gen Norden und gab dadurch den Gegnern den Sieg in die Hand. Eduard von March, der neunzehnjährige Sohn Richards, ein ritterlicher Mann von hoher Schönheit und starkem Arm, hatte an den Marken von Wales bei Mortimers Croß ein glückliches Treffen bestanden, den alten Owen Tudor, einen königlichen Verwandten, nebst vielen Rittern in Hereford den Manen seines Vaters und Bruders zum Opfer geschlachtet und dann, mit Warwick vereinigt, seinen Einzug in London gefeiert. Hier wurde er auf dem Felde von Clerkenwell von dem versammelten Volke als König ausgerufen, nachdem er in einer mündlichen Ansprache seine Herkunft und sein Recht dargelegt. Die Krone auf dem Haupt und den Herrscherstab Eduards des Bekenners in der Hand, setzte er sich auf den Thron und alles Volk rief begeistert aus: „Lang lebe König Eduard IV!"

Eduard von York zum König ausgerufen. 1461.

Febr. 1461.

2. Febr.

2. März.

Nur eine siegreiche Schlacht vermochte die Krone auf Eduards Haupt zu befestigen. Daher rückte er in Verbindung mit Warwick und Norfolk gen Norden, wo die Feinde mit überlegener Heeresmacht um die rote Rosenfahne des Lancasterschen Königshauses sich gesammelt. Das ganze waffenfähige England war in zwei Heerlager unter zwei Königen geschieden. Nachdem in einem Gefecht der Vorhut Lord Clifford bei Ferrybridge durch einen Pfeilschuß gefallen, trafen sich die Hauptheere zwischen den Dörfern Towton und Saxton, acht Meilen von York. Hier ereignete sich an einem schneeigen Märztag eine furchtbare Schlacht, welche, die ganze Nacht hindurch fortgesetzt, sich mit blutigen Zügen in dem Andenken der Nation von Geschlecht zu Geschlecht erhalten hat. Gegen 30,000 Erschlagene lagen auf dem Waffenfelde, unter ihnen der Graf von Northumberland und der kühne Rottenführer Sir Andrew Trollop. Die

Eduards IV. Sieg und Krönung. 1461.

28. März 1461.

Yorkschen siegten; die Häupter Richards, Rutlands und Salisburys wurden von den Zinnen der Stadt herabgenommen, um Raum zu schaffen für die Köpfe der hingerichteten Grafen von Devonshire und Wiltshire und andrer Lancasterschen Anführer. Triumphierend kehrte Eduard IV. nach der Hauptstadt zurück, um in Westminster von der Hand des Erzbischofs von Canterbury mit vieler
29. April 1461. Pracht gekrönt zu werden, während Margarete und ihr Gemahl mit den Häuptern ihrer Getreuen bei den Schotten Schutz und Hilfe suchten, bis die Furien des Bürgerkriegs auch in das kaledonische Gebirgsland drangen und die Königin zur Flucht über den Kanal in das alte Heimatland trieben.

Das Thronrecht der Yorks anerkannt. Wer sollte jetzt dem König Eduard den Thron streitig machen? Das Parlament, gespalten wie die ganze Nation, war bisher stets das Echo des Siegers gewesen, und so war es auch jetzt. Ohne Widerstand erlangte der neue König,
Nov. daß das Kronrecht seines Hauses feierlich bestätigt, daß die Lancasterschen Herrscher für Usurpatoren erklärt, daß das flüchtige Königspaar und der sogenannte Prinz von Wales, die Herzöge von Somerset und Exeter und alle die toten oder entflohenen Häupter der besiegten Partei des Hochverrats für schuldig erkannt und ihre Verwandten aller Güter und Ehren beraubt wurden, dagegen die Glieder der herrschenden Linie die ersten Rangstufen und Ämter einnahmen. Bei den Gemeinen, von denen jetzt das entscheidende Wort gesprochen wurde, seitdem die Reihen der Lords so furchtbar gelichtet waren, hatte das Haus York von jeher mehr Geltung und Anhang als die Lancasters. Und welch ein Abstand zwischen dem blühend schönen ritterlichen Eduard und dem blödsinnigen Heinrich!

Margaretens Flucht nach Frankreich. In den nächsten zwei Jahren hatte der blutige Kampf an der nördlichen Grenzmark seinen ununterbrochenen Fortgang. Königin Margarete, ebenso unternehmend als nach Rache dürstend, hatte in Frankreich neue Kriegsmannschaft geworben, die sie, verstärkt durch Schotten und Northumbrier, abermals in das englische Grenzland führte, indes ihr Gemahl in einem festen Schlosse in Nordwales den Ausgang teilnahmlos, aber kummervoll abwartete. Die Chroniken erzählen von vielen Kämpfen und Abenteuern, vom Abfall der Somersets und Percys zu dem glücklicheren Zweig des alten Herrscherstammes, von der wunderbaren Rettung der Fürstin und ihres Sohnes aus den Händen der Räuber, die sie auf der Flucht in einem Walde gefangen genommen. Der Krieg hatte den Charakter mittelalterlicher Überfälle angenommen; das Land, wo die bürgerliche Verfassung unter heißen Kämpfen ihren vollendetsten Ausbau erlangt hatte, war in die anarchischen Zustände des Faustrechts, des ritterlichen Fehdelebens, des Raubwesens und Wegelagerns zurückgefallen. Aber die Rote Rose schien zum Verwelken bestimmt zu sein. Nach zweijährigem fruchtlosen Ringen setzte Margarete mit ihrem Sohne und dem Rest ihrer Getreuen abermals über den Kanal, um am flandrischen Hofe Beistand zu suchen, und begab

sich, als sie hier kein Gehör fand, in das Herzogtum Bar, ihr väterliches Heimats- 1463.
land, um dort neue Pläne auszusinnen.

Während Margarete in Frankreich weilte, brach der Krieg im Norden mit neuer Niederlage der Lancasters bei Heftigkeit aus und lichtete abermals die Reihen des Adels durch Schwert und Richtbeil. Hexham. 1464. Als König Heinrich von neuem im Feld erschien, umgeben von Schotten und geäch- März 1464. teten Baronen, gewann die Lancastersche Partei wieder frische Kräfte. Somerset und die Percys bereuten ihren Abfall und kehrten zu der alten Fahne zurück. Aber das Glück der Waffen war nicht auf ihrer Seite. Sir Ralph Percy unterlag im Kampfe gegen Lord Montague: bei Hexham in Northumberland wurde Somerset überwun- 8. Mai. den und starb, auf der Flucht gefangen, durch die Hand des Henkers, der dritte seines Namens. Der Titel ging auf seinen Bruder Edmund Beaufort über. Ein gleiches Schicksal hatten die Lords Roos und Hungerford in Newcastle, und in York wurden fünfundzwanzig Herren von Rang hingerichtet. Die Mauern der Festung Bamborough sanken unter dem mörderischen Geschütz des Grafen von Warwick; der tapfere Befehlshaber Sir Ralph Grey, welcher, durch eine Zurücksetzung beleidigt, zu den Lancasters übergegangen war, wurde verwundet nach London geführt und dort, durch den Ritterhof zum ehrlosen Tod verurteilt, auf der Richtstätte enthauptet. König Heinrich, vom Schlachtfeld bei Hexham entflohen, wurde einige Zeit von den getreuen Einwohnern verborgen gehalten, bis er durch Verrat in die Hände Warwicks fiel, der ihn aufs Juli 1465. Pferd gebunden unter dem Hohne des Pöbels durch die volksbelebten Straßen nach dem Tower bringen ließ. Seine Anhänger lebten als Geächtete im Elend, Somerset und Exeter in Flandern, Pembroke in den Bergen von Wales, Northumberland bei den Schotten; ihre Güter und Titel gingen an die siegreichen Häupter über.

Mächtiger als je gebot Eduard IV. in London; ein volkstümlicher, leut- Eduards IV. Vermählung. seliger Mann war er bei dem Parlamente beliebt, das ihm freigebig die Woll- 1464. steuer und das Tonnen- und Pfundgeld auf Lebenszeit bewilligte. Auch wurden viele entfremdete Krongüter zurückgewonnen. England, von auswärtigen Kriegen verschont, schien unter der neuen Dynastie aufzuleben; das Schwert wütete ja vorzugsweise unter den Feudalherren und ihren Kriegsmannen, der Bürgerstand hatte wenig darunter zu leiden. Der Papst und die Höfe des Festlandes erkannten die neue Thronordnung an. Es schien, als ob das Haus York auf immer die Krone von England besitzen sollte. — Da führte Eduard IV. selbst neue Stürme aus der gährenden Tiefe herauf. Er war dem weiblichen Geschlechte sehr zugethan, und manche schöne Frau und Jungfrau war seinen verführerischen Nachstellungen und Liebeskünsten erlegen. Nun geschah es, daß er einst auf dem Schlosse der Herzogin von Bedford, die dem Richard Wydeville, Lord Rivers, ihre Hand zum zweiten Ehebund gereicht, von den Reizen ihrer Tochter Elisabeth gefesselt wurde, als sie, die junge Witwe des bei St. Albans gefallenen Sir John Grey, eines Lancastriers, zu gunsten ihrer kleinen Kinder von dem König fußfällig die Zurücknahme der einst gegen ihren Gatten verhängten Achtserklärung erflehte. Hingerissen von der Anmut ihres Wesens beschloß er, die schöne Frau, an deren Tugend seine Verführungskünste scheiterten, zu seiner Gemahlin zu erheben. In der Kapelle der Abtei Reading wurde die 29. Sept. 1464. Trauung vollzogen, und in den schönen Maitagen des nächsten Jahres ergötzte 23. Mai 1465.

sich die Bürgerschaft von London an der glänzenden Krönungsfeier in Westminster.

Familienhader. War schon die Erhebung einer Ritterstochter von der feindlichen Partei an die Seite des Königs den Anhängern der Weißen Rose ein Dorn im Auge, so erregte die überschwengliche Gnadenhäufung, womit Eduard ihr ganzes Haus und ihre zahlreiche Verwandtschaft überschüttete, die höchste Unzufriedenheit. Bisher hatten die Nevils, welche im Kampfe das meiste gethan und dafür von der Beute den schönsten Anteil davon getragen, den größten Einfluß geübt und die wichtigsten Ämter bekleidet. Graf Richard von Warwick hatte an der Nordmark fürstliche Besitzungen erworben und als Befehlshaber von Calais eine fast unabhängige Stellung gewonnen; wenn er in London einzog, feierte ihn das Volk gleich dem König und er vergalt die Huldigungen mit verschwenderischer Freigebigkeit; sein Bruder Montague war in das Erbe der Percys eingetreten, der jüngste Bruder Georg war Kanzler des Reichs und Erzbischof von York. Nun traten ihnen die Greys, Vater, Brüder und Schwäger der Königin, als einflußreiche Rivalen entgegen, und die hohe Gunst des liebetrunkenen Monarchen diente dem Ehrgeiz eines zahlreichen Geschlechts neuer Emporkömmlinge. Es konnte nicht fehlen, daß sich bald bittere Gefühle in dem Gemüte Warwicks regten; ihm hatte Eduard seine Erhebung zu danken, sollte er nun den Lohn mit den alten Feinden teilen? Seine Unzufriedenheit nahm zu, als der König mit Burgund in Verbindung trat und dem neuen Herzog Karl dem Kühnen seine Schwester Margarete verlobte, während Warwick sich zu Frankreich neigte und
Mai 1467. mit Ludwig XI. auf einer persönlichen Zusammenkunft geheime Verabredungen
Neujahr 1468. traf. Noch vermied man einen völligen Bruch; in Coventry reichte der König seinen alten Bundesgenossen die Hand der Versöhnung, und als die fürstliche Braut ihren festlichen Auszug aus London hielt, um sich zur Hochzeitsfeier in
10. Juli 1468. Brügge einzuschiffen, gab ihr Warwick das Geleite.

Warwick gegen Eduard. Aber die innere Entfremdung trat immer schärfer hervor, besonders als es
1469. dem Grafen gelang, des Königs Bruder, den neunzehnjährigen Herzog von Clarence, einen wankelmütigen, der Familie Wydeville feindlich gesinnten Fürsten, auf seine Seite zu ziehen. Gegen des Bruders Willen vermählte sich
12. Juli 1469. Clarence in Calais mit Warwicks jugendlicher Tochter Isabella, eine Verbindung, die um so folgenreicher werden konnte, als der König bis jetzt nur Töchter hatte, somit Clarence als Thronfolger angesehen ward. Fünf Tage nach dem Hochzeitsfeste setzte Warwick mit seinem Bruder, dem Erzbischof von York, und seinem neuen Eidam über den Kanal, um den Volksaufstand, der von den nördlichen Provinzen, wo sich die Bauern gegen die Naturallieferungen an die Geistlichkeit auflehnten, rasch seinen Weg nach Süden nahm, in ihrem Interesse zu benutzen. Unter den Landbewohnern im Norden wie bei der beweglichen Bevölkerung von Kent hieß es, daß die verschwenderische Freigebigkeit des Königs gegen die Wydevilles, die Verschleuderung des Kronguts und die dadurch herbeigeführte Be-

lastung des Volks mittels Auflagen und Zwangsanleihen die Quelle aller Not und alles Unheils seien. Lord Herbert, Schwager der Königin, den Eduard zum Herzog von Pembroke erhoben, wurde von den Aufständischen geschlagen und in Northampton hingerichtet; gleiches Schicksal hatte Lord Rivers, Elisabeths Vater, sein Sohn John Wydeville und Lord Stafford, ein andrer Verwandter. Es war deutlich, daß kundige Männer die Volksrache lenkten. Nach der Niederlage seiner Freunde war König Eduard in der Gewalt Warwicks, der jetzt eine diktatorische Machtfülle in seiner Hand hatte. Auf seinen Wink verliefen sich die Rebellenhaufen und König Eduard wie König Heinrich standen unter seiner Aufsicht; wer weiß, ob nicht damals der „Königmacher", wie man ihn nannte, mit dem Gedanken umging, die Krone Englands seinem Schwiegersohne Clarence zuzuwenden. Allein die Befürchtung, daß die Lancastrier, die sich bereits wieder regten, die Zwietracht im Lager der Weißen Rose zu ihrem Vorteil verwerten möchten, hielt ihn von Gewaltschritten ab. Nochmals vereinigte ein äußerlicher Versöhnungsakt die Yorkschen Parteihäupter. Es war aber nur ein gleißnerisches Spiel, um frische Kräfte zu sammeln. Im nächsten Jahr brach eine neue Em- 1470.
pörung in der Grafschaft Lincoln aus. Die Losung war, König Heinrich sollte wieder den Thron besteigen. Warwick und Clarence standen mit dem Führer Sir Robert Wells in geheimer Verbindung. In der Verwirrung hofften sie ihre Ernte sicher einzuthun. Aber die Entschlossenheit des Königs und die Wirkungen seines Geschützes warfen den Aufstand nieder. Wells wurde enthauptet, auch dessen Vater und Schwager überlieferte der König wider gegebenes Wort dem 12. März.
Scharfrichter. Vor dem Tode bekannten sie, daß Warwick und Clarence Anstifter und Teilnehmer des Komplotts gewesen. Im Bewußtsein ihrer Schuld und die Rache des Königs fürchtend, flohen beide nach Norden; als ihnen aber der König mit Kriegsmannschaft auf dem Fuße folgte und einen Preis auf ihre Haftnahme setzte, glaubten sie sich nicht mehr sicher in England. Mit Not entkamen sie auf einem Fahrzeuge aus dem Hafen von Southampton, um in Calais, der alten Seeburg, Zuflucht zu suchen, ihre Gefährten der Rache des ergrimmten Monarchen preisgebend. Als aber Vaucler, ein Gascogner, den Warwick selbst zum Befehlshaber eingesetzt, den Flüchtigen die Aufnahme verwehrte und ihre Landung gewaltsam verhinderte, segelten sie nach der Normandie und suchten Schutz und Hilfe bei dem französischen König. Bald folgten noch andre Verbannte, so daß das westliche Frankreich und die Städte an der Loire der Herd neuer Verschwörungen wurden.

In Anjou lebte noch immer die Königin Margarete mit ihrem Sohne Bund zwischen Warwick
Eduard, dem Geschicke grollend und in ihrer leidenschaftlichen Seele Gedanken und der Königin.
der Rache nährend. Wer sie sah, die stolze Fürstin mit dem Ausdruck des 1470.
herben Schmerzes auf dem strengen Angesicht, der hätte nimmermehr in ihr die Tochter des gesangesfrohen Königs René erkannt. Nun atmeten die beiden feindlichen Häupter dieselbe Luft am Ufer der Loire, und König Ludwig XI.,

Margaretens Vetter und Warwicks Verbündeter, unternahm es, eine Versöhnung zu bewirken. Um den Preis einer ehelichen Verbindung seiner Tochter mit dem Königssohne Eduard wollte der hochfahrende Graf Warwick mit seiner Vergangenheit brechen, der geächteten Königin die Hand zum Bunde reichen und ihren gefangenen Gemahl wieder auf den Thron erheben. Lange wies die fürstliche Frau das unnatürliche Bündnis zurück: niemand hatte sie tiefer verletzt als der gewaltige Edelmann, das Haupt und die Seele der Yorkschen Partei, und mit ihm sollte sie in Blutsverwandtschaft treten? Aber zuletzt trug doch die Aussicht auf Rache und Vergeltung den Sieg davon. Nur mit Warwicks Hilfe konnte dem Lancasterschen Haus die geraubte Königskrone zurückerobert werden.
4. Aug. 1470. So ließ sie denn ihren alten Groll fahren: Margarete und Warwick schwuren einander Treue und die junge Anna Nevil wurde dem Königssohne Eduard angetraut. Damit war aber zugleich der Grund zum Bruche mit Clarence gelegt. Denn der Rang eines Prinzen von Wales konnte doch nur einem der Schwiegersöhne Warwicks zu teil werden!

Eduard IV. auf der Flucht. 1470. In König Eduard IV. lebten zwei Naturen, die abwechselnd die Herrschaft über ihn führten: unternehmend, thatkräftig und tapfer, wenn Kampf und Gefahr ihn fortrissen, überließ er sich in den Tagen der Ruhe der Genußsucht und dem Vergnügen, in kurzsichtiger Sorglosigkeit alle Warnungen und alle Vorsicht verschmähend; ohne Vermittelung ging er von der Anspannung zur Abspannung über. Umsonst machte ihn sein Schwager, Karl von Burgund, auf die Gefahren aufmerksam, die ihm von der französischen Küste aus drohten; er traf keine Gegenanstalten und ließ sogar den Oberbefehl über die Nordmark in den Händen Montagues und Fitzhughs, des Bruders und Schwagers von Warwick. Aber bald sollte er aus seiner Zuversicht furchtbar aufgestört werden. Kaum hatte Montague, der im Auftrag des Königs 6000 Gewappnete zusammengezogen, auf Schloß Pontefract vernommen, daß sein Bruder mit Clarence
Sept. 1470. und andern Parteigenossen an der Südküste Englands gelandet sei, um Heinrich VI. wieder einzusetzen, daß alles Volk aus Kent sich um ihn sammle und er bereits in der von Eduard verlassenen Hauptstadt großen Anhang zähle, so pflanzte er plötzlich statt der weißen die rote Fahne auf und zog wider Eduard ins Feld. Als dieser auf einem Schlosse unweit Doncaster gerade zu Tische saß, hörte er Reiter heransprengen mit dem Ruf: „Es lebe König Heinrich!“ Unter Mühe und Not rettete er sich mit seinem Bruder Richard, seinem Schwager Anton Rivers, seinem Oberkammerherrn Lord Hastings und einigen andern Edlen nach der Hafenstadt Lynn, von wo aus die Flüchtigen auf zwei holländischen Schiffen über die Nordsee fuhren, um bei Karl dem Kühnen Schutz und Beistand zu suchen. Mühsam entgingen sie den Nachstellungen der hanseatischen Galeeren. So hastig war ihre Flucht gewesen, daß sie nichts bei sich führten, als was sie am Leibe trugen, und daß der König dem Schiffs-

kapitän zum Dank für die Rettung nur den eignen mit Marderpelz besetzten Mantel geben konnte.

Während die erlauchten Flüchtlinge von dem Herzog am Strande empfangen und nach dem Haag geführt wurden, suchte die Königin Elisabeth Zuflucht in Westminster, wo sie einen Sohn gebar, und der schwachsinnige König Heinrich wurde wie ein gekröntes Opferlamm aus dem Tower nach St. Pauls geleitet, wo seine Wiederherstellung auf dem Thron mit einem Dankfest gefeiert ward. Er war nur ein willenloses Werkzeug in der Hand Warwicks, der als Großadmiral und Protektor mit monarchischer Machtfülle herrschte, insbesondere da Margarete ihre Rückfahrt immer weiter hinausschob. Mit Heinrich VI. kehrte auch der Lancastersche Adel wieder zu seinen Gütern und Ämtern zurück. Der Umschwung erfolgte fast ohne Blutvergießen; nur der grausame Graf von Worchester, der „Schlächter von England", der die gefangenen Flüchtlinge in Southampton hatte töten lassen, wurde hingerichtet. Das Parlament bestätigte das Geschehene; Eduard IV. wurde als Usurpator erklärt, seine Regierungsakte umgestoßen. Ludwig XI. triumphierte über den Erfolg seiner Politik und schloß mit der neuen Regierung Bündnis und Freundschaft.

Heinrich VI. und Warwick.

13. Okt.

26. Nov. 1470.

Im Elend schwang sich Eduard wieder zur vollen Energie auf. Viele Flüchtlinge und Verfolgte fanden sich bei ihm ein und belebten in seiner Seele den Gedanken, den verlornen Thron zurückzuerobern, die weiße Fahne aufs neue aufzupflanzen. Von dem Schwager heimlich mit Geld und Schiffen unterstützt, segelte er im Frühjahr von der Insel Walcheren ab, begleitet von etwa 2000 Bewaffneten, darunter 300 Flandrer mit Handgewehren, und landete bei Ravenspur am Humber, an derselben Stelle, wo einst Heinrich Bolingbroke ans Land gestiegen und seinen Siegeslauf begonnen. Die Ereignisse, die sich nun im Laufe der nächsten Tage zutrugen, gleichen mehr einem Ritterroman als geschichtlicher Wirklichkeit; mit dem Einzug Eduards in York, das er als sein Familienerbe zurückforderte, trat eine Katastrophe ein, die an die Rückkehr Napoleons von der Insel Elba erinnert. Klug vermied er anfangs als König aufzutreten: er nannte sich Herzog von York und forderte seine Leute auf, König Heinrich und den Prinzen Eduard hoch leben zu lassen. Es war eine Wiederholung des heuchlerischen Spieles, das einst Heinrich von Lancaster gegen Richard II. getrieben. Erst als auf seinem Zuge gen Süden sein Anhang lawinenartig wuchs, so daß er in kurzem über viele Tausende zu gebieten hatte, nahm er in Nottingham wieder den Königstitel an. Ein Herold bot dem Grafen von Warwick, der mit etwa 7000 Mann in Coventry stand, Schlacht oder Versöhnung an; der vorsichtige Edelmann ging weder auf das eine noch auf das andre ein; er wollte den Zuzug seines Eidams Clarence abwarten. Aber dieser hatte sich bereits mit dem Bruder verständigt; die Zureden der Mutter und Schwester und der Argwohn, daß der Graf ein falsches Spiel mit ihm treibe und ihn seinem eignen Ehrgeiz zum Opfer bringe, bewirkten eine

Eduards IV. Rückkehr und Sieg. 1471.

März 1471.

14. März.

Anfang April. Sinnesänderung. Auf einer Zusammenkunft reichten sich die drei Brüder die Hände zum Bunde, worauf die Kriegsmannen des Clarence die weiße Rose aufsteckten.

Die Schlacht bei Barnet und Warwicks Ausgang. 1471. Wenige Tage nachher zog Eduard freudig begrüßt in London ein. Nachdem er seine Gemahlin und den jungen Sohn aus der Westminsterabtei befreit und mit seiner Mutter ein zärtliches Wiedersehen gefeiert, rückte er in Begleitung des Königs Heinrich, den ihm der Erzbischof von York ausgeliefert, dem Heere Warwicks und Montagues entgegen. Nun ereignete sich bei **Barnet**, fast unter den Augen der Hauptstadt, die Entscheidungsschlacht zwischen der Roten und Weißen Rose. Nachdem die ganze Nacht hindurch das gewaltige Geschütz des Grafen gespielt hatte, ohne jedoch in der Dunkelheit unter den vorteilhaft aufgestellten Reihen der Gegner beträchtlichen Schaden anzurichten, kam es am 14. April. Ostertag in früher Morgenstunde, als noch ein dichter Nebel die Erde bedeckte und jede Fernsicht unmöglich machte, zum Nahgefecht, Mann gegen Mann. Es war ein Kampf, wie in dem langen Bürgerkrieg noch keiner ausgefochten worden; Eduard selbst und sein Bruder Richard stritten mit wunderbarer Tapferkeit. Das unheimliche Zwielicht erzeugte Unsicherheit und füllte die aufgeregten Gemüter mit Argwohn; man konnte kaum den Freund vom Feind unterscheiden. Da ertönte unter den Mannen des Grafen der Ruf: Verrat! Verrat! und verbreitete Flucht und Schrecken. Bald war das mit Tausenden von Leichen bedeckte Schlachtfeld in der Gewalt Eduards. Als die Sieger die Gefallenen musterten, fanden sie den Grafen erschlagen in einem Gehölze; auch sein Bruder Montague und viele tapfere und edle Männer lagen auf dem Waffenfelde. Noch war das hehre Fest nicht zu Ende, als Eduard in der Kathedrale der Hauptstadt dem Auferstandenen sein Dankgebet für den glorreichen Sieg darbrachte. Am nächsten Tag sahen die Bürger Londons die Leichen der beiden Brüder öffentlich zur Schau gestellt, ehe sie in die Gruft gesenkt wurden; König Heinrich aber wurde nach seinem Kerker im Tower zurückgebracht. Seine Herrschaft war abermals zu Ende.

Niederlage der Königin bei Tewksbury. 1471. Um dieselbe Zeit, da auf dem Felde von Barnet der „Königsmacher" Warwick sein ruheloses Leben schloß, landete Königin Margarete mit ihrem Sohne und vielen Flüchtigen und Geächteten bei Weymouth und wendete sich nach Exeter, ihre Getreuen um sich sammelnd. Die Nachricht von der Niederlage und dem Tode Warwicks warf ihren Mut nicht nieder. Sie hatte ihren Widerwillen gegen den schrecklichen Mann nie zu unterdrücken vermocht; nun waren die Parteien wieder reiner geschieden. Der wachsende Zuzug vieler Anhänger der Lancasterschen Sache flößte der Königin und ihren Getreuen, unter denen Somerset und Thomas Courtenay, Graf von Devonshire, in erster Linie standen, frisches Vertrauen ein; sie zogen in Eilmärschen nordwärts über Bristol nach Gloucester, um die Waliser Markmannen, welche Jasper von Tudor unter der roten Fahne gesammelt, bei sich aufzunehmen. Aber bereits waren die

Yorkschen Brüder in der Nähe. Der Sieg bei Barnet und die Kunde von der Landung Margaretens hatten den König mächtig aufgeregt. Rasch war er von Windsor aufgebrochen, und ohne sich oder seinen Leuten Ruhe zu gönnen erreichte er die feindlichen Heerscharen bei der Abtei Tewksbury. Hier wurde nun an einem schönen Maitage eine zweite blutige Schlacht geliefert, welche 4. Mai 1471. durch die Tapferkeit und das Feldherrntalent Eduards einen ebenso siegreichen Ausgang nahm wie das Treffen bei Barnet. Wie gut auch die Lancastrier ihre Anordnung trafen und wie scharf ihr Angriff war, das treffliche Geschütz des Königs und das rechtzeitige Hervorbrechen einer im Gehölze versteckten Kriegsmannschaft entschied für die Yorksche Partei. Die bedeutendsten Häupter der Lancastrier, unter ihnen der Graf von Devonshire, welcher die Nachhut geführt, deckten die Walstatt; Prinz Eduard, ein siebzehnjähriger Jüngling, welcher mit Lord Wenlock das Mitteltreffen geführt hatte, wurde auf der Flucht eingeholt und nach tapferer Gegenwehr im Felde erschlagen. Vergebens hatte der Unglückliche um Gnade und Schonung geschrieen; jene eisernen Männer kannten kein Mitleid; die Volkssage fügte noch hinzu, Eduard habe ihm zuvor wegen einer kecken Rede den Stahlhandschuh ins Angesicht geschlagen. Bis in die heiligen Räume der Abtei verfolgten die Sieger die Flüchtigen und stießen die Schutzflehenden erbarmungslos nieder, und wie viele starben an den folgenden Tagen durch das Richtschwert! Unter ihnen war auch der Herzog von Somerset, der letzte Beaufort. Nur die Königin und ihre Schwiegertochter Anna, die mit einigen andern Frauen in einer Klause Schutz suchten, wurden gerettet.

Als Eduard von Tewksbury gen Norden ziehen wollte, um auch dort die Heinrichs VI. Tod. 1471. Parteigänger der Roten Rose zu züchtigen, rief ihn die Kunde, daß während seiner Abwesenheit der Bastard von Falkonbridge, ein illegitimer Neffe Warwicks, mit einem Geschwader von Calais aus die Themse heraufgesegelt sei und mit Geschütz die Hauptstadt bedränge, nach London zurück. Durch die Tapferkeit der Bürgerschaft und der Towerbesatzung hielt sich die Stadt so lange, bis Eduard herbeikam und die Angreifenden zur Unterwerfung brachte. Falkonbridge ergab sich unter der Bedingung, daß sein Leben geschont werde. Doch einige Monate nachher ließ Herzog Richard den letzten Parteigänger aus dem Hause Nevil enthaupten. Edle Gemüter macht der Sieg menschlich und großmütig, aber das wilde Geschlecht der Yorks kannte nur Rache und Mord. Unter den Greueln jener Schreckenstage fand auch der unglückliche schwachsinnige König, der mehrmals den Thron mit dem Kerker vertauscht hatte, ein gewaltsames Ende. Er wurde in seinem Gefängnis im Tower ermordet, wie 21. Mai. die Welt glaubte durch den Dolch Richards von Gloucester. Eduard wollte die Quelle künftiger Aufstände vernichten; darum wurde das schuldlose, leidensvolle Leben ausgelöscht und der Leichnam des Monarchen, der fast fünfzig Jahre lang den Königsnamen getragen, vor den Augen des Volks öffentlich ausgestellt. Seine Gemahlin wurde in Haft gehalten und auf das Notdürftigste beschränkt,

bis die Verwendung Ludwigs XI., unterstützt von einer beträchtlichen Geldsumme, ihr die Freiheit und die Rückkehr nach Frankreich auswirkte (1474). Heinrich von Exeter, einer ihrer getreuesten Anhänger, gab sich in den Schutz des Königs. Zwei Jahre später sah man seinen Leichnam auf den Wogen zwischen Dover und Calais umhertreiben.

Schicksale der Lancasters und Nevils. Graf Jasper von Pembroke flüchtete sich mit dem jungen Sohn seines verstorbenen Bruders, Heinrich Tudor, dem letzten Träger der Lancasterschen Ansprüche, nach Frankreich, wo sie im Bunde mit dem Grafen von Oxford, Warwicks Schwager, alle Hebel in Bewegung setzten, um mit Hilfe Ludwigs XI. den Bürgerkrieg von neuem in dem Inselreiche zu entzünden. Lange Zeit waren ihre Bemühungen vergebens, bis der Bund Eduards IV. mit seinem Schwager Karl von Burgund den französischen Monarchen auf den Gedanken brachte, durch Unterstützung der Lancasterschen Partei den englischen König in seinem eignen Lande zu beschäftigen. Mit seiner Hilfe brachte Oxford zwölf Schiffe zusammen, bemächtigte sich eines festen Felsenschlosses in Cornwallis und beunruhigte den Kanal und die englische Küste mit Freibeuterei. Aber von königlichen Truppen eingeschlossen und aller Zufuhr beraubt, übergab er endlich die Burg (1474.) unter der Bedingung, daß man seines Lebens schone. Er wurde seines ganzen Vermögens beraubt und zehn Jahre lang auf der Burg Ham bei Calais in Haft gehalten. Seine Gemahlin, die Schwester Warwicks des „Königmachers", erwarb sich einen kärglichen Unterhalt mit Nähen. In Oxfords Sturz wurde auch sein Schwager, Erzbischof Georg von York, verflochten, der einzige Nevil, der die Gnade des Königs angefleht und erhalten hatte. Eines Einverständnisses mit dem Verwandten beschuldigt, wurde er gleichfalls in Haft genommen und bis kurz vor seinem Tode in Calais und auf dem Schlosse von Guines gefangen gehalten. Seine großen Schätze und Einkünfte, die Hauptursache seines Falles, wurden mit Beschlag belegt, so daß er in Kummer und Dürftigkeit aus dem Leben schied. (Dez. 1475.)

3. König Eduard IV. und seine Familie.

Eduards IV. letzte Regierungszeit. So war denn das Haus York über Blut und Leichen auf den englischen Thron gelangt. Die Parteihäupter der Roten Rose ruhten unter der Scholle oder lebten auf fremder Erde; manche fügten sich in die Umstände und erbaten die Gnade des Siegers; unter ihnen auch Sir John Fortescue, ehedem Kanzler Heinrichs VI., dann Erzieher von dessen Sohn Eduard, für den er das treffliche Werk „Zum Lobe der Gesetze Englands" verfaßt hatte. Lange ein Verfechter des Lancasterschen Erbfolgerechts, schrieb er nun um den Preis seiner Begnadigung eine Schrift von entgegengesetzter Tendenz. Das Volk war bei dem ganzen Krieg wenig beteiligt, freute sich aber des Friedens, der ihm gestattete, seinen Sinn ausschließlich dem Handel, der Gewerbthätigkeit, dem Ackerbau zuzuwenden; der Klerus hatte sich gleichfalls kühl und teilnahmlos gehalten und den Ausgang des blutigen Kampfes als eine Fügung des Himmels, als ein Gottesgericht hingenommen, nur bedacht, in seinen Gütern und Einkünften durch die Wechselfälle nicht betroffen zu werden. Auch König Eduard schien das allgemeine Verlangen nach Ruhe und Versöhnung zu teilen; seitdem

Heinrich VI. und sein Sohn aus der Welt geschieden und die Erbfolge des Hauses York nicht mehr angefochten ward, zeigte er sich milder und versöhnlicher. Sein eifrigstes Streben war nun darauf gerichtet, die so teuer erkaufte Krone seinem jungen Sohne Eduard zu sichern, welchen Frau Elisabeth im Sanktuarium zu Westminster zur Welt gebracht und das Parlament als Prinzen von Wales anerkannt hatte.

Zwietracht im Yorkschen Haus.

Aber während Eduard sich wieder rückhaltlos seinem Hange zu Genuß und Sinnlichkeit hingab, entstand in seinem eignen Geschlecht ein Brand, welcher, durch Leidenschaft und Mißtrauen genährt, zuletzt sein ganzes Haus verzehrte. Der Herzog von Clarence hatte als Preis seines Abfalls von Warwick die Hälfte der unermeßlichen Güter seines Schwiegervaters als Erbteil an sich gebracht, die andre Hälfte war der Krone zugesprochen worden. Clarence aber, ein habgieriger Fürst von geringen Gaben und Verdiensten und von wandelbarem Charakter, strebte nach dem ganzen Besitz. Mit Verdruß bemerkte er daher, daß sein jüngerer Bruder Richard von Gloucester, welcher sich während des Krieges durch Tapferkeit und Energie hervorgethan und dafür von dem königlichen Bruder Ehren und Güter zum Lohn erhalten hatte, nach der Hand von Warwicks jüngster Tochter Anna, der angetrauten Braut des getöteten Sohnes der Königin Margarete, trachte. Er hielt die Schwägerin verborgen, konnte aber nicht verhüten, daß Anna auch unter der Verkleidung von Richard erkannt und zur Eingehung einer Ehe beredet ward, die wie es scheint mit Genehmigung des Königs in Eile und unregelmäßig geschlossen wurde. Auch von den Erbgütern empfing er seinen Anteil. Seitdem bestand bittere Feindschaft zwischen den Brüdern, welche dem ganzen Hause verderblich werden sollte.

Die Vorgänge auf dem Kontinent. 1474. 1475.

In den nächsten Jahren zogen die Verwickelungen auf dem Festlande die Aufmerksamkeit von den inneren Spaltungen ab. Dem König waren so viele Unternehmungen gelungen, so viele wunderbare Schicksalswechsel zum Glück ausgeschlagen; konnte er nicht vielleicht auch die verlorenen Erbländer der Plantagenets in Frankreich wieder an sich bringen? sollte er nicht dem Titel eines Königs von Frankreich, den sein Vorgänger geführt und er überkommen hatte, eine reale Bedeutung verleihen können? Die Verhältnisse lagen günstig. Ludwig XI. war kein Kriegsheld, während sein Gegner und Rivale, Karl der Kühne, der tapferste und kriegslustigste Fürst seiner Zeit war. Auch der Herzog von der Bretagne war zu einer neuen Schilderhebung gegen Frankreich bereit. Was lag somit näher als ein neuer Waffenbund zwischen England, Burgund und der Bretagne? Durch nichts konnte Eduard sein besseres Thronrecht in den Augen der Nation darthun, als wenn er die Schmach auslöschte, welche Heinrich VI. dem englischen Namen und Waffenruhm zugefügt und die Besitzungen der Ahnen, die der schwache Lancaster so schmählich eingebüßt, wieder zurückgewann. So kam denn auch wirklich ein Waffenbund zu stande, und ein ansehnliches Geschwader mit Kriegsmannschaft setzte über den Kanal nach Calais.

Das Parlament hatte die verlangten Summen bewilligt, die Ehre und die Interessen des Vaterlandes wurden von Eduard benutzt, um von Adel und Bürgern freiwillige Beiträge, Benevolenzen genannt, zu erpressen; mit den Hanseaten oder „Osterlingen", welche während des Bürgerkriegs durch die Freibeuterei Warwicks viele Gewaltthätigkeiten erlitten und darum an den Handelsschiffen
28. Febr. 1474. Englands öfters Vergeltung geübt, wurde zu Utrecht der alte Friedensbund erneuert und dadurch auf der Nordsee die Sicherheit der Schiffahrt hergestellt; mit dem König von Schottland, Jakob III., schloß Eduard einen Vertrag und verlobte dem Thronfolger seine jüngste Tochter Cäcilie, dadurch wahrte er die nordischen Grenzmarken vor feindlichen Einfällen. Alles schien aufs beste vorbereitet; schon hatte man sich über die Teilung der zu erobernden Landschaften in Frankreich geeinigt; mit Sorge blickte Ludwig XI. auf die drohende Kriegsgefahr. Und dennoch ging das ganze Unternehmen in Rauch auf. Wir haben die Verhältnisse, die das bewirkten, früher kennen gelernt (S. 821). Während Herzog Karl seine Kräfte in verschiedenen Kämpfen gegen den Kaiser, gegen die Kölner, gegen Lothringen vergeudete und den König und das englische Heer durch Rücksichtslosigkeit und verkehrte Anstalten beleidigte, wußte der kluge Monarch von Frankreich durch freundliches Entgegenkommen und vor allem durch freigebige Geldspenden an den König und die Großen einen Umschwung zu bewirken. Auf einer Brücke, die bei Picquigny unterhalb Amiens über die
29. Aug. 1475. Somme führte, schwuren die beiden Könige auf einer persönlichen Zusammenkunft auf Kreuz und Meßbuch einen Vertrag, worin Ludwig sich zu Kriegsentschädigung und Jahrgeldern, Eduard zur Rückkehr in sein Reich verpflichtete. Eine Verlobung des Dauphin mit Eduards jugendlicher Tochter Elisabeth sollte die beiden Reiche inniger verbinden.

Eduard mehrt die Einkünfte der Krone. Sowenig dieser Ausgang den Wünschen der Nation entsprach, dem König war er vorteilhaft. Er hatte die Mittel erlangt, seinem Hang nach Pracht und Vergnügen nachzuleben: schon lange hatte er mit Neid auf den glänzenden Hof seines Schwagers in Brüssel geblickt; nun konnte er es ihm an Festlichkeiten gleich thun, und er ergriff jede Gelegenheit, seine Einkünfte zu mehren; die Hafenzölle wurden streng eingetrieben, die Handelsinnungen zu Abgaben angehalten; er sandte, wie die Mediceer, eigne Kaufmannsschiffe aus, welche Wolle, Tuch und Zinn in andre Länder führten.

Bei seinen Finanzoperationen nahm Eduard IV. auf die Rechte des Parlaments wenig Rücksicht. Er hat fünf Jahre lang die Einberufung der Stände unterlassen, dann die Versammlung wohl vier oder fünfmal prorogiert, bis man endlich die Erhebung der Zollabgaben, die unter dem Namen Pfund- und Tonnengeld zusammengefaßt wurden, zugestand; eine Einnahme, die den Fürsten auf ihre Lebenszeit bewilligt, was allmählich nur als Formalität betrachtet wurde, ihrer Regierung eine feste finanzielle Grundlage verschafft hat. Nicht zufrieden mit den herkömmlichen Subsidien, welche die Parlamente gewährten, griff er zu ungewöhnlichen Mitteln der Besteuerung. Unter ihm führte sich ein, daß die Wohlhabenden, nach dem Maße ihres Vermögens, von

dem sich der König genaue Kunde zu verschaffen wußte, zu Beiträgen für seinen Dienst herbeigezogen wurden, die man, weil sie unter dem Schein persönlicher Freiwilligkeit geleistet wurden, Benevolenzen nannte, die aber niemand zu verweigern wagte: „den Schatzungen zu vergleichen, mit welchen in den italienischen Republiken die herrschenden Parteien ihre Gegner heimzusuchen pflegten."

Insbesondere war Eduard auf Mehrung des königlichen Hausgutes bedacht. Aber die Habgier, womit er die entfremdeten Krongüter wieder zu sammeln bemüht war, erweiterte die schon längere Zeit bestehende Spaltung zwischen den Yorkschen Brüdern. Clarence fühlte sich beleidigt, daß die Herrschaft Tutbury und andre Territorien, die er als zur Warwickschen Erbschaft gehörig ansprach, von der Krone eingezogen worden; er fühlte sich beleidigt, daß die Brautwerbung, die er sogleich nach dem Tode seiner Gemahlin Isabella um Maria von Burgund einleitete, von dem König und noch mehr von Frau Elisabeth, welche die reiche Herzogstochter ihrem Bruder, dem Grafen Rivers zudachte, hintertrieben wurde. Er hielt sich vom Hofe fern und nahm bei verschiedenen Veranlassungen eine Haltung an, die den Bruder reizen mußte. Eigenmächtig und nicht ohne Zwang gegen Richter und Geschworne ließ Clarence eine Dienerin seiner Gemahlin wegen Giftmischerei verurteilen und am Galgen sterben, und als im folgenden Jahr ein Beamter des Herzogs und ein Nekromant vor dem königlichen Gerichtshof angeklagt wurden, daß sie durch Zauberei und Schwarzkunst den Untergang der königlichen Familie zu bewirken gesucht und das Verbrechen mit dem Strange büßen sollten, legte Clarence öffentlich Einsprache ein. Der König glaubte in dem ganzen Benehmen des Bruders feindselige Absichten gegen ihn und sein Geschlecht zu erkennen, denen er zuvorkommen müsse, und klagte ihn daher vor den Peers des Hochverrats an. Ein Schriftstück mit einer Reihe von Anklagepunkten und Beweisgründen sollte die bösen Absichten und die Verschwörung darthun. Auf Grund der vorgebrachten Beschuldigungen und Zeugnisse sprach der Gerichtshof das Todesurteil gegen den Herzog aus und belegte sein Geschlecht mit Acht und Güterverlust. Im nächsten Februar wurde die Bürgerschaft Londons durch die Kunde erschreckt, Clarence sei im Tower gestorben. Auf welche Weise er des Todes verblichen, kam nie zu Tage. Im Munde des Volks ging das Gerücht, er sei in einem Fasse Malvasierweins ertränkt worden; spätere Stimmen beschuldigten den Herzog von Gloucester der Unthat. Die Güter des Ermordeten wurden dem Grafen von Rivers verliehen. Das Volk trauerte um den Eidam des großen Warwick, dessen Andenken noch nicht vergessen war.

Tod des Herzogs von Clarence.

22. Dez. 1476.

1477.

18. Febr. 1478.

Noch fünf Jahre überlebte Eduard IV. den Bruder. Wohl mochte ihn hier und da Reue und Gewissensangst beschleichen über so manche Blutschuld, die auf ihm lastete, dann betäubte er die mahnende Stimme durch sinnliche Genüsse, denen er sich ohne Rückhalt hingab. Ein schöner, stattlicher Mann, ehe das Übermaß der Tafelfreuden seinen Körper anschwellte, war er ein Liebling

Eduards IV. Ausgang.

der Frauen, die fortwährend großen Einfluß auf ihn hatten. Stets sah man ihn von Damen umgeben, selbst bei seinen Jagden, denen er sehr zugethan war, durften sie nicht fehlen. Aber dieser Hang zu Ausschweifungen untergrub seine Gesundheit und stürzte ihn, als auch noch Ärger über fehlgeschlagene Pläne und Hoffnungen seine Lebensgeister in fieberhafte Aufregung versetzten, im einundvierzigsten Jahre seines Alters ins Grab. Er hatte sich so viele Mühe gegeben, seine Töchter auf Throne zu bringen und zu dem Zweck sie in jungen Jahren an die Erben von Frankreich und von Schottland verlobt; und nun mußte er erleben, daß ihn Ludwig XI. überlistete und täuschte. Die inneren Unruhen und Parteikämpfe in Schottland unter Jakob III., in welche Eduard sich einmischte, obgleich er dadurch die alten Grenzfehden erneuerte, hatten den Bruch des schottischen Heiratsvertrags zur Folge, und in Frankreich suchte der berechnende König für seinen Thronfolger eine vorteilhaftere Verbindung. Der Verdruß, den er über die Verlobung des Dauphin mit der jungen Margarete von Burgund empfand, verschlimmerte die Krankheit, an der er schon einige Zeit litt. Er starb am 9. April und wurde in der von ihm errichteten prachtvollen Georgskapelle in Windsor beigesetzt.

9. April 1483.

19. April.

Seine Politik.

Eduards IV. ganzes Streben war dahin gerichtet, die Krone Englands seiner Dynastie zu sichern. Dies glaubte er am besten zu erreichen, wenn er sich auf den dritten Stand, auf Ritter und Bürger stützte. Während er mit überlegter Grausamkeit die hohen Feudalherren, den selbständigen normännischen Adel, zu Boden warf und fast alle Linien, die sich vom Stammbaum der Plantagenets abgezweigt, grundsätzlich austilgte, verkehrte er freundlich und leutselig mit den Bürgern, bekümmerte sich um ihre Verhältnisse und Interessen und ehrte die Gemeinen und die Altermannen der Städte. Wir haben gesehen, wie verderblich die Rosenkriege dem hohen Adel geworden sind. Dies war ganz in Eduards Politik begründet. Es wird versichert, daß er, wenn er das Schlachtroß bestieg, seinen Leuten zurief: „Schonet das Volk und tötet die Herren!" Die monarchische Gewalt sollte auf einer volkstümlichen Basis aufgerichtet werden, der Verfassungsstaat nicht mehr auf den bevorzugten Ständen ruhen. In diesen politischen Grundsätzen war Eduard IV. der Vorläufer der Tudors. Und für diese hat die Yorksche Dynastie gegen ihren Willen gearbeitet. Nicht dem Geschlecht, das durch Ströme von Blut nach dem Thron emporstieg, war die englische Krone für die Zukunft beschieden; die Glieder sollten sich zuerst untereinander vertilgen, das ruchlose Haus durch selbstmörderische Wut zu Grunde gehen, ehe die gestörte Ordnung wieder auf festeren Grundlagen aufgerichtet ward, ehe die verletzte Natur wieder ihren gesetzmäßigen Lauf antrat.

Eduard V. unter Richards Vormundschaft und Regentschaft. 1483.

Eduards IV. Erstgeborner, ein zwölfjähriger Knabe von guten Anlagen, befand sich bei dem Tode des Vaters auf Schloß Ludlow an der Waliser Grenze, unter der Aufsicht seines mütterlichen Oheims, des ritterlichen und feingebildeten Grafen Anton Rivers, der seine bisherige Erziehung geleitet hatte.

Er wurde der herkömmlichen Ordnung gemäß sofort als König Eduard V. proklamiert und der Tag der Krönung auf den 4. Mai festgesetzt; bis dahin sollte Graf Rivers mit seinem Zögling, begleitet von einem zahlreichen bewaffneten Geleite, in London eingetroffen sein. Auch der väterliche Oheim des jungen Fürsten, Herzog Richard von Gloucester, der bei des Bruders Tod als Oberbefehlshaber auf der schottischen Grenzmark stand, gab durch eine feierliche Huldigungszeremonie in York seine Zustimmung zu der Erhebung des Neffen kund und leistete den Eid der Treue. Allein bald trat unter dem hohen Adel und in den Hofkreisen eine tiefgreifende Spaltung zu Tage. Die verwitwete Königin Elisabeth und ihre Verwandten, die Wydevilles und Greys, vor allem ihr Bruder, der erwähnte Graf Rivers, und ihre Söhne aus erster Ehe, Thomas Marquis von Dorset, Befehlshaber des Towers, und sein jüngerer Bruder, Lord Richard Grey, glaubten durch Geburt und Stellung zu der vormundschaftlichen Regierung in erster Linie berechtigt zu sein und richteten sich demgemäß ein, ohne auf die Peers oder königlichen Räte Rücksicht zu nehmen. Nun hatten sich aber die Greys und Wydevilles sowohl durch ihr hochfahrendes, anmaßendes Wesen als durch Eigennutz und Herrschsucht viele Feinde gemacht, welche auf die Emporkömmlinge mit Neid blickten. Mehrere Edelleute von Rang, die von jeher zu dem Hause York gehalten und um ihrer Treue und Verdienste willen von König Eduard mit wichtigen Stellen belohnt worden waren, vor allen Lord Hastings, Befehlshaber von Calais, Heinrich Stafford, Herzog von Buckingham, ein Abkömmling der Plantagenets, und mehrere andre waren nicht geneigt, ohne weiteres der emporgekommenen Familie das Regiment zu überlassen. Sie suchten eine Stütze an Herzog Richard, der ihren Vorstellungen gern Gehör gab. Als Graf Rivers mit seinem königlichen Neffen in Nottingham eintraf, wurde er von Richard und Buckingham, die sich gleichfalls mit Gefolge dort eingefunden hatten, nebst seinem Verwandten Lord Grey und andern Begleitern festgenommen und dann der junge König unter dem Schutze und Geleite seines väterlichen Oheims nach London geführt, aber nicht zur Krönung, sondern um vorerst seine Wohnung im Tower zu beziehen. Erschrocken flüchtete sich die Königin mit ihren Töchtern und ihrem jüngsten Sohn abermals in die heiligen Räume der Westminsterabtei, wo auch bald der Marquis von Dorset und Lord Lisle, ein andrer Verwandter, Zuflucht suchten. Der Herzog von Gloucester aber wurde durch Beschluß des geheimen Rats zum Protektor und Defensor des Reichs und zum Vormund des Königs erhoben. Um sich zu stärken, zog er Männer vom alten Adel, Buckingham, Northumberland, Howard u. a. durch Verleihung von Würden und Ehrenämtern in sein Interesse.

Lord Hastings ermordet.

Aber diese Stellung genügte dem Herzog nicht. Wie leicht konnte bei der herrschenden Parteiung ein Umschlag eintreten und die Königin-Mutter an die Spitze der Staatsgeschäfte führen! Wenn die Krönung, die auf den 22. Juni festgesetzt war und zu deren Feier schon umfassende Vorbereitungen getroffen

wurden, wirklich vor sich ging, so war nicht nur seine angemaßte Machtstellung, sondern auch sein Leben in Gefahr. Denn Lord Hastings, der gleiche Gewalt mit dem Herzog angestrebt hatte, nahm mehr und mehr eine feindselige Haltung an. Er näherte sich der Partei der Königin und hütete den jungen Eduard aufs sorgfältigste. Nach der Krönung, meinte er, sollte ein neues Regiment ins Leben treten. Durch einen Verräter, dem Hastings sein ganzes Vertrauen schenkte, erfuhr Gloucester alle Worte, welche der Lord in aufgeregten Momenten gegen den Herzog ausgestoßen. Er beschloß daher seinen Untergang. In einer Ratssitzung im Schloßgebäude des Tower beschuldigte er mit grimmigen Worten und zorngerötetem Angesicht den Lord des Verrats; er habe in Verbindung mit Elisabeth und einer Buhlerin des verstorbenen Königs durch Zauberkünste seinen Körper verunstaltet, wobei er seinen zusammengeschrumpften linken Arm zeigte. Sofort stürzten Bewaffnete in den Saal, führten einige der Anwesenden in den Kerker, den Lord aber zur Beichte in die Kapelle und dann auf einen
13. Juni 1483. Rasenplatz im Hofe, wo er auf einem Baumstamm enthauptet ward. Die schöne Buhlerin, mit der Hastings seit des Königs Tod vertrauten Umgang gepflogen, mußte öffentlich Buße thun und lebte fortan in Armut und Verachtung.

Richard zum König ausgerufen.

Darauf begaben sich Gloucester und Buckingham, nachdem sie die Londoner Bürgerschaft durch gleisnerische Reden beruhigt, nach Westminster, entlockten mit Hilfe des Erzbischofs von Canterbury der gebeugten Königin den jüngsten Sohn Richard, damit er seinem Bruder Gesellschaft leiste, und trafen die nötigen Anstalten zu dem blutigen Staatsstreich, den sie im Schilde führten. Während Sir Richard Ratcliffe, ein ergebener Diener Gloucesters, in York und andern Orten Nordenglands die Anhänger Richards unter die Waffen rief, weil man dem Protektor nach dem Leben trachte, und auf dem Wege zugleich den Grafen Rivers und die übrigen Gefangenen im Schloß Pontefract enthaupten ließ, hielt in London Dr. Shaw, ein gewandter Kanzelredner und Bruder des Lord-Mayor, vor der St. Paulskirche eine Predigt, worin er die lasterhafte Lebensweise des verstorbenen Königs und seine zahlreichen Liebschaften in das grellste Licht stellte, um darzuthun, daß dessen Ehe mit Elisabeth Grey ungültig gewesen, folglich ihre Söhne illegitim und zur Thronfolge unberechtigt seien. Vor seiner Verheiratung sei er bereits mit Eleonore Talbot vermählt oder doch verlobt gewesen. Ja es wurde ausgesprengt, Eduard IV. selbst sei nicht der echte Sohn des Herzogs von York gewesen. Das Volk verhielt sich schweigend; nirgends hörte man den erwarteten Ruf: „Es lebe König Richard!“, obwohl sich der Herzog auf einer Galerie in der Nähe zeigte. Doch gab man die Hoffnung des Gelingens nicht auf.
24. Juni. An dem Tage, wo das Parlament eröffnet werden sollte, hielt Buckingham in der Guildhalle vor dem Stadtrat und der versammelten Bürgerschaft eine Rede von ähnlichem Inhalt, wie die Predigt Shaws. Nochmals wurde die Lebensweise Eduards IV. scharf gerügt und die Illegitimität seiner Kinder dargethan.

Nur der Protektor sei der rechtmäßige Thronerbe. Man hatte dafür gesorgt, daß gewonnene Anhänger zugegen waren. Als diese den Ruf anstimmten: „Hoch lebe König Richard!", forderte Buckingham die Versammlung auf, ihm nach dem Palast des Protektors zu folgen, damit man denselben mit den Wünschen des Volks bekannt mache und ihn auffordere, das ihm gebührende Herrscheramt zu ergreifen. Es wird erzählt, Richard habe, als eine zahlreiche Volksmenge, darunter auch manche Parlamentsglieder, vor seiner Wohnung erschien und ihn als König begrüßte, das Gaukelspiel Cäsars bei dem Krönungsversuch des Antonius nachgeahmt, indem er mit erheuchelter Demut die Ehre von sich abwehrte. Erst als ihm Buckingham ein Schriftstück überreichte, worin nach Wiederholung aller Beweisgründe gegen die Gültigkeit der Ehe des verstorbenen Königs mit Elisabeth der Wunsch der Stände ausgesprochen war, Herzog Richard möge die Krone und königliche Herrschaft, die ihm durch Geburt und Verdienste zukomme, an sich nehmen, gab er dem Willen der Nation nach. Damit hatte das Trugspiel, das an Reineke Fuchs erinnert, ein Ende. Am folgenden Tag begab sich Richard in feierlichem Umzug nach der Westminsterhalle und nach der Paulskirche, um unter dem Segen der Kirche von der Königskrone Besitz zu nehmen. 26. Juni 1483.

Die Anstalten zur Krönungsfeier, die für den jungen Eduard V. getroffen worden, konnten jetzt für Richard III. benutzt werden. Am 5. Juli bewegte sich ein Prachtzug durch die Straßen von London, wie das damalige Geschlecht noch keinen gesehen, und am folgenden Tag fand die Krönung des Königs und der Königin mit allen herkömmlichen Formen in der glänzendsten Weise statt. Auch fehlte es nicht an Beweisen der Gnade: die Gefangenen des Tower, mit Ausnahme der beiden Prinzen, wurden in Freiheit gesetzt, Lord John Howard, der neben Buckingham am eifrigsten in seinem Dienst gewesen, wurde zum Herzog von Norfolk erhoben; andre Getreue erhielten Ehrenämter und Auszeichnungen. Die Krönung.

4. König Richard III.

Richard III. besaß manche Eigenschaften eines nicht unwürdigen Herrschers, allein sein Weg zum Throne führte durch Verbrechen und Freveltaten. Wenn auch seine kleine Gestalt und seine nicht ebenmäßig entwickelte Körperbildung weit abstach gegen die männliche Schönheit seines älteren Bruders, so hatte er sich dennoch bei jeder Gelegenheit durch Tapferkeit und kriegerischen Mut hervorgethan, und an Verstand und Willenskraft stand er keinem seiner Zeitgenossen nach. Die Glut der Leidenschaften, die er in seinen Handlungen dargethan, prägte sich auf seinem strengen, hageren Gesicht aus und erzeugte Furcht und Gehorsam. Man konnte bald erkennen, daß Zepter und Schwert sich in festen Händen befanden. Diesem Eindruck war es wohl auch zuzu- Richards Anfang.

schreiben, daß er bei seinem Königsritt, den er kurz nach der Krönung durch sein Reich hielt, in allen Städten mit Huldigungen und Beglückwünschungen empfangen ward, und daß die Fürsten des Kontinents, Ludwig XI. von Frankreich, der junge Herzog der Niederlande, Isabella von Kastilien, ihm Gruß und Anerkennung zusandten. Besonders feierlich und prachtvoll war Richards Einzug in York, der Hauptstadt des Nordens, die ihm von jeher treu und ergeben gewesen: zum Beweise seiner Zufriedenheit verlieh er der Stadt manche Gnaden und wiederholte in der altehrwürdigen Kathedrale die Krönungsfeier in Gegenwart des nordischen Adels, wobei er mit freigebigen Händen von den reichen Schätzen seines Bruders große Summen aufwendete. Dort erteilte er seinem zehnjährigen Sohn Eduard die Würde eines Prinzen von Wales.

8. Sept. 1483.

Tod der königlichen Prinzen.

Während Richard im Norden verweilte, erwachten im Süden, wo Eduard IV. noch immer viele Anhänger zählte, die Gemüter allmählich aus der Betäubung, in welche sie die rasche Durchführung des Staatsstreichs gestürzt hatte. Man gedachte der gefangenen Königssöhne; man wunderte sich, daß eine Ehe, die über achtzehn Jahre als rechtmäßig gegolten, nun auf einmal ungültig sein sollte. Es wurden Pläne besprochen, wie man die eingeschlossenen Glieder der königlichen Familie befreien könne. Aber wie eitel waren alle solche Vorsätze! Um die Zeit, da Richard in York sich an den Freudenfesten und an den Krönungsfeierlichkeiten ergötzte, wurden auf seine Veranstaltung die beiden Prinzen aus der Welt geschafft. Es ist nie klar an den Tag gekommen, zu welcher Zeit und auf welche Weise die entsetzliche That verrichtet worden. Aber es liegt kein Grund vor, die Wahrheit einer alten Erzählung zu bezweifeln, wonach Sir James Tyrrel, ein ruchloser Mann aus der Umgebung Richards, die königlichen Knaben, während sie im Schlummer lagen, nächtlicherweile im Bette durch Decken und Kissen habe ersticken und die Leichen unter der Treppe in eine tiefe Grube einsenken lassen.

Buckinghams Abfall.

Dennoch hatte die Bewegung gegen den Usurpator ihren Fortgang und gewann an Umfang, als das Schreckensgerücht von der blutigen Unthat im Tower zuerst durch heimliches Zuflüstern, dann immer lauter in die Öffentlichkeit drang. Es fehlte zum Aufstand nur ein Haupt, und auch dieses fand sich unerwartet in dem Manne, dem Richard seine Erfolge hauptsächlich verdankte und den er daher mit Ehren, Gütern und Würden wahrhaft überschüttet hatte — in dem Herzog von Buckingham. Wie einst Warwick sich von Eduard IV. abgewendet und an dessen Untergang gearbeitet hatte, so verfuhr jetzt Buckingham gegen Richard. Der innere Pragmatismus des Komplotts und die bestimmenden Motive in der Seele des Herzogs sind unbekannt. Wollte der eitle Mann, in dessen Adern das Blut der Plantagenets rann, das Beispiel des „Königmachers“ nachahmen? oder wurde er durch Bischof Morton, einen der entschiedensten Parteigänger des verstorbenen Königs und seiner Familie, oder durch Frau Elisabeth selbst, deren Schwester seine Ehegenossin war, oder

durch ihren Sohn erster Ehe, den aus der heiligen Stätte von Westminster entflohenen Marquis von Dorset, auf andre Gesinnung gebracht? oder erinnerte er sich, daß seine Mutter, die Tochter des Herzogs Edmund von Somerset, der Lancasterschen Partei angehörte? Genug der Herzog von Buckingham wurde durch diese oder andre Gründe bewogen, von König Richard abzufallen und sich an die Spitze der großen Bewegung zu stellen, welche sich von der Waliser Grenzmark über den ganzen Süden verbreitete und den in der Bretagne weilenden Heinrich Tudor, Herzog von Richmond, auf den Thron bringen wollte.

Es war dies jener Abkömmling des Lancasterschen Hauses, mit dem einst sein Oheim Jasper von Pembroke sich vor Eduards Rache über den Kanal geflüchtet hatte. Er war ein Mann von nahezu achtundzwanzig Jahren (geb. 17. Jan. 1456), in dessen schwächlichem Körper ein kräftiger Geist wohnte. Sein Vater Edmund Tudor, Graf von Richmond, war der älteste Sohn Owens, dem die Witwe Heinrichs V. ihre Hand zum zweiten Ehebund gereicht, somit ein Halbbruder Heinrichs VI. Seine Mutter stammte von jener Katharina Swynford, deren Ehe mit Johann von Gent und die darin gebornen Kinder für legitim erklärt worden waren (S. 56). In seinen Adern floß somit englisches, französisches und kymrisches Blut, und die Anhänger der Lancasterschen Partei ehrten ihn stets als den echten Sprößling dieses Herrscherhauses.

So gefährlich indessen auch ein Prätendent erscheinen mußte, um den sich mehr als fünfhundert Flüchtige und Geächtete geschart hatten, ein so kluger und berechnender Mann wie König Richard war nicht so leicht von seiner Machtstellung herabzustürzen. Eine Proklamation, welche Buckingham und Dorset des Verrats und aller Laster beschuldigte und einen hohen Preis auf ihre Häupter setzte, verfehlte nicht ihre Wirkung zu einer Zeit, wo aller Seelenadel gebrochen war und Untreue nicht mehr zur Schmach gereichte. Ein beschwerlicher Feldzug in ungünstiger Jahreszeit lichtete die Reihen der Waliser Kriegsknechte, welche Buckingham zum Empfang Heinrichs an die Südküste führen wollte; er selbst suchte Obdach bei einem Pächter in Shropshire, wurde aber von diesem um Blutgeld verraten und auf dem Markte zu Salisbury öffentlich enthauptet. 2. Nov. 1483. Dieser Ausgang des Hauptführers vereitelte das ganze Unternehmen. Richmond, dessen beabsichtigte Landung durch stürmische Witterung sich verzögert hatte, wagte nun nicht mehr die Küste zu betreten. Er segelte zurück, begleitet von den Bischöfen von Exeter und Salisbury, dem Marquis von Dorset, den Lords Wells, Courtenay und andern Führern der Empörung. Nun erfolgten in Exeter, Guilford und anderwärts Blutgerichte, wie sie im Charakter jener erbarmungslosen Zeit lagen. Den Sir Thomas St. Leger, des Königs Schwager, vermochte weder die Verwandtschaft noch das hohe Sühngebot vor der Enthauptung zu retten.

Buckinghams Tod und Unterdrückung des Aufstands.

Froh über den errungenen Sieg kehrte Richard unter Triumphgepränge nach der Hauptstadt zurück, feierte Weihnachten mit ungewöhnlicher Pracht und berief dann auf Januar das Parlament zusammen. Es wagte keine Opposition. In stummem Gehorsam bewilligten die Stände die verlangten Steuern, 1484.

England beugt sich.

gaben ihre Zustimmung zu Strafanträgen, kraft deren die Teilnehmer der Verschwörung, über hundert Edelleute, Bischöfe und Ritter wegen Hochverrats ihrer Ehre, Habe und Güter verlustig gehen sollten, erklärten die Ehe Eduards IV. für ungesetzlich und bestätigten das Thronfolgerecht Richards und seiner Nachkommen. Ein Eid der Treue, den alle Engländer vom sechzehnten bis zum sechzigsten Jahr dem König und dem Prinzen von Wales leisten mußten, sollte die neue Dynastie und die Nation durch ein heiliges Band verknüpfen. Furcht und Schrecken hielt alles gefesselt; Klerus, Adel und Volk beugten sich in Demut und Gehorsam; Tugend und männliche Ehrenhaftigkeit schienen von Englands Boden verschwunden zu sein.

Richards sorgenvolle Regierung. 1484. Jetzt hatte König Richard III. das Ziel erreicht, nach welchem er durch Mord und Frevelthaten emporgestrebt. Aber wie sehr er die Krone durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel in seinem Hause zu befestigen suchte, die großen Rüstungen und Verteidigungsanstalten zu Wasser und Land, das strenge Überwachungssystem, das er im ganzen Reich aufrichtete, das Bemühen, durch Diplomatenkünste auswärtige Höfe für sich zu gewinnen, der Versuch, den gefährlichen Rivalen durch Bestechung und verlockende Verheißungen am herzoglichen Hof von der Bretagne in seine Gewalt zu bringen, die Versöhnung mit der um ihre Töchter besorgten Königin Elisabeth, ja der Plan, seinen Sohn mit einer derselben zu vermählen und dadurch einen Weg zur Ausgleichung des vieljährigen Bürger- und Thronkriegs zu schaffen, alle diese Pläne und Versuche, die er in seinem erfinderischen Geiste hin und her wälzte, gaben Zeugnis von der geringen Zuversicht, womit er auf den Bestand der Dinge blickte, von der inneren Unruhe und Seelenangst, von der er durch das Bewußtsein seiner Frevelthaten wie durch die Sorge vor äußeren Angriffen und inneren Nachstellungen gefoltert ward. Wie sehr er sich auch Mühe gab, durch verdoppelte Thätigkeit, durch Bereisung des Landes, durch entgegenkommendes Benehmen das drohende Gespenst zu verscheuchen, es entging ihm nicht, daß Heinrich Tudor, welcher sich von Vannes nach Paris begeben hatte, Zurüstungen zu einer neuen Landung traf, daß zahlreiche Exulanten, verstärkt durch flüchtige Mißvergnügte, sich um ihn sammelten, daß Frankreich heimlich und Schottland öffentlich das Vorhaben begünstigten und unterstützten. Die Entdeckung, das ein gewisser Will. Collingbourne, der hoch in seiner Gunst gestanden, einen verräterischen Briefwechsel mit dem Prätendenten unterhielt, steigerte seinen finsteren Argwohn, den die Hinrichtung des Schuldigen nicht zu verscheuchen vermochte. Nun suchte Richard wenigstens die inneren Feinde zu entwaffnen, indem er in Nottingham
7. Sept. 1484. mit dem König von Schottland einen Freundschaftsvertrag abschloß, und, wie erwähnt, die Königin Elisabeth, eine Frau von schwachem, schwankendem Charakter, durch Verheißung einer würdigen Behandlung und Versorgung und einer anständigen Verheiratung ihrer Töchter, zu einer Übereinkunft brachte. Aber all sein Arbeiten und Mühen empfing den schwersten Stoß durch den

plötzlichen Tod des Prinzen von Wales, des einzigen legitimen Erben. Damit wurden Richards Hoffnungen und Pläne im Keime erstickt. Das Schicksal selbst schien das harte Geschlecht vom Erdboden vertilgen zu wollen. Die Sünden der Väter sollten heimgesucht werden an Kind und Kindeskind. Er bestimmte den Sohn seiner dritten Schwester, der Herzogin von Suffolk, den Grafen von Lincoln, John de la Pole, einen Jüngling von guten Anlagen, zum Erben und Nachfolger; aber sein verdüsterter Sinn bewies, mit wie geringem Vertrauen er der Zukunft entgegenschaute. Der Himmel hatte das tyrannische Geschlecht verworfen. 9. April 1484.

Richard suchte die innere Aufregung und Gemütsbewegung unter äußerem Glanz und Heiterkeit zu verbergen. Noch einmal feierte er Weihnachten und Epiphanien mit ungewöhnlicher Pracht, obwohl die Schätze, die er vom Bruder geerbt oder durch Konfiskationen gewonnen, bereits erschöpft waren, so daß er zu dem gehässigen Mittel der „Benevolenzen", der Zwangsanleihen und Sammlungen bei Bürgern und Kaufleuten, schreiten mußte. Bald nachher fing die Königin Anna, Warwicks Tochter, zu kränkeln an und schon im März war sie eine Leiche. Es fehlte nicht an Nachreden, daß sie an einem schleichenden Gift gestorben. Auch ging schon das Gerücht, der König gedenke sich mit Elisabeth York, der ältesten Tochter seines Bruders, zu vermählen. Er mochte gehört haben, daß man in der Umgebung des Herzogs von Richmond bereits ihre Verheiratung mit dem Tudor beschlossen hatte, um so die beiden Rosen zu vereinigen. Es konnte ihm also wohl in den Sinn kommen, dem Rivalen die Braut wegzunehmen, obschon er dadurch das von ihm selbst so eifrig verbreitete und so sehr ausgebeutete Gerücht ihrer Illegitimität Lügen gestraft hätte. Mochte das Gerücht begründet sein oder nicht, die Ereignisse, die bald darauf über ihn hereinbrachen, vereitelten alle Entwürfe.

Neue Entwürfe.

11. März 1485.

Heinrich Tudor und die Exulanten hatten während des Winters und Frühlings umfassende Rüstungen zu einer neuen Landung gemacht. Schiffe waren bereit und 3000 normännische und bretonische Abenteurer in Sold genommen. Zugleich hatte man geheime Verbindungen in England angeknüpft. In Wales zählte er viele Verwandte und Freunde, die nur seine Ankunft erwarteten, um sich ihm anzuschließen. Mit berechneter Ostentation verkündigte man seine walisische Abkunft, um die nationalen Sympathien des kymrischen Bergvolks zu wecken. Die Landung sollte an die Invasion Wilhelm des Eroberers erinnern, die ja gleichfalls von den Walisern freudig begrüßt worden war. Darum wählte man auch nicht die Südküste, wo, wie man wußte, Richard umfassende Anstalten zur Abwehr getroffen, sondern im engsten und vertrautesten Kreise, um vor Verrat sicher zu sein, hatte man die Küste von Wales als Landungspunkt ins Auge gefaßt.

Rüstungen der Exulanten.

Alles ging glücklich von statten. Als die kleine wohlbemannte Flotte in Milfordhaven bei Pembroke landete, wurde der neue Prätendent aus dem

Heinrich Tudors Landung. 1. Aug. 1485.

Geschlechte Arthurs und Cadwalladyrs, in dessen Feldzeichen man neben dem Leoparden von England den altbritischen Drachen flattern sah, von den Einwohnern mit Jubel begrüßt. Ohne auf Widerstand zu stoßen, überstieg er die Waliser Berge und rückte durch Shropshire gen Stafford. Es war immerhin ein gewagtes Unternehmen, denn wenn auch einige Edle von der Waliser Grenzmark, wie Thomas ap Rice und Sir Will. Herbert mit bewaffneten Scharen zu Richmond stießen und Sir Gilb. Talbot die Männer von Shrewsbury ihm zuführte, so konnte ihn doch der König mit seiner überlegenen Kriegsmacht erdrücken. Denn Richard hatte durch strenge Proklamationen voll Schmähungen gegen die Verräter und voll Drohungen gegen alle, die sich säumig zeigen oder es mit jenen halten würden, die ganze Nation unter die Waffen gerufen, so daß zahlreiche Haufen von Norden und Süden im Anzug waren. Aber der Verrat lauerte in seinen Reihen. Lord Thom. Stanley, der zweite Gemahl von Heinrich Richmonds Mutter, ein von dem König mit Gütern, Ehren und Gnadenbeweisen reichbelohnter Edelmann, und sein Bruder William waren heimlich mit dem Prätendenten im Bunde, wußten sich aber so klug und vorsichtig zu benehmen, daß Richard ihnen bis zur letzten Stunde sein volles Vertrauen zuwandte. Kaum war aber der Tudor in Stafford erschienen, so kamen die beiden Stanleys mit beträchtlichem Kriegsvolk herbei. Behutsam stellten sie sich jedoch so auf, daß das Schicksal der Schlacht wesentlich durch ihr Eingreifen entschieden werden mußte. Und so geschah es. Als bei dem Marktflecken Bosworth auf einer von Sümpfen und Buschwerk durchzogenen Heide die beiden Heere aneinander gerieten, ersahen die Stanleys den Augenblick, da Heinrichs geringere Streitmacht eine günstige Stellung errungen hatte, um sich ihm anzuschließen und durch energisches Vorgehen die feindlichen Glieder zu durchbrechen.

Die Schlacht von Bosworth. 1485. — *22. Aug.*

Richards Tod. König Richard stritt wie ein wilder Löwe, er wollte siegen oder als König sterben. In glänzender Waffenrüstung, die funkelnde Krone über dem Helm, sah man ihn in das dichteste Kampfgewühl stürzen, um den Gegner selbst zu erreichen. Von seiner Lanze getroffen fiel der feindliche Bannerträger tot vom Pferde, sank ein andrer starker Ritter zu Boden. Endlich waren seine Kräfte erschöpft. Von dem Feinde gedrängt, fand er unter dem Rufe: Verrat! Verrat! im Handgemenge den Tod. Lord Stanley nahm die von Schwertern zerhauene Krone und setzte sie dem siegreichen Tudor aufs Haupt, während das Heer laut ausrief: „König Heinrich VII. hoch!“ Neben Richard deckten viele Herren und Ritter von Stande, darunter der Herzog von Norfolk, Lord Ferrers, Sir Richard Ratcliffe und einige Tausend Gemeine das Schlachtfeld von Bosworth. In Leicester wurde der verstümmelte Leichnam des dritten Richard mehrere Tage den Blicken des Volks ausgesetzt, dann in einer Klosterkirche in aller Stille beigesetzt.

Sein Charakter. Ein solches Ende nahm König Richard III. im dreiunddreißigsten Lebens-

jahre, ein ruchloses Leben voll Verbrechen und Blutschuld durch einen ritterlichen Tod auf dem Schlachtfeld sühnend. Mit ihm erlosch die männliche Linie der Plantagenets, die über drei Jahrhunderte das englische Reich beherrscht. Ein Fürst von großen Anlagen, aber durchglüht von der Leidenschaft des Ehrgeizes und der Herrschsucht, stürmte er durch das Leben hin, mit wilder Gewalt alles niederwerfend, was ihm im Wege stand, alle göttlichen und menschlichen Gesetze verachtend. Aufgewachsen unter einem greuelvollen Bürgerkrieg, wie die Weltgeschichte keinen zweiten gesehen, wurde seine Natur verhärtet und ans Ungeheure gewöhnt, so daß er vor keinem Verbrechen zurückschauderte. Die Gefühle der Großmut und Menschlichkeit, die sich hier und da in seiner Seele regten, wurden erstickt durch Zorn und Leidenschaft. Seine Regierung war zu kurz und zu stürmisch, als daß seine Fähigkeiten, sein politischer Verstand, wie sein kriegerisches Geschick sich hätten entfalten können; doch hat er die Verfassung in Ehren gehalten, die Rechtspflege durch einzelne gute Bestimmungen und Einrichtungen verbessert, dem Handel neue Wege geschaffen, die Kunst, besonders die Musik und Architektur, durch Gunst und Freigebigkeit gefördert, das Kriegswesen ausgebildet. In späteren Tagen scheint das Bewußtsein seiner Frevelthaten ihn nicht selten mit Seelenangst erfüllt zu haben. Dann suchte er Ruhe in äußerer Devotion und stiftete Messen für sein Seelenheil. Noch vor der Entscheidungsschlacht wurde er, wie berichtet wird, durch schwere Träume aufgeschreckt. Aus den geringen Nachrichten, die uns über die schreckliche Zeit und den gewaltigen Mann am Ende derselben erhalten sind, geht hervor, daß Richard III. ein Fürst von großen Anlagen und hervorragenden Herrschergaben war, aber „durch Geschick und Verhängnis in Bahnen hingerissen ward, die den Fluch der Nachwelt untilgbar an seinen Namen heften mußten". Das Schreckbild, das der geniale Dichter von dem dämonischen Tyrannen nach den Andeutungen der Chroniken entworfen hat, ist für alle Zeiten der Maßstab seiner Beurteilung geworden.

Reinhold Pauli gibt in den „Aufsätzen zur englischen Geschichte", Leipzig 1869, folgende Beschreibung über den Tag von Bosworth und den Ausgang König Richards III. „Da glückte es denn, daß Heinrich Tudor, Graf von Richmond, gut beraten und von Karl VIII. von Paris aus unterstützt, mit seinen flüchtigen Anhängern und fremden Söldnern am 1. August 1485 in einer unbewachten Felsenbucht von Wales landete. Sein Waliser Blut, sein ganzes Auftreten riefen in dem Fürstentum nationale Begeisterung hervor, seine Reihen schwollen an, je weiter er den Marsch nach Osten fortsetzte. Endlich am 22. ist auf Bosworthfield, etwas westlich von Leicester, entschieden worden. Richard vermochte nicht mehr das tiefste Mißtrauen, die schlimmsten Ahnungen zu unterdrücken; böse Traumbilder hatten ihm die letzte Nachtruhe geraubt. Man sah ihn totenbleich, mit verstörtem Antlitz zu Pferde steigen. Dennoch hatten ihn Mut und Geistesgegenwart nicht verlassen; sein Kriegsgeschick, die ungeheure Überlegenheit des Vasallenheeres, mit dem seine Ahnen daheim wie draußen so oft Sieg und Ruhm erfochten, erschienen ihm als letzter Hoffnungsstern. Da ist in dem Augenblick, auf den alles ankam, Lord Stanley an der Spitze seiner Mannschaft zum

Feinde übergegangen. Als auch der Herzog von Northumberland und seine Leute das Schwert in die Scheide stießen, sprengte der König wie rasend, die funkelnde Krone fest auf den Helm drückend, mit dem Geschrei: Verrat! Verrat! durch das dichte Getümmel auf Richmond ein, mit einem wuchtigen Hieb schmetterte er Heinrichs Bannerträger nieder, in wenigen Augenblicken fiel er selber unter den Streichen eines Stanley. Unbändig, heldenhaft ist dieser furchtbare Mensch, der letzte York und der letzte Plantagenet, der sich auf den Thron geschwungen und noch nicht dreiunddreißig Jahre alt zu Grunde gegangen. Wie trifft ihn doch das Volkslied so richtig, wenn es singt:

Nun reicht mir die Streitaxt in die Hand
Und setzt mir die güldene Krone auf,
Denn bei ihm, der geschaffen die See und das Land,
Nur als König von England vollend' ich den Lauf!

Wie fehlte es sogar nicht an rührenden Spuren loyaler Hingabe selbst an ihn! Als Blanc Sanglier, der Herold vom weißen Eber, mit dem verstümmelten Leichnam seines Herrn vor sich am Abend des Tages in die Thore von Leicester einritt, drängte sich das Volk herbei, dem, zumal im Norden, die kraftvolle Verwaltung noch lange unvergessen blieb. Wehmütig haben ihn die grauen Brüder in alabasternem Sarkophag beigesetzt."

5. Ausgang der Rosenkriege.

Thronrecht der Tudors.

Auf dem Schlachtfeld von Bosworth wurde Heinrich Tudor als König begrüßt. Die Anhänger der beiden Rosen stimmten in den Hochruf ein, denn man war schon einig geworden, daß die Linien Lancaster und York durch eine eheliche Verbindung Heinrichs mit Eduards IV. Tochter Elisabeth vereinigt und versöhnt werden sollten; Richmonds Mutter Margarete hatte zu dem Zweck sich der Königin-Witwe genähert. Das Erbrecht des Tudor war nicht über allen Zweifel gestellt; er selbst liebte es, sein Geschlecht von dem Helden der Welschen, dem fabelhaften König Arthur, herzuleiten; seine Mutter, wenn man auch die weibliche Erbfolge außer acht lassen wollte, stammte aus einer Ehe, die erst nachträglich legitimiert worden war; dennoch hegte Heinrich VII. den Ehrgeiz, nur kraft seines eignen Rechts zu herrschen, und sein ganzes Leben lang bekämpfte er eifersüchtig die Ansicht, daß sein Recht durch die Verbindung mit der Linie York begründet oder auch nur verstärkt worden sei. Die legitime Erbfolge der Lancasterschen Dynastie galt ihm als unantastbares Dogma. Neben diesem Recht der Abstammung ließ er nur noch das Recht des siegreichen Kampfes gelten; in dem Ausgang der Schlacht wollte er ein Gottesgericht zwischen sich und Richard erkennen. Sein erstes Anliegen war es daher, sich vor einer neuen Schilderhebung der Yorkschen Partei sicherzustellen. Zu dem Zweck ließ er sofort Eduard Plantagenet, den fünfzehnjährigen Sohn des Herzogs von Clarence, den einzigen noch lebenden männlichen Sprossen der Familie, nach dem Tower schaffen, wo ein jammervolles Los seiner wartete, und brachte die junge Elisabeth aus dem nördlichen Schloß, wo sie weilte, zu ihrer

Mutter nach London, verschob aber die Vermählung, bis er gekrönt und allseitig als König anerkannt sein würde, so sehr auch die Ungeduld des Volks zu der Heirat drängte; denn nur durch diese Verbindung schien ein dauernder Friede begründet werden zu können.

Schon im Oktober fand die Krönung in Westminster in herkömmlicher Weise durch den Erzbischof von Canterbury statt, bei welcher Gelegenheit der neue König mehrere seiner Anverwandten und Getreuen mit Standeserhöhungen bedachte. So wurde sein Oheim, Graf Jasper von Pembroke, zum Herzog von Bedford, sein Stiefvater, Lord Stanley, zum Grafen von Derby, Eduard Courtenay zum Grafen von Devonshire erhoben. Zugleich legte er durch Errichtung einer kleinen Leibgarde von Schützen (Yeomen of the Guard) den Grund zu einer stehenden Armee, deren Vorteile für die Königsmacht er in Frankreich kennen gelernt. Hierauf wurde das erste Parlament einberufen. Es zeigte sich alsbald, daß die Lancastersche Partei die vorwiegende Mehrheit bildete. Da nun aber unter den Mitgliedern des Unterhauses sich nicht wenige befanden, welche unter den vorhergehenden Regierungen geächtet worden waren, so erhob sich das Rechtsbedenken, ob solche Männer, welche noch außerhalb des Gesetzes standen, berechtigt und berufen seien, bei der Gesetzgebung des Reichs mitzuwirken. Und war denn nicht der König selbst in dieser Lage? Es wurde daher als ein günstiges Zeichen der neuen Regierung begrüßt, daß Heinrich sich nicht auf das Recht des Schwertes stützte, durch das er die Krone erworben, sondern den Weg des Gesetzes betrat. Man wandte sich an die Richter, und diese vereinigten sich zu dem Urteil, daß der Besitz der Krone alle Mängel hebe, der Inhaber des Throns auch ohne parlamentarische Beistimmung König sei. In den allgemeinen Verwirrungen war man so weit gekommen, daß es außerhalb der Kontinuation der Rechtsformen wieder eine Macht geben mußte, von welcher die Erneuerung derselben ausging. Es war ein Akt der Selbsthilfe, durch welchen die Nation die Aufrichtung eines Rechtsstaats auf neuer fester Basis ermöglichte. Nun konnte Heinrich auf Grund seiner königlichen Rechte und Befugnisse die Zurücknahme der auf seinen Anhängern und einem großen Teil des Parlaments lastenden Verdammungsurteile verfügen und somit den gesetzlichen Charakter der Versammlung herstellen. Eine Reihe edler Namen, die von Eduard IV. und Richard III. mit der Acht belegt worden, wurde wieder in ihre Ehren, Würden und Güter eingesetzt und dann unter ihrer gesetzlichen Mitwirkung die Parlamentsakte widerrufen, durch welche die Familie Heinrichs VI. vom Throne ausgeschlossen und die Lancasters als Usurpatoren erklärt worden waren. Auf gleiche Weise wurden die von Richard III. gegen die Frau und die Kinder Eduards IV. erlassenen Urteile aufgehoben. Denn auf der künftigen Königin durfte nicht der Makel der Illegitimität haften, wenn ihr auch kein Thronrecht zugestanden werden sollte. Nachdem so alle gesetzlichen Hindernisse beseitigt waren, schritt das Parlament zu der Aufstellung

Krönung und erstes Parlament. 1485.

7. Nov. 1485.

Das Thronrecht festgestellt. des Dokuments, durch welches Heinrichs Anrecht auf die Krone Englands festgesetzt ward. Da in demselben nicht des Thronrechts der Yorks gedacht und doch auch den zahlreichen Anhängern dieses Geschlechts kein Anstoß gegeben werden sollte, so mußte der Wortlaut des Instruments sehr behutsam und diplomatisch gefaßt werden. Man begnügte sich einfach festzusetzen, daß die Krone Englands auf immer bleiben und verharren sollte bei König Heinrich Tudor und den echten Erben seines Leibes. „In solchen Worten konnte niemand eine Anerkennung seines Geburtsrechts, noch der Eroberung, noch eine Enterbung der Yorks finden; nein, es klingt, als wenn das Parlament die Krone vergebe und eine neue Dynastie begründe. Nicht Lancaster allein sollte wieder herrschen, sondern ein neuer Zweig der beiden endlich versöhnten Rosen.“

Die Vermählung. 1486. Nun konnte Heinrich dem Parlament, das seinen Wünschen so bereitwillig entgegen gekommen, das ihn außerdem noch in den Stand setzte, das entfremdete und verschleuderte Krongut wieder an sich zu bringen, durch Ächtung des „Herzogs von Gloucester, der sich jüngst durch Usurpation Richard III. genannt“, und seiner vertrauten Anhänger mittels Konfiskationen die königlichen Einkünfte zu mehren und daß ihm noch schließlich das Tonnen- und Pfundgeld auf Lebenszeit zusprach, auch die Bitte nicht versagen, er möge doch jetzt, nach Festsetzung seines Thron- und Erbrechts, die Lady Elisabeth, König Eduards IV. Tochter, zur Gemahlin nehmen. Nachdem der Papst bereitwillig die kirchlichen Hindernisse der Blutsverwandtschaft gehoben und in der Dispensationsbulle auf des Königs Wunsch noch die Erklärung beigefügt hatte, „daß die Krone von England in Heinrichs Nachkommen erblich sein sollte, auch wenn diese nicht aus
18. Jan. 1486. der Ehe mit Elisabeth von York entsprungen wären“, fand die Vermählungsfeier statt. Doch bemerkte der König mit Unmut, daß das Volk bei diesem Feste größere Freude an den Tag legte, als bei seinem Einzug und seiner Krönung. Auch wurde Elisabeth nicht, wie man erwartet hatte, sofort gekrönt; erst im November des nächsten Jahres, nachdem mittlerweile ein Prinz zur Welt gekommen, welcher nach dem königlichen Ahnherrn der Mythe den Namen Arthur em-
25. Nov. 1487. pfing, fand die Zeremonie in Westminster statt.

Neuer Aufruhr. Diese feindselige Eifersucht gegen das Thronrecht der Yorks erweckte dem König neue Gegner. Die Königin-Mutter meinte, „ihre Tochter sei durch die Vermählung mehr zurückgedrängt als gehoben worden“, die ganze Partei fühlte sich mißachtet und war stets zu neuen Schilderhebungen geneigt. Noch in demselben Jahr pflanzten einige Edelleute, die bei Bosworth gefochten, im Norden die Fahne der Empörung auf, und nur dem verständigen Verfahren Heinrichs, mit dem bewaffneten Einschreiten eine Amnestie für die Reuigen zu verbinden, war es zu danken, daß der Aufstand im Keime unterdrückt ward. Lord Lovel, der Hauptanführer, entkam nach Flandern; sein Gefährte Humphrey Stafford starb zu Tyburn am Galgen. Aber so aufgeregt waren noch immer die

Gemüter, daß einige Abenteurer und Betrüger das Reich aufs neue in Flammen setzen konnten.

Zu Anfang des Jahres 1487 wurde König Heinrich durch die Botschaft erschreckt, in Dublin sei der junge Graf von Warwick, derselbe Sohn des Herzogs von Clarence, den er im Tower eingeschlossen, als Eduard VI. zum König ausgerufen worden. Später erfuhr man, daß der angebliche Plantagenet der etwa zehnjährige Sohn eines Tischlers in Oxford sei. Er hieß Lambert Simnel und war ein Knabe von feinen intelligenten Zügen, den ein verschmitzter Priester, Richard Simons, zu der Rolle eines Prätendenten ausersehen. Die Geraldinen, eifrige Anhänger der Weißen Rose, die lange Zeit mit der Lancasterschen Gegenpartei, den Butlers, im Kriege gelegen und unter dem neuen Regiment ihre vorwiegende Stellung zu verlieren fürchteten, erklärten sich für den vermeintlichen Sprößling der Yorkschen Dynastie, und ein großer Teil der heißblütigen Bevölkerung folgte ihrem Beispiel. Bald gerieten auch in England die Gemüter in Aufregung. Mochten auch die Häupter der Yorkisten den Betrug durchschauen; der falsche Plantagenet konnte doch dem echten den Weg bahnen. Um die Bewegung zu ersticken, ließ Heinrich seinen Gefangenen öffentlich sehen und verkündigte zugleich eine allgemeine Amnestie. Die verwitwete Königin Elisabeth, die, wenn auch unbeteiligt an dem Gaukelspiel, doch dem königlichen Schwiegersohn nicht gewogen war, wurde in ein Nonnenkloster verwiesen. Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als ob der alte Parteikampf wieder in seiner ganzen Schrecklichkeit entbrennen würde. John de la Pole, Graf von Lincoln, den einst sein Oheim Richard III. nach dem Tode des eignen Sohnes als Thronfolger aufgestellt (S. 903), entfloh nach Flandern, wo er bei der verwitweten Herzogin Margarete, seiner Tante, freundliche Aufnahme fand. Mit ihrer Hilfe warb er 2000 deutsche Söldner unter dem Rottenführer Martin Schwarz und setzte, begleitet von Lord Lovel und andern Yorkisten, nach der irischen Insel über. Nachdem sie in Verbindung mit der Faktion der Fitz-Geralds den Prätendenten Lambert Simnel in der Kathedrale zu Dublin mit großem Pomp und unter dem lauten Jubel des Volks nach altirischer Art hatten krönen lassen, landeten sie an der Westküste von Lancashire. Aber ihr Aufruf zur Empörung fand bei dem Volke kein Gehör. Die Zeit der Rosenkämpfe war vorüber. Bald kam es zwischen den Aufständischen und den königlichen Truppen bei Stoke am Trent, unweit Nottingham, zum hitzigen Gefecht. „Schwarz und seine Landsknechte schlugen sich brav wie Deutsche und wetteiferten mit den englischen Flüchtlingen; die Iren, halb nackt, mit Bogen und Schlachtmesser, stürzten sich feurig in den Kampf, aber die geschlossene Reiterschar unter dem Grafen von Oxford errang nach kurzer verzweifelter Gegenwehr doch den Sieg über alle." An 4000 Mann deckten das Schlachtfeld, unter ihnen Lincoln, Schwarz und die Häupter der Irländer. Lord Lovel verschwand und ward nie mehr gesehen. Lambert Simnel mußte

Simnel in Irland. 1487.

Der Aufstand unterdrückt.

24. Mai 1487.

16. Juni.

als Küchenjunge den Bratspieß drehen, bis ihn der König unter seine Falkoniere aufnahm; der Priester wanderte ins Gefängnis. Mehrere der Schuldigen wurden geächtet und mit Güterverlust bestraft; doch wurde der Sieg nicht durch Grausamkeit oder allzu große Strenge befleckt.

Die Sternkammer. Dagegen suchte der König durch Gesetze und Institutionen im Geiste des monarchischen Absolutismus jener Tage künftigen Aufständen vorzubeugen und dem Feudalismus, der schon durch die Bürgerkriege in seiner Kraft gebrochen war, die Axt an die Wurzel zu legen. Die Hauptquelle der bürgerlichen Unruhen lag in der Gewohnheit des hohen englischen Adels, Scharen bewaffneter Dienstleute in Eid und Pflicht zu nehmen und sie durch Farben und Abzeichen zu bewegen, ihre Verpflichtung und Abhängigkeit zur Schau zu tragen. Öfters schon war diese Unsitte durch Gesetze untersagt worden, aber die unteren Gerichtshöfe und die Geschwornen waren nicht im stande, bei vorkommenden Übertretungen dem Gesetze Gehorsam zu verschaffen. „Unsicherheit der obersten Gewalt, die Macht, welche die großen Parteiführer ausübten, erfüllten die Schwächeren, die über sie zu Gericht sitzen sollten, mit Besorgnis vor ihrer unausbleiblichen Rache." Um nun diesem Unwesen ein Ende zu machen, ließ Heinrich in Übereinstimmung mit dem Parlament ein Gebot ausgehen, daß der Adel fernerhin bewaffnete, in seine Farben gekleidete Gefolgschaften nicht mehr halten dürfe, und übertrug die Bestrafung jeder Übertretung dieses Verbots und jedes Angriffs wider den Staat und seine Gewalten einem eignen, aus den Mitgliedern des geheimen Rats und den vornehmsten Richtern gebildeten Gerichtshof, der von dem Sitzungssaal den Namen „Sternkammer" führte. Er sollte alle jene persönlichen Verbindungen, die ungesetzlichen Einwirkungen auf die Wahl der Sheriffs, jede tumultuarische Versammlung strafen, die Vorbereitungen eines Aufruhrs, ehe er noch zum Ausbruch käme, verhindern können, und zwar in Formen, welche nicht die gewöhnlichen der englischen Rechtspflege waren. Dieser Gerichtshof, zu dem keine Geschwornen gezogen wurden und dessen Mitgliederzahl nach Gutdünken vermehrt werden konnte, wurde bald ein furchtbares Werkzeug des königlichen Absolutismus. Seine Kompetenz dehnte sich immer weiter aus. „Nicht nur das gewaltsame Auftreten wider die Autorität des Staats, alle Verbrechen gegen die Würde desselben, auch kleinere Vergehen, wie Verspottung und Geringschätzung durch Wort und Schrift, wurden im Laufe der Zeit in seinen Bereich gezogen." Anfangs eine wohlthätige Schranke und Schutzwehr gegen das anarchische Treiben der Feudalherren, wurde die Sternkammer in der Folge das verhaßte Bollwerk königlicher Tyrannei, das scharfe Instrument zur Unterdrückung und Vernichtung bürgerlicher Freiheit. Die königlichen Räte selbst erkannten die Gehässigkeit des Instituts; um sich gegen Gewaltthätigkeiten zu schützen, brachten sie daher ein Gesetz durch, kraft dessen alle Attentate gegen ein Mitglied des geheimen Rats, einen hohen Kronbeamten oder einen Peer ebenso bestraft werden sollten, wie wenn sie gegen den König selbst gerichtet wären. Hauptsächlich von der Errichtung dieses Gerichtshofes hat man es hergeleitet, daß England zur inneren Ruhe gelangte. Morton, ein eifriger Parteigenosse Richmonds in den Tagen der Verbannung, welchen der König zum Lohn für seine Treue und Ergebenheit auf den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury befördert und zum Lord-Kanzler erhoben, galt als der Haupturheber dieser das absolute Königtum und die Macht der Regierung fördernden Gesetzgebung.

Perkin Warbeck. 1492. Aber wie ein sturmerregtes Meer sich lange nicht beruhigt und ein geringer Lufthauch hinreicht, die Wogen aufs neue in die Höhe zu treiben, so auch in

der aufgeregten Menschenwelt. Noch einmal waren die Sympathien für das Yorksche Herrscherhaus stark genug, die Regierung Heinrichs VII. zu beunruhigen und die Herrschaft der Tudors zu erschüttern. Margarete von Flandern, die Schwester der drei Yorks, haßte die Lancasters und ihren glücklichen Erben leidenschaftlich. Wir wissen, wie thätig sie den Aufstand Lambert Simnels unterstützte. Das Fehlschlagen des Planes schreckte sie nicht ab. Waren ja doch anfangs die Erfolge so unerwartet gewesen, daß man wohl einen zweiten Versuch wagen konnte. Peter Osbeck aus Tournay, gewöhnlich Perkin Warbeck genannt, ein junger Mann von gefälligem Äußeren und gewandtem Geist, hatte in seinen Gesichtszügen einige Ähnlichkeit mit König Eduard IV. Dadurch wurde die Herzogin auf den Gedanken geführt, sich seiner zum Werkzeug ihrer glühenden Rache zu bedienen. Sie machte ihn mit der Geschichte ihres Hauses vertraut, ließ ihn, da er große Talente zeigte, in Sprachen und ritterlichen Künsten unterweisen und schickte ihn, als gerade ein Krieg zwischen England und Frankreich auszubrechen drohte, von Lissabon nach Cork im südlichen Irland, daß er dort die Rolle Simnels wiederhole. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich unter den heißblütigen Iren die Kunde, einer der Söhne Eduards IV. sei gerettet und befinde sich in ihrer Mitte. Er wurde als Herzog von York 1492.
begrüßt und die alten Anhänger der Weißen Rose, die Grafen von Kildare und Desmond, nahmen sich seiner an, ja ermutigten ihn sogar zu der Rolle eines Prätendenten. Auf die Einladung des Königs von Frankreich, der sich des Abenteurers zu seinen Zwecken bedienen wollte, begab sich Warbeck nach Paris, wo er als englischer Thronfolger mit der höchsten Auszeichnung behandelt ward. Bereits trafen viele Unzufriedene und Exulanten bei ihm ein, um unter seiner Führung den Landungszug des Tudor zu wiederholen. Aber der Plan wurde durch den raschen Abschluß des Friedens von Etaples (S. 875) vereitelt; Warbeck mußte Frankreich verlassen. Er begab sich nach den Niederlanden, wo ihn seine Gönnerin ehrenvoll aufnahm und als Herzog von York behandelte. Eine Leibgarde von dreißig Hellebardenträgern begleitete ihn; bei Hofe hieß er, „die Weiße Rose“ oder „der Prinz von England“.

Die Herzogin erreichte ihren Zweck. In den Kreisen der Yorkisten und Malkontenten Englands glaubte man an die Echtheit des Thronerben: geheime Beratungen wurden gehalten; Männer von Rang, wie Sir Robert Clifford und Will. Barley, begaben sich nach Flandern, um mit Margarete und ihrem vermeintlichen Neffen Vorkehrungen zu einer Invasion zu treffen. Aber Hein- 1494.
rich war auf seiner Hut. Durch verschmitzte Kundschafter von allem genau unterrichtet, suchte er die Umtriebe zu vereiteln und den feindlichen Anschlägen zuvorzukommen. Er ließ alles bekannt machen, was seine Agenten von der Herkunft und Persönlichkeit des angeblichen York in Erfahrung gebracht; er ordnete eine sorgfältige Überwachung der Küsten und Landungsorte an; er versicherte sich der Häupter und Leiter der Verschwornen in England und

Heinrichs Gegenmaßregeln.

Irland und ließ mehrere, die des Verrats überwiesen wurden, wie Montfort, Ratcliffe, Fitzwalter, hinrichten; er führte Klage an dem flandrischen Hof und beschränkte, als er kein Gehör fand, die Ausfuhr der englischen Waren nach den niederländischen Märkten; er gewann Sir Robert Clifford, die Seele aller Umtriebe, daß er gegen Zusicherung von Straflosigkeit ihm die Namen aller derjenigen angab, die mit dem Betrüger in Verbindung standen. Aber wie erschrak er, als dieser unter vielen andern auch den Oberkammerherrn William Stanley, den Helden von Bosworth, den angesehensten Mann im geheimen Rat, den Bruder des Herzogs von Derby, des königlichen Stiefvaters, nannte! Beweisstücke und eignes Geständnis ließen seine Schuld erkennen. Er hatte einst geäußert, er würde auf Warbecks Seite treten, wenn er der wäre, für den er sich ausgebe. Dieser Zweifel an der Thronberechtigung der Lancasters galt als todeswürdiges
1495. Verbrechen. Stanley wurde enthauptet und sein unermeßliches Vermögen eingezogen.

Warbecks Schicksale und Ende. Diese Maßregeln erzeugten in Brüssel und in England Schrecken und Furcht. Man begann an dem Erfolg des Unternehmens und an der Echtheit des Prätendenten zu zweifeln. Wer noch nicht zu weit vorgegangen war, trat von dem Komplott zurück. Da wagten Perkin und die Schar von Abenteurern, die sich an ihn geheftet, einen verwegenen Schritt, wie verzweifelte Spieler ihr Schicksal auf einen Glücksfall setzend: mit einem kleinen Ge-
Ende Juni 1495. schwader und etwa 600 Bewaffneten segelte der Prätendent über den Kanal und landete in Kent. Als aber die Einwohner, statt sich dem Haufen anzuschließen, die Eindringlinge zurückwarfen und 160 von ihnen gefangen nahmen, steuerte Warbeck mit den übrigen nach Irland und wagte einen Angriff auf
Anfang Juli. Waterford. Aber auch dieser Versuch scheiterte an der Wachsamkeit des königlichen Statthalters Poynings, eines kräftigen und umsichtigen Beamten, dessen Gesetze und Verordnungen zum erstenmal in der unruhigen Insel Friede und Sicherheit geschaffen und der englischen Herrschaft Ansehen erworben hatten. Von Irland zurückgetrieben segelte Warbeck mit seinen Gefährten nach Schottland, wo ihm ein glänzender Glücksstern auf kurze Zeit aufging. König Jakob IV., mit England im Krieg und von Margarete und dem französischen Hof heimlich aufgestiftet, nahm den stattlichen Mann von ritterlichem Wesen, in dem er einen echten Abkömmling der Yorks erblickt zu haben scheint, freundlich an seinem Hofe auf, feierte Feste und Spiele zu seinen Ehren und vermählte ihn mit der reizenden Lady Katharina Gordon aus einem mächtigen, dem königlichen Hause verwandten Geschlecht. Bald kam es zum Krieg mit England. Da rückte Warbeck mit eignem Banner, unter dem sich etwa 1400
Sept. 1496. flüchtige Yorkisten aus dem Norden gesammelt, an des Königs Seite über die Grenze, in Proklamationen an das englische Volk sich als den rechtmäßigen Thronerben ankündigend. Aber die verheerende Kriegswut der Schotten, die wie Mordbrenner über Stadt und Land herfielen, war nicht geeignet, dem

neuen Königtum eine freudige Aufnahme zu verschaffen. Die Bewohner hielten fest an dem Hause Tudor, so daß die Angreifer bald zum Rückzug gezwungen wurden. Nun neigte sich Warbecks Stern zum Niedergang; der schottische Adel, weit entfernt von des Königs romantischen Anwandlungen, sah in dem abenteuernden Fremdling nichts als einen Betrüger. Auch König Jakob kam nach einiger Zeit zu andern Ansichten, und da ihm der Unterhalt des Prätendenten allmählich zur Last fiel, so bewirkte er, daß Warbeck mit seiner schönen Gemahlin auf einem Schiff, das der kühne Freibeuter Robert Barton befehligte, in die See ging. Dann schloß er Frieden mit England. Warbeck landete 6. Juli 1497.
mit seinen Begleitern in Cornwallis, wo kurz zuvor ein Volksaufruhr unterdrückt worden war und die Gemüter sich noch in aufgeregter Verfassung befanden. Kaum hatte er an der Küste seine Fahne aufgepflanzt und als Sept.
König Richard IV. einen Aufruf an das Volk erlassen, so scharten sich gegen 3000 rüstige Männer um den Abenteurer, so daß dieser einen Angriff auf die Stadt Exeter wagte. Als aber das Unternehmen durch die tapfere Haltung der Bürger und die umsichtige Führung des Grafen von Devonshire vereitelt ward und der zusammengelaufene schlecht bewaffnete Haufen auf die Kunde von dem Herannahen eines königlichen Heeres sich zerstreute, schiffte sich Warbeck mit seinen Gefährten rasch ein. Seine schöne Gemahlin aus dem schotti- Okt. 1497.
schen Hochland flehte die Gnade des Königs an, die ihr auch zu teil ward. Nicht lange nachher ergab sich auch Perkin, der mit seinen Genossen in den 5. Okt.
geheiligten Räumen eines Klosters Schutz gesucht, den königlichen Kommissaren, nachdem man ihm und den Seinen Sicherheit des Lebens zugesagt. Er verherrlichte als Gefangener den Triumphzug Heinrichs durch die Straßen der Hauptstadt und wurde dann, nachdem er ausführliche Geständnisse über seine Herkunft, Erziehung und Lebensschicksale abgelegt, unter Aufsicht gestellt, aber anständig behandelt. Selbst ein Fluchtversuch, den er im folgenden Jahr 1498.
wagte, der aber mißlang, wurde nicht mit dem Tode bestraft: er mußte öffentlich im Bußgewand seine früheren Bekenntnisse laut vorlesen und wurde dann in den Tower gebracht. Erst als er hier mit dem Grafen Eduard von Warwick, dem durch die lange Gefangenschaft fast blödsinnig gewordenen Sohne des Herzogs von Clarence, Verbindungen anknüpfte und in Gemeinschaft mit demselben auf neue Flucht sann, beschloß der König, gereizt durch das Auftreten eines andern Betrügers in Kent, dem frevelhaften Spiel mit erlogenen Thronansprüchen mit einem Male ein Ende zu machen, die Anhänger der Weißen Rose zu schrecken und alle fernere Prätendentengelüste niederzuschlagen. Perkin Warbeck, von dem Gerichte wiederholten Verrats angeklagt und schuldig befunden, starb zu Tyburn 23. Nov. 1499.
am Galgen, und fünf Tage nachher fiel das Haupt des unglücklichen gefangenen 28. Nov.
Eduard Plantagenet auf dem Blutgerüste am Tower. Mit diesem Akt grausamer Strenge schlossen die letzten Zuckungen des Kriegs der Roten und Weißen Rose. Die Weltgeschichte gedenkt kaum eines andern Kampfes, in

welchem sich so viele Greuel häuften als in diesem fast halbhundertjährigen Thron- und Bürgerkrieg. Achtzig Glieder des königlichen Geschlechts und die Zierden des Adels hatte das Schwert gefressen oder das Richtbeil gefällt.

6. Regierung Heinrichs VII. vom Hause Tudor.

Heinrichs VII. Ansehen. Mit dem Tode des letzten gefangenen Sprößlings der Yorks hörten die Versuche der Thronumwälzungen auf und niemand wagte ferner das Recht des
1502. Hauses Tudor anzufechten. Als Edmund de la Pole, Graf von Suffolk, Bruder des bei Stoke gefallenen Lincoln, verstimmt über seine Zurücksetzung, sich nach dem Kontinent flüchtete, um in den Niederlanden oder bei Kaiser Maximilian Unterstützung zur Geltendmachung der Yorkschen Ansprüche zu suchen, fand er nirgends Gehör. Er verweilte mehrere Jahre im Exil, während seine englischen Freunde, die der kluge König durch seine Späher und Agenten ausfindig zu machen wußte, teils wie Sir James Tyrrel und John Wyndham hingerichtet, teils wie William de la Pole, ein Bruder des Flüchtlings, und Lord William Courtenay, Sohn des Grafen von Devonshire, durch Parlamentsbeschluß geächtet und ihres Vermögens verlustig erklärt wurden. Suffolk selbst ward in der Folge von Herzog Philipp dem König ausgeliefert und beschloß sein Leben im Tower. Im Inselreiche wie im Auslande war das Thronrecht der Lancasterschen Dynastie, das auf die Tudors vollgültig vererbt sei, über jeden Zweifel gestellt. Das mächtige spanische Herrscherhaus trug kein Bedenken, mit demselben in verwandtschaftliche Beziehung zu treten. Katharina von Aragonien kam mit reicher Mitgift nach England, um dem
14. Nov. 1501. Prinzen von Wales, Arthur, die Hand zum Ehebund zu reichen, und als der
2. April 1502. zarte Fürst fünf Monate nach dem glänzenden Hochzeitfeste rasch ins Grab sank, wahrscheinlich an dem „Schweiß", einer ansteckenden Krankheit, die damals England mehrmals mit ihren verheerenden Wirkungen heimsuchte, verlobte der König die junge Witwe mit dem zweiten Sohn Heinrich, um die große Aussteuer nicht wieder zu verlieren. Denn niemand sammelte begieriger Schätze und Reichtümer als der Gründer des Hauses Tudor.

Tod der Königin. Im nächsten Jahr schied auch die Königin Elisabeth, erst sechsunddreißig
11. Febr. 1503. Jahre alt, aus dem Leben, geliebt und betrauert von dem ganzen Volke. Fern von dem ehrgeizigen Trachten des Yorkschen Geschlechts hatte sie sich mit der Stellung begnügt, die ihr der Gemahl angewiesen, ohne sich in die Angelegenheiten des Staats zu mischen oder die Streitfrage über die Legitimität aus der Vergessenheit heraufzubeschwören. Die Kämpfe der Roten und Weißen Rose gehörten bereits der geschichtlichen Vergangenheit an, die in der Gegenwart keinen Boden mehr hatte.

Heinrichs VII. Ausgang. König Heinrich VII. überlebte seine edle Gemahlin noch sechs Jahre:
1509. sein Körper, von Jugend auf unkräftig, war durch das Übermaß von Arbeit,

Sorgen und Anstrengung und durch öftere Krankheitsanfälle vor der Zeit gealtert. Er zählte erst dreiundfünfzig Jahre, als er auf seinem Lieblingssitze zu Shene aus dem Leben schied, in jener reizenden Landschaft an der Themse, wo er sich zwischen Baumgruppen und grünen Wiesen den schönen Palast Richmond erbaut hatte. Seine Leiche wurde aus dem lieblichen Hügellande, wo er so oft in der gesunden stärkenden Luft sich an dem edlen Weidwerk ergötzt hatte, nach Westminster geführt, um in der von ihm erbauten prachtvollen Kapelle, die noch jetzt wegen ihrer reichen Ornamentik in Bildnerei und Architektur Gegenstand der Bewunderung ist, in der Fürstengruft der Tudors eingesenkt zu werden.

In schweren Zeiten hatte Heinrich VII. den erschütterten Thron bestiegen, und als er aus der Welt schied, war er einer der reichsten und mächtigsten Fürsten Europas. Wales, das Geburtsland der Tudors, war jetzt durch den stammverwandten König unzertrennlich mit England verbunden; Irland war durch die legislatorische Thätigkeit Poynings näher herangezogen worden, in Schottland war durch die Vermählung Jakobs IV. mit der englischen Königstochter der Grundstein zur künftigen Vereinigung gelegt. Das Ausland bewarb sich um die Gunst des Inselkönigs, und dieser wußte, so sehr er es auch vermied in die kriegerischen Verwickelungen des Kontinents einzutreten, die politische Lage der Staaten zu seinem Vorteil auszubeuten. Frankreich erkaufte seine Neutralität durch Jahrgelder, mit den Niederlanden wurden Freundschaftsverträge geschlossen, durch welche der englische Handel und Gewerbfleiß in Aufschwung kam, der Mittelstand sich hob und die allgemeine Wohlfahrt der Nation sich mächtig entfaltete. Entdeckungsreisen, Ansiedelungen in der neuen Welt, Handelsfahrten nach allen Meeren waren unverkennbare Symptome der künftigen Weltstellung des großbritannischen Königreichs. Resultate seiner Regierung.

Dieser Aufschwung nach außen war hauptsächlich die Frucht der weisen und vorsichtigen Friedenspolitik des staatsklugen Königs im Innern. Er hat bei Unterdrückung der Aufstände weniger von Schwert und Richtbeil Gebrauch gemacht als seine Vorgänger und hat dennoch das Reich im tiefsten Frieden und die Krone in fast absoluter Machtfülle hinterlassen. Wohl hat auch er zur Niederwerfung der Empörer und Unruhstifter die Schrecken der Hinrichtung zu Hilfe gerufen, doch setzte er mehr Vertrauen auf die geheimen Kräfte, durch welche er dem Aufruhr vorbeugte oder ihn im Keim erstickte. Seine Späher und Agenten wußten sich in alle Kreise und Orte einzuschleichen, die Verdächtigen mit einem Netze zu umgarnen, durch alle Künste der Verführung Geständnisse und Anzeigen herauszulocken. „Mit unablässiger Eifersucht bewachte Heinrich die geheimen Gegner, welche nach einer auswärtigen Bewegung aussahen, um sich noch einmal zu erheben: er hielt sich Tagebücher über ihr Thun und Lassen: man sagt, er habe sich der Beichtväter dazu bedient." In der Regel war er von allen Umtrieben und revolutionären Anschlägen zum voraus Seine Politik.

unterrichtet; und er benutzte die empfangenen Winke und Mitteilungen, um die Schuldigen und Verdächtigen rechtzeitig ergreifen zu lassen. Durch die Gesetzgebung war er hinlänglich mit Waffen zur Bestrafung alles Landes- und Hochverrats ausgerüstet. Wir wissen, welche furchtbare Gewalt dem Institut der „Sternkammer“ beiwohnte. Wo die richterliche Macht und Autorität der Geschwornen nicht ausreichte, da verlieh dieser hohe Gerichtshof den Gesetzen und Verordnungen zur Aufrechthaltung des Landfriedens und der öffentlichen Ordnung den gehörigen Nachdruck. Denn in der pünktlichen Befolgung der Reichsgesetze von seiten der Unterthanen jedes Standes erblickte Heinrich die Kraft der Regierung. Kam es doch vor, daß er den Grafen von Oxford, den standhaftesten und getreuesten Anhänger der Roten Rose, mit einer hohen Geldstrafe belegte, weil derselbe, um den König bei einem Besuche auf dem gräflichen Schlosse recht glänzend zu empfangen und zu bewirten, seine Hintersassen in seine Farben und Abzeichen gekleidet hatte. Neben der Wahrung seiner Autorität war Heinrichs Streben vorzugsweise auf die Mehrung seiner Einkünfte und Krongüter gerichtet. Die Umtriebe und Verschwörungen, deren Fäden er bis in die äußersten Verzweigungen nachging, dienten ihm, seine geheimen Gegner mit Acht und Güterverlust zu bestrafen, wobei die Krone und die Staatskasse gewöhnlich den größten Gewinn machten. Während der Bürgerkriege hatten die Feudalherren aufgehört die Gefälle zu entrichten, welche dem König als Oberlehnsherrn zustanden. Alle diese Versäumnisse und Fehler wurden nun mit großer Strenge aufgesucht, die Rückstände nachgefordert, die gesetzlich bestimmten Strafgelder eingetrieben. Scharen von Angebern und falschen Zeugen waren beflissen, teils aus Parteihaß und Neid, teils aus Gewinnsucht, diesem Verfahren eine solche Ausdehnung zu geben, daß eine Menge wohlhabender Familien an den Bettelstab kamen. Die Namen der königlichen Sachwalter Dudley und Empson, die sich bei diesem gehässigen Geschäft besonders diensteifrig zeigten, waren lange der Fluch und Abscheu des Volks. Selbst Kommunen wurden unter dem Vorwande der Bestätigung uralter Rechte und Freiheiten zu schweren Geldzahlungen angehalten. Bei diesem drückenden Verfahren konnte der König die zwei Hauptgrundsätze seiner Politik, „daß seine Gesetze unter keinen Umständen verletzt werden dürften, und daß ein Fürst, welcher Ansehen genießen wolle, immer bei Geld sein müsse“, in Anwendung bringen. Besonders hatte der Adel unter solchen Maßregeln zu leiden; dieser blieb daher dem Tudor stets abgeneigt, während der Mittelstand, welcher durch die Fürsorge desselben für die Künste des Friedens, für Ackerbau, Gewerbebetrieb, Handel, zur Wohlhabenheit und zu einem ruhigen, bequemen Leben gelangte, ihm mit Ergebenheit zugethan war. Auf ihn stützte daher Heinrich VII. seine Macht und Herrschaft. Die Lancasters hatten sich den hohen Ruhm erworben, die parlamentarischen Rechte und die Verfassung der Nation geachtet zu haben, ein Ruhm, dem sie großenteils ihre Popularität

verdankten. Eduard IV. und Richard III. waren hierin weniger gewissenhaft. Wir haben gesehen, wie häufig sie die Kräfte des Volks durch Abgaben, Umlagen und Eintreibung von Privatbeiträgen oder Benevolenzen in Anspruch nahmen. Bei dem hohen Wert, den Heinrich VII. auf seine Lancastersche Abstammung setzte, hätte man erwarten sollen, daß er zu dem alten Rechtsverfahren seines Hauses zurückgreifen würde; dem widerstrebte aber seine Habsucht und Geldgier. Nicht nur, daß er die ihm auf Lebenszeit bewilligten Zollerträge, das sogenannte Tonnen- und Pfundgeld, fortwährend erheben ließ, daß er für angebliche Kriegszwecke öfters Subsidien in Anspruch nahm, er schrieb auch, wie Eduard IV., Benevolenzen aus und zwar mit der verschärften Beifügung, „daß das freiwillig Zugesagte mit derselben Strenge eingetrieben werden könne, die bei gewöhnlichen Auflagen galt". Auch stimmte es nicht mit seinen Grundsätzen von monarchischer Autorität überein, die Stände des Reichs regelmäßig zu versammeln. Er zog den Weg selbstherrlicher Verordnungen vor. Wie wenig er auch eine scharfe Opposition im Hause der Gemeinen zu fürchten gehabt hätte, bei dem Hin- und Herwogen der Parteien konnte man die Volksstimmung nicht mit Sicherheit vorausberechnen. So kam es denn, daß er in den letzten dreizehn Jahren seiner Regierung das Parlament nur ein einziges Mal einberief, und auch da nur, um die alten Feudalsteuern beim Ritterschlag seines Erstgebornen und bei der Verheiratung seiner ältesten Tochter zu erheben. Die heimgefallenen Besitztümer ausgestorbener großer Geschlechter, die Konfiskationen, die Lehnsgefälle, die Zollerträge, der Zehnten der Geistlichkeit, verbunden mit den französischen Jahrgeldern und der spanischen Mitgift, hatten die Kroneinkünfte so gesteigert, daß er der parlamentarischen Bewilligungen nicht bedurfte. So stellte er denn sein persönliches Recht in den Mittelpunkt der Regierung und verlieh dem Königtum eine fast unbeschränkte Machtfülle. Seine Ersparnisse wußte er durch merkantile Unternehmungen bedeutend zu mehren.

Es hat dem ersten Tudor nicht an Bewunderern und Lobrednern gefehlt, Charakter des ersten Tudor. so wenig Anziehendes und Gewinnendes auch seine Persönlichkeit an sich trug. Er gehörte zu den Fürsten, welche wie Ferdinand von Aragonien und Ludwig XI. von Frankreich ganz geschaffen waren, die Feudalmonarchie des Mittelalters in den modernen Staat hinüberzuleiten. Weit entfernt von dem Leichtsinn, der Prachtliebe und dem Frauenkult Eduards IV. wie von dessen ritterlichem Wesen und romantischen Neigungen, lebte er nur der Politik und den Staatsgeschäften. Ein hagerer Mann von schlankem Wuchs, spärlichem Haupthaar und einem strengen Angesicht, das die Spuren durchlebter Stürme und Sorgen trug, machte Heinrich mehr den Eindruck eines ehrwürdigen Geistlichen als eines ritterlichen Königs. Niemand verstand es besser als er, seine Leidenschaften zu beherrschen und seine Gedanken und Pläne geheim zu halten; von Ausschweifungen war bei ihm keine Rede. Wenn auch nicht ungewandt im

sprechen, beobachtete er doch in den meisten Fällen ein zurückhaltendes Schweigen. „Er erschien allezeit gelassen und nüchtern, wortkarg und doch leutselig." Arbeitsam und haushälterisch, hatte er kein Wohlgefallen an prunkvollen Hoffesten. Zwar hat er, wo die Gelegenheit und die Würde des Staats es verlangten, auch Glanz und Pracht entfaltet und dafür große Geldsummen aufgewendet, aber seine Seele nahm keinen Teil daran; er entfernte sich, sobald er irgend konnte. Sein ganzes Trachten war darauf gerichtet, die gestörte Ordnung im Inneren auf gesetzlichen Grundlagen wieder aufzurichten, dem Königtum Macht und Ansehen zu verleihen, dem britischen Staat seine Stellung unter den europäischen Großmächten zurückzugewinnen. Wir haben gesehen, mit welcher Strenge er die wühlerischen Gewalten niederzuhalten wußte: dennoch war er von Natur nicht grausam oder bösartig; manchen überwundenen Gegner hat er geschont; wer seine Gnade in Demut anflehte, hat selten eine Fehlbitte gethan. Die gemäßigte Haltung, die er in allen Dingen beobachtete und die ihn alle Extreme vermeiden ließ, zeigte er auch in Sachen der Religion und der Kirche. Er ging regelmäßig zur Messe und zur Beichte, er gab reichliche Almosen, er ließ den alten savoyischen Palast am Strand in ein Hospital umwandeln, er ehrte die Geistlichkeit und wählte gern seine Räte und hohen Beamten aus kirchlichen Würdenträgern; doch wahrte er auch der Kirche und dem Papsttum gegenüber die Rechte des Staats und der Krone. Der Klerus mußte zu den öffentlichen Bedürfnissen beisteuern, und wo sich Geistliche Vergehungen gegen den Staat und die Gesellschaft zu schulden kommen ließen, wurden die weltlichen Gesetze und Gerichte in Anwendung gebracht.

Schluß. So war dieser König beschaffen, der England aus dem Zustande vieljähriger Zerrüttung und Bürgerkriege zu einer geordneten Monarchie emporrichtete, der die dynastische Parteiung ausglich, die Einmischung des Auslandes zurückwies, den Adel aus dem turbulenten Feudalismus zur loyalen Hingebung an den Thron gewöhnte, dem Bürgerstande Mittel und Wege zur Entfaltung seiner Thätigkeit, zur Entwickelung und Hebung eines selbständigen merkantilen Lebens schuf, der die englische Schiffahrt im Kanal und auf der Nordsee wieder in Blüte und Ansehen brachte, der den Künsten und Wissenschaften, die auf dem Festlande einen mächtigen Aufschwung genommen, auch in dem Inselreiche eine Stätte bereitete, und indem er die aus der Zerstörung der Rosenkriege geretteten nationalen Elemente neu belebte und mit den Bildungen und Errungenschaften der Zeit verband, dem britischen Reiche neue Lebensinteressen, neues Wachstum, ein frisches Dasein mit höheren Zielen, mit vaterländischen Gefühlen, mit Mut und Selbstvertrauen schuf.

Stammtafel

des York-Lancasterschen Hauses in seinen Hauptgliedern,

zur Erklärung der verwandtschaftlichen Beziehungen

Eduard III. † 1377.

- 1. Eduard, Pr. v. Wales, der „schwarze Prinz". † 1376.
  - **Richard II.** † 1400.
- 2. Lionel von Clarence. † 1368.
  - Philippa, Gem. Edmund Mortimer, Gr. v. March. † 1382.
    - Roger Mortimer † 1398.
      - Edmund Mortimer, Grf. v. March. † 1425.
      - Anna Mortimer, Gem. Grf. Richard v. Cambridge.
- 3. Johann von Lancaster (Gent) † 1399.
  - Heinrich v. Bolingbroke (Hereford) als König **Heinrich IV.** † 1413.
    - a) **Heinrich V.** † 1422. Gem. Katharina v. Frankreich. = Zweiter Gemahl: Owen Tudor.
      - **Heinrich VI.** † 1471.
        - Eduard † 1471.
      - (aus zweiter Ehe) Edmund Tudor, Gr. v. Richmond. † 1456.
        - **Heinrich VII. Tudor.** † 1509.
    - b) Johann v. Bedford. † 1435.
    - c) Humphrey v. Gloucester. † 1447.
- 4. Edmund, H. von York. † 1402.
  - Richard, Gr. v. Cambridge. (Gem. Anna Mortimer.) † 1415.
    - Richard, H. v. York. † 1460. (Gem. Cäcilie Nevil.)
      - a) Eduard v. York, als König **Eduard IV.** † 1483.
        - Elisabeth. † 1503.
        - **Eduard. V.** † 1483.
      - b) Margarete, Gem. Karl v. Burgund.
      - c) Georg, H. v. Clarence. † 1478.
        - Eduard † 1499.
      - d) Richard v. Gloucester, als König **Richard III.** † 1485.
        - Eduard † 1484.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

J. Grube[illegible]

Weber, Georg, 1808-1888

Allgemeine Weltgeschichte

Bd.: 8 : Geschichte des Mittelalters ; 4. Teil

Leipzig 1885